Digitized by Google

Didaskalia

4. Per.

7. fk

(24, April – Juni

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MÜNCHEN BIBLIOTHEK STAATS-

Didaskalia.

BIBLIOTHEK

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 91. Mittwoch, den 1. April 1846.

Der Goldschacht.

Novelle von Ludwig Storch. *)

1.

Des Schachtes Aufgang.

Tief in den Bergen und düstern Föhrenwäldern des südöstlichen Thüringerwaldes liegt das unbedeutende Städtchen Reichmannsdorf, dessen Wohlstand mit seinem Namen im schneidendsten Contraste steht. Und doch wurde dieser Ort vom großen Reichthum seiner Bewohner aus der Taufe gehoben, doch erzählt sich jetzt noch der späte verarmte Enkel von ungeheuern, schier fabelhaften Schätzen seiner Väter, und noch deuten die Namen der Lokalitäten auf den einst so leichten Gewinn des Goldes, die nun, die jetzige Dürftigkeit höhnend, wie neckische, schadenfrohe Mährchen klingen.

Von purem Golde waren Schüssel und Teller in den Häusern der Rathsherren, der Bergbeamten, Gewerken und Zechen; die Väter spielten um Goldstücke bei'm Wein, die Kinder mit Goldstücken auf der Straße, ja der Uebermuth des Reichthums schob goldene Kugeln nach goldenen Kegeln, und jeder Wurf galt eine Hand voll Gold.

Ueber die Entstehung des reichen Goldbergwerkes ging eine seltsame Sage. Der Sohn eines armen Holzhackers, der am Tage seinem Vater im Walde geholfen, war aus Liebe zur Einsamkeit gegen Abend tiefer in die Berge gegangen und hatte sich unter einen schönen Baum niedergelegt, um seinen Gedanken nachzuhängen, denn er war ein Träumer, Kopfhänger und wunderlicher Gesell. Als er nun da lag auf dem weichen Moose, das Herz voll unerklärlichen Wehs, und dem Gesange der Waldvögel lauschend, entschlummerte er, müde von der harten Arbeit, und es däuchte ihm, der Berg öffne sich neben ihm, und aus dem glänzenden Thore trete ein Zwerglein hervor, rede ihn an und sage, wie er, der Holzhacker, der Gnomenkönigin, der Besitzerin des Goldschatzes, drinnen im Berge gefalle, und sie ihm einen Beweis ihrer Liebe und Güte zu geben wünsche, deßhalb solle er getrost mitgehen bis in's goldene Gemach der Herrin. Der Holzhacker ließ sich das nicht zwei Mal sagen, sondern schritt an der Hand des Zwergs in die Höhle. Auf seinem Wege gewahrte er unbeschreibliche Schätze, und seinem Auge war gestattet, die Metallblume im Schoße der Erde blühen und die goldenen Adern rinnen zu sehen; doch Alles übertraf das Gemach der Königin an Pracht. Sie war klein, aber sehr liebenswürdig, richtete gütige Worte an den blöden Waldsohn und versprach ihn glücklich zu machen. Zum Zeichen ihrer Gnade brach sie ein Stück des flimmernden Gesteins los, woraus die Wände ihres Gemachs bestanden, und drückte es dem zaghaften Jungen in die Hand, den der Zwerg dann wieder hinausführte. Als der Knabe am andern Morgen erwachte, hatte er zu seiner Verwunderung den Stein noch in der Hand, und dies bewog ihn zu glauben, daß doch nicht Alles, was er gesehen und gehört, bloßer Traum gewesen sey. Er erzählte daheim sein Abenteuer und zeigte den Stein, den der Vater nach Saalfeld hinabtrug, wo sich fand, daß er pures Gold enthielt. Auf der Stelle, wo der Schläfer gelegen, wurde eingeschlagen, und die kleinste Arbeit mit Haufen Gold belohnt. Viele Bewohner des nahen Walddörfchens, worin der glückliche Jüngling wohnte, traten als Gewerkschaft in Zechen zusammen, wurden Besitzer des reichen Goldschachts, und eh' hundert Jahre vergingen, war das Dörfchen zum Städtchen geworden und hatte den Namen Reichmannsdorf erhalten, und aus einer Menge Gruben floß der goldene Gewinn. Der Entdecker des Schachtes hatte sich nie verheirathet, und die Sage ging, er sey der Gatte des Bergweibchens gewesen. Die Zechen vermehrten sich im Laufe der Zeiten und der Reichthum stieg höher und höher; es war des goldenen Segens kein Ende. Die Ueppigkeit der Reichmannsdörfer war mit der Zeit sprichwörtlich geworden im ganzen Gebirge, und manche ernste Warnungsstimme vor Uebermuth verhallte im wüsten, tollen Treiben der Reichmannsdörfer Leute.

2.

Der Sohn der Wittwe.

Draußen unter den letzten Häusern nach dem Goldberge zu, dicht am Wege, der aus dem Bergwerk zur Stadt führte, lag eine armselige Hütte; an ihr war aller Reichthum der Städter vorübergegangen, aber nie eingekehrt unter das niedrige Dach; und das einzige Gold des Häuschens bestand in einer alten Henkelmünze, die die Eigenthümerin der Hütte, die Wittwe des früh verunglückten Häuers Hans Gößel, Frau Susanne, Sonntags am Halse trug. Dieses Schaustück war, wie seine Aufschrift lautete, aus dem ersten Gewinn des Goldschachtes geprägt, und in der Familie der Frau Susanne kettete sich die Sage dran, der güldene Bergpfennig sey einer der wenigen, die aus dem Stück gediegenen Gold gefertigt worden, welches die Gnomenkönigin ihrem Liebling als erstes Zeichen ihrer Huld in jener Nacht geschenkt, wo sie ihn in den Berg beschieden, und welches zur Entdeckung des Goldschachtes geführt habe; diese Stücke seyen allein in der Familie des Holzhackers geblieben, und wer ein solches besaß, durfte sich als einen Abkömmling des Mannes rühmen, dessen Sohn das Bergwerk entdeckt hatte. Auch auf Frau Susanne hatte sich diese Ueberlieferung fortgepflanzt. Der Besitz des Goldpfennigs, den sie heilig hielt, war indessen der einzige Beweis für ihre Abstammung von jenem Geschlechte, dessen Name selbst im Laufe der Jahrhunderte in Reichmannsdorf erloschen war. Doch außer diesem Henkelstück besaß die Wittwe auch noch einen andern Schatz, der, wenn auch kein goldener, ihr doch ein weit lieberer war. Dieser bestand in ihrem einzigen Leibessproß, ihrem Sohn Felician. Erst

*) Mitgetheilt nach Uebereinkunft mit dem Verfasser.

Digitized by Google

nach dem Tode seines Vaters geboren, war der Junge allein der zärtlichen Sorgfalt seiner Mutter überlassen gewesen, und wenn er nicht ganz verzogen war, so konnte man der Mutter dies eben nicht zu gut rechnen. Wunderliche Eigenheiten hingen dem blöden Jüngling, den man eher ein Kind nennen konnte, genug an, und er war in seinem Thun und Wesen ganz und gar nicht wie anderer Leute Kinder, so daß die Nachbarn oft Gelegenheit hatten, ihn ein verzogenes Muttersöhnlein zu nennen, und das kräftige Reimsprüchlein auf ihn anzuwenden: „Einzig Mutterkind, bei andern Leuten wie ein Rind." Zwar schabernackte Felician nicht, tückte weder Kind noch Thier, schrie nicht ungezogen und unbändig auf der Straße, trübte überhaupt kein Wässerchen, seine Untugend war das strengste Gegentheil von diesem Allen; er war nur allzustill und in sich gekehrt, konnte im Beiseyn Anderer kaum ein Wort hervorbringen vor Angst und Verlegenheit, und wurde blutroth, wenn ihn Jemand ansah. Ein zweiter großer Fehler war seine Unthätigkeit; nie hatte er Lust bezeigt, etwas zu lernen, und weder Liebe noch Widerwillen zum Stande des Bergmanns bewiesen, zu welchem ihn seine Mutter bestimmt hatte, weil sein Vater ein solcher gewesen war. Seine Fortschritte als Häuer erschienen so unbedeutend, er scheute so sehr angestrengte Arbeit, daß er es mehr den Bitten seiner armen Mutter bei'm Probirer Hirz, und der nachgiebigen Güte desselben, als seinen eigenen Verdiensten zu verdanken hatte, wenn man ihn endlich unter die Zahl der Bergknappen aufnahm. Doch auch jetzt verdiente er immer nur den geringsten Lohn, trotz den Thränen seiner Mutter, die er oft aus Verdruß über sich selbst mit seinen eigenen vermischte; ja hatte sie ein Mal den Schmerz über sein lästiges Wesen in seinem Beiseyn laut werden lassen, so verschlimmerte sich in der Regel das Uebel; dann ging er ganz tiefsinnig und verzweiflungsvoll jammernd umher, und die Mutter hatte an ihm zu trösten. Die arme Frau wollte natürlich nicht zugeben, daß ihres Sohnes Verkehrtheit Folge ihrer verkehrten Erziehung sey, obgleich sie nicht abläugnen konnte, daß sie in der gut gemeinten Absicht, ihr Kind vor bösen Sitten zu bewahren, es nie in die Gesellschaft anderer Kinder gelassen, sondern recht eigentlich in der Stube aufgezogen hatte; vielmehr behauptete sie meist mit Thränen im Auge, ihr Sohn leide an einer unheilbaren Krankheit, die er im Mutterschoße schon empfangen, bei Gelegenheit, als man ihr die Nachricht vom Tode ihres jungen Gatten hinterbracht, und der heftigste Schreck ihr selbst alle Glieder gelähmt habe; zuweilen gab sie auch mit einem leisen Winke von fern zu verstehen, Grund und Ursache seines Uebels seyen noch viel tiefer zu suchen, doch wollte sie sich über diesen Punkt nie deutlicher erklären. Inzwischen schien das geisterhafte, bleiche Aussehen des Jünglings die Aussage der Mutter von seiner Krankheit zu bestätigen, oft ging er einher, als könne er seine Glieder nicht ertragen, und zu manchen Zeiten schlief er mehrere Tage an einem weg, und wenn man ihn mit Gewalt ermunterte, war er wie sinnverwirrt. Dies war alle Mal zur Zeit des schönsten Sommerglanzes der Fall, wenn die Natur, mit üppiger Pracht angethan, die Blüthe der geheimnißvollen Johannisblume auf den Bergen, und des nicht minder bedeutungsreichen Flieders in den Thälern ausstellte, jene Blumen, die man die beiden Schlüssel der Geisterwelt nennt. Meist fand Frau Susanne ihren Liebling dann unter dem stark duftenden Fliederbaum im kleinen Gärtchen hinter dem Hause schlafend; und wenn er sich Abends auch in sein Bett gelegt, früh erwachte er unter dem blühenden Holder. Nicht minder liebte er's, sich in das frische Heu auf dem Boden zu graben und tagelang darin zu schlafen, und dann hatte er gewiß immer eine in der höchsten Blüthe abgemähete Johannisblume unter dem Kopfe. Wenn er aber auch nun diese Zeit erwachte, so träumte er dennoch, mied alle Menschen, lächelte oft seelenvergnügt vor sich hin, und weinte zuweilen eben so bitterlich, ohne daß er seiner Mutter, selbst auf ihre dringenden Fragen, von der Ursache seiner Gemüthsstimmung Rechenschaft gegeben hätte. Das Einzige, wofür er Neigung zeigte, war Musik, vorzüglich Gesang; den Vorschlag der Mutter aber, ein Pfeifer zu werden, verwarf er mit großem Abscheu. Ohne alle Anleitung hatte er die Zither leicht und schnell spielen gelernt, einen im Zitherspiel sehr fertigen Bergknappen, der sich erbot, ihm Unterricht zu geben, wies er mürrisch zurück, er sang alte bekannte Bergmannslieder, aber er sang auch viele andere, die in Reichmannsdorf gänzlich unbekannt waren, und man konnte nicht begreifen, wie und von wem er sie gelernt, da er nie aus dem Ort und ein Fremder nie zu ihm gekommen war. Dabei hatte er eine so wunderbar klangreiche Stimme, voll tiefer, schwermüthiger Töne, die ewig klagend und seufzend klangen, wie Kinder und Künder eines unergründlichen Schmerzes, man fühlte sich wie bezaubert von diesen herrlichen Tönen, aber es wurde Einem, wenn man ihnen lange zuhörte, weh und schauerlich um's Herz, sie gemahnten Einen gar nicht mehr, wie einer Menschenstimme angehörig, es war, als müßten sie endlich das den Menschenohren verderbliche Geheimniß einer andern Welt verrathen. Wenn er unter dem blühenden Fliederbaum sang, dann stahlen sich die Frauen und Mädchen leise hinter die Planke und den Zaun des Nachbargartens zusammen, und die meisten brachen bald in Thränen über die schmerzvoll beweglichen Töne aus, die er aus der tiefen Brust aufsteigen ließ, ja manche mochten vergehen in süßem Weh, während andern der schöne Gesang wie ein befriedigtes Sehnen in die Brust hineinglitt, so daß sie ganz still und heiter wurden. Wenn er dann lange gesungen, und endlich, die Zither in der Hand, entschlummert war, dann wagte wohl Manche einen Blick auf den bleichen, schlafenden Sänger zu thun, und Eine von ihnen konnte sich fast nie von seinem Anblick losreißen. Das war Käthchen Wyß, die Tochter auch einer armen Häuerswittwe, ein gutes, frommes Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Gedankenspäne.

In der Buchhandlung von Orell, Füßli und Comp in Zürich ist ein Büchlein erschienen, welches den etwas sonderbaren Titel führt: „Ein Buch für Leute, die denken". Dies erinnert an einen dem Schreiber dieser Zeilen bekannten Mathematiker, welcher einmal sagte: „Den ganzen Tag über muß ich denken und studiren und Abends, wenn ich davon müde bin, lese ich den Goethe." Gibt es auch Leute, welche Bücher zur Hand nehmen, um nicht zu denken? Obiger Titel bringt auf die Vermuthung, daß der Verfasser etwas ganz Besonderes zu sagen und seinen Lesern zu enthüllen habe; aber der Inhalt des Buches rechtfertigt ihn nicht. Es enthält ein paar Hundert Aphorismen von sehr ungleichem Werthe, sogenannte Gedankenspäne, wie man sie übrigens in vielen andern Büchern finden kann. Einige derselben mögen hier folgen und bei unsern Lesern eine freundliche Aufnahme finden.

— Jeder vermag nur Das anzuerkennen, was in dem Kreise seines Fassungsvermögens liegt. Wer lange beobachtet hat, wie die große Masse der Menschen ihre Urtheile fällt, kann, wenn er anders nicht von Eitelkeit geblendet, weder ein bedeutendes Gewicht auf ihr Lob, noch ihren Tadel legen.

— Vertrauen ist das Kennzeichen eines harmlosen unbescholtenen Gemüthes; Mißtrauen der Charakter der Selbstkenntniß und Weltklugheit.

— Jugend ist unduldsam, weil sie zu wenig, und das Alter, weil es zu viel erfahren.

— Das Leben ist ein Gut, das einer sehr weisen Verwaltung bedarf. Soll es daher zu unserm wirklichen Glücke gereichen, so machen wir wenigstens die Vernunft zur Geschäftsführerin desselben!

Digitized by Google

— Die Werke großer Schriftsteller sind in Hinsicht der Form, was das Gepräge auf einer Goldmünze, das ist: klar und glänzend. Ist ihre Form aber auch schon längst verbraucht, so sind sie immer noch ausgezeichnet durch ihren inneren Gehalt und Werth.

— Wann endlich werden unsere Geschichtschreiber Gerechtigkeit lernen? Wann werden wir die Washingtone und Penne an der Stelle der Alexander und Napoleone erblicken? — Sind große Menschen, denen das Glück der Völker mehr galt, als der lügenhafte Ruhm kriegerischer Thaten — die das Blut ihrer Mitbürger heiliger hielten, als die Hirngespinste ihres Hochmuthes — sind sie nicht preiswürdiger als die Geißeln der Menschheit!

O ihr, die ihr nur Kränze für den Eroberer habt, ihr seyd tadelnswürdiger als die Eroberer selbst! — Werdet urtheilsfähige Männer, Schriftsteller, und hütet euch, mit den verführerischen Zügen des Ruhmes eine Furie auszuschmücken, die, wenn ihr sie des Lorbeers beraubtet, mit dem ihr frevelnd ihr Haupt umgeben, als Schreckbild vor den Menschen dastände. Zollt endlich der Tugend das Lob, das ihr gebührt, und ihr seyd, wozu ihr berufen, die Verkünder der fortschreitenden Weisheit der Jahrhunderte, die Beförderer des Guten und Wahren im Volke.

— In der Sphäre des schaffenden Geistes wird das Weib — wie günstig sich sein Verhältniß auch einmal im Volldaseyn der Menschheit gestalten mag — immer dem Manne nachstehen. Doch übertreffen wird es ihn an Empfänglichkeit der Empfindung, an Mannichfaltigkeit und Reichthum des Gefühls. Sein Herz ist gleichsam ein großer Krystallsiegel, der die vorübergehende äußere Welt mit all' ihren Farben, Schattirungen und Tönen wiedergibt. Sind die Gegenstände des weiblichen Lebenskreises edel, so zeigt sich auch ihr Bild edel auf dieser Spiegelfläche. Sie strahlt sie stets so zurück, wie sie dieselben empfängt. Anders verhält es sich mit dem Manne. Er ist nicht so sehr der Abdruck einer fremden, als der Schöpfer seiner innern Welt. Je höher seine Geisteskultur steigt, je mehr vergeistigt sich ihm die Materie. Er dient nicht ihr, sondern sie dient ihm. Daher ist sein Charakter unabhängiger und der Verführung weniger zugänglich. Das Weib gehorcht, der Mann gebietet seinem Herzen.

— Wie beneid' ich dich, o Jugend, in dem glücklichen Wahn deiner Einbildungen, in dem blühenden Himmel deiner Träume! — O wäre auf Erden nichts als diese Träume wirklich! Führte dich nur der rasche Gang der Jahre nicht unvermerkt in die beschränkte Welt hinaus unter kalte engherzige Menschen, die mit roher Hand das zarte Gewebe deines Glückes antasten und grausam in deinem Herzen wühlen und eine Blume um die andere in deinem Eden vernichten! — Ach, wie viele Tode wirst du sterben, ehe der letzte befreiende dich aus der schauerlichen Lebenswüste hinaus in die Gefilde des Friedens führt!

— Die Zeit unserer ersten aufwachenden Liebe ist wie ein anbrechender Frühling. Wir blicken sehnsüchtig nach den jungen Knospen und Keimen und sehen schon im Geiste den herrlichen Blumenteppich der Wiesen, das wogende Meer der Saaten und die hohen Schattengewölbe des Waldes vor uns, und wandeln entzückt durch den großen heiligen Tempel der jugendlichen Erde.

Und die Tage, wo wir uns der schönen Wirklichkeit freuen könnten, kommen allmählig auch, aber sie finden uns leider meist alle in einer andern Stimmung, wenn nicht gar als andere Menschen. — Auch hatten wir diese oder jene Umstände und Verhältnisse nicht vorhergesehen, die uns jetzt an dem ungetrübten Genusse hindern. Erst wenn Herbst und Winter wiederkehren, beklagen wir die flüchtige Zeit und das unwiederbringlich Verlorene und Jeder spricht in seinem Herzen: „O wie hätte ich glücklich seyn können!" Ja armer Mensch, hättest du es nur auch seyn wollen!

— Ein gewisser Menschenschlag verzeiht wohl noch den Todten ihre Größe, weil er sich zum wenigsten schmeicheln darf, sich ihnen einst gleichzustellen, oder weil sein Hochmuth ihn gar glauben läßt, daß er sie schon an Erkenntniß und Tugend übertreffe; aber die Verdienste großer Lebenden anzuerkennen, vermag er nicht. Es bedürfte hierzu von seiner Seite einen Akt der Selbstverläugnung, d. h. das Bekenntniß: daß man weniger als Andere gelte. Und welche Demüthigung wäre das für eine gränzenlose Eitelkeit.

— Hätte ich früher — als ich noch ohne alle Weltkenntniß und traurige Lebenserfahrungen dastand — gewisse Charactere in einem Romane gefunden, wie sie mir seither, leider, die Wirklichkeit gezeigt, so würde ich dieselben für die ekelhafte Ausgeburt einer fieberhaft überreizten Phantasie gehalten haben. Es scheint aber, daß die Natur sich zuweilen in einer Gattung scheußlicher Poesie gefällt, welche den ungeheuerlichen Schöpfungen der ausschweifendsten Einbildungskraft nichts nachgibt.

— Die Eitelkeit des Mannes und Weibes geben sich vielleicht nicht das Geringste nach. Sie zeigen sich nur auf verschiedenen Gebieten, und vermöge seiner Menschenkenntniß und Weltklugheit weiß der Mann die seinige besser zu verbergen. Der Schleier, den ihr das Weib vorhält, ist blos zu durchsichtig.

Mannichfaltigkeiten.

Da Hengstenberg im Januarheft seiner Kirchenzeitung 1846 die deutschen Katholiken Antichristen nennt und behauptet, es sey jeder Heller zu viel, den man auf die Unterstützung dieser Verdammten verwende, so ist dies entweder ein Beweis, daß Hengstenberg kein evangelischer Christ ist, oder die Bauern haben mit ihrem Sprüchworte recht: Je gelehrter, desto verkehrter! (Dorfz.)

(Ein neuer Stiefelknecht.) Ein englischer Offizier hatte sich in Indien mit der Elephantenjagd unterhalten und eben seine vier Büchsen abgeschossen, als ein Elephant aus dem Dickicht auf ihn zustürzte; nur die schnellste Flucht konnte den Jäger retten, der denn auch 400 Ellen weit tüchtig lief, bald aber einsah, daß der Elephant ihn nächstens einholen würde. Zum Glücke gelangte er an einen Baum, und schnell entschlossen, kletterte er an dem Stamme hinauf. Noch eine halbe Sekunde und er wäre seinem Verfolger entkommen gewesen, aber ehe er seinen linken Fuß nachziehen konnte, packte denselben der Elephant mit dem gewaltigen Rüssel und zog daran, der Engländer seiner Seits zog hinaufwärts, da er der Ansicht war, es sey immer noch besser, wenn er sich ein Bein abreißen lasse, als wenn er ganz in die Gewalt seines Gegners falle. Der Kampf dauerte indeß nicht lange, denn zur Freude des Verfolgten und zum Aerger des Verfolgers, ging der Stiefel ab und befreiete den Fuß. Der Elephant zerzauste das Beinfutteral seines Gegners, wich aber nicht von der Stelle und blieb 24 Stunden ruhig wartend unter dem Baume stehen. Zum Glück kam nach dieser Zeit ein Eingeborner in die Nähe, den der Jäger von seiner schlimmen Lage benachrichtigte, und der aus dem nächsten Dorfe Leute aufbot, die den Elephanten durch Geschrei u. vertrieben. Ohne diesen glücklichen Zufall würde der Engländer auf dem Baume wohl haben verhungern müssen.

Literatur.

Neue Sammlung deutscher Volkslieder.

Von Ludwig Erk, Lehrer der Musik am königl. Seminar für Stadtschulen in Berlin, ist eine ausgezeichnete Sammlung deutscher Volkslieder erschienen. Vor uns liegt des dritten Bandes erstes Heft, 85 Lieder enthaltend, und auch diese Fortsetzung darf nach Verdienst mit Freude begrüßt werden. Schon daß hier wieder ein Gegengewicht gegen die täglich wachsende Masse der reinen Instrumental-Musik geboten wird, ist nicht als etwas Unbedeutendes in Anschlag zu bringen. Zwar läuft man

Digitized by Google

heutzutage Gefahr der musikalischen Ketzerei, wenn nicht eines Schlimmeren bezüchtigt zu werden, wenn man über diesen Gegenstand offen seine Meinung sagt. Allgemein verbreitet ist die Schwärmerei für Symphonien und andere Instrumentalstücke; man läßt sich in Konzerten stundenlang auf einem Meer von Tönen schaukeln, die an keine Worte gebunden sind. Ich lebe aber der Ueberzeugung, daß, so sehr auch die Musik, als selbstständige Kunst, durch die Losreißung vom Gesange nach einer gewissen Richtung hin sich vervollkommnet hat, der Einfluß der Tonkunst auf die Bildung der Menschen dadurch geschmälert worden ist. Einmal geräth die Musik, wo sie sich selbst überlassen ist, so leicht auf den Abweg, daß sie von den Mitteln, welche ihr die sich fortwährend vervielfachenden und vervollkommnenden Instrumente darbieten, einen stets wachsenden Mißbrauch macht. Die Instrumental-Musik ist ein verführerisches Gebiet, selbst für den gediegenen Componisten. Nicht selten kommt er, ohne es zu wissen und zu wollen, dahin, mehr auf äußern Sinnenreiz, als auf Wärme, Innigkeit, Wahrheit und Würde der Musik hinzuarbeiten. Und selbst wo die reine Instrumental-Musik lebhaft die Tiefen des Gemüthes ergreift, übt sie eine minder wünschenswerthe und nachhaltige Wirkung, als die mit würdiger Poesie verbündete Musik. Es ist eine wohlbegründete Forderung des Gemüthes, daß Phantasie und Gedanke nicht ganz ohne Anhaltspunkte gelassen werden, wenn die Empfindung tief aufgeregt wird. Gerade je reicher der Strom der Empfindung in den Tönen quillt, desto mehr muß man ihm ein bestimmtes Bette, eine feste Richtung wünschen, damit er nicht in der scheenkenlosen Weite verfließe und versieche. Ich weiß recht gut, wie sehr solche Behauptungen die meisten Musiker verletzen. Sie wünschen ihrer Kunst Glück, daß sie sich den Fesseln ihrer Schwester, der Poesie, entledigt hat. Aber war denn die Tonkunst etwa im griechischen Alterthum, wo sie mit der Dichtkunst noch inniger gesellt war, eine Dienerin der letzteren? Hatten beide nicht vielmehr einen freien Bund geschlossen? Wenn eine diente, so war es eher die Dichtkunst, welche die mächtige Sprache der Töne deutete. Nur das jetzt allgemein übliche, aber keineswegs nöthige und erst aus der Trennung beider Schwesterkünste entstandene Verfahren, daß der Dichter dem Tonkünstler das fertige Gedicht zur Composition überliefert, hat jene irrige Ansicht von dem Verhältniß beider Künste hervorgerufen. Zweitens aber, daß es durchgehends ächte Volkslieder sind, was uns hier geboten wird, nimmt unser Interesse doppelt in Anspruch. Gesangesweisen und lyrische Poesie sind beide am meisten vor Entartung geschützt, wo sie am innigsten miteinander verbunden sind. In den Volksliedern sind aber Ton und Wort, Melodie und Text schon in ihren Wurzeln verschlungen und miteinander erwachsen. Daher ihre Wahrheit, ihre Naturkraft, ihr charakteristischer Ausdruck, ihr harmonisches Zusammenwirken. Eben daher kann aber auch den Pflegern der Kunstlyrik und des Kunstgesanges nicht dringend genug empfohlen werden, recht oft an jener reichströmenden gesunden Doppelquelle den Sinn zu erfrischen und den Geschmack zu läutern. Für die Lyrik ist dies längst als wahr anerkannt worden. Was Herder in den seine „Stimmen der Völker in Liedern" begleitenden Abhandlungen so begeistert und eindringlich gesagt hat, haben sich viele unserer besten Lyriker zu Herzen genommen. Vor allen Göthe, der zuerst und mit dem glänzendsten Erfolge in seinen lyrischen Poesieen und Balladen den Weg des Volksliedes wieder einschlug. Die schönsten Lieder und Balladen aus seiner ersten Periode, womit er die alte conventionelle lyrische Poesie über den Haufen warf, und sich in die Herzen des deutschen Volkes hineinsang, sind ganz im Geiste der Volkslieder gehalten. Auch versäumte man nicht, Herder's Werk weiter zu verfolgen und die traditionellen Volkslieder nach und nach aus den dunkeln Regionen, worin sie in der nächstvergangenen Zeit gleich Paria's ein kümmerliches und verachtetes Daseyn gefristet hatten, an's helle Tageslicht der Literatur zu ziehen. Nur übersah man meistens, daß das Volkslied erst mit der Melodie zusammen ein Ganzes bildet, und zeichnete blos die Texte auf. Diesen Mangel erkennend, hat der Herausgeber schon in den Jahren 1838 — 1841 gemeinschaftlich mit Hrn. Irmer eine Reihe Hefte deutscher Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Gesangesweisen erscheinen lassen, worauf er dann für sich allein eine „Neue Sammlung deutscher Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Melodieen" (Berlin 1841 bis jetzt) herausgab, wovon uns hier des dritten Bandes erstes Heft vorliegt. Wenige Männer möchten wohl zu dieser wichtigen Unternehmung einen gleichen Beruf und einen gleich hohen Grad von Befähigung besitzen, als Hr. Erk. Begeisterung für die Gesangeskunst, für die er reiche Nahrung in seinem amtlichen Berufe findet, ein feiner musikalischer Tact, der ihn unter den Varianten der Gesangesweisen die ächte und ursprüngliche Form von der corrumpirten leicht und sicher unterscheiden läßt, eine von Haus aus dem Einfachen, Schlichten, Gesunden, Volksthümlichen zugewandte Sinnesart, ausgebreitete Verbindung in allen Theilen des Vaterlandes mit Männern, die das Volk kennen und lieben — ohne das Alles hätte er nicht ein Werk zu Stande gebracht, dessen Bedeutung schon jetzt von Vielen gewürdigt, aber noch mehr in Zukunft in vollem Maße wird anerkannt werden. H. V.

Korrespondenz.

München, 27. März.

Die freundliche Gesinnung unserer vornehmen Welt für die Armen hat uns gestern einen sehr angenehmen Abend bereitet, nämlich durch die schon erwähnte dramatische und mimische Vorstellung zum Besten der hiesigen Nothleidenden, ursprünglich veranlaßt durch eine Anzahl adeliger Damen und ausgeführt theils durch solche, theils durch hier wohlbekannte Cavaliere. Den dramatischen Theil der Abendunterhaltung bildete A. Dumas Lustspiel: „Le mari de la veuve", dann folgten Gedichte in altbaierischer und pfälzischer Mundart, vorgetragen von deren bekannten Verfasser, Hrn. v. Kobell. Den Schluß bildeten Tableaux, ebenfalls ausgeführt durch Herren und Damen von Rang. Zweck und Wesen dieser Unterhaltung gestatten kaum ein kunstrichterliches Urtheil, obschon dieses nur das anerkennendste seyn könnte, aber desto mehr wird es wohl zur Pflicht, diesen Zweck schon um seines vollkommenen Gelingens willen zu rühmen; denn so groß war der Zudrang, daß Viele es vorgezogen haben, Eintritt bei der Generalprobe zu suchen und dort ihre erworbenen Billets abzugeben, und daß sich sohin eine sehr ergiebige Einnahme ergeben haben muß.

Charade.

Das Feldgeschrei
Der ersten Zwei
Beleidigt uns're Ohren;
Todkündend doch
Erscheint es noch
Viel abergläub'gen Thoren.

Das letzte Paar
Stets Liedling war
In sich verliebter Närrchen, —
Auf jeden Fall
Der Damen all,
Doch auch manch eitler Herrchen. —

Das Ganze schuf
Sich schlimmen Ruf
Im weiland deutschen Reiche;
Denn allerwärts
Trieb's tollen Scherz
Und machte lose Streiche.

D . . . . l.

Auflösung der Charade in Nro. 89:
Beispiel.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 31. März. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Donna Anna: Mad. Palm-Spatzer.

Mittwoch, 1. April. Große Vorstellung der zwölf Araber-Kabylen aus der Wüste Sahara. Vor der 1. Abth.: Ouvertüre aus der Oper: „Die Abenceragen", Musik von Cherubini. Vor der 2. Abth.: Die Gefangenen der Czaarin, Lustspiel in 2 Abth., aus dem Französischen von W. Friedrich.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 92. Donnerstag, den 2. April 1846.

Der Goldschacht.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

3.

Der Probirer.

In seinem großen steinernen Hause am Markt, im prunkenden Gemach saß der steinreiche Probirer und Berggeschworne Feige Hirz, einer der gewichtigsten Männer des Bergwerks. Die Junisonne verklärte Wand und Geräthe, und spiegelte sich in dem Antlitz der sehr schönen Jungfer Elsbeth, des Probirers ältesten Tochter, die ihren achtzehnten Geburtstag noch nicht lange gefeiert hatte. Goldene Geräthe leuchteten auf Tisch und Kandelbret, theure Ringe umkreiften die zarten Finger der Tochter, goldene Ketten und Kleinodien wiegten sich auf ihrem weißen Halse, Alles von Venedigs kunstreichsten Meistern gearbeitet. Aehnliche Schätze trug die Hausfrau, Elsbeth's Mutter, ja selbst die kleineren Kinder entbehrten nicht des goldenen Zierath's, denn heute war Johannistag, das sonnigste Fest im Jahre, und die Familie, aus der Kirche heimgekehrt, schickte sich an, mit Andern ihrer Sippschaft in den Wald zu ziehen, unter grünen Bäumen zu schmausen und zu zechen, und Abends die Johannisfeuer auf den Bergen anzuzünden. Da trat Frau Susanne Göbel, die Häuerswitte, mit scheuem Gruß herein. Die Züge des Probirers verfinsterten sich einen Augenblick, doch faßte er sich schnell und ging nun voll grinsender Freundlichkeit auf die arme Frau mit der Frage los: „Was führt Euch doch heute zum Feste des Täufers in meine Behausung, Frau Susanne?" —

„Ihr habt es so befohlen, Herr Probirer," versetzte die Wittwe zaghaft, „daß ich Euch sogleich Meldung thun soll, sobald mein Kind wieder von seinem bösen Gebreste befallen werde. Solches ist nun, leider Gottes, heute der Fall; denn ich fand meinen Sohn diesen Morgen unter dem blühenden Fliederbaum im Garten, und obgleich er jetzt erwacht ist, hängt er doch der Kopf, träumt und spricht wunderliche Worte, nicht anders, als rede er mit Geistern, so daß mir bange geworden ist."

Das Gesicht des Probirers hatte sich während des angstbeklommenen Berichts der Wittwe sehr erheitert, so daß, was erst nur gezwungene Freundlichkeit gewesen, jetzt wirkliche, aus seinem Herzen kommende war. Seine Worte standen freilich damit in Widerspruch, indem er sagte: „Ich bedaure Euch recht sehr, arme Frau, und habe großes Mitleid mit Euren betrübten Umständen. Auch sollt Ihr bald vermerken, daß es nicht blos Worte sind, sondern daß ich bereit bin, Euch und Eurem Sohne zu helfen. Zuerst müssen wir daran denken, wie wir ihn durch passende Heilmittel seines Gebrestes entledigen, dazu ist es unerläßlich, daß er guter Aufsicht und Wartung genieße. Ihr könnt ihn in Eurer Hütte nicht hüten, eh' Ihr's Euch versieht, ist er Nachts aus seinem Bette entwischt und hat sich unter den Fliederbaum oder auf den Heuboden gelegt, und dadurch wird das Uebel verschlimmert, daß er nimmer genesen kann. Ich habe mich deßhalb entschlossen, ihn in mein Haus zu nehmen, und schon mit dem Pater Liborius gesprochen, der ihm sogleich hier Arzneien reichen wird. Ich bin das Euerm seligen Manne schuldig, der mein Freund war. Nun geht nur, und bringt mir den Jungen hierher, wir wollen ihn schon bestens pflegen und warten."

Die Wittwe staunte lange vor sich hin, gleichsam als hätte sie den reichen Mann nicht recht verstanden. „In's Haus wollt Ihr ihn nehmen? Ich soll mich von ihm trennen? Ach, Herr Hirz, das wird wohl schwerlich angehen. Wie schickt sich mein armer blöder Junge in Euer Haus!" —

„Ei was!" fuhr der Probirer auf, „das muß ich besser verstehen. Heute noch muß er her. Ich muß für den Jungen sorgen, Ihr könnt es nicht. Als Gabriel Kornmann starb, übertrug er mir die Sorge nicht allein für seine Kinder, sondern auch für seinen Taufpathen, Euern Sohn. Ihr und er habt mich also als seinen Pathen anzusehen und müßt mir gehorchen in Allem, was ich zu seinem Besten anordne und befehle, und auf der Welt kann ihm nichts dienlicher seyn, als daß er bis zu seiner gänzlichen Genesung in meinem Hause zubringt. Darum besinnt Euch nur nicht lange, sondern eilt und führt ihn herbei. Ihr könnt ihn dann, so lange er krank ist, alle Tage sehen und sprechen. Mein Haus wird Euch immer aufstehen, bei Nacht wie bei Tage."

Die letzteren Worte sollten den Eindruck des barschen Tones wieder mildern, womit er die ersteren gesprochen hatte. Aber die Wittwe brach doch in einen Thränenstrom aus, und konnte schluchzend weiter nichts vorbringen, als: „Ich kann mein armes Kind nicht von mir thun!" —

„Frau Susanne, macht mich nicht bös," redete der Probirer wieder milde, obgleich der Zorn jeden Augenblick hervorzubrechen drohte. „Es ist zu Euerm und Eures Sohnes Besten; das müßt Ihr doch einsehen. Behaltet Ihr ihn im Hause, so stirbt Euch der Junge dahin. Ich will ihn ja für Euch retten, damit Ihr in Euerm Alter eine Stütze an ihm habet; ich habe doch wahrlich keinen Vortheil davon, sondern Mühwaltniß und Beschwerden. Erkennt Ihr denn meine Güte gar nicht, daß ich einen kranken Menschen in's Haus nehmen will, um Euch der Last zu entbinden und meine Christenpflicht zu thun? Muß man Euch doch die Wohlthat ordentlich aufdringen."

„Väterchen, ereifert Euch doch nicht," nahm Elsbeth das Wort. „Laßt doch der Frau Susanne ihren Willen und ihren Sohn." Ein strenger Blick des Probirers verwies sie zur Ruhe, und bedeutete zugleich die Hausfrau eben so gut zu schweigen, falls auch ihr eine Einwendung in den Sinn kommen sollte, und da Herr Hirz ein strenger Hausmonarch war, so wagte Niemand weiter laut zu werden, selbst Frau Susanne nicht, die sich weinend entfernte, um sich in ihre armselige Hütte zurück zu begeben.

Digitized by Google

Felician saß unter dem Fliederbaume, die Zither in der Hand, durch deren Saiten seine Finger planlos irrten, wozu er eine seiner schwermüthigen Weisen summte. Käthchen stand hinter der Gartenthüre und lauschte mit thränenden Augen den abgerissenen Klängen. Das gute Kind erschrak, als Frau Susanne hinzutrat, wie wenn es auf einer bösen That ertappt worden wäre, und war roth geworden wie eine Purpurrose. „Meine Mutter," stammelte sie mit gesenktem Blick, „sah Euch vorhin weinend nach der Stadt zu gehen, Frau Nachbarin, und vermuthete, Felician sey etwa wieder krank geworden, da schickte sie mich herüber, mich zu erkundigen. Ich glaubte, Ihr wäret schon wieder zurück, und wollte Euch unsere Dienste anbieten, wenn Ihr deren etwa bedürftig seyn solltet."

„Ich danke Dir, mein Kind," versetzte die Wittwe. „Ach, es ist mir etwas noch weit Schlimmeres begegnet, als Felician's Krankheit, und Ihr könnt mir nicht helfen. Ich soll mich von meinem Sohne trennen."

„Trennen!" rief das Mädchen durch und durch erschrocken. „Das geht nimmermehr an, daß er fort von hier müßte. Ich grämte mich zu Tode."

„Komm, wir wollen mit ihm reden und hören, was er dazu sagt."

Sie traten in den Garten, dessen frisches Laubgrün die heiße, wolkenlose Sonne mit kräftigem Glanze übermalte. Baum und Strauch, Pflanze und Rasen, Alles stand in üppigster, vollendetster Schönheit; kein Lüftchen regte sich, kein Blatt zitterte, die Natur schien den Athem an sich zu halten, um in ungestörter Ruhe das Fest ihrer Mündigkeit zu feiern. Auf dem schwellenden Rasen unter dem Flieder lag Felician, von des Baumes Schatten mitleidig vor der Sonnengluth geschützt, und schlummerte. Die Mutter trat an ihn heran, um sich von seinem Schlafe zu überzeugen, da er doch eben noch Töne von sich gegeben hatte, doch seine Augen waren fest geschlossen, nichts desto weniger sagte er mit deutlicher Stimme: „Ich will nicht in des Probirers Haus. Laß ihn reden, was er will, bitten und drohen, schmeicheln und schelten, ich werde doch nicht zu ihm ziehen. Ich bleibe bei Dir, Mutter."

(Fortsetzung folgt.)

Wolfhagen.

Was keucht die Axt, was dröhnt der Wald
Von mächtigen donnernden Schlägen?
Horch! Wie es durch die Lüfte schallt
Und in den Thälern wiederhallt!
Was strömt auf allen Wegen
Das Volk dort dem Hügel entgegen?

Sie wollen eine Stadt erbau'n
Auf des Hügels waldigem Gipfel,
D'rum sie die Bäume niederhau'n,
Die von des Berges Stirne schau'n,
Schon zittern ihre Wipfel
Wie im Sturme der Fähnlein Zipfel.

Dann ebnen sie mit rüst'ger Hand
Die steinigte Plattform und sprachen:
„Wie wird dann nun die Stadt benannt,
Damit sie werd' im Reich bekannt?
Wie sollen wir dann sagen,
Wenn man nach dem Namen wird fragen?"

Und hielten einen langen Rath,
Wie sie wohl am besten das machen,
Bis sich auf unwegsamem Pfad,
Vom Lärm geschreckt, ein Wolf genaht
Vom wilden dunklen Hagen,
Rings Schrecken verbreitend und Zagen.

Was furchtsam war, floh in's Gehege',
Die Muthigern aber die werfen
Dem Wolfe keck sich in den Weg
Und scheuchen ihn vom Hügel weg;
D'rauf mit der Aexte Schärfen
Den Flüchtling sie nieder dann werfen.

Dann pflogen sie Raths wie vorhin,
Und einer der Aeltern und Weisen
Trat jetzo vor die Männer hin
Und sprach: „Wir sah'n den Wolf vorhin
Vom Hagen her ausreißen:
Das Städtlein mag Wolf-Hagen heißen!"

Und jubelnd stimmten Alle ein
Und fingen dann rasch an, zu bauen,
Und gruben d'rauf den Wolf in Stein
Und setzten ihn zum Wappen ein,
Und noch in Stein gehauen
Ist er dort am Thore zu schauen.

Friedrich Wilhelm Bessel.

Mögen auch kundigere Federn dem am 18. März mit Tod abgegangenen Direktor der Königsberger Sternwarte, Hrn. Geheimenrath Bessel, ein seinen großen wissenschaftlichen Verdiensten völlig entsprechendes Denkmal setzen, so soll mich dies doch nicht abhalten, in diesem vielgelesenen Blatte, in welchem schon so manche deutsche Celebrität mit der verdienten Anerkennung besprochen wurde, eines ausgezeichneten Mannes zu gedenken, der, wie sein großer College, Wilh. Herschel (gest. 1822), einen ganz anderen Weg als den nach den Sternen in dieser trüben sublunarischen Welt zu wandeln bestimmt war. Jener, als Musiker gebildet und für die Musik bestimmt, hatte in dieser Kunst als Organist zu Halifax in England und später in derselben Eigenschaft zu Bath (1766) schon einen bedeutenden Ruf erlangt, als seine bisher bloß aus Liebhaberei betriebenen Beschäftigungen mit den mathematischen und optischen Wissenschaften seine künftige Lebensbestimmung ihm in dem Augenblicke in hell leuchtenden Zügen vorzeichneten, als ihm zu Bath ein zweifüßiges Spiegelteleskop in die Hände fiel, mit welchem er zum ersten Male den gestirnten Himmel beobachtete und mit Ueberraschung und jenem Erstaunen, das nur großen Geistern bei Untersuchung der Natur eigen ist, eine dem gewöhnlichen Auge ganz unsichtbare neue Sternenwelt erblickte. In diesem wichtigen Augenblicke erhielt Herschel durch seinen erwachten Genius die Weihe für die astronomischen Studien, welche er mit dem beharrlichsten Eifer fortsetzte und in Folge deren er die wichtigsten Entdeckungen am Himmel (Uranus mit seinen Trabanten, Doppelsterne, Bau der Milchstraße ꝛc. ꝛc.) in rascher Aufeinanderfolge machte.

Für den Mann von Talent bietet der Uebergang von der Kunst zur Wissenschaft geringere Schwierigkeiten dar, als der aus dem industriellen Geschäftsleben zu einer höheren Bestimmung, welche nur allein die ernste Wissenschaft ihren Auserkorenen vorzuzeichnen pflegt. Hr. Bessel, dessen Ableben wir betrauern, war in dem Falle, sich durch die Gunst der Musen zu einem so auffallenden

Digitized by Google

Berufswechsel auserkoren zu sehen. Geboren zu Minden den 22. Juli 1784, war er ursprünglich für den Kaufmannsstand bestimmt, für welchen er wirklich die entsprechende Bildung erhielt. Sein Genie führte ihn indeß in den mathematischen Studien weiter, als ein Kaufmann zu gehen nöthig hat, und als eigentlicher Autodidakt in der Mathematik und Astronomie wußte er sich bald Bahn zu brechen. Er kam mit dem berühmten Olbers in Verbindung, welcher ihn an Schröter nach Lilienthal empfahl, wo er unter Anleitung dieses durch sein selenographisches Werk so bekannt gewordenen ausgezeichneten Mannes seinem Hange zu den astronomischen Studien und Beobachtungen sich ungestört überlassen konnte. Von Lilienthal ward er im Jahr 1810 nach Königsberg in Preußen berufen, und sein erstes Werk daselbst war der von ihm geleitete Bau der neuen Sternwarte, welche durch seine Thätigkeit später zu so großer Berühmtheit gelangen sollte. Um nur eines Beispiels in dieser Beziehung zu erwähnen, will ich hier anzuführen nicht unterlassen, daß eine der subtilsten Aufgaben der Astronomie, die Auffindung der Fixstern-Parallaxen, auch Hrn. Bessel auf der neuerbauten Sternwarte vielfach beschäftigte, und daß seine dießfälligen Bemühungen keineswegs ohne Erfolg blieben. Er machte einen Stern sechster Größe (Nro. 61 im Schwan) zum Gegenstande seiner fortgesetzten fleißigen und äußerst sorgfältigen Beobachtungen, in Folge deren er für den erwähnten Fixstern eine Parallaxe von 0″,31 ermittelte. Aus der Größe dieser Parallaxe folgte nun aus unumstößlichen mathematischen Gründen, daß besagter Stern von der Sonne 600,000 Mal weiter als die Erde entfernt sey; eine unermeßliche Distanz (die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne zu 20,658,000 deutsche Meilen angenommen), welche das Licht, das doch in der Sekunde den ungeheuren Weg von 41,900 d. Meilen zurücklegt, erst in einem Zeitraume von zehn Jahren durchlaufen würde. — Als astronomischer Schriftsteller hat Bessel durch seine Theorie der Störungen der Kometen, durch die Untersuchungen über die Präcession der Nachtgleichen und durch andere schätzbare Schriften sich einen dauernden Namen gemacht. Den großen und schönen Kometen vom Jahr 1811 beobachtete er und berechnete seine elliptischen Elemente, welche in Zach's monatlicher Correspondenz vom Nov. 1811 zu finden sind. Dieselben waren mit den Elementen von keinem der bisher beobachteten und berechneten Kometen übereinstimmend, woraus man zu schließen berechtigt war, daß der Komet von 1811 zu den bereits früher beobachteten Irrsternen nicht zu zählen sey. Seine Umlaufszeit berechnete der berühmte Königsberger Astronom auf die Dauer von 3383 Jahren. Bis zu dem Zeitpunkt seiner Wiederkehr werden alle politischen und kirchlichen Fragen, welche dermalen die Welt bewegen, vollständig entschieden seyn, und Das, was man heutzutage in Staat und Kirche für die Ewigkeit gebaut zu haben glaubt, dürfte bis dahin kaum noch dem Namen nach existiren. Alle Erscheinungen des irdischen Lebens tragen den Keim der Vernichtung in sich selber, und selbst die Geschichte, die doch den ewigen Kreislauf der Dinge hienieden aufzeichnen soll, scheint von diesem Weltgesetze in sehr entfernten Zeiträumen nicht ausgeschlossen zu seyn.

In seinem 62sten Lebensjahre erlag Hr. Bessel seinen längeren schmerzhaften Leiden, und Deutschland verlor in ihm einen jener ausgezeichneten Männer, welche ihr ganzes Leben der erhabensten aller Wissenschaften mit seltener Hingebung und dem glücklichsten Erfolge widmeten. Als Kaufmann würde der Verewigte, wäre er seinem ursprünglichen Berufe treu geblieben, wahrscheinlich auch sein Glück gemacht haben; er würde, bei seinen eminenten Geistesgaben und rastloser Thätigkeit, als speculirender Kaufmann sich vielleicht vor Vielen ausgezeichnet, weitaussehende glückliche Handelsunternehmungen gemacht und unter Begünstigung des Glückes und seines Genies vielleicht Millionen erworben und vermuthlich eben so geendet haben, wie der weise und edle Salomon Heine zu Hamburg, der von seinen großen Reichthümern einen so tugendhaften Gebrauch zu machen wußte. Doch was sind die gefüllten Geldsäcke eines Kaufmanns oder Bankiers gegen die glänzenden und unvergänglichen Schätze der Wissenschaft, die den Namen ihres Besitzers und seine heilsame Wirksamkeit für die gesammte Menschheit den entferntesten Jahrhunderten überliefern und ihre Geschlechter zu gleichem Streben, zu gleich edler Nacheiferung auffordern? Wer zwischen Newton und Krösus zu wählen hätte, müßte, wenn er wahres Selbstgefühl, verbunden mit richtiger Würdigung der erhabensten Hervorbringungen des menschlichen Geistes, besäße, keinen Augenblick Bedenken tragen, sich für Ersteren unbedingt zu entscheiden.

Bessel folgte den Mahnungen der inneren Stimme, welche ihm seinen künftigen Lebenslauf vorzeichnete, und indem er die Winke der himmlischen Muse mit der Sternenkrone immer richtiger verstehen und würdigen lernte, erschloß sich ihm jene überirdische Welt von Wundern, welche noch von keinem denkenden Menschen ohne stummes Staunen, ohne Ehrfurcht vor dem Unermeßlichen, betrachtet worden ist.

Darmstadt, 29. März 1846.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Dieser Tage wird die von Heinrich Neeb neu komponirte Oper: „Die schwarzen Jäger", auf hiesiger Bühne zur Aufführung kommen. Wenn nach der, von fast allen musikalischen Blättern rühmlichst anerkannten Composition, welche Neeb für das Würzburger Sängerfest lieferte, wir wohl eine melodienreiche, dramatische Tondichtung erwarten dürfen, so ist es auch angenehm, zu vernehmen, daß der Text dieser Oper den Ruhm unserer deutschen Waffen in dem denkwürdigen Befreiungskriege 1813 und den Sieg bei Leipzig zum Gegenstande hat. Lützow's wilde verwegene Jagd, welche durch die Sorgsamkeit der Theaterdirektion in getreuer Copie auf der Bühne erscheint, wird sich gewiß der beifälligsten Aufnahme erfreuen, und Lieder des ruhmvoll gefallenen Theodor Körner, wie: „Ahnungsgrauend, todesmuthig" und: „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein", gesungen in ihrer Originalmelodie, werden dem Zuschauer die Zeit jener mächtigen Erhebung des deutschen Volkes vergegenwärtigen.

(Neues Feuerungsmittel.) Das „Athenäum" berichtet über eine neue Erfindung, welche das Holz beim Feueranmachen überflüssig machen und zugleich dazu dienen soll, schnell ein helles Feuer zu erzeugen. Das neuerfundene Brennmaterial besteht in Stücken, die einen Zoll stark sind und einen Zoll ins Gevierte messen. Jedes Stück hat in der Mitte ein kleines Loch, so daß man es leicht in Hälften oder Viertel zertheilen kann. Dem Vernehmen nach bestehen diese Stücke aus einem fest zusammengepreßten Gemische von Kohlenstaub, Harz und Terpentin, und sind mit Sägspänen überstreut, so daß sie wie ein reines Stückchen Holz aussehen und weder beim Anfassen beschmutzen, noch übel riechen. Ein solches Stück oder die Hälfte desselben legt man nun auf den Rost und bedeckt es mit Cokes oder Kohlen. Mittels eines Schwefelhölzchens oder Fidibus wird es augenblicklich in Brand gesetzt, und brennt dann so hell, wie Fichtenholz, nur mit dem Unterschiede, daß es länger brennt und das ganze darüber geschüttete Brennmaterial vollkommen entzündet. Binnen wenigen Minuten erhält man so ein munteres lebhaftes Feuer, und zwar mit weit geringerem Aufwande, als durch die sonst übliche Holzunterlage. Eines der beschriebenen Stücke ist hinreichend, um das Wasser in einem Kessel zum Kochen zu bringen, und reicht überhaupt für jedes Küchengeschäft aus, welches ein helles Feuer erfodert. Ohne Zweifel wird dies Mittel bald eben so in Gebrauch kommen

Digitized by Google

wie die Schwefelhölzchen oder jede andere jener Erfindungen, die zur Bequemlichkeit und Sauberkeit in der Hauswirthschaft beitragen.

(Erfindung einer Berglokomotive.) Die Direktoren des polytechnischen Institutes in London ließen in der großen Gallerie der Anstalt eine Eisenbahn mit einer Steigung von 1 zu 10 zu dem Zwecke errichten, damit das Publikum die Struktur einer Lokomotive kennen lernen möge, auf welche der Amerikaner Coleman ein Patent in England so eben erwirkte. Das Modell hiervon ist in der Absicht angefertigt worden, zu beweisen, daß die Lokomotive so gebaut werden können, daß sie in auf- und absteigender Linie fortschreiten können, ohne einer stehenden Dampfmaschine oder irgend eines dermalen üblichen Vehikels dazu zu bedürfen. Das beim Baue von Eisenbahnen dadurch erzielte Ersparniß beträgt wenigstens die Hälfte, insoferne als man die sonst nothwendige Verlängerung der Bahnen durch Umgehung von Steigungen hier ganz beseitigt. Die Hauptvorrichtungen der Maschine bestehen blos in einer Anzahl horizontaler Rollen, welche im Steigen zwischen den Schienen greifen, dann in einer archimedischen Schraube unter denselben, mit der Lokomotive zugleich fortschreitend. Zieht die Lokomotive auf ebenem Grunde hin, so bleibt die Schraube unthätig, und die volle Gewalt des Dampfes wirkt durch die Adhäsion der Treibräder auf die Schienen; in dem Augenblicke dagegen, als die Maschine zum Fuße einer Steigung gelangt, werden die Treibräder über den Schienen gehoben, und die ganze Kraft des Dampfes wird auf die Schraube geleitet, deren Achse vermöge ihrer Konstruktion, durch die Rollen laufend, die Lokomotive in den Stand setzt, jede beliebige Steigung zu überwinden. Das Modell ist in großem Maßstabe ausgeführt; die Schienen sind bei 70 Schuh lang und haben die Form eines unregelmäßigen gekrümmten Bogens, wovon manche Theile eine Steigung von 1 zu 10 oder von 800 Fuß für die englische Meile haben, und trotz dieser scheinbar fürchterlichen Neigung fährt die kleine Lokomotive auf- und abwärts, einen oder mehrere Passagiere mit sichtlicher Leichtigkeit mit sich führend.

Korrespondenz.

München, 28. März.

Am verflossenen Donnerstag wurde von einer Gesellschaft hochadliger Damen, z. B. der Gräfin Bassenheim, Gräfin Arco, Gräfin Tascher ꝛc., im k. Odeon zum Besten der Armen eine theatralische Vorstellung gegeben, ein französisches Lustspiel und mehrere Tableaux, arrangirt vom Hofmaler Hr. k. Hoh. des Herzogs Max, Hrn. Mayer. Die Production war eine äußerst gelungene. Der Besuch war ein frequenter, denn die Einnahme belief sich auf circa 2000 fl. — Heute findet ein Konzert von einem Eleven des Blindeninstituts in Pesth, Hrn. Harke, ebenfalls im k. Odeon statt. — Mit dem 1. Mai wird Hr. Schwaiger sen., Direktor des Volkstheaters in den drei Linden, sein Theater wieder eröffnen; diese Saison dauert dann fort bis zum letzten September. Mitunter haben wir auf dieser Bühne schon manchen Schauspieler gesehen und Sänger gehört, welcher in spätereu Jahren die Zierde einer größeren Bühne geworden ist, wie das z. B. bei ihrem wackeren Sänger Conradi der Fall war. Schwaiger ist ein Mann, der viele praktische Kenntnisse und Erfahrungen besitzt. — Mit dem Heutigen hat für die lieben Münchener eine lustige Saison begonnen, welche aber nicht länger als vier Tage dauert; es ist dies das Verleitgeben des Salvatorbiers vom Bräuer Zacherl in der Au. Ein solch frohes Trinkgelag läßt sich nicht beschreiben; da treffen sich Freunde und Bekannte, die sich vielleicht in Jahr und Tag nicht gesehen haben und in eben solchem Zeitraum wieder nicht mehr sehen dürften.

Stuttgart, 28. März.

Auf unserer Hofbühne oder vielmehr jetzt im Schloßtheater gastirt gegenwärtig Fräul. Antoinette Lebrun aus Dresden, wie es heißt, auf Engagement für die abtretende Fräul. Stubenrauch. Dieselbe ist bis jetzt zweimal aufgetreten und hat sich namentlich als Christine in Christinens Liebe und Entsagung, so wie als Arouet in Voltaire's Ferien den ungetheiltesten Beifall errungen. Morgen tritt sie als Armande in Gutzkow's Urbild des Tartuffe auf. An einer Primadonna fehlt es uns noch immer für die, wie es heißt, schon im Mai wieder zu eröffnenden Vorstellungen im großen Hause; denn ob Fräul. Walther, die unzweifelhaft hier sehr gerne wieder gesehen würde, bis dahin sich von ihrer Krankheit erholt haben wird, um sogleich hier auftreten zu können, muß noch sehr dahingestellt bleiben, was wir indeß sehr bedauern würden.

Wetzlar, 29. März.

Bei der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten in Tagesblättern ist richtige Auffassung und getreue Darstellung die erste Pflicht, — die zweite: das Ernste nicht in's Spöttische zu ziehen. Von beiden weicht ein neulicher Aufsatz im Rhein. Beobachter und ein weiterer in der heutigen Didaskalia, in Bezug auf die hiesige Poststraße, ab. Der Leser dieser Aufsätze soll glauben, die Befriedigung eines wichtigen Bedürfnisses des täglichen Verkehrs, nämlich eine Erweiterung oder neue Richtung der durch den oberen Theil der Stadt seit undenklichen Zeiten ziehenden Land- oder Staatsstraße, an welche vor noch nicht 30 Jahren die Expeditionslocale des Postamts verlegt worden, stoße sich blos an postalischen Fragen und hänge von Interessen, theils der Postverwaltung, theils der Hausbewohner, letzterer namentlich in Rücksicht des Vorüberrasselns des Postwagens, ab. Diese Unterstellung ist aber falsch, eben so die Anspielung in dem Aufsatz von heute bezüglich der dem öffentlichen Wohl entgegen tretenden Privatglückseligkeit und einer egoistischen Aufregung der Gemüther. — Die Frage, mit welcher sich die Stadtbehörden beschäftigen, ist rein allgemeinen Interesses; sie ist die: ob eine von den Urvätern stammende Straßenrichtung innerhalb der Stadt außer derselben verlegt und dazu die bisherige städtische Promenade verwendet werden könne, ohne die letztere für ihren Zweck unbrauchbar zu machen und den auswärtigen Verkehr von dem oberen Theile der Stadt abzuziehen, dadurch also die Gewerbtreibenden und Hausbesitzer in diesem zu benachtheiligen? Hierüber bestehen, wie über andere Fragen, verschiedene Ansichten. Das nur aus wirklichen Mitgliedern bestehende Stadtverordneten-Collegium ist, ohne alle Rücksicht auf postalische Fragen, durch reifliche Prüfung der Sache und angemessene Beachtung der Stimmen seiner gewerbtreibenden Mitbürger zu der Ueberzeugung gekommen, daß nur eine durch das Herz der Stadt führende Straßenrichtung, welche zu den Lasten des Staats gehöre, einer Unterstützung aus städtischen Mitteln werth sey.

Bairische Pfalz, 29. März.

Die Victualien sind seit einiger Zeit in unserer Pfalz im Preise bedeutend gefallen und werden sich, was Referent schon im Oct. v. J. in diesen Blättern angenommen hat, bis zur Ernte auf ziemlich gleicher Höhe erhalten. Uebermäßige Furcht und auch überspannte Hoffnungen trieben die Preise auf einige Zeit in die Höhe. Getreide, Reps, Obstbäume, Reben stehen vortrefflich und geben bei der so günstigen Witterung gegründete Hoffnung auf ein gesegnetes Jahr. Am 22. December 1845 war unser Wochenmarkt mit Märzveilchen geziert, am 22 Jan. l. J. hatten wir an den Vogesen und dem Haardtgebirge 9 Grad Wärme, auf Fastnacht tranken wir unser Bier theilweise im Freien und schon stehen Reps und Obstbäume in der Blüthe und Felder, Gärten, Wiesen und Wälder prangen mit jungem Grün. Auch die deutschen Lehrer in Landau sind mit ihrer Supplik um Theuerungszulage, wie es heißt, zu spät gekommen. Es sey nichts mehr theuer!? Wenn ihr, ihr guten, nicht selten gedrückten Volksschullehrer des „civilisirten Europa's", auf welche die Staaten und die Väter euerer nicht immer wohlerzogenen und lernbegierigen Zöglinge so großes Vertrauen setzen und die wahrhaftig nicht zu wenig von euch verlangen, wenn ihr, sage ich euch unverhohlen, für euere Mühe, Arbeit, für euere Leistungen eine entsprechendere Belohnung verlangt, so kommt ihr durchschnittlich bis dato in Mitte des 19. Jahrhunderts, namentlich bei letzteren, leider mit euerer gerechten Bitte nicht zu spät, sondern jederzeit zu frühe. — O Pestalozzi! Pestalozzi!

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 1. April. Große Vorstellung der zwölf Aeaber-Kabylen aus der Wüste Sahaea. Vor der 1. Abth.: Ouvertüre aus der Oper: „Die Abencerragen", Musik von Cherubini. Vor der 2. Abth.: Die Gefangenen der Czaarin, Lustspiel in 2 Abth., aus dem Französischen von W. Friedrich.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 93. Freitag, den 3. April 1846.

Der Goldschacht.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

Hochverwundert über diese Rede stand die Wittwe lange, da sie doch weder zu Käthchen an der Thüre, noch hier zu Felician ein Wort von des Probirers Willen, den dieser heute zum ersten Male kund gethan, gesagt hatte. Endlich fragte sie: „Woher weißt Du denn, daß Dich der Probirer in's Haus nehmen will?" —

„Du warst ja eben dort, um ihm anzusagen, daß ich krank sey, er meint, der Pater Liborius solle mich heilen, dazu müsse ich aber in seinem Hause wohnen. Ich ziehe nicht zu ihm; ich bin nicht krank, und wenn ich's wäre, so ist es nicht seine Absicht, mich zu heilen, sondern noch größere Gewalt über mich zu erlangen."

„Ich begreife das nicht," sagte Susanne ängstlich. „Was für Gewalt hat er denn über Dich?" —

„Eine böse, Mutter! Er bindet mich mit der Kraft seines dämonischen Willens, um mir zu stehlen, was mir die Königin geschenkt."

„Heiliger Bonifaz!" schrie die Wittwe auf, „er ist nicht recht bei Sinnen oder träumt böse Gesichte. — Felix! Felix! ermuntre Dich!" rief sie, ihn rüttelnd, und langsam und träge schlug er die Augen auf und schaute der Mutter verdrießlich in's Gesicht. „Was störst Du mich denn in meiner Ruhe?" fragte er schier weinend.

„Ach, lieber Sohn, Du sollst nicht so Uebles vom Probirer reden, der uns seit lange wohlgethan hat. Und wenn Du auch nicht zu ihm ziehen willst."

„Was sind das für Worte? Ich zum Probirer ziehen, Uebles von ihm reden? Ich versteh' Dich nicht, Mutter!" —

„Du wußtest doch so eben Alles."

„Ich? Ich habe geschlafen," setzte er mit einem Seufzer hinzu, „und weiß von Nichts."

„O heilige Jungfrau! was soll das bedeuten? Weißt Du denn nicht, daß ich bei'm Probirer war und was er mir sagte?" —

„Woher soll ich's wissen? Du hast es mir ja noch nicht gesagt, und ich habe lange und fest geschlafen."

„Mein Sohn, mein Sohn! was ist mit Dir vorgegangen?" jammerte die Wittwe laut und warf sich über ihn her.

Er entwand sich mürrisch ihren Liebkosungen, eintönig fragend: „Was willst Du denn von mir? Weßhalb hast Du mich geweckt? Mir ist es ja wohl, wenn ich schlafe. Und heute ist hoher Festtag, wo Keiner einzufahren braucht."

„Du bist krank, Felix, sehr krank, und der Probirer kümmert sich um Dich, wie Du weißt. Er hatte mir geboten, ihm zu melden, wenn Du wieder von Deinem Gebreste heimgesucht würdest. Ich that's heute, und da will er, Du sollst in sein Haus ziehen, damit Du bessere Pflege hättest, wie bei mir, und der Pater Liborius Dich dort besser heilen könne!" Thränen und Schluchzen verhinderten sie am Weiterreden.

„Nicht doch, Mutter!" versetzte der junge Knappe. „Ich werde Dich nicht verlassen, auch kann ich mich nicht von unserm Gärtchen und meinem lieben Plätzchen hier unter dem Baume trennen; tröste Dich nur, ich gehe nicht fort. Und wenn ich jetzt etwas unwohl bin, so wird's vorübergehen, wie alle Male, und es bedarf der Heilmittel des Paters nicht. Sage nur dem Probirer meinen Dank für seinen guten Willen, mit der Krankheit sey's aber nicht schlimm, und wenn es wäre, würde ich doch nicht von der Mutter gehen, die mir die beste und treueste Pflegerin sey!"

„Aber er wird böse werden; denn er will durchaus, daß Du zu ihm ziehest, und wird Dich zwingen."

„Was hat der Mann damit?" fragte Felician unwillig. „Ich erkenne wohl, daß er uns Gutes gethan, aber im Herzen kann ich ihn doch nicht lieben. Wenn ich ihn unversehens erblicke, erschrecke ich jedes Mal; mir wird angst, es schnürt mir das Herz zusammen, und es ist mir stets, als habe er, so liebreich und gut er mir auch in's Gesicht thut, dennoch etwas Böses gegen mich im Sinn, oder als habe er mir vor langer, langer Zeit, viel länger noch als ich alt bin, etwa vor hundert oder zweihundert Jahren, viel Uebles zugefügt, was mir nur noch als trübe Ahnung vorschwebt. Und deshalb kann ich ihn nicht leiden."

„Das Alles sind seltsame Reden, Felix," fuhr die Frau wieder ängstlicher fort, den Sohn mit scheuen Blicken betrachtend, „die nur allzudeutlich zeigen, daß Du sehr krank bist, wenn es Dir auch nicht so vorkommt, und so wirst Du wohl zum Probirer müssen."

„Nein, nein," ergriff Käthchen das Wort, „Du sollst nicht zum Probirer, Felician. Ich will Deiner Mutter beistehen, und meine Mutter wird's auch, dann braucht Ihr den Probirer nicht."

„Nicht gutwillig, nur mit Gewalt brächten sie mich fort," fügte Felician seiner Weigerung noch hinzu. „Und wenn sie mich aus Deinem Häuschen rissen, Mutter, dann würde ich bald, sehr bald sterben."

Frau Susanne verhüllte sich das Gesicht, um ihre Thränen zu verbergen, und ging, um dem Probirer den Bescheid zu sagen. Käthchen blieb bei Felician, aber sie sprachen nicht mit einander, vielmehr versank der Jüngling allmählig ganz wieder in sich und schien jegliche Theilnahme an der Außenwelt verloren zu haben. Das Mädchen betrachtete ihn mit scheu zärtlichen Blicken.

Frau Susanne trat zagend in des reichen Mannes Haus, den sie als Wohlthäter zu betrachten gewohnt war. Aus diesem Grunde ließ sie auch nichts von Felicians Widerwillen gegen ihn verlauten, sondern berichtete nur kurz, daß ihr Sohn entschieden dagegen sey, ihr Häuschen zu verlassen.

„So will ich ihn zwingen, den widerspenstigen Buben!" tobte

Digitized by Google

der Probirer, sich vergessend, auf. „Ich werde ihn von einigen der stärksten Knappen hierher führen lassen."

„Um des Himmels Barmherzigkeit nicht," flehete die Wittwe, „sonst dürfte er heute noch sterben."

Das letzte Wort wirkte merkwürdig auf Felge Hirz. Der heftig umherlaufende lärmende Mann stand plötzlich so fest und war so still wie ein Steinbild. „Sterben?" lispelte dann der Verwandelte. „Ihr habt Recht, Frau, es ist ein schwacher Knabe. Und sterben soll er nicht, das wäre ein großes Unglück. Denn seht, ich habe Pläne, große Pläne mit Euerm Sohne vor, und er soll und darf mir nicht sterben. Er mag d'rum bei Euch im Hause bleiben. Nun sag' ich Euch das, Susanne, kümmert Euch des Nachts nicht um ihn, er mag in seinem Bette seyn oder nicht; macht keinen Lärm, wenn er fehlt, oder wenn Ihr andere Stimmen mit ihm sprechen hört, vielleicht die meinige. Ich will es Euch nun sagen, was ich Euch erst gern verschwiegen hätte, Euer Sohn ist vom Teufel besessen, den sollte ihm Pater Liborius in meinem Hause austreiben, ohne daß Ihr etwas davon erfahren hättet."

„Ach Jesus, Maria und Joseph!" schrie die Wittwe auf. „Gebt mir Trost und Hülfe, Herr Probirer, sonst bin ich selbst dem Tode verfallen!" —

„Geht heim, Susanne, und seyd getrost. Der Pater Liborius wird schon helfen! Legt Euch auf ein Ohr, und kümmert Euch bei Leibe um nichts. Wir wollen allein schon mit dem Teufel fertig werden. Eure Dazwischenkunft würde Alles verderben." Der Probirer entließ die geängstete Wittwe mit gnädigem Händedruck und sie eilte mit kummerschwerem Herzen nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Naturgeschichte des Lebens.

Bücherwurm (Vermiculus liberarius) hält sich gerne in Bibliotheken, bei Antiquaren und in Büchertrödelbuden auf, wo er seine Lieblingsnahrung aus alten Schinken und vergilbten Pergamenten zieht. Er ist bleich und melancholischen Temperaments, trinkt zuweilen Tinte und versucht sich in der Literatur. Wenn er alt wird und Glück hat, so pflegt er als Stadtbibliothekar zu sterben.

Bücklinge (Harengus complimentarius) sind besonders an Höfen und in vornehmen Gesellschaften zu Haus und zerfallen in mehrere Unterabtheilungen. Am zahlreichsten sind die Stroh-Bücklinge.

Federfuchs (Vulpes scribax) ist ein Thier mit gekrümmten Rücken und gekrümmter Pfote, das vor den Vorgesetzten den Fuchsschwanz streicht, bis es ihm gelingt, ein untergeordnetes Aemtchen zu erwischen. Er bringt es selten über einen Gehalt von sechshundert Gulden. Sein Leben ist mühevoll, und wenn er stirbt, so pflegt er Schulden und viele Kinder, sonst aber nichts Erhebliches zu hinterlassen.

Filzlaus (Morpio urgens) bringt die Menschen, die sie zu ihren Opfern erkoren hat, durch die lästigste Zudringlichkeit zur Verzweiflung; je mehr man sie zu vertreiben und abzuschütteln bemüht ist, je tiefer frißt sie sich ein. Nichts bringt sie zum Wegbleiben, weder Kälte noch Geringschätzung. Wer ihrer los seyn will, muß sie todt machen, sonst verfolgt sie ihn erbarmungslos bis an das Grab.

Gelbschnabel (Rostrum flavum). Dieser Vogel ist ein Thier, das wenig Geschick zu Brodstudien hat, sich, da er zu sonst nichts tauglich, gerne auf Literatur verlegt und Lokalblätter herausgibt. Da es ihm aber an produktiver Kraft gebricht, so beutet er alte Scharteken aus, um seine Spalten zu füllen. Nur wenn er in eine Polemik verwickelt wird, läßt er seine Stimme ertönen, die widerlich klingt und viel Aehnlichkeit mit gemeinem Gassenbubengeschrei hat. Aus Ueberfluß an Abonnentenabnahme überleben seine Blätter selten das erste Jahr.

Grille (Gryllus harseniensis) gehört zu der Familie der Hammelmäuschen, der Coloraturfängerinnen, der Nachtigallen und der Harfenmädchen. Man findet sie in öffentlichen Gärten, in Gast-, Wirths- und Kaffeehäusern. Ihre Stimme ist falsch, grell, schneidend und ist am besten mit den Stöhnen einer schlecht eingeschmierten Thürangel zu vergleichen. Sie wird mit großem Erfolge zum Feuerschreien verwendet, auch bezahlt man sie, um sie nicht hören zu müssen. Sie hört gewöhnlich damit auf, erste Sängerin bei einer wandernden Comödiantenbande zu werden, wenn sie anders nicht damit angefangen hat, was ganz ad libitum ist. Endlich stirbt sie an Heiserkeit oder an einer zurückgetretenen Tonleiter, die ihr überzwerg in den Hals gekommen ist.

Krebs (Cancer liberarius). Die Krebse sind vielblätterige Thiere, die alljährlich zwei Mal nach ihren Ausgangspunkten zurückkehren. Es gibt Leute, die beim Anblick eines Krebses in Convulsionen verfallen, dazu gehört namentlich der Buchhändler. Der Krebs ist auch einer Verwandlung unterworfen, nämlich der in Maculatur.

Lastesel (Equus asinus), oder der Bauer, ward erschaffen, um sich zu plagen, sein kerges Brod im Schweiß seines Angesichtes zu verdienen und Steuern zu bezahlen. Er wird Lastesel genannt, weil er sich alle Lasten ohne Murren aufladen läßt. In frühern Zeiten war der Bauer sehr geschätzt von großen Herren als Treiber bei Parforce-Jagden, wo er mit den Hasen um die Wette abgehetzt wurde; er kam jedoch in Mißkredit, seit die leidige Aufklärung bei ihm einzureißen beginnt.

Mehlwurm (Vermiculus farinaris) legt sich große Fruchtvorräthe an und liebt, wenn seine Speicher gefüllt sind, in der Blüthenzeit Hagelschlag, in der Erntezeit Ueberschwemmungen; er vertheuert den Leuten das Brod und mästet sich von dem Schweiß und den Thränen der Armuth.

Mannichfaltigkeiten.

(Karlsruhe, 30. März.) Allmählig kommen die Ursachen des Grolles zu Tage, den die Süddeutsche gegen Amerika hat und schon öfter durchbrechen ließ. Man wird sich darüber nicht mehr wundern, wenn man nachstehendes Schreiben der New-Yorker Schnellpost aus Philadelphia vom 18. Februar liest: „In verflossener Woche beschäftigte der Proceß der Jesuiten gegen die Erben des verstorbenen Bischofs Conwell die allgemeine Aufmerksamkeit. Die Jesuiten hatten sich nämlich vor einigen Jahren von dem alters- und geistesschwachen Greise ein Testament erschlichen, in welchem ihnen sämmtliche Habe des ziemlich wohlhabenden Bischofes nach seinem Ableben vermacht war. Aus verschiedenen Ursachen hatte jedoch Bischof Conwell das Testament noch kurz vor seinem Tode widerrufen, ohne es übrigens zu zerstören. Die ehrwürdigen Väter wollen aber von der ihnen einmal in Aussicht gestellten Habe nicht lassen, und fingen gegen die Erben einen Prozeß an, der nun, zu fast allgemeiner Freude, gegen die unsaubern Erbschleicher entschieden wurde. Dieses eine Stückchen „der ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu" ist übrigens nicht ihr einziges. So haben sie sich seit ein paar Jahren bei einem alten französischen Ehepaare, das durch Zuckerbäckerei reich geworden ist, einzunisten gewußt, haben die guten alten Leute, die bisher nur flaue Protestanten gewesen, zu bigotten Katholiken umgeschaffen, und sie mit Schreckbildern der ihrer harrenden Höllenqualen zu einem Testamente vermocht, das der „Gesellschaft Jesu" den größten Theil der beträchtlichen Habe dieser Leute zusichert." Also die amerikanischen Gerichte treten der Erbschleicherei der Jesuiten in

Digitized by Google

den Weg. Das sind eben die schlechten kirchlichen Zustände in Nordamerika, über welche die Süddeutsche in heiligen Eifer geräth.

(Hirschberg, 23. März.) Für eine Broschüre des Lehrers Wander wurde neulich, als er ausgepfändet wurde, und weil er einen ihm von der Regierung gemachten Vorschuß für Reisekosten nicht zahlen konnte, 15 Thlr. pr. Ct., d. h. der 30mal höhere Werth, für den die Broschüre in jeder Buchhandlung zu haben ist, geboten.

(Rom, 17. März.) Seit einigen Tagen durchläuft ein Gerücht seltsamer Art alle gesellschaftlichen Kreise. Es ist schwer, bei dem entschiedenen Interesse, welches mehrere einflußreiche Personen daran haben, das wirkliche Factum nicht bekannt werden zu lassen, hinter die Wahrheit zu kommen. Es soll nämlich bei Aufräumung des Theaters Argentina in einer der versteckteften Logen des letzten Ranges in vergangener Woche eine halbverweste junge Dame im Domino mit mehreren Dolchwunden an ihrem Körper gefunden worden seyn. Kein Zweifel, daß sie auf dem letzten Carnevalsfestino, seit welchem jenes Theater verschlossen war, ermordet wurde. Der Grund ihres Todes kann wohl kein anderer als Eifersucht gewesen seyn. Nichts Zuverlässiges verlautet darüber, auch nicht, wer die Todte sey.

(Ein Tunnel zwischen England und Frankreich!) Zwei Franzosen, die Herren Franchot und Tessie de Motey, haben das Project zu einem solchen Tunnel in der That ausgearbeitet. Die Länge des Tunnels, welchen die beiden Projectenmacher von Gußeisen fertigen wollen, würde blos fünf deutsche Meilen, nämlich so viel betragen, als der Kanal breit ist, in dessen Tiefen er versenkt werden sollte.

Die dermaligen Reglements der Pariser Fiaker- und Cabriolet-Gefährte (voitures de place) versprechen denjenigen Kutschern Belohnungen, welche sich im Laufe des Jahres durch getreue Ablieferung der in ihren Wagen zurückgelassenen Gegenstände hervorthun. Diese weise Maßregel der Aufmunterung hat im ersten Jahre ihres Bestandes schon die ersprießlichsten Folgen gehabt. Während der Betrag der im Jahre 1844 von den Kutschern abgelieferten Gelder und Banknoten auf 18,502 Frcs. 35 Cent. sich belief, ist derselbe im verwichenen Jahre auf 29,963 Frcs. 95 Cent. gestiegen. Daß überdies eine große Menge, zum Theil sehr werthvoller Gegenstände abgeliefert wurde, versteht sich von selbst. Vor kurzem erhielten nun fünf Kutscher durch den Polizeipräfekten Ehrenmedaillen, mehrere wurden öffentlich belobt.

(Archiv f. d. Postw.)

O Graus, o Schrecken! Ein Berliner Correspondent veröffentlicht folgenden Nothschrei: „Unserer Hofbühne steht in kurzem ein unersetzlicher Verlust bevor, indem unsere dramatische Künstlerin, Charlotte v. Hagn, der Theaterwelt gänzlich Valet sagt und im nächsten Monat sich schon mit einem jungen reichen Rheinländer (Baron von Hoven), welcher eine Rente von 10,000 Thalern jährlich zu verzehren hat, verheirathet!"

Keine andere Stadt in Deutschland, Berlin allein ausgenommen, zählt so viele Privatbühnen- und Liebhabertheatervereine als Leipzig. Die Buchdruckergehülfen besitzen sogar ein eigenthümliches nur zum Zwecke dramatischer Vorstellungen aufgeführtes Gebäude von sehr hübscher Einrichtung. Ein Verein, der den Namen „Thespis" trägt, giebt seine Darstellungen im wiener Saale, ein anderer spielt auf dem großen Kuchengarten, ein dritter in Siegels Wirthschaft u. s. w. Der Thespis wagt sich auch an umfassendere Stücke, wie er z. B. kürzlich „Minna von Barnhelm" aufführte. Die Franziska soll sehr gut gewesen seyn, die männlichen Rollen aber desto abscheulicher.

Von Heinrich Laube's: „dramatischen Werken" ist jetzt der zweite Band, „Rokoko" enthaltend, erschienen; der erste Band brachte: „Monaldeschi". Wie dies Trauerspiel dem Regisseur Moritz in Stuttgart gewidmet war, so ist jetzt „Rokoko" dem Schauspieler Marr in Leipzig dedicirt. In der Einleitung giebt Laube eine Geschichte der Entstehung und der Darstellungen des Stücks, welches bis jetzt in Dresden, Braunschweig, Leipzig und Berlin zur Aufführung gelangte.

Bei J. J. Weber soll nun auch noch eine „Illustrirte Theaterzeitung" herauskommen. Die Probenummern wurden schon lange herausgegeben, allein weiter ist noch kein Blatt erschienen. Weber's Illustrirte würde die dritte Theaterzeitung in Leipzig seyn. Von allen jetzt bestehenden Journalen für die deutsche Bühnenwelt gilt vorzugsweise die „Theaterchronik" als das allgemeine Geschäftsblatt, wir möchten sagen als der amtliche Anzeiger für Bühnenvorstände und Schauspieler.

Von Robert Heller's: „Das Erdbeben von Caracas" ist die zweite Auflage erschienen. Der erste Band derselben ward schon um Michaelis versendet; der zweite folgt jetzt nach.

Albert Lortzing arbeitet an einer neuen komischen Oper in 3 Akten: „Der Waffenschmied."

(Ein geheilter Lahmer.) Neulich verbreitete sich in London das Gerücht, es sey ein Tiger aus der Menagerie entsprungen. Es war indeß nur eine junge Leopardin, welche aus dem Käfig in den Garten und, als man sie dort wieder einzufangen suchte, über die Mauer nach der vorüberführenden Straße sprang. Alles flüchtete beim Anblicke des wilden Thiers, am schnellsten aber ein seit Jahren lahmer Bettler, welcher sofort seine Krücken auf die Schultern nahm und sich als der beste Läufer von der Welt bewies. Auch die Gensd'armen sollen sehr geschickt in Heilung lahmer Bettler seyn, und dieselbe gelingt ihnen schon oft aus der Ferne.

Korrespondenz.

Darmstadt, 30. März.

Wer gestern Nachmittag seine Schritte in die Umgebung des Rheinthores lenkte und die zahlreichen Gruppen von Lustwandelnden in der Lindenallee vor dem Doll'schen Wirthschaftslocal, die erwartungsvoll auf- und abgingen, bemerkte, dem konnte es kaum zweifelhaft bleiben, daß ein Ereigniß von nicht gewöhnlichem Interesse so viele Personen an dieser Stelle versammelt habe. Wirklich war es so. Die ehrmaligen Schüler des jetzigen Hrn. Pfarrers Neuenhagen zu Umstadt, der früher als Freiprediger eine Reihe von Jahren hindurch an der hiesigen ersten Stadtknabenschule gelehrt hatte, wollten ihrem ehemaligen verehrten Lehrer, der sie inmittelst zu Männern hatte heranreifen sehen, durch einen öffentlichen solennen Act ihre tiefgefühlte Dankbarkeit bezeigen für den trefflichen Unterricht, für die wohlwollende Unterweisung, die sie von ihm in allem Schönen und Guten, was die Jugend anspricht und ihr für die Zukunft nützlich ist, einst erhalten hatten. Diese edlen Gesinnungen der reinsten Dankbarkeit gegen einen geschätzten Lehrer theilten Hunderte aus der Mitte unserer Bürgerschaft, und die Art und Weise, wie sie ihre Gefühle verwirklichten, gereicht ihnen eben so sehr zur Ehre als Demjenigen, dem die Huldigungen des Tages gewidmet waren. Als Ort der Festlichkeit hatte man den zu diesem Zwecke eigens hergerichteten und schön decorirten Saal des Doll'schen Wirthschaftslocales gewählt. Um halb 6 Uhr trat der von einer Deputation seiner ehemaligen Schüler von Umstadt abgeholte Hr. Pfarrer Neuenhagen in den von den Festtheilnehmern angefüllten Saal ein und wurde mit einem donnernden Willkommen und einem Tusch empfangen. Auf die bewillkommende Anrede des Hrn. Hinkel, die der herzliche Ausdruck der aufrichtigsten Erkenntlichkeit gegen den ehemaligen verehrten Lehrer war, drückte Hr. Neuenhagen mit tiefbewegtem Gemüthe die Gefühle aus, welche in dieser feierlichen Stunde, an welcher mehr als 1000 Personen Antheil nahmen, sein Herz bewegten. Die Rührung war allgemein und innig und fand in dem darauf folgenden Chorgesang mit Orchesterbegleitung eine neue

Digitized by Google

Anregung zu der feierlichen Stimmung des Augenblicks, die eben ihren Hochpunkt zu erreichen schien, als der Vorhang einer Nische zurückgezogen wurde und ein prächtiger silberner Pokal, eine große Gedenktafel mit den Namen sämmtlicher ehemaliger Schüler, ein kalligraphisches Kunstwerk im strahlenden Golde der geschmackvollsten Einfassung, und das Portrait des Gefeierten zum Vorscheine kamen. Freudige Theilnahme zeigte sich von allen Seiten, und wenn irgend etwas die Stimmung der Gemüther erhöhen konnte, so war es gewiß die darauf folgende schöne Rede des Hrn. Freipredigers Ewald, der gegenwärtig die Lehrstelle an der ersten Stadtknabenschule bekleidet. Nachdem derselbe geendet hatte, traten die Festveranstalter in langer Reihe einzeln hervor, ihren ehemaligen Lehrer durch deutschen Händedruck persönlich zu begrüßen. Es war in der That ein städtisches Familienfest, das keinen der Anwesenden theilnahmlos zu lassen schien. Zu diesen gehörten als eingeladene Gäste drr Hr. Provinzial-Commissär Freihr. v. Starck, der verehrliche Gemeinderath, die Herren Stadtgeistlichen, die Herren Stadtschullehrer und noch viele andere Personen, welche sich für die seltene Feier des Tages besonders interessirten. Nach beendigter Festlichkeit zerstreuten sich viele der Anwesenden in den Wirthschaftssälen und blieben in heiterer Unterhaltung bis an den späten Abend beisammen. Dr. D.

Von der hessischen Bergstraße, 1. April.

Der von dem edlen badischen Deputirten Hrn. Pfarrer Zittel mit einer heiligen Mission an die denkende Christenheit entsendete wackere „Morgenbote" ist nunmehr auch bei uns eingetroffen und wir freuen uns, ihn allen denjenigen unserer christlichen Brüder im weiten deutschen Vaterlande, welche in christlichen Religionssachen — so weit es dem Sterblichen vergönnt ist — mit eigenen Sinnen wahrnehmen und mit der eigenen Vernunft prüfen wollen, als glaubensmuthigen Herold einer besseren Zeit aus vollem Herzen empfehlen zu können. Ueberall, wo dieser brave, ächt-christliche „Morgenbote" seinen Pilgerstab einstellt und freundliche Aufnahme findet, wird er als treuer Dollmetsch der heiligen Schrift, reines, ewiges Christenthum verkündend, Licht und Wahrheit verbreiten und mit ihm wird Ruhe und Frieden in alle für wahres, werkthätiges Christenthum empfängliche Gemüther einkehren. Wo sein Gottlob bereits weitverbreiteter rein christlicher Geist verwandte Herzen findet, muß Glaubenshaß, gleich dem traurigen Wahn von einer erfabelten alleinseligmachenden Kirche verschwinden, wie man immer mehr einsehen wird, daß nicht die von Menschen geschaffene Kirchenlehre und die Kirche, die doch nur äußere Form, nur vergängliche Hülle sind, sondern lediglich das reine, ewige Christenthum beseligende Kraft besitzt. Darum wünschen wir Zittel's wackerem „Morgenboten" Gottes Segen auf seinen heiligen Weg und heimische Einkehr bei vielen Millionen unserer deutschen Brüder, damit immer mehr der unchristliche kirchliche Kastengeist verschwinden und das Band des reinen, wahren Christenthums immer inniger die ganze gebildete Menschheit beglückend umschlingen und so, wenn auch nicht in der Form, doch im Wesen, recht bald „ein Hirt und eine Herde" werden möge. K. Y. Z.

Fulda, 30. März.

Bei den kirchlichen Bewegungen unserer Tage, welche auch hier nicht ganz ruhen, ist das eben erschienene Jahres-Programm des hiesigen Gymnasiums besonders anziehend, indem der Direktor Dr. Dronke darin mehrere wichtige Actenstücke aus der Reformationsgeschichte hiesiger Stadt, nächst einem längern Verzeichnisse noch anderen verwandten Inhalts aus dem städtischen Archive mitgetheilt. Dieselben bestätigen nämlich, was der Ober-Consistorialrath Dr. Wiß in einer Rede zu einer jüngst herausgegebenen Zusammenstellung einiger Predigten über kirchliche Zustände der Gegenwart von den Fortschritten anführt, welche die Reformation bereits in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hierselbst gemacht hatte, wie sich nämlich der Stadtrath im Jahre 1573 gegen den Fürstabt beschweret, daß das heilige Abendmahl gegen die Einsetzung Jesu Christi in der Stadtkirche wieder unter einer Gestalt eingeführt werde und die Bürger bitten, bei der Augsburger Confession, wonach sie schon lange unterrichtet worden, gelassen zu werden. Eine Eingabe des Stadtraths an den Reichstag zu Regensburg ist höchst geistreich und kräftig abgefaßt und schreibt die Reaction dem Einfluß der eingeführten Jesuiten zu, welche in den stärksten Ausdrücken verwünscht werden. Der Abt, Balthasar von Dermbach, wurde auch zur Abdication genöthigt und gelangte erst 1602 wieder an seine Stelle, während das Land unter österreichischer Administration stand, welche den Geist der Reformation nach und nach unterdrückte. Nur durch den Widerstand der Reichsritterschaft ist es geschehen, daß ein Theil des jetzigen Kreises Hünfeld evangelisch geblieben. Auch diese amtliche Gelegenheitsschrift ihres gelehrten Vorstandes ist, so wie die vorjährige des Gymnasiallehrers Schell über die ächt-christliche Lehre des Rhabanus Maurus von den Sacramenten, Taufe mit Confirmation und Abendmahl mit Beichte, ein Merkmal von dem wissenschaftlichen Geiste der Lehranstalt, in welcher bei dem Lichte unverfälschter Geschichte keine einseitigen und unduldsamen Bestrebungen aufkommen können, sondern der Ruhm behauptet werden wird, welcher die hiesigen Lehranstalten in der vorjesuitischen Zeit ausgezeichnet hat.

Landau in der Pfalz, 30. März.

Durch den hiesigen Mechaniker K. Schnell wurde eine für Steinkohlenfeuerung wichtige Erfindung gemacht, die in ganz neuen Oefen und Kochherden besteht, welche in Zimmern und Küchen weder Rauch, Stand, noch Ruß verursachen und zur Feuerung eben so bequem, als ökonomisch eingerichtet sind. Nach den von diesem thätigen und geschickten Arbeiter schon früher gemachten Leistungen im Kunst- und Gewerbefach, namentlich auch nach einer von ihm in Gang gesetzten Guillochirmaschine, um Zierstäbe für Rahmen- und Möbeloerzierung zu fertigen, zu urtheilen, steht von jener Erfindung zu erwarten, daß sie die sogenannten Füllöfen, ja alle bisher gebrauchten Oefen und Herde bei weitem übertreffe, wodurch einem vielfach gefühlten Bedürfnisse zur Holzersparung immer mehr abgeholfen wird. Um ein Privilegium hiefür ist derselbe bereits eingekommen. Möge solchen wackeren Männern für ihren Fleiß und ihre Opfer Anerkennung und aufmunternde Belohnung zu Theil werden!

Frankfurt.

Am 3. d. M. wird Hr. Proßnitz, Pianist aus Prag, im Saale des Russischen Hofes sein zweites Konzert geben.

Charade.

Erste und zweite Sylbe.

Wir sind nicht hell, doch glänzen wir,
Sind sprachlos, doch nicht stumm;
Bekannt durch uns're wilde Gier,
Bringt man uns häufig um.

Dritte und vierte Sylbe.

Es wächst und blüht durch uns're Hand
Gar manche liebe Pflanz',
Die uns dann inniger verwandt
Als Blumen ihrem Kranz.

Das Ganze.

So oft man ihre Namen nennt,
Wird man mit Gram erfüllt.
O wohl euch, die ihr sie nicht kennt,
Euch war der Frühling mild.

B. J. Sch...d..

Auflösung der Charade in Nro. 91:

Eulenspiegel.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 2. April. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischen-Abth., Text von Scribe und Germain Delavigne, Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Isabella: Mad. Palm-Spatzer. Helene: Mad. Meersmanns.

Freitag, 3. April. Große Vorstellung der zwölf Araber-Kabylen aus der Wüste Sahara. Vor der 1. Abth.: Der Ursprung des Kordgebens, dramatische Kleinigkeit in einem Act, von L. Feldmann. Vor der 2. Abth.: Die Zerstreuten, Lustspiel in einem Act, von Kotzebue. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 94. Samstag den 4. April 1846.

Der Goldschacht.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

4.

Käthchen.

Jetzt that eine theilnehmende Freundin der bedrängten Frau recht noth, und das gute, freundliche Käthchen war für sie ein Schatz. Fürchtete sie sich doch, wieder eine Nacht allein mit dem besessenen Felician in ihrem Häuschen zuzubringen. Sie theilte daher dem Mädchen von dem eben Erfahrenen mit, was sie für räthlich hielt, und bat dringend, diese Nacht bei ihr zu verweilen. Käthchen sagte mit Freuden zu, und ging, um ihre Mutter davon zu benachrichtigen. Im Grund freuete sich das Mädchen recht sehr, eine Nacht, vielleicht noch mehrere, mit Felician in einem Hause zuzubringen; denn unter allen jungen Bergknappen ihrer Bekanntschaft gefiel er ihr am meisten, und gerade weil er so bleich, so still, so schwermüthig war, deshalb war sie ihm so von Herzen gewogen, sie mußte immer und immer an ihn denken, seine Lieder hatten ein unsichtbares Netz um sie gestrickt, dem sie nicht entrinnen konnte, und ihr einziger Wunsch war, sie möchte ein Mittel ausfindig machen, um ihr Verhältniß zu Felician umzukehren, nämlich, daß, wie er jetzt sie mit seiner Schwermuth immer zum Weinen brachte, sie vielmehr ihn mit ihrem angebornen, natürlichen Frohsinn zum Lachen und zur Heiterkeit bringen möchte.

Käthchens Mutter hatte nichts einzuwenden, und so wanderte das blühende Kind gegen Abend wieder in Susanna's Hütte. Felician lag bereits auf seinem Bette im tiefsten Schlafe, Käthchen betrachtete seine eingefallenen Wangen mit mitleidigen, liebenden Augen, und als Frau Susanne gegangen war, beugte sich die Unschuldige über den Schläfer, faltete die Hände und lispelte ein tiefgefühltes, inniges, frommes Gebet zu Gott und allen Heiligen um Genesung über ihn hin. Dann drückte sie ihm einen Kuß auf die Stirne und hüpfte frohen Muthes der Mutter nach.

Eine üppige Sommernacht stieg auf würzträufenden Flügeln zur Erde nieder, um sie, die von den Sonnenküssen Glühende, zu kühlen; Baum und Blume tranken gierig in langen Zügen erquickende Nachtluft und spendeten zum Dank für solche Liebe Ströme von Düften. Die ganze Natur zitterte in ahnungsvoller Wollust der Enthüllung eines großen Räthsels entgegen, die jetzt unendlich nahe lag, und doch nicht erfaßt wurde; es war, als flüsterten sich Erd' und Himmel die Lösung zu, als klänge sie in Geisteslauten durch die Luft, aber welches sterbliche Ohr konnte sie vernehmen?

Käthchen konnte nicht schlafen; ihre Gedanken gingen weit umher im Reiche der Schöpfung und machten immer tollere Sprünge. Das zunehmende Mondsviertel zauberte durch die runden Glasscheiben des Kammerfensters bläuliche, zitternde Bilder auf Wand und Boden, Bett und Stuhl; oft war's dem Mädchen, als bewege sich Alles in der Kammer, und doch stand Jedes fest auf seinem Platz, wenn sie genau hinsah; es zuckte ihr in den Gliedern, es wirbelte ihr im Kopfe. Frau Susanne war, von Kummer und Müdigkeit gedrückt, eingeschlafen und schnarchte was Weniges, Felician lag auf der andern Seite todtenruhig, und der Mondstrahl, der des Schläfers Gesicht, leise spinnend, immer weiter eroberte, goß endlich sein ganzes Glanzgewebe darüber aus und gab ihm das Ansehen eines Verschiedenen, eines Geistes. Endlich übermannte sie Angst, Felician möchte wirklich gestorben seyn, rasch war sie auf und an seinem Bette. Leise ging der Zug seines Athems hin und her. Ruhiger öffnete sie das Fenster und schaute in den mondhellen Garten hinab, und obgleich sich nichts regte, war's ihr doch, als sey Alles so sehnsüchtig bewegt, wie ihre eigene Brust. Ihr Herz klopfte gewaltsam, sie war dem geliebten Jüngling so nahe und er schlief so ruhig. Sie wünschte, daß die Nachtluft ihr die heiße Wange, die pochende Brust kühlen möchte, und bog sich weit aus dem Fenster. Der Flieder duftete berauschend herauf und auch das Gärtlein lag in den Zaubernetzen des Mondscheins gefangen. Leuchtende Johanniswürmchen zogen seltsame Kreise durch die stille, blaue Luft, Käfer blitzten wie Funken aus dem Zaune, und die Sterne winkten vom Himmel so freundlich, vertraulich. Da war's der Späherin, als raschele Etwas am Zaune, ihr Ohr vernahm Schritte, Holz knackte unter schwerem Fußtritt, sie sah schärfer nach der Gegend, woher die Laute kamen, und erblickte einen Mann, der über den Zaun stieg, behutsam durch das Gärtchen ging und am Fliederbaum stehen blieb. Als er das Gesicht nach dem Monde kehrte, erkannte sie den Probirer Hirz. In demselben Augenblick regte sich's in der Kammer, erschrocken fuhr sie zurück; Felician war aufgestanden und ging mit offenen Augen an ihr vorüber, ohne sie zu sehen, hinab. Käthchen trat mit großer Beklommenheit wieder an's Fenster, und sah Felician sich unter dem Fliederbaum niederlegen, der Probirer stand unbeweglich hinter ihm, doch war's ihr, als strecke er zuweilen die Hände über des Schlafenden Kopf aus. Nach einer halben Stunde erhob sich Felician rasch, schritt wankenden Schritts durch den Garten und stieg über den Zaun, der Probirer hinterdrein. Ohne selbst zu wissen, was sie that, war Käthchen schon die Stiege hinab, es zog sie mächtig, sie konnte nicht widerstehen; mit drei Schritten war sie durch das Gärtchen und über den Zaun und folgte nun in der Ferne den beiden seltsamen Wanderern, die ihre Schritte dem nahen Goldberge zukehrten.

5.

Johannisnachtfahrt.

Der Rasen unter'm Fliederbaum, das war der geheimnißvolle Zauberſitz, zu dem es den verschlafenen, blöden Jungen immer

Digitized by Google

und immer zog, — war er erst in diesem Kreise, dann gewann die Welt um ihn ein wärmeres, farbigeres Ansehen, da tauchten Wunder und Seligkeiten um ihn empor, ohne daß er darüber gestaunt hätte, und er badete in der morgenrothen Glanzfluth traumherrlichen Entzückens. Auch in dieser wollustwarmen Nacht war er kaum auf seinen Rasensitz niedergekauert, als die Wunder des Gartens, vom Mondschein bläulich grün überfärbt, um ihn ihre magischen Kreise zogen. Der über die Bäume hingaukelnde Strahl gestaltete sich zu winzigen Elfen, die sich auf den Blättern wiegten; die sangen von der süßen Luft der Johannisnacht, und Felician verstand jedes Wort ihres Gesanges; der Kreuzkäfer schwirrte vom Baume herab, um sich mit dem Weibchen zu gatten, und seine Töne wurden zum Liebeslied. Der Käfer summte dem verträumten Burschen ganz vernehmbar zu: „Felician, Felician! wie fängst Du's doch so täppisch an, Du, den sich die Bergfrau zum Liebsten erkor, Du liegst in der herrlichsten Nacht auf dem Ohr! Auf! auf! und hervor und hervor! Die Nacht zu verschlafen, Du wärst ja ein Thor! Schlaf doch am Tage, verschlafe die Plage, der Tag ist der Liebe feind, wenn aber das fahle Mondlicht scheint, in der duftigen, lustigen Sommernacht, dann halte liebetrunkene Wacht, dann werde das Werk der Liebe vollbracht."

Des Käfers Gesang hatte in des Jünglings Brust kaum den Funken der Sehnsucht geworfen, als ein großes, vorzüglich hell glänzendes Johanniswürmchen durch die Luftwellen herbeisteuerte, und ihm um's Ohr funkelnd leise zirpte: „Felician, Felician, als Bote der Königin flieg' ich heran, als goldener Funken von Liebe belebt, und von Liebe trunken, bin aus den goldenen Hallen geschwebt, wo zur dämmrich nachtenden, liebeschmachtenden Johannisnacht die Königin Hof hält in flimmernder Pracht; Dich, ihren Vetter, ladet sie ein, Du sollst ihr Kammer- und Hofherr seyn; sie belehnt von den thörichten Menschen allen Dich allein als ihren getreuen Vasallen, mit goldnen Schlössern, wie oft sie gethan, d'rum eile Dich, Felician, Felician!" —

Das Glühwürmchen war kaum fort, und der Knabe dachte eben noch über die gehörten Worte nach, als eine Fledermaus herbeischwirrte und ihm mit heiseren Lauten zukrächzte: „Felician, so erhebe Dich schnell, bist doch ein alberner kind'scher Gesell, die Bergfrau trachtet und schmachtet nach Dir, und Du sehnst Dich und dehnst Dich hier; versammelt ist der Hof mit allen Trabanten, schon stimmen die Geigen die Musikanten, schon treten zum Reigen alle Galanten, die Königin aber harrt sehnsüchtig Dein, denn Du sollst heute ihr Täzzer seyn. Viel Wonnen hat sie Dir zugedacht, in der klingenden, singenden Johannisnacht, brich auf, brich auf und geh' nicht sacht. Ich fliege voran, ich melde Dich an; rasch, Felician!" Diesen dringenden Einladungen konnte der schlaftrunkne Knabe nicht länger widerstehen; zärtliche Triebe wurden in ihm wach und durchbebten ihm mit süßer Beklommenheit Mark und Bein. Girrende Seufzer stahlen sich aus seiner Brust, er sprang auf vom grünen Rasenlager und eilte mit schnellen Schritten dem Goldberge zu. Von weitem hörte er schon die Lust des Festes aus dem Berge toben. Der Eingang war durch tausend Johanniswürmchen erleuchtet. Glänzend bunte Nachtfalter umkreis'ten des Jünglings Haupt und unterhielten ihn; indem sie seine Führer waren, mit den süßen Schmeicheltönen eines auf ihn bezüglichen Lobgesanges. Als er an das offene Thor des Berges herantrat, verneigten sich alle Johanniswürmchen vor ihm und sangen: „Willkommen, willkommen zum schönen Fest! Gut, daß Du die Herrin nicht warten läßt. Nur herein, nur herein. Du allein, Du allein! Kein Anderer mehr gehört hierher. Du bist der einzige sterbliche Gast, der Du die Liebe der Königin hast. Tritt über die helle, goldene Schwelle! Wir schließen dann schnelle das steinerne Thor, als wie zuvor" — Und wirklich schloß sich der Berg gleich hinter Felicians Fersen. Der Jüngling wandelte trägen, täppischen Schrittes fort, und sein befangenes, träumerisches Wesen staunte nichts an von all' den Wundern, die in überschwenglicher Fülle vor ihm ausgebreitet waren.

(Fortsezung folgt.)

Eisenbahnlieder.

Von Karl Enslin.

I.

Sause, du Feuerroß!
Brause, du Dampfkoloß!
Fliege dahin!
Schnell wie das Kriegsgeschütz,
Rasch wie Gedankenblitz,
Muthig und kühn!

Wie unsre Lebenslauf
Eilet hinab, hinauf,
Schwebst du voran;
Wie unser Lebensflug,
Gleitet drin hast'ger Zug
Ueber die Bahn.

II.

Fort!
Schreite mit dem Geist der Zeit!
Sey zur kühnen Fahrt bereit!
Vorwärts! Fort!

Fort!
Wer sich nicht zusammen rafft,
Bleibt dahinten und erschlafft.
Vorwärts! Fort!

Fort!
Lebensarbeit gibt es viel:
Strebe rasch zu Zweck und Ziel!
Vorwärts! Fort!

Fort!
Auf dich wartet nicht die Zeit;
Du mußt bleiben im Geleit!
Vorwärts! Fort!

Fort!
Bei der Kräfte Drang und Kampf
Geht es nicht mehr ohne Dampf.
Vorwärts! Fort!

III.

Schnell wie der Wind,
Wie der Blitz geschwind,
Wie der Wolke Zug,
Wie des Adlers Flug,
Geht die Fahrt voran
Auf der Eisenbahn.

Es ist der Menschengeist,
Der so kühn sich erweis't,
Der dir Kunst erfand,
Elemente überwand,
Und mit ihnen im Bund
Sich so herrlich thut kund.

Digitized by Google

Es ist die Geisteskraft,
Die die Wunder schafft;
Es ist der Geistesmuth,
Der nicht rastet, noch ruht.
Auf der Zukunft Höh'n
Wird noch Großes erstehn.

Ueber Communismus.

In dem eben erschienenen neunten Bande der gesammelten Schriften von Karl Gutzkow (Frankfurt a. M., in der literarischen Anstalt) beleuchtet der Verfasser die Unhaltbarkeit der communistischen Theorien auf eine eben so klare und überzeugende, als auch zugleich schonende und humane Weise. Zwei Fragmente aus dieser gehaltvollen Abhandlung mögen hier eine Stelle finden.

Wie ist es möglich — sagt Gutzkow — daß eine Gesellschafts-improvisation, wie sie von den Communisten gelehrt wird, seit einer Reihe von Jahren immer mehr das Nachdenken selbst Derer hat beschäftigen können, die doch nicht gewohnt sind, sich immer auf den hintersten Schweif des Zeitgeistes zu hocken, um jede neue Lehre deßhalb zu predigen, weil man den Vorsprung eines noch nicht abgenutzten und abgegrasten Raisonnements damit hat? Ein großer Theil unserer neuen sogenannten Socialisten und Communisten gehört zu dieser gedankenlosen Schriftstellergattung, die nicht existiren, nicht einen lesenswerthen Aufsatz schreiben kann, wenn sie nicht von der Mode eine buntscheckige Livree borgen durfte. Aber unter diesen Predigern der „Gemeinschaft" (Communauté in Frankreich) gibt es einige begeisterte Schwärmer, denen wir mit Rührung zuhören, einige Denker, deren Scharfsinn uns auf Augenblicke gefangen nimmt. Das lebendigste Fürwort für den Communismus aber sind die Thatsachen, sind die unwiderleglichen Uebelstände, denen er abzuhelfen verspricht.

Der polemische Theil des Communismus ist seine glänzendste Seite. Kein gefühlvolles Herz wird sich der schmerzlich beschämenden Wirkung desselben entziehen können. Der Communist sagt: Die Welt ist voller Elend und sie könnte voller Glück seyn! Er schildert die Noth der arbeitenden Klassen, er tritt zu Euch heran, während Ihr auf einem seidnen Sopha behaglich vom köstlichen Mahle ausruht, und zerstört Euch die üppigen Träume und Ausgeburten Eurer Phantasie durch eine nackte Wirklichkeit voll Hunger und Elend! Ihr seht mit düsterm Schmerz auf Eure Teppiche, Eure Gemälde, Eure Vasen, Eure Kronenleuchtee! Ihr erschreckt vor den Summen, die ihr bedürft, um das Daseyn fortzusetzen, das Euch schon zur anderen Natur geworden ist! Es tritt wohl ein Tröster an Euch heran, der Euch sagen will: Was kümmerst Du Dich um ein Elend, das die Natur, die Geschichte verschuldet hat? Ein Geistlicher sogar weist vielleicht auf die ausgleichende Macht des Jenseits Ein Philosoph rühmt die Armuth als Schule der Entsagung. Ein Politiker spricht von Uebertreibungen und verbrecherischer Aufwiegelung der arbeitenden Volksklasse, die sich keineswegs so schrecklich unglücklich fühle, wie der sentimentale Zeitgeist sie durchaus geschildert wissen wolle. Aber was hilft das? Es mischt sich doch ein Wermuthstropfen in unsern Freudenwein. Wir vergleichen den üppigen Glanz, in welchem dort hinter den erleuchteten Fenstern bei einem Großen der Erde ein Ball gefeiert wird, mit dem Abend eines armen Fabrikarbeiters in Birmingham, mit dem Morgenerwachen eines Webers in Schlesien, und es schaudert uns, wenn wir noch ein Herz haben. Dies Herz ist der beredte Fürsprecher des Communismus.

Die Thatsachen, auf welche der Communismus seine Polemik baut, sind unwiderleglich. Unwiderleglich sind die furchtbaren schroffen Abstände der verschiedenen Lebensexistenzen. Unwiderleglich sind die schreienden Dissonanzen von Arm und Reich, Proletariat und Besitzthum in einer Welt, die uns wie das Universum auf die Hervorbringung einer majestätischen Harmonie angelegt scheint. Unwiderleglich ist das vom Communismus entworfene Gemälde einer herzlosen Gesellschaft, die sich civilisirt nennt und auf einen grausamen Egoismus begründet ist. Die Consequenz des Privateigenthums und der freien Concurrenz ist der Krieg Aller gegen Alle. Jenes, hervorgegangen aus dem Begriffe der freien Persönlichkeit, kann den Vorwurf nicht zurückweisen, daß es allmählig alle Merkmale der Willkür in sich aufgenommen hat. Diese zeigt uns das gesellschaftliche Leben in Gestalt eines Wettlaufes, in welchem der Stürzende vom Hufe des über ihn Hinwegsetzenden zertreten wird. Unwiderleglich ist der tiefe Widerwille, den wir gegen überlieferte oder angeborne gesellschaftliche Vorzüge empfinden. Unwiderleglich ist die Darstellung jener Scheinwerthe, die die Dinge nur dadurch im Handel und Wandel bekommen, weil Einer der Feind des Andern ist, und Einige von der Verlegenheit Vieler Nutzen ziehen. Unwiderleglich ist das schreiende Unrecht jenes Vorsprunges, welchen bei allem Fleiß, aller Bildung, allem Talent des Nichtsbesitzenden der Capitalist bei jeder Unternehmung vor dem Capitallosen voraus hat. Unwiderleglich ist es, daß England nur deßhalb an einer Hyper-Produktion der Industrie leidet mit allem Gefolge des Fabrikelendes, damit eine reiche Aristokratie, die der Grundrente wegen das Brod im hohen Preise hält, in glänzenden Caravanen durch Italien reisen und in Paris ihre Zinsen verschwenden kann.

Wir haben gesehen, daß die St. Simonisten eine Lösung dieser Widersprüche anboten. Die Communisten folgten ihnen. Die Communisten haben eine Theorie wieder aufgenommen, die zur Zeit der französischen Revolution schon nahe daran war, in die Praxis eingeführt zu werden.

Das Wahre am Communismus kann nicht seine Polemik seyn, wenn nicht in ihm selbst eine Ahnung des Richtigen läge. Diese ist da, wird aber auf verkehrte Art ausgesprochen. Ich billige den Grundgedanken dieser Lehre, von dem Manche, um sie zu empfehlen, gesagt haben, sie wäre christlich, und sie deßhalb mit Bibelsprüchen verbrämten. Ich bewundere den schönen harmonischen Ausbau einer communistischen Gesellschafts-Wechselseitigkeit, wie sie uns von einigen communistischen Schriftstellern entworfen worden ist. Aber gestehet doch ein, daß diese Communauté wie der Contrat social bei Rousseau oder der Urstaat mancher Rechtsphilosophen nur das Gedankenschema einer Welt ist, wie sie seyn sollte! Begeht doch die Plumpheit nicht und zerstört eine Phantasmagorie der Seele mit täppisch dreinfassenden Händen! Die Communauté ist eine Fata morgana des Gedankens, eine Vorstellung der Vernunft und des Herzens, die wir in unsere Politik, unsere Nationalökonomie so aufnehmen sollen, wie dem Heilkünstler ein möglich unsterblicher Leib vorschwebt und die Idee einer ewigen Gesundheit. Das Kind greift nach dem Regenbogen und glaubt, er berühre an seinen Enden die Erde. Es ist verbrecherisch, den arbeitenden Klassen den Traum vorzuspiegeln, daß ein solcher communistischer Urstaat mehr seyn könnte, als ein theoretisches Ideal.

Als Rousseau den Contrat social lehrte, verlangte er, daß die Menschen wieder in die Wälder liefen? Seine Gegner bespöttelten ihn und sagten, der Bürger von Genf verlangt, daß wir auf allen Vieren kriechen. Das war Rousseaus Absicht nicht. Er wollte, daß die Politik, die Jurisprudenz, die Moral sich nach dem Schema seines besten Staates verbesserten, daß sie aus Unrecht zum ewigen Rechte strebten, aber eine so plumpe Anwendung seines Prinzipes wie den Communisten ist ihm, der nur mit der Erziehung anfing, nie eingefallen.

Der communistische Staat ist eine Verbesserung der gesellschaftlichen Ideale, die seit Platons Republik aufgestellt wurden. Es ist der Staat, in welchem nicht nur für unsere politischen Rechte, sondern auch für unser materielles Wohlergehen gesorgt ist. Die Universitäten, die Cabinette, die Gewissen der Könige sollen diesen

Digitized by Google

Idealstaat in sich aufnehmen und nach seiner als möglich vorgestellten Verwirklichung hin ihre Lehren, ihre Regierungsmaximen, ihre Ansprüche einrichten.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Auf der hiesigen Bühne haben die in Frankreich mit großem Beifall aufgenommenen Kabylen der Wüste zwei Vorstellungen gegeben. Ob diese Vorstellungen auf eine Bühne wie die unsrige gehören und ob die Leistungen der Kabylen unsern Begriffen der Aesthetik und des guten Geschmackes entsprechen, dies wollen wir unentschieden lassen. Sehenswerth in ihrer Art und originell sind sie jedenfalls. Die Bewegungen und gymnastischen Künste dieser Söhne der Wüste haben so viel Wildes, daß man glauben sollte, sie seyen den Bestien der Sahara abgelernt, und einige Sprünge zeigen wirklich große Aehnlichkeit mit denen des Löwen oder des Tigers. Diese Vorstellungen geben uns zugleich ein Bild, mit welchen Feinden es die Franzosen in Algier zu thun haben, was aber nur dazu beitragen kann, die französische Tapferkeit in ein helleres Licht zu setzen.

(Darmstadt, 30. März.) Heute Nachmittag wurde das von unserm Oberappellations- und Cassationsgerichte in der Sache des Maximilian Sulkowski gefällte Urtheil publicirt. Wie bei der Verhandlung hatte sich auch dies Mal wieder ein zahlreiches Publikum zu Anhörung des Urtheils eingefunden. Dasselbe entwickelte, daß die drei von Sulkowski geltend gemachten Cassationsgründe nicht gegründet seyen, und war insofern in Uebereinstimmung mit den Anträgen des Gr. Generalstaatsprokurators. Dagegen ging es auf den von diesem geltend gemachten Cassationsgrund ebenfalls nicht ein. Es erklärte ihn dadurch für beseitigt, daß die Aufnahme der Bezeichnung: als Urheber oder Miturheber in die den Geschwornen gestellte Frage ganz gleichgültig für die Beantwortung dieser Frage und beziehungsweise das auf dieselbe gesprochene Schuldig gewesen sey, indem die übrigen in jener Frage enthaltenen Thatsachen und deren Bejahung durch die Geschworenen die vom Assisenhofe erkannte Todesstrafe zur Folge hätte haben müssen. Darüber, ob Urheber oder Miturheber Rechtsbegriffe in dem Sinne seyen, daß die Geschwornen nicht direkt über deren Vorhandenseyn sich zu äußern das Recht hätten, sagte das Urtheil des höchsten Tribunals nichts. Nach gefälltem jenem Urtheil hat also Sulkowski die Todesstrafe durch die Guillotine zu bestehen, wenn nicht Seine königl. Hoheit der Großherzog die Strafe mildert.

Aus Hamm, 22. März, wird der „Trier. Ztg." geschrieben, daß dort durch die Bestrebungen einiger jungen Leute, welche die Karnevalszeit benutzten, um durch Lieder und Reden, die in den Fastnachtscomité's öffentlich vorgetragen wurden, die Bürgerschaft auf den Standpunkt zu erheben, auf dem man allein Hoffnung für die Zukunft und Trost für die Gegenwart finden könne, plötzlich das Erwachen einer öffentlichen Meinung hervorgerufen worden sey. Einigen wenigen Beamten und älteren Bürgern — heißt es in dem Berichte weiter — mißfiel dies und sie glaubten, davon höheren Orts Mittheilungen machen zu müssen. Auf diese hin kam aus Münster ein höherer Beamter, der früher der Grafschaft Mark und Hamm besonders nahe gestanden, und besuchte nicht den Bürgerball, wie es wohl zu erwarten gewesen wäre, sondern den Ball einer geschlossenen Gesellschaft, die größtentheils aus Beamten besteht. Hier fand jener Herr zwar nicht die gesuchten Umtriebe, mußte aber allerdings hören, wie ein Beamter, der als Festredner im Hamm'schen längst eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, einen Toast, worin seiner gedacht wurde, nicht zu Ende bringen konnte. Diese Aeußerung der Volksstimme trieb den Beamten zu der Bemerkung, daß er seine Vaterstadt nicht wieder erkenne.

Frankfurt, 22. März.

Eine auffallende, für die Juden aller Länder höchst bedenkliche Erscheinung sind die in letzter Zeit immer deutlicher hervortretenden Bestrebungen ihrer neuen Rabbiner, sich geistliche Herrschaft und hierarchische Macht in ihren Gemeinden zu verschaffen. Bei uns tauchten diese zuerst in einigen süddeutschen Staaten auf, wo deren Regierungen, in der wohlgemeinten und dankbar anerkannten Absicht, ihre israelitischen Unterthanen zu tauglichen Staatsbürgern heranzubilden (obgleich Bürgerrechte allerdings nicht von Bildung und Glauben abhängig gemacht werden sollten), zuerst dafür sorgen zu müssen glaubten, wissenschaftlich gebildete Religionslehrer an die Stelle der früheren Talmudrabbiner anzustellen. In andern Theilen unsers Vaterlandes war es die fortgeschrittene Bildung unter den Juden selbst, welche die mittelalterlichen Satzungen und Gebräuche verwarfen und erkannt hat, daß sowohl beim Jugendunterricht als beim Gottesdienst andere Lehren und andere Lehrer aufzustellen seyen. Der günstige Erfolg hiervon ist bereits überall, wenn auch mehr oder weniger augenscheinlich hervorgetreten. Allein so wie alle menschliche Institutionen ihre Mängel haben, oder im Lauf der Zeit sich aus ihnen entwickeln, so auch hier. Das Judenthum hatte bekanntlich niemals eine eigentliche Geistlichkeit; des Titels „Rabbi" war Jeder theilhaftig, der nur etwas vom Gesetz verstand und sonst nur ein ordentlicher Mann war. Trauungen konnte der erste Beste vornehmen und den Entscheid in zweifelhaften casuistischen Fällen holte man bei den Schriftgelehrten ohne Unterschied. Es gab zwar eine höhere Würde als die eines Rabbi, nämlich die „Morenu" (im 17. Jahrhundert in Mantz entstanden), allein diese gab ihrem Besitzer auch keine geistliche Macht, konnte übrigens von jedem Rabbiner Andern beigelegt werden. Nirgends also eine geistliche Herrschaft, denn wenn auch ein angestellter Rabbiner eine Verordnung traf, so galt dieselbe nur für die eigene Gemeinde und selbst da war es mehr geistlicher Rath als Befehl. Man führt auch wohl Beispiele aus früheren Zeiten an von hierarchischen Anmaßungen und von auferlegtem Bann, allein die ersteren fanden Widerstand und ein Bann konnte von jeder Gemeinde, d. h. von zehn Privatpersonen, ausgesprochen und wieder zurückgenommen werden. Jetzt aber hat man allgemein angefangen, die Rabbiner irrthümlicher Weise für Geistliche, für Priester im christlichen Sinne zu halten, obgleich es bei den Juden keine Ordination gibt, noch geben kann. So ist es denn auch nicht zu verwundern, daß diese den Irrthum benützen und sich wirkliche geistliche Macht anzueignen suchen. In neuerer Zeit erlebten wir ein Beispiel dieser Art von einem Rabbiner einer benachbarten Provinzialstadt, der vor seiner Anstellung Universitätsstudien gemacht und das Examen bestanden hatte. Derselbe belegte einen unbescholtenen Kaufmann wegen Uebertretung eines Ceremonialgesetzes mit dem Bann, was, obgleich ganz ungesetzmäßig und nichtig, dennoch die Folge hatte, daß der Betroffene den größten Theil seiner jüdischen Kundschaft verlor und nach einiger Zeit, um nicht zu Grunde zu gehen, Buße thun, dem Rabbiner sich völlig unterwerfen und den Bann ablösen mußte. (Letzterer wurde übrigens nicht lange nachher von seiner eigenen Gemeinde abgesetzt.) Wir wollen andere, uns noch näher liegende, wenn auch weniger extreme, aber desto folgenreichere Fälle hierarchischer Anmaßung ganz übergehen und berichten, was sich in diesem Punkt in England, in jenem Land, wo das Recht der persönlichen Freiheit mächtiger als im ganzen übrigen Europa in Gesetz und Sitten eingedrungen ist, in neuester Zeit begibt.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Freitag, 3. April. Große Vorstellung der zwölf Araber-Kabylen aus der Wüste Sahara. Vor der 1. Abth.: Der Ursprung des Kordgebens, dramatische Kleinigkeit in einem Act, von L. Feldmann. Vor der 2. Abth.: Die Zerstreuten, Lustspiel in einem Act, von Kotzebue. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 4. April. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven. (Gastrolle) Fidelio: Fräul. Capuccini, vom Hoftheater zu Sondershausen.

Redacteur: J. P. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 95. Sonntag, den 5. April 1846.

Der Goldschacht.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

Felician ging gleichgültig mitten hindurch, wie längst vertraut mit all' diesen außerordentlichen Herrlichkeiten, wie der König und Gebieter des Berges, für den sich freilich dies Alles von selbst versteht. Rothe, blaue, grüne und gelbe Flammen züngelten aus den rohen Wänden des Stollens, durch welchen Felician's Weg führte, um ihm zu leuchten, und hie und da blitzte die Goldader durch das taube Gestein, wie der Blick eines feurigen Auges durch Dämmerung oder Nacht. Bald eilten dem trägen Wandler freundliche Gnomen und Berggeister entgegen, um ihn feierlich zu empfangen und seine Schritte zu beflügeln. Alle waren festlich in helle, glänzende Farben gekleidet, und erwiesen dem armen Bergknappen die größte Ehrfurcht, die dieser aber kalt und stolz, wie einen ihm gebührenden Tribut entgegen nahm. Höhere, weitere Hallen nahmen jetzt seinen Fuß auf, unter dessen Tritte wunderbare Blumen von Metall und Edelsteinen aufblüheten, während von den Decken herab kolossale Krystallzacken und Rubinmassen hingen, in denen sich der Lichtstrahl tausendfältig brach und verstärkte. Musik, wie die Töne der orpheischen Leier, wundervoll herrlich, drang hier Felician entgegen, und hauchte ihm geisterinnige Liebesgrüße des Empfanges zu. Näher und näher rauschten und wogten die zauberischen Klänge. Des Jünglings Auge schien von ihnen Feuer zu empfangen, und begann zu leuchten und zu strahlen. Flügel schossen an seinen Füßen auf, von den Zaubertönen gepflanzt, gepflegt und gezeitigt, Geschwister oder Kinder der ihrigen. Da sprang der Bogen des Gewölbes plötzlich in unabsehbare Höhe und Weite, ein Lichtmeer goß wogende Wellen durch die Räume, und an den goldenen Wänden brach sich die strahlende Brandung, flüchtete zur Decke und ward dort aus tausend aufgespaltenen Diamant-, Rubin-, Smaragd- und Topas-Schlössern gewaltiger wogend zurückgeworfen; jeder Stein war eine neue Lichtquelle, und Quellen flutheten mit Quellen zusammen, Ströme mit Strömen, und Alles ergoß sich wieder in das ungeheure Lichtmeer, das so, herüber und hinüber, hinauf und hinab fluthend, ewig neu geboren wurde. Denn auch unten war rückstrahlende Herrlichkeit, die nicht nachstand den goldenen Wänden und den steinernen Decken, die vielmehr Gold und Diamant an Pracht und Glanz überbot; denn hier hielt Hof Frau Hulda, die mächtige Königin der Berge. Was war doch all' anderer Glanz gegen ihre Schönheit! Das war die Blüthe einer ewigen Jugend! Hier war der Beweis, daß die Götter von all' den Geschenken, womit sie den Menschen zur Lust und Freude ausgestattet, doch das Beste für sich behalten haben, daß wir armen Sterblichen nur den Abfall jener höchsten Besitzthümer genießen, von denen sie selbst in ungeschmälerter Herrlichkeit umblüht werden, daß wir an den Schalen uns ergötzen, indem die Süße des Kerns auf ihren Lippen und Zungen schmilzt. Die junge, reizende Bergfrau war mit dem Kostbarsten geschmückt, was der Schoß der Erde birgt und dienstbare Geister ihr geschäftig bringen ohne Mühe und Arbeit, dessen weit geringere Qualität wir aber mit tausend Lebensgefahren ringend dem tiefen Gestein für die Beherrscher der Erde abkämpfen. Sie saß auf einem Thron von gediegenem Golde, und sie umstanden die Helden und Heldinnen aller thüringischen Sagen und Mährchen in bunter Reihe. Da stolzirten alle die alten Landgrafen mit ihren Frauen und Rittern, die verherrlichten Bewohner der Wartburg, dort sangen die Minnesänger einen friedlichern Wettstreit, und hier stimmte der Tanhäuser weniger schwermüthig seine Harfe. Leichte, reizende Frauengestalten schwebten durch den Saal, andere drehten sich am Arme schöner Jünglinge nach dem Takte der Musik.

Als Felician in den Saal trat, erhob sich die Königin vom Throne und schritt ihm huldvoll entgegen, gefolgt vom ganzen Hofstaate, der sich ehrfurchtsvoll vor dem Jünglinge verneigte. Die Königin sprach:

„Willkommen, lieber Felician! Ein Jahr ist's, daß wir uns nicht sahn. Was singst Du doch auf der Erde an? Ich habe gar oft nach Dir gefragt, man hat mir Gutes von Dir gesagt. Doch sehen und sprechen durft' ich Dich nicht, dies hindert' die strenge bindende Pflicht."

„Ich sehnte mich nach Dir, theure Muhme," entgegnete der Bergknappe. „Es will mir oben nicht gefallen. Nur wenn ich die Laute spiele und singe, ziehen die Erinnerungen an Dich als dunkle Ahnungen durch meine Seele, und geben mir Labsal. Ich würde gewiß glücklicher seyn, wenn nicht eine dunkle Macht Gewalt über mich hätte, der ich mich nicht entziehen kann."

„Ach, Du meinst den Geist, den bösen, der in Hirz, dem Probirer, steckt und Dein reines Leben befleckt! Ich kann Dich nicht von ihm erlösen. Seine Macht kann ich nicht hindern; Deinen Schmerz kann ich nur lindern. Denn wer mit guten Geistern verkehrt, ist auch den bösen nicht verwehrt. Doch schlage Dir das jetzt aus dem Sinn, und gieb Dich ganz der Freude hin. Es wird schon auch die Stunde erscheinen, wo wir auf ewig uns vereinen. Nur darfst Du keine Sterbliche lieben, das würde mich über die Maßen betrüben; dann dürftest Du nicht mehr zu mir kommen; es würden Dir Lieder und Träume genommen; Du würdest ein Knapp wie die anderen sind. D'rum hüte Dich, hüte Dich, liebes Kind." Die Königin drohete ihm bei diesen Worten leicht mit dem Finger, und fuhr dann zu den musicirenden Gnomen fort: „Stimmt eure zartesten Weisen an! Es gilt meinem Vetter Felician. Ihm geb' ich das heutige Ehrenfest; daß also Keiner sich tadeln läßt!" Und zu ihm geneigt, flüsterte sie ihm in's Ohr: „Du weißt wohl, daß Du mein Vetter bist, doch weißt Du nicht, wer Dein Vater ist. Ja, freue Dich nur, Du kennst ihn schon, und heute schließt er an's Herz den Sohn. Dann

Digitized by Google

sollst Du, was Dir noch nicht bekannt, erfahren, wie Du mit mir verwandt."

So zärtlich plauderte die Königin fort und die Luft steigerte sich mit jedem Augenblick im Berge.

6.

Der neue Stollen.

Der Probirer war Felician's Schritten bis zum Eingange des Berges gefolgt, aber ungesehen und ungeahnt von ihm war Käthchen aus der Ferne wiederum ihm nachgeschlichen, und hatte weder ihn noch Felician aus den Augen verloren. Als sie über den Zaun stieg und durch das Erlen- und Weidengebüsch am Rande des Baches kroch, wußte sie nichts von sich selbst, und was sie that, war keineswegs Ergebniß ihres freien Willens, sondern einer innern Nothwendigkeit. Es zog sie, wie mit magischen Banden, dem Probirer nach, und ihre Augen funkelten, wie die der Katze im Dunkeln. Sie forschte nicht, sie ahnete nicht, ihr Kopf hatte keinen Gedanken — sie ging den beiden Männern nach, und wagte kaum Athem zu schöpfen vor Beklemmung und Angst. Sobald Felician an einer Stelle am Berge verschwunden war, wo, wie Käthchen gewiß wußte, kein Eingang in den Stollen ging, hätte sie fast laut aufgeschrieen, aber sie faßte sich, da sie den Probirer noch im fahlen Mondschein erblickte. Sie selbst verkroch sich nun hinter einen Baum, um hier abzuwarten, was sich ferner begeben würde. Eine Stunde nach der andern schlich den einförmigen, dämmerigen Gang, der Mond sank hinter den Bergen hinab, ruhig ging der Puls der Sommernacht. Der Probirer stand wie festgebannt am Berge, Käthchen kauerte hinter dem Baume und lugte dann und wann argwöhnisch nach ihm hinüber. Einige Mal wollte sie der Schlaf beschleichen, aber sie ermannte sich wieder und schüttelte den unwillkommenen Gast ab. Aber er mußte sich nichts desto weniger ihrer bemächtigt haben, denn sie fuhr, von Stimmen geweckt, plötzlich empor. Der Probirer sprach mit Felician, und dieser erzählte auf des Ersteren Befragen vom goldnen Stuhle, auf welchem seine Muhme, die Königin, gesessen, wie herrlich sie ihn bewirthet und beschenkt. Die Geschenke bestanden aus Gold und Edelsteinen.

„Das taugt nicht für Dich!" sagte der Probirer, und nahm's dem Jüngling weg, der darüber erzürnt wurde. Aber Feige Hirz kehrte sich daran nicht, sondern legte Einiges von den kostbaren Gegenständen am Berge nieder, erfaßte Felician und führte den Weinenden mit Gewalt nach Hause. Käthchen lief hin zur Stelle am Fuße des Berges, und raffte schnell die Goldklumpen und die Edelsteine, so viel sie im ersten zweifelhaften Lichte des anbrechenden Morgens erkennen konnte, in ihr Schürzchen, und sprang dann scheu und flüchtig, wie ein gehetztes Reh, ihrer mütterlichen Hütte zu, um die Schätze im Holzstall unter dem dürren Laube, das sie zum Lager ihrer Ziege gesammelt hatte, zu verscharren.

An Schlafen war natürlich bei dem armen Kinde nicht mehr zu denken. Ihre Pulse flogen, ihr Köpfchen glühte fiebrisch, sie erschrak heftig vor dem kleinsten Geräusch und zitterte wie Espenlaub. Hohe Röthe färbte ihre Wangen und ihr Busen wurde unruhig gehoben und gesenkt, doch stand sie der erwachten Mutter, die ihren Zustand bemerkte, keine Rede.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Wanderung durch die Taubergegend.

Die meisten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes, namentlich des südlichen, sind durch Monographien, Reisebeschreibungen und Reisehandbücher dem lesenden und reisenden Publikum hinlänglich bekannt. Vorzüglich begünstigt in dieser Beziehung sind die Rheingegenden von Mainz bis Köln, die Donau-, Main- und Neckargegenden; ja sogar dem Hunsrücken widerfuhr die Ehre einer günstigen Erwähnung in diesen geschätzten Blättern. Aber mitten unter diesen natürlichen Schönheiten erster Klasse prangt unbeachtet und unbeschrieben ein bescheidenes Blümchen, dessen noch nie in einer Reisebeschreibung, noch nie in einem Handbuche gedacht wurde — ich meine die Taubergegend um Mergentheim. Zwar ziehen hier nicht hohe, unübersteigliche Felsen oder riesenhafte Berge, nicht weitausgedehnte Seen oder schiffbare Flüsse mit Dampfbooten die Blicke des Beschauers an; keine Lokomotive durchbraust diese friedlichen Thäler, allein sie bergen stille Reize, die beim Genusse noch mehr fesseln, und gewiß wird mancher Reisende mit Vergnügen in ihrem Schooße eine Zeit lang weilen.

Das Tauberthal ist ein wahrer Garten, wie schon Weber in seinen Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen richtig bemerkt; allein immerhin bleibt Mergentheim „des Thales Königin."

Die dahin führenden Straßen sind von allen Seiten her vortrefflich unterhalten; von den Höhen derselben überblickt man einen großen Theil der drei Thäler, die sich hier vereinigen und deren Eingänge mit lachenden Dörfern geschmückt sind. Reiset man von Bischofsheim das Thal aufwärts, so zeigt sich, sobald man die Schluchten des Höhebergs, unfern Edelfingen, verlassen hat, Mergentheim mit seinen vier stattlichen Thürmen, im grünen Wiesengrunde, in einem Walde von Bäumen, großartiger und imposanter, als manche angesehene Stadt. Seitwärts blickt Neunkirchen und Igersheim hervor, das letztere am Fuße des Kitzberges, mit den großen Ruinen des Schlosses Neuhaus, am malerischen steilen Abhange des Berges, welchen die Tauber umschlängelt.

Mergentheim ist gut gebaut, reinlich, und seine Bewohner höflich und zuvorkommend. Das nahe dabei befindliche kleine Bad mit niedlichen Gebäuden und einigen Anlagen muß schon durch seine freundliche Umgebung anlocken. Die große, schöne Stadt- (Pfarr-) Kirche mit ihrem hohen Thurme aus dem fünfzehnten Jahrhundert, das massive Rathhaus auf dem geräumigen Marktplatze von hübschen Häusern umgeben, das gut gebaute Spital mit einer Kapelle und Thürmchen, das große imposante Schloß mit drei großen Thürmen und Graben, der schöne Park nahe dabei, den ein Arm der Tauber durchschneidet, sind sehenswerth. Dabei die angenehme ländliche Stille, die grünen Wiesen, die schönen Wege, Alleen und Spaziergänge nach allen Seiten verdienen einen längeren Aufenthalt. Die Umgebung der Stadt ist reich an Naturschönheiten mancherlei Art. Ich erwähne hier nur die Aussicht vom Kätherberge, der früher mit einem artigen Häuschen geschmückt war, von der hohen Straße, vom Wartberge, von Löffelstelzen, des idyllischen Althausen, Wachbachs, Stübbachs u. dergl., ferner des wohleingerichteten Friedhofes mit einer gothischen Kapelle und Thürmchen, der ansehnlichen Ziegelbrennereien vor dem Mühlwehrthore.

Keinen Reisenden wird es gereuen, das Tauberthal aufwärts bis Weickersheim zu durchstreifen; auch der Jagstgrund um Dörzbach mit der kleinen St. Wendels-Kapelle und ihren Felsenpartien mit einer Tropfsteinhöhle, die schöne Brücke bei Hohbach über die Jagst verdienen gesehen zu werden.

Mergentheim ist schon als der Sitz des ehemaligen deutschen Ordens ein historisch-merkwürdiger Ort. Welchen Einfluß hatte er nicht Jahrhunderte lang, von 1527 an, auf die verschiedenen Staaten Deutschlands durch seine Commenthureien und Balleien, welche sich wie Strahlen eines Sternes hier im Mittelpunkte concentrirten! Hier im Schlosse residirte längere Zeit der letzte Kurfürst von Köln, Maximilian Franz; hier wurde Kaiser Joseph einige Tage lang von demselben beherbergt; hier weilte mehrere Monate die Erzherzogin Marie Christine, Gemahlin des Prinzen Albert von Sachsen-Teschen bei ihrem Bruder, dem Kurfürsten; hier wollte der berühmte Dumuriez seinen Wohnsitz nehmen, wurde aber weggewiesen; hier endete 1800 der edle Graf Erbach als Statthalter seine irdische Laufbahn; hier wurden öfters die Ceremonien eines Ritterschlags vorgenommen und Ordens-Großcapitel ge-

Digitized by Google

halten, welche stets viele Fremde herbeizogen; hier war ein zahlreicher Clerus, ein Dominikaner-, ein Capuziner-Kloster, deren Gebäude und Kirchen noch existiren, ferner ein Seminar für angehende Weltgeistliche; hier waren endlich die bekannten Unruhen 1814.

Das Schloß wird gegenwärtig von Sr. königl. Hoh. dem Herzoge Paul von Würtemberg bewohnt, woselbst seine sehenswürdigen naturhistorischen Sammlungen aufgestellt sind, welche mit größter Humanität jedem Liebhaber unentgeltlich gezeigt werden. Die Mergentheimer mögen sich Glück wünschen, einen so vortrefflichen, anspruchslosen Fürsten in ihrer Mitte zu haben und unter dem Scepter Wilhelms von menschenfreundlichen Beamten geleitet zu werden!

Schließlich muß ich noch der schönen Schloßkirche gedenken; man gönne ihr einen Besuch und bewundere ihre noble Bauart (ein Hängewerk) und ihre prachtvollen Deckengemälde.

Wollte ich der unmittelbaren Umgebung Mergentheims noch Etwas wünschen, so wäre es die Entfernung der mehrhundertjährigen Linden des untern Graben vom Mühlwehr- bis zum untern Thore. Freilich gewähren dieselben einen undurchdringlichen Schatten, allein dieser Spaziergang wird beinahe gar nicht besucht, und die Riesenbäume verderben den Einwohnern ihre schönen Gärten durch den großen Schatten und die damit verknüpfte Feuchtigkeit, und machen die in der Nähe liegenden Wohnungen düster, feucht und ungesund. Die alten Wachthäuser und Thürme an der Stadtmauer sind verschwunden — also auch fort mit den alten unnützen Linden!

Einsender Dieses, welcher seine frühesten Jugendjahre in dieser lieben Stadt zur Zeit ihrer höchsten Blüthe verlebte und dem es vor kurzem vergönnt war, sie nach einer 45jährigen Entfernung wieder zu besuchen, glaubt mit dieser kurzen Skizze bei seinen zahlreichen noch lebenden, in allen Gauen Deutschlands zerstreuten Jugendfreunden eine angenehme Rückerinnerung vergangener Zeiten erweckt zu haben, und in dieser Gewißheit grüßet er sie sämmtlich — vielleicht zum letzten Male — auf das freundschaftlichste.

G. G.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien.) Eine von dem Gartenbau-Direktor Hoonigbrenk hier gemachte Erfindung zu einer sehr bedeutenden Holzersparniß bei Heizung von größeren Lokalitäten macht großes Aufsehen und verspricht eine bedeutende Verminderung des Verbrauchs von Brennmaterialien herbeizuführen. Das Wesentliche dieser Erfindung soll in einem sogenannten Luftrade bestehen, welches die über eine Gluth ziehende Strömung mit großer Schnelligkeit und Gleichförmigkeit und nur geringem Verlust von Wärmestoff weiter schafft. In den unter der Direktion Hoonigbrenks stehenden Gartenhäusern ist diese Vorrichtung, deren Maschine vorläufig von Pferden getrieben wird, bereits in Anwendung. Für die Heizung öffentlicher Gebäude und dergl. soll die Erfindung von vorzüglichem Nutzen und Hoonigbrenk von unserer Regierung dafür bereits eine namhafte Summe geboten worden seyn.

(Lynch-Justiz.) Bekanntlich nennt man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die rohe Volksjustiz das Lynchgesetz; aber der Ursprung dieser Benennung ist wohl sehr Wenigen bekannt. Lynch war seiner Profession nach ein Müller und zugleich Friedensrichter in den sogenannten Backwoods (Hinterwäldern). Da er von Jugend auf da gelebt hätte, ehe die westlichen Bezirke des Staates Virginien organisirt waren, so war er mit allen örtlichen und persönlichen Bedürfnissen genau bekannt. Kam nun Jemand in Verdacht, ein grobes Verbrechen begangen zu haben, so brachte ihn das Volk vor den Friedensrichter Lynch, und fand dieser die Beschuldigung nicht so begründet, daß der Angeklagte nach dem Sitze der Regierung geschickt werden konnte, so ließ er ihn entkleiden, mit der Brust und dem Gesichte gegen einen Baum anbinden, und zwei kräftige Bursche mußten ihm mit starken Lederriemen „die Fliegen vom Rücken verjagen." Die ersten zwanzig Hiebe wurden nur als Vorbereitung gegeben und dann einige Fragen gestellt. Fiel die Antwort nicht genügend aus, so wurde „Ernst gemacht". Nach einer Weile kam die Frage: „Wie viel Hiebe glaubst Du wohl noch aushalten zu können?" und dann die Aufforderung an die Bursche, „den Mann noch drei Mal — wie Lynch sich in seiner Müllersprache ausdrückte — zu schütteln, damit Alles, was im Trichter sey, herausfalle." Gewöhnlich erfolgte nun ein Geständniß, nicht selten auch, wie zu erwarten, von Leuten, die völlig unschuldig waren. Aber der Scharfsinn und das durchgreifende rasche Verfahren erhob den Namen Lynch auf den Gipfel des Ruhmes und das seitdem in Uebung gekommene „Lynchgesetz" ist der Schrecken aller Bösewichter, welche in jenen Gegenden, wo noch kein anderes Gesetz volle Kraft erlangt hat, ungestraft die schändlichsten Handlungen verüben dürfen.

(Deutschlands Einfuhr überseeischer Erzeugnisse.) In den drei Haupthäfen des nördlichen Deutschlands wurden im Laufe des vorigen Jahres an überseeischen Erzeugnissen eingeführt: Zucker in Hamburg 82½ Mill. Pfd., in Bremen 18¾ Mill. Pfd., in Stettin 34¾ Mill. Pfd.; Reis in Hamburg 9¾ Mill. Pfd., in Bremen 8⅔ Mill. Pfd., in Stettin 9⅕ Mill. Pfd.; Farbehölzer in Hamburg 12½ Mill. Pfd., in Bremen 8 Mill. Pfd., in Stettin 16⅓ Mill. Pfd.; Kaffee in Hamburg 63⅕ Mill. Pfd., in Bremen 12 Mill. Pfd., in Stettin 6 Mill. Pfd.; Thran in Hamburg 10⅘ Mill. Pfd., in Bremen 12⅘ Mill. Pfd., in Stettin 20 Mill. Pfd.; Baumöl in Hamburg 3¼ Mill. Pfd., in Bremen 120,000 Pfd., in Stettin 4½ Mill. Pfd.; Palmöl in Hamburg 2 Mill. Pfd., in Bremen 939,000 Pfd., in Stettin 6⅛ Mill. Pfd.; Rosinen und Korinthen in Hamburg 10¼ Mill. Pfd., in Stettin 5⅔ Mill. Pfd., Bremen unbekannt. Man sieht hieraus, daß der Ostseehafen mit den beiden Nordseehäfen in einigen Artikeln schon auf eine sehr beachtenswerthe Weise zu konkurriren vermag. In einigen andern hier nicht angeführten Einfuhrartikeln, wie namentlich Baumwolle und Tabak, vermag er freilich weder in dem einen mit Hamburg, noch in dem andern mit Bremen zu wetteifern, doch liegt dies weder an der Spekulationslust, noch an den Geldmitteln Stettins, sondern lediglich an — dem Sundzoll, der z. B. von jedem Centner roher Baumwolle 20 Sgr. beträgt, während bekanntlich England in neuerer Zeit dieses seiner Industrie so nöthige Material von aller Eingangssteuer befreit hat. Stettin ist aber nicht blos durch seine Lage an der Ostsee, sondern auch durch die Verbindung seiner Interessen mit den davon zum Theil sehr abweichenden des binnenländischen Zollvereins in einem bedeutenden Nachtheile gegen die Freihäfen der beiden Hansestädte, der nur dadurch sich dürfte ausgleichen lassen, wenn der Zollverein ein Mal, wie es bereits ernstlich in Vorschlag gekommen, durch die Einführung von Differentialzöllen die direkte Verbindung seiner Häfen mit außereuropäischen Ländern entschieden begünstigte.

(Probe eines klassischen Styls.) Als solche führen die „Gränzboten" eine Periode an, „welche die Ehre hat, von einem deutschen Minister verfaßt zu seyn", und die sich in einer Erklärung Arnet's in einer der neuesten Nummern der „Allg. Z." angeführt findet. Sie stammt aus den „Jahrbüchern für preußische Gesetzgebung" und lautet: „Einen in der That mehr als lächerlichen Beweis der Unreife des Nachdenkens des Verfassers gibt derselbe, indem er die Behauptung, daß die über die auf einem unter den in Beschlag genommenen Papieren befindlichen Zettel enthaltenen Worte: „Ein Paar Exekutionen und die Sache

Digitized by Google

hat ein Ende"" gegebene Erklärung, daß sie eine Abschrift der Bemerkungen seyen, die der König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1813 am Rande des ihm vorgelegten Entwurfs der Landsturmsordnung geschrieben habe, blindlings als Wahrheit hinschreibt." — O du, die du, der du, das du! (rufen die „Gränzboten" aus); wer diese Periode, in der ein Heuwagen drei Mal umwenden kann, nach einmaligem Durchlesen verstanden hat, dem votiren wir den Nußknackerorden erster Klasse.

Korrespondenz.

Offenbach a. M., 29. März.

Eine seltene Feierlichkeit versammelte am 27. d. M. einen großen Theil der hiesigen Bevölkerung in den Räumen der lutherischen Kirche. Es war dies die Begehung des goldenen Ehejubiläums des in allgemeiner Achtung stehenden hiesigen Bürgers und Hofbüchsenmachers Hrn. Johann Tanner, der, umgeben von seinen Kindern und Enkeln, nach fünfzigjähriger Ehe nochmals vor dem Altare durch den lutherischen Geistlichen, Hrn. Pfarrer Stockhausen eingesegnet und bei welcher Gelegenheit dem Jubilar, der 30 Jahre lang unverdrossen als Kirchenvorsteher thätig war, ein anerkennendes Glückwunschschreiben des fürstlich isenburgischen Consistoriums überreicht wurde. Das noch sehr rüstige Ehepaar, dessen Alter durch eine wohlgerathene Nachkommenschaft verschönt wird, verließ unter den herzlichsten Segenswünschen der Anwesenden die Kirche und die allgemeine Theilnahme, die sich schon am Vorabende des festlichen Tages auf mannichfache Weise, auch Seitens eines Sängervereins, kund gab, sprach sich am Festtage selbst in zahlreichen Gratulationen und Darbringung von Liebeszeichen aus. Möge das wackere Jubelpaar, das trotz seiner 150 Lebensjahre sich noch einer dauerhaften Gesundheit erfreut, auch fernerhin im Besitze dieses Gutes bleiben und so die Schlußzeilen des von den Kindern und Enkeln dargebrachten Festgedichtes in Erfüllung gehen:

Noch lange mög't Ihr froh hienieden wallen,
Mit Krankheit und mit Schmerzen unbekannt,
Und spät erst soll die Stimme Euch erschallen,
Die Euch beruft zum schönern Heimathsland!

Frankfurt, 22. März.

(Schluß.)

Schon unter dem vor einigen Jahren verstorbenen Rabbiner Hirschel hatte sich in London ein Theil der jüdischen Gemeinde, von wahrem religiösen Bedürfniß angetrieben, einen geeigneten Prediger angenommen, einige Reformen im Gottesdienst eingeführt und ein neues Gebetbuch drucken lassen. Einige orthodoxe Gemeindevorsteher vermochten darauf den ganz altersschwachen Oberrabbiner, das neue Gebetbuch mit dem Bann zu belegen, und um jede Gemeinschaft mit der Reformgemeinde abzubrechen, schlossen sie die Mitglieder von den zum Theil reichdotirten milden Stiftungen aus und verweigerten die Registrirung ihrer Ehebündnisse. — Bei all Dem hatte es jedoch mit dem Bann nicht gar viel auf sich, einmal weil derselbe an und für sich im Judenthum eigentlich ein Unding ist und dann weil sowohl der alte Rabbiner, als die Vorsteher die Sache nicht weiter treiben wollten. Man hatte bereits wieder angefangen, friedlich neben einander zu leben, als der hochbetagte Rabbiner starb und Dr. Adler von Hannover zum geistlichen Oberhirten über ganz England und den dazu gehörenden Colonieen erwählt und unter pomphaftem Gepränge eingesetzt wurde. Von diesem im Ruf der Gelehrsamkeit und Sanftmuth stehenden Manne erwarteten nun die englischen Juden eine gründliche Verbesserung ihres so sehr herabgekommenen, mit der fortgeschrittenen Bildung ganz unverträglich gewordenen Gottesdienstes und der damit zusammenhängenden religiösen Gebräuche und Mißstände, wie man es von Einem, der Universitätsbildung genossen, wohl erwarten darf. Vorzüglich hoffte man, daß er den Bruch zwischen der alten Synagoge und der neuen Gemeinde in Burtonstreet heilen, die Gemüther vereinigen und zum wenigsten den von seinem Vorgänger ausgesprochenen Bann wider das neue Gebetbuch aufheben werde. Allein zu allgemeinem Erstaunen geschah nichts von Allem, was man gehofft; ja, Dr. Adler, dem man unvorsichtiger Weise eine Macht eingeräumt hatte, wie nie einem Rabbiner zuvor, ging in letzter Zeit in seinem unduldsamen Eifer so weit, daß er bei einem Brautpaare, von welchem der eine Theil das Kind eines Reformers war, die Trauung nur unter der Bedingung vornahm, daß sich beide schriftlich verbindlich machen mußten, wieder zur alten orthodoxen Hauptsynagoge zurück zu kehren und fortan ganz nach deren Grundsätzen leben zu wollen. Die neue Gemeinde, an deren Spitze der wackere Baronet Sir Isaac Lion Goldschmidt steht, welche bei den früheren Unbilden nie gerichtliche Schritte gethan, überhaupt jedes Aufsehen zu vermeiden gesucht hatte, hat sich nun endlich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, aus dem bisherigen passiven Verhalten herauszutreten. Sie hat vorerst eine „Ansprache der Gemeinde der West-Londonsynagoge deutscher Juden an ihre Brüder in Israel durch das vereinigte Königreich" erlassen, welches die ganze Sachlage und Beschwerden auseinander setzt und weitere Schritte in Aussicht stellt. — An diese Vorgänge reiht sich der im „Israelit des neunzehnten Jahrhunderts" enthaltene Bericht, welcher lautet, daß in Montegobay in Amerika der Prediger He. Carillon, der einige Veränderungen im Gottesdienst einführen wollte, seiner Stelle durch Machtspruch des Londoner Chiefrabby entsetzt worden sey und die Gemeinde demselben seinen dreijährigen Gehalt von 3,000 Dollars als Entschädigung auszuzahlen habe. So streckt die neue geistliche Herrschsucht ihre Polypenarme auch schon über das Weltmeere hinüber ... Doch genug, mehr als genug! Wir wollen hier unsere Betrachtungen nicht ausdehnen. Die englischen Juden werden hoffentlich solchen beispiellosen Uebergriffen priesterlicher Anmaßung energisch entgegen treten und dabei von ihrer erleuchteten Regierung kräftig unterstützt werden. Uns Andern aber sey alles Dies eine ernste Mahnung, auf unserer Hut zu seyn gegen hierarchische Anmaßungen und Uebergriffe, sowohl wo sie allein, als wo sie im Bund mit der unleidlichen Geldaristokratie auftritt. Noch bluten die Wunden, die eine zweitausendjährige Verfolgung uns geschlagen hat, wir haben Alles erduldet um unserer Geistes- und Glaubensunabhängigkeit willen, und jetzt, wo die Morgenröthe der Freiheit immer glänzender aufsteigt, sollten wir uns in neue Fesseln schmieden, die Seelen unserer Kinder durch bigotte Lehren vergiften lassen? Dem Himmel Dank, es gibt jetzt eine Macht, und zwar eine unüberwindliche, nicht zu tödtende, das ist die Presse! Sie sey unser Palladium, der Cherub mit dem flammenden Schwert, unsere Freiheit zu beschützen. Ihre eherne Stimme dringt nach allen Ländern, ihre Donner über den Ocean; sie wird dem Licht den Sieg gegen die Finsterniß, der Wahrheit den Sieg gegen den Teig verschaffen.

G.

Charade.

Die erste Sylbe kann sich weit
Vor unserm Blick verbreiten.
Oft kann man auch in kurzer Zeit
Die Ganzen überschreiten.

Die Zweite wird uns immer neu,
Sobald die Sonne steiget,
Und flieht so schnell uns auch vorbei,
Wenn jene sich verneiget.

Das Ganze ist für's Erste da,
Soll ihm die Zweite geben.
Doch bald ist auch sein Ende nah
Nach einem kurzen Leben.

F. H.

Auflösung der Charade in Nro. 93:

Rabenmutter.

Theater-Anzeige.

Samstag, 4. April. Keine Jesuiten mehr! oder: der Günstling, Originallustspiel in 4 Abth., von L. Schubar.

Sonntag, 5. April. (Zum Erstenmale wiederholt): Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten, nebst einem Vorspiel: der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian; deutsch von Drärler-Manfred. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 86. Montag, den 6. April 1846.

Der Goldschacht.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

Felician war in seinem Bette erwacht und befand sich sehr unwohl. Käthchen entschuldigte sich bei Frau Suse, daß sie das Bett so früh verlassen, von Wirthschaftssorgen getrieben; versicherte auf die ängstliche Frage der Wittwe, in der Nacht nichts bemerkt zu haben, und fragte dabei Felician, wie er geschlafen. Dieser antwortete kurz und mürrisch, er habe ein Mal wieder so albern von großen Schätzen geträumt, die er im Goldberg von den Geistern zum Geschenk erhalten. Nach solchem Traume falle ihm seine Armuth alle Mal zehnfach schwerer aufs Herz.

Sie wurden in dieser Unterhaltung durch den Lärm und das Geschrei eines draußen am Häuschen vorüberziehenden Menschenhaufens gestört. Frau Susanne eilte neugierig, sich über die Ursache dieses lauten Zugs zu unterrichten, während Käthchen davor bebte. Die Wittwe kehrte nach einigen Minuten zurück. „Der glückliche Probirer!" seufzte sie. „Er hat in der verwichenen Nacht durch seine geheime Kunst schon wieder einen reichen Stollen entdeckt, der neuen Segen über die Stadt bringen wird. Da vergeht doch kein Jahr, daß er nicht Stellen angiebt, wo eingeschlagen werden muß, und kaum haben die Häuer ein paar Lachter tief in den Berg geschürft, so finden sie das lautre Gold. Diesen Morgen soll Meister Hirz aber auf dem Rathhause ausgesagt haben, wenn ihn nicht seine ganze Wissenschaft tröge, so müsse der Stollen, den er heute öffnen werde, die reichste Grube werden, welche Reichmannsdorf besitze. Er habe im Geiste einen von purem Golde gewachsenen Thron oder Stuhl darin gesehen. Das Volk zieht eben jubelnd hinaus, um an der Stelle einzuschlagen, welche ihm der Probirer bezeichnen wird."

„Da muß ich auch mit!" rief Käthchen, welche, auf die Rede der Frau Suse horchend, stumm und starr wie eine Bildsäule gesessen hatte.

„Es ist seltsam," sagte Felician verdrießlich, „mir hat in dieser Nacht etwas Aehnliches geträumt, aber ich kann mich nicht recht darauf besinnen. Der Kopf ist mir so schwer."

Käthchen hatte den lärmenden Haufen bald eingeholt; ihre Augen funkelten auf den Probirer, der mit einigen Rathsherren dem Zuge voran ging. Es war ihr fast wieder zu Muthe wie in der verwichenen Nacht, wo sie denselben Weg ging. Ein leises Zittern fröstelte durch alle ihre Glieder, als Feige Hirz die Leute zu derselben Stelle des Berges führte, wo sie ihn in der Nacht mit Felician gesehen. Seine Augen suchten dort mit plötzlich sie überfallender und steigender Unruhe umher, und Käthchen verfolgte seine Bewegungen mit Falkenblicken. Er vermißte das Zeichen, welches er sich gemacht. Da begann seine Hand mit gieriger Verzweiflung im Steingerölle, Laub und Erdreich zu wühlen, während sein krampfhaft verzogener Mund stöhnte: „Ich bin bestohlen, ihr Rathsmänner! Das Gold und das Edelgestein, womit ich den neuen Stollen versetzt und das mir zum Schlüssel dienen muß, ist mir diesen Morgen von verruchter Hand hinweggenommen, und ich bin nun nicht mehr gewiß, ob wir den rechten Goldgang treffen!" Er war dabei todtenbleich geworden und zitterte heftig. Die Leute, die ihm zunächst standen, hörten ihn mit Grauen böse Gebete murmeln, bis er plötzlich laut aufschrie: „Heisa! Noch ist mein alter Glücksstern nicht untergegangen. Hier hab' ich noch einen der edlen Steine gefunden, den der Dieb zurückgelassen hat. Er genügt. Hier ist er, der Schlüssel des neuen Stollen. An dieser Stelle schlagt ein, ihr wackern Häuer, und ihr werdet meine Angaben bestätigt finden." Sein Mund brach in ein widriges Hohngelächter aus, das allen Anwesenden durch Mark und Bein schnitt. — „Ein Fünftel des Ertrages für mich, ihr Herren! so ist's ausgemacht, verbrieft und versiegelt," lachte Hirz fort und ergriff eine Hacke, um selbst mitzuarbeiten.

Die Leute waren in Erwartung eines reichen Lohns sehr thätig, und ehe eine Woche vergangen war, hatten sie bereits die äußern Erd- und Steinlagen durchbrochen und stießen auf die reichste Goldader, welche jemals ihr Auge erblickt hatte. Jeder Hammerschlag warf den Häuern Schätze in den Schoß. Dies glänzende Ergebniß vermehrte den Fleiß in's Unglaubliche, und eh' der Winter in Reichmannsdorf sich einstellte, war bereits der goldne Stuhl aufgefunden, von welchem der Probirer so viel Schönes vorausgesagt.

Es war natürlich, daß der Mann, welchem die Stadt die letztaufgefundenen Gruben und deren ungeheure Reichthümer zu verdanken hatte, in's höchste Ansehen gerieth. Die Entdeckung des letzten Stollen aber, der von ihm auch den Namen Hirzenstollen erhielt, setzte ihm die Krone auf. Er wurde mit Ehrenbezeigungen und Reichthümern überschüttet, und war bald Oberbergmeister und erster Bürgermeister der Stadt. Mit dem Frühjahr begann er sich einen Palast zu bauen, worin die Wände mit Goldblech beschlagen werden sollten. Mit seinem Glücke stieg aber auch sein Stolz. Er sowohl, wie seine Frau und Kinder, vorzüglich aber die schöne Elsbeth, gingen hoffärtig einher in Sammt und Seide, wie gefürstete Leute. Nichts war ihnen recht und gut; über Alles rümpften sie die Nase, und ein ehrlicher Bergmann durfte gar nicht d'ran denken, das hochmüthige Mädchen heimzuführen; mindestens sollte der Freier ein Freiherr seyn. Das waren Alles Ergebnisse des neuen Stollens.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der letzte Troubadour. *)

Erstorben sind die Fluren; durch der Dürance Au'n
Zieht Sturm und Schneegestöber und winternächtlich Grau'n.

Verblichen sind die Rosen des heitren Arelat;
Durch die entlaubten Haine deckt Schnee des Wandrers Pfad.

Ihm glänzt nicht Mondesleuchten, ihm sendet seinen Strahl
Kein Stern vom Wolkenhimmel durchs öde, düstre Thal.

Er wandert zagend weiter, und schwankt der müde Fuß,
Dann tönt an seiner Schulter die Harf' ihm leisen Gruß.

Zeigt sich kein Lichtesschimmer, kein gastlich winkend Dach?
Wird nirgend fernab heulend der Rüden Stimme wach?

Ha! dort durch dürre Aeste — ist's nicht wie Lampenschein,
Aus alterndem Gemäuer? Dort wird ein Obdach seyn!

Er eilt und pocht bald leise, die Hand von Frost erstarrt,
An's niedre Thor des Baues; dann steht er lang und harrt.

Und pocht zum zweiten Male; doch keines Schrittes Nahn
Verkündet aus dem Innern, es werde aufgethan.

Da schlägt er ungeduldig zum dritten Mal davor
Und ruft: „Bei Christi Mutter, Maria, auf das Thor!"

Und horch, die Riegel klirren, das Thor erschließt sich schnell,
Und um ihn glänzt und strahlt es, wie Tageslicht so hell!

Gewölbt, doch klein die Halle; in ihrer Mitte steht
Die hehrste Frau von allen, die je sein Blick erspäht.

Von oben schwebt die Ampel in silbernem Gehäng;
Doch ist's, als ob die Helle aus ihrem Antlitz dräng';

Als ob nur Lichteswogen, nur warmer Himmelsschein,
Von Balsamduft durchzogen, ihr Aether könne seyn.

Es beugt sich tief der Sänger, küßt ihre weiße Hand
Und hält sein Aug' erröthend an ihren Blick gebannt:

„O minnigliche Dame, erbarmt euch meiner Noth',
Habt Mitleid mit dem Armen, dem Niemand Obdach bot.

Wohl rauscht der Strom der Lieder, quillt süßer Weisen Ton
Aus meines Busens Tiefe, um Ruhm und Minnelohn,

Und zu des Heilands Ehre und zu der Jungfrau Preis;
Doch wer ist noch auf Erden, der's Dank dem Sänger weiß?

Nicht ladt des Edlen Halle, sonst gastlich, mehr ihn ein;
Geschmäht wird seine Stimme; wer mag das Ohr ihr leih'n?

Ich sang den Reiz der Dame, die ich zur Herrin kor,
Auf meiner Lieder Schwingen hob sich ihr Ruhm empor.

Mir ist kein Lohn geworden; der süßen Augen Blick
Strahlt eines Andern Züge in Liebesgluth zurück.

Drum zieh' ich irrend weiter; der heil'gen Jungfrau weihn
Will ich nun meine Lieder, der süßen Frau allein:

Bis sie mein Flehn erhöret, bis sie zu mir sich neigt,
Bis mir der Kuß der Holden die glühnde Wange bleicht!"

Da grüßt ihn milde lächelnd die hehre Frau und geht
Zurück zu ihrem Throne, der altargleich erhöht:

Auf seiner letzten Stufe, von weichem Teppich zart,
Winkt sie ihm auszuruhen von langer, schwerer Fahrt.

Es schwindet rings die Helle; und als er still nun ruht,
Kühlt ihm ein weiches Hauchen der Wange Fiebergluth.

Ihm ist's, als wenn ein Odem, wie Balsam süß und rein,
Die heiße Stirne küsse; dann schläft er selig ein.

Und ist nicht mehr erstanden; vor Sankt Maciens Schrein
Entseelt in stiller Klause fand ihn der Frührothsschein.

*) Aus: „Gedichte von Levin Schücking. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1846."

Musikalische Notizen aus dem In- und Auslande.

In dem letzten Hefte der musikalischen Zeitschrift „Cäcilie" *), welche rüstig fortfährt, Abhandlungen von bleibendem Interesse zu liefern, finden sich zwei interessante Beilagen. Die erste enthält ein deutsches Lied: „Lust hab' ich ghabt zur Musika", von dem Freunde Luthers, Ludwig Senfel, gedichtet und componirt. Das Original befindet sich in einem merkwürdigen Lieder-Codex der Wiener Hofbibliothek aus dem sechzehnten Jahrhundert und ist von großem historischen Werth. Die zweite Beilage enthält die Composition des Gedichts „Die Mutter bei der Wiege", oder „die Rase", welches Lied Mozart nach der Geburt seines ersten Sohnes Carl für seine Frau Constanze selbst gedichtet und componirt haben soll. Die Composition ist so naiv und humoristisch, daß sie ihren Autor nicht verläugnen kann. Das bekannte Gedicht ist übrigens nicht von Mozart verfaßt, sondern vom bekannten Claudius, in dessen ebenfalls bekannten Wandsbecker Boten es zuerst enthalten war.

Europa ist für reisende Virtuosen schon zu klein geworden. Der „Courier des Etats-Unis" erschöpft sich über des Pianisten Hrn. Leopold von Meyer's Spiel in den überschwänglichsten Tiraden des Lobes und meldet uns unter Anderm, daß, nachdem Hr. v. Meyer in New-York seine neuen amerikanischen Nationallieder: „Heil Columbia" und „Yankee Doodle" vorgetragen, ihm das Publikum mit Stimmen, Händen und Füßen applaudirt, daß es Sträuße auf ihn herabgeregnet und man ihm zuletzt eine Krone auf das Haupt gesetzt habe. In dem „Alexander's Messenger", einem philadelphianischen Journal, erblicken wir Hrn. v. M. in fünf verschiedenen Situationen abgebildet. Das erste Bild zeigt uns den Künstler allein und in gebieterischer Stellung zwischen den Attributen seiner Muse: Piano und Schreibtisch; das zweite Bild im Serail des türkischen Kaisers und die drei andern in den Palästen der Regenten von Oesterreich, Frankreich und Rußland. Ueberall sitzt L. v. M. am Piano, nur in veränderter Position. Vor Louis Philipp z. B. in sehr freisinniger und vor Alexander in tief gebückter Stellung; die vor der k. k. Familie ist die natürlichste; im Serail aber, vor dem Sultan, scheint er Seitenblicke zu werfen.

Aus Florenz meldet ein Privatschreiben: Die Prima Donna, Signora Pergola (unter dem Namen Barbiere), von Geburt eine Gräfin, ist der Liebling der Florentiner, und ihr reizender Gesang macht vergessen, daß sie nicht schön ist. Von dem Rufe ihres Gesanges angereizt, engagirte sie der Direktor des Theaters della

*) Unter Gottfried Weber zu zwanzig Bänden herangewachsen, und unter dem Hrn. Prof. Dehn in Berlin seit dem J. 1841 fortgesetzt. (Verlag der Hofmusikhandlung von B. Schott's Söhne in Mainz, Brüssel und Antwerpen.)

Digitized by Google

Scala in Mailand zu einigen Gastrollen, und das große überfüllte Haus bereitete sich schon vor, der Künstlerin einen Hagel von Applaus entgegen zu werfen. Bei ihrem Erscheinen aber erstarrten die schon aufgehobenen Hände und Grabesstille herrschte in den weiten Räumen. Als die Sängerin darauf ihre Zauberstimme entfaltete, begann sich nach und nach der Krampf des Erstaunens zu lösen, ein Gemurmel entstand und einzelne Stimmen brachen hervor. So ermuthigt, fuhr Signora Barbiere fort, ihrer Kehle das reinste Metall entströmen zu lassen. Da wich endlich das Gemurmel und in einem Crescendo, wie unsere Revolutions-Opern keines aufzuweisen haben, entwickelte sich jetzt das Finale. Mit einem Wort, die Barbiere wurde ausgepfiffen, sie mußte sich entfernen (eine schutzlose Frau von wüthenden Vandalen umringt — eine ritterliche That!) Der Vorhang fiel und die hervorgetobte Direction mußte feierlichst versprechen, den Kunstsinn des Mailänder Publikums nicht mehr auf eine solche Probe zu stellen. Mr. Lumley, der Direktor der italienischen Oper in London, der, von dem Gesang der Barbiere entzückt, sie anfangs engagiren wollte, wurde leider durch den Mailänder Scandal zurückgeschreckt. Nichts desto weniger aber hat die italienische Oper zu Paris für die kommende Saison Contract mit ihr abgeschlossen.

Dasselbe Schreiben meldet von einem neuen Bellini, der in Florenz auftaucht. Dieser Componist ist der Sohn armer Eltern, war Ladendiener in einem florentinischen Handlungshaus und entlockte seinem Flageolet solche Töne, daß selbst der Herzog aufmerksam auf ihn wurde, ihn rufen, ausbilden ließ und ihm einige Opernbücher zum Componiren gab. Unterdessen aber starben des armen Componisten Eltern in Noth und Elend kurz nach einander. Drei Tage nach dem Begräbniß seines Vaters kam seine erste Oper zur Aufführung. Alles war bezaubert, der Fürst ließ ihn in seine Loge holen, stellte ihn von dort aus dem Publikum vor, hing ihm eine goldene Kette um den Hals und beschenkte ihn mit einer Brillantnadel. Dieses war aber das Signal, daß ihn auch die enthusiasmirten Damen mit Juwelen und das Publikum mit Geschenken überhäuften. Der junge Künstler, von Thränen fast erstickt, wandte sich darauf zum Herzog und sprach schluchzend: „Wären mir diese Ehren acht Tage früher widerfahren — meine armen Eltern hätten nicht sterben müssen." — Der Componist heißt Mabellini.

Ueber die im Ueberdruck bereits viel verbreitete Partitur der Esser'schen Oper: „Die zwei Prinzen", geben die Cäcilie, die Leipziger musikalischen Zeitungen und das kritische Repertorium ausführliche Berichte. Namentlich detaillirt sie A. Methfessel auf kunstverständige Weise. Ueber die wiederholten Aufführungen dieser gefälligen Oper in München und Mainz sprechen sich bayerische und rheinische Stimmen sehr günstig aus. Den Aufführungen in Karlsruhe und Braunschweig sieht man entgegen und in Frankfurt a. M. ist sie ebenfalls angenommen worden.

Ein gleiches Fest wie das, welches am 27. Febr. Hrn. Kapellmeister Guhr in Frankfurt veranstaltet wurde, feierte am 1. März Friedrich Schneider in Dessau. Außer vielfachen Zeichen der Verehrung erhielt er von seinem Herzoge den anhaltischen Gesammtorden des Bären.

Texas.

Seit in neuester Zeit die Auswanderung nach Texas als die einzige Abhülfe der Uebervölkerung in Deutschland erkannt worden ist, liegt es gewiß Jedem, der in dem fremden Welttheile einen neuen Herd gründen will, ob, sich über die dortigen Landes- und Culturverhältnisse möglichst genau zu unterrichten. Diesem Bedürfnisse suchten auch bald einige Brochüren zu begegnen, welche ihr Material Reiseberichten und englischen Zeitungen entnahmen, dabei aber unwillkürlicher Parteinahme oder Einseitigkeit nicht entgehen konnten.

Als ein Handbuch, welches sich diesen Mängeln so viel als möglich entfernt zu halten sucht, kann man wohl nicht mit Unrecht „Kennedy's Geographie, Naturgeschichte und Topographie von Texas, zweite verbesserte Auflage" nennen. In einfacher, kunstloser Sprache schildert der Verfasser die politischen und geographischen Verhältnisse des Landes, die Beschaffenheit des Klima's und des Bodens, zählt dessen Producte auf und weist auf Handelsplätze hin, welche für Fabrikanten und Produzenten in Zukunft eine Abzugsquelle bilden könnten. Auch werden diejenigen Landstriche bezeichnet, deren örtliche Verhältnisse die Ansiedelung am meisten begünstigen. Der Auswanderer wird jedoch auch auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, welchen er muthig entgegen zu treten hat, wenn er bei einer angemessenen Thätigkeit sich ein ruhiges sorgenloses Leben schaffen will.

Die zweite Auflage dieses Handbuches ist mit einem Nachtrage vermehrt; eine nach allem vorhandenen Stoff neu entworfene Karte macht es besonders brauchbar und läßt es Auswanderern bestens empfohlen seyn.

Mannichfaltigkeiten.

(Tuttlingen.) Bei dem Dorfe Oberflacht in der Baar wurde voriges Jahr auf einem Felde ein Sarg ausgegraben, und durch weitere, auf Veranlassung des Hrn. Postverwalters Baader auf jenem Platze vorgenommene Nachgrabungen wurden bereits mehrere Grabmäler aufgedeckt. Die massigen, einige Centner schweren Särge, die sie enthalten, sind nicht aus Brettern zusammengesetzt, sondern bestehen aus einem einzigen Stück, und zwar aus dem Stamm einer Eiche, der in der Mitte zerspalten und ausgehöhlt worden war; alle Arbeit daran ist mit dem Beile oder der Art gemacht, deren Hiebe noch allenthalben deutlich zu erkennen sind. Die Inlage ist (außer den gänzlich vermoderten Ueberresten eines Menschen) ein vorzüglich erhaltener Bogen von hartem Holz, einige Pfeile und ein hölzernes Gefäß mit Haselnüssen. Aus der Länge der Särge (etwas über 7 Fuß) und den Beilagen dürfte zu schließen seyn, daß erwähnte Grabmäler germanischen oder celtischen Ursprungs sind. Doch werden wir vielleicht von dem Alterthumsverein in Stuttgart, welchem der zuletzt ausgegrabene Sarg überschickt wurde, nähere Auskunft darüber erhalten können. Interessant und mit dem Umstande, daß die Särge unmittelbar aus einem Baume gefertigt wurden, zusammenhängend dürfte es seyn, daß in hiesiger Gegend die Benennungen: Sarg oder Todtenbahre nicht üblich sind, sondern daß man dafür „Todtenbaum" sagt.

(Hutten in Amerika.) Es ist ein schönes Zeichen nicht erkaltender Vaterlandsliebe, daß die deutschen Auswanderer nach Nordamerika ihren dortigen Ansiedlungen vaterländische Namen gegeben haben und noch geben. Wer einen Blick auf die Karte der vereinigten Staaten wirft, findet von den meisten Städten Deutschlands kleinere Namensschwestern aufgeführt, von denen vielleicht manche in späterer Zeit an Größe und Seelenzahl das ursprüngliche Vorbild weit übertreffen dürfte. Für noch lobwürdiger erachten wir, daß unsere fernen Landsleute im Westen auch die großen Todten der alten Heimath zu verewigen suchen. Mehrere Namen der Walhalla, vorab Hermann, sind bereits auf dortige Wohnsitze übergegangen. Wir hören mit Vergnügen, daß die größere Kolonie, welche sich zu Anfang des nächsten Jahres in

Digitized by Google

der Steward County des Staates Tennessee, in der gesunden, fruchtbaren und anmuthigen Lage zwischen dem Cumberland- und Tennessee-Flusse niederlassen wird, ihre neue Heimath „Ulrich-Hutten" heißt. Der Name bezeichnet einen der größten deutschen Männer, dessen Zeitalter auffallende Aehnlichkeit mit dem unsrigen besitzt.

Mehrere Modenhandlungen oder Magasins de Nouveautés (Neuigkeits-Magazine) in Paris haben seit einiger Zeit angefangen, ihre großen Säle den ganzen Tag über mit Gas zu erleuchten, damit die Damen das Ansehen der feinen Stoffe, die sie zu ihrem Abendputze kaufen, sofort beurtheilen können. Die riesenhafteste dieser Handlungen soll nächstens auf Aktien gegründet werden. Man will das ehemalige berüchtigte Spielhaus Frascati nebst allen dahinterliegenden Gebäuden ankaufen und in dem so erlangten Raume von der Straße Richelieu zur Straße Vivienne drei Gallerien anlegen, in welchen alle möglichen in Frankreich verfertigten Stoffe zum Verkaufe ausgeboten werden sollen. Die Anlegung dieses Riesengeschäftes erfordert ein Kapital von 8 Mill. Frcs., das man aber schnell durch Aktien zusammenzubringen gedenkt.

(Elasticität des Wassers.) Der Engländer Mackain führt in einer Abhandlung einige gewichtige Gründe zur Bekräftigung der Meinung an, daß das Wasser, unter Anwendung verhältnißmäßiger Kräfte, eben so compressibel sey, als Luft. Dies als wahr vorausgesetzt, folgert er, daß Backsteine in einer Tiefe (des Meeres) von 28,330 Fuß schwimmen würden, Granit in einer Tiefe von 56,000 Fuß und Gußeisen in einer Tiefe von 200,000 Fuß oder 39 englischen Meilen.

(München.) Die von Sr. Maj. dem König Ludwig herausgegebenen „Walhalla-Genossen" werden demnächst in einer illustrirten Sammlung erscheinen, welches Werk von allgemeinem Kunstinteresse seyn dürfte.

Frankfurter Theater.

Gastspiel der Mad. Palm-Spatzer.

Diese ausgezeichnete Sängerin haben wir bis jetzt in vier ganz verschiedenartigen Partien gehört und glauben, unser über sie bereits ausgesprochenes Urtheil der Anerkennung bestätigen zu dürfen. Sie hat alle Mittel verschmäht, um auf die Gunst des Publikums gewaltsam einzuwirken, und wenn nicht selten Künstlerinnen bei ihrem ersten Auftreten stürmisch applaudirt und hervorgerufen werden, die aber in den folgenden Vorstellungen das Publikum schon wieder fallen läßt, so ist bei Mad. Palm-Spatzer der umgekehrte Fall; sie fand zuerst eine im Ganzen ruhige Aufnahme, welche sich aber von Rolle zu Rolle zu lebhafterer Würdigung steigerte. Mad. P.-Sp. verschmäht die gewöhnlichen Effectmittel und Ueberbietungen, wodurch Viele zu imponiren und zu verblenden streben; sie sucht durch Gediegenheit und künstlerische Abrundung ihrer Leistungen den Hörer zu gewinnen. Die Klangfarbe ihrer Stimme ist weniger glänzend, als vielmehr zart, einschmeichelnd und lieblicher Modulationen fähig. Diese Stimmmittel verwendet sie nach den Regeln einer durchgebildeten und besonnenen Schule, mit verständiger Vertheilung von Licht und Schatten und ohne sich in den Extremen der Bravour zu gefallen. Ihre Gesangschule entspricht nicht nur den billigen Anforderungen, sondern bekundet auch einen geläuterten Geschmack, so wie ihr Vortrag anmuthig und wohlnüancirt ist. Spiel und dramatische Auffassung sind eben so besonnen, als dem Charakter des Darzustellenden angemessen und nach harmonischer Abrundung des Ganzen hinstrebend. Hieraus folgt ein Totaleindruck, dem sich der Hörer mit Behagen hingibt und der für den Kenner eine wohlthuende Befriedigung hinterläßt. Diese Vorzüge traten in den Rollen der Norma, Adina (Liebestrank), Donna Anna (Don Juan) und Isabella (Robert der Teufel) unverkennbar hervor und wurden von dem kunstsinnigen Theile unserer Theaterfreunde nach Verdienst gewürdigt. Die Norma haben wir bereits besprochen. In der Partie der Adine fand die Sängerin Gelegenheit, ihre Bravour zu entfalten und zugleich durch gefälligen und graziösen Gesang anzuziehen. Doch nicht nur in diesem Genre ist sie heimisch, sondern auch in dem ernstern Style der klassischen Musik. Ihre Donna Anna war in edeln Kunstformen gehalten, von dramatischem Ausdruck belebt und mit jener Einsicht nüancirt, welche das Ergebniß künstlerischer Studien ist. Die Isabella, eine Partie, in welcher Virtuosität und dramatischer Ausdruck vereinigt seyn müssen, wurde so durchgeführt, wie es die brillante Composition erfordert. Nach solchen Leistungen sieht man dem fernern Gastspiele der Mad. P.-Sp. nicht nur mit Vergnügen entgegen, sondern darf auch gewiß seyn, daß es immer mehr Anerkennung gewinnen und die alte Erfahrung bestätigen wird, daß eine gute Schule und ein reines, nicht nach Effect haschendes Kunststreben immer gewürdigt werden. — Das mitwirkende Opernpersonal, dessen Leistungen in den genannten Tonwerken bekannt sind, unterstützt dies Gastspiel durch löblicher Sorgfalt und besonders sind die Herren Chrudimsky und Conradi hervorzuheben. Beide stehen mit vollem Rechte in der Gunst unserer Musikfreunde, da sie ihre schönen Stimmmittel durch einen gediegenen Vortrag geltend machen und sich in dem Stadium befinden, wo Kraft und Frische sich in voller Entfaltung befinden. Es wurde ihnen der lebhafteste Beifall gespendet. — Die nächste Rolle der Mad. Palm-Spatzer ist die Amine in Bellini's Nachtwandlerin.

Korrespondenz.

Darmstadt, 2. April.

Wie es heißt, so soll unser Theater auch für die Dauer der Sommersaison geöffnet bleiben, sohin in diesem Jahre gar nicht geschlossen werden. Man glaubt um so mehr daran, als die bevorstehende Eröffnung der Main-Neckar-Eisenbahn uns größere Züge von Fremden zuführen werde, welche bei ihrem Aufenthalte hierselbst unsere Oper nur ungern vermissen dürften. Mit Rücksicht darauf hat man im hiesigen Publikum schon vielfach den Wunsch aussprechen hören, daß das schon längst aufgehobene Sommertheater wieder in seine alten Rechte eingesetzt werden möge, wäre es auch blos mit Rücksicht auf die Oper, da der dermalige finanzielle Etat derselben einen Aufwand erheischt, der es der großh. Theateradministration zur Pflicht macht, die Zahl der Vorstellungen zu vermehren und somit der Theaterkasse, die dem Danaidenfasse gleicht, möglichst zu Hülfe zu kommen. — Die komische Oper von Lorzing: „Der Wildschütz" wurde am letzten Sonntage hier zum Erstenmale aufgeführt. Sie scheint nicht den Eindruck gemacht zu haben, den man von Lorzing's sehr Musik erwartete, obwohl Hr. Pasque (Graf), Fräul. Prnz (Gräfin) und die übrigen sowohl in Gesang als Darstellung sich keineswegs lässig erwiesen, was auch von Hrn. Birnstill, als Baculus, gilt, einer Rolle, die ihrem innersten Wesen nach sich für ihn vollkommen eignet. — Neben der Kunstliebe trägt auch hier die thätige Nächstenliebe ihre gediegenen Früchte, und als solche glauben wir die Ergebnisse des hier vor Jahresfrist gegründeten „Vereines der Freunde in der Noth" mit Recht betrachten zu dürfen. Für die kurze Zeit seines Bestehens hat dieser menschenfreundliche Verein, der gegenwärtig den Freihrn. v. Erlet zum Vorstande hat, schon mehr geleistet, als die Umstände billigerweise erwarten ließen. Die Mittel zur Erreichung seines Zweckes (Unterstützung verschämter Armen) bestehen theils in regelmäßigen Jahresbeiträgen, theils in außerordentlichen Gaben, unter denen die des Freihrn. v. Rothschild zu Frankfurt, im Betrage von hundert Gulden, mit besonderem anerkennenden Danke hier erwähnt zu werden verdient. Wirklich scheint der neugebildete humane Verein unter so günstigen Auspicien begonnen zu haben, daß man sich von seiner fernern menschenfreundlichen Wirksamkeit die gedeihlichsten Erfolge versprechen darf.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 5. April. (Zum Erstenmale wiederholt): Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten, nebst einem Vorspiel: der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian; deutsch von Dräxler-Manfred. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 6. April. Die Nachtwandlerin, Oper in 2 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Mad. Palm-Spatzer.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 97. Dienstag, den 7. April 1846.

Der Goldschacht.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

7.

Verwandlung.

Felician war ärmer und trauriger als je. Der reiche Feige Hirz hatte ihn übermüthig und zurückstoßend behandelt, da wollte ihm nun keine Arbeit mehr schmecken; er saß einsam und in seine Lieder und Träume vertieft. Seine Mutter weinte. Da kam Käthchen und brachte die Nachricht, daß im neuen Stollen wirklich ein goldener Stuhl gefunden worden sey.

„Ein goldner Stuhl?“ — fuhr Felician auf. „O ein goldner Thron, auf welchem die Königin saß, meine geliebte Königin! Mir hat wohl von diesem goldnen Stuhle geträumt.“

„Ja Du, unglücklicher Junge, träumst nur immer von den Schätzen, indeß wir an dem Hungerknochen nagen,“ seufzte Frau Suse. „Dein Glück bei'm reichen Meister Hirz hast Du auch ganz und gar verscherzt; er bekümmert sich nicht mehr um Dich, und wollte Dir erst seine Tochter geben. Ich werde mich noch todt grämen über Dich, ungerathener Sohn!“ —

Da wurde Felician bleich wie eine frisch getünchte Wand, griff zitternd nach seiner Laute und schlich hinaus. So hart hatte seine Mutter noch niemals zu ihm gesprochen; jedes Wort hatte ihm tief in's Herz geschnitten. Er tappte wie ein Blinder, mußte sich anhalten, und wäre sicherlich auf dem Hofe umgetaumelt, wenn ihm Käthchen nicht beigesprungen wäre, die besorgt ihm nachgeeilt war. Felicians Unglück machte sie selbst elend, sie konnte ihn nicht länger so schuldlos leiden sehen, die lobende Erwähnung des Probirers von Frau Suse und der damit verbundene ungerechte Tadel ihres unschuldigen Sohnes öffnete ihr gewaltsam die Lippen und entrissen ihr das Geheimniß, das sie für immer in ihrer Brust hatte begraben wollen. „Felician,“ flüsterte sie ihm zu, indem sie ihren Arm vertraulich um seinen Nacken schlang, „komm' mit mir unter den Fliederbaum, ich habe Dir ganz heimlich etwas höchst Wichtiges zu sagen.“

Er sah sie groß an und that nach ihrem Willen.

„Nun siehst Du,“ fuhr sie fort, „Du träumst doch zuweilen, daß Du im Goldberge wandelst, mit prächtigen Kleidern angethan, hochgeehrt von der Bergfrau und ihren Geistern —“

„— und reich beschenkt von ihr, die mich so lieb hat und ihren Vetter nennt. Es hat mir lange nicht geträumt, und sind recht dumme Träume. Ach, Käthe, hätten wir nur den zehnten Theil des Goldes, das ich im Traume besitze, dann wollten wir die Mutter zufrieden stellen.“

„Felician, was Du für Träume hältst, ist Wahrheit! Du hast das Gold wirklich von der gütigen Bergfrau erhalten.“

Der Knapp sah sie an, als zweifle er an ihrem Verstande.

„Staune nur, Ungläubiger! Ich kann und will Dir die Beweise meiner Behauptung liefern. Wird Dir denn in Deinen vermeintlichen Träumen das Geschenk Deiner Gönnerin nicht feindlich entrissen?“ —

„Freilich! Von einem bösen Geist!“ rief Felician lebhaft. „Jetzt fällt mir's plötzlich ganz genau ein.“

„Da hast Du's. Der böse Geist ist der Probirer; er hat Dich bestohlen und verdankt all' sein Glück Dir allein. Denn Dir gab die Bergfrau die Schlüssel zu den neuen und reichen Gruben, Du solltest den besten Gewinn davon haben, und Dir sollten die Stadt und das Land als dem Entdecker dankbar seyn. Dieser Bösewicht entriß Dir aber die Schlüssel und zog den Gewinn für sich.“

Umständlich erzählte sie nun dem von immer größerem Erstaunen erfaßten Jünglinge, was sich in der letzten Johannisnacht mit ihm, dem Probirer und ihr zugetragen, und wie Tags darauf durch den schlechten Mann der neue reiche Stollen aufgegangen sey. Und als das letzte Wort der merkwürdigen Erzählung von ihren Lippen verhallt war, und Felician noch immer mit offenem Munde zweifelnd und staunend da saß, war sie schon aufgesprungen, in den Holzstall geeilt, und hatte mit raschen Händen den blinkenden Schatz aufgewühlt, den sie nun zur Beglaubigung ihres Berichtes in der Schürze zu Felician trug und vor ihm ausschüttete.

Die Ueberzeugung durchzuckte ihn wie ein jäher Schreck. Er saß ein paar Augenblicke in tiefen Gedanken versunken, den Kopf in die Hand gestützt, dann brach er in einen Strom von Thränen aus, umarmte und küßte Käthchen mit Inbrunst, was er noch niemals gethan hatte, und sprach: „Ich danke Gott, daß mir der Probirer die sündhafte Last abgenommen hat, und durch seine tückische Bemühung meine Seele frei geblieben ist von aller Schuld und nähern Gemeinschaft mit der spukhaften Bergfrau. Ein frommer Bergmann soll sich frei halten von den Geistern der Tiefe, die Jesum Christum nicht erkennen; hätte ich ihr Gold und Edelgestein behalten und mir dadurch den Berg geöffnet, so wäre ich ihr schon längst verfallen, und keine Macht des Himmels und der Erde könnte mich aus ihren Händen erretten. So aber ist meine Seele frei geblieben; und auch diese Schätze will ich nicht. Wirf sie weg, Käthchen. Dir und meinen Händen will ich ferner Alles verdanken, nichts der unheimlichen Bergfürstin, vor der mir grauſt. Nun wird mir auf ein Mal so hell zu Sinne, und ich erkenne deutlich, worüber ich stets gebrütet, was mich stets so düster gestimmt und mir wie Nebel in der Seele, wie Blei in den Gliedern gelegen hat; nun weiß ich auch, woher ich die seltsamen schaurigen Lieder hatte, die ich so gerne sang. Das Alles hat mir die Bergfrau angethan, sie hat mir die Lieder gelehrt; es wird mir plötzlich Alles klar. Aber nun ekeln sie mich an; ich möchte nicht um die Welt wieder eins singen, und alle düstere Traurig-

Digitized by Google

keit ist von mir wie abgestreift. Das ist Alles Dein Werk, geliebtes Käthchen! Du hast mich von der bösen Fei erlöst. Hättest Du nicht in der Johannisnacht bei mir gewacht, ich wäre ja doch noch in die Schlingen des Geistes gefallen, und meine Seele ewiglich verdorben. Nun will ich aber auch all den Spuk ganz von mir abschütteln und allein für Mutter und Dich leben."

Käthchen hörte diese guten Vorsätze mit absonderlichem Vergnügen an, warf das Gold und die Edelsteine von sich, als wären sie altes, unbrauchbares Eisen, und saß, eh' sie sich's selbst versah, neben Felician unter dem Fliederbaume, küßte ihn und ließ sich küssen, so daß Frau Suse, als sie heraustrat, um den Sohn wieder zu besänftigen, ihr blaues Wunder sah. Als sie aber in Felicians Gesicht schauete, schlug sie gar die Hände staunend über den Kopf zusammen; denn da war doch auch gar keine Spur von Unmuth oder Verdrießlichkeit mehr zu finden, vielmehr lachten die Augen wie Blumenkelche, und alle Züge strahlten in sonnigem Glanze.

„J Felician!" rief sie aus, „was ist denn mit Dir vorgegangen?" —

„Mutter," versetzte er seelenvergnügt, „mir ist so recht herzinnig wohl. Du hast Recht, ich will nun nicht mehr krank seyn und auch nicht mehr träumen, vielmehr will ich wacker arbeiten und es dem besten Häuer gleich thun."

Die Mutter segnete die Stunde und die guten Vorsätze, wie sie noch nie aus ihres Sohnes Mund gehört.

Und Felician hielt Wort. Die ganze Knappschaft war hoch verwundert über den plötzlich sich entwickelnden Fleiß und die Geschicklichkeit des blöden Knaben. Niemand konnte begreifen, was für ein Geist in ihn gefahren sey Er war der Erste auf dem Platze und der Letzte, welcher abzog, er war der thätigste Knappe, und auf seinem Fleiße ruhte — das war augenscheinlich — ein wunderbarer Segen. Wo er schürfte, da sprang die Goldader am reichsten; er förderte mehr als drei Andere. Diese auffallende Verwandlung Felicians war lange der Gegenstand der Unterhaltung Aller, die bei'm Bergwesen beschäftigt waren, bis man sich daran gewöhnte. Es war aber natürlich, daß er der Liebling aller seiner Vorgesetzten wurde, und am meisten zeigte sich ihm Feige Hirz gewogen. Aber Felician hatte nie gern mit ihm zu schaffen.

Von den Wangen des Jünglings war die grämliche Schwäche verschwunden, eine gesunde, frische Röthe schimmerte dort wie die Morgenröthe einer bessern Zukunft, er sang auch keines der schwermüthigen Lieder mehr, sondern fröhliche Weisen, die er schnell von den andern Knappen erlernte; jene seltsamen Gesänge hatte er ganz vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Instinkt des Volkes.

Der bekannte französische Schriftsteller Michelet hat ein neues Buch erscheinen lassen, welches viel gelesen wird und großes Aufsehen macht. Bei Heinrich Hoff in Mannheim ist so eben eine deutsche Uebertragung herausgekommen unter dem Titel: „Das Volk, von J. Michelet." Der Verfasser ist selber aus dem Volke hervorgegangen und als Buchdruckergehülfe im Stande gewesen, nach eigener Anschauung und Erfahrung das Volk kennen zu lernen. Er wendet im vorliegenden Buche die ganze Wärme seines Herzens und die gereifte Einsicht des Geistes jener großen Familie zu, welche die Grundpfeiler des Staates ausmacht. Als Geschichtsforscher und aus reichen Quellen schöpfend, sucht er die Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären und betrachtet des Volkes jetzige Lage, seine Tugenden und Fehler, seine Leiden und Freuden, seine Entbehrungen und Wünsche, seine Bestrebungen und Hoffnungen. Er schreibt nicht nach Theorie oder nach philosophischen Systemen, sondern tritt in die Werkstätte und in die Hütte, auf die Straße und den Marktplatz, um unmittelbar aus dem Brunnen des Volkslebens zu schöpfen. Dadurch wird sein Buch frisch und lebensvoll und dadurch unterscheidet es sich vor den allgemeinen hohlen Declamationen der neumodischen Philanthropen und Weltverbesserer. Bei ihm ist — wie ein Kritiker richtig bemerkt — Alles durch sein persönliches Gefühl hindurchgegangen, und er hat sich in liebevoller Hingebung mit seinem Gegenstande identificirt, das Wohl des Volkes und die Verbesserung seiner Lage ist für ihn nicht ein Thema zu rhetorischen Amplificationen, in denen sich ein neuangeworbener Endoctriné zu gefallen pflegt, sondern es ist Das, was Nacht und Tag sein Herz bewegt, seinen Kopf denken und seine Gelehrsamkeit forschen macht. Die Grundgedanken des Buches sind wahrhaft human und er sucht das Volk nicht von seiner schlechten und verwerflichen Seite darzustellen, sondern es in seinen edleren Richtungen und in seinem besseren Instinkte geltend zu machen. Was diese seine Grundansicht betrifft, so möge nachstehendes Fragment hier eine geeignete Stelle finden.

Wohl haben edeldenkende Schriftsteller — sagt Michelet — die mit aristokratischem Sinne stets die Sitten der höheren Klassen geschildert haben, sich des Volkes erinnert; sie haben in wohlwollender Absicht es unternommen, das Volk in die Mode zu bringen. Sie sind daher aus ihren Salons in die Straße hinabgestiegen, um sich zu erkundigen, wo das Volk zu finden sey. Man zeigte ihnen die Galeeren, die Gefängnisse und verrufene Häuser.

Dieses Mißverständniß hat die traurige Folge gehabt, daß sie eine entgegengesetzte Wirkung von Dem hervorbrachten, was sie gesucht hatten. Um uns für das Volk zu interessiren, wählten, schilderten und erzählten sie Das, was nothwendiger Weise entfremden und erschrecken mußte. „Wie, das Volk ist so beschaffen?" rief einstimmig das ganze furchtsame Volk der Bürger. Geschwind, vermehren wir die Polizei, bewaffnen wir uns, schließen wir unsere Thüren und schieben wir den Riegel vor!"

Wenn man indessen genauer zusieht, so findet sich, daß diese Künstler, denen es besonders auf den tragischen Effekt ankam, unter dem Namen des Volkes eine sehr beschränkte Klasse geschildert haben, deren Leben nur heftige und gewaltige Auftritte darbietet; so war ihnen eine pittoreske Schilderung leicht, und der Schrecken, den sie beabsichtigten, gewiß.

Kriminalisten, Oekonomisten, Sittenschilderer, Alle haben sich fast ausschließlich mit den Ausnahmen des Volkes beschäftigt, mit dieser ausgestoßenen Klasse, welche uns jedes Jahr durch die Zunahme der Verbrecher und durch die Zahl der rückfälligen Verbrecher erschreckt. Dieses Volk ist wohl bekannt, Dank der Oeffentlichkeit unserer Gerichte, der gewissenhaften Langsamkeit unserer Prozesse, nimmt es in der öffentlichen Aufmerksamkeit eine Stelle ein, wie in keinem Lande Europas. Das geheime Gerichtsverfahren Deutschlands und die schnelle englische Gerechtigkeitspflege geben dem Verbrecher keinen Ruf: man hält sie verborgen oder schickt sie außer Landes. England, welches in dieser Beziehung zwei oder drei Male reicher ist als Frankreich, entblößt nicht auf solche Weise seine wunden Stellen. Bei uns im Gegentheil genießt keine Klasse die Ehre einer vollständigeren Oeffentlichkeit, als jene.

Sie bildet eine sonderbare Gesellschaft, sie lebt auf Kosten der Uebrigen und zieht doch fortwährend ihr Interesse auf sich: sie besitzt ihre Journale, welche ihre Thaten eintragen, ihre Worte zurichten und ihnen Geist leihen. Sie besitzt ihre Helden, ihre Berühmtheiten, welche Jedermann mit Namen kennt und welche periodisch vor die Assisen treten, um ihre Feldzüge zu erzählen.

Diese ausgewählte Schaar hat fast allein das Vorrecht, den Malern des Volkslebens als Modell zu dienen. Sie ergänzt sich vorzüglich aus dem Gewühle der großen Städte und besonders aus der industriellen Klasse.

Auch hier wieder haben die Kriminalisten die öffentliche Mei-

Digitized by Google

nung bestimmt; nach ihrer Anweisung und in ihrem Geiste haben die Oekonomisten Das studirt, was sie das Volk nannten; für sie ist das Volk der Arbeiter, vorzugsweise der Fabrikarbeiter. Eine solche Benennung wäre nicht ganz unpassend für England, wo die industrielle Bevölkerung zwei Drittel der ganzen ausmacht; für Frankreich aber, dieser großen ackerbauenden Nation, wo der Arbeiter nicht den sechsten Theil der Bevölkerung bildet, und von diesem Sechstel machen die Fabrikarbeiter nur einen sehr kleinen Theil aus, paßt sie nicht im geringsten. Diese Klasse ist zahlreich, aber immer nur eine geringe Minderzahl, und die, welche dort ihre Modelle suchen, haben nicht das Recht, unter das Gemälde den Namen des Volkes zu setzen.

Prüft man wohl diese geistreiche und verdorbene Menge unserer großen Städte, welche den Beobachter so sehr beschäftigen, hört man ihre Sprache, sammelt man ihre oft glücklichen Einfälle, so entdeckt man, was bisher noch nicht bemerkt worden ist, daß diese Leute, welche oft nicht lesen können, nichts desto weniger auf ihre Weise gebildete Köpfe sind.

Die Menschen, welche zusammen leben und immer mit einander in Verbindung stehen, entwickeln sich nothwendiger Weise durch die bloße Berührung, wie durch die natürliche Wärme. Sie geben sich eine Erziehung, sie ist schlecht, wenn man will, aber am Ende immer eine Erziehung. Der bloße Anblick einer großen Stadt, wo man, ohne Etwas lernen zu wollen, sich jeden Augenblick unterrichtet, wo es genügt, mit offenen Augen über die Straße zu gehen, um tausend neue Dinge kennen zu lernen, dieser Anblick und diese Stadt ist eine Schule. Diejenigen, welche dort leben, führen nichts weniger als ein naturgemäßes Leben; es sind kultivirte Menschen, welche gut oder schlecht beobachten und nachdenken. Oft zeigen sie einen sehr feinen Geist und eine Erfindungsgabe im Schlechten. Die Folgen einer raffinirten Kultur sind dort nur zu sichtbar.

Wer in der Natur etwas Naturwidriges und allen Trieben der Kindheit geradezu Entgegengesetztes finden will, braucht nur dieses künstliche Geschöpf, welches man den „Pariser Taugenichts" nennt.*) Noch unnatürlicher und gleichsam der letzte Auswurf des Bösen ist der abscheuliche Pflastertreter von London, der mit zwölf Jahren schachert, stiehlt, Branntwein trinkt und den Weibern nachläuft.

Das sind also eure Muster, Künstler!.... Zerrbilder, vereinzelte Fälle und Auswüchse, das also suchet ihr. Sittenschilderung und Karrikatur? worin liegt der Unterschied heute?

Einst legte Jemand dem großen Themistokles eine Gedächtnißkunst vor. Er antwortete ihm bitter: Gib mir lieber die Kunst des Vergessens.

Möge mir Gott diese Kunst geben, daß ich heute alle eure unnatürlichen, phantastischen Gebilde, eure absonderlichen Gestalten, mit welchen ihr den Gegenstand verwirrt, vergesse. Das Vergrößerungsglas in der Hand, sucht ihr in den Gassen und findet, ich weiß nicht, welchen Schmutz und Unrath; den bringt ihr heim und ruft: „Triumph! Triumph! Wir haben das Volk gefunden!"

Um uns für das Volk zu interessiren, zeigt man uns den Dieb, der Thüren und Schlösser erbricht. Zu diesen malerischen Darstellungen fügen sie tiefe Theorien, mit denen, wenn man sie hört, das Volk sich wegen dieses Krieges gegen das Eigenthum bei sich rechtfertigt... Wahrlich, es ist für das Volk, auf dem schon so viel Unglück lastet, ein großes Unglück, solche unverständige Freunde zu haben. Von solchen Handlungen und solchen Theorien weiß das Volk nichts; die Masse ist gewiß nicht rein und vorwurfsfrei: aber will man sie nach der Idee auffassen, welche die weit überwiegende Mehrzahl beherrscht, so sieht man sie gerade im Gegentheile damit beschäftigt, durch Arbeit, Sparsamkeit, die achtungswerthesten Mittel, das ungeheure Werk zu gründen, welches die Kraft unseres Landes ausmacht: die Theilnahme Aller am Eigenthum.

Ich sagte es, daß ich mich allein fühle, und dieser Gedanke würde mich trostlos machen, begleitete mich nicht meine Hoffnung und mein Vertrauen. Weder meine Natur noch meine bisherigen Leistungen geben mir Stärke im Angesicht eines so gewaltigen Werkes; ich stehe gleichsam am Fuße eines Riesendenksteins, den ich allein von der Stelle bewegen soll... Wie ist er entstellt, beladen mit fremden Zuthaten, bedeckt mit Staub und Schimmel, beschmutzt von Regengüssen, von der Erde, von den Unbilden der Vorübergehenden!.... Der Maler, der die Kunst nur der Kunst wegen betreibt, tritt herzu, schaut, und gerade diese Schattenseiten gefallen ihm ... Ich für meinen Theil wünschte sie weg. Maler, der du vorübergehst, du siehst kein künstlerisches Spielwerk, sondern einen Altar vor dir!

*) Es ist eine wunderbare Eigenthümlichkeit unseres Nationalcharakters, daß dieses verlassene Geschöpf trotz aller Aufforderung zum Bösen und Ueberreizung jeder Art einige gute Eigenschaften behält, Geist und Muth.

Die beiden Nachbarn.

„In der Stadt F." (im Holsteinischen), erzählt Biernatzki in seinem Volksbuche für 1845 u. s. w. (Kiel, Schwers), „lebten vor Jahren zwei Nachbarn in ungestörter Einigkeit und Freundschaft; jeder Tag mußte sich ihnen bei einer Pfeife Taback im traulichen Gespräch beschließen oder Beiden fehlte vom Leben das Beste. Einer derselben war der jetzt seit Jahren verstorbene Zinngießer P. In dessen am Grünmarkt gelegenen Hause fanden regelmäßig diese abendlichen Zusammenkünfte statt; zwei lange Pfeifen lagen jedes Mal schon neben der Tabacksdüte zurecht, wenn der Andere eintrat. Eines Abends, nachdem der Nachbar bereits aufgestanden war, sich zum Weggehen anzuschicken, wobei er mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt stand, bemerkte P., daß er, wie spielend, den untersten Fensterhaken öffne. Geflissentlich drehte er sich um, und glaubte nun zu hören, daß dasselbe mit dem obersten Haken geschehe, den er gleichfalls losmache Als er den Nachbar zur Thüre geleitet hatte und nun allein zurückkehrte, fand er die Fensterhaken beide abgehaspelt. „Hm!" sagte er nach langem Bedenken, „wenn es nun auch ein Mal durchaus keine Bedeutung haben kann, so mußt Du es doch abwarten!" Darauf legte er, wie immer, beide Pfeifen wieder neben dem Taback auf den Tisch, stellte das Licht darunter und deckte es mit einem großen grauen Topfe zu. Er selbst setzte sich still daneben in den Lehnstuhl, wartend der Dinge, die da kommen könnten. — Nach einer guten Stunde hörte er zuerst an dem Wirbel der Fensterladen drehen, diese zurückschlagen und dann das Fenster öffnen, worauf Jemand leise in die Stube hineinstieg. P. wartete ruhig, bis dieser vollends in der Stube war, nahm dann eben so ruhig den Topf vom Lichte, machte das Fenster zu und sagte: „Na, Naver (Nachbar), schöln wi noch en Piip Taback rooken?" — Wie erstarrt stand dieser, und vermochte weder zu antworten noch aufzusehen. Ihn sanft bei der Hand fassend, sagte P.: „Vertruu mi, Naver, un seg mi de reine Wahrheit: warum kommst Du so to mi?" — In lautes Weinen ausbrechend, rief der Andere: „Ik wull Di gute Minsch besteelen!" P. setzte sich neben ihn, erkundigte sich wohlwollend nach seiner Lage, verwies ihm, daß er sich ihm nicht längst entdeckt, und nachdem er erfahren, wie viel er vorerst bedürfe, gab er ihm das Geld mit den Worten, daß er die ersten Jahre nichts davon abzuzahlen brauche, dann aber mit kleinen Posten den Anfang machen könne. „Und nun, Nachbar," sagte er, „kommst Du nach wie vor, wir wollen alles Dieses nicht wieder gedenken und unsere Freundschaft nicht

Digitized by Google

stören lassen." Ueberwältigt von solchem Edelmuthe, war der Nachbar keines Wortes mächtig, und hat erst auf seinem Todbette diesen Fall bekannt, nachdem P. längst gestorben."

Korrespondenz.

Köln, 2. April.

In der humoristisch-theatralischen Vorstellung, welche ein Theil der Mitglieder unserer „großen Carnevalsgesellschaft" am Fastnachtdienstage zum Besten der Armen veranstaltete und welcher unsere höchsten Civil- und Militärbehörden beiwohnten, hatten sich einige der improvisirten Schauspiele eben so verständliche, als äußerst freimüthige Anspielungen auf mehrere unserer wichtigsten inneren Zeit- und Tagesfragen gestattet. Einige dieser Aeußerungen schienen einem hohen Beamten von so bedenklicher Art zu seyn, daß er sich durch seine amtliche Stellung für verpflichtet erachtete, darüber nach Berlin an die höhere Behörde Anzeige zu machen und zugleich anzufragen, ob die betreffenden Personen wegen der gedachten Aeußerungen etwa zur Rechenschaft zu ziehen seyen. Die Antwort aus Berlin soll, nachdem Erkundigungen über die Persönlichkeit der fraglichen Individuen ein durchaus befriedigendes Ergebniß geliefert hatten, dahin gelautet haben, daß es wohl am angemessensten seyn werde, das Vorgefallene mit der im Carneval hergebrachten Scherz- und Redefreiheit zu entschuldigen und keine weitere amtliche Notiz zu nehmen. — Unsere „große Carnevalsgesellschaft", deren Mitgliederzahl diesmal trotz des Bestehens zweier concurrirenden Gesellschaften so beträchtlich war, als nie in irgend einem früheren Jahre, hat ungeachtet der bedeutenden Ausgaben für den von ihr allein ausgeführten Festzug einen Ueberschuß von 2858 Thlrn. behalten, wovon der größere Theil unserer Armenverwaltung zufällt, der Rest von fast 1200 Thlrn. aber den Schulen, Krankenkassen ꝛc. überwiesen wird. — Unser königl. Bankcomptoir wird, wie man hört, demnächst öffentlich anzeigen, daß es Ducaten zu einem bestimmten Preise nach dem Gewicht anzukaufen bereit sey. Die Verdrängung der leichten Ducaten aus dem Verkehr würde durch diese von unserer Handelskammer angeregte Maßregel der Bank gewiß rasch und kräftig gefördert werden. — Ein hier lebender ausländischer Maler hatte vor einigen Abenden das Mißgeschick, daß ihm eine eben erst geerbte Summe von 150 doppelten Friedrichsd'or am Theater aus der Tasche gestohlen wurde. Bis jetzt ist man dem Diebe, obgleich der gestohlene Künstler 100 Thlr. Belohnung für dessen Ermittelung zugesagt hat, noch nicht auf die Spur gekommen.

Gotha, Anfangs April.

Die erfreuliche Gestaltung, welche die obgeschwebten gesellschaftlichen Verhältnisse hiesiger Stadt seit einiger Zeit genommen, machen es zu einem angenehmen Geschäft, hierüber einmal etwas Günstigeres berichten zu können. Jedenfalls tragen hierzu die allgemeinen Interessen des Tages bei, welche jene Kleinigkeitskrämerei, den beschränkten Kastengeist und die kleinstädtische Medisance schaal und lächerlich erscheinen lassen und so die erwähnten gesellschaftlichen Uebel am leichtesten in den Hintergrund drängen; denn alle Thorheiten der Menschen verkriechen sich ja in den meisten Fällen erst dann, wenn sie als solche erkannt und — verlacht werden. — Unter den neuesten, ein bedeutendes Gemeininteresse hervorrufenden Unternehmungen möchte vor allen die im Bau begriffene, unsere Stadt so nah berührende thüringische Eisenbahn zu nennen seyn. Bietet sie einerseits Tausenden Unterhalt und Gewinn, so regt sie auf der andern Seite eben so wohlthätig den schlummernden Gemeinsinn an und dürfte in kurzem nicht nur Wagenzüge, sondern auch die mannichfachsten Speculationen, Verbindungen mit dem Auslande und Vortheile für das Gemeinwohl an ihre dahinbrausenden Locomotiven ketten. Der Bau der Bahn selbst, welche bis zum Sommer 1847 vollendet seyn soll, schreitet rüstig vorwärts; die Erdarbeiten werden bei uns noch diesen Sommer fertig, und sowohl der neun Bogen lange Viaduct in der Nähe der Stadt, als auch der bedeutende Durchstich ohnweit des Dorfes Leine, allwo das gleichbenannte Flüßchen mittelst eines großen Aquaductes über die wohl 50 Fuß tiefer liegende Eisenbahn und von da zur Stadt geleitet wird, gehören zu den schwierigsten und kostspieligsten Unternehmungen der ganzen thüringer Bahnstrecke von Halle bis Eisenach. Während so ein bedeutender Weg zur geselligen Annäherung und Vereinigung mit den Gränzstaaten bei uns vorbereitet wird, bildet sich in allen Theilen der hiesigen Gesellschaft eine entschiedene Neigung für das Gemeinsame bereits heraus. Einen bedeutenden Impuls hierzu gaben zunächst die schon seit einigen Jahren bei uns oder in unserer Nähe gehaltenen großartigen Gesangsfeste des thüringer Sängerbundes, wo, wie noch vergangenen Sommer, Tausende aller Stände aus Nah und Fern zusammenströmten, sich gemeinsam zu erheben und zu freuen. Wie andern Orts auch, haben sich hier Vereine für milde Zwecke und Förderung nützlicher Unternehmungen constituirt. Ein Kunstverein wird demnächst in's Leben treten und sich denen zu Kassel, Hannover und Magdeburg anschließen. Der hiesige Gartenbauverein erweitert sein Wirken immer mehr und so eben gründet er eine großartige Baumschule und ein Versammlungslocal. Doch auch in kleineren Kreisen entkeimt bereits die fruchtbringende Blüthe gemeinsamen Strebens, und es können bei dieser Gelegenheit die wissenschaftlichen Vorlesungen, welche ein Verein hiesiger geachteter Gelehrten (an deren Spitze der hochverdiente Hr. Oberschulrath Rost steht) während der Wintermonate vor einer zahlreichen Zuhörerschaft unentgeltlich veranstaltete, nicht unerwähnt bleiben. Die (in dem halbrunden Saale des Schauspielhauses gehaltenen) Vorträge selbst handelten über: die Dichtungen Homer's — den Bau der Erde — die Ausgrabungen von Pompeji und Herkulanum — den Galvanismus — die Functionen der Atmosphäre — Dampfmaschinen — Ebbe und Fluth ꝛc. und boten fast durchgängig ein um so höheres Interesse, als sie in der Form edler Unterhaltung reiche Belehrung und geistige Erhebung boten. Es wäre sehr dankenswerth, wenn diese Vorlesungen auch künftigen Winter fortgesetzt würden und dann nicht nur die Wissenschaft, sondern auch Abhandlungen über Technik und Kunst ihre Vertreter fänden. — Einen lebhafter denn je besuchten Vereinigungspunkt für das hiesige Publikum bot ferner diesen Winter das in den Monaten Januar bis April hier anwesende herzogl. Hoftheater. Es hat sich der Werth der Kunstleistungen dieses neuerdings trefflich organisirten Institutes seit einiger Zeit merklich gehoben und Vieles des Gebotenen wird in so gelungener Abrundung und in so würdiger, oft glänzender Ausstattung vorgeführt, daß es den Leistungen oftgerühmter großer Residenzbühnen unbedenklich an die Seite gestellt werden kann. Dabei muß der Fleiß, besonders im Bereiche des recitirenden Schauspiels, und die Richtung, neben gewählten älteren Stücken das Bessere der neuen dramatischen Literatur Deutschlands auf unsere Bühne gebracht zu sehen, besonders dankend anerkannt werden. Ein kurzer Rückblick gibt hierzu den besten Beleg. Wie sahen innerhalb drei Monaten, an einigen Fünfzig Abenden, an zwölf Opern, nahe an dreißig neue oder neu einstudirte Stücke und nur etwa fünfzehn Repetitionen, eine Uebersicht, die zu dem Neuen, was viele Bühnen gleichen Ranges bringen, fast in einem umgekehrten Verhältniß stehen möchte. Von den Opern dürfte von Flotow's hier im Ganzen vortrefflich gegebener „Alessandro Stradella", die Oper „Zayre" (deren ungenannter erlauchter Componist durch dieses Werk eine wahre musikalische Meisterschaft bekundet) und Marschner's „der Templer und die Jüdin" mit Auszeichnung zu erwähnen seyn. Unter den Schauspielen waren: „die Marquise von Villette", „Maria Stuart", „die Schule der Verliebten", „Egmont", „ein Freundschaftsbündniß", „Gottsched und Gellert", „der alte Magister", „der ewige Jude" und „Reich an Liebe, aber: Nur fünf Gulden" die hervorragendsten Erscheinungen. Auf die einzelnen Leistungen hier einzugehen, erlaubt der Raum dieser Blätter nicht; bemerkt mag nur werden, daß in der Oper die Damen Haldreiter, Tonner, Betz und die Herren Reer, Rolden, Hofer und Gerl, im recitirenden Drama die Damen Mügge, Schröder-Gerlach, Reee, Westphal und die Herren Hintz, Döbbelin, Patsche, Rüdler, Rudolph, Schweizer und Märsch an deren Spitze der verdienstvolle Oberregisseur He. Kawaczynski als solcher sichtbar thätig wirkt, die Repräsentanten der bedeutenderen Partieen sind. — So viel für diesmal vom Theater. Nächstens etwas Näheres über die Fortschritte unserer wissenschaftlichen und gemeinnützigen Anstalten, deren Förderung von den jetzt versammelten Landständen, den Vorlagen nach, ganz besonders in's Auge gefaßt werden soll.

Theater-Anzeige.

Montag, 6. April. Belisar, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. Belisar: He. Anschütz. Antonina: Fräul. Brandt.

Dienstag, 7. April. Das Käthchen von Heilbronn, großes romantisches Ritterschauspiel in 5 Abth., nebst einem Vorspiel in einem Act, genannt: „Das heimliche Gericht", von Heinr. v. Kleist. Für die Bühne bearbeitet von Holbein.

Redacteur: J. L. Hellee. — Druck und Verlag von Hellee und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 98. Mittwoch, den 8. April 1846.

Der Goldschacht.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

8.

Der Herzog aus Sachsen.

Der Frühling hatte seine duftenden Festtage mit allen Blumenglocken eingeläutet; Berg und Thal lagen in der seligen Umarmung einer befruchtenden Sonne. Das zauber- und wundervolle Pfingstfest kam mit seinen feurigen Zungen über Natur und Menschenwelt.

In Reichmannsdorf war Alles geschmückt auf den Beinen. Große und glänzende Anstalten waren im neuen Hause des Oberbergmeisters Feige Hirz getroffen worden; denn ein junger Herzog von Sachsen, dessen Vater Herr von Reichmannsdorf war, hatte sich anmelden lassen, um den Goldschacht zu besuchen, von welchem in der letzten Zeit so Außerordentliches berichtet worden war. Der ganze Stadtrath ritt ihm entgegen, den ersten Bürgermeister und Oberbergmeister an der Spitze, und Alle waren anzusehen wie reiche Fürsten. Auch Elsbeth hatte einen Zelter bestiegen und sich dem Zuge angeschlossen, der sie aber wie die Königin in seine Mitte nahm. Wirklich war sie auch geschmückt wie eine Königstochter.

Es dauerte nicht lange, so kam der junge Herzog mit seinem Gefolge angezogen, und wurde von den Rathsherren standesmäßig begrüßt. Feige Hirz hielt eine unterthänige Rede und stellte die Uebrigen vor. Als er an seine Tochter kam, verklärte sich sein Gesicht noch mehr; denn sie war heute vorzüglich schön. Der Prinz blickte höchst überrascht in des Mädchens zauberisches Auge, und verneigte sich vor der Erröthenden. Des eitlen Vaters lauernden Blicken entging die Bewegung des hohen Herrn nicht, und sie triumphirten. Er winkte der verlegenen Elsbeth abzusteigen und den Rockzipfel des Fürsten zu küssen, wie er ihr früher schon geboten hatte, aber kaum bemerkte dieser die Absicht der Jungfrau, als er selbst rasch vom Pferde sprang, ihr den Bügel hielt und die Hand reichte. Sie glitt in seine Arme herab, und er verfehlte nicht, das glühende Mädchen mit rascher Heftigkeit an sein seidenes Brustwamms zu drücken.

„So es Euch beliebt, holde Jungfrau," sprach er dann, von ihrem Liebreiz ganz besiegt, „wandeln wir eine Strecke dem Städtchen zu. Wir können viel ungestörter miteinander kosen." Und somit nahm er ihren Arm.

Die Rathsherren mußten nun natürlich alle zu Fuße heimwärts ziehen, und hielten sich in ehrerbietiger Entfernung von dem schönen Paare. Feige Hirz zerberstete fast an dem Uebermaße von Ehre, die seiner Tochter und durch sie ihm selbst widerfuhr. Man hörte kein vernünftiges Wort aus seinem Munde, und seine Begleiter sahen ihn theils mit besorgten, theils mit scheelen Blicken an.

In der Stadt empfingen die Bergleute den Herzog mit Musik. Dann zog er sich in die ihm herrlich hergerichteten Gemächer zurück, und erbat sich Elsbeth's Gesellschaft, die ihm mit großer Freude gewährt wurde. Eben so mußte sie seine Nachbarin an der Tafel seyn bei dem kostbaren Banket, das ihm ihr Vater gab, und Abends war sie fast ausschließlich seine Tänzerin. Durch des Oberbergmeisters Kopf, als er sah, wie sehr Elsbeth dem Herzog zu gefallen das Glück hatte, fuhren kühne Gedanken; ihm war zuweilen, als sehe er eine Krone über dem Haupte seiner Tochter schweben, und nicht ohne Bedeutung bewirthete er den Herzog wie einen König.

Zu diesem Behufe gab er dem Sachsenfürsten am folgenden Tage ein noch glänzenderes Banket im Goldbergwerke selbst, und zwar hatte er den neuen Hirzen-Stollen mit dem hohen Saale zum Empfang und zur Bewirthung des vornehmen Gastes einrichten lassen. Da glänzten tausend und abertausend Lichter und gossen ein Glanzmeer in die dunklen Räume aus. Die Bergknappen aber mußten dem Herzog den güldenen Stuhl bringen, auf welchen er sich niederließ. Musik durchrauschte die Schachte und Stollen, und der Fürst durchwandelte an Elsbeth's Hand die prächtigen Gemächer. Alles, was nur die Sinne entzücken kann, war zum Genuß vorhanden.

Der Herzog belobte den unterthänigen Eifer des Oberbergmeisters, dankte huldreich für alle Genüsse, die er ausgezeichnet nannte, und flüsterte dann der schönen Elsbeth mit einem feurigen Händedruck zu: „den höchsten Genuß hast Du mir doch gewährt, geliebtes Mädchen; denn Du bist ja auch der herrlichste und kostbarste Schatz nicht nur in ganz Reichmannsdorf, sondern in der ganzen Welt." —

An einem der folgenden Tage begehrte der Herzog alle Gruben zu befahren, und erbat sich zu seinem Begleiter nur einen, aber den kundigsten und geschicktesten Knappen. Mit diesem allein wollte er die Reise durch das ganze Bergwerk machen. Er war der ewigen zahlreichen Begleitung müde, und wollte mit Muße den eigentlichen Zweck seiner Reise erfüllen.

Sogleich wurde Felician beordert, den Fürsten zu führen. Frau Susanne war entzückt über die ehrenvolle Auszeichnung ihres Sohnes, und Käthchen hing, vor Freude weinend, an des Geliebten Halse.

Zur bestimmten Stunde fuhren Beide ein. Der Herzog that eine Menge Fragen, die der Knapp mit offener Freimüthigkeit so beantwortete, daß Jener daraus abnehmen konnte, wie wohlunterrichtet sein junger Begleiter war. Dadurch wurde der Fürst immer gnädiger und herablassender gestimmt, und dies machte wiederum den Knappen gesprächiger und mittheilender. Felician floß das Herz über. Und so kam es denn, daß der Herzog, eh' sie zu Tag fuhren, des Knappen ganze Lebensgeschichte, dessen Krankheit mit

Digitized by Google

ihren geheimnißvollen Fahrten in den Berg, Feige Hirz's Benutzung derselben und die endliche Genesung durch Käthchens Liebe wußte, und der hohe Herr hatte so viel Theilnahme daran gefunden, daß er dem freundlichen Erzähler einen ganzen Beutel voll Goldstücke schenkte, den ihm Tags vorher Feige Hirz verehrt hatte, um damit Felicians häusliches Glück zu begründen, jedoch mit der Bedingung, nicht davon zu reden. Es schien, als sey dem Prinzen das Gold des Oberbergmeisters verhaßt, doch wollte er kein Aufhebens davon gemacht haben.

Nach diesem Besuche des Bergwerkes wollte sich der Herzog durchaus nicht länger in Reichmannsdorf verweilen, Feige Hirz mochte sagen und aufstellen, was er wollte, und die reizende Elsbeth aus eigenem und ihres Vaters Trieb den Fürsten unter vier Augen noch so dringend bitten; er war und blieb kalt gegen Vater und Tochter. Man sah ihn im tiefsten Nachdenken mit verstörtem Gesicht, und wenn er auffuhr, sah er sich erschrocken um, und gab wiederholten Befehl zum Aufbruch. Es schien ihm im Hause des reichen Mannes ganz unheimlich zu Muthe. Elsbeth hatte schon ein Dutzend der feinsten Taschentücher naß geweint und fiel endlich in Ohnmacht. Der Herzog ließ sie aber liegen, warf sich auf sein Pferd, verbat sich alle Begleitung von Seiten der Stadt und wollte davon reiten, als der Oberbergmeister in der größten Verzweiflung mit abgezogenem Hute hinzutrat, dem herzoglichen Pferde in die Zügel fiel und flehentlich sprach: „Gnädigster Herr, wollet mir wenigstens offenbaren, womit ich mir Eure Ungnade zugezogen, damit ich etwa ohne mein Wissen und gegen meinen Willen begangenen Fehler ahnden und bei Euch sühnen kann. Schlagt mir diese Bitte nicht ab, sondern nennt mir, was Euer hohes Gemüth beschwert hat."

„Wohlan, Feige Hirz," versetzte der Herzog mit finstern Brauen, „da Du es zu wissen begehrst, so will ich es Dir nicht verschweigen. Es ist mir wohl zu Ohren gedrungen, durch welche List und Betrug Du zur Entdeckung der neuen Goldgruben gekommen. Ich kenne Dich. Wäre ich nicht Dein Gast gewesen, ich würde nicht so glimpflich mit Dir verfahren seyn."

Der Oberbergmeister taumelte erblassend zurück; der Herzog maß ihn mit einem verächtlichen Blick und sprengte zum Thore hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Büßende. *)

Im Kerzenschimmer glänzt der Saal,
Ein Lichtmeer strömt von Girandolen,
Der hebt zum Munde den Pokal
Und Jener schöpft aus Silberbowlen;
Rubin und Diamanten glühen
Am Busen, der sie wogen macht,
Und weit durch Kiew's Winternacht
Des Festes Kläng' und Strahlen sprühen.

Musik zum raschen Tanze rauscht,
Und Indiens Musseln und Seide,
Um schlanke Hüften weit gebauscht,
Weht wie das Banner üpp'ger Freude.
Und nebenan, am grünen Tuche,
Da wird gespielt mit Haufen Gold,
Die Karte fliegt, die Summe rollt,
Und rollt zurück mit leisem Fluche.

„Faites votre jeu — le jeu est fait",
Und wie die Taill: ist geschlagen:
„Rouge gagne" — wer drängt sich in die Näh',
Darf Der in diesen Kreis sich wagen?
Ein hoher Mann im Mönchsgewande,
Die blassen Züge stolz und rein,
Gebückt, in Demuth tritt er ein
Und stellt sich an des Tisches Rande.

Da flüstert man: „Das ist der Graf
Im Mönchsrock mit geschornen Haaren;
Ein Degen, wie man wen'ge traf,
Herz, Aug' und Arm', wie wen'ge waren,
Als er im Kampf noch hoch zu Rosse
Entgegensprengte der Gefahr,
Ein Schreck für Russ' und für Tartar,
Des Siegs verwöhntester Genosse.

„Ein Flecken nur — der Zornesmuth,
Im Kampf mit sich ein schlechter Krieger;
Denn übermannt von seiner Wuth
Glich er dem wunden Königstiger;
Dann aller Seinen Furcht und Schrecken,
Sah man ihn einst den Säbel ziehn
Gen einen armen Knecht und ihn
Zur Stelle todt darniederstrecken.

„Drum griff er zu dem Büßerhemd,
Und sein Palast ward zum Spitale;
So, unserm Leben fern und fremd,
Leert er der Reue Wermuthschale!" —
So flüstert's rings; der Graf indessen,
Erfüllend seines Ordens Pflicht,
Streckt seine Rechte aus und spricht
Zu Einem, der zunächst gesessen:

„Für meine Kranken, Herr!" Vertieft, zerstreut
Hört Dieser nicht; der Mönch steht lange,
Dann zupft er leise ihn am Kleid; —
Der Spieler auf — des Grafen Wange
Wird seiner kräft'gen Faust zum Ziele:
„Da, Mönch!" ruft er mit wüth'gem Blick,
Lehnt dann im Sessel sich zurück,
Und wendet fluchend sich zum Spiele.

Der Graf stand todtenblaß, dann roth,
Roth wie Vulkanes nächtlich Flammen;
Aus seinem Auge dräut der Tod,
Die Lippe krampfhaft bebt zusammen;
Der Stirne Adee schwillt zum Springen,
Er hat die Rechte fest geballt,
Und schwer muß sich, wie mit Gewalt,
Der Odem seiner Brust entringen.

Er hebt den Arm — den andern auch,
Um — beide an die Brust zu pressen;
Ein feuchter Blick in seinem Aug',
Als ob die ganze Schmach vergessen;
Er spricht — man hört die Stimme wanken,
Und voller Demuth neigt er sich:
„Mein Herr! das eben war für mich;
Nun gebt mir was für meine Kranken!"

*) Aus: „Gedichte von Levin Schücking. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1846."

Digitized by Google

Werden die Nationalitäten verschwinden?

(Aus Michelet's „das Volk" — Mannheim, bei Heinrich Hoff, 1846.)

Die nationalen Vorurtheile haben abgenommen, das Völkerrecht ist milder geworden, und wir sind in ein Zeitalter brüderlichen Wohlwollens eingetreten, wenn man unsere Zeit mit dem Geiste des Mittelalters vergleicht. Die Interessen der Nationen haben sich schon in etwas vermischt; man hat Mode und Literatur sich gegenseitig ausgetauscht. Kann man aber darum sagen, daß die Nationalitäten verschwinden? Prüfen wir wohl. Was ganz gewiß in jeder Nation abgenommen hat, das ist die innere Uneinigkeit. Die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen französischen Provinzen hören immer mehr auf. Schottland und Wales haben sich an die britische Einheit angeschlossen. Deutschland sucht die seinige und ist bereit, ihr eine Menge verschiedenartiger Interessen, die es bisher theilten, zum Opfer zu bringen.

Dieses Aufgehen der verschiedenen Nationalitäten eines Landes in eine allgemeine Nationalität, welche sie umfaßt, ist für diese ohne Zweifel ein Zuwachs an Kraft. Die vorspringenden, malerischen Eigenthümlichkeiten, welche ein Volk in den Augen eines flüchtigen Beobachters charakterisirten, gehen vielleicht verloren; aber der Geist des ganzen Volkes erstarket und wird frei. In dem Augenblicke, wo Frankreich alle die verschiedenen Staaten in sich unterdrückte, erhielt es seine hohe und volksthümliche Offenbarung. Es fand sich selbst wieder und unterschied sich von der Welt mehr, als je vorher, gerade als sie das künftige gemeinschaftliche Recht der ganzen Welt öffentlich aussprach.

Man kann dasselbe von England sagen; mit seinen Maschinen, seinen Schiffen und fünfzehn Millionen Arbeitern unterscheidet es sich jetzt von allen Nationen weit mehr, als zur Zeit Elisabeths. Deutschland, welches sich im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert ungewissen Schrittes selbst suchte, hat sich endlich in Goethe, Schelling und Beethoven entdeckt; erst seit dieser Zeit hat es ernstlich nach Einheit streben können.

Weit entfernt davon, daß sich die Nationalitäten verwischen, sehe ich, daß sie moralisch einen bestimmteren Charakter annehmen und aus einzelnen Menschengruppen Personen werden. Dies ist der natürliche Fortschritt des Lebens. Anfangs ist sich jeder Mensch nur dunkel seiner Persönlichkeit bewußt; in den ersten Jahren ist er nur Mensch im Allgemeinen; wenn er älter wird, ergründet er sich selbst und charakterisirt sich nach außen durch Thaten und Werke; er wird allmählig eine bestimmte Person, tritt aus der Klasse heraus und verdient einen Namen.

Nur auf zwei Wegen kann man zu dem Glauben kommen, daß die Nationalitäten bald verschwinden werden. Es setzt erstens voraus, daß man die Geschichte nicht kennt, sie entweder in hohle Formeln faßt, wie die Philosophen, welche sie nie studiren, oder in literarische Gemeinplätze, um wie die Frauen davon zu plaudern. Wer die Geschichte so versteht, sieht die Vergangenheit wie einen kleinen, dunkeln Punkt an, den man ausstreichen kann, wenn man will. Dies ist noch nicht Alles; man muß, zweitens, eben so wohl, wie die Geschichte, auch die Natur verkennen und vergessen, daß die nationalen Eigenthümlichkeiten keineswegs aus unseren Launen hervorgehen, daß sie ihren tiefen Grund in den Einflüssen des Klimas, der Nahrung und der natürlichen Produkte eines Landes haben, daß sie sich in etwas verändern, aber nie verwischen. Diejenigen, welche weder die Psychologie noch die Geschichte bestimmen kann, welche eine Menschheit herstellen, ohne sich um den Menschen noch um die Natur zu bekümmern, verwischen leicht jede Gränze, füllen die Flußbette aus und ebnen die Gebirge. Jedoch sage ich ihnen voraus, daß die Nationen noch fortbestehen werden, wenn sie nicht darauf achten, die Städte, jene große Mittelpunkte der Bildung, welche den Geist der Nationalitäten zusammenfassen, zu unterdrücken.

Ich sagte gegen das Ende des zweiten Theiles, daß, wenn Gott irgendwo einen Typus des politischen Staates aufgestellt hat, dieser allem Anscheine nach in dem moralischen Staate, das heißt in einer Menschenseele, zu finden sey. Womit beginnt aber diese Seele? Sie nimmt einen festen Standpunkt, wo sie ihre Kräfte sammelt, schafft sich einen Körper, eine Wohnung und eine Reihe von Ideen, und dann erst kann sie handeln. — Gerade so muß eine Volksseele sich einen organischen Mittelpunkt schaffen, an einem bestimmten Punkte ihren Wohnsitz aufschlagen und sich dort sammeln und mit einer Natur sich in Einklang setzen, wie sie für jenes kleine Rom die sieben Hügel waren und für unser Frankreich der Rhein und das Meer, die Alpen und Pyrenäen; das sind unsere sieben Hügel. Es gibt eine große Kraft für das ganze Leben, wenn man sich abgränzt und im Raum und in der Zeit ein bestimmtes Feld absteckt, welches keinem Anderen angehört, inmitten der gleichgültigen und auflösenden Natur, welche Alles vermengen möchte. Das ist ein wahres Daseyn, ein wahres Leben.

Der Geist, der nur auf einen Gegenstand gerichtet ist, gewinnt von Tag zu Tage mehr an Tiefe, der aber im Unbestimmten umherschweift, zerstreut und schwächt sich. Wer Allen seine Liebe zuwendet, geht vorüber, ohne zu wissen, was Liebe heißt; er liebe einmal und anhaltend, so findet er in einer Leidenschaft das Unendliche der Natur und den ganzen Fortschritt der Welt.

Das Vaterland und der Staat sind nichts weniger, als der Natur entgegengesetzt, sondern für die Volksseele, die darin ihren Sitz hat, das einzige und allmächtige Mittel, seine Natur zu verwirklichen. Das Vaterland gibt ihr zugleich den Ausgangspunkt für das Leben und die Freiheit der Entwickelung. Denket euch den athenischen Geist ohne Athen, — er verliert sich im Unbestimmten und geht unerkannt unter. In dem beschränkten, aber glücklichen Kreise eines solchen Staates eingeschlossen und auf diesem auserwählten Lande hastend, wo die Biene den Honig eines Sophokles und Plato sammelte, hat der mächtige Geist Athens, aus einer unbedeutenden Stadt, in zwei oder drei Jahrhunderten so viel vollführt, als zwölf Völker des Mittelalters in tausend Jahren.

Das wirksamste Mittel der Gottheit, um die unterscheidende Eigenthümlichkeit zu erzeugen und zu vermehren, besteht darin, daß sie die Welt harmonisch getheilt erhält in diese großen und schönen Systeme, welche man Nationen nennt, und woran jedes dem Menschen ein verschiedenes Feld der Thätigkeit eröffnet und eine Schule des Lebens ist. Je weiter der Mensch fortschreitet, desto mehr dringt er in den Geist seines Vaterlandes ein, und trägt zur Harmonie der Welt bei; er lernt dieses Vaterland in seinem wahren und in seinem relativen Werthe als ein Glied der großen harmonischen Kette kennen; durch es und in ihm verbindet er sich mit den Mitmenschen, er liebt die Welt. Das Vaterland ist die nothwendige Durchgangsstufe zum allgemeinen Vaterland.

Die Vereinigung schreitet auf diese Weise immer fort, ohne die Gefahr, die Einheit je zu erreichen, weil jede Nation bei jedem Schritte, den sie zur Eintracht thut, in sich an Eigenthümlichkeit gewinnt. In dem Maße, wie eine Nation in den Besitz seines eigenthümlichen Geistes tritt, ihn durch Werke enthüllt und beweist, braucht sie immer weniger sich durch den Krieg dem Geiste der andern Völker entgegenzusetzen. Ihre Originalität ist von Tag zu Tage mehr gesichert und zeigt sich mehr im eignen Erzeugen, als im Gegensatz. Die Verschiedenheit der Nationen, die sich gewaltthätig durch den Krieg erklärte, zeichnet sich noch besser aus, wenn jede von ihnen getrennt seine gewaltige Stimme tönen läßt; Alle singen denselben Ton und jede hat ihre eigne Stimme. Allmählig wird daraus eine allgemeine Harmonie auf der Leier der Welt. Diese Harmonie wird aber nur um den Preis der Verschiedenheit erlangt. Wenn das Unmögliche geschähe, die Verschiedenheiten aufhörten und die Einheit eingetreten wäre, so würde die verwirrte Harmonie nur einen nichtssagenden Einklang erzeugen. Die Welt

Digitized by Google

mit ihrem schalen Einerlei könnte dann mit immer untergehen, ohne ein Andenken zurückzulassen.

Ich bin überzeugt, daß Nichts untergehen wird, weder eine Seele des Menschen, noch eines Volkes; wir sind in zu guten Händen. Gerade im Gegentheil werden wir immer mehr leben, d. h. unsere Eigenthümlichkeit ausbilden und noch kräftiger und fruchtbarer machen. Gott behüte uns davor, daß wir in ihm untergehen! Und wenn keine Seele vergeht, wie könnten jene großen Seelen, die Nationen, mit ihrem lebendigen Geiste, mit ihrer Geschichte, welche so reich an Märtyrern, an heroischen Opfern und unsterblichen Thaten ist, verschwinden? Wenn eine von ihnen einen Augenblick zurücktritt, so ist die ganze Welt in allen ihren Nationen krank und die Welt des Herzens in seinen Fibern, welche den Nationen entsprechen . . . Diese leidende Fiber, die ich in eurem Herzen wahrnehme, ist Polen und Italien.

Die Nationalität, das Vaterland ist immer das Leben der Welt. Ginge sie unter, so würde Alles untergehen. Fraget das Volk, es fühlt es und wird es euch sagen. Fraget die Wissenschaft, die Geschichte, die Erfahrung des menschlichen Geschlechtes. Diese beiden großen Zeugen stimmen überein, sie sind zwei Thatsachen, von Dem, was ist, und von Dem, was war, gegenüber der leeren Abstraktion.

Ueber diesen Punkt standen mir schon mein Herz und die Geschichte Rede; meine Ueberzeugung stand in so weit felsenfest, und ich bedurfte Niemand, um mir meinen Glauben zu bestärken. Aber ich bin unter die Menge getreten, habe das Volk befragt, Jung und Alt, Groß und Klein, Alle zeugten für das Vaterland. Das ist bei ihnen die lebendige Fiber, die zuletzt stirbt. Ich fand eben dieselbe bei den Todten... ich besuchte die Kirchhöfe, welche man Gefängnisse, Galeeren nennt, und habe dort die Leichen geöffnet; und was ich in diesen Todten, deren Brust leer war, fand, war ebenfalls Frankreich, der letzte Funke, durch den man die Flamme des Lebens vielleicht wieder hätte anfachen können.

Saget nicht, ich bitte euch, daß es nichts sey, in dem Lande geboren zu seyn, welches die Pyrenäen, die Alpen, der Ocean und der Rhein einschließen. Nehmet den ärmsten Menschen, in Lumpen gehüllt und ausgehungert, den ihr ausschließlich mit den materiellen Bedürfnissen beschäftigt glaubt. Er sieht es für eine Erbschaft an, daß er an diesem ungeheuren Ruhm, dieser großen Heldenzeit, von welcher sich die Welt unterhält, theilnehmen kann. Er weiß wohl, daß, wenn er zur äußersten Oede des Erdballes, unter den Aequator und unter die Pole gehen würde, er dort Napoleon und unsere große Geschichte finden würde, um ihn aufzunehmen und zu beschützen, daß die Kinder ihn befragen, die Greise schweigen und ihn zum Erzählen auffordern und seine Kleider küssen werden, wenn sie ihn nur jene Namen aussprechen hörten.

Wir, unseres Theils, reich oder arm, glücklich, unglücklich, lebendig oder jenseits des Todes, werden, was auch aus uns würde, Gott immer danken, daß er uns dieses große Vaterland, Frankreich, gegeben hat, und zwar nicht nur so vieler ruhmvoller Thaten wegen, die es vollführt hat, sondern besonders weil es zugleich die Freiheiten der Welt vertritt, weil sich in ihm alle Sympathien vereinigen und die allgemeine Liebe vorbereitet wird. Dieser Zug zur allgemeinen Liebe ist so stark in Frankreich, daß es sich oft darüber vergessen hat. Man muß es oft an sich selbst erinnern, damit es nicht fortfahre, alle andern Nationen mehr zu lieben, als sich selbst.

Zwar vertritt jedes große Volk eine für die Menschheit wichtige Idee. Aber wie gilt dies vorzugsweise von Frankreich? Sollte es einen Augenblick zurückschreiten oder gar untergehen, so ist das Band der Sympathie in der Welt gelockert, aufgelöst und wahrscheinlich zerstört. Die Liebe, welche das Leben der Erde ausmacht, würde in ihrem Innersten davon angegriffen seyn. Die Erde würde in den Zustand der Erstarrung übergehen, in welche ganz nahe bei uns andere Weltkörper gefallen sind.

Korrespondenz

Landau in der Pfalz, 30. März.

Ein Schriftchen, welches im Verlage von Carl Georges erschienen ist, fängt an, in der hiesigen Stadt und in der Umgegend Aufsehen zu machen. Es hat den Titel: „Sendpredigt, zunächst der protestantischen Gemeinde zu Ingenheim, zugleich aber auch dem Hrn. Prediger Johannes Ronge, so wie der gesammten Christenheit zur Beherzigung und Beruhigung zugeeignet von Freunden der biblischen Wahrheit und des kirchlichen Friedens." Mit tiefer Sachkenntniß, mit großer Umsicht und mit ächt christlichem Geiste, dem Geiste lichtvoller Klarheit und toleranter Schonung wird hier ein Gegenstand besprochen — vielleicht könnte man sagen: abgethan — welcher zur Zeitfrage geworden ist. Nicht in einer gewissen Partei, sondern über den Parteien ist der Standpunkt genommen; jede von denselben empfängt die geeigneten Belehrungen, jede die geeigneten Anweisungen, um sich vor Fehlern zu hüten, welche theils schon gemacht worden sind, theils noch gemacht werden können. Aus diesem Grunde verdient das fragliche Schriftchen wirklich allgemeine Beherzigung und wird in unserer aufgeregten Zeit zur Beruhigung der Gemüther gewiß nicht wenig beitragen. Dem Ganzen liegt größten Theils die Meisterarbeit eines längst anerkannten berühmten Kanzelredners zum Grunde, ein merkwürdiger Beweis, wie Diejenigen nothwendig hinter ihrer Zeit zurückbleiben müssen, deren Studien weder gründlich, noch umfassend genug sind, als daß sie sich über sämmtliche bisherige Leistungen eine klare Rechenschaft geben könnten. Den Geist, welcher die Predigt durchweht, dürfte am besten folgende Stelle bezeichnen: „Alle, die an Christus wirklich glauben, erwarten von ihm ihr Heil, fühlen sich ihm verbündet, erkennen ihn für ihren Retter und Herrn, sie mögen sich übrigens die innere Beschaffenheit seiner unbegreiflichen Person vorstellen, wie sie wollen. Wer sind wir also, daß wir einen fremden Knecht richten? Er steht oder fällt dem Herrn, und der Herr allein ist's, der uns also richtet. Aber Das bleibt unsere heilige Pflicht, dafür zu sorgen, daß unser eigenes Herz fest werde und unsere eigene Ueberzeugung von Christo mit der Schrift so genau als möglich übereinstimme."

Charade.

(Vierspaltig.)

Um die Ersten zu erlegen,
Zieht der Waidmann froh hinaus
Und kehrt oft mit reichem Segen
Schwer beladen dann nach Haus.
Sind jedoch die letzten Beiden
Nicht geübt, nicht scharf und rein,
Wird gewiß zu allen Zeiten
Kärglich nur die Beute seyn.
Wird er noch gedrückt vom Ganzen,
Bleibt oft Tasche leer und Ranzen.

Crumbach. Echdr.

Auflösung der Charade in Nro. 95:

Landtag.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 7. April. Das Käthchen von Heilbronn, großes romantisches Ritterschauspiel in 5 Abth., nebst einem Vorspiel in einem Act, genannt: „Das heimliche Gericht", von Heinr. v. Kleist. Für die Bühne bearbeitet von Holbein.

Mittwoch, 8. April. Die Nachtwandlerin, Oper in 2 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Mad. Palm-Spitzeder.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 99. Donnerstag, den 9. April 1846.

Der Goldschacht.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

9.

Felicians Uebermuth.

In des Oberbergmeisters vornehmen Hause ging's nach der Abreise des Prinzen eine lange Zeit recht still und traurig zu. Man sah nur trübe Gesichter, und Elsbeth hatte gar immer rothgeweinte Augen. So kam die Zeit des Johannisfestes wieder heran. Tags vorher erschien ein Diener des Oberbergmeisters im Hause der Frau Suse Göbel, und entbot sie zu seinem Herrn. Zitternd und bebend folgte sie demselben auf dem Fuße nach. Aber nicht streng und vornehm, sondern recht freundlich und milde empfing der mächtige Bürgermeister die bangende Frau, und erkundigte sich theilnehmend, ob sich ihr Sohn einer dauerhaften Gesundheit erfreue, ob er neuerdings gar keine Anfälle von seinem Gebreste gehabt, und nicht mehr an bösen Träumen leide.

„Gottlob!" rief Frau Suse freudig aus. „Wenn der Junge wirklich vom Teufel besessen war, so ist er ganz befreit und genesen. Er ist, wie Ihr wißt, der beste Häuer, aber er geht auch zum Wein und zum Tanz, schäkert mit den Dirnen, und lebt lustig und froher Dinge, wie die andern Knappen auch thun, und wie die Jugend soll. Von seiner Krankheit keine Spur mehr."

„Das ist ja recht gut und schön, liebe Frau Suse. Da dächte ich denn, wir nähmen nun unsern alten Plan wieder auf, und machten aus Euerm Felician und meiner Elsbeth ein christliches Ehepaar. Ihr wißt, ich bin Euerm Sohne stets sehr zugethan gewesen, und es war schon lange mein Wunsch, ihn zum Schwiegersohn zu haben. Jetzt, da er gesund und wohlauf ist, steht der Sache gar kein Hinderniß mehr im Wege."

Die Wittwe war vor Schrecken und Erstaunen verstummt.

„Nun, was sagt Ihr denn dazu, Frau Suse?"

„Ach, heilige Maria!" stöhnte diese auf. „Mein Felician hat sich ja mit der Wyssens Käthe, unserm Nachbarskinde, verlobt."

„Na, ich will doch hoffen, daß weder er, noch Ihr solche armselige Dirne meiner Tochter vorziehen werdet? Die Käthe will ich schon abfinden und zufrieden stellen; das überlaßt mir. Euer Sohn wird sogleich Obersteiger. Geht jetzt heim, macht ihn mit seinem Glücke bekannt, und bringt ihn diesen Abend nach dem Feierabend her, damit wir zusammen den Ehekontrakt aufsetzen. Ich gebe meiner Tochter den vierten Theil meines ganzen Vermögens zur Aussteuer mit. Hört Ihr?" —

Frau Suse ging, aber das Herz mochte ihr im Leibe brechen vor Bangigkeit. Mit Zittern und Zagen brachte sie ihrem Sohne des Oberbergmeisters Antrag vor, aber dieser lachte hell auf, schlug ein Schnippchen, und ging zu seiner Käthe, um sie abzuküssen und zum Johannistanz zu führen. Diesen Abend war er ausgelassen lustig und die fröhliche Seele der ganzen Gesellschaft. Hurtig schwenkte er seine Dirne und ließ viel Geld aufgehen; denn er hatte heute von des Herzogs Gold eingesteckt.

Als er nach Mitternacht mit der frohen Käthe heimging und Beide am Zaune noch ein Weilchen mit einander plaudern wollten, deutete sie erschrocken auf eine dunkle Gestalt unter dem Fliederbaum. Felician sprang beherzt sogleich darauf los, faßte den Mann bei der Brust und entriß ihm mit starker Faust die Hülle, die dieser ängstlich über das Gesicht zu ziehen bemüht war. Er erkannte den Oberbergmeister. „Aha!" rief er höhnisch, „Ihr wartet hier auf mich, daß ich Euch wiederum den Weg zu einer neuen Grube zeigen soll? Aber lauft nur in dieser Nacht allein. Ich gehe dies Mal eben so wenig voran zu meiner Muhme, der Bergfrau, als ich die Schande Eurer Tochter zudecke. Auf mich könnt Ihr in keiner Art mehr rechnen. Dort steht mein liebes Bräutchen, und mit der Bergfrau habe ich alle Gemeinschaft aufgegeben."

Der Oberbergmeister knirschte mit den Zähnen, ballte die Faust und murmelte: „Das sollst Du mir bereuen, Bube!" Dann entfernte er sich schnell. Felician lachte übermüthig hinter ihm d'rein, so daß es Käthchen Angst wurde, und sie ihn daran erinnerte, welch' ein mächtiger Mann Feige Hirz sey, und in welche Gefahr sich Felician gestürzt habe, denselben zu beleidigen.

Der glückliche Bursche brachte ihre Bedenklichkeiten mit Küssen zum Schweigen, und rief: „Heisa! Hab' ich doch ein gutes Gewissen und er ein böses. Ich bin aller frohen Dinge voll, und er führt nur Arges im Schilde. Ich will ihm schon mit offener Stirn begegnen, und fürchte mich nicht vor ihm."

Mit Kuß und Gruß schieden sie, um den morgenden Festtag wieder vereint zu verleben.

10.

Die Anklage.

Felician gab zu viel Geld aus. Bald kaufte er Käthchen ein neues Band, eine schöne Haube, eine gefällig gemusterte Schürze, bald hielt er die Kameraden am Weintisch frei, bald zahlte er den Geigern, wenn er recht vergnügt war, zehnfachen Lohn. Und wenn er froh war, ließ er sich weder von Braut noch von Mutter etwas sagen; er that, wie ihm gefiel. Da entstand auf ein Mal das Gemurmel unter den Knappen: „Woher mag doch der Felician die neuen schönen Goldstücke haben, mit denen er stets um sich wirft? Wenn er auch etwas mehr Lohn hat, als unser einer, so kann der Verdienst doch so viel nicht abwerfen."

Das Gerede verbreitete sich weiter und weiter, man fing an, ein scharfes Auge auf den leichtfertigen Knappen zu haben, und seine Ausgaben mit seinen Einnahmen zu vergleichen. Man wußte, wie arm er immer gewesen war. Eines Morgens, als Felician mit den übrigen Knappen einfahren wollte, erschien der Vogt des

Digitized by Google

Berg- und Stadtgerichtes, forderte ihm Meißel und Schlägel ab, erklärte ihn zum Gefangenen und nahm ihn mit in's Gefängniß. Der jähe Schreck warf Frau Suse nieder, bange Ahnungen hatten schon seit einiger Zeit ihre Seele gefoltert. Verzweiflungsvoll raffte sie sich wieder auf und eilte in's Berggericht, aber sie wurde kalt und barsch vom Vogt zurückgewiesen. Sie stürzte nach dem Hause des Oberbergmeisters, er ließ sie nicht vor sich, sondern durch einen Diener bedeuten, die Verbrechen ihres Sohnes müßten erst ermittelt werden, bevor sich etwas für ihn thun ließe. Die trostlose Frau mußte wieder nach Hause, und brachte in Käthchens Armen, die selbst vor Schmerz umzukommen gedachte, eine schlimme Nacht zu. Aber es ist doch eine kleine Beruhigung, im Unglück einen Genossen zu haben.

Am andern Tage wurde Felician vor dem Bergamte vernommen, woher er die Goldstücke habe, die er zeither ausgegeben? Er erwiderte trotzig, daß er darüber Niemand Rechenschaft zu geben schuldig sey.

Der Richter versetzte: „Das wird man Dir wohl lehren. Es sind dem Oberbergmeister und ersten Bürgermeister eine bedeutende Anzahl Goldstücke desselben Gepräges gestohlen worden, und es ruht schwerer Verdacht auf Dir, daß Du der Dieb seyst."

Vergebens betheuerte Felician seine Unschuld. Er sollte sagen, woher er das Geld habe. Da er aber dem Herzog gelobt, es Niemand zu verrathen, so schwieg er hartnäckig.

„Wir wollen ihn zum Sprechen bringen," sagte der Richter kalt, und winkte dem Vogt, der den Jüngling ergriff und mit sich fortzerrte, viele steinerne Stufen hinab, bis sie in ein dunkles Gewölbe traten. Es war die Marterkammer. Felician schauderte bei'm Anblick der gräßlichen Werkzeuge, aber er blieb stumm. Er wurde auf die Folterbank geworfen, seine Glieder wurden gewaltsam gezerrt und gedehnt, er heulte laut auf vor ungeheurem Schmerz, aber kein Wort kam über seine Lippen. Oben am eisernen Gitter des Gerichtssaales lag Frau Suse in unsäglichem Jammer, händeringend und sich das Haar raufend. Jeder Schmerzenston ihres Sohnes, der aus der Tiefe zu ihrem Ohre drang, riß aus ihrer Brust einen fürchterlichen Schrei, einen rothen Strahl ihres blutenden Herzens.

„Ihr Richter, übt Barmherzigkeit!" kreischte sie, „wenn Ihr einst vor Gottes Stuhl Barmherzigkeit zu finden hofft! Mein Sohn ist unschuldig. Raubt mir meine Stütze im Alter, mein Glück, meinen Schatz nicht. Er ist der beste Junge, und hat nie Jemand das Kleinste entwendet. O hört mich doch und laßt Euch rühren! Eure Herzen sind doch nicht von Stein, und wenn sie es wären, ich will sie mit meinem Blute erweichen. Das Geld ist vom Herzog aus Sachsen, der hat es ihm geschenkt, als Felician ihn durch die Gruben geführt Bedenket wohl, was Ihr thut!"

Das Auge des Richters hing an den harten Zügen des Oberbergmeisters, der mit unter den Geschwornen saß; doch dieser winkte verneinend, und stracks liefen die Gerichtsdiener und schleppten das jammernde Weib fort, und vertrieben sie mit Schlägen.

Unterdessen war im Häuschen der unglücklichen Wittwe von einem Schöppen und vom Vogt Nachsuchung gehalten worden, und man hatte nicht nur den Beutel mit den Goldstücken, sondern auch die Stufen gediegenes Gold und die Edelsteine gefunden, welche Käthchen der List des Oberbergmeisters in der verhängnißvollen Johannisnacht entrissen und später, als Felician diese unheimlichen Schätze entschieden von sich gewiesen, in einen Schrein der Wittwe geworfen hatte, wo sie bis jetzt ganz unbeachtet gelegen. Jetzt mußten diese Dinge zu furchtbaren Anklägern gegen Felician werden. Sobald sie nämlich in das Berggericht gebracht wurden, erklärte der Oberbergmeister den Beutel mit Gold nicht nur für sein gestohlenes Eigenthum, sondern er fuhr auch, als er die übrigen Gegenstände ansichtig wurde, mit teuflisch leuchtenden Blicken fort: „Was diese gediegenen Goldstufen und diese edlen Steine betrifft, so sind sie mir eben so gut entwendet worden, wie der Beutel, und stehen mir eigenthümlich zu. Der Dieb hat den hohen Werth derselben gar nicht gekannt; denn sie gehören mit zu jenem geheimnißvollen Schlüssel, wodurch es mir geglückt ist, die reichsten Goldgruben zu erschließen. Erinnert Euch, daß mir voriges Jahr am Morgen nach der Johannisnacht, als ich Euch die Anzeige vom neuentdeckten Hirzenstollen gemacht hatte, und mit Euch und den Häuern hinausgezogen war, bei meiner Ankunft an der Stelle der dort eingesetzte Schlüssel fehlte! Er war mir gestohlen bis auf einen kleinen Edelstein, den der freche Dieb nicht bemerkt hatte, und mit dessen Hülfe es mir hernach doch noch gelang, den Berg zu öffnen. Der damals gestohlene Schlüssel liegt jetzt vor Euch."

Indem trat auch der Schöppe herein und berichtete, daß der Knappe Felician Gößel, peinlich befragt, den Diebstahl des Goldes eingestanden habe.

Da ging das Gericht auseinander, und Feige Hirz lachte höhnisch in seinen Bart. Es that ihm wohl, den unschuldigen Knappen verdorben zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken-Promenade zwischen Himmel und Erde,

oder:

Wie kommt es, daß die Planeten den Menschen gleichen, und die Menschen vom Planetartigen doch so verschieden sind?!

(Humoristische Mignon-Vorlesung von Clemens Franz Stir.)

In einer übermüthigen Laune wollte ich jüngst einen Ikarusflug unternehmen, ich hatte mir schon meine Fittige zurecht gemacht, und wollte sie mir eben an meinem Rücken befestigen, als mir glücklicher Weise noch bei Zeiten einfiel, wie verwegen es sey, in jetziger Zeit fliegen zu wollen, in einer Zeit, in welcher Einem die Flügel nur zu oft gestutzt werden, wenn man etwas höher hinaus will als ein Anderer, und wenn es höchstens erlaubt ist, einen Andern steigen zu lassen! Ich legte daher die beiden Hebel zu einem kühnen Aufschwung bedachtsam zur Seite, und vertauschte die Fittige mit einer simplen Feder, um eine kleine Gedanken-Promenade anzutreten, denn promeniren ist eine unschuldige Sache — das ist erlaubt, — warum? weil es Jeder thun kann!

Also ich promenirte in Gedanken, und zwar auf einem seltsamen Wege — zwischen Himmel und Erde, und was ich auf diesem Spaziergange Buntes auffand und sammelte, sollen Sie sogleich vernehmen, meine verehrliche, liebwertheste Zuhörerschaft!

Wir wollen nun gleich mit dem Himmel beginnen, und da sehen wir, daß die Gestirne weit besser daran sind, als wir Menschen, denn, während wir oft nicht wissen, welche Bahn wir einschlagen sollen, folgen die lieben Gestirne schon seit allem Anfange her bewußtlos ihrer vorgezeichneten Bahn, welche auch unstreitig die glänzendste Laufbahn zu nennen ist!

Wir Menschen könnten es zwar einigermaßen auch so gut haben, wenn wir, gleich den Gestirnen, einem bestimmten Systeme folgen wollten!

Betrachten wir nun die lieben Gestirne ein wenig näher, und — vergleichen wir sie mit uns Menschen! —

Der erste Blick sagt uns da sogleich, daß Sonne und Mond ein Ehepaar seyn dürften, und zwar schon deßhalb, weil man sagt: die Sonne und der Mond! hauptsächlich aber darum, weil sich die Sonne — wie manche Frau — Morgens und Abends — schminkt, bald glänzen und bald sengen will (nämlich durch ihre stolzen Flammenblicke), bald wieder nur verschleiert sich zeigt, oft sich wieder stundenlang verbirgt, aber größtentheils durch eine milde Wärme alle Wesen entzückt und — kranke Gemüther neu belebt!

Sonne und Mond dürften auch ein modernes Ehepaar seyn,

Digitized by Google

weil der Mond — wie mancher Ehemann — niemals mit seiner Frau öffentlich sichtbar ist und auch gleichfalls zeitweise — Hörner bekommt! —

Oft nimmt er — wie ein Vielwisser — beide Backen voll (Vollmond) — und wer weiß, ob er nicht manchen Gelehrten beschämen würde, wenn er reden könnte, denn wie viel mag er wohl wissen von Dem, was nur ihm allein zu sehen vergönnt ist, wenn er so in stiller Nacht in manches Kämmerlein blickt! — Er mag auch darum so bleich seyn, weil nur er allein Zeuge ist von den gräßlichsten Jammerbildern der armen Menschheit! —

Man könnte ihn auch zuweilen mit einem zerrissenen Schwärmer vergleichen, der die ganze liebe Nacht herumzieht und sich erst beim Tagesanbruche benebelt nach Hause begibt! —

Sonne und Mond scheinen besonders von einer Gattung Menschen sehr verehrt zu werden, nämlich: von den Tabakrauchern! — wie viel Päckchen „Sonn' und Mond" mag wohl die Menschheit schon verraucht haben?! —

Da wir nun Sonn' und Mond — mit den Menschen verglichen, welches Aemtchen dürften dann beide bekleiden? — Die Sonne will mich eine Sprachmeisterin dünken, denn kaum zeigt sie sich, so beginnt schon Alles, was in der Schöpfung ist und besteht, seinen eigenthümlichen Discurs! —

Die Vöglein beginnen zuerst in Morgenliedern zu plaudern, die vierfüßigen Thiere brüllen sich gegenseitig einen guten Morgen zu, die menschliche Zunge stammelt noch schlafbefangen ein nobles: bon jour! sogar das Blümchen am Felde, die Blätter des Waldes lispeln einen fröhlichen Morgengruß von sanften Zephiren bewegt, und nur der arme Fisch im Wasser bleibt stumm, — doch nein, auch er spricht seinen Morgengruß im Plätschern der Wellen aus! — Der bleiche Mond — will mich ein unermüdeter Capellmeister dünken, der die Nächte bei Tage einbeingen muß! —

Sonne und Mond — sagten wir — seyen ein Ehepaar, und darum haben sie auch ihre Familien-Kleinigkeiten: — die Sterne! — Diese führen theils ein Künstlerleben, das nicht blos auf einem und demselben Flecke glänzen will, und dies sind: — die Wandelsterne; — theils gleichen sie sitzengebliebenen Erdenröchtern oder jungen Leutchen mit einer fixen Stellung — nämlich die Fixsterne, theils lassen sie sich bei der Garde werben, und diese sind die Trabanten! —

Auch unter den Sternenkindern gibt es Wunderartikel, und diese sind die Kometen, doch haben sie eine eigene Art von Größe, nämlich: häufig sieht man — keinen Kopf bei ihnen! —

Wenn's am Morgen regnet und trübe ist, sind dies Zeichen eines häuslichen Verdrusses zwischen dem Ehepaar, Sonne und Mond, und die Regentröpfchen sind dann die Thränen der Madame Sonne. —

Der Mond hat auch seine Väterrolle zu spielen, wie manche Väter der Erdenkinder — das heißt, seine Frau bleibt zu Hause, und er muß mit der lieben Familie (den Sternleins) spazieren gehen! —

Der Regenbogen ist der reelle Hausfreund dieses strahlenden Ehepaares, der nach einem heftigen Zanke den versöhnenden Vermittler macht, denn, wenn er am Himmel erscheint, ist immer das Gewitter schon vorüber, und er spielt nur darum alle Farben, weil er dann stets in Verlegenheit ist, ob er dem Manne oder der Frau entschieden Recht geben soll! —

Der Hagel ist der Störefried der häuslichen Eintracht, er gleicht den zermalmenden Vorwürfen der Menschen! —

Der Sturm ist das Sinnbild eines aufbrausenden Kopfes, er möchte gleich Alles niederreißen, und erst, wenn es ihm wirklich hie und da gelungen — hört er zu toben und zu wüthen auf! —

Die Wolken gleichen den grauen Schwestern, d. h. sie pflegen auf wohlthätige Weise die Erde und ihre Bewohner, denn sie laben diese durch die Perlen des Thaues und stärken sie durch die Wärme des Sonnenlichts. —

Blitz und Donner gleichen den tollen Gniestreichen mancher Menschen, beide entstehen nur, wenn sie viel Dunst eingesogen haben, dann blasen sie sich auf, ziehen die Stirne gewaltig zusammen, Reibungen entstehen, sie wollen nur ihr schnelles Leuchten zeigen, und erst, wenn sie sattsam flammende Blicke geschleudert, wird man an beiden gewahr, daß sie der Welt im Allgemeinen oft mehr geschadet als genützt haben!

Den Riesenplaneten „Erde" könnte man sehr egoistischer Natur deuten, weil er sich beständig um seine eigene Achse dreht!

Die Erde gleicht aber einer liebenden Mutter, sie hatte ja den ersten Menschen geboren; an ihrem Busen — auf duftigen Hügeln ruhte er träumend aus, sie nährte ihn mit ihren kräftigen Keimen, und wenn er auch oftmals — wie ein böses Kind — noch so undankbar an ihr gehandelt, und in ihr Herz mit kaltem Muthe tiefe Wunden gegraben, sie hörte nie auf, ihn gleich einer sorgsam liebenden Mutter mit neuen Gaben zu überhäufen!

Den letzten Gedanken unserer Mignon-Vorlesung wollen wir aber, da wir mit den Gestirnen begonnen, denselben wieder widmen, nämlich: — Auch manches Sternlein stirbt — wie manche Menschen sterben, d. h. es verlischt und bleibt spurlos auf immer todt, nur ist hierbei der Unterschied, daß, wenn ein Sternlein stirbt, — muß es hierbei aus seinem Himmel fallen, wenn aber ein Menschenkind stirbt, — hofft es erst: — in seinen Himmel zu kommen.

Sie sehen nun, meine hochverehrteste Zuhörerschaft, daß die Planeten zwar einen Vergleich mit den Menschen zulassen, keineswegs aber die Menschen mit den Planeten, denn glichen sie diesen, wie nahe würden sie dann dem Himmelreich seyn und wie weit müßte jede alberne Thorheit von der Erde entfernt bleiben!

(Wien. Theaterztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Theaterliebhaberei und der Enthusiasmus für Sänger und Sängerinnen ist wohl in keiner Stadt so groß als in Wien. Nach einem uns vorliegenden Prospektus hat Hr. Franz Pokorny, Direktor der k. k. priv. Theater a. d. Wien und in der Josephstadt, die nachstehende Aufforderung an das Publikum erlassen: „Um den vielseitig geäußerten Wünschen zu begegnen, und denen P. T. Besuchern und Gönnern dieses Theaters, für die Gastvorstellungen der nächst bevorstehenden Saison, in der Berücksichtigung der verhältnißmäßig ohnehin geringen Anzahl von Logen, entsprechende, und den Räumlichkeiten dieses Theaters angemessene und möglichst bequeme Plätze versichern zu können, sieht sich der Gefertigte veranlaßt, die vordere Hälfte des Parterres, für diese Zeit zu einem mit bequemen Sitzen versehenen Parquet umzustalten. — Da jedoch die Wiederherstellung des Parterres von einem Vorstellungs-Tage zum andern nicht leicht möglich würde, so glaubt er durch die Eröffnung eines Abonnements auf die Logen sowohl, als auf das Parquet und die Sperrsitze des Parterres und der ersten Gallerie, für zwei Monate, d. i. vom 16. April bis 16. Juni l. J., während welcher Zeit 40 Vorstellungen im Abonnement gegeben werden, den diesfälligen Erwartungen nach seinen besten Kräften zu entsprechen. Abonnements-Preise vom 16. April bis 16. Juni 1846, auf 40 Vorstellungen (mit dem Rechte der täglichen Cession.) Für eine Loge im Paterre oder ersten Range 600 fl. C. M. Ein Sitz im Parquet 120 fl. Ein Sperrsitz auf der ersten Gallerie, ersten und zweiten Bank 120 fl. Ein Sperrsitz im Parterre oder die übrigen in der ersten Gallerie 90 fl. Die Abonnementsbeträge werden bei Unterzeichnung des Abonnements im vorhinein entrichtet. Das Abonnement wird vom 21. März, täglich von 10 bis 12 Uhr Vormittags, in der Wohnung des Gefertigten, im Theater a. d. Wien, Hauptstiege, 1. Stock, angenommen. Im Laufe dieses

Digitized by Google

Abonnements wird das Gastspiel der Dlle. Jenny Lind stattfinden, und außer derselben, in den Opern-Vorstellungen, noch Fräul. von Marra, Hr. Tichatschek, königl. sächs. Hof-Opernsänger, und Hr. Staudigl, welcher für dieses Jahr seine Reise nach London, sowie Fräul. v. Marra, die ihr von auswärtigen Bühnen-Directionen gebotenen Gastspiele, in Berücksichtigung der oben erwähnten Gastspiele, aufgegeben hat, sowohl vereint, als abwechselnd, nebst den übrigen Künstlern, mitwirken. Das Gastspiel der Dlle. Lind beginnt unmittelbar nach dem Eintreffen derselben, in der zweiten Hälfte des Monats April, und jenes des Hrn. Tichatschek, in den ersten Tagen des Monates Mai, und es werden den P. T. Abonnenten, unter den 40 Abonnements-Vorstellungen, zehn Gastvorstellungen der Dlle. Lind, und eben so viele des Hrn. Tichatschek, zugesichert."

In England hat man Schlafsäle, in welchen hundert und mehr Menschen in Reih und Glied neben einander schlafen; nach dem Muster derselben scheinen bei uns gewisse Hörsäle und gewisse Theater gebaut zu seyn.

In der Literatur gibt es eigenthümliche Krankheiten; die Journalistik leidet an Unverdaulichkeit und Schlafsucht, der Roman am Bandwurm, die Lyrik am stillen Wahnsinn, das Drama an Uebersetzungen und am Durchfall.

(Erklärung.) Da wir einer weiteren Polemik über die Angelegenheiten des Juliushospitals in Würzburg in unserem Blatte keine Folge geben können, so erklären wir andurch, daß der Berichterstatter des Artikels in Nro. 70 d. Bl. uns zwar eine Rechtfertigung seiner Behauptungen eingesendet hat, wir ihm aber dieselbe zurückgesendet haben, weil der Raum unseres Blattes einem weiteren Pro und Contra hierüber nicht verstattet werden kann.

Die Red.

Korrespondenz.

Stuttgart, 5. April.

Es herrscht gegenwärtig hier ein ungemein reges Leben durch die zahlreichen Bauten, öffentliche, wie von Privaten, welche mit Einrechnung des Eisenbahnbaues gewiß 4 — 5000 Arbeiter in Stuttgart und dessen Umgegend versammelt haben. Eisenbahn mit Eisenbahnhof, Theater, Palast des Kronprinzen, Villa des Kronprinzen, das große Pönitentiarhaus und mehrere andere minder bedeutende, königliche und öffentliche, so wie eine sehr große Anzahl von Privat-Bauten geben allen diesen Leuten so vollauf Beschäftigung, daß die Arbeitslöhne und die Preise des Baumaterials in einem Maße gestiegen sind, das nicht ohne Einfluß auf die Häuser- und Miethspreise geblieben ist, die sehr empfindlich in die Höhe gingen und fast das Doppelte der Preise betragen, wie sie noch vor 15 und 20 Jahren waren. Aber es haben diese vielen Bauten, wo jeder Taglöhner gegen guten Lohn Beschäftigung finden kann, auch auf den Garten- und Weinbau ihre Rückwirkung geäußert, welche für eine gewisse Klasse unserer Bürgerschaft im Besondern von Nachtheil ist, so wie sie auch die Erzeugnisse des Garten- und Weinbaues im Preise gesteigert hat. Eine Menge der ärmeren Weingärtner, denen der Bau ihrer eigenen geringen Güterstücke noch Zeit genug übrig läßt, um bei größeren Weinberg- und Gartenbesitzern im Taglohn zu arbeiten, begnügten sich früher mit einem Taglohn von 24 Kr., wozu sie einen Laib Brod und einen Krug Obstmost oder geringen Wein erhielten. Jetzt aber nimmt Keiner mehr mit weniger als 48 Kr. per Tag außer Brod und Trunk vorlieb, da die Eisenbahn 1 fl. und mehr an Tagelohn gibt. Bei alle Dem leidet der Handwerker am meisten; seine Wohnung ist theuerer, die Lebensmittel höher im Preise, während er nicht so leicht wie der Gärtner, Wein- und Kornbauer die Mehrproductionskosten auf sein Erzeugniß schlagen kann. Eben so übel oder noch übler ist der geringer besoldete Beamte daran.

Darmstadt, 6. April.

In dem sandigen Weichbilde der Residenz ist das Wasser ein so friedliches Element, daß es da, wo es sich zeigt, nur Annehmlichkeiten und Nutzen verheißt und überall als eine willkommene Erscheinung betrachtet wird. Wir haben hier so wenig Ueberfluß daran, daß man bereits vor vierzehn Jahren die tiefer liegenden Wasserschätze der Erde durch einen artesischen Bohrversuch erschließen wollte, der jedoch mißlang und den man seither nicht mehr wiederholt hat. Von Flüssen und Seen ist noch weniger bei uns die Rede, und wir leben überhaupt hier so sehr im Trocknen (besser wäre es, wir säßen darin), daß in früheren Jahren, wo der Exercierplatz an der Westseite der Stadt einer kleinen Sandwüste glich, von den Bewohnern der Neustadt blos die Sandwirbel oder Sandsäulen, welche die Westwinde ihnen von da zuführten, im Ernste gefürchtet wurden, weil selbst geschlossene Fenster vor dieser Naturerscheinung, einer Art Harmatan, nie ganz sicherten. Eher sollte man bei uns eine Sandfluth, als eine Wasserfluth vermuthen, und doch haben wir seit länger als einem Menschenalter über letztere jetzt zum Erstenmale zu klagen, und zwar in Folge eines ununterbrochenen starken Regens, der vorgestern Abend begann und bis gestern Nachmittag drei Uhr dauerte. Ueberall bemerkte man die stärksten Wasseransammlungen; der schon längst in's Trockne gelegte, in ein niedliches Bosket umgewandelte Schloßgraben glich einem See; der Teich in dem Schloßgarten trat aus seinen Ufern und füllte einen zweiten Teichgrund, von wo das Wasser über die Frankfurter Chaussee nach dem angränzenden Ackerfelde mit einer solchen Stärke strömte, daß eine daran hinziehende Gartenmauer unterwühlt wurde und auf eine beträchtliche Strecke einstürzte. Der dünne Wasserfaden der unter dem Namen Soderbach in einem unterirdischen Kanale durch die Altstadt schleicht, war gestern um die vierte Nachmittagsstunde zu einem reißenden kleinen Strome angewachsen. Von der Eich durch die Holzstraße bis nach dem Löwenbrunnen hin ergossen sich die Fluthen und statteten hin und wieder den Bewohnern der Erdgeschosse unwillkommene Besuche ab; ja man mußte sogar in einzelnen Ställen an die Rettung des kleinen Viehes, z. B. der Schweine, denken. In den Kellern waren Fässer und allerlei Vorräthe, wie Butter, Eier u. dgl., plötzlich flott geworden, und setzten manche Hausfrau in Verlegenheit wegen Bereitung des sonntäglichen Abenddrods. Der Segen des von der Wasserfluth durchdrochenen Deichhauses, die schönsten Karpfen und Hechte, schwammen in stolzer Ruhe in der Holzstraße bis nach dem Löwen hin und schienen sich bei dieser ungewohnten Excursion ganz wohl zu befinden. Es fehlte nicht an Liebhabern, welche manchen schönen Fisch für ihren Abendtisch fingen und dabei ganz ungenirt zu Werke gingen, da bis jetzt von einer fiskalischen Fischereigerechtigkeit in der Ochsengasse noch keine Rede gewesen ist. Auch außerhalb der Stadt, namentlich am Soderweg, hat das überfluthende Wasser Gärten und Wiesen bedeckt und manchen Schaden angerichtet. Der große Woog gleicht einem See und sein Wasserspiegel streicht heute noch bis an den Rand der Ufermauer. In der vorigen Nacht war dort eine Dammwache aufgestellt, welche die durch die Umstände gebotenen Vorkehrungen zu treffen beauftragt war. Der Hauptdamm dieses Weihers ist übrigens so stark, daß er dem Ocean widerstehen könnte. So wäre denn unsere Wassersnoth glücklich vorüber und außer manchen Kellerverlusten und der Auswanderung der Fische des Deichhauses scheint sie in der Stadt keinen weiteren erheblichen Schaden angerichtet zu haben. „Ach, meine herrlichen Essiggurken!" hört man hier eine Hausfrau klagen; „ach, mein delikates Sauerkraut!" ruft eine andere mit thränenschwerem Blick; „ach, meine eingemachten rothen Rüben und mein köstlicher Bechtheimer Mostsenf — es ist darum geschehen!" äußert eine dritte, und so hört man einen Austausch von nachbarlichen Klagen über die unvermeidlichen Beschwerden dieses Lebens, die immer noch zu ertragen sind, wenn sie für den Augenblick nur eine kleine Beschränkung der gewohnten Tischfreuden zur Folge haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 8. April. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Mad. Palm-Spatzer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 13. April. (Zum Erstenmale): Die schwarzen Jäger, große romantische Oper in 3 Abth., aus den Zeiten des Befreiungskrieges; frei nach einer Erzählung von E. Gottwald, benannt: „Der Steckbrief", von G. Wilhelm, Musik von H. Reed. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 100. Freitag, den 10. April 1846.

Der Goldschacht.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

11.

Das Gericht.

Schwarz behangen waren Tische und Wände auf dem Bergamte, die Fenster dicht verschlossen, so daß kein Sonnenstrahl hereindringen konnte, und die Thüren weit geöffnet. Auf der großen Tafel standen düster brennende Kerzen, und ein Todtenkopf starrte aus den leeren Augenhöhlen auf die rundum in langen schwarzen Mänteln sitzenden Berggeschwornen. Vor den Thüren, durch eine Schranke fern gehalten, stand das bleiche, zitternde Volk, mit banger Scheu dem Spruch der Richter harrend, denn Alle hatten den einst so düstern, dann so fröhlichen Knappen geliebt. Auch hatte Käthchen sich dem Oberrichter zu Füßen geworfen und ihm den wahren Zusammenhang der Begebenheiten erzählt; dieser aber hatte nicht auf die furchtbare Anklage des Oberbergmeisters hören dürfen, denn Alles klang mährchenhaft und unwahrscheinlich, wie der Fiebertraum eines Kindes, und konnte mit nichts bewiesen werden. Desto mehr hielt sich alles Volk von der Wahrheit ihrer Aussage überzeugt, und die Geschichte, wie Feige Hirz zum Entdecker der Goldgruben geworden, flog von Mund zu Mund; aber jeder Mund fluchte dem Oberbergmeister.

Auch Frau Suse hatte sich, auf Käthchens Arm gestützt, wiederum an die Schranken begeben; um allein zu gehen, reichten ihre Kräfte nicht mehr hin. Sie hatte sich in diesen Tagen fast zu Tode gehärmt.

Der Oberrichter trug den Geschwornen mit kurzen Worten vor, daß er sie habe zusammenrufen lassen, um über den Bergknappen Felician Göbel abzustimmen. Und ohne Zögern schritt er zum Einsammeln der Stimmen. Da warf sich die unglückliche Wittwe auf die Knie und schrie in der gräßlichsten Verzweiflung ihres Herzens: „Ihr Richter, verdammt mir den Sohn nicht! Er ist unschuldig, bei'm Blute Christi, ich schwör's! Laßt Euch nicht bethören durch die hinterlistige Rede eines bösen tückischen Mannes! Gebt mir den Sohn frei, mein einziges Gut, sonst fordere ich sein Blut von Euch vor Gottes Thron."

Aber die Rede der Frau verhallte erfolglos. Die Richter stimmten ab, der Oberrichter schüttelte die Loose aus und sprach das fürchterliche Wort: „Verdammt zum Tode!" Es hallte wie ein Donnerschlag in die Herzen der Hörer hinein, und Allen grauste darob die Seele. Die Meisten ergriff eine dunkle Ahnung von Gottes Strafgericht. Die arme vernichtete Wittwe lag neben dem wie eine Blume zerknickten Käthchen ohnmächtig auf den Steinen der Vorhalle.

Als mitleidige Nachbarn und Freunde sie wieder zu sich brachten, bemerkte man mit Entsetzen, daß Käthchen ihren Verstand verloren hatte. Das war ein großer Jammer für ihre arme Mutter und für alle Umstehenden. Frau Suse nahm aber keine Notiz von dem neuen Unglück, sondern ging stumm und in sich selbst verloren nach Hause.

Am Abend holte sie ihren alten Goldpfennig aus der Truhe, trug ihn in die Oelmühle und begehrte einen Scheffel Mohn dafür. Der Müller hatte aber frischen, schönen Samen geerntet, und maß ihr reichlich; denn ihn dauerte die arme Frau. Er wollte auch das Goldstück nicht nehmen, aber sie drang es ihm auf, und als er ihr endlich herausgeben wollte, nahm sie auch nichts an, sondern sagte: „Ich brauche nichts mehr. Laßt mir das Gefäß dafür."

Man wehrte ihr nicht. Alle waren tief ergriffen von ihrem seltsamen Wesen und ließen sie gehen mit Maß und Samen. Darauf sah man die ganze Nacht Licht in ihrer Hütte.

Gegen Mittag des folgenden Tages läuteten alle Glocken der Stadt. Felician wurde zum Tode geführt. Die Bergknappen versammelten sich still im Zechenhause, um für die Seele ihres Kameraden zu beten, den sie im Herzen alle für unschuldig hielten. Gegenüber auf einer Anhöhe lag das Hochgericht. Der Zug ging langsam. Alle Menschen weinten und warfen dem unglücklichen Felician Herbstblumen zu. Er blickte ruhig auf die Menge und dankte für ihren Antheil. Am Galgen angelangt, blickte er sich suchend um. Da erschien, wonach er sich gesehnt. Käthchen trat an ihrer Mutter Arm aus dem Volkshaufen. „Hoher Herr," sprach sie ehrfurchtsvoll, „ich weiß nun, wer Du bist, ein Fürst des Berges. Diese Nacht war ich bei Deiner Base, der Königin. Sie hat mir gesagt, daß Du sie um Deine Liebe betrogen. Wenn Du in Deinem goldnen Reiche bist, so vergiß des armen Käthchens nicht, das Dich so sehr geliebt."

Da brach Felician in helle Thränen aus. Man mußte die arme Geisteswirre entfernen. Muthig bestieg der Jüngling die Leiter zum Galgen.

Während des Geläutes war Frau Suse still und heimlich aus ihrer Hütte geschlichen, den Scheffel voll Mohn auf dem Haupte tragend. Alle Schwäche war von ihr gewichen, und ob sie auch den Pfad nach dem Goldschacht hinankeuchte, sie hielt nicht an, sich auszuruhen. Ihre grauen Haare flogen wirr um ihr Haupt, ihre Lippen bewegten sich, wie von stillen Gebeten, ihre Augen starrten mit einem grausigen Ausdruck nach dem Hochgericht hinüber. Endlich hatte sie den großen Schacht, die Haupteinfahrt in den Berg, erreicht. Düster und still starrte sie der schwarze Schlund desselben an, kein Laut regte sich heute in der Tiefe.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Stimme eines Israeliten über die Deutsch-Katholiken und die projektirte deutsch-christliche Kirche.

Der vor kurzem erschienene erste Band (von 1846) der konstitutionellen Jahrbücher von Dr. Carl Weil in Stuttgart enthält mehrere sehr beachtenswerthe, zum Theil ausgezeichnete Arbeiten, als über deutsche Politik von Paul Pfizer, über die Oregonfrage von Kottenkamp, über Eisenbahnen von dem Herausgeber, über den Karlsruher Zollkongreß von Osiander, über den letzten bayerischen Landtag von Kolb u. m. A. Ein Aufsatz von Hrn. Dr. J. Weil dahier über „Gervinus, die Deutsch-Katholiken und die Glaubensfreiheit" dürfte indeß ein besonderes Interesse für unsere Leser haben, da sie dadurch die Ansicht eines israelitischen Schriftstellers über die Bewegungen innerhalb der Christenheit kennen lernen. Ein kurzer, freilich nichts weniger als erschöpfender Auszug wird dieselben in den Stand setzen, darüber zu urtheilen.

Der Verfasser bemüht sich, aus der Geschichte und den Begebenheiten unserer Zeit zu beweisen, daß Bevorzugung bestimmter Religionen und Religionsmeinungen diesen selbst an Würde und Ueberzeugungskraft schade, und sagt über die Deutsch-Katholiken:

„Nicht als absorbirend, sondern als gleichberechtigt stelle die neue Kirche sich dar. Wie im Staate, so haben in allen Religionen auch neue Theorien sich geltend gemacht. Ihnen die Alleinherrschaft ertrotzen, sie mit Gewalt ausschließen wollen — Beides führt zur Verwirrung, zur Anarchie und zum Despotismus zugleich. Weise Regierungskunst ordnet und regelt sie, indem sie ihnen eine gesetzliche Stellung anweist, wo sie auf die Dauer weder verletzen können, noch verletzt werden. Man hat die neue Bewegung in ihrer Entstehung gewähren lassen, hie und da sogar begünstigt. Welche Regierung aber wird gebieten, oder auch nur veranlassen wollen, daß das Gewissen ihrer Unterthanen, daß ihr heiligstes Gut, ihre religiose Ueberzeugung sich mit dem Winde drehe, der in höheren politischen Kreisen herrscht?

Man ist endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß es thöricht sey, den Auswanderungen nach andern Ländern und Welttheilen gewaltsame Verbote entgegen zu stellen. Vernünftige und erleuchtete Patrioten sinnen auf Mittel, die Auswanderer mit dem Mutterlande in Verbindung zu erhalten und jenseit des Meeres deutsche Kolonien anzulegen. Wer sich nun auf dem Gebiete des Glaubens ein anderes, aber stilles, ruhiges und harmloses Plätzchen sucht und gewissermaßen aus einem geistigen Territorium auswandert, warum sollte dem Sonne, Luft und Licht entzogen und ihm die traurige Alternative gestellt werden, den Staat oder sein Gewissen zu betrügen, ein Heuchler oder ein Unzufriedener zu werden? Man rede doch nicht von halben Rechten, halben Freiheiten und halben Anerkennungen. Diese Halbheit, die nicht kalt ist und nicht warm, wolle sich ja nicht mit dem gleißenden Namen der Humanität zieren. Sie ist die wahre Feindin alles Guten und Großen, der Nationalität zumal, denn sie läßt nur Bruchtheile zu, statt des großen Ganzen. Rechen- und Staatskünstler mögen Brüche addiren und groß damit thun. Im Leben ist nur das Eine eins, nur das Ungebrochene ganz. Einheit aber ohne Mannichfaltigkeit ist wieder nicht Einheit, ist Einförmigkeit. Nicht dadurch leidet die Familie, daß ihre Glieder von ungleicher Größe und Haltung, daß sie theils braun sind, theils blond, daß sie theils diese, theils jene Liebe hegen, wohl aber, wenn der Hausvater wegen dieser Verschiedenheit Einen weniger als den Andern liebt, weniger als sein Kind betrachtet."

Die Idee, eine deutsch-christliche Nationalkirche zu gründen, welche, wie Hr. Gervinus zuerst anregte und seitdem so viel Anklang gefunden hat, „auf einer Formel von so weiter Fassung beruhe", daß der strenggläubigste wie der ungläubigste Christ sich dabei beruhigen kann, und nur die Anhänger des Papstthums ausgeschlossen bleiben, wird von dem Verfasser aus vielen Gründen bekämpft, wovon wir einige mit seinen Worten mittheilen:

„Der Spuk von einer herrschenden, einer Nationalkirche steckt bei uns noch tief selbst in solchen Gemüthern, in welchen, wie in Hrn. Gervinus, durchaus nichts Kirchliches mehr geblieben ist. Der Boden, der unserer Nationalität auf Erden zum Theil gebricht, soll im Himmel gefunden und die deutsche Nation zur Trägerin einer deutschen Religion werden! Die schweren Leiden, welche die Konkordienformeln und Konkordienversuche namentlich dem deutschen Volke so oft verursachten, verkennend oder ausschließlich und einseitig erklärend, sucht er das Heil in einer Grundlage, welche durch die neu deutsch-katholische zur Gründung einer deutsch-christlichen Nationalkirche führte. Diese soll nun auf einer Formel ruhen, die Hr. Gervinus leider noch sucht und in welcher die Aufgabe gelöst werden muß, Alles und Nichts zu sagen, so daß, wer jedes christliche Dogma verwirft und die Geschichte, worauf der christliche Glaube beruht, als einen bloßen Mythus ansieht, sich dadurch zu nichts bekennt, wer Alles nach den Begriffen der orthodoxesten Kirchen annimmt, dadurch nichts verläugnet, und Jedermann sie wie einen weiten Mantel umwerfen mag, der auch um den engsten Leib nicht merklich schlottert. Diese Formel wird nun das neue Prokrustesbett, wo man nur den kurzen Glauben ein bischen zu strecken, den langen ein wenig zu kürzen braucht, um daß sie Alle recht bequem darin liegen, und — schlafen können. Und die Römisch-Katholischen, welche, wie das in den Staaten dieses Bekenntnisses auch mehr oder weniger geschieht, die Einwirkung des Papstes und der Kurie auf den Staat zwar mäßigen und in Schranken halten, aber dessen Einfluß auf die Kirche, auf ihren Glauben doch, wollen sie anders in letzterem verharren, nicht aufheben können? Die neue nationale Kirche würde, belehrt uns Hr. Gervinus, die Feststellung des rein christlich evangelischen Geistes in Deutschland mit Verwerfung alles Papismus zum Zwecke haben. Es würden also, zum Besten und zur Erweiterung deutscher Nationalität, nur Oesterreich, Bayern, die Rheinlande und andere solche unbedeutende Bestandtheile des gemeinschaftlichen Vaterlandes von dieser deutschen Nationalkirche ausgeschlossen bleiben!"

„Wer die Ueberzeugung nicht knechten will", sagt der Verfasser ferner, „darf auch die Form der Ueberzeugung zu knechten nicht versuchen, wenn er zu dem Vorwurfe der Tyrannei nicht den der Unwahrheit noch mit in den Kauf nehmen will. Hr. Dr. Gervinus habe," meint er, „vor den befangenen Stimmen in seiner Nähe die wahre öffentliche Meinung des ganzen gebildeten Europa überhört, als er sich gegen allgemeine Religions- und Glaubensfreiheit erklärte." Er geht hierauf auf die bekannte Motion des ehrwürdigen Pfarrers Zittel über. Es ist bekannt, daß sehr viele und achtungswerthe Glaubensgenossen des Verfassers zu den Unterzeichnern der zahlreichen Dankadressen gehören, welche an ihn gerichtet waren. Auch Hr. Dr. Weil läßt dem edlen Antragsteller die vollste Gerechtigkeit widerfahren, meint aber doch, ein unbedingter Antrag auf allgemeine Glaubensfreiheit wäre noch würdiger gewesen und hätte den Umtrieben dagegen jeden Vorwand geraubt. „Jeder Besonderheit", sagt er, „ist eine andere Besonderheit entgegengesetzt, und den Sympathieen, die sie erweckt, stehen fast nach mathematischen Grundsätzen Antipathieen entgegen. — Der ehrenwerthe Antragsteller hat nur allzu bitter die traurige Erfahrung gemacht, daß, wer politischer Befangenheit in einem Sinne nachgibt, politische Befangenheit einer anderen Richtung dadurch gleichsam herausfordert u. s. f."

Uebrigens spricht sich der Verfasser darum nicht minder anerkennend gegen den würdigen Mann aus, sowie er überhaupt im Ganzen einen freien Standpunkt behauptet. Eben so warm wie für seine Glaubensgenossen spricht er nicht nur für die Deutsch-Katholiken, sondern auch für die Rechte der altkatholischen Kirche, der Protestanten mit Einschluß der Altlutheraner, der Mennoniten, Herrnhuter u. s. w. Er thut actenmäßig und zum Theil durch

Digitized by Google

wenig bekannte Thatsachen dar, daß es keine Religionspartei gibt, die sich nicht in diesem oder jenem deutschen Staate über Zurücksetzung zu beklagen hätte, und schließt mit den Worten:

„So leiden unter dem Glaubensdrucke die herrschenden wie die beherrschten Religionsparteien, während jede aufrichtige Religionsmeinung und Richtung des belebenden Hauches der Freiheit bedarf, um die Gemüther zu durchdringen, das Leben zu beglücken, dem Staate die festeste Grundlage, die beste Einheit in der gleichen Gerechtigkeit gegen alle seine Angehörige zu geben. Wenn diese mit wahrer Unparteilichkeit geübt und gefördert wird, wenn ihre Freunde gerecht sind gegen jede Religion und Religionsmeinung, wenn sie weder für noch gegen eine Glaubensrichtung, sondern einzig dafür auftreten, daß jeder ihr Recht widerfahre, keine Zurücksetzung leide, dann wird die Achtung, welche eine solche Stellung dem Publikum abnöthigt, und wohlwollenden Regierungen einflößt, die Ueberzeugung, daß der religiöse Friede auf diesem Wege, wenn auch nicht am schnellsten, doch am sichersten wieder hergestellt werde, früher oder später zum Ziele führen, auf alle Fälle aber der Anerkennung und Zustimmung aller wahrhaft freisinnigen Geister und wohlwollenden Gemüther im ganzen gebildeten Europa sich im voraus versichert halten können. Seht Ihr aber Gottes Kind nicht in jedem Gottverehrer, er sey Alt- oder Neukatholik, Jude oder Christ oder Muhamedaner, wollt Ihr für eine Meinung oder Glaubensrichtung, was nur ein Gut ist, wenn es für die Menschheit errungen wird, so hüllt Euch in welchen Mantel Ihr wollt, Eure Blöße schimmert durch, und die Nachwelt wird Euch richten!

Mannichfaltigkeiten.

(Nürnberg, 23. März.) Ein Zug von absonderlicher Ehrlichkeit, der in den weitesten Kreisen bekannt zu werden verdient, ist seit einigen Tagen Gegenstand der ehrenhaftesten Anerkennung. Der Sohn eines hiesigen Kaufmanns, welcher vor etwa zehn Jahren gestorben ist und vor seinem Tode fallirt und sich mit seinen Gläubigern gerichtlich abgefunden hatte, übernahm dessen Geschäft und führte dasselbe mit solchem Fleiße und Glücke, lebte dabei so sparsam und eingezogen, daß er jetzt im Stande ist, allen damaligen Gläubigern oder ihren Descendenten die Summen unverlangt nachzuzahlen, welche dieselben bei dem Falliment des Vaters einbüßen mußten. Die Posten sollen sich auf die nicht unbedeutende Summe von 20,000 Gulden belaufen.

Das Aprilwetter hat der Professor Stieffel so bestimmt: Vom 1. — 5. April Regen mit Sturm; vom 6. — 10. veränderlich; 11. — 13. Regen; 13. — 16. warm und heiter; 17. — 19. Regen und Schnee; 20. — 25. heiter mit Reif und Nachtfrösten; in den letzten Tagen steht das Barometer niedrig, bringt aber größere Wärme.

Aus der Berliner Medaillen-Münze des Hrn. G. Loos ist eine für die Stadt Wittenberg zur heurigen 300jährigen Säkular-Todesfeier Luthers geprägte Medaille hervorgegangen, welche abermals die bekannten Leistungen dieses Institutes rühmlichst belegt. Auf dem Avers zeigt sich das fast linienhoch hervortretende Brustbild des Reformators, mit dem vollkommensten Ausdruck des Kernigen in dem deutschen Antlitze, Haare und Gewand sind unübertrefflich ausgeprägt. Auf dem Revers trägt sie den Tag der heurigen Gedächtnißfeier in Wittenberg, und im Bogen darüber den Anfang des Luther-Liedes: „eine veste Burg ist unser Gott!" Die Medaille ist ein Kunstwerk und Zierde jedes Kabinettes.

(Gießen.) Während unsere Musensöhne uns verlassen haben, sind die Musen selber bei uns eingekehrt. Friese's in diesen Blättern öfters genannte Schauspieler-Gesellschaft giebt unter dem zahlreichen Besuche des Gießner kunstsinnigen Publikums Vorstellungen, welche uns den Verlust einer stehenden Truppe weniger bedauerlich machen und deren Leistungen mit gebührendem Lobe erwähnt zu werden verdienen.

(Frankfurt, 8. April.) Die gegenwärtige Ostermesse wird uns folgende Sehenswürdigkeiten bringen: Eine Menagerie und anatomisches Theater des Hrn. Navratil. Weltreise, Camera-obscura und natürliche Magie des Hrn. Pötan. Kunst und Zaubertheater des Hrn. Straßburger. Automaten des Hrn. Tschuggnal. Kunstkabinet des Hrn. Lorgie. Malerisches mechanisches Theater des Hrn. Morieur. Mechanisches Kunstwerk, die vier Jahreszeiten vorstellend, des Hrn. Wünsche. Wachsfiguren des Hrn. Welsch. Panoramen des Hrn. Metzler und desgleichen des Hrn. Herter.

Korrespondenz.

Kassel, 6. April.

Wie haben einen Vorfall zu berichten, der uns nun auch das Zeugniß gibt, daß wir nicht allein in gewerblicher, sondern auch in wissenschaftlicher Bildung, dem Auslande gegenüber, zurückgeblieben seyn sollen. Durch die Versetzung des bisherigen Lehrers der Naturwissenschaften an der Realschule zum Lyceum Fridericianum ist diese Stelle vacant geworden. Der Direktor dieser Schule unternahm mehrere Reisen auf Kosten der Stadtkasse zur Aufsuchung eines solchen Lehrers, welche das Resultat ergab, daß dermalen in Kurhessen kein geeignetes Individuum zur Besetzung dieser Stelle zu finden sey. Sechs Männer von Fach (Inländer) hatten sich gemeldet, darunter solche, die an inländischen höheren Lehranstalten bereits fungiren. Für tauglich erklärte die Stadtschulcommission hierunter nur Einen und das war zufällig Der, welcher seitdem einen Ruf nach Wiesbaden erhalten und angenommen hatte. Konnten gegen die Kenntnisse und wissenschaftliche Bildung die Einwendungen nicht gemacht werden, so geschah dies gegen die Unterrichtsmethode. Unter solchen Umständen blieb nichts weiter übrig, als daß man seine Zuflucht wieder zum sogenannten Auslande nehmen mußte. Der Direktor unternahm auch jetzt die Reise nach Sachsen und war so glücklich, einen Mann zu finden, der ihm entsprach und den er in Vorschlag bringen konnte. Der Stadtrath genehmigte die Anstellung dieses Candidaten und nur als die Sache am 3. d. im Bürger-Ausschuß, um die Beistimmung zu ertheilen, zur Sprache kam, erregte dies eine heftige Debatte und das um deswillen, weil eine öffentliche Aufforderung zur Anmeldung geeigneter Individuen noch gar nicht geschehen sey. Von der einen Seite ging man sogar so weit, wie bei einem anderen Gegenstand, der aus dem Auslande bezogen wird, die billigere Beschaffung in Anregung zu bringen, allein trotz Dem fiel die Sache mit 9 gegen 8 Stimmen durch und es ward der Beschluß gefaßt, den Stadtrath zu ersuchen, eine Aufforderung zur Anmeldung geeigneter Männer des Inlandes zu erlassen. Bemerken müssen wir, daß unsere sogenannte Realschule die Kinder vom sechsten Lebensjahre an aufnimmt und daß das Maximum des Gehalts 600 Rthlr. beträgt.

Weimar, 31. März.

Nach einem von der Direktion der thüringischen Eisenbahn erlassenen und für die Generalversammlung der Actionäre bestimmten umfangreichen Bau- und Verwaltungsbericht hat die ursprüngliche Richtung dieser Bahnlinie von dem Dorfe Scortleben (zwischen Merseburg und Weißenfels) an wesentliche Abänderungen erfahren. Namentlich ist es dadurch gelungen, die anfangs von der Bahnlinie berührten Salinengebäude in Sulza zu umgehen und das wegen seiner Manufacturen so betriebsame Städtchen Apolda mit in den Bereich der Bahn zu ziehen. In Erfurt kommt der Bahnhof, welcher nach dem frühern Project eine halbe Stunde von den Thoren der Stadt angelegt werden sollte, unmittelbar in die Stadt selbst zu liegen und wird der dazu erforderliche Raum von der Stadtgemeinde unentgeltlich hergegeben. Auch im Hörselthale (zwischen Gotha und Eisenach) hat man eine für die Betriebsverhältnisse und in Rücksicht des Kostenpunctes viel bessere Richtung ermittelt, wobei eine Ersparniß von ungefähr 100,000 Thalern sich ergibt, welche Summe aber durch eine Chausseeanlage nach dem Städtchen Walthershausen wieder um 9000 geschmälert worden ist. Die Bahnlinie steht nun überall von Halle bis Eisenach fest und ist auch selbst für den Theil jenseits dieser Stadt, wo sich ihr die Friedrich-Wilhelms-Nordbahn anschließen wird, bis zu dem

Digitized by Google

Dorfe Hörschel an der Werra unzweifelhaft. Nur über die Wahl der Bahnhofsanlage bei Eisenach und der Anhaltestelle bei Stadtsulza schweben noch Verhandlungen. Da diese Bahnlinie sich größtentheils im Saal- und Ilmthale fortzieht, so waren rücksichtlich des Terrains viele, zum Theil sehr erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. So mußten z. B. auf der ganzen Bahnlinie gegen 52 größere Ueberbrückungen, 4 Viaducte und 2 Aquaducte angelegt werden, welche zum Theil vollendet, zum Theil der Vollendung mehr oder weniger nahe sind. Besonders wichtig für die thüringische Eisenbahn sind die vielfachen Berührungen mit andern Bahnen. So unterliegt es keinem Zweifel, daß dieselbe 1) durch die schon mehrere Jahre betriebene Magdeburg-Leipziger Eisenbahn und die jenseits derselben belegenen, schon fertigen, oder mehr oder weniger in Vorbereitung und Ausführung begriffenen Schienenwege mit Magdeburg, Hamburg, Berlin, Stettin und überhaupt dem ganzen nordöstlichen Preußen, ferner mit dem Königreich Sachsen, Schlesien und den österreichischen Staaten — 2) durch die Friedrich-Wilhelms-Nordbahn einerseits mit Köln, Belgien und den Niederlanden, wie überhaupt auch durch die projectirten hannoverschen Bahnen mit dem ganzen nordwestlichen Deutschland, und andererseits mittelst des Schienenweges von Gritte nach Frankfurt a. M. mit dieser Handelsstadt, dem Großherzogthum Baden, Frankreich und der Schweiz — und 3) durch die Werrabahn über Koburg und Lichtenfels mit dem Königreich Baiern und den dort sich verzweigenden Eisenbahnen in Verbindung kommt und sonach zwei Hauptschienenstraßen, die eine das östliche mit dem westlichen, die andere das nördliche mit dem südlichen Deutschland vereinigend, sich auf der thüringischen Bahn kreuzen. Auch andere Verzweigungen werden noch vorbereitet, deren Zustandekommen aber noch nicht mit Bestimmtheit behauptet werden kann. Es ist nämlich von Seiten des Direktoriums schon vor geraumer Zeit an das k. Finanzministerium zu Berlin der Antrag gestellt worden, der thüringischen Gesellschaft den Bau einer Zweigbahn von unterhalb Weißenfels nach Leipzig zu gestatten. Dieser Antrag ist jedoch vorläufig deshalb abgelehnt worden, weil er nicht auf Beschluß der Generalversammlung angebracht sey. Ferner haben k. hannoversche Ingenieure im Laufe des vorigen Jahres eine Verbindung zwischen Göttingen über die Stadt Mühlhausen mit der thüringischen Bahn aufgesucht und sie, wie verlautet, ausführbar gefunden. Etwas Weiteres darüber ist jedoch zur Zeit nicht bekannt. Außerdem hat sich auch ein Comité für die Vorbereitung eines Schienenweges von dem betriebreichen Gera über Zeitz nach Weißenfels gebildet und sich mit der Direktion in Korrespondenz gesetzt. Diese Verzweigung dürfte von um so größerer Wichtigkeit werden, da sie eine direkte Eisenbahnverbindung zu beträchtlichen Steinkohlenlagern darbieten würde. Der nöthige Grunderwerb, welcher von 86 verschiedenen Feldmarken beschafft werden mußte, ist der Direktion theils auf gütlichem Wege, theils auf dem Wege der amtlichen Expropriation übereignet worden. Da aber deshalb mit vielen Tausend Landbesitzern verhandelt werden mußte, so hat das Geschäft doch nicht ganz ohne Prozesse beendigt werden können. In Bezug darauf heißt es in dem Berichte: „Es sind überhaupt bis jetzt nur 49 Prozesse wegen angeblich zu geringer Entschädigung von einzelnen Grundbesitzern mit einem in der Gesammtsumme höchst unbedeutenden Klagobjecte eingeleitet und von diesen Prozessen bereits 8 durch Vergleich oder Zurücknahme der Klage wieder erledigt.“ Davon schweben im Großherzogthum Sachsen-Weimar 40, in Preußen einer und im Herzogthum Sachsen-Coburg und Gotha keiner, wenn auch hier noch mehrere Einwendungen gegen die Taxen gemacht werden. Die bedeutenden Erdarbeiten sind auf allen Punkten so weit vorgeschritten, daß die Bahnstrecke von Halle bis Weißenfels bereits im Laufe dieses Sommers dem Betriebe übergeben und der übrige Theil der Bahn bis Eisenach voraussichtlich bis zum Sommer 1847 ebenfalls vollendet seyn wird. Da der Betrag der zu bewältigenden Erdmassen in dem Voranschlage nur mit 1 Thlr. 4 Sgr. pro Schachtruthe in Ansatz gebracht worden ist, in der Wirklichkeit aber dafür 1 Thlr. 4 Sgr. 6 Pf. verausgabt worden sind, so ist dadurch eine Mehrausgabe von 83,792 Thlr. entstanden, die man jedoch durch den Wiederverkauf der Geräthschaften, Wagen, Karren ꝛc., nach ausgeführtem Bau ziemlich decken zu können hofft. Der Bedarf von Schienen ist theils zur Stelle, theils gesichert. Auch wurden bereits im Jahre 1841 15 Locomotiven bei den Herren Stephenson u. Comp. in Newcastle und bei Hrn. Borsig in Berlin bestellt, so wie später noch eine Locomotive in Seraing für die Bahn in Aussicht gegeben worden. Die Tender werden zum Theil von Hrn. Borsig, zum Theil von der Maschinenwerkstätte in Buckau bei Magdeburg bezogen. In Rücksicht der Personen-Transportwagen hat man sich für sechsräderige mit (Adam'schen) Bogenfedern bestimmt. Der Bedarf für die zuerst fertig werdende Bahnstrecke wird in Folge eines mit den Herren Zoller und Pflug in Berlin geschlossenen Vertrages beschafft. Wegen Bestellung der Güter- und sonstigen Transport-Wagen wird das Nöthige demnächst geschehen. Hinsichtlich des Kostenpunktes übersteigt die Ausgabe das ursprünglich zu 9 Mill. bestimmte Actien-Capital um 687,967 Thlr., welche Summe aber durch den spätern Erlös von zu veräußernden Grundstücken, Utensilien u. s. w. gedeckt werden dürfte. Im Allgemeinen spricht sich der Bericht über die Thätigkeit und Geschicklichkeit des Beamtenpersonals sehr günstig aus, rühmt ganz besonders die Ordnung der aufgeführten Bauwerke und straft alle Zeitungsberichte, welche das Gegentheil behauptet haben, Lügen.

Mainz, 5. April.

Die vorgestern stattgehabte Vorstellung des Don Juan war eine vorzügliche, und geht daraus zur Genüge hervor, welche schöne Kräfte wir hier auch in der Oper besitzen und wie sehr es zu bedauern ist, daß wir grade unsere tüchtigsten Mitglieder verlieren. Mad. Mittermayr hat einen lebenslänglichen Contract als Kammersängerin eingegangen und mit ihr verlieren wir die schönste Zierde unserer Oper; sie zu ersetzen, dürfte der Direktion sehr schwer fallen. Hr. Adt, unser erster Bassist, geht, wie man hört, von hier ab, und wäre sein Verlust um so mehr zu beklagen, als Hr. Adt mit einer schönen Stimme eine sehr gute Schule verbindet und hier allgemein beliebt ist. Hr. Stritt, unser erster Helden-Tenor, wird ebenfalls, wie man vernimmt, unsere Bühne verlassen, was man um so mehr bedauern müßte, als dieser Sänger, welcher schon früher mehrere Jahre unserer Bühne angehörte, außer einer schönen Stimme und glänzender Repräsentation ein Spiel besitzt, welches bei Tenoristen in der Regel nur zu sehr vermißt wird. Seine Leistungen als Don Juan, Robert, Masaniello, Zampa wurden allgemein anerkannt, so wie er sich in ganz heterogenen komischen Partieen, in Stradella, den Krondiamanten, Teufels Antheil, den beiden Prinzen, Postillon von Lonjumeau ꝛc. des entschiedensten Beifalls zu erfreuen hatte. Sollte Hr. Stritt einmal seine Stimme ganz verlieren, so wird er, dessen sind wir überzeugt, als tüchtiger Schauspieler sich Geltung verschaffen. Wir wollen hoffen, daß es der Direktion noch gelingen wird, die Herren Adt und Stritt hier zu erhalten, und daß der Plan des Hrn. Löwe, kommendes Jahr auch die vier Sommermonate hier zu spielen, sich realisiren möge, da es nur dadurch möglich erscheint, ein gutes Personal, wie wir es dermalen hier besitzen, fest an das Institut zu ketten.

Charade.

(Viersylbig.)

Wer meine letzten Beiden
Entbehrt — aus Frömmigkeit —
Der schafft sich selbst ein Leiden,
Das nennt die Erst' und Zweit'.

Es hat den Sitz im Magen,
Und schwächet diesen sehr;
In unsern lichten Tagen
Plagt's zwar nicht Viele mehr.

Meist aus dem Reich der Pflanzen,
Aus See'n und Flüssen auch,
Nimmt man den Stoff zum Ganzen,
Denn so will's frommer Brauch.

W. S.

Auflösung der Charade in Nro. 98:

Hühneraugen.

Theater-Anzeige.

Montag, 13. April. (Zum Erstenmale): Die schwarzen Jäger, großes romantisches Oper in 3 Abth., aus den Zeiten des Befreiungskrieges; frei nach einer Erzählung von E. Gottwald, benannt: „Der Steckbrief“, von G. Wilhelm, Musik von H. Reeb. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 101. Samstag den 11. April 1846.

Der Goldschacht.

Novelle von Ludwig Storch.

(Schluß.)

Als nun die Knappschaft paarweise vom Zechenhause nach dem Galgen hinüberzog, trat Frau Suse dicht an den Schacht heran, aber das Gefäß setzte sie nicht vom Haupte herab. Ihr Auge glühte starr hinüber. Sie sah Felician mit dem Henker die Leiter besteigen, sie sah die Schlinge um seinen Hals befestigen, sie sah, wie er von der Leiter gestoßen wurde. Und mit fürchterlicher Stimme rief sie, daß es laut in den Bergen wiederhallte: „Bei'm unschuldig vergossenen Blute Christi und Gottes ewiger Gnade, wie bei der Macht der Hölle und der Qual des Teufels soll dieses Bergwerk so viele Jahre verschlossen seyn, als ich Körnlein Mohn jetzt hinabwerfe, wenn mein Sohn in diesem Augenblick unschuldig stirbt. Kein Körnlein Gold soll die Habgier der Menschen da unten mehr finden, und was sie schon erbeutet, soll ihnen nicht zum Segen gedeihen. Arm und elend müsse die Stadt werden, die einen Unschuldigen an den Galgen hängt. Höre es, Himmel! Höre es, Hölle! Hört es, ihr gerechten Geister des Berges! Ich verfluche die Stadt, die Richter, den Goldschacht, und besiegle den Fluch mit meinem Leben! Amen!" Und rückwärts vom Haupte herabstürzte sie das Gefäß mit dem Mohne in die Tiefe und sich hinterdrein. In einem Augenblick hatte der schwarze Schlund Alles verschlungen, in demselben Augenblick hatte Felician geendet. Doch in demselben Augenblick auch erhob sich tief unten im Berge ein furchtbares Krachen und Getöse, lauter und entsetzlicher als der wildeste Donner. Die Erde zitterte weit und breit, fahle Blitze zuckten hie und da aus ihr empor, wo sie sich einen Augenblick lang öffnete und wieder schloß. Die Wände der Stollen und Schachten kürzten zusammen, Felsen lösten sich ab und wälzten sich in die Tiefe, die unterirdischen Wasser brachen hervor in ungeheuerm Schwall, und rauschten und brausten, und tobten und schäumten im hohen Falle, und hoben sich wieder wild empor, zischend und brüllend, im gräßlichen Aufruhr, bis sie höher und höher stiegen und stromweis aus den ersäuften Gruben hervorbrachen. Dann ward Alles still. Ruhig flutheten die Wasser aus den Tiefen. Es gab keinen Goldschacht mehr in Reichmannsdorf.

Von Entsetzen ergriffen, flohen die Richter von der Gerichtsstätte. Schnell verbreitete sich die grausige Kunde von dem Vorfalle unter dem Volke. „Er ist unschuldig gestorben!" heulten Alle und rasten hinab nach der Stadt, um Rache zu nehmen am Oberbergmeister. Dieser hatte sich aber schon auf ein schnelles Roß geworfen und ward fortan nicht mehr gesehen in Reichmannsdorf. Auch erfuhr Niemand, wohin er gerathen war.

12.

Johannismorgen.

Käthchen hatte die ganze Nacht gefehlt; ihre Mutter war in Todesangst umhergelaufen, bis der Tag anbrach, und hatte sie gesucht. Da trat sie plötzlich lächelnden Antlitzes in die Hütte.

„Ach, Käthe, wo bist Du doch gewesen?" —

„Im Goldberg, lieb' Mütterlein."

„Im Goldberg? Ach, Kind!" —

„Gestern Abend saß ich ganz allein unter dem Fliederbaum und dachte an Felician. Da kam plötzlich ein schöner Nachtfalter und lud mich ein zur Königin des Berges. Ich zweifelte noch, da kam auch ein Käfer angesurrt und brachte mir einen Gruß von Felician, und ich möchte doch ja kommen. Diese Nacht stehe mir der Berg auf, sonst sey er mir verschlossen. Wenn ich ihn sehen und sprechen wolle, so möge ich eilen, er sehne sich gar sehr nach mir, könne aber nicht aus dem Berge heraus. Als ich mich nun noch immer besann, kamen eine Menge leuchtender Johanniswürmchen angeflogen und sangen mir das schöne schwärmerische Lied vom todten Lieb, das Felician sonst immer so herzergreifend sang, und nachher so ganz vergessen hatte. Nun nahmen mich die lieben kleinen, funkelnden Wesen in ihre Mitte, und führten mich zum Berge. Ein weites erhelltes Thor leitete hinein, und ich kam in den großen Saal, da wurde das Johannisfest herrlich gefeiert. O Mutter, solche Pracht und Herrlichkeit haben wir Beide noch nicht gesehen! Ich kann Dir's gar nicht beschreiben; die schönsten Worte sind matt und erbärmlich gegen die kleinste Flamme, die da Gold und Edelstein in allen Regenbogenfarben beleuchtete."

„Auf dem goldenen Stuhle aber saß die Königin des Berges, und neben ihr Felician, prächtig angethan. Er stieg auf, kam mir entgegen und küßte mich inbrünstig, indem er mich sein liebes Käthchen nannte. Da kam auch seine Mutter, aber nicht alt und grämlich, sondern jung, schön, blühend und freundlich, und ihr zur Seite schritt ein stolzer Fürst, gar herrlich anzusehen. Sie gab mir die Hand, begrüßte mich und sagte mir, sie sey jetzt auch eine Fürstin, die Gemahlin des geschmückten Herrn neben ihr, und dieser sey eigentlich Feliciens Vater und der leibliche Bruder der Königin, der der Goldberg gehört. Der Gemahl der Königin war aber der Sohn des Holzhauers gewesen, durch welchen einst der Goldschacht geöffnet worden, und dessen Nachkomme Frau Suse war, wie sie uns auch oft erzählt. Die Königin hatte nun Felician zu ihrem Gemahl erheben wollen, und weil er ihr untreu und mich mehr geliebt als sie, deshalb hatte er am Galgen sterben müssen. Nun hatte sie ihm aber Alles verziehen und es zugegeben, daß er mich in den Berg einladen ließ. D'rauf fragte mich die Frau Königin gnädig, ob ich denn meinen Felician noch immer so treu und innig liebe, und als ich darauf mit Ja antwortete, legte sie mich an seine Brust und sprach: „Ich will Euch nicht trennen. Geh' hin, mein Kind, und frage Deine Mutter, ob sie es zugiebt, daß Du jetzt noch Feliciens Gemahlin werden darfst, dann will ich Dich auch zu einer Fürstin des Goldberges machen, wie Frau Suse, und Dir einen schönern Namen und so prächtige Kleider geben, wie ich selbst trage."

Digitized by Google

„Felician flüsterte mir zu, ich solle Dir ja recht gute Worte geben, lieb' Mütterchen, daß Du Deine Einwilligung nicht versagtest; denn ohne diese dürfe er mich nicht besitzen. — Und da bin ich denn gekommen, um Dich zu bitten, Du wollest mich Felician nicht verweigern. Ich werde ja eine reiche Fürstin, Mutter! Willst Du mich ziehen lassen, Mütterlein? Willst Du?" —

Und schmeichelnd und liebkosend hing sie sich an den Hals der Mutter.

„Ja doch, ich erlaube es Dir!" sagte diese, tiefseufzend und wehmüthig zum Himmel blickend über die Geistesverwirrung des geliebten Kindes.

„Nun ist's gut!" jubelte Käthchen, und sprang den ganzen Tag im Hause herum, putzte sich mit Felicians Geschenken, tanzte und sang Hochzeitlieder. Die Mutter weinte bittre Thränen dazu. Am Abend herzte Käthchen die Mutter noch ab, und legte sich dann zu Bette. — Der Kummer weckte die Mutter früh. Ein Traum hatte sie beunruhigt. Rasch eilte sie nach Käthchens Bette, da lag die Holde, eine Lilie, die Hände gefaltet, mit verklärtem lächelnden Antlitz; einen Myrthenkranz im braunen Haare, und war — todt.

Das Kind im Sarge. *)

Schon liegt den zweiten Abend
Das Kind im Leichenschrein,
Und eh' der dritte grauet,
Soll es begraben seyn.

Da tritt mit Blumenkränzen
Die Mutter in's Gemach; —
Ach! riefen Liebesworte
Den todten Liebling wach.

Sie wankt mit hast'gem Schritte
Jetzt an den off'nen Sarg,
Der all' ihr Glück, das große,
Im kleinen Raume barg.

Sie küßt die kalte Leiche
So innig und so heiß,
Die nichts von Mutterliebe,
Von Mutterschmerzen weiß.

Sie drückt sie in die Arme
Und ruft so brünstig laut,
Wie sonst sie froh gerufen,
Den Namen lieb und traut.

Jedoch kein frohes Lächeln
Belebt den todten Blick;
Und in die Bahre legt sie
Das stumme Kind zurück.

Und um die kalte Stirne
Flicht sie den grünen Kranz,
So lacht in Grabesdunkel
Des Lebens frischer Glanz.

Und weiße Rosen streuet
Sie auf das weiße Gewand,
Und legt mit frommem Beten
Dem Kinde Hand in Hand.

Dann läßt des Kummers Thränen
Sie auf die Blumen thau'n,
In diesem Perlenschmucke
Will sie den Engel schau'n.

Und als sie noch gekniet
Stumm vor dem Leichenschrein,
Geht sie hinweg und schluchzet:
„Ach, nur noch heute mein!"

Wie ward in schweren Träumen
Des Nachts der Mutter bang!
Der Morgen kam, da schreckt sie
Des Glöckleins dumpfer Klang.

Sie eilt zur Todtenkammer
In ihres Herzens Qual,
Sie will ihr Kind noch sehen,
'S ist ja das letzte Mal.

Und wie sie durch die Thüre
Im tiefsten Leide tritt —
Welch freudiges Entsetzen
Hemmt plötzlich ihren Schritt!

Da saß in seinem Sarge
Das Kind so still und fromm,
Und spielte mit den Kränzen,
Und rief der Mutter: „Komm!"

Sie aber stürzt zur Bahre
Und jubelt fort und fort:
„Es lebt, mein Kindlein lebet!
Hab' Dank, du Gott, mein Hort!"

*) Aus den im Verlage von H. Hoff zur Ostermesse erscheinenden Gedichten von Carl Heinr. Schnauffer.

Brief eines Deutschen aus Hong-Kong in China.

Durch eine gefällige Mittheilung ist der Redaktion dieser Blätter das nachstehende Originalschreiben eines deutschen Kaufmannes übersandt worden, welches den Poststempel „Hong-Kong, 31. Januar 1846", trägt, und wohl mit Interesse gelesen werden dürfte:

„Hong-Kong, 27. Januar 1846.

Meine lieben Eltern und Geschwister!

„Vergangene Nacht begann das neue Jahr der Chinesen; ein Höllenlärm von Kanonenschlägen und Schwärmern ließ mich um zwei Uhr nicht weiter schlafen; ich mußte aufstehen, mich hinsetzen und lesen. Bekanntlich sind die bei weitem größte Zahl der Chinesen Buddhisten und Confuzianer, folglich Götzendiener. Ihr Götterdienst besteht zum geringsten Theile in Gebet, meist in Opfergaben, und vornehmlich in Räucheropfern und Feuerwerkereien aller Art. Es ist daher kein Wunder, daß in China eine außerordentliche Menge Feuerwerk verbraucht wird, und es ist eben so folgerecht, daß ein Artikel, der den Bedarf von Groß und Klein und von Arm und Reich bildet, billig seyn muß und auch vermöge des enormen Quantums so billig gemacht wird, daß sogar der Aermste sich für wenige Käsch etwas Feuerwerk anschaffen kann. — Die Chinesen haben, wie ich schon früher erwähnte, keinen Sonntag; sie arbeiten die ganze Woche hindurch und den ganzen Tag bis spät in die Nacht hinein. Niemand, der einmal in diesem Lande gewesen ist, läugnet, daß die Chinesen die arbeitsamste und unverdrossenste Nation der Welt ist. Die einzige Unterbrechung dieser immerwährenden Thätigkeit bilden einige wenige Festtage, von de-

Digitized by Google

nen das Laternenfest und das Neujahr die vorzüglichsten sind. Die Feier des ersteren wird aber, wie schon aus dem Namen hervorgeht, nur des Abends begangen und thut ihrer Thätigkeit bei Tage durchaus keinen Eintrag; es ist daher nur das letztere, das sie als ein Fest im vollen Sinne des Wortes betrachten. Im Innern des Reiches nimmt dieses Fest, wie der Bairam der Türken, einen ganzen Monat weg, der mit Spiel und Gelagen verbracht wird. In Canton, der geschäftigen Handelsstadt, dauert die Feier nur vierzehn Tage, und hier wird, was die Küche anbetrifft, diese Zeit zwar auch eingehalten, aber der hiesige chinesische Detail-Handelsstand kann es nicht aushalten, seine Läden so lange geschlossen zu haben, und die strenge Feier beschränkt sich daher hier nur auf eine Woche, oder vielmehr auf so lange, als Einer die Mittel hat, es auszuhalten. Bei solcher Willkür, es zu treiben, so lange wie es geht, findet man es daher auch nicht selten, daß ein Handwerker in dieser Zeit seinen ganzen Erwerb des vorhergegangenen Jahres verthut und dann wieder von vorn zu erwerben beginnt. Damit aber diese Licenz der Lebensweise nicht vielen Anderen Schaden bringe, ist es Gebrauch der Chinesen, und ein Gebrauch ist bei diesem Volke fast Gesetz, alle ihre Angelegenheiten möglichst vor Neujahr in Ordnung zu bringen. Der Chinese, der zu Neujahr seine Verpflichtungen nicht erfüllen und nicht seine Schulden abmachen kann, ist unglücklich und entehrt, und nach chinesischen Gesetzen muß seine Familie für ihn haften. Nur der Tod entbindet ihn und die Familie der Verpflichtungen, denen der Lebende sich nicht entziehen kann.

Dieses National-Gefühl war hier kürzlich die Ursache eines Selbstmordes. Ein chinesischer Maurermeister nämlich, der mit der Regierung über den Bau von Regierungsgebäuden contrahirt, aber den Contract zu einem Minimum gemacht hatte, für das er sie nicht liefern konnte, sah am Ende des Baues ein, daß er sich habe über den Löffel barbieren lassen und daß er nicht im Stande sey, seine Gläubiger für die Lieferungen von Bau-Material zu befriedigen. Das schmerzte ihn so sehr und er fühlte sich darüber so ganz unglücklich und so ohne allen Rath und Ausweg, daß er sich umzubringen beschloß, die Ursache seines Todes auf einen Zettel niederschrieb, diesen Zettel in die Tasche steckte und sich aufhing. Die hiesigen englischen Blätter, deren wir, beiläufig gesagt, schon drei besitzen, nahmen die Angelegenheit auf, tadelten die hiesige Regierung, sagten: England habe nicht nöthig, wenn es bauen wolle, solche Contracte zu schließen, daß die Contrahenten durch deren Erfüllung ruinirt würden, und forderten das Publikum zu einer Subscription zu Gunsten der hinterlassenen Wittwe und Kinder des Mannes auf.

Am Donnerstag Abend den 15. Januar fiel eine kleine Ruhestörung in der inneren Stadt Canton vor, die, zwei Tage nachher, durch die hierher gelangten Privatberichte schon so übertrieben vergrößert war, daß der hiesige Gouverneur zum Schutz der Europäer sogleich zwei Fregatten und ein Dampfschiff, die hier im Hafen lagen, hinaufschickte, und es zu erwarten steht, daß die europäischen noch bessere Ausschmückungen dazu machen werden. Der Thatbestand ist folgender: Am obengenannten Tage ließ sich der Kwong-tschau-fuh (erster städtischer Beamter oder Polizeimeister) Cantons in seinem Tragsessel durch die Straßen tragen, und ein Kuli (Lastträger), der vor ihm her ging, wich ihm nicht schnell genug aus; er ließ ihn augenblicklich ergreifen und dictirte ihm auf der Stelle dreißig Stockprügel zu; der mißhandelte Mann äußerte sich darüber unehrerbietig und der Kwong-tschau-fuh befahl darauf, ihn mitzunehmen, einzustecken und 300 Stockprügel, in deren Folge er nachher, wie manche Berichte sagen, gestorben seyn soll. Drei alte angesehene Kaufleute, die in der Straße wohnten, wo Dieses vorging, hatten Mitleid mit dem Kuli, der auf solch' ungerechte Weise so hart gestraft werden sollte, und warfen sich dem Tyrannen mit der Bitte zu Füßen: den Uebelthäter frei zu lassen. Anstatt ihre Bitte zu gewähren und das Alter zu ehren, dem man in China eine unbegränzte Ehrfurcht zollt, ließ er sie ebenfalls festnehmen und bestrafte sie. Dieses Beginnen erregte unter dem Volke, das ohnedies viel von der Grausamkeit dieses Beamten litt, eine solche Indignation, daß am selbigen Abend sich ein Haufe Volks versammelte, nach seinem Hause zog, es erbrach, all sein Eigenthum vernichtete und darauf das Haus selbst in Brand steckte. Die Behörden schickten gleich in die Faktoreien, um ihre Spritzen kommen zu lassen; aber das Volk ließ nicht zu, daß sie auf das Haus spielen durften, gestattete aber, daß das angränzende Eigenthum gerettet wurde. Andererseits wurde aber auch nichts zu stehlen gestattet, und ein paar Individuen, die etwas zu stehlen versucht hatten, wurden in die Flammen gestoßen und würden verbrannt worden seyn, wenn sie ihre Beute nicht hätten fahren lassen. Das Haus brannte bis auf den Grund nieder, nichts als die amtlichen Acten wurden gerettet, sein ganzes Eigenthum nebst Kostbarkeiten zum angegebenen Werthe von 80,000 Dollars verbrannte, Ki-ing setzte ihn sogleich ab und ernannte an seine Stelle einen Anderen, und das Volk, dessen Rache gekühlt war, ließ ihn wissen, daß es nun an ihm gerächt wäre, daß er nichts mehr zu fürchten habe und unbesorgt sich öffentlich zeigen dürfe. Nichtsdestoweniger hat das hiesige Gouvernement Ordre gegeben, daß das Dampfschiff so lange vor den Faktoreien und die beiden Fregatten so lange vor Whampoa liegen bleiben sollen, bis die Neujahrsfeier vorüber ist, während welcher das zahlreiche Gesindel dieser großen Stadt, das einen steten Haß gegen die Europäer bewahren wird, doch sonst versucht seyn könnte, einen coup de main gegen die Fremden anzuzetteln, denen in voriger Woche durch ein Edict des General-Gouverneurs Ki-ing die Erlaubniß, ungehindert in die Stadt einzugehen, gestattet ist, wobei die Chinesen aufgefordert wurden, nach dem Willen des Kaisers die Fremden höflich und zuvorkommend zu behandeln.

Am 14. d. ist der „preußische Adler", Capt. Schütt, ein Schiff der Seehandlung, das in Bremen gebaut ist und seine erste Fahrt macht, mit einer von hamburgischen Kaufleuten beschafften Ladung von Hamburg hier eingetroffen, hat hier entlöscht und ist vor drei Tagen nach Whampoa hinaufgegangen, um daselbst seine für Rechnung der Seehandlung in Canton eingekaufte Theeladung einzunehmen und dann Ende nächsten Monats wieder nach Hamburg zurückzukehren. Die Ladung soll nicht in Hamburg, wie es früher zu geschehen pflegte, verkauft, sondern mit der alsdann vermuthlich eröffneten Hamburg-Berliner Eisenbahn nach letztere Stadt und in die Vereinsländer verkauft werden. Der Capitain versichert mich, daß die Seehandlung noch eine Anzahl Schiffe gleicher Gattung zu bauen und sie in regelmäßiger Fahrt hierher zu halten gedenkt. Das Schiff war so geschmackvoll eingerichtet, daß es allgemeinen Beifall gefunden hat, und als ich eines Tages an Bord war, hörte ich zwei englische Kaufleute, die doch sonst im Seewesen den Ausländern keine Zugeständnisse machen, sagen, daß sie noch niemals ein so elegant eingerichtetes englisches Segelschiff gesehen hätten."

Deutsch-flämisches Sängerfest.

(Köln, 5. April) Das deutsch-flämische Sängerfest, welches am 14. und 15. Juni d. J. unter Leitung des königl. General-Musik-Direktors Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy und des königl. Musik-Direktors Franz Weber hier stattfindet, wird jedenfalls eine der großartigsten Erscheinungen dieser Art bilden, indem über 1000 Sänger erwartet werden. Man muß den Flamändern den Ruhm lassen, den Gedanken zu einem so großartigen Bunde zuerst aufgefaßt und mit Begeisterung verfolgt zu haben; nicht minder bereitwillig ist aber auch unser Männergesang-Verein auf diese schöne Idee eingegangen. So wie sich in Belgien Männer von bedeutendem Rufe und anerkannter Gelehrsamkeit an die Spitze des

Digitized by Google

Bundes stellten (ich nenne nur Hrn. Rolet de Brouwere van Steeland, Hrn. B. Peters, beide in Brüssel, Prudens van Duyse in Gent und Hrn. Serclais, General-Sekretär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, zu Brüssel, welcher Letzterer das Ehrenpräsidium übernommen hat), eben so haben hier in Köln die höchsten Staats- und Kommunal-Beamten und die angesehensten Bürger bereitwillig ihre Mitwirkung zugesagt. Bereits haben sich unter Andern die „Gomberts-Gesellschaft" zu Brüssel, der Gesang-Verein „der Melomanen" zu Gent, die Gesang-Gesellschaft „Orpheus" zu Gent, der Gesang-Verein „Scheldesöhne" zu Antwerpen, die Gesang-Gesellschaft „Philomelie" und die St. Gregorius-Sänger-Gilde zu Löwen, die deutsche Gesang-Gesellschaft „Teutotonia" zu Antwerpen und der Gesang-Verein zu Synghem dem Unternehmen angeschlossen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß unsere deutschen Männer-Gesang-Vereine und Liedertafeln hinter denselben nicht zurückbleiben werden. Nach den bereits genehmigten Statuten des „deutsch-flämischen Sängerbundes" hat nun derselbe den Zweck, gute Musikstücke, hauptsächlich Chöre für Männerstimmen, in hoch- und niederdeutscher Sprache zur Aufführung zu bringen, und soll ein großes Sängerfest jährlich zu Brüssel und ein zweites zu Köln oder einer andern deutschen Stadt, oder in einer Stadt der flämischen Provinzen abgehalten werden. Theilnehmer des Bundes können alle deutschen und flämischen Männer-Gesang-Vereine, Liedertafeln ꝛc., so wie Künstler oder Freunde der Tonkunst fördernde Schützer des Sängerbundes und die Ehrenmitglieder desselben werden; der Central-Sitz des Bundes für Deutschland ist zu Köln, der für Belgien zu Brüssel. Bezüglich der für das diesjährige Fest getroffenen Arrangements erfahren wir, daß der 14. Juni zur Aufführung eines oder mehrerer großen Werke bestimmt ist, an welchem alle Sänger gemeinschaftlich Theil nehmen, während am 2. Tage von den einzelnen Gesellschaften unter Leitung ihrer eigenen Dirigenten Chöre vorgetragen werden sollen, womit der Kölner Männer-Gesang-Verein beginnen wird. Der dritte Tag soll dann zu einem Ausfluge nach dem Siebengebirge benutzt werden, um den verehrlichen Gästen die Schönheiten des Rheines zu zeigen, und werden hierbei besondere Reiselieder vertheilt, zu welchen Musikdirektor Weber und die Herren Breuer, Derckum, Bessel und Pütz, sämmtlich Mitglieder des Männer-Gesang-Vereins, theilweise Kompositionen liefern werden. Eisenbahn und Dampfschiffe erhalten die fremden Sänger für die Her- und Rückreise frei.

Die Einladungen an die deutschen Sängervereine sind bereits in großer Anzahl abgegangen, während jene an die belgischen Gesellschaften durch Vermittlung des Brüsseler Central-Vereins ebenfalls schon circuliren.

An einer recht lebhaften Theilnahme von allen Seiten ist wohl nicht zu zweifeln, und sehen wir daher einem eben so interessanten als großartigen Feste entgegen.

Korrespondenz.

Von der Ruhr, 2. April.

Der Schloßbau des Grafen von Fürstenberg zu Herdringen bei Arensberg, der seiner Vollendung naht, beginnt die Aufmerksamkeit des reisenden Publikums auf sich zu ziehen und ist auch gewiß das interessanteste Wohngebäude in gothischem Style, welches Deutschland aufweisen kann. Nur wenige Wohnungen englischer Großen dürften demselben den Rang streitig machen. Graf Fürstenberg ist gewiß der erste deutsche Standesherr, welcher die Geltung des heimathlichen Geschmackes einsah, welcher der angestammten Kunst bedeutende Opfer zollte und seine Wohnung sich durch Deutschlands ersten Baukünstler, durch Ernst Zwirner, entwerfen ließ.

Vom Niederrhein, 8. April.

Die Sammlungen und Briefschaften des durch seine mexikanische und chinesische Reise bekannten Zollvereinsreisenden Friedrich Wilhelm Grube, der leider im Herbste verwichenen Jahres am Hofe des japanesischen Kaisers zu Surakarta dem Fieber erlegen ist, sind größtentheils gerettet und dürften in ersten Tagen schon hierselbst anlangen. Wie es heißt, wird die Gattin des Verstorbenen, die als Schriftstellerin schon mehrfach aufgetretene Elisabeth Grube, geborne Dietz, die Reisebemerkungen ihres Gatten geordnet herausgeben, welche in ethnographischer, wie in commerzieller Hinsicht gewiß die Beachtung des Publikums verdienen.

Darmstadt, 8. April.

Unser bescheidenes Flüßchen Darm, welches gewöhnlich nur so viel Wasser enthält, daß eine Bachstelze ihr Gefieder darin waschen kann, strömt, in Folge der starken Regengüsse vom letzten Samstag auf den Sonntag, immer noch mit tyrannischer Gewalt durch unsere Fluren und rächt sich gleichsam an jenen Geographen und Kartenzeichnern, die es seither unbeachtet gelassen haben. Von den weit gewissenhafteren Dichtern ist ihm allerdings schon längst die gebührende Huldigung zu Theil geworden, und sie verschulden auf keinen Fall die Rache der Najade des jetzt noch wild fluthenden Baches, der mit verwegenem Muthe unsere kostbarsten Bauten angreift. Von der Niederwiese aus stürmte er gegen den Eisenbahndamm an, gleich einem fliehenden Feinde, dem man aber an dieser Stelle keine goldene Brücke gebaut hatte; denn der Durchzugskanal war viel zu eng, als daß er dem vermehrten Andrange des Wassers hätte genügen können. Dasselbe ergoß sich daher auf beiden Ufern des Dammes, ohne einen Ausweg zu finden. Man hat daher heute Nachmittag damit begonnen, den Bahndamm zu durchstechen, und wahrscheinlich wird an dieser Stelle ein etwas geräumigerer Kanal angelegt werden müssen. Die Reparatur dürfte übrigens binnen kurzem wieder hergestellt seyn, so daß der uns in nahe Aussicht gestellte Betrieb der Bahn in keiner Weise darunter leiden dürfte. — Seit acht Tagen war hier ein von den beiden Metzgermeistern Rummel angekaufter Schweizer-Mastochse von seltener Größe und Schönheit zu sehen, der nach ihrer eigenen Angabe 3000 Pfunde wiegen soll. Heute wurde derselbe, mit Kranz und Bändern geschmückt, durch die Stadt geführt und in dem Schlachthause seiner Bestimmung als Festochse übergeben. Schwerlich hat Frankfurt je einen schönern Krönungsochsen des heiligen römischen Reichs gesehen, und, was wir nur bedauern, ist, daß das schöne Thier nicht als Zierde einer Heerde auf einem großen Gute ausersehen, sondern dem Schlachtbeil des Metzgers unbarmherzig überliefert wurde.

Blumenausstellung in Frankfurt a. M.

Unter den üblichen festlichen Gebräuchen wurde heute die Blumenausstellung im Locale auf der neuen Mainzer Straße dem Publikum eröffnet. Nach dem Urtheile der Sachverständigen enthält sie mehr werthvolle und namentlich mehr schön cultivirte Gegenstände, als dies jemals der Fall hier gewesen, woraus sich in erfreulicher Weise die Erfüllung der beabsichtigten Kulturzwecke darstellt. Die Anzahl der Herren Einsender ist ungefähr wieder die nämliche wie in früheren Jahren, obschon sie bei etwas regerer Theilnahme viel bedeutender hätte seyn können; dagegen fanden einige namhafte, sehr schöne Einlieferungen von auswärts statt, und zwar eine von Kassel, eine von Stuttgart, eine von Biebrich und zwei von Mainz. Bei der großen Schwierigkeit solcher Transporte verdient dieser lobenswerthe Eifer für deutsche Blumenkultur ganz besonders dankende Anerkennung. Im Allgemeinen gewährt die Ausstellung einen ungemein freundlichen Anblick durch die auffallende Lebhaftigkeit der Farben und deren gelungene Zusammenstellung, in welcher Hinsicht vorzugsweise auf die Hauptpartie im Hintergrunde aufmerksam gemacht werden dürfte. Es bleibt nun noch zu wünschen, daß das Wetter diese Tage bis zum 13., Abends, begünstige, damit recht viele Blumenfreunde des herrlichsten Genusses sich erfreuen können.

Theater-Anzeige.

Montag, 13. April. (Zum Erstenmale): Die schwarzen Jäger, große romantische Oper in 3 Abth., aus den Zeiten des Befreiungskrieges; frei nach einer Erzählung von C. Gottwald, benannt: „Der Steckbrief", von G. Wilhelm, Musik von H. Reed. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 102. Sonntag, den 12. April 1846.

Der Wanderer.

(Von With. Wagner.)

Es war ein milder Frühlingsabend,
Voll Blumenduft und Knospengrün,
Voll Perlenthau und Quellenrauschen,
Voll Blüthenschnee und Purpurglüh'n,
Und in des Tages letztem Glanze
Lag Alles friedlich und verklaet,
Still war es rings und allem Leben
Schien seine Feierstund' gewährt.

Da schaute vom begrünten Hügel
Ein Wanderer hinab in's Thal
Und auf die Stadt mit ihren Thürmen,
Umwogt von Abendsonnenstrahl.
Ein Jüngling war's im Reisekittel,
Mit Ränzlein und mit Wanderstab,
Der, nahe dem ersehnten Ziele,
Sich eine kurze Rast noch gab.

Und wie nun seine Blicke schweiften
Bis an der fernen Berge Rand,
Wie er versunken in die Bilder
Des abendlichen Friedens stand,
Da weckte ihn aus seinen Träumen
Der Glocken wogendes Getön;
Es rauscht vom Dome doet herüber
Und fließt um die begrünten Höh'n.

Der Wand'rer fühlt sich tief ergriffen.
Ist morgen doch der Ostertag,
Das Fest, das Jeder gern begrüßen
Und frommen Sinns begehen mag,
Das Fest, das die gebeugten Herzen
Mit Trost und Gläubensmuth erfüllt
Und das die Gottheit des Erlösers,
Des Auferstandenen, enthüllt.

Wie er nun lauscht den Glockentönen,
Da wird ihm tief bewegt das Herz;
Vergang'ne Tage kehren wieder
Mit ihrer Lust und ihrem Schmerz;
Erinnerung führt ihm die Bilder
Der vielgeliebten Heimath zu.
O Kindheit, gold'ner Lebensmorgen,
Wie schön, wie wonnevoll bist du!

Er denkt daheim des kleinen Gärtchens,
Des Zauns, von Blüthen überdeckt,
Der Wiese, wo ihm bunte Eier
Die Mutter unter'm Gras versteckt,
Des Bachs, wo unter Weidenbäumen
Er oft mit seiner Angel saß,
Der Linde, unter deren Schatten
Er gern im Mährchenbuche las.

Seit Jahren ist er schon geschieden.
Wohl mancher Freund lebt jetzt nicht mehr,
Wohl manche Stätte ist verödet
Und manches Herz ward kalt und leer.
Wie Alles doch im Leben wechselt!
Ein bleicher Schatten bleibt uns kaum
Und Wehmuth füllet unsre Seele
Beim dämmernden Erinn'rungsraum.

Die Sonne war hinabgesunken;
Schon blinkten Lichter dort herauf
Aus hohen Häusern, und es setzte
Der Wand'rer fort nun seinen Lauf.
„Werd' ich dort gute Menschen finden?
Wer führt in ihren Kreis mich ein,
Und werd' ich nicht am Osterfeste
Ein Fremdling unter Fremden seyn?"

Er wandert fort, der Stadt entgegen.
Schon rauscht ihr lärmendes Gewühl,
Schon hört er ihre Wagen rollen,
Schon ist er nah' dem Reiseziel.
Noch einmal will er sich erquicken
Am Blüthenhauch, am Blumenduft,
Noch einmal seine Augen baden
Im blauen Born der Frühlingsluft.

Wie er den Blick empor nun richtet,
Da glänzen Sterne ohne Zahl!
Sie schauen aus der weiten Ferne
Und grüßen ihn mit mildem Strahl;
Sie sind es, die uns Gottes Größe
Verkündigen in stiller Nacht,
Des Vaters, der für alle Wesen
Unwandelbar und liebend wacht.

Wie sie so hell herniederglänzen,
Da wächst das Herz dem Wanderer
Und gläubig blickt er nach den Welten
Im unermess'nen Raum hinan.

Digitized by Google

„Wohl bin ich fern vom heim'schen Herde,
Von Freunden und Genossen fern,
Doch leb' ich ja, wo ich auch weile,
Im großen Vaterhaus des Herrn."

„Er wird mich immerdar geleiten,
Der aller Wand'rer Führer ist
Und der den Sternen ihre Bahnen,
Den Menschen ihre Pfade mißt."
So sprach er und getrosten Muthes
Schritt er durch's Thor der fremden Stadt,
Die Manchem schon ein sich'res Obdach
Und Freud' und Glück geboten hat.

Das Vermächtniß.

Nach dem Französischen der Madame Louise Colet.

I.

Die schöne und liebenswürdige Madame Delmart gab jüngst, wie sie jährlich zu thun pflegt, in ihrer prachtvollen, in der Straße du Houssaye gelegenen Wohnung einen Ball. Es war eine Gesellschaft von Künstlern und Schriftstellern, die Alle einander kannten und die besten Freunde von der Welt zu seyn schienen, während sie, in Wahrheit, sich gegenseitig oft schonungslos bekrittelten und beneideten. Da ich niemals tanze, so hatte ich mich in eines der zur Erholung bestimmten Nebenzimmer zurückgezogen, welches in diesem Augenblicke ganz verlassen war. Ich befand mich in einem geschmackvollen kleinen Salon von länglich runder Form; die weißen Damasttapeten waren mit goldnen Bouillonfransen eingefaßt; von der Decke hing an vergoldeten Ketten eine Lampe von Alabaster herab; Kamin und Consolen waren von weißem Marmor; die ganze Einrichtung des Gemachs erweckte das Gefühl einer tiefen, ich möchte fast sagen jungfräulichen Ruhe und hatte etwas ungemein Anziehendes.

Der schmale Divan von weißem Damast, auf welchem ich Platz genommen hatte, befand sich zwischen zwei großen Orangenbäumen, die ihn den Blicken fast entzogen. Diese Bäume konnten sich in der That mit den schönsten der Orangeriegärten von Versailles messen; ihre dicht belaubten mit Blüthen und Früchten beladenen Zweige ragten bis zur Decke hinauf und verbreiteten einen Wohlgeruch, dessen betäubender Kraft nur Wenige widerstanden haben würden. Sicher war dies auch der Grund, warum dieses sonst so anmuthige Gemach so ganz einsam und verlassen war. Ich dagegen gab mich gerade diesem Rausche mit Vergnügen hin und glaubte mich an das Gestade von Hyères und in die Gegend von Grasse versetzt.

Bald jedoch fühlte ich eine mächtigere Wirkung dieser starken Gerüche. Ich fiel in eine süße Betäubung, der ich nicht widerstrebte, und ließ mein müdes Haupt in die Kissen des Divans sinken.

Aus diesem schlafähnlichen Zustande wurde ich durch das Erscheinen zweier Personen gerissen, die lachend eintraten, mit ziemlichem Geräusch Besitz von zwei Armstühlen am Kamin nahmen und zu plaudern fortfuhren. Ich erkannte die hübsche Baronin von Olniel und den Dichter Octave. Sie hatten so eben einen Walzer beendigt.

„Und Sie lachen noch immer?" sagte der Dichter zu der jungen Dame.

„Nicht doch!" erwiederte die Baronin; „ich denke meine Meinung so eben sehr ernsthaft zu erörtern."

„Wohlan! Madame, ich höre."

„Sehen Sie," begann jene unter neuem Gelächter — „dort erscheint das Paar wieder —," und damit deutete sie auf einen Tänzer, welcher mit seiner Dame eben vor der Thür vorbei wirbelte. „Sie müssen gestehen," fuhr sie fort, „daß wenn Frau von Erlange, ihrem schönen Kavalier gegenüber, abscheulich erscheint, jener kleine, schwarze, stumpfnäsige Herr, der gar keinen Anstand nimmt, mit der schönen und bewundernswürdigen Madame Delmart zu tanzen, einen noch lächerlichern Eindruck erregt."

„Beweis't Dies aber," entgegnete Octave, „daß die Häßlichkeit für den Mann so gut eine Quelle des Kummers und getäuschter Erwartungen ist, wie für die Frauen?"

„Sicher ist sie es nicht minder, wenn nicht noch mehr," antwortete die Baronin. „Bei uns Frauen entspringt aus der Häßlichkeit, sobald wir Mütter werden, Entsagung; der häßliche Mann hingegen wird, wenn er das Glück, oder vielmehr das Unglück hat, eine hübsche Frau zu besitzen, ein rasender Eifersüchtiger, ein unerträglicher Tyrann."

„Aber," bemerkte Octave, „giebt es nicht auch Männer, welche, obgleich sie sehr häßlich sind, doch vortreffliche Eigenschaften besitzen?"

„Ja, ohne Zweifel. Dann trieb sie die Häßlichkeit zur Ergebung und Selbstverläugnung; gewiß sind sie aber dabei dennoch sehr unglücklich. Ihre Herzensgüte macht sie leicht erregbar, sie sind immer verliebt, und ihre Neigung fällt unglücklicherweise nur zu oft auf ein reizendes Wesen, das ihre Liebe nicht erwiedert.

„Man hat aber das Gegentheil gesehen."

„Das ist möglich, doch sehr selten," fuhr die Baronin fort, „und sehen Sie, gerade der Duft dieser beiden Orangenbäume erinnert mich an einen Verfall, der mich in allen meinen Behauptungen unterstützt."

„Aber," warf Octave ein, indem er einen Blick nach mir zu warf, ohne mich jedoch zu bemerken, „welche Beziehung können diese schönen Bäume auf die Frage haben, die uns jetzt beschäftigt?"

„Diese schönen Bäume sind durch das Vermächtniß eines armen, sterblich verliebten Botanikers in die Hände der Madame Delmart gekommen. Es ist dies ein wirklicher Roman."

„Ich bin ganz Ohr," sagte Octave, indem er seinen Sessel dem der Baronin ein wenig näherte. Auch ich hörte ihrer Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

II.

„Madame Delmart," begann sie mit einem anmuthigen Lächeln, „ist mehrere Jahre jünger als ich, und da sie noch ein junges Mädchen war, konnte ich ihr schon als Führerin dienen. Sie hatte die Mutter früh verloren, und so vertraute sie ihr Vater oft mir an, um in meiner Gesellschaft den Sommer auf dem Lande zu genießen. Mein Gemahl besitzt ein schönes Landgut an den Ufern der Rhone, unweit Avignon, das ich jedoch als einen wahren Verbannungsort betrachtete, da ich eine Reise nach Italien oder Deutschland dem Leben auf dem Lande, zweihundert Stunden weit von Paris, unendlich vorziehen würde. Als jedoch vor sechs Jahren Leontine, jetzt Madame Delmart, einwilligte, mir dahin zu folgen, versprach ich meinem Mann, ihn in seinem so sehr geliebten Besitzthume aufzusuchen.

Wir fuhren bis Lyon in meinem Wagen mit Postpferden, und von dort brachte uns das Dampfschiff, das, einem großen Schwane gleich, die Rhone herabgleitete, nach einer bezaubernden Fahrt von wenigen Stunden an eine mit den herrlichsten Weiden bedeckte Niederung, das Ziel unserer Reise. Leontine, die nur Paris mit seinen Umgebungen kannte, war von dieser längeren Fahrt ganz entzückt. Der vortheilhafte Eindruck, den sie in ihr zurückließ, machte sie geneigt, auch die Lage des alten Schlosses zu bewundern. Sie fand dessen Umgebungen höchst anziehend, und schmeichelte dadurch der Eigenliebe meines Mannes nicht wenig, der auf diese Besitzung ungemein stolz war. Auch ich, obwohl bei

Digitized by Google

weitem weniger für unsern Aufenthaltsort eingenommen, gewöhnte mich an den Gedanken, zwei oder drei Monate in diesen, durch glühende Sonnenstrahlen und den häßlichen Mistral ausgedörrten Ländereien zuzubringen. Um mich zu zerstreuen, beschloß ich, in der angenehmen Gesellschaft von Leontinen, unser ländliches Leben planmäßig zu ordnen, fleißig die Nachbarn einzuladen und öfters Feste zu veranstalten.

„Der Nachbarn sind nur wenige," bemerkte mein Mann, „doch kann uns Avignon dafür reichlich entschädigen. Sie können sogleich Veranstaltung zu einem Konzert, oder, wenn Sie es vorziehen, auch zu einem Balle treffen, und ich werde für die nöthigen Einladungen Sorge tragen.

Die bezaubernde Stimme der Madame Delmart ist Ihnen nicht unbekannt. Ein Konzert, in welchem Leontine mit mir die schönsten Duetten aus den Puritanern oder aus Norma vortragen würde, versprach mir allerliebste Zerstreuung. Von welcher Wirkung mußte es nicht seyn! Es konnte nicht fehlen, das ganze Departement mußte dadurch in Aufregung versetzt werden.

„Gut denn, ein Konzert!" sagte ich zu meinem Manne, „wir wollen unser Fest nächsten Sonntag geben. Besorgen Sie die Einladungen; Leontine und ich werden für das Uebrige Sorge tragen."

Ganz entzückt von diesem Gedanken, öffnete ich meinen Pleyelschen Flügel, der Tags vorher mit uns zugleich angekommen war, um ihn zu versuchen. In diesem Augenblicke ging die Sonne wunderherrlich in den Fluthen der Rhone unter. Die Luft war rein und ruhig und führte uns tausend Wohlgerüche zu, die den Fluren entströmten.

„Wäre es nicht besser," bemerkte Leontine und unterbrach mich damit in einer glänzenden Komposition Thalbergs, welche ich so eben mit Begeisterung vortrug, „wenn wir die Proben zu unserm Konzert für die späteren Abendstunden aufsparten und die schöne Zeit bis dahin zu Spaziergängen in der Umgegend anwendeten?"

„Ich sehe, liebes Kind," erwiederte ich, „wie sehr Dir das Landleben schon zur Leidenschaft wird. Hast Du aber nicht von Herrn v. Olniel gehört, daß wir aller Nachbarschaft gänzlich entbehren? Wohin uns also wenden? Ich kann es unmöglich über mich gewinnen, mit der Besichtigung unserer eigenen Ländereien wieder von vorn anzufangen."

„Eine Stunde von hier," erwiederte mein Mann, „befindet sich ein herrliches kleines Schloß, welches wir Fräulein Leontinen später ein Mal zeigen wollen. Da jedoch diese schöne Besitzung einem jungen Manne gehört, so finde ich es angemessener, daß Sie, meine Damen, erst seinen Besuch empfangen, bevor sie ihn mit dem Ihrigen beehren."

„Ein junger Mann, — Besitzer eines herrlichen Schlosses!" rief ich aus, und verließ den Flügel. „Ohne Zweifel ist es ein schöner, romantischer Einsiedler! Welche in jeder Beziehung vortheilhafte Partie!"

Dabei sah ich Leontine an, die sichtbar erröthete.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Raimund auf die Idee kam, sein Stück „der Verschwender" zu schreiben.

Raimund saß im Gasthofe zu Pernitz bei Guttenstein. Es regnete, als wenn der Himmel die Berge hätte erweichen wollen. Er wartete auf einen Wagen, um nach Guttenstein zu fahren. Dem Fuhrmann war um die Pferde leid; er wollte das Unwetter vorübergehen lassen. Raimund war in Verzweiflung; er wollte noch vor Nacht nach Hause. Aus Langeweile sah er den Bauern in der Schenke zu. Sie spielten. Der Eine, aus Pottendorf, spielte und wettete, gab Wein zum besten, ließ Brathühner bringen, und lachte wie ein Besessener, wenn er ganze Hände voll Zwanziger an die Andern verlor. Raimund ärgerte sich über diesen Tollen, und fragte den Wirth: „Was ist denn das für ein dummer Kerl, der das Geld hirnlos hinauswirft! Wüßte ich nicht, daß die Bauern dieser Gegend ehrliche Leute sind, ich müßte ihn für einen Dieb halten." „Ei, er stiehlts sichs nur selbst", antwortete der Wirth. „Er hat eine fette Erbschaft gemacht. Die ganze reiche Wirthschaft in Sellern hat ihm sein Vetter vermacht, und noch viele, viele Tausend Gulden baares Geld dazu. Nun glaubt er, sein Geldsack habe gar keinen Boden. Wenn ich nur die Summen hätte, die er Tag für Tag dem zudringlichen Bettler aus dem Naßwald schenkt; der Lump ist noch recht grob mit ihm, und gibt ihm sogar Lehren; ich hätte in zwanzig Jahren so viel, daß ich ihn, wenn er sechzig Jahre alt wird und nichts mehr arbeiten kann, versorgen könnte! Nur ein Jahr soll er mir sein überflüssiges Geld schenken, fügte der Wirth hinzu, nur ein Jahr von ihm soll er mir geben, und ich werde so viel haben, ihn einst im Alter versorgen zu können." In diesem Augenblicke trat der Bettler ein und sagte: „Spielt der Herr schon wieder? Er hat mir's doch versprochen, es nicht mehr zu thun!" Der reiche Bauer erwiederte: Laß mich! Da hast Du Deine Zwanziger und schweig. Der Bauer schenkte eine Hand voll an den Armen. Indeß kam Raimund's Wagen; er fuhr nach Guttenstein, und in einigen Tagen schöpfte er den Plan zu seinem „Verschwender."

(Wien. Theater-Zeitung.)

Mannichfaltigkeiten.

Die dritte Lieferung (S. 195 — 350) der von Pfarrer Gollhard zu Dortelweil herausgegebenen und bei Bindernagel in Friedberg erscheinenden Predigt-Parallelen für die christlichen Feste, Feiertage u. s. w. (Charfreitag, Ostern und Himmelfahrt enthaltend) wurde vor kurzem an alle Buchhandlungen versandt. Mit jeder Fortsetzung nimmt dieses allen Geistlichen sehr empfohlene Werk an Gediegenheit und Reichhaltigkeit des Inhaltes zu. Letztere dürfte schon daraus erhellen, daß in der jüngsten Lieferung allein gegen 800 Umrisse größtentheils wirklich gehaltener und meist ausgezeichneter Vorträge von den gefeiertsten Kanzelrednern Deutschlands und der Schweiz aufgenommen worden sind.

Michelet sagt in der Vorrede seines neuen Werkes „Das Volk": „Klassische, unsterbliche Romane, welche die häuslichen Mißgeschicke reicher und wohlhabender Familien enthüllen, haben die feste Ansicht in Europa erzeugt, daß es in Frankreich kein wahres Familienleben mehr gebe. Andere liefern mit großem Talente und ausschweifender Phantasie, statt das gewöhnliche Leben unserer Städte darzustellen, das Bild einer Gesellschaft rückfälliger Verbrecher und freigelassener Sträflinge, welche die Polizei überwacht. Ein Dritter gefällt sich darin, mit großer Geschicklichkeit in der Ausführung uns das Genrebild einer widerlichen Landschenke und einer Kneipe voller Gesindel und Diebe zu entwerfen, um unter eine solche abstoßende Skizze ein Wort zu setzen, welches den bei weitem größten Theil unserer Bevölkerung nennt. Europa liest begierig, staunt, faßt diesen oder jenen Zug auf und schließt von einem noch so geringen Umstande, dessen Wahrheit ihm einleuchtet, ohne Weiteres auf die Treue des Ganzen. Kein Volk kann eine solche Probe aushalten. Diese seltsame Sucht, sich selbst zu verläumden, seine Wunden zur Schau zu stellen, und gleichsam seiner eignen Schande nachzugehen, bringt auf die Dauer den Tod. Ich weiß, daß Viele so die Gegenwart beschimpfen, um eine schönere Zukunft zu beschleunigen; sie vergrößern das Uebel, damit

Digitized by Google

wir desto eher das Glück genießen, welches ihre Theorien uns bereiten. Doch mögen sie sich hüten! Das Spiel ist gefährlich. Europa kennt ihre Absicht nicht, und wenn wir uns stets verächtlich schildern, könnte es uns leicht beim Wort nehmen. Italien war noch stark im sechzehnten Jahrhundert, das Vaterland eines Michel Angelo und Christoph Columbus hatte noch Kraft; aber als es durch die Stimme Machiavelli's sich selbst für ehrlos elend und erklärte, glaubte es ihm die Welt und schritt darüber hinweg."

Man liest in einer Lebensgeschichte des dänischen Dichters Andersen Folgendes aus seiner Kinderzeit: „Der etwa sechsjährige Knabe zog während der Aerntezeit häufig mit anderen Kindern hinaus auf die Fluren von Odense, um Aehren zu lesen. Schon waren sie mehrere Male reich beladen nach Hause gekommen, wie einst Ruth; aber eines Tages ging es ihnen sehr übel. Statt des freundlichen Boas, der einst jener frommen Jungfrau so friedlich begegnete, kam plötzlich hinter einem Garbenhaufen hervor ein roher Knecht mit aufgehobener Peitsche und jagte die erschrockenen Kinder vor sich her. Sie entkamen glücklich, nur unser armer Hans Christian, der seiner schweren Holzschuhe wegen nicht so schnell entlaufen konnte, fiel dem bösen Manne in die Hände. Aber statt sich zu fürchten oder zu bitten, sah der Knabe, wie von einer Inspiration getroffen, dem Verfolger ruhig in's Auge, und als dieser dennoch die Peitsche schwang, rief er: „Wie darfst Du schlagen, der Herrgott sieht es ja!" Diese Worte, aus dem Munde des Kindes, machten einen solchen Eindruck auf den Menschen, daß er die Hand sinken ließ und statt des Schlages dem armen Knaben den einzigen Schilling gab, den er bei sich haben mochte. Erfreut eilte der Kleine hinweg, ihn der Mutter zu bringen, und diese sprach: „Du bist ein sonderbares Kind, daß selbst der böse Mann Dir gut ward!"

(Venedig, 27. März.) Fanny Elsler hat uns wieder verlassen. Sie beschloß am 24. d. ihren Kreis von Gastrollen, und wurde mit all' dem Sturm begrüßt, der nur in Italien möglich ist. Als die Künstlerin in ihrer ausdrucksvollen Weise ihren Dank zu erkennen gab, ertönte nicht mehr Beifall, sondern Jubelgebrülle. Der Frühling mußte seine schönsten Blumen spenden; das Theater wurde damit bedeckt. Riesenhafte Camellienbouquette von 3 Fuß Höhe wurden ihr überreicht, und die Gondel, die sie nach Hause tragen sollte, war reich verziert mit Blumenguirlanden. Bis spät wiederhallte der große Kanal von der rauschenden Musik, die unter ihren Fenstern spielte, und der Fackelschein der festlichen Beleuchtung erhellte die windstille, lautlose Nacht, die über der Dogenstadt lag.

(Die größte Buchdruckerei der Erde.) Der Buchdrucker Dickingson in Boston (Vereinigte Staaten) hat wohl die größte Buchdruckerei in der Welt. Die Offizin nimmt einen Flächenraum von 14,283 Quadratfuß ein, welche 15 besondere Räume umfassen und von 100 Fenstern bei Tage und eben so vielen Gasflammen des Nachts erleuchtet werden. In diesen Räumen stehen: eine Dampfpresse von 10 Pferden Kraft, 3 Adams-Power-Pressen, 2 Napier-Pressen, 2 Kupferplatten-Pressen, 3 Rotations-Pressen, 2 Ruggle's Job-Pressen, 11 Handpressen, 2 Pressen zum Guillauchiren, eine hydraulische Presse, 4 Standing-Pressen, eine kleine Power-Presse, 2 Papier-Schneide-, 3 Karten-Schneide-Maschinen, 4 Maschinen zum Abglätten von Stereotypen, wovon 2 durch Dampf bewegt werden. Die Offizin hat 2 große Zisternen, welche 1000 Gallonen Wasser vertheilen, die mittelst 550 Fuß Röhren durch alle Theile der Anstalt geleitet werden. Die verschiedenen Pressen haben im Laufe des vorigen Jahres über 6 Millionen Bogen Papier (nur?) bedruckt, die, der Länge nach gelegt, den atlantischen Ocean überspannen würden. Die Schrift- und Stereotypengießerei verbraucht im Jahr 50,000 Pfd. Metall.

Korrespondenz.

Köln, 8. April.

Die heute dahier erfolgte Verhaftung eines jungen Mannes von achtbaren Eltern wird mit dem Taschendiebstahle, durch welchen vor neun Tagen, wie ich schon berichtete, ein Maler am Theater um eben ererbte 150 doppelte Friedrichsd'or kam, in enge Verbindung gebracht. Ein im Publikum verbreitetes Gerücht hatte diesen jungen Mann gleich anfangs als der That verdächtig bezeichnet, was seinen Vater veranlaßte, eine Belohnung von 100 Thalern für Ermittelung des Urhebers dieses Gerüchtes auszusetzen. Den Grund oder Ungrund desselben wird nunmehr die gerichtliche Untersuchung wohl herausstellen. — Der Rhein ist seit vorgestern so bedeutend angewachsen, daß das Wasser abermals und zwar zum vierten Male seit dem Anfange des Winters innerhalb unserer Stadtthore steht. Dies ist um so bedauerlicher, da eine Menge Personen dadurch augenblicklich außer Verdienst kommen.

Buchstabenräthsel.

(Fünf Zeichen.)

1 4 3 2.

Sie ist es, die gar vielen Dingen
Auf Erden gibt reellen Werth.

4 3 1.

Den kräft'gen Arm sieht man sie schwingen,
Doch keine Keul' ist's und kein Schwert.

5 4 4 1.

Sie, die uns spendet reichen Segen,
Ersproßt im Lenze frisch und grün.

Das Ganze.

Ob's auch in weiter Fern' gelegen,
Zieht es doch Viele nach sich hin.

W. S.

Auflösung der Charade in Nro. 100:

Fastenspeise.

Viertes Abonnements-Konzert des Cäcilienvereins.

Mittwoch den 15. April 1846 im Vereinslocale, Döngesgasse im ehemals Meyer'schen Hause. Anfang: sieben Uhr.

1) Fünfstimmige Motette von J. S. Bach.
2) Kyrie, Dies irae und Agnus Dei aus dem Requiem für Männerstimmen von L. Cherubini.
3) Lauda Sion, Hymne für weibliche Stimmen von L. Cherubini.
4) Chöre und Soli aus dem Oratorium „Israel in Aegypten" von G. F. Händel.

Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind in der André'schen Musikalienhandlung auf der Zeil zu haben.

Theater-Anzeige.

Montag, 13. April. (Zum Erstenmale): Die schwarzen Jäger, große romantische Oper in 3 Abth., aus den Zeiten des Befreiungskrieges; frei nach einer Erzählung von E. Gottwald, benannt: „Der Steckbrief", von G. Wilhelm, Musik von H. Neeb. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 103. Dienstag, den 14. April 1846.

Das Vermächtniß.

Nach dem Französischen der Madame Louise Colet.

(Fortsetzung.)

„Diese Nachricht hat meine Neugierde erregt," fuhr ich fort. „Welchen Namen, lieber Freund, führt das Schloß?"

„Roca-Flora oder, wenn es Ihnen besser gefällt, der Blumenfelsen."

„Wohlan! so wollen wir noch heute nach Roca-Flora fahren," rief ich, und schellte, um den Befehl zum Anspannen des Wagens zu geben.

„Ich will mich diesem tollen Einfall nicht widersetzen," antwortete mein Mann, „denn jedenfalls wird der Eigenthümer diese Zuvorkommenheit nicht mißbrauchen. Sie werden einen vortrefflichen jungen Mann kennen lernen, der sich mit Liebe den Wissenschaften ergeben hat, und weit entfernt ist, sich auf sein Vermögen und seine Verhältnisse Etwas einzubilden."

„Wie heißt er?"

„August von Senneval."

„Man benachrichtigte uns, daß der Wagen bereit sey. Leontine setzte einen niedlichen Strohhut auf das blonde Köpfchen und warf einen grün seidenen Shawl über ihr weißes Battistkleid. Wir fuhren ab. Ich habe Unrecht gethan, mich über das in diesen Gegenden herrschende Klima ein wenig zu unvortheilhaft auszusprechen; denn auch hier giebt es einzelne schöne Abende, und glücklicherweise war der damalige ein solcher. Wir fuhren längs dem von mächtigen Weiden beschatteten Ufer der Rhone hin. Jenseits des Flusses erhoben sich fruchtbare Anhöhen, mit Weingärten bedeckt, aus denen hin und wieder ein kleines weißes Häuschen zwischen Ulmen und Maulbeerbäumen hervorschimmerte. Nachdem wir eine Viertelstunde dem Flusse entlang gefahren waren, bog der Wagen links in eine prächtige Platanenallee ein, die sich an ihrem Ende erweiterte und in ein Hufeisen auslief. Die freundliche Anhöhe, die davon umschlossen wurde, war von blühenden Gesträuchen bedeckt, aus denen ein kleines Schloß hervorragte, so zierlich und niedlich, als es nur die Phantasie zu schaffen vermöchte. Am Ende der Allee stiegen wir aus. Nachdem wir in den Garten getreten waren, verließ uns mein Mann, um Herrn von Senneval von unserer Ankunft zu benachrichtigen.

Sie wissen, daß ich mich nicht leicht zur Bewunderung hinreißen lasse; dennoch war ich von den Anlagen dieses schönen Gartens überrascht und entzückt. Es war ein Meisterwerk der Kunst, und doch schien Alles von der Natur so geordnet. Dichte Gruppen von Tuberosen, Cassienbäumen, spanischem Jasmin, Camellien und Orangen erhoben sich hier und dort aus dem Rasen; diese Fülle seltener und theurer Blumen, in einer Mannichfaltigkeit, wie sie im Norden nur die Treibhäuser bieten, blühten hier unter freiem Himmel und überraschten uns auf das angenehmste. Kein schwerfälliges Gitterwerk, keine Umzäunung beengte diese Anlagen in englischem Geschmack; frei und ungehindert konnten sie ihren Reichthum und ihre Schönheit entfalten. Eine dichte Allee von blühendem Rosenlorbeer führte zur Freitreppe des Schlosses, auf deren Höhe zwei riesige Orangenbäume im schönsten Blüthenschmucke prangten und den Eingang zu bewachen schienen. Wir erstiegen die Stufen, und auf die aus Stein gehauenen, mit Bildhauerarbeit verzierten Kübel jener Bäume gestützt, erwarteten wir die Rückkehr des Herrn von Olniel. Von diesem Standpunkte aus konnten wir den Lauf der Rhone verfolgen, die so eben im Strahle der untergehenden Sonne glühte; unsere Blicke schweiften über die grünen Anhöhen jenseits des Flusses zu den fernen Gebirgszügen hin, deren Gipfel, in Duft gehüllt, in der Bläue des Himmels verschwammen.

„Welche bezaubernde Gegend!" rief Leontine mit Entzücken aus.

„Sie ist freundlich und düster zugleich," erwiederte ich, „und ich bin überzeugt, daß Deine jugendliche Einbildungskraft schon einen süßen Traum daran geknüpft hat." Ich würde in meinen unbesonnenen Bemerkungen noch weiter fortgefahren seyn, wenn uns nicht Herr von Olniel unterbrochen hätte. Er theilte uns mit, daß Herr von Senneval nach Avignon gereist sey und erst den folgenden Tag zurückkehre, daß jedoch in dessen Abwesenheit sein Gärtner, in der Eigenschaft eines Oberaufsehers, uns gestatte, das Schloß in Augenschein zu nehmen und uns daselbst von der Fahrt zu erholen.

Nach Verlauf einiger Minuten erschien ein Greis mit weißen Haaren, in eine Jacke von grobem grauen Tuch gekleidet. Nachdem uns derselbe in seinem provenzalischen Dialekt versichert hatte, wie untröstlich sein Herr darüber seyn werde, bei unserem Besuche nicht gegenwärtig gewesen zu seyn, führte er uns in einen geschmackvollen Speisesaal des unteren Stockwerks, und drang in uns, von den schönen Früchten zu genießen, die er hier schnell aufgetragen hatte. Während wir uns seinen Bitten fügten, hatten wir Zeit, die Pracht dieses Saales zu bewundern. Die Wände waren mit künstlichem Marmor bekleidet, dessen blendende Weiße durch goldene und himmelbaue Arabesken gehoben wurde; in den vier Ecken waren auf steinernen verzierten Fußgestellen vier anmuthige, der Antike nachgebildete Statuen in weißem Marmor aufgestellt, die mit Blumen und Früchten bekränzte Nymphen darstellten. Eine im schönsten Style gehaltene Mosaikarbeit, welche bei Nachgrabungen in der Umgegend aufgefunden worden war, diente als Fußboden. Die große Glasthür, durch welche das Tageslicht einfiel, hatte anstatt gewöhnlicher Fensterscheiben anmuthige Glasmalereien, auf denen Amorettenköpfchen aus Rosengebüschen hervorlächelten.

Wir verließen diesen Saal, um einen Salon von minder freundlichem Ansehen zu betreten. Hier waren die Wände mit Ebenholz getäfelt und mit einigen schönen Gemälden der italienischen Schule geschmückt, die theils Gegenstände aus der heiligen

Digitized by Google

Geschichte, theils erotische Scenen darstellten. Die Möbel waren, gleich dem Wandgetäfel, von Ebenholz, die Sessel und Divans mit schwarzem Sammt überzogen; mit einem Worte, das Ganze erinnerte an ein Todtengemach, und war demnach nicht sonderlich geeignet, in heitere Stimmung zu versetzen. Ich beeilte mich deshalb auch, in das anstoßende Zimmer zu treten, in welchem sich Herr von Senneval gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Hier fanden wir alle Wände durch die wohlgeordneten Reihen einer Bibliothek bedeckt, die die sorgfältigste Auswahl zeigte. Außerdem ließen noch werthvolle Hausgeräthe, Büsten und allerhand kostbare Verzierungen auf den guten Geschmack und den außergewöhnlichen geistigen Gehalt des Besitzers schließen.

„Ich bin überzeugt, daß Herr von Senneval Künstler oder Dichter ist," bemerkte ich, nachdem wir noch die Zimmer besichtigt hatten, deren Beschreibung ich hier übergehe.

„Ich weiß es in Wahrheit nicht," erwiederte der ehrliche Gärtner, der mich gar nicht verstand, „aber so viel kann ich Ihnen sagen, daß mein armer Herr, trotz seines Vermögens und seiner Jugend, immer traurig und niedergeschlagen ist. Was hilft es mir, daß ich meine ganze Zeit der Pflege der schönen Pflanzen widme, die er doch so leidenschaftlich liebt? Niemals drückt ein Wort oder ein Lächeln seine Zufriedenheit aus, und nur an der Sorgfalt, die er selbst darauf verwendet, sehe ich, daß sein ganzes Glück darin besteht, und bestrebe mich, ihn dabei zu unterstützen."

„Ihr irrt Euch, Vater Andreas!" sagte mein Mann, indem er die schwielige Hand des gutmüthigen Greises drückte, den er seit langer Zeit kannte. „Ihr haltet die Träumereien eines jungen Mannes für Traurigkeit. Euer Herr soll sich verheirathen; an der Seite einer hübschen Frau, im Kreise lieblicher Kinder würdet Ihr ihn eben so freundlich finden, als die Blumen, die er so sehr liebt."

„Sie haben vielleicht ganz Recht, Herr Baron!" entgegnete der alte Gärtner.

Indem wir so plauderten, waren wir zu der Platanenallee gelangt, in der uns der Wagen erwartete. Nachdem wir von dem alten Andreas Abschied genommen hatten, stiegen wir ein und kehrten in unsere Behausung zurück. Leontine war während der Rückfahrt sehr einsylbig, und ich bin versichert, daß meine junge Freundin in der darauf folgenden Nacht mehrmals das anmuthige Landgut Roca-Flora, vielleicht selbst dessen abwesenden Besitzer, im Traume erblickt hat.

III.

Es waren bereits drei Tage seit diesem Besuche verflossen, ohne daß, zu meiner großen Verwunderung, Herr von Senneval uns seine Aufwartung gemacht hatte, und doch erfuhren wir durch unsere Pächtersleute, daß er zurückgekehrt war, und man ihn auf Spaziergängen in der Umgegend gesehen hatte.

„Der nach Ihrer Meinung so bescheidene und ausgezeichnete Herr von Senneval," sagte ich eines Morgens zu meinem Manne, „scheint mir doch ein ungehobelter Landbewohner zu seyn, da ihm die ersten Begriffe von Anstand und Lebensart abgehen. Können Sie es begreifen, warum er uns noch nicht besucht hat?"

„Ich bin um so mehr verwundert," erwiederte Herr von Oliniel, „als er vor Ihrer Ankunft beinahe jeden Tag hierher kam."

„So scheint er sich also vor Leontinen und mir zu fürchten?"

„Er ist allerdings ungemein schüchtern; doch reicht dies noch keineswegs hin, mir sein Betragen zu erklären. Ich fürchte fast, daß er krank geworden ist, und werde mich heute nach seinem Befinden erkundigen."

„Laden Sie ihn doch auf Sonntag zu unserem Konzert ein, und sagen Sie ihm zugleich, daß ich keine abschlägige Antwort annehme."

Herr von Oliniel entfernte sich, und wir, Leontine und ich, erwarteten mit Ungeduld seine Rückkehr. — Unsere Zeit wird auf dem Lande so wenig in Anspruch genommen, daß jeder Gegenstand, der den Geist nur einigermaßen beschäftigt, uns ein lebhaftes Interesse einflößt. Der Mangel an Beschäftigung läßt uns auch die unbedeutendsten Vergnügungen begierig aufsuchen. Wir gingen Herrn von Oliniel beinahe bis zu der Gränze von Roca-Flora entgegen.

„Sie hier?" rief er aus. „Hätte ich Dies ahnen können, so hätte ich Herrn von Senneval veranlaßt, noch weiter mitzugehen, denn er hat mich so eben erst verlassen."

„Ist er krank?" fragte Leontine schüchtern.

„Er ist in der That sehr leidend; ich habe ihn sehr verändert gefunden."

„Wird er nächsten Sonntag kommen?" fragte ich.

„Er hat es mir versprochen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein neuaufgefundenes Naturgemälde.

Wer seither die Gegend um Bingen und Asmannshausen besuchte, glaubte mit der Besichtigung des Klopp's, der Burg Rheinstein und der Ersteigung des Rochusbergs, der Elisenhöhe und des Niederwaldes alles Sehenswerthe kennen gelernt zu haben. Dies ist jedoch nicht der Fall. Unterhalb Asmannshausen, 760 par. Fuß über dem Rheine, entdeckte sich ein vorspringender Fels, von dem man, wie von der Rossel, fast senkrecht auf den Strom hinabblickt und ein herrliches Panorama von beinahe drei Stunden in der Länge, von der Gegend des Binger Loches bis nach Bacharach hinab, übersieht. Der reiche und malerisch gruppirte Gebirgsgürtel des linken Rheinufers, der bis zum 1677 par. F. über dem Rheine erhabenen Franzosenkopfe ansteigt, mit seinen Burgen und sonstigen verschiedenen Gebäulichkeiten, nimmt die ersten zwei Drittheile des großartigen Gemäldes ein, indeß der letzte Theil dem Rheine das Ansehen eines von minder hohen Bergen umschlossenen und ringsum mit Ortschaften belebten See's gibt, welchen überdies zwei Inseln zieren. An seinen beiden Ufern breiten sich Trechtingshausen, Niederheimbach und Lorch aus, indeß in seinem Hintergrunde Bacharach und über ihm das 865 par. F. höher liegende Henschhausen den Schlußstein bilden.

Der Auffinder dieses sehenswerthen Punktes taufte ihn den „Nebenbuhler" (nämlich des Niederwaldes), da dieses großartige geschlossene Bild in seiner Art eben so interessant zu sehen ist, als die Fernsichten von der Rossel und dem Tempel Eine ausführlichere Beschreibung dieses Panoramas wird künftigen Monat in Malten's Weltkunde erscheinen.

Für die zukünftigen Besucher der nun mit Ernst ihrer Vollendung entgegensehenden Badeanstalt bei Asmannshausen ist der angenehme, etwa 3/4 Stunden erfordernde, durch die Abwechslung der Gegenstände nichts weniger als langweilige Weg dahin ein sehr anziehender Ausflug, der den Werth des neuen Curortes bedeutend erhöht. Eine chorographimetrische Aufnahme dieses malerischen Gürtels soll im Laufe dieses Sommers gemacht werden und nachher im Stiche erscheinen. Die in diesem Aufsatze angegebenen Bergmaße sind mit dem Chorographimeter bestimmt, welches Instrument von bevorstehenden Ostern an in der neuen Schreib- und Zeichnenmaterialien-Handlung des Hrn. Ferdinand Eckel in der Schustergasse zu Mainz für den allgemeinen Gebrauch um den Preis von 2 fl. 15 kr. bis zu 2 fl. 48 kr. zu haben ist.

(Die Erklärung der Chorographimetrie bekömmt man, wie bekannt, bei Jos. Halenga in Mainz). B. v. K....

Die Einführung des Kunstwiesenbaues im Amt Usingen durch Rentmeister Ackermann.

In keiner Zeit und in keinem Volk hat man den Tadel geliebt noch Die, welche ihn aussprechen, sey es in kleinen oder großen Dingen, und dennoch ist es ein ehrenvoller Beruf, die Wahrheit mit derben Worten auszusprechen, und der einzige Weg, besseren Ansichten Bahn zu brechen. Von dieser Ansicht durchdrungen, gereut es uns auch nicht, stets mit aller Wärme gegen den Schlendrian geeifert zu haben, der lange Jahre hindurch den Aufschwung unseres Wiesenbaues gehemmt hat, denn da unser Amt weder Bergwerke irgend einer Art, noch Mineralquellen, noch Wasserkräfte zu Anlage großer Fabriken besitzt, da jeder Fuß breit Landes der Pflugschar unterworfen ist, und die Verarmung des Bauernstandes offenbar nicht ab-, sondern beängstigend zunimmt, wie das Anwachsen der Hypotheken und die traurige Vermehrung der Concurse beweisen, so ist es Pflicht aller wohlmeinenden Männer, durch die That, durch Rede und Schrift auf den einzigen Culturzweig hinzuweisen, der noch gehoben werden kann und der in den meisten Gemeinden noch sehr im Argen liegt. Dieser hochwichtige Culturzweig, dessen sorgsamere Pflege einen sehr günstigen Einfluß auf die Hebung der Viehzucht und somit des ganzen Ackerbaues haben wird, ist der Wiesenbau, den man bis jetzt nur wenig bei uns gepflegt und nur wenig verstanden hat. Jetzt aber beginnt es Tag zu werden, indem die Freunde des Fortschrittes in Hrn. Rentmeister Ackermann gleichsam einen Lehrer gefunden haben, der auf allen Domänengütern vor Jedermanns Augen seit einigen Jahren mit überraschend günstigem Erfolge den Kunstwiesenbau einführt, wie er seit einem Jahrhundert in Folge des „oranischen Weisthums" im Siegen'schen ꝛc. ꝛc. in Uebung ist. Daß ein solches Beispiel wirken müsse, ist klar, und daß in den letzten Jahren bei uns sehr viel in betreffender Sache geschehen ist und vielleicht mehr als früher in einem Vierteljahrhundert, ist keine Uebertreibung. Leider können wir ein solches Lob nur auf unsere Stadt beziehen, denn die meisten Dörfer liegen noch im tiefsten Schlummer, aus dem sie nur ein Wiesenkulturgesetz erwecken könnte, wie es Hessen schon seit 1830 besitzt und zwar zur Freude des ganzen Landes. Ohne ein solches Gesetz wird nie etwas Großes bei uns geschehen, und wir fürchten sehr, daß wir Hessen noch lange um diesen Vorzug beneiden müssen und unser Wiesenbau aus Mangel eines einheitlichen Willens der Besitzer nie mit den Bauen des Hrn. Ackermann wird wetteifern können.

Mannichfaltigkeiten.

(Vom Taunus, im März.) Großes Aufsehen haben auch hier wie in andern Gegenden Deutschlands die bereits Ende vorigen Jahres in den „Gränzboten" erschienenen, nun aber davon abgesondert bei Friedrich Wilhelm Grunow zu Leipzig gedruckten „Aufzeichnungen eines Jesuitenzöglings im deutschen Colleg zu Rom, von Georg Köberle", erregt. Die schlichte, einfache, dabei sehr gemüthliche und allgemein faßliche Darstellung trägt, abgesehen von den früheren Erfahrungen Anderer, um so mehr den Stempel der Wahrheit an sich, als das Ganze in einem gemäßigten und leidenschaftslosen Tone gehalten ist. Möge diese Schrift, welche genaue Aufschlüsse darüber enthält, welches der Zweck der sogenannten Gesellschaft Jesu ist und welche die Erwartungen ausspricht, die dem Vaterlande von der Existenz dieser Gesellschaft bevorstehen, von allen Denjenigen gelesen und beherzigt werden, denen das Wohl des Vaterlandes nicht gleichgültig ist.

In der nächsten Zeit wird wieder ein Werk des alten verehrungswürdigen E. M. Arndt im Buchhandel ausgeben. Dieser wackere Vaterlandsfreund, ein Greis von 76 Jahren, ist frisch wie ein Jüngling und steht mitten in der Zeit, die er aufmerksam beobachtet. Das Buch ist eine Uebersetzung von Diderots Grundgesetz der Natur, welche Arndt mit einer „Zugabe" versehen hat; diese ist das Wichtigste, da sie sich mit Abhülfe des Nothstandes bei den Armen beschäftigt. Wir kommen auf das Werk selbst später zurück, und wollen heute nur eine Stelle ausheben. „Wir hören", sagt Arndt, „alle Tage, wie hie und da in unserm lieben Deutschland nur zu viele Klöster für Mönche und Nonnen wieder gebaut oder wieder hergestellt werden, für junge Menschen theils von dreißig und vierzig Jahren Alters, welche für uns und unsere Sünden beten sollen. Ich sage aber, solcher Beter haben wir jetzt nicht mehr nöthig; die mochten um die Jahre 700 und 800 auch ihren Nutzen haben, sind aber um die Jahrszahl 1800 wirklich eine befremdliche Erscheinung. Aber wir müssen Häuser bauen für Die, welche für uns gearbeitet haben. Der Gedanke ist wirklich schauderhaft, daß viele Alte (Frauen und Männer), welche vierzig, fünfzig Jahre treu und fleißig gearbeitet und ehrlich ihr Brod gegessen haben, ohne reich zu werden, im sechzigsten, siebenzigsten Jahre halb vor Schmutz und halb vor Hunger langsam vergehen müssen. Klöster für solche Alte (für Taglöhner, Handwerker ꝛc.), worin sie ihre letzten zehn, zwanzig Jahre ausruhen und auch beten können, wenigstens Segen für uns vom Himmel herabbeten können, wohl eingerichtete und reichlich versorgte Klöster, wo Schmalhans nicht Koch und Schmutz nicht Pförtner ist, bessere, menschlichere Armenhäuser als die neuen englischen, — sie sind eine Aufgabe der Zeit, wenn anders unsere Christlichkeit nicht leerer tönender Schall seyn soll."

Der Ehestand ist für Viele ein Kerker voll Bitterkeit, der oft nichts Schönes hat, als die Thüre, durch welche man hinein geht. — Das Land der Ehe hat das Seltsame, daß die Fremdlinge Lust haben, sich darin nieder zu lassen, und die Einheimischen daraus verbannt seyn möchten. — Man behauptet, die Liebe reiche über das Grab, aber sie reicht bei Manchen selten über die Ehe hinaus.

(München, 8. April.) Der von Dr. Ernst Förster in München gegründete Herder-Verein hat die Bestätigung Sr. Maj. des Königs erhalten, und sich mit den Herder-Vereinen in Weimar, Darmstadt, Berlin und Dresden zu gemeinsamem Zweck verbunden. Bei der für das beabsichtigte Denkmal Herders eröffneten Concurrenz hat der von dem Münchner Verein in Vorschlag gebrachte Entwurf des Bildhauers Ludwig Schaller aus Wien den Sieg davon getragen. Hr. Schaller ist bereits rüstig am Werke; das ganze gegen 11 Fuß hohe Thonmodell ist in der Anlage vollendet, und man erkennt daran, daß, wenn — wie zu erwarten — die Ausführung der Anlage entspricht, Deutschland diesem Künstler eines seiner würdigsten Ehrendenkmäler zu verdanken haben wird.

In Paris ist das Cigarrenrauchen ganz abgekommen, die elegantesten Herren rauchen aus Pfeifen, weil dies wohlfeiler und den Augen wie überhaupt der Gesundheit zuträglicher ist. Den Drechslern wird diese neue Mode sehr willkommen seyn.

Es ist kein Wunder, wenn die deutschen Buchhändler reich werden, leben sie doch vom Drucke der deutschen Schriftsteller; übrigens ist es eine große Ungerechtigkeit, ihnen Energielosigkeit und Unthätigkeit vorzuwerfen, da sie sogar gesetzlich verfolgt werden, wenn sie mit Nachdruck handeln.

Digitized by Google

Literatur.

Illustrirter Kalender für 1846. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

Schon die Mittheilung des Titels dieses illustrirten Kalenders reicht hin, um dessen Inhalt und die Aufgabe, die er sich gestellt hat, genügend zu bezeichnen. Die unternehmende Verlagshandlung hat uns der illustrirten Werke, Hand- und Hülfsbücher, Zeitschriften u. andere schon so viel gebracht, daß man ihre Leistungen in diesem Fache kennt und daß solche kaum noch der Anpreisung bedürfen. Wie man heutigen Tages einen gefälligen und eleganten Styl liebt, so verlangt man auch möglichst geschmackvolle äußere Ausstattung und selbst den unteren Ständen des Volkes genügen jene veralteten, mit schlechten Holzschnitten und noch schlechterem Texte versehenen Kalender nicht mehr. Man will die Richtungen, die Interessen und den Geschmack der Gegenwart vertreten, die politischen, kirchlichen und socialen Fragen erörtert und dem frischen Leben seine Geltung eingeräumt sehen; man will Fortschritt und Verbesserung, Aufklärung und Humanität; man will Kunde von Dem, was die Zeit bringt und nimmt, erstrebt und erzielt und was des Neuen sich begibt, des Nützlichen und des Guten gefördert wird. Hiervon Nachricht zu geben, hat der vorliegende Kalender sich zur Aufgabe gestellt und sein Inhalt zerfällt in folgende Rubriken: Jahres-, Geschichts-, Gewerbs-, Zeit-, Haus-, Hof- und Staats- und Unterhaltungs-Kalender, von denen jede einzelne wieder mancherlei Unterabtheilungen und Abschnitte enthält. So bietet dies Buch einen reichhaltigen und ziemlich ausführlichen Ueberblick der wichtigsten Ereignisse der Fortschritte, Erfindungen und Entdeckungen, mit andern Worten eine Geschichte des Jahres 1845, in welcher nichts Hauptsächliches oder Wichtiges übergangen und vergessen worden ist. Die beigegebenen Illustrationen belaufen sich, mit Einschluß einer Karte der Zollvereinsstaaten, auf 335 und sind eben so mannigfaltig als der Text, dem sie zur Erklärung dienen. Bei dem starken Umfange des Buches, dem schönen Druck und Papier und dem sehr mäßigen Preise hat es bereits die verdiente günstige Aufnahme gefunden und dürfte sein Bestehen auf die ferneren Jahre als gesichert erscheinen. Da der illustrirte Kalender in allen Buchhandlungen zur Ansicht vorliegt, so wollen wir dem Urtheil des Publikums nicht weiter vorgreifen, sondern es nur durch diese Anzeige auf die genannte literarische Erscheinung und deren Bedeutung aufmerksam machen.

Korrespondenz.

Düsseldorf, 5. April.

Eine der schönsten Arbeiten, welche jetzt in den hiesigen Künstlerwerkstätten der Vollendung entgegen geht, ist der große Fries von A. Schrödter. Der Kunstverein schrieb nämlich einen Preis für den schönsten Fries zur Zimmerverzierung aus. Schrödter, der König des rheinischen Humors, gewann den Preis mit seinem Entwurfe und führt nun denselben aus Auftrag des Kunstvereins im Großen auf Zinkplatten aus, die fertig von diesem Vereine verloos't werden und als Gewinnst jedes beliebige größere Zimmer verzieren können. Dieser Kreis bietet eine fortlaufende Reihe höchst geschmackvoll verschlungener Pflanzengewinde, Arabesken, dar, zwischen welchen sich eine rheinische Kirchweihe, ein Volksfest, zeigt. Hier musiziren wandernde Künstler, dort tanzen freudige Paare, ferner taumeln welche und wird im Pflanzenversteck ein Kuß geraubt. Da sitzt eine Gesellschaft beim Humpen und horcht dem Liede eines Harfners, während weiter der Wein zum Zorn aufgerüttelt hat und sich ein kleiner Krieg fortspinnt. Es ist dieses die erste große fortlaufende Arbeit Schrödter's, der sich durch eine Reihe von Staffelei-Bildern schon durch ganz Deutschland einen gefeierten Namen erworben, der, wie nur die Gelegenheit geboten wird, auf eine höhere Stufe tritt, in seinem Humor ein schöneres Ziel erreicht und des edelsten Platzes unter Deutschlands, unter Europa's edelsten Künstlern würdig ist.

Usingen, im März.

Wie der Schatten den Körper begleitet, so sollte auch die Oeffentlichkeit die beständige Begleiterin aller Beziehungen des öffentlichen Lebens seyn, nicht allein der Gerichte und Ständeverhandlungen, sondern auch der Berathungen aller Vereine. Wo dieser Grundsatz nicht gilt, da befindet sich die Masse des Volkes in einer kläglichen Unwissenheit, sie versinkt in Trägheit und Schlaffheit, sie wird gleichgültig und stumpf gegen das öffentliche Wohl, und die erhabenste Bürgertugend, „der Gemeinsinn", welcher in Frankreich und England Wunder wirkt, weicht rohem Eigennutz und stupidem Schlendrian. Wer an der Wahrheit dieser Behauptungen zweifelt, der hätte unser Amt Usingen früher kennen sollen, um die bereits gemachten Fortschritte zu würdigen. Damals Gleichgültigkeit gegen das Wichtigste, gegen die Erzeugnisse der Literatur, die Verhandlungen der Landstände, unsere Volksfeste, Auswanderungen, den landwirthschaftlichen Verein und vieles Andere von hoher Bedeutung; jetzt Interesse und zwar ein sehr lebhaftes für alle Fortschritte in allen guten, schönen und nützlichen Unternehmungen. Bloßes Geschwätz genügt uns nicht mehr, man ermannt sich zum Handeln, man findet die Eintracht ersprießlicher als die adderitische Zwietracht, die Thatkraft und den Unternehmungsgeist segensreicher als das Hinausschieben von einem Jahr zum andern und das Streben nach Belehrung ehrenvoller als Unwissenheit und Finsterniß. Deshalb ging auch die 126ste Ausschußsitzung des landwirthschaftlichen Vereins nicht unbeachtet an uns vorüber und ihre Ergebnisse werden allgemein besprochen. Zwar waren dieselben nicht sehr bedeutend im Allgemeinen, aber ein Vorschlag, die Dorfbibliotheken betreffend, verdient allgemeinste Beachtung und Beherzigung, um so mehr, da zwei Ehrenmänner, Hr. Oberförster Beyer von Weilburg und Hr. Baron v. Bibra von Irstein, den Ankauf von Berthold Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten" in alle Gemeinden des Herzogthums beantragten. Wer dieses „brave Buch" kennt, wie es in diesen Blättern wiederholt genannt wurde, wer mit uns übereinstimmt, daß der treffliche Verfasser das innerste Wesen des deutschen Volkslebens ergründet hat, wie Keiner vor ihm, daß er ein Patriot ist ohne Tadel und ein Seelenmaler, wie wir wenige besitzen, der muß wahrhaft frohlocken über den Vorschlag dieser beiden Männer, er muß wünschen, daß er zur Ausführung komme und unserer Regierung der schöne Ruhm zu Theil werde, zuerst vor allen anderen unserem Auerbach die sinnreichste und passendste Nationalbelohnung ertheilt zu haben!

Aus Rheinhessen, 9. April.

Wie sehr Vereine und insbesondere Gesangvereine nicht nur in musikalischer, sondern auch in allgemein menschlicher Hinsicht wohlthätig wirken, hat in diesen Tagen der zu Oppenheim unter dem Namen „Harmonie" bestehende Gesangverein in schöner Weise bethätigt, indem es nur einer leisen Anregung von Seiten des Vorstandes bedurfte, um unter den Mitgliedern, und zwar nur unter diesen, die gewiß beträchtliche Summe von nahe an vierzig Gulden zur Unterstützung einer sehr bedrängten Wittwe in dem benachbarten Nierstein zusammen zu bringen. Wenn solche wahrhaft edle Zwecke durch Vereine gefördert werden, so mag man sich über die Menge der heutzutage bestehenden und entstehenden Vereine auch hie und da unvortheilhaft äußern; der Gutgesinnte wird sich dadurch von der Theilnahme an edeln Zwecken huldigenden Vereinen nicht zurückschrecken lassen, sondern ihre Tendenzen mit immer frischem Eifer zu verwirklichen suchen. Möge denn der junge Verein, welcher von der Gesinnungstüchtigkeit seiner Mitglieder außerdem schon mehrere Beweise abgelegt hat, allen Anfeindungen und gehässigen Gegenstrebungen zum Trotz immer besser gedeihen und noch recht oft Gelegenheit finden, die Lauterkeit seines Strebens durch die That zu bewähren!

Am 14. d. M. wird der rühmlichst bekannte belgische Violinvirtuose Kettenus ein Konzert geben. Billette sind in der Musikalienhandlung des Hrn. C. A. André im Hause Mozart zu haben.

Theater-Anzeige.

Montag, 13. April. (Zum Erstenmale): Die schwarzen Jäger, große romantische Oper in 3 Abth., aus den Zeiten des Befreiungskrieges; frei nach einer Erzählung von E. Gottwald, benannt: „Der Steckbrief", von G. Wilhelm, Musik von H. Reed. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 14. April. Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten, nebst einem Vorspiel: der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian; deutsch von Dräxler-Manfred.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 104. Mittwoch, den 15. April 1846.

Das Vermächtniß.

Nach dem Französischen der Madame Louise Colet.

(Fortsetzung.)

IV.

Unter den Vorbereitungen zu dem Feste, welches wir der vornehmen Welt von Avignon zu geben beabsichtigten, verstrich die Woche ziemlich schnell. Die Einübung der Gesangstücke, die wir vortragen wollten, nahm uns viel Zeit weg; außerdem waren wir noch sehr beschäftigt, um das Lokal, in welchem das Konzert gegeben werden sollte — einen alten Salon mit gepreßten braunen Ledertapeten —, mittelst Blumen, modernen Zimmergeräthschaften und prächtiger Beleuchtung weniger düster zu machen. Endlich kam der Sonntag Abend heran. Alle unsere Gäste hatten sich pünktlich eingestellt, und die Gesellschaft mochte sich wohl auf sechzig Personen belaufen. Die Frauen waren hübsch, doch ohne Eleganz; die Männer, mit Ausnahme einiger polnischen und italienischen Flüchtlinge, waren ziemlich häßlich, schienen aber die Meinung zu haben, geistreich zu seyn. Als die ganze Gesellschaft versammelt war, fragte ich meinen Mann: „Wo aber bleibt Herr von Senneval?"

„Es ist mir unbegreiflich, daß er sich noch nicht eingestellt hat."

Ich bat um Stille; denn Leontine stand vor dem Fortepiano und leitete mit einigen Akkorden die große Arie aus Norma ein, welche sie so eben vortragen wollte. Nie war sie mir so reizend erschienen: ein einfaches weißes Florkleid umwallte in zahllosen, durchsichtigen Falten ihre edle, schlanke Gestalt; ein Bracelet von Türkisen zierte ihren Arm, und eine gleiche Spange hielt die Falten des Kleides zusammen, die ihren Busen verhüllten. Ueber ihre schönen blonden, auf der Stirn in ein Diadem geflochtenen Haare hatte sie ein blaues, mit zarten goldnen Spitzen besetztes Tüllgewebe geworfen, das nachlässig auf ihre jugendlichen Schultern herabfiel und deren blendende Weiße noch mehr hervorhob. Das Gesicht Leontinens besaß schon damals jene höchst anmuthigen, reinen Formen, die wir noch jetzt an ihr bewundern, aber es hatte außerdem einen jugendlichen, unbeschreiblichen Ausdruck, den die vier Jahre ihrer Ehe auf immer verwischt haben. Ihr Blick war damals schwärmerischer, himmlischer als jetzt, aber weniger forschend. Im Begriff, das Musikstück anzufangen, das sie ohne Noten vortragen konnte, schweiften ihre großen blauen ausdrucksvollen Augen einen Augenblick über die Gesellschaft hin, als ob sie Jemand suchten; dann hefteten sie sich auf mich. Da sie mich lächeln sah, erröthete sie tief und stimmte, um der Verlegenheit zu entgehen, entschlossen die Arie an:

Casta diva u. s. w.

Sie kennen die Stimme der Madame Delmart; man hat sie öfters, und meiner Meinung nach mit allem Rechte, mit der der Madame Malibran verglichen. Diese Stimme, welche noch jetzt das volle Metall besitzt, hatte damals noch mehr Biegsamkeit und Frische; Sie können sich also vorstellen, welche himmlische Gewalt sie, im Verein mit so viel Schönheit, ausüben mußte. Wer hätte diesem doppelten Zauber widerstehen können? Alle Augen waren auf Leontinen geheftet. Besonders fiel mir ein kleiner Herr auf, dessen Eintritt ich nicht bemerkt hatte und der, durch ihren Gesang in einen Zustand von Verzückung versetzt, ganz in ihren Anblick versunken schien.

Jener Herr war vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet, ja er trug selbst schwarze Handschuhe, obwohl sich dies eigentlich nicht mit den Anstandsregeln vertrug, die ein solches Fest vorschreibt. Seinem schmächtigen Wuchse nach konnte man ihn für jung halten; doch erlaubten die Blässe und der düstere Ausdruck seines Gesichts nicht, hierüber ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Ich würde dieser Erscheinung wahrscheinlich keine weitere Aufmerksamkeit geschenkt haben, wenn nicht mein Mann sich mir genähert und, mit Hindeutung auf den kleinen schwarzen Mann, gesagt hätte: „Sehen Sie dort Herrn von Senneval."

„Das wäre Herr von Senneval?" rief ich, und hielt mit Mühe einen lautern Ausbruch des Erstaunens zurück, der Aufsehen hätte erregen können. Hierauf musterte ich Herrn von Senneval Zug für Zug. Sein Kopf war spärlich mit Haaren bedeckt, die, bei dem Durchschimmern des bleichen Schädels, in einiger Entfernung grau erschienen; die rothen, entzündeten Augen entbehrten der Wimpern, und die lange, spitzige Nase bog sich bis zu dem fast zahnlosen Munde herab; die Gesichtsfarbe war krankhaft, fast aschgrau. Der ganze Ausdruck des Gesichtes verkündete tiefe Betrübniß; er hatte jedoch in diesem Augenblicke einen sanfteren Charakter angenommen, da bei dem Gesange Leontinens eine auffallende Beweglichkeit in die schlaffen Züge gekommen war.

„Wie?" sagte ich zu mir selbst, „dies ist der junge Besitzer der anmuthigen Domaine Roca-Flora? — Nein, unmöglich! mein Mann hat sich nur einen Scherz mit mir erlaubt. Als jedoch, da Leontine eben ihre Arie beendigt hatte, Herr von Olniel auf das schwarze Männchen zueilte, ihn bei'm Arme ergriff und mir ihn in aller Form als Herrn von Senneval vorstellte, hatte ich Mühe, einige höfliche Worte an denselben zu richten, die er verlegen erwiederte. Schnell zog er sich dann unter die übrigen Gäste zurück.

Leontine, die sich den enthusiastischen Beifallsbezeigungen, mit denen man sie überhäufte, entziehen wollte, hatte sich mir genähert.

„Nun, er ist nicht gekommen?" fragte sie mich naiv, ohne ihren Verdruß zu verbergen.

„Ja wohl, meine Liebe," antwortete ich, ohne sie zu einer weitern Erklärung zu veranlassen, „er ist hier."

„Wo?" entgegnete sie lebhaft.

Ich suchte Herrn von Senneval mit den Augen und bemerkte

Digitized by Google

ihn in der Nähe einer Glasthüre, die auf die Terrasse führte. Der Armleuchter, unter welchem er stand, warf sein volles Licht auf ihn.

„Sie wollen mich täuschen," sagte Leontine ungeduldig, nachdem sie ihn betrachtet hatte.

Sobald Herr von Senneval bemerkte, daß wir unsere Aufmerksamkeit auf ihn richteten, verschwand er durch die Thür.

„Das wäre also in Wahrheit der Besitzer von Roca-Flora," fuhr Leontine fort, indem sie mich in eine nahe Fensterbrüstung zog.

„Ja, liebes Kind; es ist kein Anderer als Herr von Senneval, den uns Herr von Olnkel als einen interessanten jungen Mann schilderte. Mußt Du nicht zugeben, daß die Männer nachsichtig gegen einander sind?"

„Ach! Ihr Gemahl hat ein schweres Unrecht begangen, schwerer, als er es glaubt," entgegnete Leontine ernsthaft und betrübt. „Ich habe," fuhr sie mit bewegter Stimme fort, „seit acht Tagen das Bild geliebt, welches ich mir von dem Besitzer von Roca-Flora entworfen hatte. Welche schreckliche Enttäuschung!"

Ich umarmte Leontinen; schweigend und in Gedanken versunken, lehnten wir uns einige Augenblicke zum Fenster hinaus. Da glaubte ich einen Seufzer aus einem Jasmingebüsch zu vernehmen, dessen Zweige unsere Stirnen berührten und uns ihren Wohlgeruch zusandten. Ich bog mich hinab, konnte jedoch in der Dunkelheit, ungeachtet die Nacht heiter war, nichts unterscheiden.

Wir mischten uns wieder unter die Gesellschaft, und ich sang mit Leontinen ein Duett. Aber ihre Stimme war nicht mehr dieselbe; bald traf sie den richtigen Ton nicht, bald übersah sie ein Wiederholungszeichen; kurz Alles verkündete eine innere Befangenheit. Umsonst sah ich mich nach Herrn von Senneval um; er erschien nicht wieder.

„Sie wissen, daß ich nur aus Nothwehr ein wenig boshaft seyn kann, daß aber Wohlwollen mein vorherrschendes Gefühl ist; so warf ich mir jetzt vor, den armen jungen Mann, der das Unglück hatte, häßlich zu seyn, nicht gut aufgenommen zu haben. Die Gewissensbisse, die ich fühlte, verwandelten sich jedoch bald in Unwillen gegen meinen Mann, der durch sein Verschweigen eines Hauptumstandes den schwärmerischen Träumen Leontinens und meinen angenehmen Vermuthungen freien Lauf gelassen hatte. Als die Gesellschaft auseinander gegangen war, machte ich ihm lebhafte Vorwürfe."

„Welche Thorheit!" warf er mir ein. „Ich kenne Herrn Senneval seit seiner Kindheit, sah ihn oft hier während meiner Anwesenheiten, und er ist mir immer als ein Mann von Geist und Herz erschienen, dessen Gesellschaft mir angenehm war. Wie können Sie verlangen, daß ich, als Mann, auf seine Häßlichkeit geachtet haben sollte! Ich gestehe zu meiner Schande, daß ich bis diesen Tag nur auf seine Geistesvorzüge gesehen habe."

„Sie haben gut scherzen," erwiederte ich, „immerhin bleibt es ein wunderlicher Ausgang unserer Träume!"

„Aber, meine Damen, wer heißt Sie träumen?" Mit dieser Aeußerung verließ er uns, um schlafen zu gehen. Wir, Leontine und ich, philosophirten während der ganzen Nacht über die Liebe, die Anziehungskraft der Seelen, den unwiderstehlichen Reiz gleichgestimmter Geister, und erschöpften alle Tiefen des Gefühls, um, nachdem wir drei oder vier Stunden lang über diese Themata vernünftig, oder vielleicht auch unvernünftig gesprochen hatten, zu dem Schlusse zu gelangen, daß es, trotz der geistigen Vorzüge, mit denen Herr von Senneval begabt seyn könne, doch unmöglich sey, ihn wahrhaft zu lieben und ihn als Gatten zu wählen.

(Fortsetzung folgt.)

Westphalen. *)

Ein weiches frisches Wogen,
Ein harz'ger Tannenduft;
Es weht, es kommt gezogen
Als grüße mich die Luft;
Ich muß zurück und blicken
Einmal in's stille Land,
Ich muß ein Reis mir pflücken,
Das auf der Haide stand.

Wie Sommerfädenschimmer
Sie seiden überspinnt!
Ich seh' ihr heiß Geflimmer,
Wie's flattert, webt und rinnt;
Aus krauser Nadeln Wolle
Dringt des Wachholders Hauch
Und über die braune Scholle
Steigt gelb der Ginsterstrauch.

Dort glitzert's — eine Schlange
Schmiegt sich um Flecht und Bast;
Geringelt lirgt sie lange
Geschlungen um den Ast;
Und züngelt, wenn der Käfer
An ihr vorüber schnurrt;
Da husch — sie hört den Schäfer,
Ist fort — der Pudel knurrt.

Fernab, bewaldet, blauet,
Gestreckt wie Wellenschlag,
Der Hügel Zug; es schauet
Durch's Laub der Hütte Dach;
Der Rauch steigt in die Höhe,
Als ob mit blauem Glanz
Ein Reih'rbusch überwehe
Des Berghaurts Turbankranz.

Im Hof, am Holzesgattern
Seh' ich die Eichen steh'n,
Seh' ihre Wipfel flattern,
Ein friedlich Bannerweh'n!
Der Epheu schlingt mit Ranken
Saftgrün sich dicht hinan;
Geschirrlos hinter Planken
Geht weidend das Gespann.

Im Holz des Spechtes Hacken,
Der Taube tief Gegirr,
Am Ast ein Surren, Knacken,
Dann sachtes Laubgeschwirr.
Es säuselt auf die Blende,
Sankt Joseph lehnt darin,
Um die gefalt'nen Hände
Den Kranz der Spinnerin.

Ich laß' in's Moos mich gleiten
Und träume wie der Wald,
Und träume, bis das Läuten,
Das abendliche, schallt.

*) Aus: „Gedichte von Levin Schücking. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1846."

Digitized by Google

Dort, ha — die Oriflamme —
Wer hat sie aufgerollt?
Purpur leuchtet am Stamme,
Im Laub smaragdnes Gold!

Ein Blitzen und ein Glühen,
Von Blatt zu Blatte springt's;
Ein rosig Strahlenblühen,
Aus allen Knospen dringt's;
Mit ihm ein Schallen, Klingen,
Als sey's der Blüthen Duft,
Wie von den Strahlenringen
Getragen durch die Luft.

Es sind die Ave-glocken,
Der fernen Stadt Getön,
Im West, wo Purpurflocken
Auf ihren Giebeln steh'n,
Um weißer Spitzen Ragen
Der gold'ne Winkel flirgt,
Und, blau um sie geschlagen,
Des Himmels Mantel liegt.

Jetzt kniet zum Abendsegen
Das ganze weite Land;
Auf all' die Scheitel legen
Mög' Gott dir treue Hand;
Mög' all die Lider schließen,
Sein Hauch ob ihnen weh'n,
Sein Segen sich ergießen,
Wo noch ein gläubig Fleh'n!

O sey gegrüßt zum Scheiden,
Du Heimath, gute Nacht!
Mit deinen sonn'gen Haiden,
Mit deiner Wälder Pracht!
Wie deine Hünensteine
Fest in uralter Treu,
Wie Tauben deiner Haine
Verschlossen, rein und scheu! —

Mir gib zum Angedenken
Dies Laub, dem Zweig entrafft,
Am Hute will ich's schwenken
Auf meiner Wanderschaft;
Mir unter's Haupt es legen,
Traum' ich am fernen Strand —
Noch einmal: Gottes Segen!
Gegrüßt, gegrüßt mein Land!

Einiges über Erziehung kleiner Kinder.

Dankbar müssen wir es anerkennen, wenn Männer, die von Liebe zu Kindern und einer naturgemäßen Entwickelung und Erziehung derselben innigst durchdrungen sind, ihren Worten Dauer verliehen und eine weitere Verbreitung derselben möglich gemacht haben. Solche Worte sind enthalten in einem kleinen Schriftchen, bei Leske in Darmstadt erschienen, welches den Titel führt: „Anklagen der Mängel in den Bewahranstalten für Kinder vor der Schule und Mittel zur möglichsten Beseitigung der Mißstände," von J. Fölsing. Der Verfasser dieses Schriftchens, das nicht ohne Absicht auf's Pestalozzi-Fest ausgegeben wurde, selbst Vorsteher einer Bewahranstalt für kleine Kinder, ist den Freunden einer naturgemäßen Erziehung schon durch einige ähnliche Werkchen bekannt, von welchen wir z. B. die „Kleinkinderschule, ein Bild nach dem Leben ꝛc." nennen. Offen und frei, mit Wärme und Jedermann verständlich, sagt er in diesem wie in jenem Schriftchen, wo es noth thut, und seine Worte sind wahrlich zu ihrer Zeit geredet. Möchten sie einen fruchtbaren Boden finden!

Nicht allein weil Bewahranstalten für kleine Kinder ein wahres Bedürfniß unserer Zeit geworden sind und immer noch neue gegründet werden, und den Vorstehern, Lehrern und Lehrerinnen, überhaupt den dabei Betheiligten, Fingerzeige zu einer besseren Einrichtung gegeben sind, sondern auch deßwegen verdient dieses Schriftchen eine allgemeine Verbreitung und Beachtung, weil der Verfasser in demselben, wie schon der Titel sagt, die Mängel so vieler schon bestehenden, aber nicht speciell angeführten Anstalten darthut, und die deßhalb auch noch nicht die Resultate lieferten, welche man sich bei ihrer Gründung versprach. — „Bei allen Oeffentlichkeiten kann man nicht öffentlich genug seyn." —

Zu den Hauptmängeln, die aber durchaus keine aufgesuchten oder eingebildeten, wie man wohl glauben möchte, sondern wirklich aus dem Leben gegriffene sind, rechnet der Verfasser, um dies kurz anzudeuten (denn wir weisen auf das Schriftchen hin), schlechte Lokalitäten und die o f t nicht viel besser gewählten Leiter und Leiterinnen solcher Anstalten. Wer nur einigermaßen mit vielen dieser bekannt ist, wird ihm auch vollkommen beistimmen müssen. Setzt ja doch der Gärtner die zarten Pflanzen, welche die duftendsten Blüthen oder erquicklichsten Früchte bringen, und die deßhalb am meisten einer wohlthätigen Wärme bedürfen, nur an solche Stellen, wo sie diese im vollsten Maße genießen, schützt er doch sie am meisten gegen die Einwirkungen schädlicher Nachtfröste, und die zarten Kinder, in denen die Keime und Anlagen zu den herrlichsten aller Kräfte schlummern, werden oft in Zimmer eingesperrt, in denen sie kaum eines erwärmenden Sonnenstrahls sich erfreuen und nicht die frische Luft in so vollen Zügen einschlürfen können, als es ihr zarter Körper erfordert. Sie, die lieben Kleinen, werden oft stundenlang auf feste Sitze hingebannt und sollen öfters moralisirende Erzählungen anhören, Sittensprüche und Denkreime nachplappern lernen ꝛc. ꝛc., die nichts weniger als kindlich sind. Der lebendige Geist des Kindes, welcher angeleitet werden soll, selbst zu schaffen, zu wirken und thätig zu seyn, welcher, wie der zu einem neuen Leben erwachte Schmetterling, seine Flügel erheben und probiren soll, wird hier nicht selten in einen Nebel eingehüllt und mit einem Flor umgeben, der ihm seine freie Thätigkeit oft für's ganze Leben raubt. Wenn irgendwo, so wird in manchen Kinderbewahranstalten der Grund gelegt zu dem Pietismus, der, statt Segen, Verderben bringend für das Kind seyn kann. Dabei glaubt man doch, für das Beste des Kindes gesorgt und den Keim des Göttlichen in ihm entfaltet zu haben. Pflanzen und Thiere können nur ihre Kraft entwickeln und in ihrer vollen Schönheit sich uns zeigen, wenn sie in einem wärmenden Sonnenstrahl und in reiner Luft frei emporstreben und sich ungehindert entwickeln können. So kann auch nur der menschliche Geist unter einer naturgemäßen Erziehung seine Kräfte entwickeln, zu freier Thätigkeit gelangen und seines Ichs sich bewußt werden. Wie ist Dies aber möglich, wenn das Kind wohl Jahre lang größtentheils nichts sieht als die vier, wenn auch mit bunten Bildern, Lautiertafeln, Zahlen u. dergl. mehr behängten Wände eines zu oft mit schädlichen Dünsten angefüllten Zimmers, und wenn es dabei unter den Schutz und Schirm einer alten, wohl durch Kummer und Schicksale mancherlei Art niedergebeugten Frau zu stehen kommt, welcher zuweilen die Aufsicht über die Kleinen nur ein sauer verdientes Stückchen Brod abwirft, weil sie sonst nichts mehr verdienen kann.

Indem man die lieben Kinder vor körperlichen Gefahren zu schützen sucht, bereitet man ihnen oft ohne Wissen und Willen gei-

Digitized by Google

stige Uebel, welche unheilbarer und in ihren Folgen verderblicher sind als jene. Gewiß kein vortheilhafter Tausch!

Damit einem solchen Mangel abgeholfen werde, schlägt der Verfasser erwähnten Schriftchens vor: Bildungs-Anstalten für junge Mädchen, überhaupt für junge Leute, zu errichten, welche sich als Lehrer, Leiterinnen und Lehrerinnen für Kinderbewahr-Anstalten bilden oder überhaupt befähigen wollen, auf eine natürliche Weise mit Kindern umzugehen. Daß eine solche Anstalt nur segensreiche Früchte bringe, dürfte wohl außer allem Zweifel seyn. Bilden sich ja doch überall Vereine, welche der Noth und dem Mangel der Menschen steuern, die Thierquälerei unterdrücken und die Singvögel schützen wollen, warum sollte es nicht möglich seyn, einen Verein zu gründen, welcher dem geistigen Uebel die Spitze zu bieten und die geistigen Güter zu schützen vermag? Wäre es wohl nicht besser, wenn solche Uebel im Keim erstickt und mit der Wurzel ausgerottet würden, als daß man sie erst wuchern und um sich greifen läßt, um sie hernach unter desto größeren Schmerzen und mit mehr Kosten auszurotten? Die Vereine z. B., welche den schönen, Zweck verfolgen, die aus Strafanstalten Entlassenen zu bessern oder die Thierquälerei zu unterdrücken suchen, würden sich selbst ein schönes und ein Pestalozzi würdiges Denkmal errichten, wenn durch ihr Bemühen und ihre Wirksamkeit eine Anstalt ins Leben gerufen würde, von welcher eine naturgemäße Erziehung und Entwickelung der Geistes- und Körperkräfte in der Kinderwelt ausginge. Zwar gibt es viele und auch gute Anstalten, ob aber auch musterhafte, dem Bedürfniß abhelfende?

Würde sich dem Unternehmen auch manches Schwierige entgegenstellen, Manches zu bekämpfen seyn, würde es auch manche Anstrengung und kleine Aufopferung kosten, so dürfte sich dies Alles doch wohl überwinden und beseitigen lassen. Liebe ist der Lebensfunken, der eine solche Anstalt hervorrufen, erhalten und durchdringen wird und muß, wenn nur ein ernstliches Wollen vorhanden ist und der Vorschlag des Verfassers gedachten Schriftchens nicht auch in die Reihe der frommen Wünsche kommen soll.

Wie viele an Geist und Körper Gebrechliche, die, ein lebendes Bild vernachlässigter Erziehung, sich selbst zu Spott und Schande und der menschlichen Gesellschaft zur Entehrung und Entwürdigung einherschleichen, würden wir in Zukunft weniger sehen, wenn die Kinder in dem Sinne (natürlich unserer Zeit und den örtlichen Verhältnissen angepaßt), „wie Gertrud ihre Kinder lehrt", erzogen und gebildet werden, wenn besonders die Kindermädchen mehr zur Vorsicht erzogen werden.

Damit aber ein Geist, ein Leben eine solche Anstalt durchdringe, müßte auch ein anderer Vorschlag des Verfassers nicht unerfüllt bleiben, nämlich die Begründung einer Zeitschrift, welche aber, da sie gleichsam die Elemente der Erziehung zu vertreten hat, für Jedermann zugänglich und verständlich seyn und, wenn auch unentgeltlich, in die Hände der Aermern kommen können, die ihren Kindern kein größeres und besseres Erbtheil als eine gute Erziehung hinterlassen können. Welche glückliche Zukunft würde dadurch den lieben Kleinen bereitet werden, wenn unter den Erziehern und Eltern ein Austausch der Gedanken und Ideen, eine Mittheilung der Erfahrungen aus dem Leben und der Entwickelung der Kinderwelt und die Einrichtung musterhafter Bewahranstalten auch auf solche Weise stattfände! Gewiß würden sich bei einem solchen Unternehmen für das allgemeine Wohl (möchte sich ein erfahrener und bewährter Schulmann an die Spitze stellen!) alle die Männer als Mitarbeiter betheiligen, deren Namen in der Erziehungs-Wissenschaft einen guten Klang haben, an welchen unser deutsches Vaterland ja so reich ist und auf die wir mit Recht stolz seyn dürfen. Ist nur einmal die Sache ins Leben getreten, wird sie von tüchtigen Männern und mit Umsicht geleitet, helfen Eltern, Lehrer und Erzieher, daß die unwiderlegbaren Grundsätze der Erziehung allgemein bekannt, verbreitet und befolgt werden, so können auch die Früchte nicht fehlen, und wir wirken dann im Geiste Pestalozzi's und gründen ihm ein hehres und würdiges Denkmal.

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, im April.

Eine in diesen Tagen im Druck erschienene Schrift: „Worte zur dreihundertjährigen Gedächtnißfeier des Todestages Luthers", gesprochen von dem ehemaligen Pfarrer Heinrich Christian Flick zu Peterweil am 18. Februar im dortigen Casino, dürfte unter die besseren der bei dieser Gelegenheit so zahlreich zu Tage geförderten literarischen Producte zu zählen seyn. Es geschichtliche Entwickelung des Christenthums von seinem Ursprung bis auf unsere Tage darstellend und die menschlichen Zusätze und Entstellungen, welche dasselbe im Lauf der Jahrhunderte bis auf Luther erdulden mußte, aus der heiligen Schrift selbst widerlegend, bietet uns dieselbe zugleich eine vollständige Beschreibung des Lebens und Wirkens Luthers und wird dahee den Verehrern des großen Reformators eine nicht unwillkommene Erscheinung seyn.

Pestalozzivereln.

Nachdem der hiesige Pestalozziverein die Genehmigung hohen Senats erhalten und sich in deren Folge definitiv constituirt hat, erlaubt sich der unterzeichnete Vorstand diejenigen seiner verehrten Mitbürger, welche diesem Verein noch nicht angehören, zur Theilnahme an demselben einzuladen. Der Zweck des Vereins ist: „arme verlassene Kinder, für welche durch bestehende Vorschriften und Anstalten nicht hinreichende Fürsorge getroffen werden kann, zu einem religiös-sittlichen, arbeitsamen Leben heranzubilden, zunächst aber für die Erziehung und den Unterhalt sittlich gefährdeter oder verwahrloster Kinder in der freien Stadt Frankfurt und deren Gebiete, ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses, zu sorgen." — Wer mit uns hofft, daß durch die angedeuteten Bestrebungen zur Besserung und Sicherung unserer staatlichen und socialen Zustände beigetragen werde, wolle Statuten und Formulare zu Beitrittserklärungen gefälligst abholen bei den Herren:

Pfarrer Deichler (am Eschenheimer Thor, D 5 a r.)
Consulent Dr. Haag (Saalgasse, I 68)
Oberlehrer Dr. Heß (Rechneigraben, XVI/XX.)
Oberlehrer J. H. Jekel (Dreikönigsschule, O 1 a.)
de Neufville-Humsee (kl. Hirschgraben, F 80.)
S. Mardnee, Lehrer an der Mädchenschule in der Rosenberger Einigung (I 29.)
Pfarrer Schrader (Baeßüßergasse, K 78.)

Frankfurt a. M., im April 1846.

Der Vorstand des Frankfurter Pestalozzi-Vereins.

Viertes Abonnements-Konzert des Cäcilienvereins.

Mittwoch den 15. April 1846 im Vereinslocale, Döngesgasse im ehemals Meyer'schen Hause. Anfang: sieben Uhr.

1) Fünfstimmige Motette von J. S. Bach.
2) Kyrie, Dies irae und Agnus Dei aus dem Requiem für Männerstimmen von L. Cherubini.
3) Laudu Sion, Hymne für weibliche Stimmen von L. Cherubini.
4) Chöre und Soli aus dem Oratorium „Israel in Aegypten" von G. F. Händel.

Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind in der André'schen Musikalienhandlung auf der Zeil zu haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 15. April. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer. (Gastrollen) Margaretha von Valois: Mad. Palm-Spatzer. Valentine: Mad. Gundy. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 105. Donnerstag, den 16. April 1846.

Das Vermächtniß.

Nach dem Französischen der Madame Louise Colet.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag fühlten wir uns abgespannt; ich von der Ermüdung des verflossenen Abends, Leontine durch ihre Gemüthsbewegungen. Die Gegend erschien uns düster, zumal da der Mistral eintrat und acht Tage lang ununterbrochen wehte. Es kam kein Besuch, der uns hätte zerstreuen können, und ich fing an, des Landlebens herzlich satt zu werden. Ich sprach von der Rückreise nach Paris, und Leontine hatte nichts dagegen einzuwenden. Mein Mann, den unsere Langweile unangenehm berührte, ließ mir gänzliche Freiheit. Als ich am Vorabend unserer Abreise ihm meine Verwunderung darüber bezeigte, daß Herr von Senneval nicht gekommen sey, um uns Lebewohl zu sagen, erwiederte er:

„Herr von Senneval ist sehr krank. In ihm wohnt ein erhabener Geist, den Sie nicht verstanden haben."

Leontine und ich verließen die Ufer der Rhone gegen Ende September; mein Mann jedoch kehrte erst drei Monate später nach Paris zurück. Als ich ihn zuerst wiedersah, fiel mir seine Traurigkeit auf.

„Was ist Ihnen begegnet?" fragte ich.

„Ich habe meinen besten Freund verloren. Herr von Senneval ist gestorben."

„Er ist gestorben? Und an welcher Krankheit?"

„Dieser Brief wird Sie vielleicht darüber aufklären. Er hatte gewünscht, Ihnen vor seinem Tode noch zu schreiben."

„Mir? Er kannte mich ja kaum!"

„Er kannte Sie durch mich," erwiederte Herr von Olniel freundlich, „und wußte, daß Sie besser sind, als Sie scheinen; deshalb wollte er sich Ihnen anvertrauen."

Ich nahm den Brief, welchen mir mein Mann reichte, und erbrach bewegt das schwarze Siegel.

Hier unterbrach sich die Baronin, nahm vom Kamine ein mit chinesischem Lack überzogenes Kästchen, öffnete es, und zog aus einem verborgenen Fache einen Brief hervor.

„Hier ist jener Brief," sagte sie zu dem Dichter. „Ich habe ihn, als den Ausdruck der tiefsten, rührendsten Neigung, welche sie je einflößen kann, Leontinen übergeben. Lesen Sie laut. Vor dem Lärmen des Orchesters kann Sie Niemand hören."

„Ich wage es nicht, an sie zu schreiben, deren künftiges „Glück, deren Heiterkeit ich nicht durch ein Trauerbild trüben „möchte. Ihnen, Madame, vertraue ich mich, da nicht Sie es „sind, die, ohne es zu wollen, mich getödtet hat, und da Sie „deshalb, ohne dabei zu leiden, mich beklagen können. Die Ueberzeugung, daß ich niemals geliebt werden kann, giebt mir den „Tod. Dieses Geständniß würde lächerlich erscheinen, wenn ich „es lebend ablegte; aber nicht wahr, man spottet nicht mehr über „ein Unglück, das den Tod herbeigeführt hat. Ich habe viel gelitten, ich habe unter der Bürde des Lebens gekeucht und nur „mühsam mein Daseyn hingeschleppt, bevor ich Erlösung fand; „aber erst seit dem Tage, an welchem ich so ganz begriff, was „mir fehlte, um glücklich zu seyn, fühlte ich mich tödtlich verletzt. „Jener Tag, Madame, ja jener Tag ist der schönste und der „schmerzensreichste meines Lebens zugleich gewesen. Bevor ich ihn „weiter erwähne, muß ich Ihnen sagen, daß meine Kindheit freudenleer, meine Jugend hoffnungslos war. Meine Mutter starb „bei meiner Geburt; ich war der Sohn eines altadeligen Geschlechtes; mein Vater, ein Greis, hinterließ mir große Reichthümer. „Ach, warum hinterließ er mir anstatt ihrer nicht ein wenig Gesundheit, ein wenig Schönheit! Zuerst durch Kinder meines Alters, später durch Schulkameraden verspottet, führte ich ein elendes, armseliges Leben.

„Die Sanftmuth meines Charakters und die Lebendigkeit meines Geistes gewannen mir endlich doch einige Herzen, wandten „mir einige Seelen zu, und auch Herr von Olniel wurde in dieser Zeit mein Freund. Er allein war es, der mich in meinen „eigenen Augen erhob und mich ermuthigte, nicht am Glücke zu „verzweifeln. Ach! diese Täuschung hielt mich aufrecht. Dennoch „folgte ich, trotz der freundschaftlichen Einwendungen, die mir „Herr von Olniel machte, meiner Neigung zur Einsamkeit, und „mit dem achtzehnten Jahre wählte ich mir für immer jenen Zufluchtsort, den Sie kennen gelernt haben.

„Die freie Natur wirkte wohlthätig auf mich ein, und die „Beschäftigung mit den Wissenschaften stärkte meinen Geist. Am „Tage pflegte ich meiner Blumen, des Abends zog ich mich in „meine Bibliothek zurück; so lebte ich mehrere Jahre, ohne gerade „unglücklich zu seyn. Die Natur mit ihren erhabenen Erscheinungen und ihren immer neuen Reizen würde mir genügt haben, „hätte ich mich selbst ganz vergessen können; aber Alles erinnerte „mich an mein trauriges Geschick. Begegnete ich zufällig einem „jungen Landmädchen, so wandte sie das Gesicht von mir ab, „oder es entschlüpfte ihr wohl auch ein Ausruf, dessen Sinn „ich errieth Ach! ich war ja häßlich, zurückstoßend, und „war mir dessen wohl bewußt. Ich erkannte meine Mißgestalt „und erschrak vor mir selbst; denn mit dem Sinn für moralische „Schönheit hatte mir die Natur zugleich eine zarte Empfänglichkeit für körperliche verliehen. Da mir nun diese für immer versagt war, so umgab ich mich mit ihren Nachbildungen; faßte „eine leidenschaftliche Neigung zu den Künsten, zu deren Schöpfungen und Meisterwerken, und schweifte so von meinen früheren „Studien ab. In dieser Zeit waren meine Leiden wenigstens unbestimmter Art; ich konnte gegen sie kämpfen und bisweilen selbst „sie besiegen, was mir später unmöglich fiel.

„Sie wissen nicht, welche innere Bewegung, welche schlaflosen „Nächte mir die Nachricht von Ihrer Ankunft und der Ihrer

Digitized by Google

„Freundin verursachte. Zwei junge schöne Frauen sollten in meiner Nähe wohnen! und mich zwangen die Pflichten der Geselligkeit und Freundschaft, sie zu sehen. Zwar mein eigener Wunsch drängte mich dazu; aber wie konnte ich mich Ihnen vorstellen, ohne Sie zu erschrecken! Umsonst suchte Herr von Olniel meine Befürchtungen zu bekämpfen. Sie werden sich vorstellen, Madame, welche Angst sich meiner bemächtigt hatte, wenn ich Ihnen gestehe, daß, an dem Tage Ihres Besuches in Roca-Flora, ich daselbst anwesend war, daß ich, zitternd und ganz außer mir, Ihnen mit den Blicken folgte und doch nicht vor Ihnen zu erscheinen wagte.

„Hinter dem Vorhange des Fensters eines meiner Zimmer im obern Stockwerk verborgen, erblickte ich Sie und Ihre Freundin an zwei Orangenbäume gelehnt, deren Blüthen sich über Ihren Häuptern wiegten. Ich sah sie, so schön, so hinreißend, so unbefangen, von dem Oete meiner Zurückgezogenheit. Ich hörte Ihre Worte, vernahm die ihrigen, und war so unbesonnen, mich einem schönen Traume hinzugeben."

(Schluß folgt.)

Ernst Mahner in Darmstadt.

Vom 10. April.

Gestern Abend bot der große Saal des Gasthauses zur Traube den Anblick eines Tempels der göttlichen Hygiea dar, in welchem ihr einer ihrer begeisterten Verehrer, Hr. Ernst Mahner, auf seiner Missionsreise im Interesse der „Urgesundheitskunde" einen glänzenden Altar erbaut hatte. Vor dem pyramidalischen Aufsatze des Altars, der bis zur Spitze mit Wachskerzen beleuchtet war, standen die beiden „goldenen Gesetztafeln", welche in aphoristischer Form die Grundzüge der neuen Urgesundheitslehre enthalten. Den Eintretenden wurden von Hrn. Mahner Exemplare seiner Gesetztafeln behändigt. Hat er auch dieselben nicht auf dem Berge Sinai geholt und unter Blitz und Donner im Wolkendunste empfangen, so enthalten sie doch treffliche Gesundheitsregeln, die, bei allseitiger Anerkennung und Befolgung, zur leiblichen und sittlichen Veredelung der menschlichen Gesellschaft beitragen würden. Sind die Grundsätze der Urgesundheitskunde gut, dachten wir, so können die daraus entwickelten Lehren unmöglich schlecht seyn, und es möchte sich wohl der Mühe lohnen, der Doktrin des Hrn. Mahner Schritt für Schritt zu folgen. Ein langes wallendes Haupthaar und ein großer mittelalterlicher Bart verrathen schon in seinem äußeren Erscheinen den Mann, der die edlen Gaben der Natur dem Götzendienste der Mode vorzuziehen pflegt, und der, was diesen Punkt betrifft, mit dem berühmten Kirchenvater Tertullian übereinstimmend zu denken scheint, der in seinen Schriften sagt: Die Gewohnheit, den Bart zu scheeren, sey eine Lüge wider unser eignes Gesicht, und ein gottloses Unternehmen, die Werke des Schöpfers zu verbessern. In einen hellfarbigen Paletot gekleidet und mit dem goldenen Buche in der Rechten, betrat Hr. Mahner Schlag sieben Uhr die Stufe des Altars und entwickelte die Grundzüge seiner Urgesundheitskunde, theils in freiem Vortrage, theils durch Vorlesen aus dem goldenen Buche, welches reiche Schätze hygieischer Weisheit zu enthalten scheint. Der Mensch in dem Urzustande, und der Mensch in der heutigen Gesellschaft, die verkümmerte Frucht einer ausgearteten Civilisation, waren die beiden Angelpunkte, um welche sich seine einleitenden Bemerkungen dreheten, die — es ist nicht zu läugnen — der Natur des Menschen und seiner Bestimmung auf Erden vollkommen zu entsprechen schienen. Seine originelle Sprache leiht den Sachen, die er vorträgt, einen ganz besondern Reiz, und wenn er mit sittlicher Entrüstung spricht von dem „stinkenden Tabakkraut", geraucht von Knaben mit einem „Lapir-Gesicht", wenn er den Fluch über den Branntwein ausspricht, wenn er seinen Unmuth über „schnürbrustverkrüppelte Leiber" nicht unterdrücken kann ꝛc. ꝛc., so sind das lauter tiefeingewurzelte Gebrechen der menschlichen Gesellschaft, gegen welche ein begeisterter Priester der Hygiea (und für einen solchen halten wir Hrn. Mahner) nicht stark genug auftreten kann. Der Satz: „In der Philisterei steckt die wahre Teufelei, welche das menschliche Geschlecht elend macht", war einer seiner Kraftsprüche, welche er durch Thatsachen belegte und dabei mit Mehrerem zeigte, wie die bedauernswürdigen „Kaffee- und Tabak-Philister", die Sklaven einer tyrannischen Gewohnheit, gegen die Menschheit so viel verschuldeten. In der Ueberverfeinerung des staatlich gesellschaftlichen Zusammenlebens, behauptet Hr. M. ferner, sey der den Menschen, wie das Thier, leitende Instinkt vernichtet oder doch so geschwächt worden, daß er ihm nicht mehr als sicherer Gesundheitsführer dienen könne. Die europäischen Salonsmenschen mit ihren dampfenden Punschnäpfen und siedenden Theekannen, und die in dem Naturstande lebenden Insulaner der Südsee dienten ihm als schlagende Gegensätze. Kurz, er sprach im Allgemeinen Nichts, was nicht Natur und Erfahrung zu rechtfertigen schienen. Nur die heutige Medizin kam übel weg, er sprach davon wie etwa Doktor Mises in seinem satyrischen Panegyrikus dieser Wissenschaft, worin die Farben allerdings etwas stark aufgetragen sind. Inzwischen wollen wir darüber mit Hrn. Mahner nicht rechten, und den eigentlichen Krankheitsmeistern, wie er die Aerzte nennt, das Geschäft überlassen, ihre Wissenschaft gegen seine Kritik zu vertreten. Sein „goldenes Buch", aus dem er Vorträge hält, existirt bis jetzt blos noch als Manuscript, und bis zu seinem Erscheinen durch den Druck empfiehlt er einstweilen als Surrogat die von dem großen Krankheitsmeister Karl Philipp Hartmann herausgegebene Glückseligkeitslehre, aus welcher er mehrere Stellen mittheilte. — Fasten und leiblich sich zubereiten, nennt Luther eine feine äußerliche Zucht, und diesem Ausspruche des Reformators huldigt auch der Verkündiger der Urgesundheitslehre; denn die vor uns liegenden goldenen Gesetztafeln sind von ihm geschrieben zu Gießen im März 1846, am siebenzehnten Tage seiner 30tägigen milden Fasten. Kürzere strenge Fasten, von 3, 4 bis 5 Tagen, hält er öfter und findet darin ein wichtiges Mittel zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit. Die religiöse Gewohnheit des Fastens findet man in den meisten, wo nicht in allen Religionen, deren Stifter, indem sie diese Gewohnheit einführten, sicherlich heilsame diätetische und sittliche Zwecke dabei im Auge hatten. Ist die Wissenschaft, welche Hr. Mahner lehrt, etwa neu, ist sie seine Erfindung? Diese Frage verneint er ausdrücklich und beruft sich auf das allen Menschen zu Gebot stehende Reich der Geschichte und täglichen Erfahrungen, durch welche er seine Thesen allein begründen zu können glaubt. In Nord-Deutschland hat er, seiner Aussage nach, dem Branntwein und dem Tabak manchen unversöhnlichen Feind erweckt, und auf seiner Missionsreise nach dem Süden hat er die Befriedigung gehabt, ähnliche Bekehrungen zu bewirken. Dem irischen Geistlichen Mathews ähnlich, will er die Menschheit belehren, bessern und sie schon auf Erden in das ihr lange vorenthaltene Paradies heiterer, aber nicht die Gesundheit zu Grunde richtender Genüsse führen. Seine Wissenschaft des Lebens ist für ihn zugleich eine Art Kultus, dem er mit Gewissenhaftigkeit obzuliegen scheint. — Sowohl in der älteren als neueren Geschichte hat es nicht an Männern gefehlt, welche die Enthaltsamkeit von gemeinschädlichen Genüssen empfohlen und die Nothwendigkeit größerer Annäherung der Menschen an den ursprünglichen Naturzustand laut gepredigt haben. Verlangt man heilige Autoritäten, sie finden sich in Menge in dem alten und neuen Testament, und praktisch angewendet durch die Anachoreten und Aëcetiker der ersten christlichen Jahrhunderte, welche übrigens in ihren Entbehrungen und Bußübungen öfter viel zu weit gingen. Fragt man aber nach Nachweisungen für die Urgesundheitslehre aus der Universalgeschichte, so werden uns Confucius und Mahomed den hohen Werth der Mäßigkeit und

Digitized by Google

Enthaltsamkeit lehren, und was in dieser Beziehung die alten Religionen des Orients als Gesetz zur Befolgung für ihre Bekenner vorgeschrieben haben, werden wir bei den späteren griechischen Philosophen in das gefällige Gewand einer heiteren Lebensphilosophie und eindringlichen Dichtung, wie bei Pythagoras und den anderen Weisen Griechenlands, eingekleidet finden. In der neuern Geschichte hat es nicht an Philosophen und Aerzten gefehlt, welche in ihren Schriften treffliche Beiträge zur „Urgesundheitskunde" geliefert haben. Der berühmte Italiener Ludwig Cornaro (er lebte im 16. Jahrhundert und wurde über hundert Jahre alt) hat in dieser Beziehung der Welt ein schätzbares literarisches Vermächtniß hinterlassen (neu übersetzt von Dr. Karl Munde), und so wie die Erhaltung und Pflege der Gesundheit in der ganzen Welt ein allgemein wünschenswerthes Gut ist, so sind auch von Zeit zu Zeit Männer aufgetreten, welche von den Mitteln der Vorbeugung gegen Krankheiten im Allgemeinen wie im Besonderen gehandelt haben. Man darf nur die Namen Tissot, Huseland und May aussprechen, um die dießfallsigen Bemühungen ausgezeichneter Männer einer uns nicht ferne liegenden Epoche gebührend anerkannt zu sehen. Der Letztere war Leibarzt bei dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, und seine zu Mannheim um das Jahr 1790 gehaltenen, später im Druck erschienenen „medizinischen Fastenpredigten" bekunden den kenntnißreichen launigen Kopf, der, von Pflichtgefühl erfüllt, nie Bedenken trägt, vor seinem zahlreichen und glänzenden Zuhörerkreise bittere Wahrheiten mit großer Freimüthigkeit auszusprechen. Ernst Mahner ist in seinen Vorträgen wo möglich noch schneidender und schärfer als der kurpfalzbayerische Leibarzt, und wenn der für eine wichtige Angelegenheit der Menschheit begeisterte Mann mit seiner derben Kraftsprache, bei der es bisweilen einen polemischen Seitenhieb absetzt, keine rasche Aenderung bei den in schädlichen Angewöhnungen Versunkenen bewirkt, so wird kein Sündenbekehrer nach ihm etwas auszurichten vermögen. Jedenfalls sind die Zwecke, welche er verfolgt, gut und edel; denn sie liegen den sittlichen Bedürfnissen des Menschen zu nahe, als daß sie nur einen Augenblick verkannt werden könnten. Ueber die Form seiner Lehrvorträge können wohl verschiedene Ansichten bestehen, allein was die Sache an und für sich selbst betrifft, wird man sie nur billigen können. Morgen Abend wird von Hrn. M. die zweite Vorlesung, als würdige Einleitung zum Osterfest, gehalten werden.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Mannichfaltigkeiten.

(Eine merkwürdige Rechtsfrage.) Folgender Rechtsfall beschäftigt gegenwärtig die Pariser Tribunale erster Instanz ungemein. Ein Notar besaß an Staatsrenten 24,000 Franken. Während der Krankheit, die seinen Tod herbeiführte, war seine Frau auf dem Punkte, entbunden zu werden. In seinem Testamente, gegen welches keine vorhergegangene Verfügung besteht, und welches er nur einige Tage vor seinem Tode gemacht, hat er Folgendes festgesetzt: Im Falle, daß meine Frau von einem Knaben entbunden wird, soll dieser zwei Drittel von meinem Vermögen erhalten; das andere Drittel soll der Frau verbleiben; wird sie aber von einem Mädchen entbunden, so soll dieses nur ein Drittel und die Mutter die beiden anderen erhalten. Die Frau aber kam mit Zwillingen nieder, mit einem Knaben und einem Mädchen. Nun behauptet man, daß bei Vollziehung des Willens des Vaters, der zwei Drittel seinem Sohne und ein Drittel seiner Tochter vermachte, der Mutter nichts weiter verbleiben dürfe, als der Nießbrauch als Ascendentin. Von einer andern Seite behauptet man dagegen, daß es immer der Wille des Vaters gewesen sey, daß ein Drittel der Mutter auf jeden Fall verbleibe; daß es ihr daher zu Theil werden und die beiden andern Drittel zwischen die beiden Kinder getheilt werden müßten, nach dem ausdrücklichen Willen des Testators, das heißt, daß, wenn diese neue Theilung in drei Theile vorgenommen werde, der Sohn zwei und die Tochter einen Theil erhalte. Der Nachlaß würde also in neun Neuntel zerfallen: drei würde die Mutter erhalten, vier der Knabe und zwei das Mädchen.

(Hannover.) Der berühmte Violinvirtuose Johann Joseph Bott, welcher noch kürzlich in Hamburg in sieben Konzerten Furore machte, hat uns auch hier am 4. d. M. mit einem Konzerte im Ballhofs-Saale erfreut. Er spielte darin ein Konzert von Spohr, Andante cantabile und Fatasie-Variationen eigner Komposition mit einer solchen Vollendung und Meisterschaft, daß wir behaupten, Hr. Bott ist einer der größten Violinvirtuosen. Aber auch als Komponist leistet er Bedeutendes. Reizend ist sein „Andante cantabile", welches noch besonders durch seinen seelenvollen, wirklich ergreifenden Vortrag eine außergewöhnliche Wirkung hervorbrachte. — Der Beifall, der dem jungen bescheidenen Künstler gezollt wurde, war glänzend; denn Hr. Bott wurde nicht nur mit rauschendem Applaus empfangen und durch häufige Akklamationen ausgezeichnet, sondern auch noch mehrmals stürmisch hervorgerufen.

Am 24. v. M. Abends um halb acht Uhr bemerkten mehrere Personen auf der Isaaksbrücke in Petersburg eine merkwürdige Erscheinung hoch am nördlichen Himmel. In reiner klarer Luft zeigte sich plötzlich, glänzender und scheinbar näher als die schon schimmernden Sterne, ein kurzer feuriger Strich, gleich einem brennenden Stabe. Wenige Augenblicke nur stand er fest, ganz senkrecht, verschwand dann wieder, und hinterließ am untern Ende einen kleinen, weißen, wolkig geballten Nebelkern, mit einer schmalen weißen Dampfsäule, die, wie der Rauch eines Schornsteines, in langsamen Windungen allmählig sich erhebend, zu immer größerer Höhe gleich einer Riesenschlange am Firmamente feierlich emporstieg. Scharf gezeichnet auf dem blauen Hintergrunde, ließ sich der Wechsel in den bandartigen Krümmungen deutlich verfolgen; der untere vermeintliche Nebelkern behielt unverändert seine Stelle, aber der Schweif, in weiter Höhr wie vom Sturme erfaßt, fing an, sich gen Westen zu neigen, zog in langer Bahn am Himmel weiter, und verblich endlich im Widerscheine des Abends. Das ganze Schauspiel hatte gegen eine halbe Stunde gedauert.

Frankfurter Theater.

Im Verlaufe ihres weiteren Gastspieles sang Mad. Palm-Spatzer die Amine in der Nachtwandlerin. Man hört diese liebliche Oper, so oft sie auch wiederkehrt, immer mit neuem Vergnügen, denn ihre Melodieen sind einschmeichelnd und gerade in der Nachtwandlerin am meisten charakteristisch, so wie sie dem Sänger Gelegenheit geben, sein Talent zu entfalten. Bellini darf mit dem Maßstabe unserer ernsten klassischen Meister nicht gemessen werden, aber was ihm als Dramatiker mangelt, das ersetzt er durch die Anmuth und den zarten Schmelz seiner Lyrik und wer wollte den Blüthen seiner Tondichtungen den poetischen Schmelz absprechen? — Mad. P.-Sp. sang auch die Amine in ihrer bereits gerühmten sinnigen und auf einen wohlthuenden Eindruck begründeten Weise. Wir haben die Partie schon von so vielen Sängerinnen gehört und gefunden, daß eine jede derselben hier ihre eigenthümlichen Vorzüge geltend machen konnte. Mad. P.-Sp. hielt die Amine in milder Ruhe und Anmuth, ohne allzu sentimental zu werden, in einem, wir möchten sagen, friedlichen Ausdruck und einer vermittelnden Beherrschung der Empfindung. Sie gehört mehr der klaren älteren Gesangsschule an und sucht die Extreme der modernen Virtuosität zu vermeiden, ohne darum die technische Bravour, wo sie passend angebracht werden kann, zu vernachlässigen. Wir haben über diese Sängerin auf unser bereits ausgesprochenes Urtheil zu verweisen und stimmen der von W. H. Riehl mitgetheilten detaillirten Besprechung ihrer künstlerischen Leistung vollkommen bei. Sehr wahr sagt genannter Ref.: „Reife, gediegene Kunstgebilde, die uns prunklos wie die besprochenen, geboten werden, können

Digitized by Google

nur fördernd und bildend wirken. Wenn man sich wieder einmal recht gefreut hat über die stille Heiterkeit der Kunst und darüber auch nur auf ein paar Tage das Berauschende, Niederschmetternde der Ueberbietung und Ueberreiztheit moderner Richtungen vergißt, dann nimmt man einen großen Gewinn mit nach Hause." Mad. P.-Sy. wird dieser Tage ihr Gastspiel mit einer Wiederholung der Amine beschließen.

Die Novität „Marie Anne" wurde bereits dreimal gegeben und bewährt auch bei uns ihre anziehende Kraft. Das Stück hat ungemein viel Bühneneffekt und bei vielen Uebertreibungen doch wieder so viel Natur und Wahrheit, daß es das größere Publikum, welches sich dem Eindruck ohne Kritik hingibt, nicht anders als fesseln kann. Mad. Thomas feiert in der Titelrolle ihre verdienten Triumphe und findet in ihnen den Lohn für die höchst anstrengende Aufgabe, die hier zu lösen ist. — Nächst ihr ist besonders Hr. Grahn als Remy mit Auszeichnung zu nennen, welcher in seiner Rolle ohne alles Ueberbieten den rechten Ton der Natürlichkeit zu treffen weiß. — Wie wir vernehmen, hat die Theaterdirektion der Mad. Thomas die fünfte Vorstellung der Marie Anne zum Benefiz bewilligt. — Dieser Tage wird Laube's „Gottsched und Gellert" hier zur Aufführung gelangen. W.

Korrespondenz.

Hamburg, 8. April.

Alles ist still und ernst in dieser Woche. Die Theater sind geschlossen; die Konzerte sind verstummt und das zum Theil übersättigte Publikum hat Zeit, sich wieder zu sammeln und zu erholen. Da die Gegenwart keinen Stoff darbietet, will ich Ihnen in meinem heutigen Korrespondenzartikel einige der hervorragendsten Kunsterscheinungen aus der jüngsten Vergangenheit kurz recapituliren. Charles Mayer aus St. Petersburg gab ein Konzert im Stadttheater; das ist ein Virtuose, wie es deren wenige gibt. Er hatte zuerst im philharmonischen Konzerte gespielt und wahres Furore gemacht. Mayer verschmäht allen Firlefanz und Apparat des modernen Hypervirtuosenthums — keine langen Haare, kein Schnurrbart, kein zur Schau getragener Weltschmerz, keine Finger wie Rabenkrallen à la Liszt; seine Erscheinung ist einfach, er steht in der Reife des Mannesalters. Mayer spielte ein Konzert für das Piano mit Orchester und eine Fantasie über Motive aus der Stummen — sämmtlich eigene Compositionen — aber wie er sie spielte, das läßt sich nicht beschreiben. Diese vollendete Technik, dieser seelenvolle Vortrag, diese Elasticität und Kraft, diese Eleganz und vollkommene Beherrschung des Piano ist zum Erstaunen, bald tönt es wie Sturmesgebrause und bald wie die Glocken einer Harmonika. Das Konzert mit Orchester ist eine geniale Schöpfung, die Instrumentation meisterhaft und der als Componist, wie als Virtuose gleich ausgezeichnete Künstler erntete auch hier, wie jüngst auf seinen Triumphzügen in Stockholm und Kopenhagen, einen ungeheuren, nicht enden wollenden Applaus. — Mit dem erwachenden Frühling beginnen auf's neue die Wanderungen der Kunstnotabilitäten und mehrere Mitglieder unseres Stadttheaters sind schon — gastiren gegangen oder im Begriff, es zu thun. Berlin scheint diesmal besonders beliebt und in Mode zu seyn. Unsere Wilhelmi ist dort bereits in Cadale und Liebe aufgetreten, und die Fama bezeichnet sie — nach Ablauf ihres hiesigen Engagements — als die muthmaßliche Nachfolgerin der Hagn. Auch unsere mit Recht beliebte Primadonna Mad. Fehringer, die, mit den herrlichsten Mitteln begabt und in tüchtiger Schule gebildet, gegenwärtig einen Ehrenplatz unter den besten dramatischen Sängerinnen behauptet, wird sich im nächsten Monat zum Gastspiel nach Berlin und Wien begeben. Unser erster Liebhaber, Hr. Heinrich Schneider, wird ebenfalls im Mai am Berliner Hoftheater gastiren, um — wie das „Daguerreotyp" bemerkt — seinem sich zusehends entwickelnden Talente in der „Metropole der Intelligenz" Anerkennung zu verschaffen. Schneider ist einer von den jugendlichen Liebhabern und den Talenten, die, noch erst im Werden begriffen, noch nicht vollkommen entwickelt und in sich abgerundet, eine schöne Zukunft verheißen. Seine Darstellungen zeichnen sich aus durch Wahrheit und Natürlichkeit. Dazu kommt eine jugendlich-schöne Persönlichkeit, ein sehr sonores Organ, ein gewisses Etwas, das lebhaft an Hendrichs erinnert und zu Vergleichen mit Hendrichs provocirt. Wir sind gespannt darauf, wie die Berliner Kritik über diesen jugendlichen Künstler sich aussprechen wird. — Gleich nach Ostern wird Fräul. Antonie Lebrun vom Dresdener Hoftheater bei uns auftreten und Emil Deorient, der, dem Vernehmen nach, die braunschweigische Tänzerin Wand heirathet, im Thalia gastiren. Unsere Theaterfrage ruht noch immer unentschieden im Schooße der Götter.

Mainz, 11. April.

In dem Laufe des verflossenen Monats fanden hier mehrere Krankheits- und auch Sterbfälle statt, welche zu den abenteuerlichsten Gerüchten Veranlassung gaben und Einheimische sowohl, als Fremde mit Furcht erfüllten. Obgleich es gleich am Anfange des Ausbruchs der Krankheit sich zeigte, daß sie weder in atmosphärischen Verhältnissen, noch in der durch den Uebertritt des Rheins aus seinen Ufern statt gehabten Ueberschwemmung ihren Grund hatte, daß sie auch nicht ansteckend sey, da die ärmere Klasse der Bewohner von derselben beinahe ganz verschont blieb und in demselben Hause selten zwei Personen erkrankten, so wollten wir doch davon nicht eher in Ihrem Blatte sprechen, bis wir die volle Ueberzeugung gewonnen hätten, daß unsere Ansicht nicht irrig und daß sie von Männern vom Fach getheilt werde. Wir haben uns derhalb an einen der hiesigen Aerzte gewendet, der mit einer ausgedehnten Praxis einen sehr richtigen Ueberblick und ein anerkanntes Urtheil verbindet, und er hat uns über die in Rede stehende Angelegenheit Folgendes eröffnet: Das mit dem Anfange des vorigen Monats hier aufgetretene Unterleidsnervenfieber verliert sich nun allmälig und mit ihm die übertriebene Furcht, die sich Vieler und besonders Solcher bemeistert hatte, welche die Ursache der Krankheit in andern Dingen suchten, als sie zu finden war. Die Gelegenheitsursache der Krankheit lag weder in der Luft, noch in dem Wasser, sondern muß allein Erkältungen zugeschrieben werden, wozu der Fasching und die heitern warmen Tage am Ende Februar und zu Anfang März reichlich Veranlassung boten, indem viele, besonders jugendliche Personen bei leichter Kleidung an Vergnügungsorten in der freien Natur sitzend verweilten, ohne zu bedenken, daß nach einem nassen Winter an warmen Frühlingstagen der Erdboden ausdünstet und daß auch der Organismus, längere Zeit hindurch an dickere Bekleidung gewöhnt, im Frühjahre zu Erkältungen mehr geneigt ist. Auf diese Art erklärt sich ohne künstliche Conjunctur, warum die Krankheit mehr Individuen weiblichen, als männlichen Geschlechts, mehr die vermögendere, als die ärmere Klasse, ja diese fast gar nicht ergriffen hat. Gegenwärtig ist der größte Theil der Erkrankten in Convalescenz und nur noch für wenige Personen, bei denen sich die Krankheit langsam hinschleppt, hat man noch einige Besorgniß zu hegen. Neue Erkrankungen kommen fast nicht mehr vor und man sieht nun auch allgemein die Uebertreibung der Zahl der Kranken und Gestorbenen, wie auch die Mystification, die man mit neuen Krankheitsnamen und neu erfundenen, geheim gehaltenen Mitteln getrieben hat, ein.

Frankfurt, 8. April.

Wir freuen uns, den zahlreichen Zuhörern der Vorlesungen, die Hr. Heridert Rau in diesem Winter über Kirchengeschichte mit so großem Beifalle hielt, anzeigen zu können, daß diese Vorlesungen, zu einem vollständigen, in sich abgerundeten Geschichtswerke umgeschaffen, demnächst im Drucke erscheinen werden. Die Verlagshandlung hat sich, um dem trefflichen Buche die verdiente größtmögliche Verbreitung zu erleichtern, entschlossen, den im Verhältniß zu dem starken Umfange des Werkes ohnehin schon so geringen Ladenpreis noch dadurch gewissermaßen zu ermäßigen, daß sie für Frankfurt und die nächste Umgebung eine mit geringerem Preise verbundene Subscription auf jenes Werk eröffnete, wodurch die jetzigen Unterzeichner vor den späteren Käufern einen Vortheil voraushaben. Wir machen die zahlreichen Freunde des Verfassers hierauf aufmerksam mit der Bemerkung, daß in allen hiesigen Buchhandlungen Subscriptionen auf Hrn. Rau's Kirchengeschichte angenommen werden.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 102.

Texas.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 15. April. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer. (Gastrollen) Margaretha von Valois: Mad. Palm-Spatzer. Valentine: Mad. Gundy-Reuther. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 16. April. (Neu einstudirt): Der Wollmarkt, Lustspiel in 4 Abth., von Clauren.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 106. Freitag, der 17. April 1846.

Das Vermächtniß.

Nach dem Französischen der Madame Louise Colet.

(Schluß.)

„Einige Stunden lang, in denen meine Seele sich so ganz „dem Körper entwunden hatte, daß ich dessen Qualen nicht mehr „empfand, war ich glücklich. Ich lebte in einer Ideenwelt, fühlte, „daß ich liebte, daß ich geistreich und hochherzig sey, und hielt „mich ihrer für würdig. Ja, sie mußte mich lieben! Als Sie sich „entfernt hatten, durchirrte ich die ganze Nacht die Wege, die Sie „betreten hatten, küßte Ihre Fußtapfen und umfing im Geiste feu„rig ihr Bild. Sie war mein! ich drückte sie an mein glühendes „Herz und floh in mein einsames Haus zurück. Als ich, bei dem „Scheine der Lampe, die den Salon erhellte, mich in dem Spie„gel erblickte, schauderte ich zurück: ich war der Wirklichkeit wie„dergegeben.

„Ach! nie, niemals werde ich geliebt werden, rief ich, und „brach in Thränen aus. Dann bat ich den Himmel, den Lauf „meiner Jahre zu verkürzen; wie gern wäre ich plötzlich in einen „Greis umgewandelt worden! Aber alle Triebe, alle Wünsche, „das ganze Feuer meiner Jugend in mir fühlen und doch ver„dammt seyn, ewig allein zu stehen, oder Liebe um Geld kaufen „zu müssen! — — Die Welt, welche die Häßlichkeit als etwas „Lächerliches bespöttelt, sollte sie sie nicht vielmehr als ein unheil„bares Uebel beklagen?

„Niedergeschlagen, krank und von Tag zu Tage angegriffener, „verweigerte ich anfangs, trotz der Bitten des Herrn von Olniel, „mich Ihnen vorstellen zu lassen; doch floh ich Sie nur zum „Schein, denn überall, wo Sie in ihrer Gesellschaft waren, war „auch ich. Wie oft bin ich Ihnen bei Ihren Abendspaziergängen „gefolgt, bald in dem Gehölz, bald in den hohen Fruchtfeldern „oder den Gebüschen der Rhoneufer mich hinschleichend. Mein „Gott, wie schön war sie! — So schlürfte ich das Gift ein, das „mich tödtete, und freudig ging ich dem Tode entgegen.

„Am Abende des Festes, bei welchem Sie mehrere Gesang„stücke zusammen vortrugen, wollte ich sie nur hören, nicht sehen, „und ungeachtet des Versprechens, welches mir Herr von Olniel „entrissen hatte, war ich entschlossen, nicht in den Saal zu tre„ten, sondern nur von der Terrasse aus, in der Nähe eines offe„nen Fensters, sie zu hören. Als ich sie jedoch gewahrte, that „ich einige Schritte vorwärts, um sie mehr in der Nähe zu be„trachten; mein Entschluß war vergessen und ich trat ein. Nun „wußte ich nichts mehr von Allem, was um mich her vorging, „ich sah nur sie, hörte nur jene himmlischen Töne. Zur höchsten „Begeisterung hingerissen, war ich kein Mensch mehr, sondern „ein ätherisches Wesen. Wie glücklich war ich für wenige Mi„nuten! Als der Gesang geendet hatte, wollte ich fliehen; doch „es war zu spät, Herr von Olniel ergriff mich bei'm Arme und „führte mich zu Ihnen.

„Ich fühlte, daß ich verloren war. Wohl kann man Herzen „um Mitleid anflehen; aber nicht das Herz ist es, das der Häß„lichkeit das Urtheil spricht; der Blick richtet sie — und der Ihrige „war unerbittlich. Mein ganzes Trachten ging dahin, mich in „der Gesellschaft zu verlieren und mich zu entfernen, bevor sie „mich entdeckte. Ich hatte die Schwäche, den Kopf zu wenden, „um sie noch ein Mal zu sehen, und unglücklicherweise traf ich „den Augenblick, in welchem Sie mich ihr bezeichneten. Ich las in „ihrem Blicke das nämliche Entsetzen, welches ich vorher in dem „Ihrigen gelesen hatte. Nachdem ich den Saal verlassen, sank „ich auf eine Bank der Terrasse nieder, von wo aus ich Sie „sprechen hörte. Dort war ich, als sie Ihnen sagte: Ich habe „acht Tage lang sein Bild geliebt.

„Ich konnte also von ihr geliebt, ich konnte mit diesem schö„nen Wesen verbunden seyn, wenn die Natur mich nicht so stief„mütterlich behandelt hätte. Welchen unauslöschlichen Eindruck „hinterließen diese Worte in meiner Seele! Ich sah sie in der „Einsamkeit von Roca-Flora als junge Frau, als junge Mutter, „umgeben von spielenden Kindern, die sie in die Arme schloß, die „sie mir entgegen führte und meinen Liebkosungen darbot. Dann „sah ich uns zu den Armen eilen, um ihnen von unserm Ueber„flusse mitzutheilen; denn wir waren zu glücklich, um Andere lei„den zu sehen. Ich besaß Reichthümer; ich konnte ihr Alles bie„ten: weite Reisen, Kunstgenüsse jeder Art, Alles, was der Luxus „Reizendes hat. Und dabei liebte ich sie so unaussprechlich! — „Dieses Gemälde köstlicher Genüsse rollte sich vor mir auf . . . . „doch plötzlich empfing ich den Todesstreich! Seit jenem Tage „bin ich dem Grabe zugewankt, und ich kann Ihnen versichern, „es dünkt mir süß, das Leben zu verlassen. Mein Tod wird für „Einige nützlich seyn: für die Armen, denen ich mein Vermögen „hinterlasse, und für sie, welche die Erinnerung an mich vielleicht „zuweilen drückt. Sagen Sie ihr nicht, wie viel ich gelitten habe, „aber bitten Sie sie, den Wunsch eines Unglücklichen, die Grille „eines Sterbenden nicht zu verachten. So empfange sie denn „jene zwei Orangenbäume, deren Zweige sie einen Augenblick be„schatteten. Möge sie ihnen einen Platz in ihrer Wohnung gön„nen, daß sie deren Duft zuweilen einathme. Ich glaube, daß „in solchen Augenblicken mein Schatten sie umschweben wird.

„Leben Sie wohl, Madame! Bitten Sie sie inständig, die „Gabe eines Verstorbenen nicht zurückzuweisen."

„Traurig und rührend," sagte der Dichter zu der Baronin. „Ich werde den Stoff zu einer Elegie benutzen."

Warum nicht zu einer einfachen Erzählung? dachte ich bei mir, und als ich nach Hause zurückgekehrt war, schrieb ich diese Blätter.

Digitized by Google

Ein Ausflug nach Canton in China.

(Auszüge aus dem Briefe eines in Hong-Kong lebenden Frankfurters.)

Nach einer recht guten Seefahrt erreichten wir die Insel Hong-Kong am 16. Oktober 1845. Von Hong-Kong habe ich nicht viel zu erzählen. Es ist dies eine seit zwei Jahren entstandene, von Europäern gebaute Stadt und daher ziemlich europäischen, wenn auch nicht englischen Ansehens, da die Häuser alle weitläufig und auf spanische und italienische Art gebaut sind. Die Europäer daselbst leben alle sehr gut, viel besser als zu Hause, halten gute Tafel, große Dienerschaft und sind sehr schön eingerichtet. Obgleich die Stadt schon ziemlich ausgedehnt ist, ist sie doch nur erst im Entstehen, da sehr viele Gebäude im Bauen und die Straßen zuweilen durch leere Zwischenräume unterbrochen sind, die später mit Gebäuden ausgefüllt werden.

Am 18. Abends verließ ich Hong-Kong und kam per Dampfschiff „Midas" am andern Morgen in Canton an. Da ich die Reise bei Nacht machte, so sah ich leider sehr wenig von dem interessanten Strome. Wie mich aber die Scene erstaunte, die ich erblickte, als ich Morgens von meiner Kajüte auf's Verdeck kam, kann ich Euch nicht schildern; ich rieb mir die Augen, ob ich nicht noch träumte. Der ganze breite Fluß, so weit das Auge reicht, war mit Schiffen und Booten von jeder Art und Größe bedeckt und die Form dieser Boote mit ihren Bewohnern mir etwas ganz Neues. Canton ist eine Stadt, deren Einwohnerzahl auf zwei Millionen geschätzt wird, von denen eine Million ganz und gar auf dem Wasser leben. Ihr glaubt vielleicht, dies sind bloß Fischer und Schiffer, deren Beruf auf dem Wasser ist. Keineswegs. Hier ist eine Stadt mit Gewerben, Läden und Künstlern auf dem Wasser. Hier wohnen Privatleute ein ruhiges Leben und verschaffen sich alle Lebensbedürfnisse auf dem Wasser, ohne je oder selten das Land zu betreten. Es ist unmöglich, eine Beschreibung der Boote zu geben, da die Formen zu verschieden sind. Auf gar vielen sind ganz gehörige und manchmal von innen und außen prachtvolle Häuser, sogar mit Luxus ausgeschmückt. Schon mancher Europäer, der nach Canton kam und gerade keinen Freund hatte, bei dem er wohnen konnte, hat Monate lange in einem solchen Boote comfortable gewohnt.

Sonntag Morgen machten wir eine Spazierfahrt zu Wasser, was mich köstlich amüsirte, da wir gerade durch den Kern des Wasserlebens kamen. Da hämmern und raspeln, und singen und pfeifen, und schreien und plagen sich die Tausende von Männern, Weibern und Kindern. Als Merkwürdigkeit muß ich noch hier einschalten, daß hier die Frauen und Mädchen die Boote führen, und daß man nur sehr selten Männer am Ruder sieht. Wir landeten etwas oberhalb der Stadt an den Fautuhgärten oder Gärten der Kunstgärtner. Ich hatte daselbst Gelegenheit zu bewundern, wie weit dieses Volk in der Gartenkunst ist. Von da fuhren wir nach dem Park eines der ersten Mandarine, den wir genau in allen seinen Bestandtheilen bewunderten; die Wohnhäuser und Pavillons sind auf's prachtvollste meublirt und verziert. Auch hier fiel mir die Vorliebe zum Wasser auf, da nämlich das Ganze eine Composition von kleinen Inseln mit Thürmchen und Brücken bildet, ja sogar das eine oder das andere der Häuser auf dem Wasser ist.

Als wir nach den europäischen Faktoreien zurückfuhren, sahen wir eine große Rauchwolke gegen den Himmel steigen, und als wir näher kamen, sahen wir ein großes Feuer dicht bei den Faktoreien. Doch ich muß erst erklären, was die Faktoreien sind. Wie ihr wisset, dürfen die Europäer nur in einem Theile der Stadt Canton wohnen. Ihre Häuser sind auf eine eigenthümliche Art gebaut. Denket Euch zehn Häuser, von denen eins dicht hinter dem andern ist, die untersten Stockwerke aber zusammen hängen; durch die zehn Häuser führt ein Thorweg und der Eingang zu jedem einzelnen ist ein Thorweg. Derartige Gebäude, von denen mehrere neben einander stehen, nennt man Faktoreien. Das Feuer brach nebenan in einem im Bauen begriffenen Hause aus und verbrannte mehrere Hütten der Zimmerleute und das Gerüste, und hätte bei dem unbedeutendsten Windzuge den Faktoreien gefährlich werden können. Indessen wurde es bald gelöscht und ich hatte Gelegenheit, den chinesischen Pöbel, chinesische Soldaten, Polizeibeamte und ein Dutzend Mandarine zu beobachten. Die Löschanstalten sind von den unsrigen nicht sehr verschieden. Die Mandarinen waren mit blauen seidenen Gewändern bekleidet; an den Pfaufedern und Knöpfen erkennt man, ob sie von hohem oder niederm Grade sind. Lächerlich war für mich, daß in einem solchen Tumulte, wie Ihr ihn Euch bei einem Brande in einem engen Stadttheile denken könnt, hinter jedem Mandarine ein Kerl mit einem Stuhle herging, damit sich seine Gnaden setzen konnte, wenn es ihm beliebte.

Am folgenden Tage wurde ich bei mehreren der bedeutendsten chinesischen Kaufleute eingeführt, die alle sehr freundliche Leute sind. Die Großartigkeit ihrer Geschäftslokale und der Luxus in ihren Wohnungen ist wirklich überraschend. Die Unregelmäßigkeit der Wohnungen mit den vielen Treppen und Fenstern und Gängen und Winkeln, doch Alles prachtvoll bemalt, geschnitzelt, verziert und mit goldnen Buchstaben versehen, gibt ihnen einen eigenthümlichen Reiz. Die Aufwartung besteht in — — einer Tasse Thee ohne Zucker und ohne Milch, und da ich an einem Morgen vielleicht bei zehn Kaufleuten war, hatte ich eben so viele Tassen Thee zu schlürfen. Sowie bei uns Luxus in Kostbarkeit und Seltenheit des Weines ist, so ist es hier mit Thee, und mancher Chinese hat Thee, der ihm 100 Dollars und mehr das Pfund kosten mag. (Die chinesischen Kaufleute, die mit Europäern in Berührung kommen, sprechen eine hier übliche lingua franca, d. i. ein gebrochenes Englisch mit portugiesischen Wörtern vermischt und ganz chinesischer Construction. Die Engländer müssen mit ihnen eben so sprechen, um sich verständlich zu machen.) Hierauf wurde ich in mehrere Läden geführt, wo ich bemerken konnte, wie vorzüglich die Industrie- und Kunstprodukte dieses Volkes sind. Ich war in den Ateliers zweier Maler, eines Miniatur- und Landschaftsmalers und eines Portraitmalers, der auch in Paris ein sehr guter Maler wäre. Ich sah bei ihm Portraits von in Canton wohnenden Europäern, die vorzüglich getroffen und gemalt waren. Schon manches seiner Portraits ist nach Europa gekommen. — Abends gingen wir zum Sing-Song, dem Theater, kamen aber leider zu spät für die Vorstellung; wir trafen noch das „Orchester". Wenn Ihr dieses Wort leset, müßt Ihr den Begriff, den Ihr von einem Orchester habt, ganz vergessen. Das beste Instrument war ein Hackbrett. Eine Zither, Pauken, Castagnetten, Zimbeln, eine Trompete, ein Schädel, auf den mit einem Knochen geschlagen wird, eine Pfeife und die krächzenden Stimmen alter zerlumpter Kerle: Dies ist das chinesische Orchester. Die Zugabe dazu war, daß wir sieben Europäer vermittelst einer Leiter zum großen Staunen der Zuschauer die vielleicht zehn Fuß hohe Plattform bestiegen, uns unter den in einer Kiste liegenden Instrumenten welche heraussuchten, uns zu den Musikanten setzten und nicht wenig dazu beitrugen, den Lärm und die Dissonanzen zu vermehren. Wie die Chinesen das Maul aufsperrten, als sie das Orchester verdoppelt, den Lärm vervierfacht fanden! Bei einer Runde, die wir hinter den Coulissen machten, sahen wir ein paar Kerle im Acte des Opiumrauchens. Einer lag schon im Rauschschlafe, das Rohr noch an seinem Munde, und selbst durch seine häßlichen Züge drang ein Schimmer der entzückenden Träume, in denen er schwelgte; der andere lag noch im Rauchen, und bei ihm hatte das Opium noch nicht gewirkt. Bei unserer Runde im Theater bemerkten wir auch zu unserm Staunen durch ein Fenster, daß ein Schiff unter der Schaubühne wegfuhr und daß solche auf Wasser gebaut ist. Auf einer Seite ist sie gegen das Wasser offen, und zuweilen wird auf dieser Seite für das Wasserpublikum Cantons gespielt. Die

Digitized by Google

Europäer in Canton leben ziemlich gesellig. Vergnügungen haben sie nicht viele, das einzige sind Wasserfahrten. Dies ist aber förmlich zur Manie geworden. Jeder hat seine Boote, Mancher sogar viele, und Einer sucht den Andern in der Vorzüglichkeit derselben zu übertreffen. Es werden häufig Wettfahrten (Regattas) angestellt und bei denselben um bedeutende Summen gewettet. — Nach einem Aufenthalt von 5 Tagen kehrte ich nach Hong-Kong zurück.

Tschuggmall's Automaten und Metamorphosen.

Unter den Sehenswürdigkeiten der diesjährigen Frankfurter Ostermesse verdienen eine ganz besondere Beachtung und Empfehlung die bereits seit langer Zeit rühmlichst anerkannten und aller Orten mit Beifall aufgenommenen Automaten und Metamorphosen von Tschuggmall, welche jetzt nach dem Ableben des Verfertigers von dessen Kindern, den Geschwistern Tschuggmall, produzirt werden. Es werden dem Beschauer hier wahre Kunstwerke vorgeführt, deren Betrachtung selbst Denjenigen, welcher mit den Regeln der Mechanik vertraut ist, in Erstaunen setzen muß. Es sind diese Automaten zwei bis drei Fuß hohe Puppen, welche frei einhergehen, ohne von oben durch Schnüre regiert zu werden, und dabei Alles so natürlich ausführen, daß man fast glauben sollte, lebende, dem Pygmäenreich entstandene Wesen vor sich zu haben. Sie ahmen die Bewegungen des menschlichen Körpers täuschend nach, und selbst ihr Kopf und das Muskelspiel des Gesichtes scheint belebt. Man ist wahrhaft überrascht, wenn diese kleinen Wesen auf das Schwungseil gesetzt werden, wo sie dann alle Arten von Seiltänzerkünsten auf den Händen und Füßen, auf dem Bauche und Rücken in den mannichfaltigsten Abwechslungen und possierlichsten Stellungen vollbringen, wenn man sieht, wie sie verschiedene Pantomimen untereinander aufführen und den Wein selbst einschenken und austrinken, den Hut abnehmen, auf einer Leiter auf- und niedersteigen u. s. w. Hier zeigt sich die Mechanik auf eine höchst überraschende Weise, und man kann nicht umhin, die kunstvolle und komplizirte Anfertigung und Zusammenfügung der die Automaten belebenden Triebwerke zu bewundern. Tschuggmall's Automaten verdienen die Aufmerksamkeit der Erwachsenen und der Freunde der Mechanik, und sind nicht, wie man etwa glauben könnte, nur auf die Belustigung von Kindern oder Neugierigen berechnet. Wir zweifeln nicht, daß man auch hier einer Sache Aufmerksamkeit schenken wird, die in der That sehenswürdig ist. Die öfters wechselnden Dekorationen des Automaten-Theaters sind so geschmackvoll, daß sie den Reiz dieser eben so heitern wie kunstreichen Miniatur-Schauspiele noch erheben, und auf diese Weise wird hier Vieles geboten, um den Zuschauern, Jung und Alt, einen angenehmen Genuß zu verschaffen. Das genannte Automaten-Theater befindet sich in der großen Bude Nro. 5 auf dem Paradeplatz hinter der Hauptwache. Die Vorstellungen finden Abends um 5 und 7 Uhr statt.

Mannichfaltigkeiten.

Man liest in der „Allg. Ztg.": Bei meiner Anwesenheit in Frankfurt a. M. hatte ich Gelegenheit, das dortige Kinderkrankenhaus zu sehen, und fühle mich gedrungen, alle Besucher Frankfurts auf dieses Musterinstitut aufmerksam zu machen. Ein wahres Werk der Humanität, ehrt es nicht nur das Andenken des Stifters, des verstorbenen Dr. Theobald Christ, sondern auch besonders den Arzt und Errichter Geheimen Hofrath Dr. Stiebel, und die Frankfurter Bürger, welche die Ausführung und fernere Erhaltung im Geiste des Stifters durch fortwährende reichliche Spenden möglich machen. Eine ausführliche Beschreibung des Zwecks, der Einrichtung und der ersten Erfolge findet man in den zwei Berichten über Dr. Christ's Kinderkrankenhaus, verfaßt von Dr. S. F. Stiebel (Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer).

Wenn es auch bisher nicht an Werken über die Tonsetzkunst mangelte, so waren sie doch entweder zu umfangreich, oder im Gegentheil zu unvollständig. Eine in Hamburg und Leipzig (Verlag von Schuberth und Comp. 1845) erschienene Schrift: „Gründlicher Unterricht in der Theorie der Tonsetzkunst", von Capellmeister Louis Schuberth, scheint dagegen ganz geeignet, dem Lernenden eine vollkommene Kenntniß der Harmonielehre zu verschaffen, indem sie in möglichster Kürze und frei von allen unnöthigen Zusätzen erst von den nöthigsten Vorkenntnissen handelt, hierauf Tonleiter und Accorde klar entwickelt und zuletzt die Modulation zum Gegenstande einer sorgfältigen Betrachtung wählt. Sehr rühmenswerth ist, daß der Verfasser die Beispiele aus den Compositionen der ersten Meister entlehnt hat. Der Preis von 1 fl. 36 kr. ist im Verhältniß zu dem werthvollen Inhalte ein sehr mäßiger zu nennen.

Das „Journal de Debats" meldet folgende Gerichtsscene. Hr. Benjamin Gaudron erschien vor der correctionellen Polizei, angeklagt, sich an seiner Frau vergriffen zu haben. Bewaffnet mit einem biegsamen Rohr, hat er ihr alle Theile des Körpers gezeichnet (zébré), und zwar mit einer solchen Heftigkeit, daß die Unglückliche deßwegen mehr als einen Monat krank war. Gaudron antwortet bei den Vorwürfen, welche ihm der Herr Präsident seiner Brutalität wegen macht, mit der größten Kaltblütigkeit: Es kränkt mich sehr, aber dies sind angenommene Gewohnheiten, und in meinem Alter bessert man sich nicht mehr. Präsident: Sie gestehen also, die Gewohnheit zu haben, Ihre Frau zu schlagen? Gaudron: Es ist gerade nicht dies, was ich sagen will. Ich habe 20 Jahre in den Colonien gelebt, beauftragt, eine große Wirthschaft zu leiten. Sie wissen, daß man bei den Schwarzen immer die Peitsche in der Hand haben muß: ich habe mich daran gewöhnt, beim ersten Befehl befolgt zu werden, ich kann daher nicht leiden, daß man mir Widerstand leiste, oder mir antworte. Präs.: Hier aber sind Sie nicht in den Colonien, sondern leben in einem Lande, wo es verboten ist, zu schlagen, wer es auch immer seyn möge. Ihre Frau ist kein Sklave. Gaud.: Mein Weib war mein Dienstbote, ehe ich es heirathete, und es ist mir daher unmöglich, sie anders als meine Sklavin zu betrachten. Präs.: Was Sie da sagen, ist sehr gegen jede Convenienz gesündigt. Uebrigens haben Sie auch kein Recht, Ihren Dienstboten zu schlagen. Gaud.: Ich will, daß man mir folge — es liegt in meinem Blute. Präs.: Sie können sich wieder setzen, wenn dies Alles ist, was Sie zu sagen haben. Das Tribunal verdammt Hrn. Gaudron zu zweimonatlicher Gefängnißstrafe.

Die Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg hat in Rücksicht auf neuerlich vorgekommene Fälle, daß Auswanderer bei ihrer Ankunft in Newyork nicht einmal Geld genug zur Weiterreise besaßen, die Verfügung erlassen, daß in Zukunft die Bewilligung zur Auswanderung nur dann ertheilt werden soll, wenn für ein Individuum über 10 Jahre eine Summe von 150 fl., für Kinder die Summe von 100 fl., und für Säuglinge eine Baarschaft von 30 fl. nachgewiesen werden kann.

Der wackere Superintendent Siebenhaar in Penig hat den Vorschlag gemacht, das Gütchen Zöllsdorf, das Dr. Luther gekauft und seiner lieben Hausfrau zum Wittwensitz bestimmt hatte, wieder für die Familie Luther anzukaufen. Der Vorschlag hat Beifall gefunden und der Gutsbesitzer von Kieritsch, dem Zöllsdorf gehört, ist geneigt, es abzutreten. Wieder ein guter praktischer Commentar zu Psalm 37, 25.

Digitized by Google

(Charakteristik.) Während des letzten Krieges in Spanien traten drei Soldaten, ein Deutscher, ein Albaneser und ein Zigeuner, in das Gastzimmer eines Wirthshauses. Ueber dem Kamine lag eine Uhr, die allen Dreien auffiel. Als sie das Wirthshaus verlassen hatten, sagte der Deutsche: „Das war eine schöne Uhr, mir thut es leid, daß ich sie nicht kaufen konnte." — „Ich bedaure, daß ich sie nicht genommen habe", sagte der Albaneser. „Ich habe sie in der Tasche!" sagte der Zigeuner.

Die „Dorfzeitung" sagt, in Würtemberg sey die Lotteriewuth so groß, daß letzthin bei Heidenheim eine Frau ihren Mann gezwungen, bei hellem Tage sich ins Bett zu legen und die Glücksnummern zu träumen.

Die Liebe zankt und versöhnt sich; die verletzte Freundschaft blutet still und stirbt an ihren Wunden.

(Balzac und Leon Gozlan.) Von allen Gattungen der Literatur, welche von französischen Schriftstellern gepflegt werden, erfreut sich keine eines größeren Beifalls, als die ungekünstelten Schilderungen des alltäglichen Lebens, wie es sich in seinen wandelbaren Gestaltungen in Paris darbietet. In dieser unmittelbaren Auffassung der gesellschaftlichen Willkürlichkeiten, deren sonderbare Gesetze stets von der Laune des Augenblicks umgestaltet werden, sind die Franzosen Meister. Dies ist die Glanzseite ihrer modernen Literatur, welche durch Leichtigkeit und zum Theil selbst Leichtfertigkeit der Darstellung mit der Steifheit des früheren Wesens in einen grellen Gegensatz tritt. Unter den zahlreichen Erscheinungen auf dem Gebiete der literarischen Genremalerei wollen wir hier zwei kleine Werke hervorheben, welche schon um ihrer Verfasser willen einige Beachtung verdienen. Es sind dies die „Petites misères de la vie conjugale" von Balzac und die „Petits Machiavels" aus der Feder des beliebten Novellisten Leon Gozlan.

Literatur.

Großes poetisches Sagenbuch des deutschen Volkes. Mit erklärenden historischen und geographischen Anmerkungen herausgegeben von Dr. J. Günther. II. Band. 1. Lieferung. Jena, Druck und Verlag von Friedrich Mauke. 1846.

Von diesem werthvollen Unternehmen freut es uns, den Lesern dieser Blätter wieder berichten zu können. In Nro. 24 des vorigen Jahrganges haben wir das Erscheinen des ersten Bandes angezeigt und uns dabei über die große Zweckmäßigkeit einer solchen Sammlung, so wie über die größtentheils höchst sorgfältige Auswahl des Hrn. Herausgebers ausgesprochen. Um so angenehmer ist es uns, daß wir nach längerer Unterbrechung unseren Lesern anzeigen können, daß von dem zweiten Bande des Sagenbuches die erste Lieferung erschienen ist und daß die folgenden in kurzen Zwischenräumen geliefert werden. Mit derselben Umsicht, wie im ersten Bande, wählte Hr. Dr. Günther den Stoff für diese Lieferung. Ein reicher Wechsel der mannigfaltigsten Sagen wird uns geboten und wir folgen mit Vergnügen dem geschmackvollen Führer durch die verschiedenen Gauen unseres Vaterlandes und hören da die Sagen aus dem Munde begeisterter Sänger. Möge dieses Buch freundliche Leser finden und die Kraft der Sage deutschen Sinn und deutsches Leben unter uns wecken und nähren! K....

Korrespondenz.

Landau, 7. April.

Ein hiesiger Korrespondent der Didaskalia hat vor ganz kurzer Zeit zwei Artikel geliefert, welche nach einem längern Eingange die Verhältnisse der Schullehrer berührten, wodurch hier der Glaube ziemlich allgemein sich verbreitete, daß jener Korrespondent ein Cicero pro domo war. Obgleich wir ein warmer Anhänger der Preßfreiheit sind, so dünkt es uns doch nicht ganz angemessen, solche städtische Angelegenheiten in einem weitverbreiteten Blatte einseitig der Publizität zu übergeben; wir halten es daher für nöthig, sowohl zur Verständigung des großen Leserkreises, wie auch im Interesse unserer durch jene Artikel angegriffenen städtischen Verwaltung, im Interesse der Wahrheit, die pecuniäre Stellung der hiesigen Schullehrer, deren höchst achtungswerthen und mühevollen Stand wir sehr zu schätzen wissen, in eben diesen Blättern mit wenigen Worten zu berichten. Die Stadt Landau hat vier protestantische und vier katholische Schullehrer. Von sieben derselben bezieht jeder eine fixe Besoldung von 400 fl., der achte gibt von dieser Summe seinem Vorgänger, einem alten Manne, Etwas ab, und diese Beide sind also der Stadt gegenüber nur als eine Person zu betrachten. Freie Wohnung haben alle Lehrer in den neu und zweckmäßig erbauten Schulhäusern; diese Wohnung kann, nach dem jetzigen Preise der hiesigen Miethe, für jeden wenigstens zu 100 fl. veranschlagt werden. Die vier Oberlehrer beziehen ferner Naturalien, für welche im Budget als Mittelpreis 260 fl. im Ganzen figuriren. Für diese Bezüge nun haben die Lehrer des Morgens von 8 — 11 Uhr und des Nachmittags von 1 — 3 Uhr Unterricht zu ertheilen; es bleiben denselben sonach 4 der schönsten Stunden des Tages zur Ertheilung von Privatunterricht übrig, der hier, als in einer wohlhabenden Stadt, unter Berücksichtigung der strengen Aufsicht und Ausschließung aller nicht geprüften Individuen vom Ertheilen des Unterrichts, ihnen ein ziemlich reichliches Nebeneinkommen abwerfen kann. Es genießen ferner einzelne Lehrer noch Bezüge für Organistendienst, wie auch für sonstige Casualien, welche aber gegenseitig nicht in Anrechnung kommen. Wenn nun der hiesige Stadtrath dem im Monat März von sämmtlichen Lehrern gestellten Ansuchen um Zulage ihrer Besoldung nicht willfahrte, so wird er seine guten Gründe dazu gehabt haben; eine Erörterung derselben gehört nicht hierher. Die Leser dieser Blätter werden sich aus dem Gesagten überzeugen, daß das Einkommen der hiesigen Schullehrer im Vergleich zu dem anderer Staaten, selbst der nächsten Nachbarschaft, ein ganz gutes genannt werden kann, und wir freuen uns auch, schließlich aussprechen zu können, daß man denselben von einem Schlecht-Ergehen nichts ansieht.

Frankfurt.

Wir machen unsere Leser mit Recht auf die Bude des Hrn. Nawratil aufmerksam, welcher durch sein anatomisches Museum von der letzten Messe her noch in gutem Andenken stehen wird. Diesmal ist damit noch eine Menagerie und eine Sammlung von großen Rundgemälden verbunden. Das anatomische Museum ist durch mehrere interessante neue Präparate ansehnlich vermehrt. Die Menagerie bietet in diesem Augenblick Gelegenheit, mehrere in Deutschland geborene junge fremde Thiere zu sehen, die selten geboten ist, namentlich einige merkwürdige Affenarten und einen jungen Adler, die sich bei den Alten befinden. Auch ein noch sehr junges Krokodill von nur 3 — 4 Fuß Länge ist vorhanden. Unter den Ansichten heben wir die gegenwärtig so merkwürdige Stadt Luzern mit Umgebung hervor, Sidney in Australien und ein sehr schön aufgefaßtes Rundgemälde der Weltstadt London. Schauerlich sind die Ansichten von Hamburg nach dem Brand und dem Unglück auf der Versailler Eisenbahn.

Charade.

Daß du mit Eifer darnach strebst,
Bei Brüdern, die da leiden,
Zu fördern Erste und sie hebst,
Beweis' es mit der Zweiten!
Denn Der, der Wesen ohne Zahl
Mit Segen überstreuet,
Hat Der dich nicht viel tausendmal
Durch's Ganze schon erfreuet?

B. — L. S.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 16. April. (Neu einstudirt): Der Wollmarkt, Lustspiel in 4 Abth., von Clauren.

Freitag, 17. April. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Letzte Gastrolle) Amine: Mad. Palm-Spitzer.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 107. Samstag den 18. April 1846.

Bilder aus dem Erzgebirge.

Von Max. Rosenheyn.

1.

Der Silberbaum im Bergwerke zu Freiberg.

Ich führe meinen lieben Leser nach Freiberg, der Hauptstadt des bergbautreibenden Erzgebirges. Je näher der Stadt, desto öder und finsterer wird die Gegend. Die mit Schlacken ausgebesserte Kunststraße erhöht das Düstere des Gemäldes; kaum daß die Mulde, die hier vorbeifließt, die melancholische Einförmigkeit der Landschaft um etwas unterbricht. Der Hüttenrauch ist schon eine Meile vor der Stadt zu riechen. Rauchwolken wirbeln zum Himmel auf, Schwefeldünste und Steinkohlendämpfe trocknen Gras und Laub. Ueberall Grubenhütten, die armseligen Wohnungen der Bergleute, und mitten drinnen die alten mit Epheu umwucherten Mauern und bemoosten Thürme des finstern, enggebauten alten Freibergs, unter welchem man ein beständiges Pochen und Hämmern hört, als sollten dessen hochstockige rußige Häuser in Grund und Boden gehämmert werden. Nein, Gott behüte uns vor allen Gruben! Die Gefilde, wo Ceres waltet, stimmen das Gemüth des Wanderers zur Freude, aber die des Vulkan düster, wie Ofendampf. Die schwarzen Schlacken, die Holzstöße, das Stampfen der Pochwerke, die bleichen Gesichter aus den schwarzen Kutten der Bergleute, die stets bei Kerzenlicht hier in einer verpesteten Luft leben, bilden einen schroffen Gegensatz von dem Glücke des Landmannes. Diesen begleitet der Jubelgesang der himmelanschwingenden Lerche, den Bergmann necken in unterirrdischer Grabesstille foppende Gnomen und Irrlichter; jener genießt die Früchte seiner fröhlichen Arbeit, diesem gewährt sein Gold und Silber nur ein kümmerliches Brod. — Dort ein heiteres, hohes Alter, hier ein frühes Hinwelken, ein steter Tod vor Augen; sechzig Jahre sind dem Bergmanne ein Wunderalter! Man kommt sich in solch einem Bergwerke wie in eine andere Welt versetzt vor, und kann's nicht begreifen, wie Menschen sich zu solchem Maulwursberufe bestimmen lassen können; wurden im Alterthume doch nur Verbrecher ad metalla geschickt! Und dennoch lockt es Tausende unserer Mitbrüder zu diesem Berufe hin, und selten wählt der Sohn einen andern Stand. Darum scheint dem Fremden in diesen Grubenhütten wohl nichts auffallender und rührender, als die stille Heiterkeit der Bewohner. Gesang und Spiel gehört zum Leben des Bergmannes.

Hier nun in Freibergs Bergwerken war's zur Zeit der Ungarkriege trauriger denn je. Aller Segen schien aus den Gruben gewichen. Nur vor 50 Jahren noch war's anders gewesen; da hatte man aus einem einzigen Stollen eine gediegene Silbermasse erbeutet von 400 Centner Schwere, aus welcher der Landesherr sich eine riesenhafte Tischplatte fertigen ließ, nachdem sein Oberbergmeister noch ein Dutzend Stühle aus den übrigen Silbererzstufen hatte hauen lassen. Nun sah's leider hier anders aus. Die ergiebigen Gänge waren abgebaut worden, und überall, wo ein neuer Anbruch zu tagen schien, dampften böse Wetter entgegen. Umsonst rief der alte Bergmann Ehrenfried sein „Glück auf", vergeblich war sein Gebet um Segen; er konnte bei all' seiner harten Arbeit kaum so viel gewinnen, als zur Erhaltung seiner Familie, die aus seinem Weibe und einem Sohne bestand, nothdürftig hinreichte. Das drückte ihn schwer. Man sah ihn täglich schwerathmend aus seinem Schachte steigen; denn Mißmuth und Anstrengung hatten ihn zugleich ermattet. Auffallend aber war die Stimmung seines Sohnes Paul. Schon seit Wochen bemerkte man an ihm, dem sonst so rüstigen Jünglinge, eine Schwermuth, die weder Folge der mühevollen Arbeit noch des Mangels seyn konnte. Wie ein Träumender wankte der Unglückliche umher. Ruhelos lag er auf seinem harten Lager, und selbst bei der Arbeit fehlte ihm der sonstige jugendliche Frohsinn. Er schien nach Etwas zu ringen, was über seine Kräfte ging; und so war's auch. Auf einem Feste hatte er Selma, die Tochter des reichen Erbpächters gesehen, und nun konnte er dies liebe Bild nicht aus seiner Seele bannen, wenngleich er wußte, daß es ihn um seinen Frieden bringe und ihm nicht angehöre. Was vermögen aber all' unsere Trostgründe, wenn unser Herz dagegen spricht? und das durfte hier wohl sprechen, denn Selma war ihrer Milde und Anmuth wegen allgemein geliebt. Ach! und auch sie kannte schon die Thränen des Kummers. Vor kurzem zur Waise geworden, war sie der Pflege ihres Oheims Neidhart übergeben worden, eines rohen Wüstlinges, und dieser trachtete nun nach ihrer schönen Hand, um durch sie zu ihrem Erbgute zu gelangen. Wohl hatte sie den jungen Bergmann bemerkt, wohl schlug ihm ihr unschuldvolles Herz; doch durfte die schüchterne Jungfrau es wagen, ihm das Geständniß ihres Herzens zu enthüllen? So liebten sie beide und verzehrten sich in stillen Flammen.

Doch die Zeit der Entwickelung ihres Schicksals nahte schneller, als sie es wähnten. Neidhart hatte in dem jungen Bergmann alsbald seinen gefährlichen Nebenbuhler durchschaut und beschloß dessen Verderben. Die Kriegszeit bot ihm hiezu die beste Gelegenheit. Es wurden von neuem gegen die Ungarn Soldaten geworben. Er trachtete darnach, Paul unter die Kriegsschaar zu bringen. So wandelte er denn in dieser Absicht zur benachbarten Stadt hin, wo eben ein Werbemeister angekommen.

Es war gegen Abend. Wolken verdüsterten den Mond, dessen Schatten bunte Truggestalten durch das Dunkel der Fichten warf. Jetzt ging er dem Fuße des Bärenberges entgegen. Da war es, als ob eine Wolke zu ihm herniederschwebte und in ihr eine Gestalt sich zeigte, schön, wie ein Verklärter. Und Furcht erfüllte sein boshaftes Herz, daß er seine Schritte verdoppelte. Die Lichtgestalt aber folgte ihm nach und ließ sich endlich vor ihm an der Kirchhofsmauer der Stadt nieder. Es war dies der wundertätige

Digitized by Google

Berggeist Oronomossan, der jetzt wieder ein Mal die Tiefe der unterirdischen Gewölbe verlassen hatte, um unter Menschen für Menschen zu wirken, denn er hatte des alten Bergmannes stilles Gebet vernommen und das wackere Herz des Sohnes gesehen, und der fromme Sinn Selma's hatte ihn mit der Menschheit wieder ausgesöhnt. Darum eilte er dem frohlockenden Frevler nach, ihn in seinen eigenen Schlingen zu fangen. Unsichtbar trat er in das Werbehaus ein. Hier jubelten Weeber und Gewoebene laut bei Becher und Würfelspiel. Der Berggeist wollte, und über die Schwärmenden, selbst über den rohen Wachtmeister, ergoß sich schnell ein tiefer, tiefer Schlaf. Oronomossan aber nahm die Gestalt des Werbemeisters an, und in diesem Augenblicke trat Neidhart ein. Wie eine Schlange krümmte er sich vor dem finstern Manne und bot ihm seinen Dienst an. „So?" erwiederte ihm dieser in rauhem Tone, „bist Du also auch so eine Art Seelenverkäufer, Keel? Topp, Du gefällst mir! Kannst lieber auch bei uns bleiben. Sollst bald emporsteigen. Nimm jetzt einstweilen für Deine Hülfe dies Handgeld an."

Neidhart erschrak ob dieser Rede. Als er aber das große Goldstück in seiner geizigen Hand fühlte, nahm er es an, vermeinend, den Werber zu hintergehen, und versprach Treue. Und frohlockend über das gelungene Bubenstück, das er ganz zu vollenden gedachte, trat er seinen Rückweg an.

(Fortsetzung folgt.)

Hinaus.

Hinaus, hinaus! die ewigblauen Wellen
Des Himmels rollen leise über mir,
Hinaus, hinaus, und laß die dumpfen Zellen
Und ihre grauen Schatten hinter dir!
Hinaus, hinaus in's volle, frische Leben.
Es zittert durch die neuerwachte Flur,
Die Pulse klopfen, alle Nerven beben —
Der Traum der Jugend glüht durch die Natur!
Die Sonne wirft den goldnen Feuerball
In's dämmrungsstille Morgenreich hinaus,
Sie flammt empor aus dunklem Wolkenschwall,
Die Erde blüht — ein wilder Rosenstrauß!

Die Berge öffnen ihre Adern alle,
Es rauscht hervor der Ströme tolle Fluth,
Und stürzt herab mit donnerwildem Schalle,
Mit schrankenloser, riesenhafter Wuth!
Der Fels zerbricht mit Zittern ihre Wogen,
Die Birke schwankt und bebt auf seinem Rand,
Es sprüht der Schaum, der Strom wirft Wasserbogen,
Rubinen funkeln, Perlen und Demant!
Es singt die Fluth mit murmelndem Geroll'
Ihr altes, düst'res, monotones Lied;
Ha, Berg und Strom und Wald — wie sehnsuchtvoll
Durch mein entfesselt Herz ihr alle zieht!

Ich blicke nieder von dem Felsenrande,
Der Fichte dunkler Schatten hüllt mich ein,
Ich blicke sinnend in die weiten Lande,
Es lacht mich an wie Glück und Sonnenschein!
Wohl seyd ihr schön, ihr heimathlichen Auen,
Wie lieb' ich euch! — Es ist, bei Gott, kein Wahn!
Ich kann — ich kann nicht länger auf euch schauen,
Mit raschen Thränen füllt mein Blick sich an.

O fließt nur hin, entlastet diese Brust,
Und löscht und dämpft den glühendheißen Brand,
O fließet nur! Ist's Trauer oder Lust?
Ich fühle ja: du bist's mein Vaterland!

Du siehst den Greis dort steh'n im Morgenlichte,
Es steht bei ihm ein Knabe, jung und hold,
Der Alte blickt mit hellem Angesichte
Und streckt den Arm hinaus in's Sonnengold;
Er spricht: „Mein Sohn, dort, wo die nebelgrauen
Gebirge starren in die Welt hinein,
Dort, wo sie still in's Thal hinunterschauen,
Dort fließt, mein Sohn — sieh' hin! — dort fließt der Rhein!
Dort stand ich einst und träumte Lust und Glück,
Mit Blumen spielte ich an jenem Strand;
Die Zeit ist hin, sie kehrt mir nie zurück,
O Vaterhaus und Strom, o Vaterland!"

Du alter Mann, für deine Vatererde
Glüht noch dein Herz mit jugendlichem Schlag,
Dem Vaterstrom, dem längstzerfall'nen Herde
Weinst du noch immer eine Thräne nach!
Einst hat dein Herz wohl wild und heiß geschlagen,
Einst träumte dir von Lust und Sturm und Kampf,
Von kühnem Hoffen, fesselosem Wagen,
Von Hörnerklang und Schlacht und Pulverdampf!
Die Zeit entfloh, es sank der gold'ne Stern,
Du fährst erschreckt empor aus deinem Traum,
Du siehst die Jugendbilder bleich und fern —
Die Hefe blieb, verflogen ist der Schaum!

Ja, greiser Freund, so wogt es auf und nieder,
Die Sonne nur lacht ewig hell und mild,
Heut' singt man die und morgen jene Lieder,
Doch immer blau strahlt uns des Himmels Bild,
Doch immer freudig grüßen uns die Auen,
Wie einst, so weht noch heut' der Blüthenduft,
Es starren unverrückt die nebelgrauen
Gebirge in die weite, weite Luft!
Wie's schon vor tausend Jahren dumpf erscholl,
So singt der Strom noch jetzt sein düst'res Lied —
Ha, Berg und Strom und Wald, wie sehnsuchtvoll
Durch mein entfesselt Herz ihr alle zieht!

E. Scriba.

Daniel Lebachelle.

* (Aus der baierischen Pfalz, 15. April.) Am grünen Donnerstag starb zu Dürkheim a. d. H. an Altersschwäche der älteste protestantische Geistliche der Pfalz, Herr Decan Lebachelle. Er war 1758 den 6. Dez. (im siebenjäheigen Krieg) zu Frankenthal geboren, und wirkte als Geistlicher in den Gemeinden Bacherach, Freinsheim und Dürkheim. Selten hat ein Mensch sich einer so felsenfesten Gesundheit zu erfreuen. Herr L. lebte äußerst einfach und mäßig, machte sich viel Bewegung in freier Luft, trank keine geistigen Getränke und — war nie krank. Noch vor zwei Jahren unternahm er ohne alle Begleitung eine Fußreise nach Heidelberg, um noch ein Mal die Stadt, wo er 67 Jahre zuvor als Student eingezogen war, zu besuchen, und sich so die seligen Tage der Jugend zuerückzurufen. Herr L., ein hochbegabter, bis zu seinem letzten Athemzug geistesrüstiger Kämpfer für Licht und Wahrheit, pflegte die h. Schrift von einem freien und

Digitized by Google

vernünftigen Standpunkte aus zu erklären; der todte Dogmenglaube galt ihm nichts, dagegen aber predigte er mit Wärme und Ueberzeugung den Glauben, der durch die Liebe thätig ist. Wahre Religiosität war der Grundzug seines Charakters, und aus ihr entwickelte sich jener Kranz von Tugenden, die den Menschen zur sittlichen und geistigen Freiheit erheben. Während seines vielbewegten Lebens, während einer Zeit, in welcher die Ansichten über Gott und göttliche Dinge oft einem schnellen Wechsel unterworfen waren und sich in ihren Extremen berührten, änderte er nie seine Ueberzeugung und blieb ihr treu bis zum letzten Augenblick. Stets folgte er mit wachsamem Auge dem Entwicklungsgange des Menschengeschlechtes. Es ist kein Staat in Europa, dessen politische und religiöse Zustände er nicht auf das genaueste kannte. Wie freute er sich, wenn er geistigen Fortschritt sah! Welch' ein Jugendfeuer durchglühte ihn, als er Ronge's Brief gelesen hatte, als er die religiöse Bewegung in Deutschland und namentlich die in der Pfalz durch Herrn Pfarrer Frantz hervorgerufene sich entwickeln sah! Die Amtssuspension des Herrn Pfarrer Frantz war sein letzter Schmerz und die demselben von allen Seiten gewordene Theilnahme seine letzte Freude. Starb auch der Selige in Deutschlands politischer und religiöser Charwoche, so starb er doch in dem frohen Glauben, daß nach ihr die heiligen Ostern folgen werden.

Am ersten Ostertag wurde zu Dürkheim sein Leichnam in die Gruft gesenkt, an welcher sich wohl 5000 Menschen versammelt hatten, um dem edeln Hingeschiedenen den letzten Tribut der Liebe und Verehrung zu zollen. Die Erde ist ihm leicht, denn die Jugend hat sein Grab mit Blumen angefüllt.

Landschaft von Heinrich Funk.

Das Städel'sche Kunstinstitut hat wieder einen Schatz gewonnen, der einen würdigen Platz in unserer Gallerie lebender Maler einnehmen wird. Es ist die große Landschaft von Heinrich Funk, die seit einigen Tagen vollendet und ausgestellt ist. Indem ich diesem herrlichen Bilde eine Besprechung widme, bemerke ich, daß es aus manchen Gründen nicht meine Absicht ist, die mancherlei andern zur Ausstellung gebrachten Bilder, z. B. die vortrefflichen Portraite der Herren von Strahlendorf und Ihlee, auch zu berühren. Man möge dies nicht als eine Mißachtung derselben auslegen. Uebrigens ist auch Funks Landschaft eine so hervorragende Erscheinung in dieser Gattung, daß sie die Kritik, wenn sie sich bei uns auch noch so selten ins Gebiet der Kunst verliert, auf keine Weise unbeachtet lassen kann. Ihr kurzes Resultat ist dieses: Heinrich Funk hat ein vollendetes, ein Meisterbild geliefert. Betrachten wir es nach beiden Seiten hin, nach der Idee oder Composition und nach der Ausführung, auf beiden Seiten ist es groß, vortrefflich. Wenn ein Bild die Idee, die dem Künstler vorschwebte, auch in dem Beschauer hervorzurufen vermag; wenn die Empfindung, die den Schöpfer selbst bei seinem Werke durchglühte, auch jeden Andern durchdringt, der vor das Bild tritt, dann darf der Künstler auf den Namen eines Meisters Anspruch machen. Und hauptsächlich in der Landschaft scheint mir der Eindruck, den sie auf die Beschauenden insgesammt macht, maßgebend zu seyn. Hier hat Jeder schon den unmittelbaren Eindruck von der großen Künstlerin Natur empfangen, und Erinnerung ist es, die sein Gefallen an der Darstellung bestimmt, selbst wenn er die Natur auch nicht gerade in der Form gesehen haben sollte. Und wie wohlthuend, wie durchaus harmonisch ist der Eindruck bei unserm Bilde. Es ist später Abend. Auf beiden Seiten des Hohlweges, der sich links vom Vordergrunde in das Innthal hineinzieht, erheben sich, von sanfter Dämmerung übergossen, einfache Fels- und Hügelgruppen, Weiden, von Wald begränzt. Ein Hirte treibt seine Heerde hinab zur Hürde, während am Eingang in den Hohlweg mit seinem Knaben ein Tyroler von der schweren Last ruht, die er heimschleppen muß. Das ist die ganze Staffage des Bildes, einfach, aber ganz zusammenklingend mit der Naturscene. Im Hintergrunde steigen die Bergriesen empor. Ihre Häupter glühen im Golde der scheidenden Sonne, und zu Füßen schlummert, fast schon in Nacht eingehüllt, das große, reiche Thal, durch das sich in mattem Silberstreifen der Fluß hinzieht. Ernste Ruhe des Abends weht uns aus dem Bilde an, in eben so inniger Harmonie wie in Lessings wunderbarer Abendlandschaft. In Lessing's Bilde ist eine offene Ebene, nur von sanften Hügeln umgränzt und zum Theil durchschnitten; hier bei Funk das Hochgebirge mit seinem überwältigenden Charakter. Daher wirkt jene Landschaft und der frühere Abend heiterer, während hier ernstere Empfindungen rege werden. Die Composition ist großartig, einfach, so natürlich, daß man ganz die Kunst vergißt. Von der Ausführung zu sprechen, wäre überflüssig. Jeder muß hier die Meisterschaft erkennen. Verfolgt nur dieses Sonnengold von dem Punkte, wo die Berge in Gluth aufzugehen scheinen, durch alle diese Buchten der schroffen Felswände bis hinüber zu den fernsten bleichen Schneehäuptern, die wie Geister hereinschauen, — welche unendlich feine Abstufung der Farbentöne! Und wieder in den Partieen, die im Dunkel liegen, welches Verständniß in der wachsenden Tiefe der Schatten. Man sieht und fühlt das Weben der Nacht, wie sie hereinbricht mit ihren düstern schweren Schwingen. Wie ferne ist hier jede Effektmalerei. Der Künstler, der die Natur und ihre wunderbare Schönheit in seiner Kunst ehrt, empfängt von ihr wieder Ehre. Ich freue mich, in diesen Worten nicht allein mein Urtheil aussprechen zu können, sondern auch das Urtheil vieler Künstler, die sich an diesem herrlichen Bilde ergötzt und erhoben haben. Und dies Urtheil wird aller Orten bestätigt werden, wenn das Bild, wie bei der Liberalität der Administration des Städel'schen Instituts nicht zu zweifeln ist, seine Rundreise in die Akademieen machen wird.

Mannichfaltigkeiten.

Bei einer herumziehenden Comödiantenbande wurde ein Comödienzettel ausgegeben, worauf zu lesen war: Marqueur Posa, Hr. Schmidt. Don Carlos, Elephant von Spanien. Krieger ꝛc.

(Griechische Dramen in französischem Gewande.) Der Erfolg, den die Aufführung der „Antigone" auch in Paris gehabt, hat Hrn. Leon Halevy (Bruder des bekannten Komponisten) veranlaßt, einige Meisterwerke der griechischen Tragiker zu übertragen und in einem französischen Gewande (d. h. in Alexandrinern, abwechselnd mit einigen andern modernen Rhythmen) herauszugeben. Er hat zu diesem Zwecke den „Prometheus" des Aeschylus, die „Elektra" des Sophokles und die „Phönicierinnen", so wie den „Hippolyt" des Euripides gewählt. Wenn man erwägt, wie viele deutsche Uebertragungen längst von allen uns überlieferten Werken der drei griechischen Tragiker vorhanden sind, so muß man sich wundern, daß die Franzosen, die sich doch rühmen, daß ihr Theater direkt an das der Alten sich reihe, jetzt erst dergleichen anthologische Versuche machen, die man dort noch für ausreichend hält, um das moderne Publikum über das „tragische Griechenland" vollständig au fait zu setzen. Vielleicht aber hat man gerade deshalb, damit keine Vergleiche zwischen den alten und modernen Klassikern angestellt werden, bisher vermieden, die ersteren in ein würdiges französisches Gewand zu kleiden. Ja, der Versuch des Hrn. Halevy wird vielleicht mehr als alle kritische Deductionen dazu beitragen, die Täuschung, in der sich das französische Publikum hinsichtlich der Zusammenstellung Corneille's, Racine's und Voltaire's mit Aeschylus, Sophokles und Euripides befunden, augenscheinlich zu machen. Der Uebersetzer selbst hat

Digitized by Google

seinem Texte einige Noten hinzugefügt, die nicht wenig zur Aufklärung des Gegenstandes in Frankreich beitragen können.
(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Nichts macht uns so duldsam gegen die Schwächen der Menschheit, als Erfahrung und Weltkenntniß.

(Neue Briefe von Goethe.) In der Weidmann'schen Buchhandlung zu Leipzig ist ein Band Briefe von und an Goethe eben erschienen, welcher den Briefwechseln mit Schiller und Zelter sich anschließt. Die lange, stetige und große Freundschaft, welche Goethe mit Heinrich Meyer verband, hat immer den Wunsch erregt, einmal einen nähern Einblick in' den persönlichen Verkehr dieser Männer zu gewinnen. Hier findet sich der Briefwechsel. Das Buch führt den Titel: Briefe von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica. Herausgegeben von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, großh. sächs. geh. Hofrath und Oberbibliothekar.

Dem Verfassungsrath in Bern oder vielmehr dessen Redaktionskommission ist der Titel „Schultheiß" zu aristokratisch und soll deßhalb künftig durch die Bezeichnung „Präsident" ersetzt werden. Nach dem Verfassungsfreund sollte man auch den „Regierungsrath" in einen Verwaltungsrath umtaufen. Auf diese Weise wird es im Kanton Bern bald keinen Schultheißen, keinen Landammann mehr geben, sondern nur Präsidenten.

(Leipzig.) Gegenwärtig hält sich hier der Däne Piil auf, der Erfinder einer neuen Kunst, von ihm Chemietypie genannt. Er hat sich mit einem hiesigen Buchhändler vereinigt, eine Anstalt zur praktischen Anwendung seiner Erfindung hier zu begründen. Die Erfindung besteht im Wesentlichen darin, daß eine auf einer Metallplatte ausgeführte Gravirung oder Radirung in einen erhabenen Stempel verwandelt werden kann, so daß man diesen auf der Buchdruckerpresse abdrucken kann, während die Gravirung oder Radirung früher nur auf der Kupferdruckpresse hätte abgedruckt werden können. Es findet bei diesem Verfahren kein Abklatsch von der Originalplatte statt, sondern durch ein chemisches Verfahren wird die vertiefte Radirung in einen erhabenen Stempel verwandelt. Die Feinheit der Zeichnungen muß aber in der Originalplatte eine gewisse Gränze haben.

Korrespondenz.

Stuttgart, 14. April.

Gestern wurde der neue Hoftheater-Intendant, He. v. Gall, hier erwartet, an dem Tage, wo Pischek zum Erstenmale wieder im Schloßtheater sang nach mehrmonatlichem Urlaub, dem aber im nächsten Monat schon wieder ein mehrmonatlicher folgen soll. Das war von jeher das Loos unserer Kunstanstalt, daß andere Städte die hier mit hohen Gehalten engagirten Künstler mehr genossen, als wir selbst; das ist mit Motique und Andern auch der Fall. So stark, wie mit Pischek ging es aber bis jetzt nie, daher hiesige Lokalblätter öfters sich in Witzen darüber auslassen. Die Lebrun aus Dresden soll engagirt werden.

Aus dem Herzogthum Nassau, im April.

In der Nacht vom 14. auf den 15. d. M. starb zu Langenschwalbach nach wechselvollen und wechsellosen Schicksalen der so Manchen in Nähe, als Ferne wohlbekannt gewesene, langjährige Redacteur der „Aurea", Hr. v. Pöckelsheim. In Bezug auf seine literarischen Leistungen ließ sich von ihm mit Recht sagen: „le style c'est l'homme." Der Stiel (Styl) war da, nur die Blätter, Blüthen und Früchte fehlten. Im Uebrigen war er so kein dürftiger Cyniker, wie man wohl, seiner Erscheinung und ganzen Lebensweise nach, zu glauben veranlaßt gewesen wäre. Er verstand „die Kunst", wenn nicht reich, doch „vermögend zu werden", und zwar durch Armuth. Für den Alterthumsfreund befinden sich manche interessante Sachen in seinem Nachlasse. (Hr. v. Pöckelsheim war nämlich nicht nur ein fleißiger Sammler von Abonnenten, sondern auch von Alterthümern.) Ihm werde dieselbe Ruhe, welche nunmehr die neun göttlichen Musen vor ihm haben!

Frankfurt a. M., 12. April.

Es ist gewiß ein preiswürdiges Streben der Gegenwart, die interessanten Forschungen der höheren und ernsteren Wissenschaften auch den Dilettanten dieser Fächer durch passende Darstellung zur näheren Kunde und zum klaren Verständnisse zu bringen. Freilich aber wird in der populären Auseinandersetzung wissenschaftlicher Lehren nicht immer der richtige Weg getroffen, und darum begrüßt der Freund ächter Volksbildung mit inniger Freude jedes Werk, das in dieser Hinsicht den Anfoderungen entspricht, welche man in Bezug auf Form und Inhalt an ein Buch, das allgemein verständlich seyn soll, zu machen berechtigt ist. In dieser Weise ist kürzlich die astronomische Literatur sehr angenehm durch folgendes Werkchen bereichert worden:

„Sonne, Erde und Mond. Astronomische Elementarlehren, faßlich dargestellt von Dr. J. J. J. Hoffmann, k. b. Hofrathe, Director des Lyceums zu Aschaffenburg, Professor der Mathematik und Physik ꝛc. Aschaffenburg, 1845. Verlag von Th. Pergay (C. Keeds)."

Diese Schrift, welche wir mit wahrer Befriedigung gelesen haben und den Bewunderern des gestirnten Himmels auf's beste empfehlen können, vereinigt in sich mancherlei Vorzüge. Zuvörderst verdient die Faßlichkeit der Darstellung ehrenvoll erwähnt zu werden, eine Eigenschaft, auf welche, wie bei mathematischen Scheriften überhaupt, so bei astronomischen im besonderen ein großes Gewicht zu legen ist. Der Verfasser hat sich bemüht, das Wesentlichste des Inhaltes jedes einzelnen §, deren die ganze Schrift 174 enthält, mit Umgehung aller unnützen Weitläufigkeit, in verständlichen Worten auszudrücken, eingedenk vermuthlich der bekannten Wahrheit, daß allzu wortreiche Entwickelungen nur selten klare Erörterungen sind. Dieses Streben nach Klarheit ist ihm in hohem Grade gelungen. — Obwohl ferner bei Erfahrungswissenschaften ein System, im strengsten Sinne des Wortes, nicht statt finden kann, so muß doch bei Entwerfung einer derartigen Schrift das Streben des Autors darauf gerichtet seyn, dem Ideale einer systematischen Darstellung möglichst zu entsprechen. Man sieht, daß der Verfasser des genannten Werkes, von dieser Ansicht geleitet, sich bemüht hat, die astronomischen Elementarlehren in zusammenhängender Ordnung so vorzutragen, daß sich dieselben ungezwungen einander anreihen, das Blos Scheinbare von dem wirklich Bestehenden überzeugend geschieden und zugleich auch der physische Grund der Erscheinungen erkannt werden kann. Um dieses möglich zu machen, hat er das Nöthigste aus der Lehre vom Lichte, von den Kräften überhaupt, von dem Pendel und von der Centralbewegung gehörigen Ortes eingeschalten und bei Entwickelung dieser Lehren mit leichter Faßlichkeit eine wissenschaftliche Gründlichkeit zu verbinden gewußt. Wegen dieser und anderer Vorzüge der Schrift können wir nicht umhin, den Wunsch des Verfassers zu theilen, daß diese Anleitung zur Elementar-Astronomie in den Händen Vieler einen wirksamen Beitrag zur Verbreitung jener Geist und Gemüth erhebenden Wissenschaft bilden und mit gleichem Wohlwollen aufgenommen werden möge, wie die seit drei und dreißig Jahren erschienenen übrigen Schriften des hochverdienten und trefflichen Gelehrten. Noch bemerken wir, daß dem Buche zur Veranschaulichung der erörterten Wahrheiten 10 Tafeln mit 106 saubere entworfenen Figuren angefügt sind. Dr. H.

Theater-Anzeige.

Freitag, 17. April. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Letzte Gastrolle) Amine: Mad. Palm-Spazer.

Samstag, 18. April. (Zum Erstenmale wiederholt — mit Abänderungen und Abkürzungen): Die schwarzen Jäger, große Oper in 3 Abth., von G. Wilhelm, Musik von H. Reed.

Sonntag, 19. April. Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten, nebst einem Vorspiel: der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian; deutsch von Deärler-Manfred. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 108. Sonntag, den 19. April 1846.

Bilder aus dem Erzgebirge.

Von Max. Rocenheyn.

(Fortsetzung.)

Gerade an demselben Tage hatte der junge Ehrenfried, die Noth seiner Eltern sehend, bei den geringen Hoffnungen sich entschlossen, auch ins Feld zu ziehen, ein Handgeld zu nehmen und dieses vorerst zur Unterstützung seiner Eltern anzuwenden. Dann wollte er den Ehrentod suchen oder — blinkte ihm sein Glücksstern! — durch die Zeit von seinem Liebesschmerze geheilt, zu den väterlichen Bergen heimkehren. Als nun die geliebte Mutter nach dem Abendsegen entschlummert war, küßte er leise ihre treue Mutterhand, rief der lieben Hütte ein banges Lebewohl zu und eilte nach dem Werbehause hin.

Hier hatte noch der Berggeist die Gestalt des furchtbaren Wachtmeisters anbehalten, und sein Scharfblick durchschaute des Jünglings Herz. Er nannte den Eintretenden bei Namen, und Ehrenfried erschrak, so daß er nicht zu reden vermochte. „Komm," sagte der Werber in mildem Tone, „ich habe Dich längst erwartet. Was verlangst Du für ein Handgeld?"

„Zwei Goldgulden, Herr," rief dieser aus, „und ich bin Euer auf Tod und Leben. Das Geld ist nicht für mich, nur für meine armen lieben Eltern, denen zu Liebe ich den Bergbau und meine Heimath aufgebe."

„Das ist ein sonderbares Geld," brummte der Wachtmeister. „Doch sey es, unter einer Bedingung. Ich weiß, Du hast Selma lieb gewonnen. Solche Marketenderinnen brauchen wir in unserm Soldatenstande. Hole sie Dir, und doppelt sey Dein Lohn. Du kannst Dein Glück machen. Da, nimm mein Roß und meine Rüden, wirb um die Braut, und morgen seyd Ihr Mann und Frau und ich Euer gehorsamster Gevatter."

Ehrenfried bebte. „Nein," rief er, „nein, das geht nicht. Um diesen Preis erwerb' ich mir Selma nicht. Sie soll ehrlich erkämpft, nimmermehr geraubt seyn."

Der Wachtmeister erwiederte lachend: „Thörichter Schalk! bleib' ein gemeiner Lanzenknecht, und Selma — wird Neidhart's Frau."

„Neidhart's?" fragte Paul erstaunt und bebend vor Schmerz. Aber er faßte sich bald und entgegnete in Ruhe: „Gut, so bleib' ich doch lieber in Ehren arm und unglücklich. Will ich doch brav seyn und meinen Eltern leben."

Und er leistete den Handschlag der Treue.

Da wimmerte etwas vor der Thüre und kam lauter und lauter dem Wachthause näher, und Neidhart stürzte leichenblaß hinein, die Rechte hoch emporgehoben. Je näher er nämlich Ehrenfried's Hause gekommen war, als dem Ziele seines Bubenstreichs, desto wärmer und immer heißer war das Goldstück in seiner Hand geworden, bis es glühend ihn brannte, gleich dem Oel der Hölle.

„Nimm die Pein von mir! erbarme Dich meiner!" brüllte der Eingetretene, „und gern willige ich in Alles ein, was immer Du befiehlst."

„Es sey," erwiederte Oronomossan, ihn mit dem Schwerte berührend.

Und Neidhart stand, von seinem Schmerze befreit, mit Pickelhaube und Hellebarde versehen, als neuer Rekrut da.

Unterdessen schlummerte Selma noch in ihrem Kämmerlein. Süße Träume umgaukelten sie, denn sie erblickte Ehrenfried tief im Schachte, wie er so eben den Anbruch einer Silbermine entdeckt hatte, und frohes Entzücken durchpulsete ihr Herz. Da klopfte Jemand an die Thüre. Und herein trat ein ehrwürdiger Priester, dessen Gestalt der Berggeist angenommen, an seiner Seite der junge Ehrenfried.

„Ich komme," sprach Oronomossan, „Dich zu trösten, junges Kind! Dein alter Freier Neidhart ist so eben nach Böhmen abmarschirt. Ich soll ihn Dir ersetzen."

Selma erblaßte, aber der Berggeist fuhr lächelnd fort: „Ja, gutes Kind, ersetzen. — Sprich, willst Du mit diesem Armen hier zufrieden seyn?"

Er nahm ihre Rechte und legte sie in des freudetrunkenen Bergmanns Hand.

„Jetzt laßt uns zum Vater gehen, auf daß er euch segne," sprach der Priester. „Wohl bedarf er Deiner Hülfe, mein Sohn. Und Deine Liebe, Tochter, wird den Winter seines Lebens ihm zum Frühlinge machen."

So ging er zurück mit Selma und dem glücklichen Paul durch den dunkeln Forst und kam an des alten Ehrenfried's Grubenhütte; und da Niemand darinnen war, betraten sie die Fahrt in den Schacht, voran der Priester, und Selma faßte ein Herz und stieg mit Paul nach. Jetzt hatten sie die Tiefe erreicht und sahen den biedern Alten, wie er im Kreise seiner Mitarbeiter knieend ein Dankgebet anhob, um sein Tagwerk weiter fortzuführen.

„Glück auf!" rief er, als er die Fremden bemerkte. „Ein reicher Silberanbruch zeigt sich mir. Der Herr hat die Seinen gesegnet."

Er eilte auf seine Kinder zu. Der Priester war plötzlich verschwunden, doch, wo er gestanden, leuchtete noch ein heller Glanz. Der erhellte die Wand, und es schien, als ob sich ein Silberbaum an ihr bilde. Und immer heller und bunter ward der Schein, und in diesem magischen Lichte stand der Berggeist in Riesengröße vor ihnen.

„Seyd fromm und wacker," rief er ihnen zu, „und der Silberblick des Glückes wird sich euch stets zeigen."

Er winkte ihnen mild einen Abschiedsgruß zu und schwebte im Zauberlichte an ihnen vorüber. Der Silber-Zauberbaum war geblieben; ein reicher Anbruch lag am Orte. Der Verlobten Entzücken ward aber noch gesteigert, als an demselben Abend der Prie-

Digitized by Google

ster des Ortes das Testament von Selma's Vater öffnete, nach welchem es sich auswies, daß dieser Berg mit der Grube an Selma vererbt sey.

(Fortsezung folgt.)

Der politische Roman.

Ein eigenthümliches und unmittelbares Erzeugniß der Gegenwart ist der politische Roman, wenigstens in der Ausbildung und Bedeutung, welche er sich gegenwärtig vindicirt. Es ist diese Literaturrichtung der diametrale Gegensatz des sinnlich erotischen Elements, wie es sich in den zwanziger Jahren in den allgemein gefeierten Schriften von Clauren, van der Velde, de la Motte Fouqué — hier mit einem romantischen Zusatz vermischt — Tromlitz und Anderer ausspricht. Die Intrigue als Hauptsache tritt zurück und wird einem äußerlichen Zwecke dienstbar, der sich in der neuesten Zeit etwa als politisch-sociales oder als social-religiöses Element formuliren läßt. Man hat hierin vom ästhetisch-kritischen Standpunkt einen Mißbrauch der Poesie und eine Ausartung des Romans erkennen wollen, etwa wie man auch auf der Bühne die Tendenzstücke hart anließ. Man wolle uns verzeihen, wenn wir darüber mit den Aesthetikern nicht weiter in schöngeistigen Streit gerathen; wir, von unserem politischen Standpunkte aus, dürfen kein — anders gesetzliches — Mittel verschmähen, um eine Propaganda der Idee zu befördern. Daß nun aber dafür Kunst und Poesie durchaus geeignete Mittel sind, hat die neueste Zeit zur Genüge dargethan. Die Geschichte der Literatur kennt keine Epoche, in der irgend ein Werk in gleich schneller Zeit einen so gewaltigen und folgenreichen Eindruck hervorgerufen hätte, als die Sue'schen Romane: „Les mystères de Paris" und „Le juif errant". Ein gleich gewaltiger Einfluß beginnt sich bereits in der Pariser Bühnenwelt zu entwickeln, nur daß dieser, um der äußeren Gestaltungen unseres Theaters willen, in geringerem Grade zu uns herüberreicht. Möge demnach der Aesthetiker darüber denken, wie er wolle, der politische Roman ist da, ist ein fait accompli und wird vom Politiker so lange benutzt werden, als jene Form sich überall einflußreich zu behaupten vermag.

Für Deutschland ist die Bedeutung des politischen Romans noch ganz besonders anzuerkennen. Bei den vielfachen Schwierigkeiten, die sich der Wirksamkeit des Journalismus entgegenstellen, ist er diejenige Form, in der sich politische und sociale Wahrheiten noch am freimüthigsten aussprechen lassen. Insofern man aber das sinnlich-anschauliche Element der Erzählung dabei veranschlagt, ist die Romanform unbedingt die vorzüglichste und überwiegt den leitenden Artikel bei weitem. Besonders gilt dies da, wo die große Masse zum höhern politischen Bewußtseyn erst erzogen werden muß und dabei eher durch eine gefällige Form gewonnen wird, als durch die unvermeidliche Trockenheit strenger wissenschaftlicher Darstellungen. Wir berufen uns auf die tägliche Erfahrung. Wer in den Zeitungen nur HeirathS- oder Todes-Anzeigen liest, in einer politischen Brochüre sich mit der Vorrede begnügt, vor einem umfangreichern Werk zurückschaudert — der stürzt sich nicht selten mit Begierde auf den dickbändigsten Roman. Der Roman dringt dahin, wo man Zeitungen, Brochüren und Bücher kaum dem Namen nach kennt.

Diese Bedeutung des politischen Romans und insbesondere der Einfluß, welchen er auf eine Zeit üben kann, die ihn eigentlich erst für sich geboren hat, verlangt andererseits die größte Sorgfalt in seiner Vervollkommnung. Hier aber zeigt es sich, daß jene Gattung wesentlich noch in ihrer Kindheit liegt. Entweder die Dichter waren keine Politiker, oder die Politiker waren keine Dichter. Daraus entsprang Zweierlei, bald ein gewöhnlicher Roman, mit allerlei politischen Hieben, Ausfällen und Anspielungen gewürzt — und dies ist die Mehrzahl — bald ein politisches Raisonnement über alle möglichen Dinge, lose und locker zusammengehalten durch ein erzählendes Element. Beides ist kein politischer Roman. Dem ersten fehlt die politische Durchbildung, und hier muß der Dichter Politiker werden; dem andern die poetische Kraft, und hier muß der Politiker sich zum Musensohn erheben. Was ihnen aber fast sämmtlich abgeht, das ist das Leben, die Wahrheit des Lebens und die Kraft, aus jener Wahrheit herauszuschreiben. Ein politischer Roman muß nothwendig erlebt seyn, d. h. sein Verfaßer muß nothwendig mit seiner ganzen Anschauung im Leben vertieft, in alle Getriebe des Staatsganzen eingeweiht, er muß Geschäftsmann, Diplomat und Gelehrter zugleich seyn. Legt man sich die Dinge aus der Phantasie, aus Büchern und Zeitungen zusammen, dann kann man vielleicht ächt pikante Situationen bringen, man kann hier und da einen Sonntagsnachmittags-Leser unterhalten, aber man wird nie einen nachhaltigen Einfluß auf's Volk gewinnen.

Und Das ist es, woran unsere deutschen politischen Romane kranken! Niemand wird Sue von krassen Uebertreibungen freisprechen; aber das hindert die Gesammtanerkennung durchaus nicht. Sue schaut das Leben im Ganzen und Großen mit klaren praktischen Blicken an und fesselt zugleich durch den immer spannenden Gang seiner Erzählung. Er fürchtet sich vor keinem Genre, außer dem bekanntlich schlechtesten, dem langweiligen. Darin liegt sein gewaltiger Einfluß. Die deutschen Romane sind gerade im Gegentheil langweilig, und das ist bei einem politischen Roman dreifacher Tod.

Wir wollen hiermit nicht Alles, wie man zu sagen pflegt, über einen Kamm geschoren haben. Es gibt ehrenvolle Ausnahmen; jedoch im Ganzen und Großen erscheint uns die Richtung die gezeichnete.

(Berl. Ztg.)

Eine deutsch-katholische Confirmation.

† (Offenbach a. M., 15. April.) In den jüngst verflossenen Tagen feierte die hiesige deutsch-katholische Gemeinde zwei bedeutungsvolle Momente: erstens die Prüfung der Confirmanden — fünf Knaben und zweier Mädchen —, und zweitens die am ersten Ostertage erfolgte Einsegnung und Aufnahme dieser jungen Christen in den Verband der deutsch-katholischen Kirche. — Die Religions-Prüfung der Kinder war um so interessanter und für alle Gemeinde-Angehörigen um so wichtiger, als der Geistliche derselben, Hr. Pfarrer Keilmann, hier zum ersten Male der Gemeinde gegenüber Gelegenheit hatte, die Grundsätze zu entwickeln, nach welchen er der Jugend das hochwichtige Gebiet der Religionserkenntniß erschloß. Wir dürfen mit voller Wahrheit sagen, daß Hr. Keilmann seine Aufgabe zu gänzlicher Zufriedenheit der Eltern und aller Gemeindeglieder löste, und die ihm übertragene schwere Pflicht gewissenhaft und treu zu erfüllen strebte. Wenn die Früchte nur halbweg so edel und rein werden, als der Same lauter und klar ist, den Hr. Pfarrer Keilmann durch seine Lehren in die jungen Herzen pflanzte, dann wahrlich reift für die Menschheit eine goldene Saat des Segens, der Liebe und des Friedens heran, und wir sehen in vielleicht nicht ferner Zukunft die Zeit kommen, wo der Deutsch-Katholizismus wohl noch in höherem Grade gesegnet und gepriesen wird, als man ihn in bewußtloser Unvernunft, aber auch in bewußtvoller Böswilligkeit verlästert hat und leider noch verlästert. — Wie wir vernehmen, beabsichtigt Hr. Pfarrer Keilmann — der, im Vorbeigehen gesagt, wohl mit zu den scharfdenkendsten, klarbewußtesten und thätigsten Geistlichen gehört, welche die deutsch-katholische Kirche besitzt —, seine Lehrgrundsätze, zunächst für seine Schüler, dem Druck zu übergeben, und wir enthalten uns deßhalb, hier ein Näheres darüber mitzutheilen. — Wahrhaft erschütternd war aber der Act der Confirmation der Kinder. Als

Digitized by Google

der Geistliche mit aus vollem Herzen kommenden und tief zu Herzen gehenden Worten die Kinder nochmals auf den bedeutungsvollen Wendepunkt ihres Lebens aufmerksam machte, wo die Verantwortung der Eltern und Lehrer für ihre Handlungen aufhören müsse und sie selbst für ihr künftiges Thun und Lassen Rede zu stehen und Rechenschaft zu geben hätten; als er ihnen nochmals die Pflichten, welche sie als Menschen, als Staatsbürger, als Christen zu erfüllen hätten, an's Herz legte; als er ihnen vor Allem Liebe empfahl, Liebe gegen die ganze Menschheit ohne Unterschied der Religionsrichtung, in welcher der Zufall den einzelnen Menschen geboren werden ließ; als er die Eltern aufforderte, fortwährend wachsam zu seyn auf den Wandel und die sittliche und geistige Weiterentwickelung ihrer Kinder, um sie aufzurichten und zu unterstützen, wenn sie auf dem Pfade des Rechts und der Pflicht wanken sollten; als die Kinder an den Stufen des Altars niederknieten und der Geistliche aus tiefbewegter Seele den Segen des allmächtigen Gottes auf sie herabflehte, auf daß sie erstarken möchten zur Nacheiferung unseres Heilandes in einem heiligen Leben, auf daß sie durchdrungen würden von dem heiligen Geiste der Wahrheit und der Liebe, durch welchen es allein nur möglich sey, die Bestimmung des Menschen — seine Wiedervereinigung mit Gott — zu erfüllen: da blieb wohl in dem weiten, gedrängt vollen Betsaal auch nicht ein Auge thränenleer. Die darauf folgende Abendmahlsrede war nicht weniger tiefempfunden und herzerhebend, und wir dürfen wohl sagen, daß die Feier des heiligen Abendmahls selten würdiger und heiliger begangen worden ist. Es bleibt zu bedauern, daß sich so viele Hunderte von Menschen wegen der Beschränktheit des Raumes wieder entfernen mußten, ohne an dieser hehren Feier Theil nehmen zu können, und da den Deutsch-Katholiken der Mitgebrauch der evangelischen Kirchen immer noch versagt bleibt, so wird das Bedürfniß eines eigenen Bethauses immer dringender und unabweislicher. Wie wir aus sicherer Quelle wissen, ist der Vorstand der hiesigen deutsch-katholischen Gemeinde auch stark mit den Einleitungen zu einem Bethausbau beschäftigt. Es fehlt freilich noch gar sehr an den erforderlichen Geldmitteln; aber die Liebe für die deutsch-katholischen Brüder wird sich, wie wir hoffen, als eine gute Baumeisterin erweisen und es an den nöthigen Unterstützungen nicht fehlen lassen.

Das Papierlied.

So viel auch der Novitäten aller Art die Sonne eines jeden neuen Tages bescheint, so ist doch das Originelle und wirklich Neuerfundene oder wenigstens in einer neuen Form Erscheinende selten. Solche Neuigkeiten erregen nach Verhältniß der Sache mehr oder minder Aufsehen. Zu ihnen glauben wir auch das eben erschienene Papierlied zählen zu dürfen, eine Humoreske für eine Singstimme mit Begleitung von Pianoforte oder Guitarre, gedichtet und componirt von Friedr. Ferd. Franz. Verlag von F. J. Steiner in Neuwied. (Preis 42 kr.) Der Verfasser widmet sein nicht nur dem Namen, sondern der Wahrheit nach humoristisches Lied einer satyrischen Lobrede des Papiers, diesem „Sohne des Zeitgeistes und der Lumpen.“ Er sagt:

Die Menschheit ist wie du beschaffen,
Die gern sich selbst vergötternd preist;
Nicht viel Genie, dafür viel Affen,
Viel Lumpen und nur wenig Geist.

Hierauf vergleicht er die verschiedenen Sorten und Formate des Papiers mit den verschiedenen Ständen und den mancherlei Individuen der menschlichen Gesellschaft, läßt Beides parallel mit einander laufen und findet dabei Gelegenheit, seinen schlagenden Humor zu entfalten und die Thorheiten der Zeit zu geißeln. Zuerst kommt das Makulatur und Tütenpapier an die Reihe, denen er die niedern Menschensorten zur Seite stellt, dann das Tapetenpapier. Es ist von grober Substanz,

Und doch mit allem Farbenschimmer
Und schönen Mustern übermalt,
Seht, wie im reichgeschmückten Zimmer
Die herrliche Tapete strahlt!

Seht auch das schmucke Herrchen prangen,
Wer glänzt in den Salons wie Er,
Mit schönen Kleidern rings behangen,
Doch leer im Kopf, im Herzen leer!

Dann folgen die Actendeckel und das Conceptpapier, und von dem letzteren heißt es:

Die Menschheit ist es, die im Schweiße
Des Angesichts sich redlich nährt,
Ermüdet nie in ihrem Fleiße,
Nicht mehr als Salz und Brod begehrt.

Noch eine Stufe höher gelangen wir zu dem zahlreichen Geschlechte des Schreib- und Druckpapiers, sowie des zum Zeichnen und zu Registern, vergleichbar den ehrlichen Philistern, deren Fleiß und Ordnungsliebe die Welt zusammenhalten, die wohl mitunter auch ein wenig schimpfen und raisonniren, aber immer mit Verstand und mit der gehörigen Mäßigung. Die Verse, welche nun folgen, sind zu pikant, als daß wir sie unsern Lesern vorenthalten könnten:

Wer sieht noch glänzende Metalle
Auf Börsen? O, man drängt sie fort!
Banknoten, Wechsel fordern Alle:
Papier ist jetzt das Losungswort.
Staatsschuldschein, wunderlicher Hebel,
Der Alles in Bewegung setzt,
Mit dem die Politik in Nebel
Zu hüllen weiß die Welt von jetzt!
Coupons und Bons und Assignaten,
Metalliques, Actien dort und hier!
Die Welt ist in's Papier gerathen,
Die Menschen selbst sind von Papier,
Das Schlachtfeld ist es, wo im Kampfe
Die Menschheit sucht jetzt ihren Werth,
Wo Dintenluft statt Pulverdampfe,
Preßbengel, Feder, statt dem Schwert.

Endlich kommen die feineren Sorten, das Post-, Damen- Brief- und Seiden-Papier an die Reihe, und hier ist die Schilderung unserer liebenswürdigen Galants und poetischen Damen, unserer Hofjunker und Stutzer ganz besonders gelungen; doch erlauben wir uns die Mittheilungen weiterer Verse nicht, da der witzige Verfasser uns sonst zu Leibe gehen und wegen all zu kühner Compilation vor sein Tribunal ziehen könnte. Auch wollen wir unsern Lesern, von denen hoffentlich recht viele sich dieses Papierlied anschaffen werden, nicht vorgreifen und ihnen die Freude der Ueberraschung nicht verderben. Es sey nur noch bemerkt, daß in der zweiten Hälfte der vorliegenden Humoreske die verschiedenen Formate des Papiers in gleicher Weise verhandelt werden.

Zuletzt Grandmonde das Ungeheuer,
Will doch noch mit Gewalt heraus,
Papier [illegible] schließt das Geleier,
Die Lumpenherrlichkeit ist aus!

Dieser geistreiche Scherz ist ganz geeignet, in geselligen Kreisen vorgetragen zu werden, und wird gewiß zur Erheiterung beitragen. Auch ist es nicht eben nöthig, dies Lied zu singen, da es eben so viel und vielleicht noch mehr Effekt macht, wenn es gut gesprochen wird. Es giebt bei uns zu wenig Leute, welche sich auf den Vortrag eines solchen Liedes, der durchaus in der französischen Vaudeville-Manier gehalten seyn müßte, verstehen, während dagegen gute oder doch wenigstens erträgliche Sprecher sich schon eher finden. Der Werth der hier gebotenen Gabe wird durch

Digitized by Google

die Verzierungen und Vignetten des Titelblattes, die sich dem Texte anschließen, noch erhöht, und somit dürfen wir dies Papierlied als seiner Aufgabe vollkommen entsprechend und als eine recht erheiternde Spende des Humors bestens empfehlen. Schließlich bemerken wir noch, daß der Dichter und Komponist, Hr. Fr. Ferd. Franz aus den edeln Künsten der Muse nicht Metier macht, sondern ein Papierreisender ist und demnach eben so viel Selbstverläugnung als gute Laune besitzt.

Frankfurter Theater.

Das Interesse der Oper: „die Hugenotten" wurde durch die Mitwirkung der Sängerinnen Mad. Palm-Spatzer und Reuther-Gundy noch erhöht. Mad. P.-Sp. gab die Königin mit einer Nobleffe, welche ihr angeboren scheint, da dieselbe sie selbst in der Darstellung als Amine nicht verläßt. Eine schöne Persönlichkeit mit edler und weiblicher Haltung verbunden, sind die äußeren Vorzüge dieser Frau und beide wußte sie in dieser Partie geltend zu machen. Ihrer Vorzüge als Künstlerin haben wir bereits gedacht, und als solche, im ächten Sinne des Worts, bewährte sie diese auch heute. Was Mad. P.-Sp. bis jetzt am meisten in die Gunst des Publikums gestellt, ist die Ruhe und Sicherheit in ihren Darstellungen und (trotz dem Feuer der italienischen Schule) alles Verschmähen nach Uebertreibung und Effect. Dieses Lob können wir Mad. Gundy, trotz dem Metall und dem Umfang ihrer kolossalen Stimme, nicht ertheilen, ja es scheint fast, daß eben dieser Reichthum an Stimme sie zur Verschwenderin macht. Diese schon öfter berührte Schattenseite trat heute um so mehr hervor, da wir in der Darstellung der Valentine bisher an einen zum Herzen sprechenden Gesang und an ein anspruchsloses Spiel gewohnt waren. Wir sahen hier mehr ein von Leidenschaft erregtes Weib, als „eine Blüthe der Mädchen", wie sie Raoul in seiner ersten Romanze mit Violon d'amour schildert. Wir verkennen durchaus nicht die Vorzüge dieser Sängerin, die sie vorzugsweise zu hochtragischen Partien eignen, und ihre Medea, die größtentheils aus gelungenen Momenten besteht, wird bei uns stets in gutem Andenken bleiben, allein die Auffassung der Valentine scheint uns verfehlt. Auch setzt Mad. Gundy durch willkürliche Ritardationen und Veränderungen der Tempi Orchester und Mitsänger nicht selten in Verlegenheit, was sich besonders in dem großen, mit allzu viel Prätention gesungenen Duett mit Marcel bekundete. Namentlich unschön und zur schreienden Dissonanz wurde das Portamento auf dem dreigestrichenen C, und zwar durch Forcirung der Stimme, worauf Mad. G. etwas zu großen Werth legt. Indem wir diese Sängerin wohlmeinend darauf aufmerksam machen, zweifeln wir jedoch nicht, daß unsere Oper in Mad. G., sobald sie ohne Uebertreibung in ihrer Sphäre wirkt, eine sehr gute Acquisition gemacht hat. Sie wurde mit Mad. Palm-Spatzer berufen. In Hrn. Anschütz sahen wir, besonders in Bezug auf nüancirtes Spiel, einen vorzüglichen Revers. Die Rollen des Raoul und Marcel gehören bekanntlich zu den besten Leistungen der Herren Cheudimsky und Conradi, und größtentheils diesen verdankt diese Oper ihre Stabilität auf hiesiger Bühne. Hr. Roth (St. Bris) ging mehr als gewöhnlich aus sich heraus. Fräul. v. Knoll war als Page ganz besonders disponirt und die Chöre gingen (bis auf den Rataplan-Chor der Hugenotten) exact und feurig. Das Orchester — semper idem.

Korrespondenz.

Berlin, 13. April.

Der Lind-Enthusiasmus oder vielmehr das hitzige Lind-Fieber hat sich jetzt gelegt, ja es ist dem Enthusiasmus sogar eine gewisse Kälte und Mißstimmung gefolgt. Die Berliner sind wunderliche, exaltirte Leute. Erst erheben sie zu Götzen, die sie nachher bald wieder fallen lassen. Eine Zeit lang glaubten viele Engagirte, gar nicht existiren zu können, wenn sie die Lind nicht gehört und gesehen; man zahlte das Vier- und Sechsfache für die Operndillets; man drängte und stieß sich, ja setzte sich recht eigentlich wahrer Lebensgefahr aus, um nur die Gefeierte zu sehen, und nun zieht man über sie her. So viel ist gewiß, daß man die recht brave Künstlerin bedeutend überschätzt hat. Sie hat wohl Wackeres geleistet, aber sich zu rechter Zeit zurückgezogen, weil sie wohl merkte, daß man sie zu Rollen trieb, denen sie nicht gewachsen war. Einen sehr schlechten Eindruck hat es gemacht, daß sie ihr Versprechen, für das Friedrichsstift zu singen, nicht gehalten hat. — Vielen Beifall findet hier noch immer die Gesellschaft der Herren Cuzent und Lejars, welche mit ihren liebenswürdigen Damen, namentlich der reizenden Laura, im Circus auf dem Dönhofsplatz in der That in der höheren Reitkunst das Unglaubliche leisten und vorzüglich durch Grazie und Anstand sich auszeichnen.

Stuttgart, 14. April.

Die hiesige Gasbereitungs-Gesellschaft ist, was allerdings zu gleicher Zeit in ihrem eigenen Interesse liegen mag, den ihr in Betreff der Einrichtung und Ausbreitung der Gasbeleuchtung über unsere Stadt ertheilten Aufträgen, der Zeit nach, ziemlich weit vorausgeeilt, und es ist nun die Beleuchtung mit Ausnahme der Nebenstraßen der äußeren Stadt und den ganz entfernt von den Thoren gelegenen Stadttheilen über ganz Stuttgart verbreitet, mit Einem Wort, die Zahl der Gasflammen, die hier allabendlich brennen, ist bereits weit größer, als sie nach dem Vertrag mit der Stadt bis jetzt seyn müßte. Dazu kommt noch, daß die Aufträge zur Beleuchtung von Privatlokalen durch Gas sich weit über alle Erwartung mehren und zugleich die Einrichtung zur Gasbeleuchtung im neuen k. Hoftheatergebäude und andern Hofgebäulichkeiten getroffen werden, woraus sich eine bedeutende Thätigkeit in diesem neuen Industriezweige ergibt, der solcherweise eine Menge von Leuten beschäftigt. Wie es bei solchen neuen Anstalten fast immer der Fall, wo gar viele Erfahrungen erst gemacht werden müssen, wo neue unerfahrene Leute einzuschulen sind, während hier noch namentlich mit Terrainschwierigkeiten zu kämpfen war, kamen Anfangs einige Unregelmäßigkeiten vor, worüber von den vielen Feinden des Etablissements und anderen Leuten ein gewaltiges Geschrei erhoben wurde. Dieses ist aber jetzt nicht nur völlig verstummt, sondern die Anstalt erfreut sich auch eines steigenden Zutrauens, das sich, wie oben bemerkt, dadurch kund gibt, daß die Aufträge von Privaten in solchem Grade sich mehren, daß mit angestrengtester Thätigkeit nicht allen schnell genug genügt werden kann. Auch mit den Preisen kann man hier vollkommen zufrieden seyn. Zwar wollte der „Merkur" vor einiger Zeit behaupten, die Karlsruher hätten weit billigere Bedingungen als die Stuttgarter; es ist dies jedoch widerlegt und dargethan worden, daß der Fall umgekehrt ist. Es wird nämlich hier für 1625 Brennstunden 23 fl. bezahlt, während in Karlsruhe für 1200 Brennstunden 20 fl. bezahlt werden muß. Die Consumtion der Brennstunde ist hier wie in Karlsruhe auf $4^1/_2$ engl. Kubikfuß Gas berechnet. Somit zahlt die Stadt Karlsruhe für 800 Flammen 1875 fl. jährlich mehr, als die Stadt Stuttgart für die gleiche Anzahl Flammen bei gleicher Gasconsumtion. Es ist daher sehr natürlich, daß die hiesige Gesellschaft auch auswärts sich immer mehr Freunde erwirbt und bereits die Stadt Augsburg zur Beleuchtung übernommen haben, mit Nürnberg aber desfalls in Unterhandlung stehen soll. Ein Hauptmißstand der hiesigen Gasbeleuchtung in den Straßen, an welchem indeß lediglich die von der Stadt selbst gestellten Bedingungen schuld sind, nämlich, daß die Laternen nur bis 12 Uhr brennen, soll jetzt auf Antrag der Gesellschaft beseitigt werden, ohne daß die Stadt mehr zu verausgaben hat, als bisher in dem Budget für die Beleuchtung vorgesehen war, und zwar dadurch, daß die eine Hälfte der Laternen schon um 12 Uhr erlischt, wogegen die andere Hälfte die ganze Nacht hindurch brennt, was bisher nur mit einigen wenigen der Fall war.

Auflösung der Charade in Nro. 106:

Wohlthat.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. April. (Zum Erstenmale wiederholt — mit Abänderungen und Abkürzungen): Die schwarzen Jäger, große Oper in 3 Abth., von G. Wilhelm, Musik von H. Reeb.

Sonntag, 19. April. Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten, nebst einem Vorspiel: der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian; deutsch von Dräxler-Manfred. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 109. Montag, den 20. April 1846.

Bilder aus dem Erzgebirge.

Von Max. Rocenheyn.

(Fortsetzung.)

2.

Die Erfindung der Spitzenklöppelei.

1.

Bist Du, mein lieber Leser, in dem Hauptsitze sächsischen Gewerbfleißes, in Chemnitz, gewesen? Du wirst mir alsdann Recht geben, wenn ich behaupte, es bilde einen förmlichen Gegensatz von Freiberg, von welchem unsere erste Sage gehandelt. Wie Du hier ein beständiges Pochen, Hämmern und Stampfen unter der Erde wahrnahmst, so dort oberhalb derselben, unmittelbar in der Stadt selbst. Kein Wunder! denn fast jedes Haus in Chemnitz ist eine Fabrikstätte. Neu für Dich dürfte hier aber wohl der Besuch einer der Spitzenfabriken seyn, an denen die Stadt so überreich ist. Da werden Dir Spinnmaschinen gezeigt, in welchen 20,000 Spindeln sich durcheinander bewegen und die gleichwohl nur von drei Menschen geleitet werden. Aber größer noch als die Künstlichkeit dieser Maschinerien ist die Geschicklichkeit der Arbeiter selbst. Dies gilt vornämlich von der Spitzenklöppelei, die hier recht eigentlich zu Hause ist. Schon die Fertigung der groben Spitzen, bei welcher die Frauen der Bergleute und Köhlerweiber 9 — 12 Klöppel handhaben, hat Bewunderungswerthes; doch wahrhaft erstaunen würdest Du, wenn Du es sähest, wie hier in Chemnitz die kostbaren Schmelzspitzen, welche aus Gold- und Silberfäden bestehen, von Frauenhänden geklöppelt werden. Und doch ist dies Alles noch nichts gegen die Bereitung der breiten Spitzen, zu welchen gegen 200 Klöppel nöthig sind, und gleichwohl arbeiten die sächsischen Mädchen so rasch und geschickt darin, daß Dir die Fertigkeit, mit welcher sie diese Menge der Klöppel durch ihre kunstgeübte Hand laufen lassen, fast Zauberei scheint. Barbara Uttmann, die Frau eines Bergmannes, soll diese Kunst im 16ten Jahrhundert eingeführt haben.

Barbara war Erottendorfs schönstes Mädchen, aber zugleich auch ein sehr unglückliches, denn ihr Vater, der Hausvogt des herrschaftlichen Hauses, war gestorben, ihre Mutter lag krank darnieder und ihr Geliebter, Liebhold, war vor kurzem als Reisiger zum Kriegsheer der Böhmen geschleppt worden, das den Ungarn entgegenstand. Wir sehen das arme Kind mit einem Korbe selbstgesponnenen Garns auf dem Rücken dem nahen Scheibenberge entgegengehen, um aus dem gelösten wenigen Gelde der leidenden Mutter eine Unterstützung zu verschaffen. Da nahete sich der Betrübten ein kleines Männlein, das rief: „Liebe Tochter, erbarme Dich mein! bin so müde. Sey so gefällig und nimm mich mit den Berg hinauf. Bist ja noch jung und rüstig und ich bin alt und schwach, wie Du siehst, und sehr, sehr müde.“ Und Barbara hatte Mitleid mit dem kleinen Bittenden und setzte das Männlein in ihren Korb und stieg den Berg hinan. Nach einer Viertelstunde hatte sie die Spitze erreicht. Hier setzte sie die sonderbare Last ab und eilte in's Thal. Aber mit jedem Schritte, den sie that, nahm der Korb an Schwere zu, so räthselhaft Solches ihr auch dünkte, und als sie das Thal erreicht hatte, war die Last zentnerschwer, so daß sie mit Mühe nur das Haus erreichen konnte und schwankend vor Ermattung der kranken Mutter entgegenfiel. Und als sie sich wieder erholt hatte mit Hülfe der Mutter, und nun nach der Ursache ihrer Entkräftung in den Korb hinein sah, Himmel! da war das Garn weg, aber statt seiner füllten schwere schimmernde Silberbarren denselben. Barbara erzählte nun, was ihr am Berge widerfahren, und die Mutter rief, die Hände zusammenschlagend:

„Das hat Oronomossan, der Zwerg vom Scheibenberge, und kein Anderer uns gethan. Der gütige Berggeist sey gelobet!“

Bald war Barbara's Glück im Dorfe bekannt. Aber Niemand beneidete sie; denn sie war so gut und lieblich, daß sie Jedermann liebte. Und bald versammelte sich um sie ein Heer von Anbetern. Ritter weit und breit huldigten ihrer Schönheit, als Königin der Gegend. Reiche Kaufleute rühmten ihre Anmuth, und Jeder, der sie nur sah, bewarb sich um ihre Gunst. Aber Barbara hörte nicht auf all' diese Huldigungen. Es war ihr, als ob Liebhold's Stimme jetzt lauter denn je! in ihrem Herzen rief: „Barbara, Dein auf ewig! und Du wolltest mich verlassen?“ und sie lächelte freudig in sich hinein, und die alte Liebe hatte obgesiegt.

2.

Da vernahm man das Gerücht, daß die Sachsen und Böhmen geschlagen seyen und daß der wilde Feind vorrücke. Rauchwolken und Aschenhaufen verkündeten sein Annahen. Alles floh vor ihm. Und auch in Erottendorf suchte man Schutz im nahen Gebirgswalde. Alles ging buntverworren durcheinander. Barbara, mit der Fortschaffung der kranken, hinfälligen Mutter besorgt, hatte an sich und an das Ihrige nicht denken können; erst im Scheibenbergerthale fiel es ihr ein, daß der Korb mit Silber nicht gerettet worden. Sie eilte zurück zur Stadt, er war eine Beute der Ungarn geworden, und mit ihm war ihr ganzes Glück dahin. Dieser Verlust, der Gedanke an die neue drückende Armuth, die andauernde schwere Krankheit der geliebten Mutter, der Anblick der Verwüstungen rundum, die Besorgnisse um den fernen Geliebten, dieses Alles erregte gewaltsam ihr Inneres. Und es ward ihr zu enge in der Thalhütte und zu enge im Herzen. Sie mußte hinaus in das Freie, und eilte in das schöne Wiesenthal hinab, wo im Buschwerke aus dem Berge ein krystallheller Quell entsprang, und hier warf sie sich nieder, übermannt von dem Drange ihrer Gefühle, und betete laut: „Oronomossan, gütiger Berggeist, der Du meine Noth und meine Liebe kennst, Herr des Gebirges, schütze Dein Kind! Nicht verlang' ich mein verlornes

Digitized by Google

Gold, Du hattest es mir gegeben, Du hast's genommen! nein, nur die Ruhe meines Herzens gieb mir wieder!" — Sie sprach's und ihre Thränen fielen in den murmelnden Quell. Der erbrauf'te und veredelte sich von Stund an durch ihre Thränen, und ist so zum heilbringenden Gewässer geworden, von ihr den Namen des „Thränenquells" führend.

Da vernahm sie Tritte hinter sich. Das Zweigwerk der Büsche theilte sich, und vor ihr stand ein Mann mit einem Stelzfuße, den Arm in der Binde haltend, der tief in sich gekehrt auf den Quell zuschritt. „Er ist's!" rief Barbara, aus dem Grase aufspringend. „Liebhold, mein Liebhold, hab' ich Dich wieder?"

„Barbara, Dein auf ewig!" war die Antwort, und das Mädchen lag schluchzend vor Freude an dem treuen Herzen ihres Geliebten.

„Ja, auf ewig Dein, Liebhold!" wiederholte die Jungfrau.

„Doch, sieh mich zuvor recht an, Geliebte!" entgegnete dieser, eine Thräne verbergend. „So schmuck, als ich vor fünf Jahren von Dir ging, komm' ich nicht wieder. Bin zum Krüppel geworden, Barbara. Wirst mit vieler Mühe mich warten müssen."

„Wie Du nur also sprechen kannst, Guter!" entgegnete Barbara, fast unwillig „Was thut die Frauenhand wohl lieber, als pflegen und warten? was wohl mit mehr Stolz, als dem treuen Kämpfer für Vaterland und Liebe treu dankbar sein Leid zu lindern? — ja, Liebhold, nun bin ich erst recht stolz geworden auf Deine Liebe!"

Und Arm in Arm wandelten sie zu der kranken Mutter zurück, und diese vergaß bei der Freude des Wiedersehens ihr eigenes Leid, und vereinte segnend das glückliche Paar.

Aber arm, wie er als Bergmann fortgezogen, war Liebhold auch heimgekehrt. Durch seine Ankunft ward die Noth des Hauses nur noch vermehrt, und die Kranke auch mit jedem Tage kränker. Darum überredete Barbara ihren Geliebten, den Scheibenberg hinauf zu steigen und die Hülfe des mächtigen Berggeistes anzuflehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dombauer.

Da seit Jahren der Kölner Dombau einen großen Theil Deutschlands beschäftiget, Nachrichten über die Vollendung einzelner Theile dieses Riesenwerkes von Zeit zu Zeit in den Tagesblättern wiederkehren und die Vollendung des Ganzen immer näher als Bild der Hoffnung stellen, so dürfte eine kurze Nachricht über die bei dem riesigen Werke aufgestellten Männer eben nicht unwillkommen erscheinen, zumal da dieselben neben ihrem Werke bisher beinahe unbekannt geblieben sind, sich wie die uralten Meister der Bauhütte in bescheidenes Dunkel gehüllt haben. Vom Jahr 1825, wo der höchstselige König das an vielen Orten baufällige Gebäude zu retten und, wie er es in der Zeit vorgefunden, neugekräftiget und gestützt der Nachwelt zu überliefern beschloß, leitete Ahlert, ein königl. Baubeamter, den Wiederherstellungsbau, welcher auch bis zum Jahr 1833 dem Baue redlich vorstand. Freilich sind in jüngster Zeit viele unberufene Kunstrichter aufgetreten, welche die Verfahrungsweise dieses Künstlers tadeln wollen, welche seiner Asche gerne Schmach bereiten möchten. Allerdings zeugen auch die Bautheile, an welchen er sein Werk begann, von einer Vereinfachung der alten Zierweise, welche in dem Ganzen, wenn es in der ältesten Bauweise vollendet seyn wird, sich stets bemerkbar machen muß; allein jener Meister konnte noch nicht an eine Vollendung, ja nicht einmal an eine genaue Herstellung des Vorhandenen denken, hatte nur die Rettung des Baufälligen, Zerbröckelnden im Auge. Die altdeutsche (gothische) Kunst war dazumal in Deutschland noch im Zauberschlafe begriffen; was in Nachahmung derselben noch geschaffen war, bestand meistentheils aus Nebelbegriffenem, aus verworrenen Zusammensetzungen alter Baugliederungen, ohne ihren innersten Zusammenhang zu ahnen. Ahlert war einer jener verständigen Meister, die dem Alten treu und kunstbeflissen nachsannen, die in diesem Fleiße die Saat bestellt haben, welche bald der Ernte entgegenreifen sollte. Wie Ahlert keine Kunst vorfand, welche ihm das Gegebene enträthseln und deuten konnte, so hatte er ferner auch keine Arbeiter, keine Steinmetzen, welche das mannichfache Pflanzenleben im Steine wiederzugeben vermochten, und so mußte er sich dann erst eine Steinmetzschule bilden, und nach und nach mit schweren Kosten die Erfahrungen sammeln, welche später das Werk rascher fördern halfen. Ahlert war nur Weniges herzustellen berufen; während der Zeit seines Wirkens war er aber stets bedacht, das Volk um ihn für den Bau zu erregen, wie die Gewaltigen im Staate für dessen gänzliche Erhaltung, an welcher man noch vielfach zweifelte, zu stimmen. In diesem Streben mag er Mehrere geweckt haben, welche damals noch dumpf am Baue vorübergingen und jetzt seine Verdienste dafür zu schmälern suchen.

Als Ahlert das Zeitliche segnete, ward Ernst Zwirner an seine Stelle berufen. Dieser Meister ist im Jahr 1802 zu Jakobswalde in Schlesien geboren. Sein Vater war Aufseher der fürstl. hohenlohe'schen Bergwerke, ein Mann, der, ob seiner Biederkeit und seiner Wissenschaftlichkeit, sich die Liebe aller Untergebenen wie seines fürstlichen Gönners erwarb und bis zu seinem Hintritte, im Jahr 1841, zu fesseln wußte. Ernst ward, nachdem er im elterlichen Hause die ersten Vorkenntnisse erhalten, auf das Gymnasium nach Brieg gesandt, welches er, nachdem er alle Klassen durchlaufen, mit der Bauschule in Breslau vertauschte. Vom Bergbau aber, den seine Ahnen stets betrieben hatten, wandte sich der Jüngling zum bürgerlichen Bauwesen, vom Baue in die Tiefe zum Baue in die Höhe, nicht ahnend, daß er einst berufen seyn sollte, das höchste Werk menschlicher Kühnheit anzugreifen. Nachdem er seine Schülerlaufbahn beendet, ging Ernst zur Prüfung nach Berlin, und bestand so wohl in selber, daß er gleich in der Oberbau-Direktion Beschäftigung fand, sich daselbst die Vorliebe der ersten deutschen Meister erwarb und besonders der väterlichen Freundschaft des Oberbaurathes Schinkel gewürdigt ward. Als sich im Laufe mannichfacher Geschäfte der Sinn und die Fähigkeit für volksthümliche deutsche Kunst in dem Jünger entwickelte, sandte Schinkel im Jahr 1828 seinen jungen Freund nach Kolberg, um dorten ein merkwürdiges alterthümliches Rathhaus vor dem Verfalle zu retten. Durch Altmeister Schinkel war zwar der Plan angedeutet, aber der Jünger hatte ihn zur Reife durchgearbeitet und erneuerte jetzt das alte Gebäude, von welchem nur einige denkwürdige Wände stehen blieben, mit Umsicht und Sachkenntniß, dergestalt, daß die Stadt bald mit Stolz auf das erhaltene neugekräftigte Gebäude schaute. Acht Monden in Kolberg verweilend, lernte Zwirner seine nachmalige Gattin, Agnes Lehmann, die Tochter eines Obristen, kennen, mit welcher er sich, aus Kolberg scheidend, verlobte. In Berlin wieder auf frühere Weise beschäftigt, dachte der junge Meister schon daran, sich nahe seiner Heimath, seiner Verwandten, seinen Herd zu gründen, als ihn im Sommer 1832 ein ernsterer höherer Beruf als Dombaumeister nach Köln versetzte. Schinkel, dem zunächst dem hochseligen Könige der Ruhm der Erhaltung des vorhandenen Dombruchstückes gezollt werden muß, hatte wie Keiner an dem Gedanken seiner Vollendung gehangen, dessen Möglichkeit zu jeder Zeit bewiesen, alle Kräfte dafür in Anregung gebracht. In der Hoffnung auf diesen seinen Lieblingswunsch, sandte er seinen Lieblingsjünger an den Rhein, von dessen Fähigkeiten er die genaueste Ueberzeugung hatte, und legte so die Zukunft des Baues in die würdigsten Hände. Mit Freudigkeit führte der junge Meister seine Gattin an den Rhein, und baute sich an dem fremden Strome die neue Heimath, sich über die Entfernung von all seinen Verwandten durch seinen ehrenvollen erhabenen Beruf trö-

Digitized by Google

stend. Mit Fleiß und Sorgsamkeit ging er gleich an's Werk. Sich nicht begnügend mit den Forschungen, die sein Vorgänger gemacht, unterwarf er den ganzen Bau in all seinen einzelnen Theilen einer genauen Prüfung und hatte ihn bald so inne, als ob dessen Grundgedanken in seinem eigenen Haupte entsprungen wäre. Die Sache der Wiederherstellung gewann durch diese Bemühungen sowohl einen rascheren Fortgang als auch eine größere Genauigkeit, indem Zwirner sich aller Vereinfachungen enthielt, gerade so wiederherstellte, wie die alten Meister das Werk gegründet hatten. Ahlert hatte acht Jahre gebraucht, um vier Strebepfeiler zu erneuern; Zwirner schuf in sieben Jahren den ganzen Riesenbau so zu sagen von neuem. So war die Kunst bereits fortgeschritten. Als der gesammte äußere Bau wieder kräftig dastand, dem Sturme und der Witterung um so besser zu trotzen vermochte, da Zwirner sorgfältiger wie die alten Meister auf die Gediegenheit und richtige Einfügung der Steine gesehen und sehr ausgesetzte Stellen dazu noch mit Erdpech gedeckt hatte, so schritt er im Jahr 1840 rüstig an die Wiederherstellung des fertigen Innern des hohen Chores. Hier waren die 150 Fuß hohen Säulenbunde aus ihren Fugen gewichen und hatten sich, da ihre einzelnen Säulen und Dieste (Rohrsäulen) nicht zusammen verankert gewesen, durch die auf ihnen ruhende Last verschoben. Kühn thürmte Zwirner seine Gerüste im Innern, stützte durch dieselben den Bau und erneuerte und kräftigte die Säulen, daß sie ihn wieder auf Jahrtausende tragen können. Gleichzeitig untersuchte er die Wände und entdeckte unter der Tünche der Zopfzeit die Wandgemälde des dreizehnten Jahrhunderts, welche er zuerst wieder würdigte; stellte er das Innere des Domes wieder her, wie es ehedem gewesen, die Denkmale einer verschrobenen Zeit, so viel es in seinen Kräften stand, beseitigend und tilgend.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten

(Von der Weser, 14. April.) Gestern, am zweiten Ostertage, zog die Weser hinab ein furchtbares Gewitter, das, mit Hagel verbunden, an vielen Orten Schaden gethan und einige Menschenleben kostete. In Hiddesheim, Amts Westen-Thedinghausen, zündete der Blitz ein Haus und traf einen jungen Menschen, der dort zum Besuch war, tödtlich. Die Uhr soll demselben in der Tasche geschmolzen seyn und die Absätze wurden von den Stiefeln weggeschleudert. Auch in Inschede an der Weser zündete der Blitz und brannte die Wohnung eines Halbmeiers auf mit mehrerem Vieh. In Eitzendorf, Amts Hoya, wurde ein Schäferknecht mit seinem Hunde vom Blitz erschlagen. Auch an der Aller war das Gewitter sehr stark, namentlich sind in Rethem an der Aller viele Fenster vom Hagel zerschlagen. (Auch eine Stunde unterhalb Vegesack zündete der Blitz und legte ein einzeln stehendes Haus in Asche.)

(Kopenhagen, 11. April.) Einem Briefe aus Island entnehmen wir Folgendes: „Hier zu Lande steigt die Noth gleichsam wie bei einer Belagerung. Der Hekla hat seit dem 2. September v. J. unaufhörlich geraft und eine Menge Asche fiel nach allen Seiten hin, wodurch Thiere gestorben und die Weiden verdorben sind. Man ist nicht ohne Furcht wegen der Folgen dieser Ausbrüche, die sich bis jetzt nicht ermessen lassen. Feuer und Rauch erheben sich in ungeheurer Höhe und bieten einen in Wahrheit erhabenen, aber fürchterlichen Anblick dar. Merkwürdig ist es, daß weder der Geiser noch der Strokkur zum Vorschein gekommen sind seit dem Ausbruch des Vulkans am 2. September vorigen Jahres."

Ein reicher, mehr als sechzig Jahre alter Geizhals stürzte sich, nach der „Barmer Ztg.", am 8. April zu Münster in's Wasser, aus Gram über den Verlust von ein paar Tausend Thalern; er hinterläßt noch ein Vermögen von 50,000 Thalern, deren Zinsen mehr als fünffach seine geringen Ausgaben übersteigen. Dieser Mensch, der seine Gelder nur auf sichere Hypothek auslieh und nicht mehr Procente nahm, als er bekommen konnte, war noch nie in seinem Leben betrogen worden, nur dies Eine Mal hatte er sich von einem schlauen Betrüger überlisten lassen, und da sein Herz an nichts hing auf der ganzen weiten Erde, als an seinen Geldsäcken, ja, da er mit jedem einzelnen Thaler auf das innigste verwachsen und verschmolzen, so war es ihm unmöglich, einen solchen Verlust, der im Verhältniß zu seinem Vermögen nichts bedeutete, aber in seinen Augen ungeheuer war, zu überleben. — Ein anderer Selbstmord ereignete sich eben daselbst am 9., wo sich ein gemeiner Soldat, jüdischen Glaubens, auf dem Posten erschoß, weil er wegen Vergehen gegen die Subordination vor ein Kriegsgericht gestellt und, wie man vernahm, wahrscheinlich mit Stockschlägen bestraft werden sollte. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese entehrende Strafe ganz abgeschafft würde.

Aus Berlin vom 9. April meldet der Publicist: Karoline Wilhelmine F., die Ehefrau eines Raschmachermeisters, wegen mannichfacher Vergehen schon oft bestraft, war wiederum wegen schwerer körperlicher Beschädigung eines Menschen zu einer Gefängnißstrafe von 3 Monaten verurtheilt worden. Sie hatte Ursache, sich vor dieser Strafe zu fürchten, denn ihr Ehemann hatte ihr gedroht, sich von ihr scheiden zu lassen, sobald sie noch ein Mal in's Gefängniß komme. In einem 18jährigen Mädchen, Amalie S., fand sie eine Freundin, welche es übernahm, dies Uebel von ihr abzuwenden. Sie erbot sich, die dreimonatliche Haft an ihrer Stelle zu büßen, und die F. versprach dagegen, für ihre Beköstigung im Gefängniß Sorge zu tragen. So geschah es denn auch. Das junge Mädchen meldete sich als die verehelichte F. in der Gefängniß-Expedition der Stadtvogtei und wurde zur Haft angenommen. Sie verbüßte auch die volle dreimonatliche Strafe; bei ihrer demnächstigen Entlassung aber, als man ihre Persönlichkeit näher mit den Akten verglich, entdeckte sich der Betrug. Gegen das junge Mädchen wurde nun wegen Führung falschen Namens, gegen die verehlichte F. aber wegen Verleitung zu diesem Vergehen die Untersuchung eröffnet. Der Erfolg war der: 1) daß die verehelichte F. zur Selbstverbüßung ihrer Strafe sofort verhaftet wurde; 2) daß die Amalie S. das Opfer einer dreimonatlichen Einsperrung vergeblich gebracht hat; 3) daß endlich beide noch obendrein zu einer weitern Haft von 8 Tagen verurtheilt werden.

Korrespondenz.

Köln, 18. April.

Der Architecturmaler Adolf Wegelin hatte in verwichener Woche eine kleine Gallerie Architecturbildchen ausgestellt, welche die Bewunderung aller Kenner in hohem Grade auf sich zog. Es waren Ansichten des Brühler Schlosses, Ansichten der Hauptgemächer desselben, Landschaftsbilder aus dem Brühler Parke, in Aquarell so geistvoll, so fleißig und durchdacht ausgeführt, als nur immer Bilder dieser Gattung aufgefaßt werden können. Die ganze Gallerie war auf Befehl Sr. Maj. des Königs von Preußen durch Wegelin ausgeführt und, wie es verlautet, zum Geschenke für die britische Majestät bestimmt, welche gerade im verwichenen Sommer dieses Schloß, diese Räume bewohnte.

Oppenheim, 17. April.

Hr. Regierungsrath Schmitt in Mainz, welcher bisher den Landbezirk des Kreises Mainz als Kreisrath provisorisch verwaltet hat, ist nunmehr definitiv zum Kreisrath des nämlichen Kreises, jetzt Landkreis Mainz, ernannt worden. Da derselbe bereits seit 11 Jahren diesem Kreis vorgestanden und während dieser Zeit sich durch seine unermü-

Digitized by Google

dete Sorgfalt für das Wohl des seiner Verwaltung anvertrauten Kreises die Liebe und Achtung seiner Verwalteten erworben hat, so haben sich die Bürgermeister, so wie eine große Anzahl Bewohner des Kreises aus allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft vereinigt, um dem Hrn. Kreisrath ein Fest zu geben, welches am 13. d. M. auf dem „gelben Hause“ statt fand und den Beweis der Herzlichkeit und des Vertrauens, welches zwischen den Kreisbewohnern und ihrem Vorgesetzten besteht, geliefert hat. Der Hr. Provinzial-Commissair Freihr. v. Dalwigk hat dieses Fest ebenfalls mit seiner Gegenwart beehrt. Die Toaste auf das Wohl Ih. königl. Hoheiten des Großherzogs, des Erbgroßherzogs und der großherzogl. Familie wurden mit großem Jubel ausgebracht und eben so ein Toast auf das Wohl unseres verehrten Gastes, des Hrn. Provinzial-Commissairs Freihrn. v. Dalwigk, welcher in sinniger Rede dankte und zugleich den Manen des leider von uns geschiedenen, aber uns immer unvergeßlichen Regierungspräsidenten und Provinzial-Commissairs Freihrn. v. Lichtenberg ein Lebehoch ausbrachte, welches mit herzlichee Theilnahme aufgenommen wurde. Den auf den gefeierten Kreisrath ausgebrachten Toast erwirderte derselbe mit der ihm eigenrn Bescheidenheit. Die Gesinnung aller Anwesenden gab sich aber durch langeanhaltenden, unbeschreiblichen Jubel kund und bestätigte, daß das Gute, wrlches er bisher gewirkt hat, erkannt wird und daß seine Verwaltungsangehörigen ihm mit Liebe und Zuneigung zugethan sind. Diesrs schöne Fest, welches Allen, die ihm beiwohnten, noch lange in freundlichrr Erinnerung bleiben wird, liefert wohl den schlagendsten Beweis, daß die früher in öffentlichrn Blättern erschienenen Verunglimpfungen das Werk der im Finstern schleichenden Bosheit sind und daß die Kreisbewohner sir gehörig zu würdigen wissen.

Langen, 15. April.

Gestern Nachmittag war Neuisenburg der Schauplatz eines tumultuarischen Auftritts, veranlaßt durch ein ganz friedliches Ereigniß, nämlich durch mehrere in dir Feemde wandernde Handwerksburschen, welche von Frankfurt aus von einer großen Zahl ihrer Herbergsbrüder (man spricht von 200) bis nach Neuisenburg begleitet wurden, wo sir mit einem Gesellschaftswagen nach Darmstadt fahrrn wollten. Die wanderndrn Gesellen hatten sich zu dem Behufe schon zu Frankfurt mit Karten bei der Expedition des Gesellschaftswagens versehen. Als die beiden Wagen hrrangefahreu kamen, wollten die hier auf sie wartenden Adonnenten mitfahren, wurden aber von den Wagenführern bedeutrt, daß alle Plätze bereits besetzt seyen. Allgemeiner Schrei drr Mißbilligung und des Unwillens von Seiten der Wanderer und ihree Begleiter. Wie, was! schrieen die Wandergesellen, hier sind unsere zu Frankfurt gelöf'ten Billette, wer will uns unsere bezahlten Plätze streitig machen? Im Gefühl ihres Rrchts und im Bewußtseyn ihrer Kraft, beim Hindlick auf ihre 200 Verbündeten, fühlten sie sich stärker als die heilige Allianz nnd trafen eben Anstalten, wie man erzählt, nach der altrn Rechtsregel: fiat justitia, pereat mundus zu handeln, als die Dorfautorität mit riniger Mannschaft heranrückte und kraft ihres Amtes, Frieden verkündend und gebietend, den gräulichen Tumult nicht ohne große Anstrrngung beschwichtigte. Dies war jedoch dann erst möglich, als die prägravirten jungen Handwrrker ihre bezahlten Plätze wirklich eingeräumt erhalten hatten. Bis zu dieser friedlichrn Ausgleichung soll es manche unsanfte Berührungen und Rippenstöße gegeben haben, und wer von den Miteresenden sich diesen Begrüßungen nicht aussetzen wollte, mußte die Wagen verlassen und sich in eine anständige Entfernung zurückziehen. Man will in Neuisenbueg noch nie einen größeren blauen Montag erlebt haben.

Erbach im Odenwalde, 12. April.

Gestern wurde die sterbliche Hülle des beinahe 90jährigen Forstraths Louis, wohl des Nestors unter den deutschen Jägern, zur Erde bestattet. Er war ein treuer Diener des Grafenhauses Erbach durch mehrere Generationen hindurch; namentlich war er auch der Brgleiter des hochseligen Grafen Franz zu Erbach auf dessen writrn Reisen und half ihm die im hiesigen Schlosse befindlichen bedeutenden antiquarischen Kunstschätze und die duech Größe und Wuchs höchst merkwürdigen Hirsch- und Rehgeweihe ansammeln. Bei Hoch und Nirdrig in Ansehen strhend, sah er als der gastfreundlichste Wirth viele Jahre hindurch zahlreiche Gäste jeden Standes in feinrr hochgelegenen Behausung; wer je in Eulbach, dem einsamen früheren Wohnsitze des Verstorbenen auf der Höhe zwischen Erbach und Amoebach, gewesen, namentlich dem zu seiner Zeit so sehr besuchten Odenwälder Volksfeste des Eulbacher Marktes beigewohnt hat, der wird sich des sprudelnden Witzes und des köstlichen Humors drr Seele dieses Festes noch freudig erinnern. Sein Biedersinn wird noch lange im Andenken leben. — Möge eine geübte Feder sein Leben, das der interessanten Punkte so viele hat, seinen zahlreichen Freunden durch ganz Deutschland nochmals vorführen!

Frankfurt a. M.

Da von vielen der jetzt hier zahlreich anwesenden Fremden eine Wiederholung der Novität „Marie Anne“ gewünscht wurde, solche aber wegen Unpäßlichkeit der Mad. Thomas nicht hätte statt finden können, so hat dir Theaterdirektion Mad. Ahrens, Mitglied der Mainzer Bühne, veranlaßt, die genannte Rolle hier darzustellen, und da sie mit dieser Leistung in Mainz allgemeinen Beifall errungen, so dürfte es nicht uninteressant seyn, eine Vergleichung der Leistungen der beiden genannten Schauspielerinnen anstellen zu können. Ferner sind wir von Theaterfreunden um die Mittheilung der nachstehenden Bemerkungen ersucht worden. Es hat sich nämlich in letzterer Zeit häufig ereignet, daß vom Parterre aus stark gezischt wurde, während man auf der Gallerie stürmisch applaudirte, und dies war bei Leistungen der Fall, welche nicht gerade verdient hätten, bezischt zu weeden. Forscht man nach dem Grunde einrr solchen Opposition von Seiten des Parterre, so gilt sie nicht sowohl den betreffenden Künstlern, als vielmehr dem höchst verwerflichen Unfug dre auf der Gallerie placieten Claqueurs, die ihren Beifall in so ungemessener Weise spenden, daß die unbefangenen Zuschaure im Parterre ein Gegengewicht abgeben zu müssen sich veranlaßt fühlen. In der That wird mit dem Applaudiren und Hervorrufen von der Gallerie herab ein so starker und immer wachsender Mißbrauch getrieben, daß jene Zeichen des Brifalls fast allen Werth verloren haben und daß man nicht mehr unterscheiden kann, was wirkliche und freiwillige Anerkennung und was rrzwungene und bezahlte ist. Die durch solchen Widerstreit hervorgerufenen Ruhestörungen sind nicht nue für einen großen Theil des Publikums äußerst unangenehm, sondern auch für die Kunst entwürdigend und was dir Künstler betrifft, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß ihnen oft ein Applaus zugeworfen wird, der ihrem Herzen bange machen muß und an welchem sie sich unmöglich erfreuen können. — Den zahlreichen Freunden unseres grschätzten Tenoristen Chrudimsky bringen wie andurch zur Anzeige, daß ein von Hrn. Malee Wallerstein gezeichnetes und lithographirtes Portrait des genannten Sängres erschienen und in den hiesigen Kunsthandlungen zu haben ist, dessen Aehnlichkeit beifällige Aufnahme gefunden hat.

Charade.

Die erste Sylbe läßt sich sehen
Als Farbe in der Erde Grund,
Erscheint in Thälern und auf Höhen
Mit zartem Grün in schönem Bund.
Mit ihr prangt jede Waizengarbe,
Sie ist viel edler Früchte Farbr.

Die Zweite zeugt auf ihrer Höhe
Sehr oft ein altergraues Schloß,
Wo oft romantisch in der Nähe
Ein Quell einst lieblich sich ergoß.
So kann drr Mann auch wohl sich nennen,
Der nur die Wahrheit will bekennrn.

Das Ganze zeigt dir schöne Gauen.
Von seinem höchsten Ritterzeit
Da blickst du hin auf grüne Auen
Hinaus in eine schöne Welt.
Es ladet bald zum Sängerfeste
Weither die lieben, frohen Gästr.

O. F. H.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 19. April. Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volkr, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten, nebst einrm Vorspiel: der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian; deutsch von Drärler-Manfred. Mit aufgehobenrm Abonnement.

Montag, 20. April. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrollen) Norma: Mad. Sundy-Krutzer. Adalgisa: Fräul. Brandt.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 110. Dienstag, den 21. April 1846.

Bilder aus dem Erzgebirge.

Von Max. Nordstern.

(Fortsetzung.)

3.

Wohl ist der Fußsteig des Berges jetzt bekannt und leicht erklimmbar. Anders aber war's zu jener Zeit. Seinen Fuß umgaben blühende Rosengebüsche, welche mit ihren zahllosen Dornen eine undurchdringliche Mauer bildeten, und wehe dem Sterblichen, der es gewagt hätte, sie mit dem verbrecherischen Beile zu zerstören: unsichtbare Geister drangen alsdann aus den Rosen mit Nadeln gegen den Frevler an. Auf den grünen Rasenplätzen der mittleren Bergesregion sonneten sich bunte Schlangen, Verderben bringend jedem Wanderer, der nicht unmittelbar im Schutze des Bergherrn stand, und böse Raubvögel horsteten auf der Kuppe des Berges. Barbara kannte diese Gefahren aus dem Munde des Volkes, aber gleichwohl trat sie mit innerer Zuversicht den gefährlichen Weg an. Die Rosensträuche, zu Füßen des Berges, neigten vor ihr die dornigen Zweige zu Boden. Sie schritt mit ihrem Lieblinge durch, und eine Taube umkreisete sie und schwebte als Wegweiserin voran. Ehrerbietig wichen die Schlangen aus dem Wege. Da senkte sich ein Muschelwagen, von Schwänen gezogen, zu ihnen hernieder. Die Taube flog voran und winkte mit den schneeweißen Flügelein, und, dem Schutze des Berggeistes vertrauend, folgten die beiden Liebenden. Hoch zu den Wolken stieg nun der Zauberwagen mit ihnen auf, und hielt dann an der Nordseite des Gipfels an. Donnernd erbebte der Berg. Man stieg aus. Das Täubchen schlug drei Mal mit seinen zarten Fittigen, und — auf that sich die Thüre des Felsens. Zwei Greise bewachten dies Heiligthum. Blitze zuckten aus ihren Augen, Feuer schnob ihr Rachen. Doch ruhig streckten sie sich nieder, als die beiden Pilgrime die neun und neunzig Alabasterstufen hinabstiegen. Lampen, aus Eis geformt, erleuchteten kühlend das Innere der Grotte, deren Wände aus goldgeranderten Muscheln, Smaragd- und Granatkrystallen bestanden. Ueber sie wölbte sich eine blaue Kuppel aus edelem Saphir, durch welche ein liebliches Morgenroth hereinschimmerte. Im Hintergrunde stand ein Thronbaldachin aus Rubin. Auf ihm saß eine Zwerggestalt, dieselbe, der Barbara einst auf dem Scheibenberge begegnet. Sie erkannte in ihr den Herrn des Gebirges, verneigte sich demuthsvoll und sprach:

„Oronomossan, erhabener Geist, wir wagten den gefährlichen Gang. Du hast mir genommen, was Du mir gegeben. Ich verlange sie nicht wieder, jene Schätze. Dein Name sey gelobet! Nur laß die Mutter uns genesen und — segne uns! Gerne wollen wir auch im Schweiße unseres Angesichtes arbeiten; nur diese Bitte erfülle uns!"

„Du verspottest also meine Gaben?" rief lachend der Berggeist. „Sieh, was Du verschmähest!" Er winkte, und es öffneten sich hohe Truhen mit Gold vor ihnen. „Wisse, reicher als eine Fürstin wollt' ich Dich machen! Doch, wie Du willst! Als Bettlerin sollst Du allein von Liebhold's Liebe leben."

„Und ich werde glücklich seyn, Herr!" rief das Mädchen erröthend, und ein herzlicher Kuß brannte auf Liebhold's Lippen. Und dieser fiel entzückt, daß Barbara ihn so innig liebe, nieder vor dem Machtzwerge und berührte im Drange seiner Gefühle den Zauberstab des Thronherrn.

„Unglücklicher, was hast Du gethan?" rief dieser zornig aus. „Diese Berührung giebt Dir die Kraft der Unsterblichkeit. Bleiben wirst Du in Deiner jetzigen Gestalt und Stärke, und Deine Liebe wird altern, bis Barbara dahinwelkt, gleich der Rose, die der Herbst abmähet. Siehe, wenn Du sieben Mal sieben Jahre in Deiner jugendlichen Kraft fortgelebt hast, siehe dann das Bild Deiner Geliebten!" — Er berührte Barbara mit dem umgekehrten Ende seines Stabes: „Siehe!"

Liebhold bebte zurück. Die reizende Jungfrau war in ein altes, gebücktes Mütterchen verwandelt worden. Aber auch Barbara war erstaunt, denn Liebhold stand in hoher Schönheit und Kraft vor ihr.

„Grausamer!" rief der erschrockene Jüngling, „was that ich Dir? Nie trachtete mein Auge nach Schönheit; mein Herz sehnte sich nur nach einem gleichen Wesen, nach einer Liebe, wie sie meine Barbara nur mir zu geben im Stande ist. Gieb mir diese, und ich verlange weder Reichthum noch Schönheit. In der Liebe zu ihr winkt mir Unsterblichkeit."

Er wollte weiter reden, da rollte langsam verhallend ein Donner durch die Höhle, daß der Berg erkrachte. Und verschwunden war der Zwerg, und der erhabene König des Gebirges, Oronomessan, stand in riesiger Gestalt vor ihnen. Ein goldgestickter Purpurmantel floß von seinen Schultern hernieder, in eine Lilie war sein Scepter verwandelt, und mit dieser berührte er das Liebespaar, daß Beide ihre vorige Gestalt zurück erhielten.

„Eure Liebe hat gesiegt!" sprach lächelnd der Mächtige, indem er winkte. Da erschienen liebliche Genien, auf großen farbigen Schmetterlingen durch die Luft fliegend und in den Händen ein schneeweißes Gewand führend.

„Hier, Barbara, meine Hochzeitgabe!" Es war ein Brautkleid, zarter denn der Schnee des Gebirges, feiner als das Gewebe der Spinne und gar wundervoll künstlich mit Blumen verwebt. „Wisse," fuhr er fort, „das Garn des Kleides wird sich in unzähliges Silber verwandeln. Die ganze Flur, die Du dort unten überschauft, wird sich aus Hanf den größesten Wohlstand schaffen. Dies Kunstgewebe wird Deinen Enkeln und Enkelinnen noch Glück und Segen verleihen."

Dann wandte er sich gegen Liebhold: „Du, mein Sohn, nimm diesen Wanderstab. Er begleite Dich auf Deiner rüstigen Pilgerfahrt durch's Leben. Seyd beide glücklich!"

Und er berührte sie beide mit der Lilie, und hiemit waren sie

Digitized by Google

der Erde wiedergegeben, und jenes himmlische Entzücken, das sie in der Höhle des Geistes beseligt hatte, wandelte sich nun in eine mehr ruhige, aber desto mehr anhaltendere heitere Stimmung um. Die Mutter war genesen. Sie theilte nun um so inniger Beider Freuden. Wie erstaunten aber alle Drei, als Liebhold seinen Wanderstock mit goldenen Klöppeln und silbernen Spindeln gefüllt fand. Und sie hoben ihre Hände auf zum Lobe Dessen, der da hilft in der Noth und treue Liebe lohnt.

4.

Als nun Barbara einst mit Liebhold im Kreise ihrer Kinder und Enkel ihren 77sten Geburtstag feierten und selbst Urenkel sie anlächelten, und Alles laut in Freude und Liebe jubelte, holte Barbara ihr Brautkleid und enthüllete dasselbe den Kindern, da es bisher als ein Heiligthum aufbewahrt worden. „Sehet, meine Kinder!" sprach sie, „dies Gewebe bewahret wohl auf, denn euer Wohlstand wird aus ihm nur kommen. Euch, meine Söhne, sey Fleiß und Treue der beste Reichthum, und eure Mitgift, meine Töchter, sey Liebe, die nimmer läßt vom Geliebten, und keine Mühe, keine Sorge scheut."

Sie wandte sich lächelnd zu ihrem Gatten und durchstrich mit leichter Hand sein silberfarbenes Gelock: „Liebhold, wie ist mir heute doch so jugendlich wohl!"

„Mir auch, theures Weib!" entgegnete der heitere Greis. „Ist mir's doch, als wäre der gütige Berggeist heut in unserer Mitte. Kinder, sammelt euch um eure Großeltern! o sehet unser Glück, sehet unsere Liebe, und liebt Euch auch so immerdar untereinander."

Und Barbara sank an sein Herz und sie küßten sich in stummer Umarmung, und mit diesem Kusse flog ihr verklärter Geist mild aus dem Reiche der Erscheinung in ein anderes schöneres Reich hinüber. Die Kinder weinten. Als sie aber die seligheitern Mienen der Entschlummerten anblickten, priesen sie das Glück der Verschiedenen, deren ganzes Leben Liebe gewesen, knieeten Groß und Klein nieder vor den Verblichenen und gelobeten sich der Eltern Treue.

Hier schließt die liebliche Sage. Aber die Umgegend von Chemnitz lehrt uns die Deutung derselben. An Barbara's Brautkleide lernten Enkelinnen das Spitzenklöppeln und Schleierweben. Die Sage von des Scheibenbergs Schätzen veranlaßte hier den Bergbau. Da, wo man des Berggeistes Felseingang wähnte, wurden Schachte zuerst angelegt. Die metallreiche Ergiebigkeit derselben bewirkte den Bau des Städtchens Greifenberg, und der Greif, einst Wächter des Zauberdoms, prangt noch jetzt als Wappen der Stadt und ist der Hüter ihrer gewichtigen Briefe geworden. Auch ist am Fuße des Scheibenberges noch jene wohlthätige Heilquelle zu finden.

(Schluß folgt.)

Die Dombauer.

(Fortsetzung.)

Die ganze Zeit seines Wirkens hindurch hatte Zwirner unablässig gestrebt, die Kölner, die Rheinländer, welche früher theilnahmlos den Wiederaufgriff des Baues betrachtet, für denselben zu entzünden, die erhabene Herrscherfamilie mit dem Gedanken des Fortbaues, der Vollendung vertrauter zu machen. Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. wurden die vereinzelten Träume vergangener Jahre zu schönen Hoffnungen. Der hochherzige König sprach sich für die Ausführung des Riesenwerkes, das er schon als Thronerbe nach Kräften gefördert, auf das entschiedenste aus und sein Wort fand guten Wiederhall in seinem ganzen Reiche, vorzüglich aber im Rheinlande, in Köln, wo schon früher neben Zwirner thätige Kunst- und Alterthumsfreunde, namentlich Denoel, v. Binzer und Reichensperger, das Volk mit ernstem Worte wie mit Tadel zu großen Entschlüssen gestachelt hatten. Im Jahr 1841 trat ein Dombauverein zusammen, an dessen Spitze sich der kunstsinnige König stellte, begannen sich durch ganz Deutschland ähnliche Vereine zu bilden, Gelder zusammen zu strömen, so daß der Fortbau außer Zweifel stand. Zwirner, welcher die Seele des Ganzen gewesen, rüstete sich nun eifriger zur Vollführung des großartigen Werkes, benutzte jede Zeit der Muße, um in dem Vergleiche mit andern Werken des Mittelalters dessen größtes klarer und herrlicher zu erfassen. Er durchforschte die größten Bauten Deutschlands, der Niederlande, Brabants und Englands auf seinen Ausflügen und legte nun den Grund zu den nicht begonnenen Theilen des Domes, zu dessen Südportale. Gleichzeitig begann er die Fensterkrönungen des südlichen Seitenschiffes aufzusetzen, zu vollenden, und dieses Schiff zu wölben, den nördlichen Thurm von seinem Ueberbau zu klären. Der nördliche Kreuzflügel war zwar gegründet, trug aber auf seinen Grundmauern eine Kapelle, welche Zwirner schon längst zu seinen Untersuchungen weggewünscht hatte. Endlich willigte das Domkapitel in den Abbruch. Jetzt fand der Meister, daß in der Anlage der beiden Flügel, in seinem, den er nach dem Geiste des ganzen Baues begonnen, wie in dem vorhandenen, ein kleiner Unterschied obwaltete, daß der letztere von der Präge des Baues abweiche. Er theilte diesen Fund einigen Freunden mit, welche denselben in der Menge verbreiteten, woher sich denn bald das Gerücht ergab, Zwirner habe den Südflügel fehlerhaft begonnen und wolle ihn nun noch, da er an der Nordseite das ursprüngliche Portal entdeckt habe, eigensinnig fortbauen. Nun fanden sich in den Rheinlanden einige Baumeister, die selber zu keinen selbstständigen Schöpfungen Beruf und Geist hatten, welche schon lange neidisch an dem Wirken des allgeliebten Meisters hinaufgesehen hatten, welche jetzt einen großen Schrei erhoben und damit die Volksmeinung zu lenken meinten. Mehrere Rechtsgelehrte, welche gerne die Gelehrten spielen und sich an die Spitze der Bewegung stellen, welche vielleicht andere Aufregungen damit bezwecken wollten, begannen nun einen Zeitungskrieg gegen den Meister, konnten ihn aber weder hierdurch, noch durch ihre Klagen am Königshofe von seiner Ueberzeugung bringen, von seiner Stelle stürzen. Nach Monden des Zwistes griff Zwirner endlich ein, brach das abweichende Nordportal ab und fand über dem Abbruche unläugbar, was er schon früher behauptet hatte: daß dieses eine Abweichung der spätern Zeit, d. h. des 16. Jahrhunderts, enthalte, indem die Bausteine beiderseitig zugehauen in ihren Muldungen früher an dem ursprünglichen Portale gedient hatten. Die Neider, die Schreier standen jetzt doppelt beschämt, der Meister aber um so höher geehrt, um so unerschütterlicher mit dem Vertrauen des Volkes bekleidet *), und griff nun den Bau in all seinen Theilen desto kräftiger an, den er um so rascher förderte, als er sich zur Bewegung der riesigen Steinquadern eine eigene Eisenbahn in der Höhe erfunden, deren jetzt drei an verschiedenen Stellen des Riesenbaues beschäftiget sind.

Neben seinen Domarbeiten war Zwirner rastlos und geschäftig, wo es die mittelalterlichen Denkmale seiner neuen Heimath zu retten galt, zu deren Untergang die Gewinnsucht und die schmutzigste Geldgier sich verschworen hatten. So drang er durch: die Abtragung der St. Kolumbakirche zu verhüten, und stellte deren Thurm wieder vollkommen her; so gab er den Ausschlag, das Königspförtchen an St. Marien und das Tempelhaus zu erhalten, die von städtischer Baubehörde schon verloren gegeben waren. Auf dem Apollinarisberge bei Remagen am Rheine erbaute er die neue Kirche im Auftrage des Grafen von Fürstenberg, ein Bauwerk in

*) Leider wurde Zwirner schon früher einmal, als es sich um die Wiederherstellung der alten Wandgemälde handelte, umgangen, kam durch Kameraderie die Einschiebung neuer, die Zerstörung der alten Bilder zu Stande, deren Verlust für den Dom bitter zu beklagen ist, um so mehr, da die neuen allgemeinen Anstoß finden.

Digitized by Google

den schönsten Formen des Mittelalters gehalten, das vollkommen seyn würde, wenn nicht der Einfluß der Düsseldorfer Kunstschule vorgewaltet hätte, der den Bauherrn bestimmte, die großen gothischen Fenster des Chores in kleine Rundfenster zu verwandeln, um so zur Beeinträchtigung der Architektur Platz für den Pinsel zu gewinnen. Neben diesem größeren Kunstwerke entwarf der Meister auch mehrere Schlösser in mittelalterlicher Präge für namhafte rheinische Adeligen, welche durch andere Baubeflissene aufgeführt wurden und eine bessere volksthümliche Richtung des Geschmackes einzuleiten vermögen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ansicht und Urtheil Peters des Großen über die Jesuiten, aus Rutenbergs Schrift Die Jesuiten des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin, 1845.) „Ich weiß, daß der größte Theil der Jesuiten im höchsten Grade unterrichtet ist und daß sie, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, den Staaten ganz vorzüglich Nutzen bringen könnten; ich weiß aber auch eben so gut, daß sie die Religion nur zu ihrem persönlichen Vortheil gebrauchen, daß dieses Aeußere von Frömmigkeit einen unmäßigen Ehrgeiz und ein verwickeltes Triebwerk zu Ränken verbirgt, dessen Spiel nur darauf ausgeht, ihren Reichthum zu vermehren und die Herrschaft des Papstes, oder vielmehr ihre eigene, in allen Staaten Europa's einzuführen oder zu befestigen; daß ihre Schulen nur ein Werkzeug der Tyrannei sind; daß sie zu große Feinde der Ruhe sind, als daß man von ihnen hoffen könnte, sie würden sich nicht in die Angelegenheiten eines Reichs mischen, so leiste ich Verzicht darauf, sie anzunehmen, indem ich mich nicht genug darüber wundern kann, daß es noch Höfe in Europa giebt, denen nicht die Augen über ihr hinterlistiges Betragen aufgehen." Wenn der alte Herr jetzt wiederkäme, wie würde er sich über die vielen noch nicht aufgegangenen Augen wundern!

(Ansicht des Papstes Clemens XIV. über die Jesuiten.) In der Bulle Clemens XIV. vom 21. Julius 1773, worin dieser Papst den Orden der Jesuiten aufhob, heißt es unter andern: „weil es endlich gar nicht möglich sey, daß, so lange diese Gesellschaft bestehe, der wahre und dauerhafte Friede der Kirche wiederhergestellt werden könne." Und gleichwohl hat Papst Pius VII. durch eine Bulle vom 7. August 1814 den Orden wieder hergestellt.

(Französische Moderomane.) Von Alexander Dumas' „Le comte de Monte-Cristo" und dessen Fortsetzung: „20 ans après", die zusammen 20 Bände stark sind, ist eine neue Ausgabe erschienen, die 100 Frs. kostet. Die erste Ausgabe des Monte-Cristo allein (12 Bände) kostete 135 Frs. Welcher zwanzigbändige Roman würde in Deutschland mehrere Auflagen erleben, wenn er noch dazu 100 Frs. kostete? Das französische Lesepublikum ist mit Zeit und Geld wenig sparsam. Noch mehr: die 12 Bände des Monte-Cristo sind zuerst fetzenweise im Feuilleton des Journal des Debats erschienen; welche Geduld der sonst so ungeduldigen Pariser! Sie haben unter dem „unbeweglichen Gedanken" etwas gelernt. Doch wehe, wenn sie aus dem einen wieder in's andere Extrem fallen.

(Wien.) Der Verfasserin der „Marquise von Villette", Charlotte Birch-Pfeiffer, ist nach der ersten Aufführung dieses Stücks im Hofburgtheater (am 12. März) von dem obersten Chef desselben, dem kunstsinnigen Grafen v. Dietrichstein, ein Schreiben zugefertigt worden, worin ihr derselbe, nebst seinem eigenen, auch den Dank des sämmtlichen beschäftigt gewesenen Personals des Hofburgtheaters ausspricht, „daß ihnen Gelegenheit gegeben worden, ihre Talente in diesem Werke, zum Ruhm der Verfasserin, zu entfalten." Dies ist eben so ehrenvoll für den hochgestellten Leiter einer so ausgezeichneten Kunstanstalt, als für Mad. Birch-Pfeiffer selbst, und mag diese für manche Unbill entschädigen, die sie zu erleiden hatte. Genug, die „Marquise von Villette" hat nun auch in Wien eine höchst günstige Aufnahme gefunden und das in der Voss. Ztg., nach der ersten Aufführung in Berlin, früher schon dargelegte Urtheil über dies Stück wird von hier aus vollkommen bestätigt.

Aus South Shields in England wird ein Unglück gemeldet, welches sich am 12. April auf der Zweigbahn von Brandling begab. Die Locomotive kam nämlich, den Tender mit sich fortreißend, an einer Stelle, wo die Bahn über eine Anzahl Häuser hinführt, von den Schienen und stürzte, nachdem die Kette, welche sie mit den Passagierwägen verband, glücklicher Weise abgerissen war, über die Seitenböschung weg auf das Dach eines der unten liegenden Häuser, durchschlug dasselbe mit ungeheurer Gewalt und blieb, mit dem Tender über ihr, in der Parterrestube liegen, nachdem sie durch ihr Gewicht das ganze Haus zertrümmert hatte. Zwei Frauen und ein Kind, welche sich darin befanden, wurden theils durch die Locomotive, welche die Beine der einen Frau traf und dieselben ganz zermalmte, theils durch den aus dem Kessel strömenden Dampf und das kochende Wasser furchtbar verletzt; man hegt jedoch Hoffnung, eine der Frauen und das Kind retten zu können. Der Maschinenführer und der Heizer wurden, als die Locomotive den entsetzlichen Fall that, weit weg auf das Dach eines Hauses geschleudert, kamen jedoch mit starken Contusionen davon. Die Passagierwägen, welche sehr zahlreich besetzt waren, blieben sämmtlich auf den Schienen; mehrere der darin sitzenden Personen wurden jedoch erheblich verletzt, und ein Passagier, der außerhalb eines Wagens saß, brach beide Beine. Die ganze Nacht hindurch waren Arbeiter in Thätigkeit, um die Locomotive und den Tender aus den Trümmern des Hauses, in welchem sie förmlich eingekeilt sind, wieder herauszubringen, was indessen bei Abgang der Berichte noch nicht gelungen war.

(Für Freunde der Chartographie) Aus der in Darmstadt so thätigen Präganstalt von Bauerkeller, Jonghaus und Venator sind die drei ersten Lieferungen eines neuen großen Handatlasses hervorgegangen, der in jeder Beziehung den Freund der höheren Chartographie befriedigen muß. Wenn man bedenkt, wie reich wir bereits an Charten und Atlanten aller Art sind und wie viel Anforderungen heutigen Tages an jede neue Unternehmung gestellt werden, so wird man zugeben, daß ein Unternehmen wie das vorliegende kein geringes ist. Innere Solidität, geschmackvolle Ausstattung und billiger Preis werden hier verlangt, welcher Vorzüge der neue Atlas sich rühmen darf. Mit einer den Augen wohlthuenden Deutlichkeit, ermöglicht durch die besondere Manier des Farbendrucks, wie er bei Reliefcharten angewendet wird, ist eine Genauigkeit in der Entwerfung und Ausarbeitung der Charten verbunden, wie sie in keiner ähnlichen Arbeit größer gefunden wird. Eben so läßt die Vollständigkeit und Reichhaltigkeit der Eintragungen durchaus nichts zu wünschen übrig; sie entspricht allen Anforderungen, die man an einen Atlas machen kann, und hat eine Vergleichung mit andern nicht zu fürchten. Die den Charten beigegebenen Tabellen, so wie der in besonderen Heften erscheinende Text enthalten ein so reiches Material, daß sie ein vollständiges Handbuch der Geographie bilden. Der Bearbeiter (Hr. L. Ewald aus Darmstadt) hat die neuesten statistischen Hülfsmittel über die einzelnen Länder mit großem Fleiße benutzt und seine Aufgabe mit rühmlicher Sorgfalt gelöst. Sowohl ihm, als der genannten Präganstalt gebührt ver-

Digitized by Google

dienten Lob und wir zweifeln nicht, daß der Bauerkeller'sche Hautatlas, den wir andurch zur Anzeige bringen, trotz der großen Concurrenz in diesem Fache seine Anerkennung finden wird.

(Dresden.) Die schon früher gehegte Hoffnung, den gefeierten Meister Professor Schorr von Carolsdorf aus München für unsere hiesige Akademie der bildenden Künste zu gewinnen, dürfte sich nun verwirklichen. Es ist ihm nämlich, dem Vernehmen nach, nächst der Professur in der obersten Classe auch die durch Mathäi's Ableben erledigte Stelle als Direktor der Gemäldegallerie angetragen worden, und es ist wohl kaum zu zweifeln, daß er diesem eben so ehrenvollen als ihm ein reiches Feld der Wirksamkeit eröffnenden Rufe folgen wird.

Mit der Wiederherstellung und Verschönerung der ehemaligen thüringischen Landgrafenresidenz Wartburg läßt der Erbgroßherzog von Weimar eifrig fortfahren. Man hat eine ganze Reihe byzantinischer Säulen, eine in den Felsen gehauene Treppe und noch viele andere wohlerhaltene Alterthümer aufgefunden. Die Leitung der Arbeit ist dem Hrn. von Quast anvertraut.

Man will wieder eine wichtige Erfindung gemacht haben mit ganz unbedeutendem Feuerungsmaterial, blos mit Hülfe der Expansivkraft der Luft die größten Räume, ja ganze Straßen auf ein Mal zu heizen. Im Hügel'schen Garten in Wien wird die neue Erfindung schon angewendet, und wenn etwas daran ist, werden wir bald mehr davon erzählen. Vor der Hand —

Der Name und die Schriften von Washington Irving sind aller Orten bekannt und seine Werke in viele Sprachen übersetzt worden. Auf seinen großen Reisen durch viele Länder diesseits und jenseits der Meere fand er Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche der Völker und die Charaktere der Individuen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und er hat diese reichen Lebenserfahrungen mit seltener Geistesklarheit geordnet und in eben so anschaulichen als anziehenden Darstellungen geschildert. Natur und Wahrheit, sowie männliche Reife und Besonnenheit des Urtheils sind in seinen zahlreichen Werken in hohem Maße vereinigt und haben diese zu einer Lieblingslectüre aller Gebildeten gemacht. Eine neue Ausgabe der „ausgewählten Schriften von Washington Irving, herausgegeben von Dr. Adrian (Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer)", bedarf bei dem anerkannten Rufe des gefeierten Schriftstellers keiner Bevorwortung. Der vorliegende erste Theil enthält „Gottfried Crayon's Skizzenbuch." Dies im Jahre 1820 zuerst erschienene Werk enthält Schilderungen aus der Natur und aus den Sittenverhältnissen Amerika's und England's, und fand überall die theilnehmendsten Leser, da es des Vorzüglichen, Belehrenden und Anziehenden viel bietet. Die hier angezeigte Ausgabe mit Stahlstichen ist schön ausgestattet und billig und wird daher freundlich entgegen genommen. Wir werden unsern Lesern einige Mittheilungen aus diesem Skizzenbuche vorführen.

(Köln.) Interessant ist es, daß aus unserer katholischen Stadt ein Schiff zur See geht, was „die Hoffnung" heißt und geführt wird von einem Capitain „Ronge" und einem Steuermann „Luther."

Alter Spruch.

Wer immer nichts vollbringt, fängt er gleich Vieles an,
Wird in Gedanken reich und bleibt ein armer Mann.

Literatur.

In Ihrem geehrten Blatte ist schon öfters das Volksschul- und Volksschriftenwesen Gegenstand der Besprechung gewesen und manches gute Volksbuch empfohlen worden. Auf ein neues erlaube ich mir darum aufmerksam zu machen, welches in diesen Tagen die Presse verlassen hat unter dem Titel:

„Lesebuch in Lebensbildern für Volksschulen. Von einem Vereine hessischer Schulmänner. Darmstadt und Leipzig. Verlag von Ernst Kern 1846. Preis 45 kr."

Auf die gesunde und kräftige Entwickelung der Volksbildung übt unstreitig ein gediegenes Lesebuch den wichtigsten Einfluß aus. Freilich sind wenige solchee in unserer deutschen Literatur zu finden; zu diesen wenigen können wir jedoch mit Recht dieses neu erschienene rechnen. Es bietet fast durchgängig der deutschen Volksjugend eine so gesunde und kräftige Nahrung, erweckt durch seine herrlichen Lebensbilder, die fast durchgängig dem wahren und wirklichen Leben entnommen sind, so erhebende Gefühle, so klare und wahre Gedanken, daß wir es mit gutem Gewissen als ein sehr zweckmäßiges und gelungenes Werk für deutsche Volks- und Bürgerschulen empfehlen können Das Material ist sehr reichhaltig und wohlgeordnet, und es leuchtet uns aus allen ausgewählten Stücken der Zweck des Buches hervor. Das Ganze zerfällt in zwei Theile. Der Druck, fast durchgängig mit grobee Schrift, ist für das kindliche Auge sehr empfehlend; das Papier könnte für ein Lesebuch etwas stärker seyn. Wir sind überzeugt, daß Jeder, der das Buch eines längeren und tieferen Blickes würdigt, es liebgewinnen und volle Befriedigung darin finden wird. Möge es darum eine recht reiche und weite Verbreitung finden.

L. W.....r.

Frankfurt, im April.

Die Vorbereitungen zu dem von Hrn. Ravenstein auf den 3. Mai d. J. projectirten Jugend- und Frühlingsfeste nehmen einen guten Fortgang Mehr noch als im vorigen Jahre gibt sich unter der Bürgerschaft ein reger Eifer, es zu unterstützen, kund. Würdige Männer haben es übernommen, den Zug der Knaben bei seiner Aufstellung auf dem Roßmarkte vor dem Abzug und am Forsthause vor dem Heimzuge gegen allzu großen Andrang zu schützen. Wieder Andere haben es sich zur angenehmen Pflicht gemacht, die Spielgesellschaften der Knaben zu führen, meist selbst Väter der mitziehenden Kindee. Für Verabreichung von Wasser und Bierruhrbrod sorgt eine besondere Commission, desgleichen eine solche für Anordnung und Ausschmückung des Zuges. Wie früher, werden auch dieses Mal die älteren Turner die Leitung der Spiele übernehmen und sehr viel wird es zur Verschönerung des Festes beitragen, daß der Blechmusikverein, der dem desfallsigen Ansuchen freundlichst entsprochen hat, mitwirken wird. Kurz, es fehlt nur noch Eins, nämlich günstiges Wetter; doch ist auch hier, in richtiger Würdigung gemachter Erfahrungen, so viel als möglich vorgesorgt. Während es nämlich im vorigen Jahre ohne ein Opfer von circa 100 fl. (für welche Summe schon Tags zuvor Fleischspeisen bestellt werden mußten) nicht möglich war, das Fest aufzuschieben, wird es dieses Mal ohne besonderen Verlust recht wohl thunlich seyn, bei ungünstigem Wetter den nächstfolgenden Sonntag zu wählen, weil nach der getroffenen Einrichtung dieses Jahr ein Jeder ein kaltes Mittagessen selbst stellt und mit sich führt. In so weit wäre denn auch einer in der Nro. 8 der gemeinnützigen Chronik enthaltenen Aufforderung Genüge geleistet. Möchte der geehrte Einsender derselben, so wie alle Freunde des Jugendfestes überhaupt sich durch direkte Betheiligung an den Arbeiten des Fest-Comite's, wozu die Anmeldungen bei Hrn. Ravenstein entgegen genommen werden, denjenigen Einfluß auf die Leitung des Ganzen zusichern, der ihnen bei zweckmäßigen Vorschlägen nicht fehlen kann.

Theater-Anzeige.

Montag, 20. April. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini.

Dienstag, 21. April. Der alte Bürger-Capitain, oder: die Entführung, ein Frankfortee heroisch-vorzerlich Lustspiel in 2 Abth. Vorher geht: Ein Arzt, Lustspiel in 1 Act von Wages.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 111. Mittwoch, den 22. April 1846.

Bilder aus dem Erzgebirge.

Von Mar. Rocenheyn.

(Schluß.)

3.

Schloß Schönburg.

Ein malerisches Denkmal der Vorzeit laß vor Dein Auge führen, lieber Leser. Eine der herrlichsten Burgen Sachsens, die Schönburg, ein imposant stattlich bethürmtes Schloß, steht auf einem hohen, wildbewachsenen Berge, der von drei Seiten unerklimmbar ist. Zu Füßen des Berges eröffnet sich Dir ein weites, liebliches Thal, schön bebaut und reichlich bewässert, in dessen Hintergrunde die Hügelkette des fernen Erzgebirges sich vor Dir hinzieht, einem großen Kriegsheere gleich, welches, jedem nahenden Feinde trotzend, den stillen Frieden dieses reizenden Thales zu bewachen scheint. — Die Sonne sank hinter die Berge. Nur einzelne Abschiedsstrahlen blitzen noch durch den Nebeldunst der violettblauen Gebirgsmassen und vergolden hie und da die höchsten Felsspitzen. Feierlich ernst steigt der Mond auf über das weite Gebirgspanorama. Nebelwolken hängen an den Gebirgszacken. Und schweigend sitzest Du neben mir vor der großartigen Ruine und blickst mit mir in die Dämmerung hinein. Die Trümmer der Vorzeit sollte man nie Morgens, sondern wo möglich stets am Abende oder im Geisterglanze des Mondes besuchen. Die abendliche Ruhe paßt mehr mit den Empfindungen der Vergangenheit und Vergänglichkeit zusammen, als der sonnige Tag mit seinem lauten Tumulte. — Und Du blickst also sinnend hinauf zur ernsten Burgruine, die in magischer Dämmerung vor Dir liegt, und hinein in die offene Gebirgslandschaft und in die köstliche Nacht, träumend, wie in ein Mährchen, das Dir erzählt wird. Und also sey's, höre ein Mährchen!

Karl der Große hatte Rom von Desiderius befreit und saß nun zu Pavia auf dem Herrscherthrone, um die Helden der Schlachten nach Verdienst zu belohnen. Er vertheilte als Zeichen seines Beifalles Wappenschilder unter die Edeln seines Reiches; den Löwen, den Adler und den Bären als Sinnbilder der Herrscherhoheit, — den Ur und den Falken als ein Bild der Stärke, die Gabel als Symbol des nährenden Friedens, — den nie alternden Kranich als ein Zeichen der Beständigkeit, — den Spiegel als Wappenschild der Tugend. Und alle waren vor Karl gekommen und hatten die Zeugnisse ihrer Tapferkeit empfangen. Nur einer der jüngsten seiner Ritter hatte sich ihm nicht genaht, sondern stand still da, den Siegesfürsten anblickend. Und Karl bemerkte ihn und sprach:

„Schönburg, auch Deine Thaten sah' ich in der letzten Schlacht. Willst Du kein Wappen?"

„Erhabener Herr und Kaiser," antwortete dieser, sein Knie beugend, „ich that nur meine Pflicht. Auch focht ich bisher nur, ohne für Dich zu bluten. Laß mir meinen silberfarbnen Schild als ein Zeichen meiner Jugend und Unschuld. Noch verdiene ich keines Deiner Wappen."

„Gut, Du sollst Deinen Schild behalten," entschied lächelnd der große Kaiser, „bis sich's mit Deinem Blute roth färbt zu meiner Ehre. Die Tage Deines Ruhmes werden nicht ausbleiben."

Und also geschah es. Die Sachsen unter Wittekind hatten sich empört. Karl mußte nach Deutschland zurück, und an der Werra entbrannte der grimmigste aller Kämpfe. Auch die Götzenpriester schwangen die Opferart. Die deutschen Ritter, wie die muthigen Provencalen sanken auf den Leichen ihrer Feinde, die Longobarden und Franken flohen, und enger und enger ward um Karl der Kreis der Getreuen, die, ihn zu schützen, mit ihren Leichnamen einen Schutzwall bilden. Der große Kaiser sieht sich umzingelt vom wüthend anstürmenden Feinde.

„So nimm mich denn in Deine Hände, Herr Jesus Christ," ruft er laut, das Auge zum Himmel gerichtet, und schwingt hoch und flammend das breite Siegesschwert um sich. Aber ein Feldstein, von Feindeshand geschleudert, zerschmetterte seinen Schild, und die Brust ist den Aexten der Gegner preisgegeben. Sein Auge sprüht wild umher. Der Augenblick des Todes ist gekommen. Blutgierig dringt Wittekind selbst gegen ihn an. — Da erhebt aus dem Leichenhaufen sich ein Verwundeter. Todtenblässe deckt sein edles Antlitz und Blut rieselt von Brust und Arm hinab. Er erhebt sich, reicht seinem Herrn den Schild und sinkt ermattet wieder zu Boden. Die Feinde erstaunen: „Ein Wunder!" so rufen sie. „Die Todten erstehen um den bedrängten Kaiser!" Die christlichen Ritter aber werden von neuem Muthe entflammt und stürmen wieder gegen den Feind an, und — Karl wird Sieger. Da fühlt sich Wittekind von einem heiligen Schauer ergriffen; er eilt zu Karln und übergiebt ihm sein Schwert. Jetzt blickt der errettete Kaiser den Schild an, der ihn so wunderbar befreit aus Feindes Hand.

„Das ist ja meines Schönburg's Schild!" ruft er aus. „Wo ist er, daß ich ihm danke?"

Man sucht ihn lange auf dem Schlachtfelde, und zieht ihn endlich aus einem Leichenhügel hervor. Noch strömt das Blut aus den offenen Wunden. Doch er erholt sich, schlägt matt die Augen auf, sieht den Kaiser und stammelt lächelnd: „Herr, ich blute." Und dieser drückt ihn mit einer Thräne der Freude wie der Rührung an sein hohes königliches Herz, küßt ihm die blasse Lippe, berührt mit drei Fingern die blutende Wunde des jungen Helden, und fährt mit ihnen über den reinen silbernen Schild, daß drei rothe Streifen des edeln Blutes ihn verherrlichen.

„Schönburg, dies sey fortan Dein Wappen! Wächter soll es mir seyn im Lande der ungetreuen Sachsen."

Und Wittekind unterbricht den Redenden, rufend: „Großer König! gieb ihm mein Schloß, an der fruchtbaren Quelle der

Digitized by Google

Mulde gelegen, daß er sich auch meiner in Liebe erinnere. Ich bleibe bei Dir, mich dürstet nach dem Wasser der heiligen Taufe, und lieb ist mir Deine königliche Nähe!" —

„So ziehe denn hin, Schönburg!" sprach Karl. „Nimm Dir ein frommes Weib aus einem nachbarlich befreundeten Fürstenstamme. Baue dem Herrn und Heilande seinen Tempel im Thale der Mulde und beglücke Dein Volk. Laß das Horn und die Axt erschallen auf den Bergen. Die Burg aber führe fortan Deinen Namen, Schönburg!"

Er berührte das Haupt des Wackern mit seinem Scepter, und huldigend küßte dieser das heilige Kreuz. Das deutungsreiche, dreistreifige Wappen aber prangt noch heutigen Tages am Eingange der trotzigen Burg.

Die Dombauer.

(Schluß.)

Unter den untergeordneten Arbeitern und Werkmeistern am Baue erwarb sich Anton Stegmaier als erster Polir die größten Verdienste um das erhabene Werk. Er ist 1801 in Schwäbisch-Gemünd geboren, woselbst er die Schule besuchte und als Steinmetz in die Lehre trat. Später arbeitete er als Meister in Heilbronn, Stuttgart, Eßlingen und Pforzheim, überall wegen seinen feinen und schönen Arbeiten gesucht. Im Jahr 1826, als der Dombau die Aufmerksamkeit Deutschlands zu wecken begann, eilte er nach Köln, indem er sich schon längst gerne in den mittelalterlichen kühnen Steinarbeiten versucht hätte. Unter Ahlert half er hier die erste Schule der Steinmetzen bilden, in welcher er fünf Jahre als Meister diente, dann aber als Polir der ganzen Schule vorstand. Von da ab bis jetzt trifft er alle wichtigen Anordnungen in Auf- und Abrüsten, verfertiget die Muldungen (Profile) und Lehrbogen und leitet die gesammte Bauhütte der Steinmetzen. Im Modelliren hat Stegmaier große Fertigkeit, wie er denn die schönen Holzschnittarbeiten der Chorstühle für die Berliner Akademie in Gyps abgoß. Seit 1842, wo sich die Arbeiten mehr als verdoppelt haben, sind ihm zwei Gehülfen beigegeben, und zwar sein Bruder Michael Stegmaier und sein Landsmann Piemüller. Wilhelm Schmitz aus Köln führt seit lange am Dome als Baurechner die Bücher und hat die Aufsicht über die mannichfachen Baustoffe. Seit 1842 sind ihm ebenfalls zwei Gehülfen beigegeben, weil der Vollendungsbau in hohem Grade alle Geschäfte häufte. Als Zeichner sind in der Reißkammer die beiden anwesenden Baukünstler Staals und Hoffmann fortwährend geschäftig.

An eigentlichen Arbeitsleuten, Steinmetzen, Maurer, Handlanger, Zimmerleute, Tischler, Schieferdecker, sind etwa 300 Menschen beschäftigt, welche begonnen haben, wie im Mittelalter sich eine geschlossene Gilde zu bilden, in welcher sie sowohl Erbauung und Erheiterung in guten Tagen als auch Trost und Unterstützung in gefährdeten finden. Sie haben eine Krankenkasse, haben ihre Festtage und ihr Liederbuch, zu welchem der nun verewigte Sänger Busso von Hagen ihnen das erste Werkgesellenlied dichtete, ein Lied, welches klingen wird, bis der letzte Stein gelegt ist. Trotz der theilweise sehr gefährlichen Arbeiten sind bis jetzt wenig Unglücksfälle zu beklagen gewesen, weil ihnen eben durch die Vorsicht der Bauaufseher vorgebeugt war. Das merkwürdigste und zugleich glücklichste Unglück hatte ein Arbeiter Namens Allescheck. Er war auf dem Dache des Domes an einem der höchsten Spiere beschäftiget, dieselben zu untersuchen, ob sie von der Verwitterung gelitten, und stürzte mit diesem Spier, der wirklich verwittert war und die angelehnte Leiter nicht zu tragen vermochte, in die Tiefe. In der Luft fliegend, verfing er sich mit einem Fuße in dem Steinzierath einer der Fensterkrönungen und blieb darin hangen wie in einem Stiefelknecht, mit dem Kopf unten gegen das steinerne Sprossenwerk anschlagend. Keine Leiter vermochte aus den Gallerien bis zu der Schwindelhöhe hinaus zu reichen; indessen beeilte sich ein in der Dachgallerie arbeitender Aufseher, dem Hängenden ein Tau niederzureichen, in welches er sich, als er von dem Falle zu sich kam, so fest verschlang, daß er sich oben zu halten vermochte, bis die Anstalten getroffen werden konnten, ihn glücklich der gefährlichen Stelle zu entheben. Wenige Tage lag Allescheck an seiner Kopfwunde krank und begann dann wieder seine Arbeiten, denen er bis auf den heutigen Tag rüstig vorsteht. G. Wedel.

Eine neue Oper.

Es läßt sich in den edeln Künsten der Muse Vieles lernen und Manches erstreben; Talent und Fleiß vermögen viel und eine warme Liebe zur Sache überwindet manches Hinderniß. Aber Eins nur liegt allem Fleiße und allem Streben unerreichbar und von ihm gilt, was der Dichter gesagt hat:

„Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben."

Dies Eine muß dem Dichter und dem Künstler wie vom Himmel zufallen, ohne Kampf und Mühe, ihn beseligend und überraschend; es läßt sich nicht erklären, nicht beweisen, nicht zusammenrechnen; es kommt und ist da und strahlt im vollsten Glanze, eine reizende, duftende Blüthe, die Jeder bewundert, der sie anschaut. Dies Eine ist eben so selten, als es schön ist und da man es weder zu erobern, noch mit aller Geisteskraft zu gewinnen vermag, so hat man es das Geschenk einer göttlichen Freundin, der Muse, genannt. Am meisten bedarf ihrer himmlischen Beihülfe der Tonsetzer. Wohl läßt sich in dieser Kunst viel berechnen und viel kunstreich zusammenfügen, aber gerade das Beste muß von den Göttern kommen. Worin liegt die Schönheit einer Melodie und worin der Zauber der harmonischen Verknüpfung? Unsere Theoretiker werden es euch sagen und Alles ganz logisch definiren. Ihr werdet es machen, wie sie es angeben, und werdet ihren Lehren folgen; doch werden darum eure Klänge die Hörer noch nicht entzücken und wird eure Tonfluth noch nicht mächtig an die Herzen schlagen. Das Erfinden ergreifender oder lieblicher, imposanter oder zarter Melodieen wird aus keinem Handbuch erlernt und noch schwanken die Definitionen über Dasjenige, was denn eigentlich hier schön zu nennen sey; dagegen lehrt die Erfahrung, daß es Melodieen und Harmonieen gibt, die jeden Hörer bewältigen, in jedem Gemüthe ihr Echo finden und unbedingt anerkannt werden. Solches Erfinden, solche geniale Inspiration, solcher Liebreiz der Töne sind das wunderbare Etwas, das man nicht lernen kann und das nur selten erscheint, das aber immer und überall sich geltend macht, hier in Größe und Erhabenheit, dort in Anmuth und Zartheit. Die edelste Blüthe dieser Zauberwelt der Tonkunst erscheint in der dramatischen Musik und ihre Macht ist es, welche der Leidenschaft einen gewaltigen Ausdruck und der Empfindung eine rührende Sprache verleiht, welche Licht und Schatten richtig zu vertheilen, hier zu sparen und dort verschwenderisch auszutheilen weiß, welche die Fäden kunstvoll verschlingt und wieder löst, welche die Tonwellen dahin rauschen läßt und ihnen dann plötzlich Stillstand gebietet, die Tonfarben strahlen und dann wieder in mildem Lichte sich mäßigen läßt. Die dramatische Musik, wie die dramatische Dichtkunst und das historische Bild erheischen eine Vereinigung aller Kunststrahlen, eine Kraft und Gedrungenheit, eine Mannigfaltigkeit und Nüancirung, eine Wärme und Inspiration und zugleich wieder eine Besonnenheit und plastische Ruhe, die zu vereinigen nur den Meistern vergönnt ist und deren Lorbeer nur den Auserwählten zufällt. Man würde Kunstwerke dieser Art weniger bewundern, wenn sie häufiger wären und wenn

Digitized by Google

sie durch Fleiß und Studium oder auch selbst durch Talent errungen werden könnten. Das Genie, welches sie hervorbringt, würde weniger leuchten, wenn es nicht bestimmt wäre, den Nebeln und Stürmen der Zeit zu widerstehen.

Obgleich nun Meisterwerke der bezeichneten Art nur selten geschaffen werden, so behält darum doch der Lebende sein Recht, und Jedem, der Beruf in sich fühlt, mag sein Streben vergönnt seyn. Der Eine wird mehr, der Andere weniger leisten und die Erfolge werden entscheiden. Sie sind unabhängig von dem Gezänke der Parteien und von den Resultaten einer ersten Aufführung, von dem Enthusiasmus der Freunde, die den Komponisten herausrufen und mit dem voreiligen Lorbeer bekrönen, von den Posaunenstößen der Fama in den Tageblättern, aber auch von den Gehässigkeiten des Neides und der Verkleinerungssucht. Im Allgemeinen hat die Erfahrung der neuesten Zeit gelehrt, daß nur wenige unserer heutigen Tonsetzer mit ihren Opernversuchen Glück gemacht haben, indem sie sich entweder in den Labyrinthen der Theorie verirrten, oder den Sängern zu wenig Vorschub leisteten, oder auch nur Fragmente, nur Mosaikarbeit, nur einzelne Schönheiten brachten, kein abgerundetes, den dramatischen Anforderungen entsprechendes Ganzes. Es wäre ungerecht, den Bestrebungen der Gegenwart unbedingt den Stab zu brechen, aber auch übertrieben, sie über die Gebühr zu erheben. Glücklicher sind französische und italienische Tonsetzer gewesen, jene durch ihre, wenn auch nicht tiefe, doch leicht fließende und effektvolle, diese durch ihre stets sangbare und sich einschmeichelnde Musik. Der deutsche Künstler würde häufig mehr erreichen, wenn er weniger erreichen wollte, und über dem Verweilen bei den Details verliert er den Totaleindruck; statt der frischen und kecken Umrisse gibt er ängstliche Nüancen, und den wirkungsvollen Moment benutzt er weniger, aus Besorgniß, sich der Kritik und der Theorie gegenüber etwas zu vergeben.

Wir sahen dieser Tage die zwei ersten Aufführungen einer neuen Oper von H. Reeb: „Die schwarzen Jäger." Der Text, nach einer anziehenden Novelle bearbeitet, enthält unstreitig sehr dramatische und für den Bühnen-Effekt sehr ergiebige Momente; aber sie treten nicht stark genug hervor, was ganz besonders von dem ersten Akte gilt. Ferner ist der historische Hintergrund zu schwach gehalten, zu wenig in kräftigen Umrissen, zu wenig das patriotische Element anregend; so gelten die vorstehenden Bemerkungen auch für die neue Oper. Er hat in ihr ein rühmliches Streben bekundet und manchen Moment dramatisch erfaßt; wir vernehmen viel schöne melodische Anklänge und begegnen gut erfundenen Motiven; aber Vieles ist zu fragmentarisch, nicht charakteristisch und gedrungen genug, um einen schlagenden Totaleindruck hervorbringen zu können. Ein frischeres Colorit, weniger Sentimentalität, mehr Sangbarkeit und eine schärfere Abgränzung der einzelnen Piecen hätte der Componist erstreben sollen. Wir bemerken schließlich, daß die zweite Aufführung durch zweckmäßig angebrachte Kürzung und Abänderungen gewonnen hat. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Breslau, 16. April.) Am 27. v. M. starb in Bunzelwitz das jüngste Kind des Scholtiseibesitzers Neumann, eines Christkatholiken. Der Kirchhof in Bunzelwitz wird auch für die evangelischen Einwohner mitbenutzt; das Kind des Christkatholiken aber konnte, nach Bestimmung des katholischen Pfarrers Herrmann in Würben, darauf keine Stelle finden, und wurde, mit Erlaubniß des Landrathamtes, feierlich und unter Begleitung der ganzen Gemeinde und vieler Hundert Menschen der Umgegend, in einem Garten begraben, wobei der Prediger Jungnickel in seiner Trostrede besonders den Bibelspruch durchführte, daß die Erde überall des Herrn sey.

Das unter dem populären Namen „Struwelpeter" zu so großer Anerkennung gelangte Bilderbuch ist, nachdem 3000 Exemplare in weniger als drei Monaten völlig vergriffen sind, nun neuerdings aufgelegt worden und in allen Buchhandlungen wieder vorräthig. Dies zur gewiß erfreulichen Kunde den großen und kleinen Kindern.

Der Bildhauer Friedrich in Straßburg faßte den Entschluß, auch dem Vollender des Thurmes des Münsters in Straßburg, dem Kölner Steinmetzen Johann Hültz, welcher 1439 den Helm des Thurmes nach eigenem Plane vollendete und 1449 in Straßburg starb, ein Denkmal zu errichten, und zwar in der Vaterstadt des Meisters — in Köln. So wie die Idee bei dem Künstler reif geworden, theilte er dieselbe auch der Kölner städtischen Behörde mit, sich erbietend, das Standbild des Johann Hültz 8 bis 10 Fuß hoch ganz auf seine Kosten in Stein auszuführen und in Köln zu errichten, wenn von Seiten der Stadt eine passende Stelle angewiesen und die Herstellung des Piedestals und der Einfassung des Denkmals übernommen würde. Wie wir hören, hat der Stadtrath den Vorschlag des wackern Künstlers mit dem lebhaftesten Danke aufgenommen und alle seine Forderungen sogleich bewilligt. Nach der Auffassung der Figur, dem in ihr verkörperten Gedanken, wünscht der Bildhauer eine Stelle, von wo aus dieselbe unsern Dom sehen kann. Er gedenkt den Meister Hültz nämlich darzustellen in dem Momente, wo er den kunstreichen Oberbau des Straßburger Münsterthurmes entwirft, hinschauend nach dem Dome seiner Vaterstadt, an dessen gewaltigen und herrlichen Formbildungen er sich gleichsam zu seinem Werke erkräftigt und begeistert.

(Camelliensammlung.) England, Belgien und Deutschland — sagt ein französisches Blatt — haben schon seit langer Zeit die prachtvolle und in ihrer Art einzige Sammlung von Camellien bewundert, welche der Abbé Berleze, Verfasser des schönen Werkes der „Monographie der Camellien", seit 25 Jahren zu vervollständigen bemüht gewesen ist. Diese Sammlung hat jetzt der Wintergarten der elysäischen Felder an sich gebracht und wird sie vom 20. c. ab zur Schau stellen. Sie enthält 500 verschiedene Arten, welche alle in voller Blüthe stehen, und gewährt einen reizenden Anblick.

Die Werkstätten für den Bau von Locomotiven in England sind mit Bestellungen überhäuft. Neue Arbeiten können nicht vor zwei Jahren geliefert werden. Der gegenwärtige Preis für einen Dampfwagen ist durchschnittlich 1800 Pfd. Sterl., und es ist davon die Rede, denselben auf 2000 zu erhöhen. Folgendes ist die Zahl der bei den namhaftesten Maschinenbauern bestellten Locomotive: Bei Stephenson 224, Sharp 196, Hawthorn 70, Forster 80, Narwyth 60 u. s. w.

Die „Aachn. Zt." meldete kürzlich nach einer Korrespondenz der „Mgd. Ztg.", wie der König von Preußen zu einem französischen Reisenden, der mancherlei über Gefängnisse geschrieben, die beherzigenswerthen Worte gesprochen: „Was Ihr Werk betrifft, so veröffentlichen Sie Alles, was Sie gesehen haben; reichen Sie mir hierüber noch etwas schriftlich ein. Schmeicheln Sie nicht, sagen Sie die ganze Wahrheit, und bezeichnen Sie die Mängel, denn ich wünsche sehnlichst, dieselben abzustellen. Was Sie von jenem entsetzlichen Gefängnisse (dem Berliner Gefängnisse, der s. g. Ochsenkopf) gesagt haben, betrübt mich tief, und Sie können auf meinen festen Willen zählen, diesem Zustande, der mir unbekannt war, ein Ende zu machen." So geschieht also durch den König selbst eine Aufforderung zur Oeffentlichkeit.

(Kopenhagen, 11. April.) „Kjbhvspst." enthält interessante Mittheilungen aus Island über den Ausbruch des Hekla und dessen Folgen. Unter andern wird bemerkt, daß die Lava bereits

Digitized by Google

am 9. Sept. v. J. eine Strecke von zwei dänischen Meilen Umfang, 40 bis 50 Ellen hoch bedeckt hatte, und daß diese Lava jetzt sowohl in ihrer Ausdehnung als in ihrer Höhe unter den von neuem zuströmenden Massen wieder gänzlich verschwunden ist. Bei'm Abgange des Postschiffs war erst ein Hof von der Lava zerstört, welches man vornämlich dem Umstande zuschrieb, daß sie mehrere beträchtliche Anhöhen, und theilweise selbst kleine Berge zu überschreiten hatte, wovon aber schon mehrere unter ihren zunehmenden Massen verschwunden waren. Der Aschenfall hatte sich dagegen über das ganze Land verbreitet, und an dem Vieh, welches Leuten zugehörte, die nicht reichlich genug mit Heu versehen waren, um es zu rechter Zeit von den vergifteten Weideplätzen wegzunehmen, hatten sich eigenthümliche Krankheitssymptome geäußert, welche in den meisten Fällen den Tod des Thieres zur Folge gehabt. Unter andern haben sich an den Füßen der Schafe knochenartige Auswüchse gezeigt, die zuletzt so groß werden, daß die armen Thiere nicht länger gehen können. Das nämliche Symptom zeigt sich auch an der unteren Kinnlade, die zuletzt so groß wird, daß die Hauptknochen gleichsam auseinander gespannt sind. Aus den Zähnen in der unteren Kinnlade wächst zugleich eine knochenartige hervorstehende Spitze, die zuletzt in die obere Kinnlade übergeht, was dann den Tod des Thieres herbeiführt. Den beiden letzteren Fällen sind auch Pferde unterworfen. Bei dem todten Vieh fand man vulkanische Asche in den Gedärmen. Sollte der Ausbruch bis zu Anfang Mai fortwähren, so bleibt den Einwohnern, von welchen keiner so gut mit Heu versehen ist, daß er sein Vieh länger als bis dahin auf dem Stall halten kann, nichts anders übrig, als es sämmtlich zu schlachten, oder es auf den vergifteten Weideplätzen dem Tode preiszugeben. Daß der Geiser und Strokkur seit dem Ausbruche ihre Sprudelkraft verloren haben, ist schon bemerkt worden, aber auch die meisten warmen Quellen in der Nähe des Hekla sind fast gänzlich abgekühlt. Die Anwohner des Vulkans haben auch wahrgenommen, daß die Nordlichter sich gleichsam um dessen Gipfel concentrirt haben, als ob sie von demselben ausgingen. Vielleicht ist dies eine Folge der Elektricität.

(Berlin, im April.) Hier hat sich schon wieder ein neuer Verein gebildet, der sich die Erziehung von Lehrerwaisen zum Zwecke setzt und sich „Lutherstiftung" nennt. Also gerade an dem Orte, von wo die Idee zur Pestalozzistiftung ausging, und unter den Augen des Mannes, der mit dem ganzen Aufwande seiner Kräfte die Realisirung dieser Idee betreibt, entsteht nun ein Verein, der sich abermals absondert von dem Ganzen, um etwas Apartes für sich zu haben. Ein wunderbares Volk, die Deutschen, und speciell die Berliner! Nachdem sie so oft erfahren, daß hier kein rechter Boden ist für das Gedeihen von Vereinen, speculiren sie immer von neuem auf andere Vereine, sammeln Beiträge, entwerfen Statuten, um nach jahrelangem Hin- und Herschreiben mit den Behörden zu sehen, daß — eben nichts daraus werden kann.

Literatur.

Das von Hrn. Dr. Casimir Pfyffer herausgegebene Schriftchen: „Meine Betheiligung an der Rathsherr Leuischen Mordgeschichte", möge von jedem Gesetzgeber und Politiker zur Hand genommen und ernstlich erwogen werden. Sie werden in dem Verfahren der luzernerischen Behörden einen neuen Beleg finden, wie nothwendig es vor Allem ist, den Bürger vor böslicher Behandlung von Seiten willkürlicher Behörden gesetzlich zu schützen. Die Behörde muß dem Bürger böslicher Weise nicht schaden können, wenn sie auch aus vollem Herzen will. Dies Problem zu lösen, ist dringende Aufgabe unserer politischen Künstler; wie empfehlen sie noch besonders dem Berner Verfassungsrathe, denn wenn sämmtliche Demokratien der Schweiz das demokratische luzerner Wesen sich zum Vorbilde nehmen wollten, so würden die schweizerischen Demokratien der Sache nach sich von Despotien nicht unterscheiden. Die Pfyffersche Schrift empfiehlt sich aber noch insbesondere durch die Klarheit, Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, und durch eine, nach solchen Vorgängen, merkwürdige Ruhe des Verfassers. Psychologisch ist sie uns dadurch interessant worden, daß in der einfachen Erzählung der Vorgänge, wie in des Italieners Angelo Frignani's Schrift, eine unbeabsichtigte treffliche Selbstschilderung des viel gerechten Verfassers gegeben ist, die seine Persönlichkeit lebendig jedem Leser vor Augen stellt. Man glaubt den ernstruhigen, besonnenen, tief und umsichtig erwägenden, scharfsinnigen Mann, der trotz der Nichtigkeit der auf ihn gewälzten Anklage — einer solchen Leidenschaft gegenüber — doch die ganze Bedenklichkeit des Momentes wohl und ganz begreift, leidlich zu sehen, wozu auch das beigesetzte Portrait das Seinige thun mag. Die eingeschalteten Gutachten der Herren Mittermaier und Henke sind ein schöner Beweis der biedern und tüchtigen Gesinnung deutscher Rechtslehrer. Wir wünschen übrigens dem Hrn. Dr. Pfyffer Glück, daß seine Gegner nicht so viel Verstand, als Leidenschaft haben.

Ein deutscher Jurist.

Korrespondenz.

Bad Soden, im April.

Mit dem Bau der Eisenbahn schreitet es langsam vorwärts. Durch die vielen Regengüsse der letzten Zeit mußten die Erdarbeiten größtentheils eingestellt werden und man zweifelt, daß die ganze Strecke bis August fahrbar sey. Doch verspricht man sich, wenn der Sommer uns mit gutem Wetter beschenkt, eine gute Saison. Freilich ist Soden bis jetzt noch mehr auf die Sonntagsreisenden der benachbarten Städte, auf die Freunde der Natur und des ländlichen Stilllebens und auf die Kurgäste, welche ihre verloene Gesundheit an unsern Quellen wirdre suchen, beschränkt. Der anderrn Klasse von Badegästen, welche sich blos um der Vergnügungen willen in den Badeorten aufhalten, mochte Soden bis jetzt wenigstens nicht conveniren. Dazu dient Homburg, Wiesbaden und Ems. Denn was die Umgebung und Naturschönheiten betrifft, so verdient Soden und Kronberg vorzüglich erwähnt zu werden unter den andern Taunusbädern. Die vielrn Ausflüge in den Taunus, wie nach Königstein, Falkenstein, Eppstein und Kronberg ersetzen den Kurgästen hinlänglich den Mangel an geselligerem Lebrn. Tritt letzteres noch hinzu, und dazu haben wir die besten Aussichten, so wird Soden gewiß einst in die Reihe der Badeorte ersten Ranges eintreten können.

Charade.

(Zweisylbig.)

Die Erste wird, wenn die Zweite entschwindet,
Dir Zweite kommt, wo die Erste sich findet.
Von Beiden, in Eins zusammen genommen,
Kannst Letztes im Ersten du immer bekommen.

W.....r. B. Stemmire.

Auflösung der Charade in Nro. 109:

Braunfels.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 21. April. Der alte Büeger-Capitain, oder: die Entsühnung, ein Frankforter heroisch-boerlich Lustspirl in 3 Abth. Vorher geht: Ein Arzt, Lustspiel in 1 Act von Wages.

Mittwoch, 22. April. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Königin der Nacht: Fräulein Brandt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 112. Donnerstag, den 23. April 1846.

Eine Soirée zu Rambouillet.

Eines Tages, als zu Rambouillet weder Jagd, noch Konzert, noch Schauspiel statt fand, arbeitete Napoleon mit seinen Ministern, und Abends spielte man im großen Salon, um die Lücke des Vergnügens ein wenig auszufüllen. Neun mit Wachslichtern und Karten besetzte Tische wurden zur Linken und Rechten geordnet, in der Mitte stand jener, der für den Kaiser bestimmt war, im Falle daß er selbst spielen wollte. Napoleon ging gerade auf einen Tisch zu, auf den ein tragbares Trictrac-Brett gestellt war.

„Ich möchte nicht ungerne eine Partie machen," sagte der Cäsar. Er wandte sich an einige Hauptoffiziere seines Hauses, von denen er bei derlei Gelegenheiten umringt war, und fügte bei, zu Duroc gewendet: „Können Sie dieses Spiel!"

„Nein, Sire."

„Ich glaube doch, daß Sie öfters eine solche Partie mit Josephinen spielten."

„Nie, Sire, wurde mir diese Ehre zu Theil; Ihre Majestät, die Kaiserin, spielte mit dem Herrn von Caulaincourt oder mit einem ihrer Kammerherren."

„Ach, das klingt anders; aber weil Caulaincourt nicht anwesend ist, so erkundigen Sie sich, ob unter diesen Herren einige sind, die mit mir gerne eine Partie machten."

Und der Kaiser wandte sich seitwärts zu einem Offizier, mit dem er schon bei der Ankunft in den Saal sich besprochen hatte, und knüpfte mit ihm die unterbrochene Unterredung wieder an. Während dieser Zeit suchte der Großmarschall emsig einen Trictrac-Spieler; aber unter allen Anwesenden war kein Einziger, der dieses schweren Spieles kundig war. Der Marschall kam, dem Kaiser die Fruchtlosigkeit seiner Nachforschung zu melden.

Dann fragte ihn der Kaiser: „Ist der Bürgermeister von Rambouillet hier?"

„Ja, Sire."

„Ersuchen Sie ihn, er möchte auf einige Worte zu mir kommen."

Duroc hinterbrachte es dem Bürgermeister, welcher sich dem Kaiser näherte.

„Herr Bürgermeister," sprach Napoleon zu ihm, „haben oder wissen Sie denn Niemand in Ihrer Stadt und unter Ihren Vertrauten, der Trictrac spielte."

„Vergebung, Sire, wir haben unsern Pfarrherrn, aber ich könnte Euer Majestät nicht gut dafür stehen, daß er sehr geschickt darin sey."

„Ist mir gleich, das ist meine Sache. Wie heißt dieser Pfarrer? Ist er ein braver Mann? Ist er tolerant?"

„Sire, er ist ein würdiger Mann, von allen seinen Pfarrkindern geliebt und geehrt."

„Ich will mit ihm, den Würfelbecher in der Hand, Bekanntschaft machen," fügte Napoleon lachend bei. Dann gab er dem Großmarschall einen Wink, und nachdem er ihm einige Worte gesagt hatte, ging dieser alsbald hinaus.

Eine Viertelstunde darnach sah man einen guten Greis in den Saal eintreten, einen Mann von erhabener Gestalt, es war der Pfarrer von Rambouillet.

Nachdem der Ehrenmann dem Kaiser vorgestellt worden war, der ihm einen herzlichen Gruß bot, machte ihm jener ein seinem Alter und seinem Charakter sehr angemessenes Kompliment. „Herr Pfarrer," erwiederte Napoleon, „ich habe gehört, daß Sie ein guter Trictrac-Spieler wären; mir wäre es nicht unlieb, meine Stärke mit der Ihrigen zu messen. Wir wollen sehen, setzen Sie sich dort und halten sie sich als tapferer Gegner, als wackerer Kämpe — schonen Sie mich nicht, wenn ich einen Bock schieße."

„Ei, ei, Sire, sonst war ich in diesem Spiele so ziemlich bewandert," antwortete der alte Geistliche, „aber heutzutage bin ich schon ein wenig vom Alter verrostet; wenn man eine Kunst nicht fleißig und oft übt, wird man ihrer unmächtig."

„O, dieses Spiel ist keine Kunst, Herr Pfarrer, es ist, bei Gott, schon eine wahre Wissenschaft. Wohlan denn, wohlan! so verrostet als Sie zu seyn behaupten, werden Sie mir beweisen, daß Sie Ihre ehemaligen siegreichen Erfolge nicht ganz vergessen haben. Wir wollen sehen, wer den Anfang macht."

Der gute Pastor nahm dem Kaiser gegenüber Platz. Bonaparte wühlte in seiner Westentasche, und zog einige Stücke zu zwanzig Francs hervor, legte eines davon auf den Tisch und sagte: „Man muß das Spiel ein wenig interessant machen, aber man muß es nicht hoch ansetzen, daß man sich nicht verblute, oder verbrenne und senge; wir wollen die Partie nur um zwanzig Francs spielen."

Der alte Priester war auch daran, aus der Tasche seines Talars einen ziemlich mageren Beutel zu ziehen; aber als er das Goldstück des Kaisers sah, machte er große Augen und sagte, vielleicht um sich zu entschuldigen, daß er so hoch spiele, denn er war doch weder Spieler noch reich: „Sire, mir dünkt es, viel Geld zu seyn."

Aber Napoleon kam dem Vertrauen des Greises entgegen und erwiederte ihm in seinem gemüthlichsten Tone: „Herr Pfarrer, Ihr Geld ist das Almosen der Armen, und ich möchte nicht, daß Sie den mindesten Theil davon auf das Spiel setzten. Sie werden Ihren Satz mit Duroc (er zeigte auf den Großmarschall) theilen und Ihr gemeinschaftlicher Satz wird vollkommen gleich seyn, denn Sie werden Ihr Talent mitbringen und er sein Geld."

„Aber, Sire!" versetzte der Priester, „der Herr Großmarschall hat vielleicht von meinem Talente keine so gute Meinung wie Eure Majestät; er, der die Ehre hat, Ihr Gefährte in Gefahren zu seyn, muß besser wissen, als irgend Einer, daß Ihre Gegner niemals triumphiren."

Dieser Lobspruch, so natürlich herbeigeführt und voll der Gutmüthigkeit dargebracht, schmeichelte dem großen Napoleon mehr, als alle Reden des Herrn von Fontanes, mehr denn alle Schmeichel-

Digitized by Google

Phrasen und Verse der Poesie oder in Prosa. „Herr Pfarrer," antwortete er lächelnd, „ich und Duroc sind in diesem Augenblicke Ihre Pfarrkinder; verderben Sie uns nicht, weder den Einen noch den Andern."

Das Spiel begann. Der mächtige Kaiser ward handgemein mit dem bescheidenen Pfarrer, und es war ein pikantes Schauspiel, den großen Herrscher und Krieger, der damals in der Blüthe, in der Glorie seines Ruhmes stand, den nichts trüben zu wollen schien, im tête-à-tête bei einem Trictrac mit einem armen Priester zu sehen. Jener, der auf ein Zeichen mit seinem Degen eine halbe Million Menschen von einem Ende Europa's bis zum andern marschiren ließ, von einem Pole zum andern in Bewegung setzen konnte, dessen Genius Millionen zu lenken vermochte, versenkte sich tief im Hin- und Herspinnen über den Marsch einiger Damen auf dem Spielbrette, von denen ein Zug die Versetzung entschied, und er hatte auf diesem unschuldigen Schlachtfelde einen guten und ehrwürdigen Greis zum Rivalen. Welch' ein herrliches Gemälde könnte nicht ein Künstler schaffen, wie Napoleon zu Rambouillet mit seinem Pfarrer spielt! Würde das nicht ein Bild Hogarths oder Tizians aufwiegen?

Der Kaiser wurde vom Pfarrer vollständig auf das Haupt geschlagen, welcher fünf Partieen nach einander mit einer Geschicklichkeit und einem Glücke gewann, die Napoleon keine Zeit, zu Athem zu kommen, gönnten. Als der Moment der Trennung gekommen war, als auf der großen Thurm-Uhr vom Pavillon in Rambouillet die Mitternachtsstunde schlug, stand Napoleon, der Erhabene, lachend auf, nachdem er eben seine fünf Partieen verloren hatte, und sagte zu seinem Gegner mit der liebenswürdigsten Miene: „Herr Pfarrer, Sie haben mir eben eine Lektion gegeben, ich werde sie benützen; ich habe diesen Abend dieses Spiel besser spielen gelernt, als ich es seit zwanzig Jahren spielte; Sie haben mich ohne Gnade schonungslos geschlagen."

„Eure Majestät ist sonst überall unbesiegbar, unüberwindlich," antwortete der Geistliche, „und das ist wohl das Wenigste, daß sie im Trictrac geschlagen ward. Ueberdies, Sire, rührt Ihre Niederlage von Ihrer raschen Art zu spielen her; diese Art gelingt öfters, aber sie ist nicht immer glücklich, wenn man einen langsamen, geduldigen und erfahrenen Gegner im Angesichte vor sich hat." —

Der Biedermann gab Napoleon, ohne daran zu denken, noch eine Lektion in der Kriegskunst.

Die hohen Personen, die beständig den Tisch des Kaisers umrungen hatten, um ihn mit dem Herrn Pfarrer spielen zu sehen, blieben still. Der gute Priester nahm bescheiden die fünf Goldstücke, die der Kaiser verloren hatte, und näherte sich dem Großmarschall, indem er ihm leise die Worte zuflüsterte: „Herr! von dieser Summe kommen Ihnen von Rechtswegen, als von der Kriegsbeute, 50 Francs zu."

„Herr Pfarrer," erwiederte der Großmarschall, „behalten Sie selbe, ich bitte Sie darum; Sie werden sie den Armen nach meiner Meinung austheilen."

„Ihr Wunsch wird pünktlich erfüllt werden, mein Herr!" und er schob die Goldstücke in die Tasche ein. Inzwischen suchte Napoleon den ihn Umgebenden die Ursachen seiner Niederlage zu erklären, und kam dann auf den Greis mit den Worten zu: „Herr Pfarrer, Sie haben mir einen höchst angenehmen Abend verschafft, ich danke Ihnen dafür. Jetzt, da Sie mich zu finden wissen, hoffe ich wohl, daß Sie mir die Freundschaft erweisen werden, mich öfters zu besuchen, und dann," fügte er heiter und lustig bei, „sind Sie mir, wenn auch keine Visite, doch eine Gegenpartie schuldig, und ich hoffe gewiß, sie nächstens zu behaupten."

Der Pfarrer verbeugte sich mit einem Zeichen des Dankes, der Kaiser wechselte aber plötzlich das Gespräch mit der Frage: „Wie alt sind Sie?"

„Zweiundsiebenzig Jahre alt, Sire; bald sind es fünfundvierzig Jahre, seit ich im Allerheiligsten für Frankreich bete, wo ich an der Stufe des Hochaltars stehe."

„Wohlan! fahren Sie fort, Herr Pfarrer, für mein Frankreich und für mich zu beten; wir werden uns bald wieder sehen, ich hoffe es."

„Bald — ist das rechte Wort, Sire," antwortete der greise Priester; „denn, wenn Eure Majestät mich würdigt, zu Ihrer Partie beizuziehen, so habe ich keine Zeit mehr zu verlieren, in meinem Alter sind die Points (Stiche) schon im voraus gezählt, selbst im Trictrac."

Der Held und der Priester sollten sich nicht wieder sehen. Im Jahre 1813 starb der Pfarrer von Rambouillet und das Kaiserreich war seinem Untergange nahe. M. Roquerol.

Die Auswanderung nach Nordamerika.

„Westward the star of empire took its way!" Ja, nach Westen nahm der Stern der Herrschaft seinen Weg und steht jetzt weit über den Urwäldern der neuen Welt. Man sollte es in der That kaum für möglich halten, da, wo vor dem Jahre 1607 noch kein Versuch zur Colonisirung gemacht war, erblüht jetzt der mächtigste Freistaat der Erde. Zu jener Zeit und noch lange hernach zogen die Rothhäute frei und ungehindert durch die weiten Wälder und Prairien, erlegten mit ihren Pfeilen das Wild und ernteten ihren Mais. Wo jetzt gesegnete Fluren den Fleiß der Colonisten belohnen, da trollte der Waschbär seinen einsamen Weg und dem scheuen Wilde brachte noch nicht die zischende Kugel eines europäischen Schützen Wunden und Tod. Auch die harmlosen Schaaren der Zugtauben ruhten sicher in den Wipfeln der hohen Bäume von ihren Zügen aus und wurden nicht durch den Knall eines Feuerrohrs von ihrer luftigen Ruhestätte aufgescheucht. An der Stelle blühender Städte, Dörfer und Höfe standen die Hütten der Indianer, aus Baumzweigen verfertigt. Die Ströme rauschten ihren Mündungen zu, ohne auf ihren Rücken schwere Bürden zu tragen, und nur die Barken der Wilden glitten leicht über ihre Wogen hin.

Unerwartet aber wurde der Grund zur Veränderung des Zustandes jener Gegenden der Erde gelegt. Im Eingangs erwähnten Jahre (1607) landeten an der Küste des jetzigen Staates Virginien 105 Auswanderer. Sie waren in drei Schiffen aus England herübergekommen, um ihr Glück in der neuen Welt zu suchen. Die wenigsten von ihnen schienen, dem Aeußeren nach zu urtheilen, für die Strapatzen, Mühseligkeiten und Gefahren, welchen sie entgegen gingen, geschaffen zu seyn, vielmehr glichen die meisten (mit Ausnahme einiger Zimmerleute und anderer Handarbeiter) verunglückten Abenteurern, Falschmünzern und ähnlichen Leuten, welche ihre Rechnung nicht mehr in der civilisirten Welt zu finden hoffen konnten. Die Landung geschah unfern eines schönen Flusses, dem diese Engländer, ihrem Könige Jakob zu Ehren, den Namen James River (Jakobsfluß) gaben. Die Colonie wäre indessen jedenfalls mißglückt, da die Einwanderer schwere Arbeiten zu verrichten nicht gewohnt und überhaupt, wie es jetzt noch Manchem geht, mit ganz anderen Erwartungen über's Meer gekommen waren, hätte sich nicht John Smith, ein Mann voll Festigkeit und Muth, an ihre Spitze gestellt. Er führte Ordnung bei den Colonisten ein, gewöhnte sie an Arbeitsamkeit und verfuhr streng nach dem Grundsatze: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen." Schon im folgenden Jahre wurde die Zahl der Ansiedler von England aus vermehrt; es waren jedoch wieder nicht die rechten Leute, und John Smith schrieb deßhalb nach London: „Ein Zimmermann, Maurer oder Ackerbauer ist hier mehr werth, als fünfzig Federfuchser oder Stutzer." Möchten diese Worte jetzt noch recht Viele beherzigen! Die Civilisation hat zwar in Nordamerika

Digitized by Google

riesenhafte Fortschritte gemacht, aber in Bezug auf Arbeit dürften des muthigen Engländers Worte bei den Auswanderern heutiger Tage noch als volle Wahrheit gelten.

John Smith und seine Ansiedler bildeten die ersten Elemente der Colonisirung Nordamerika's. Einige Jahre später drang Daniel Boone tief in die Urwälder, und schon 1682 fertigte William Penn den Riß zu Philadelphia, der schönsten Stadt der Union.

Jetzt zählen alle nordamerikanischen Staaten wenigstens zwanzig Millionen Menschen, unter welchen sich vier bis fünf Millionen Deutsche befinden mögen. Darum ist Nordamerika für uns von größerer Wichtigkeit, als die meisten Länder Europa's. Aus allen Theilen Deutschlands gehen jährlich Tausende über's Meer, um sich jenseits desselben eine neue Heimath zu suchen, und die Zahl der Auswanderer in diesem Jahre mag sich wohl auf 80 bis 100,000 belaufen.

Was ist wohl die Ursache von dieser Zunahme der Auswanderung?

Man wird jetzt unter allen Ständen eine viel größere Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen finden, als dies früher der Fall war. Die vermehrten Bedürfnisse, die Uebersetzung aller Gewerbe und die hierdurch herbeigeführte übermäßige Concurrenz sind die Grundursachen dieser Erscheinung. Die meisten Auswanderer gehören jedoch der ackerbautreibenden Klasse an, und es sind gerade nicht die Unvermögenden, welche sich zur Uebersiedelung nach Nordamerika entschließen, namentlich ist dies in diesem Jahre der Fall. Viele derselben nehmen 4 — 5000 fl. mit über's Meer, und wenn es ihnen glückt, haben sie in einigen Jahren eine bedeutende Farm. Schreiber Dieses kennt viele dieser Leute, und wenn man sie um die Ursache ihres Entschlusses fragt, lautet die Antwort in der Regel: „Hier können wir es zu nichts bringen, unser Vermögen nimmt jährlich ab; wir können kaum die Abgaben und die Ausgaben für's Holz erschwingen. Wenn wir einst unser Vermögen unter unsere Kinder theilen, so bekommt jedes nur wenig, und sie müssen als arme Leute leben." Ja, wahrlich, diese Leute haben Recht! Das Holz bringt Manchen aus seinem Vaterlande und die allzu große Zerstückelung der kleineren Bauerngüter. Viele lassen sich auch durch ihre Anverwandten, welche sich schon in Amerika befinden, zur Auswanderung bestimmen. Doch sind es auch oft schwer geprüfte Männer, welche in einem fernen Welttheile diejenige Ruhe suchen, welche sie diesseits des Meeres nimmer zu finden hoffen konnten. So kennt Schreiber Dieses einen sehr achtbaren Mann, der vor vierzehn Tagen die Reise nach Nordamerika mit seiner Familie antrat. Er hatte vierundzwanzig Jahre hindurch in seinem Wohnorte öffentliche Aemter bekleidet und mit manchem widrigen Schicksale gekämpft. In den letzten Jahren aber begannen einige seiner nächsten Anverwandten sich in seine häuslichen Angelegenheiten zu mischen und sogar seine eigenen Kinder gegen ihn aufzureizen. Da faßte er den Entschluß, bei einem seiner Söhne in Nordamerika ein Asyl zu suchen; aber bevor er sich einschiffen konnte, widerfuhr ihm noch die größte Kränkung. Auf einen Verdacht hin, der sich jedoch als ganz grundlos herausstellte, ward ihm in Mainz sein Gepäck durchwühlt wie Einem, der eines Diebstahls dringend verdächtig ist. Hätte wohl nicht des Mannes 40jähriger untadelhafter Wandel ein Grund seyn sollen, ihm an der Gränze seines Vaterlandes diese Kränkung zu ersparen?! — Läugnen läßt es sich indessen wiederum nicht, daß viele Auswanderer, wie die Erfahrung lehrt, mit ganz falschen Vorstellungen und Hoffnungen in Betreff Dessen, was sie finden werden, ihr Vaterland verlassen. Schreiber Dieses hat seit einigen Jahren einen Bruder in Burlington am Mississippi und dieser schrieb ihm vor einiger Zeit: — — — „Die meisten Deutschen, welche hier ankommen, haben selten einen Begriff von der Einrichtung unseres Landes und stellen sich nur allzu häufig unter Freiheit Gesetzlosigkeit vor. Wie bitter finden sie sich dann getäuscht, wenn sie sich, an Ort und Stelle gekommen, in mancher Beziehung viel mehr zusammen nehmen müssen, als in ihrem Vaterlande. Man kann hier bei Fleiß und Arbeitsamkeit zu Etwas kommen, aber als ein Land, in welchem Milch und Honig fließt, als ein Eldorado, darf man sich Amerika nicht vorstellen. Es gibt hier auch Schwielen an den Händen ꝛc. ꝛc."

Der Auswanderer kann sich in Bezug auf den Staat, wo er sich ansiedelt, nicht genug in Acht nehmen. In der Gegend von St. Louis finden sich die meisten Deutschen. Es hat den Anschein, als würde in kurzer Zeit an den gesegneten Ufern des Mississippi ein zweites transatlantisches Germanien erblühen. Schon bei der letzten Präsidenten-Wahl gaben, wie mir geschrieben wurde, die Deutschen, welche sämmtlich für Polk stimmten, den Ausschlag. Möchten sie fortfahren, einig zu seyn, und möchte das deutsche Element nie aus ihrer Brust schwinden, damit sie mit Festigkeit und ihres Stammes würdig den Anmaßungen der „native Americans" entgegen zu treten im Stande sind. „Jes, westward the star of empire takes its way!"

Neuisenburg, 11. April 1846. [G. K.

Mannichfaltigkeiten.

(Karlsruhe.) Die hier so beliebte Sängerin Anna Zerr ist um ihren Abschied eingekommen, um einem ihr gemachten glänzenden Antrag des Kärnthnerthor-Theaters in Wien Folge zu leisten. Man glaubt indessen, daß die hiesige Intendanz nicht so leicht diesen Abschied bewilligen wird. — Das auf vielen deutschen Bühnen bereits gegebene Drama: „Ein Weib aus dem Volke", wurde auch hier nach der Uebersetzung Dräxler-Manfreds zwei Mal mit entschiedenem Beifall gegeben und die Darstellerin der Titelrolle, Dem. Bröge, löste ihre Aufgabe in vorzüglicher Weise. Ein neues Wiener Singspiel: „Stadt und Land", sprach gleichfalls sehr an.

Aus Ulm wird unterm 3. April geschrieben: Einen traurigen Blick in die Bildungszustände des Proletariats ließ uns die gestern beendete öffentliche Schlußverhandlung thun. Thomas Wolfer von Jungnau im Sigmaringischen war der zweimaligen Brandstiftung angeklagt, überführt, und in Rücksicht auf seine gränzenlos vernachlässigte Erziehung zu zwölf Jahren Zuchthaus verurtheilt; der Staatsanwalt, Graf Leutrum, hatte 21 Jahre beantragt und der Vertheidiger des Inculpaten 16 Jahre. Allen Fragen des Präsidenten nach seinem Alter, Glauben, Kenntnissen u. s. w. wußte der Angeklagte weiter nichts als ein stupides „Ha, i woiß nit!" entgegen zu setzen. Seine an Blödsinn gränzende Naivetät ging so weit, daß er sogar während des strengen Verhörs auf eine Biene Jagd machte, die sich in den Gerichtssaal verirrt hatte. Auch auf die Frage des Präsidenten, ob er Recurs ergreifen wolle und nachdem ihm die Recursbelehrung vorgelesen worden war, antwortete er mit seinem stereotypen „I woiß nit." Fest, nachdem ihm sein Anwalt die Sache noch einmal möglichst verdeutlicht hatte, erklärte er durch ein einfaches „Nei", nicht recurriren zu wollen.

(Frankfurt a. M.) Den Verlag der von W. D. von Horn herausgegebenen „Spinnstube" hat Hr. J. D. Sauerländer übernommen. Damit die artistische Ausschmückung nichts zu wünschen übrig lasse, läßt der Verleger die dem genannten Volkskalender beizugebenden Holzschnitte durch anerkannte Künstler Münchens ausführen, und so wird der neue Jahrgang dem früheren nicht nachstehen.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Stuttgart, 19. April.

Die Schwestern Therese und Maeie Milanollo sind gestern Nachmittag hiee eingetroffen und haben ihre Anwesenheit noch am Abend durch eilfertig gedruckte Maueranschläge kundgegeben mit dem Anfügen, daß sie nur ein einziges großes Konzert in hiesiger Stadt geben werden. Indeß sind sie bereits für den heutigen Abend in das k. Schloßtheatee beschieden, wo sie durch ihre Kunst das dortige auserlesene Publikum erfreuen werden. — Die Intendanz der k. Hofbühne ist gestern bereits in die Hände des neu angelangten Hrn. v. Gall übergegangen, dee von seinem Vorgänger, Baron v. Taubenheim, dem Theaterpersonal feierlich vorgestellt wurde. Der Letztere wird nun froh seyn, dieses süe ihn lästigen Amtes enthoben und ganz seinen Liedlingsfunctionen als oberster Chef der k. Marställe wiedergegeben zu seyn. Es ist dies süe den bis zum Oberststallmeister Vorgerückten gerade in einem günstigen Zeitpunkte geschehen, denn der formell morgen hier beginnende Pferdemarkt, der aber factisch in den Ställen bereits begonnen hat, wird demselben genug zu thun geben, wie überhaupt dieses Amt bei der Ausdehnung der k. Stallungen und Peivatgestüten genugsam in Anspruch nimmt. Hr. v. Taubenheim, der voriges Jahr beim Pferdemarkt schon eine Anzahl Pferde schweren Schlags für den Vicekönig von Egypten aufkaufte und dorthin sandte, ist, wie es heißt, diesmal noch mit einem weit bedeutenderen ähnlichen Auftrage für den Vicekönig betraut, wie überhaupt diesmal auf den Pferdemarkt große Hoffnungen ungemeiner bis jetzt noch nicht dagewesener Geschäftsthätigkeit gehegt werden. Mehr Pferde sind jedenfalls vorhanden; es dürfen sich also nue noch die Käufer in gleichee Mehrzahl einstellen.

Aus Würtemberg, im April.

Ueber ein in Stuttgart durch den Eisendahndau entstandenes Etablissement, das für ganz Süddeutschland von Bedeutung zu werden verspricht, bringt ein Stuttgarter Localblatt folgende Notizen: Die Wagenfabrik der beiden Stuttgarter Bürger, Sattlermeister Münch und Wagnermeistee Stacker, welche als dritten Gesellschafter einen Hrn. Wiekens aus Halle haben, der aus seinen dortigen Werken das Eisenwerk lieferte, zählt bereits über 130 Aebeiter, ist aber noch immer in Zunahme begriffen. Die Anstalt liefert bekanntlich sehr gute Eisendahnwägen, welche mit denen aller Länder concurriren können, ja die Fabrikate der meisten noch übertreffen. In letzter Zeit ist auch eine bedeutende Schmiede mit der Anstalt verdunden und solche fertigt nun die bisher aus Halle bezogenen Eisenbahnarbeiten selbst. Der Eisenguß kommt aus Aachen. Bis 1. Mai werden wieder eine Anzahl neuer Wagen abgeliefert, wie denn überhaupt 24 Personen- und 30 Erdwagen in Arbeit sind. Da die Direktion fürchtete, die Anstalt möchte nicht alle bis zu Eröffnung der Bahnstrecken zwischen Stuttgart, Cannstadt und Ludwigsburg und Eßlingen-Pochingen im Herbste dieses Jahres benöthigte Wagen liefern können, so gab sie auch 24 Wagen an die Wagenfabrik von Schmiedee und Mayer in Karlsruhe in Bestellung. Uebrigens erfreut sich die Stuttgarter Anstalt bereits eines so guten Rufes auch im Ausland, daß ihr Bestellungen für schweizer und daierische Bahnen in Aussicht stehen.

Mainz, 21. April.

Am 19. d. wurde das hohe Geburtsfest Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich feierlich hier begangen. Schon am Voradend brachten die österreichischen und preußischen Musikcorps dem Hrn. Festungscommandanten, Generalmajor Frhrn. v. Jetzer, einen glänzenden Fackelzug; früh Morgens ertönten 101 Kanonenschüsse, um 9 Uhr nahm der Hr. Festungs-Commandant die Glückwünsche der hohen Civil- und Militär-Autoritäten und der beiden Offiziercorps entgegen, um 10 Uhr war Gottesdienst in der St. Peterskirche und darauf große Parade. Die ganze vereinigte k. k. österreichische und k. preußische Garnison waren auf dem Schloßplatze en grand tenu aufgestellt und defilirten alsdann vor der hohen Generalität; Mittags war großes Dinee bei Frhrn. v. Jetzer. — Bei dem heute Nacht stattgehabten Brande in der großen Möbelfabrik des Hrn. Bembe haben sich wiedee unsere Turner tüchtig bewährt, und wir betrachten diese Einrichtung für einen wahren Gewinn für unsere Stadt.

Darmstadt, 17. April.

Das auswärts vielgerühmte Volksschauspiel: „Ein Weib aus dem Volke" ging in der Uebersetzung von Dräxler-Manfred am 15. hier zum Erstenmal über die Bühne, und zwar mit einem Erfolge, welchen seit Jahren keine dramatische Neuigkeit gefunden. Das sehr besuchte Haus folgte der spannenden Handlung mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit und unter Zeichen warmer Theilnahme und Rührung, und unterbrach die gelungene Darstellung mit stürmischem Beifall. Dieser schloß sich zunächst der trefflichen Ausführung dee Hauptpartie an, in welchee Mad. Fischer ein lebenswahres, durch alle Steigerungen der Leidenschaft charakteristisch durchgeführtes Ganzes lieferte, und in allen diesen Sturmbewegungen eines geveinigten Frauengemüthes die gutmüthige Einfachheit des Weibes aus dem Volke durchblicken ließ. Diese schlichte Marianne, so schwer geprüft und durch moralische Kraft so hoch übee ihrem Elend stehend, erregte den tiefsten Antheil und verschaffte der Künstlerin den reichsten Beifall. Dieselbe Auszeichnung verdient Hr. Becker, Bertrand, welcher den leichtsinnig gutmüthigen Rous des Proletariats mit so treuen und glücklichen Nüancirungen wiedergab, daß man ein Bild aus dem Leben voe sich hatte und dem sonstmaligen Darsteller edler und heldenhafter Charaktere mit Bewunderung in dieser nenen Sphäre folgte. Hr. Steck spielte den Remy sehr gelungen und stattete ihn mit dem trocken derben Humor eines gemeinen Genußmenschen wirksam aus. Dem. Marie Fürst gab die Sophie mit graziösem Anstande und auch die Darsteller des Appiani, Hr. Petees, Theobald, Hr. Wisthaler, Doctor, Hr. Zahrt, und Wilhelm, Hr. Nötel, ersterer besonders in einem ihm bis jetzt fremden Fache, verdienen alle Anerkennung und wirkten eifrig mit, so daß die ganze Vorstellung eine vollkommen befriedigende genannt werden muß, welcher nach dem angeregten Interesse wohl noch mehrere erfolgreiche Wiederholungen devorstehen. Man kann mit guter Ueberzeugung sagen, daß Stück und Darstellung einen lebendigen und tiefen Eindruck hervorgedracht haben. Trotz des lang anhaltenden Beifalles und Hervorrufs der Hauptpersonen am Schlusse, wich der Vorhang nicht dem Theatergesetze, und es ist zu bedauern, daß bei so seltenen und durch das Verdienst der Künstler wohlmotivirten Anlässen keine Ausnahme von der Regel gemacht wird. — Die mimische Durchführung der Fenella in der Oper: „die Stumme von Portici", welche am zweiten Ostertag gegeben wurde, gelang ihrer Repräsentantin, Georgine Fürst, ausgezeichnet gut und zeigte sie uns in dem günstigsten Lichte künstlerischer Darstellung.

Von der Lahn, 14. April.

Bei der heurigen Verketzerungssucht muß es fast als Seltenheit erscheinen, wenn Christen verschiedener Confession friedlich neben einander wohnen. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, muß eines Landstädtchens an der Lahn rühmlich Erwähnung geschehen. Es hat sich nämlich daselbst ein Gesangverein gebildet, dessen Mitglieder verschiedenen Glaubensbekenntnisses sind. Am verwichenen 300jährigen Todestag Luther's wurde katholischer Seits eben so wenig Anstand genommen, in der evangelischen Kirche das lutherische Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" vierstimmig mit abzusingen, als am verflossenen Osterfeste, wo derselbe Verein die Feier des Gottesdienstes durch Absingung eines mehrstimmigen passenden Liedes zu erhöhen suchte, zu welcher Feierlichkeit sogar ein Katholik, der zum Vorstand gehört und ächt katholisch ist, die Erlaubniß bei dem ev. Geistlichen einholen half, die auch dereitwillig erfolgte.

Auflösung der Charade in Nro. 111:

Nachtlicht.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 22. April. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abtheil., Musik von Mozart. (Gastrolle) Königin der Nacht: Fräulein Beandt. Papageno: Hr. Scharpff. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 23. April. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abth., Musik von Flotow.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 113. Freitag, den 24. April 1846.

Nach zwanzig Jahren.

„Nein, Herr Neffe, und abermals nein! Nimmermehr wirst Du mit meiner Einwilligung um die Hand von Fräulein Sandau anhalten! Wie oft soll ich wiederholen, was ich schon zehn Mal gesagt habe?“ Also sprach nach langer Unterredung endlich der reiche Banquier, Herr Müller, eines Morgens in ziemlicher Aufregung zu seinem Neffen Julius, der, bald blaß, bald roth werdend, vor ihm dastand.

„Aber, theurer Oheim — — —

„Kein Aber mehr, wenn ich bitten darf! Du kennst meinen Willen. Ich meine es gut mit Dir, das habe ich 18 Jahre bewiesen, die Du in meinem Hause lebst. Ich will Dir nicht vorrücken, was ich für den Sohn meines Bruders gethan und mit Liebe gethan habe, und was ich ferner für ihn zu thun beschlossen hatte; aber erinnern will ich Dich daran, daß ich mit Uebernahme von Vaterpflichten auch Vaterrechte überkommen habe. Ob Du sie respektiren willst oder nicht, muß ich erwarten. Mündig bist Du, Dein leiblicher Vater bin ich nicht; Du kannst folglich thun, was Du willst. Aber auch ich kann es, und bin nicht so schwach, Undank noch mit Prämien belohnen zu wollen.“

„Es schmerzt mich tief, bester Oheim, was Sie mir da sagen. Ich bin kein Undankbarer, dessen ist Gott mein Zeuge; aber es handelt sich um das ganze künftige Glück meines Lebens, und Ihre Güte und Liebe wird nicht wollen, daß ich durch die Hand eines ungeliebten, ja mich abstoßenden Mädchens unglücklich werde.“

„Noch ein letztes Wort, Herr Neffe, in dieser Angelegenheit. Seit Jahren schon war es mein Lieblingsgedanke, Dir die Tochter meines alten Freundes, des Kammerraths Hagen, dereinst zur Frau zu geben und Dich bei meinem Geschäfte zu betheiligen. Wir Alten waren einig deshalb und sind es noch; das Mädchen findet Gefallen an Dir, und somit stand nichts im Wege. Es fällt mir hart, meinen so lange gehegten und gepflegten Lieblingswunsch aufgeben zu sollen; dennoch will ich es thun, weil ich nicht will, daß Du dereinst — mit Recht oder Unrecht, gleichviel — das Andenken Deines Oheims schmähen und ihm vorwerfen sollst, er habe Dich zu einer Heirath gezwungen und Dich dadurch unglücklich gemacht. Du bist also frei! Aber nimmermehr gebe ich meine Einwilligung zu einer Verbindung mit der Familie Walther. Diese ist mir in tiefster Seele verhaßt, und wenn ich Deine vorgebliche Abneigung respektire, so verlange ich auch, daß die meinige, eine wahre, wirkliche und wohlbegründete, von Dir geachtet und berücksichtigt werde. Hier bin ich in meinem guten Rechte, und ich werde es zu wahren wissen. Nenne mir nie wieder den Namen Walther! Jetzt geh' hinter Deinen Kassentisch; man wird auf Dich warten.“

Damit ging Herr Müller in sein Arbeitskabinet, um die eingelaufenen Briefe zu lesen, und ließ den Neffen stehen. Dieser wischte schnell eine Thräne aus dem Auge und ging langsamen Schrittes an sein einförmiges Geschäft, Geld einzunehmen und auszuzahlen, wie es bei einem Banquier nun eben nicht anders seyn kann.

Ziemlich gleichzeitig fand auch eine Unterredung ähnlicher Art zwischen der verwittweten Frau Räthin Walter und ihrer allerliebsten Nichte Marie statt, was zu der Vermuthung berechtigt, daß die jungen Leutchen einen förmlichen Angriffsplan verabredet und einen Hauptsturm auf die Herzen ihrer harten Verwandten beschlossen gehabt.

Eben so kategorisch, wie Herr Müller seinen Neffen beschieden, sprach sich auch Frau Räthin Walther gegen jede Verbindung mit Herrn Julius Müller aus, und die arme Marie erlangte, trotz Thränen und Flehen, nicht ein Mal so viel, als ihr Geliebter erlangt hatte. Die Tante bestand nämlich fest darauf, daß ihre Nichte dem Doktor Blessing ihre Hand reiche. Dieser war seit kurzem Wittwer, aber seit langem Hausarzt der Frau Räthin, ein Umstand, der Marien zum großen Verdrusse gereichte, da er jenem das Recht gab, täglich in's Haus zu kommen, ohne zudringlich und unzart gescholten werden zu können. Und er machte rechtschaffen von diesem seinem Rechte Gebrauch und trug solche zärtliche Sorge um die Gesundheit der kerngesunden, nur ein wenig hypochondrischen Frau Räthin, als noch nie. Der gute Doktor aber, ein Mann, wie man zu sagen pflegt, in seinen besten Jahren und Vater zweier Kinder, war Marien genau eben so zuwider, als seine Pulver und Mixturen.

Marie hatte ein artiges Vermögen, Julius war zwar unbemittelt, aber muthmaßlicher Erbe seines reichen, unverheiratheten Onkels; beide waren unbescholten, gebildet und liebenswürdig; Herr Müller war ein sehr achtungswerther Mann, und die Frau Räthin stand nicht tiefer in der öffentlichen Meinung als er; die jungen Leute liebten sich innigst und zärtlichst: folglich waren, menschlichem Ansehen nach, alle Erfordernisse eines glücklichen Ehebündnisses vorhanden. Woher also der Widerwille ihrer nächsten Verwandten gegen ihre Verbindung?

Der Grund dieser gegenseitigen Abneigung datirte von früher her, aus dem Jugendalter, wo in der Regel Zuneigungen und Abneigungen für das ganze Leben zu entstehen pflegen. Herr Müller hatte eine lebhafte Zuneigung zu Sophie Breuning, einem liebenswürdigen Mädchen seines Standes und seiner Bildung, gefaßt, die auch nicht ohne Erwiederung geblieben war. Beiderseitige Eltern waren mit der Werbung des jungen Mannes einverstanden gewesen, und so hatte der feierlichen Verlobung nichts weiter im Wege gestanden, als eine Reise nach Hamburg, die der präsumtive Bräutigam im Interesse seines Hauses über Hals, über Kopf unternehmen mußte. Man verschob die Verlobung bis auf seine Rückkehr, und die Liebenden trennten sich unter tausend Eid wiederholten Schwüren ewiger Treue.

Seine Abwesenheit verlängerte sich aber durch unvorhergesehene

Digitized by Google

Umstände, und als er zurück kam, war seine Sophie — die Frau eines Andern, eines Bekannten von ihm, des Rathes Walther. Dieser, selbst in die Braut seines sogenannten Freundes verliebt und von niedrigem Charakter, hatte die Abwesenheit Müllers benutzt, um mit teuflischer Kunst und Gewandtheit Verdacht in die Treue ihres Geliebten in der Seele des jungen Mädchens zu erwecken, ja sie zuletzt durch einen gespielten Betrug von dessen Untreue völlig zu überzeugen. Auf das tiefste gekränkt, erklärte sie ihren Eltern, daß sie jeden Gedanken an eine Verbindung mit Herrn Müller aufgebe, da sie Beweise von dessen Schlechtigkeit erhalten habe; mehr dürfe sie nicht sagen, da ein feierliches Versprechen sie binde. Man bestürmte sie vergebens, um Näheres zu erfahren; sie blieb fest und bat auch ihre Eltern, der Familie Müller nichts weiter zu sagen, als daß ihre Tochter bei nochmaliger strengster Prüfung ihres Herzens finde, sie könne nicht die Gattin Herrn Müllers werden, und daher zurücktrete, jetzt, wo es noch Zeit sey. Mit dem abgenommenen Versprechen hatte es seine Richtigkeit; Herr Walther hatte geglaubt, sein Bubenstück dadurch gegen jeden Verrath gesichert zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kapitalisten und die Handwerker.

Mainz, im April 1846.

Deutschland hat vor allen Ländern Europa's das Eine voraus, daß es einen wohlhabenden, tüchtigen, gebildeten Mittelstand und in diesem die sichersten Stützen einer guten bürgerlichen Ordnung hat. Dies Verhältniß früherer Zeiten ist jedoch nicht unangetastet geblieben von der habgierigen Hand des neunzehnten Jahrhunderts. Der Fabrikant will den Kaufmannsstand aus seiner Stellung verdrängen, indem er dem großen Publikum unmittelbar seine Waaren anbietet und sich bis zum Kleinkram herabläßt; der Unternehmer strebt dahin, sich alle Gewerbe unterwürfig zu machen und den Handwerker in die Abhängigkeit eines Taglöhners hinab zu drücken. Es sind dies einzelne, doch aller Orten sich wiederholende Scenen in dem Kampfe des Geldes gegen die Intelligenz, der großen Kapitalien gegen den kleinen Besitz; ein Kampf, dessen Ergebniß seyn wird, daß es endlich nur Reiche und Bettler gibt, wenn nicht die Gesetzgebung bald, also noch zu rechter Zeit eingreift. Man sagt freilich: „Ueberlaßt nur den Gewerbfleiß sich selbst; die freie Entwickelung, wenn sie Uebel erzeugt, wird auch alsbald das Heilmittel dafür ergeben." Allein wenn dieser Satz auch Wahres enthält für Länder, die in jeder Beziehung auf dem Grundsatze freier Bewegung und selbstständiger Entwickelung in allen Lebenskreisen ruhen, so kann er doch für die gemessenen, in fester Schranke gehaltenen Verhältnisse Deutschlands keine unbedingte Gültigkeit in Anspruch nehmen. Verwandle man die deutschen Lande in ein unermeßliches Gebiet, das eben so reich an Erzeugnissen als beschränkt an Bewohnerzahl ist, und wo die allenfallsige Uebervölkerung an einem Punkte alsobald ihren Abfluß nach hundert anderen findet; gebe man uns all die anderen Bedingungen, die Amerika zum freiesten Reiche unter der Sonne machen: alsdann mag wohl auch bei uns von unbeschränkter Gewerbefreiheit, von unbeschränkter Concurrenz die Rede seyn können. So lange aber jeder kleine Schritt im bürgerlichen und staatlichen Leben von der Fessel übermächtiger historischer Bedingungen beengt wird, ist es gewiß folgewidrig und verderblich, den Kaufmann, und insbesondere den Handwerker, mit einer scheinbaren Freiheit zu beschenken, die nothwendig die Masse des Mittelstandes zum Sklaven weniger Reichen machen wird. Es gibt gar viele Freiheiten, z. B. die Staatsbeamten zu wählen, die Richter zu ernennen, die Gesetze zu geben. Freilich, diese Freiheiten gehören in andere Länder! Aber eben in diesen anderen Ländern ist die unbeschränkte Gewerbefreiheit entstanden; warum gerade mit dieser bei uns den Anfang machen, mit dieser, welche, für sich allein genommen, die ärmeren Klassen ganz verarmt, die Reicheren zu Herren alles Vermögens und aller Arbeitskräfte macht?

Es war sicher ein Mißgriff, aus der zusammenhängenden Gesetzgebung fremdartiger Staaten gerade dies Eine herauszureißen und nach Deutschland zu versetzen. Die üblen Folgen machen sich längst fühlbar, und die Weisheit der Regierungen hat schon hie und da Versuche zur Abhülfe gemacht.

Namentlich sind es die größeren Städte, die unter dem heutigen Zustande am meisten leiden. Wer weiß nicht, wie sehr z. B. in Mainz der frühere Wohlstand der Handwerker durch die Unternehmungen großer Kapitalisten und Spekulanten niedergedrückt worden ist? Wovon sonst die Familien zahlreicher Handwerkmeister lebten, die dem Staat jeder Zeit mit Gut und Blut getreulich dienten, das fließt nun als wucherischer Gewinn in die Tasche einiger Wenigen. Statt daß in alter Zeit zwischen der Armuth und dem Reichthum sich eine ganze Stufenleiter von gesellschaftlichen Stellungen befand, und dem Geringen und Gedrückten das allmählige Emporsteigen möglich und sogar leicht wurde, sehen wir nun immerwährend andauernde Noth und prunkenden Luxus im crassen Gegensatze einander näher gerückt, da die vermittelnden Zwischenstufen mehr und mehr schwinden. Statt vieler Bemittelten, welche nicht nur die wahren Träger der Gesittung und der geistigen Fortbildung waren, sondern auch die Lasten des Staates zumeist trugen, wird man bald neben unzähligen Tagelöhnern eine geschlossene Zahl von Kapitalisten sehen, die ihre Pflichten gegen den Staat um so schlechter erfüllen, als ihre Einkünfte und ihr Vermögen sich niemals mit Gewißheit ergründen lassen.

Aber das Publikum? wird man fragen. Hat das Publikum nicht den größten Vortheil von der unbeschränkten Concurrenz? Werden die Preise nicht niedriger? Sind Waare und Arbeit nicht leichter zu haben?

Und wenn es auch so wäre, woraus besteht denn das Publikum? Doch wohl zum allergrößten Theile aus den Nämlichen, die gerade unter der Concurrenz, unter dem Drucke der wohlfeilen Ablöhnung am meisten zu leiden haben. Was hilft es nun den Verarmenden, daß Alles wohlfeiler sey? Sie, die früher den höheren Preis gern bezahlten, können jetzt den niederen nicht aufbringen. . . . .

Allein auch jene Wohlfeilheit ist nur ein täuschender Schein. Wenn Bauherren zu ihren Unternehmungen Arbeiter verwenden, die in ihrem Fache nicht die gehörige Erfahrung haben, und weder sittliche noch materielle Bürgschaft leisten können, so kann freilich ein Haus tausend Gulden wohlfeiler erbaut werden, aber es ist zugleich dreitausend Gulden weniger werth. Wenn der Fabrikant Baumwolle unter Linnen webt, so wird allerdings die sogenannte Leinwand so billig, daß der ehrliche Leinweber Bankerutt machen muß; allein man frage einmal unsere Hausfrauen nach dem Werth und der Anwendbarkeit solcher Erzeugnisse!

Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, heißt es in der Schrift; es wäre wohl an der Zeit, daß die menschliche Gesetzgebung das göttliche Gesetz auch ein wenig berücksichtigen sollte.

Indessen, was unser nächstes Vaterland, Hessen, betrifft, so ist es wohl außer Zweifel, daß die tief einsichtsvolle Staatsregierung das Uebel erkannt hat und sich ernstlich mit der Vorbereitung zu helfender Maßregeln beschäftigt. Wenigstens haben wir von Eingaben hiesiger Handwerker vernommen, die, wie es heißt, wohlwollend aufgenommen worden. Wir hoffen das Beste von den wohlwollenden und scharfblickenden Staatsmännern, die unseres schönen Hessenlandes innere wie äußere Wohlfahrt aus allen Kräften zu befördern sich bemühen. Deßhalb wünschen wir denn auch, daß überall in Deutschland die Bedürfnisse und Leiden des

Digitized by Google

Bürgerstandes so väterliche Beachtung und Heilung finden möchten, wie wir in unserer geliebten Heimath mit Zuversicht sie erwarten dürfen. v. Horix.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein sibyllinischer Kunstgärtner.) Das „Morgenblatt" erzählt folgende Anekdote: Hr. v. R. in Paris hatte kürzlich gehört, daß ein Kunstgärtner in einem Treibhause einige wunderschöne Pfirsiche am Spalier hängen habe, dieselben aber so theuer verkaufen wolle, daß sich bisher kein Liebhaber dazu gemeldet. Der Bankier ging zu ihm, ohne sich zu erkennen zu geben; der Kunstgärtner aber erkannte ihn bald, empfing ihn sehr höflich und führte ihn zu dem wundersamen Spalier. Hier hingen vier Pfirsiche mit dem schönsten Incarnat. „Wie theuer?" fragte der Bankier. — „Dreihundert Francs das Stück", antwortete der Gärtner. Hr. v. R. äußerte, dies sey doch viel Geld. Der Gärtner machte ihn darauf aufmerksam, daß in ganz Paris jetzt sonst keine anderen reifen Pfirsiche zu finden seyen, als die vier vor ihm hängenden rothbackigen. Um aber die Ehre seines Besuchs zu erwiedern, wolle er eine der vier Früchte mit ihm theilen, und bitte ihn daher, dieselbe zu kosten. Mit diesen Worten brach er einen der Pfirsiche ab, schnitt ihn in zwei Theile und gab dem Bankier eine Hälfte, während er die andere aß. Hr. v. R. hatte große Lust gehabt, die seltenen Früchte zu kaufen, um irgend einer hohen Person ein Geschenk damit zu machen. Der hohe Preis hatte ihn unschlüssig gemacht; aber nach dem Opfer, welches ihm der Gärtner so eben gebracht, glaubte er, höflichkeitshalber auch eines bringen zu müssen, und erkundigte sich daher nach dem Preise der drei übrigen Pfirsiche. „Ich kann sie", erwiederte der Gärtner, „nicht wohlfeiler ablassen, als da ihrer vier waren, zu 1200 Francs" Vielleicht fürchtete Hr. v. R., wenn er zaudere, möchte der Gärtner abermals eine der Früchte mit ihm theilen und für die beiden übrigen dennoch 1200 Frcs. fordern; er eilte daher, die drei Pfirsiche für den verlangten Preis zu erstehen. Es sind vielleicht die theuersten Früchte, welche jemals verkauft worden sind.

Aus dem Badischen, 15. April, wird der „Oberrheinischen Zeitung" geschrieben: Der Pietistenunfug in dem Orte Leutesheim nimmt mehr und mehr überhand, und mit ihm Uneinigkeit und Zwietracht in der Gemeinde, in den Familien. Die Kanzel, der Ort, wo die Religion der Liebe und der Versöhnung gepredigt werden sollte, wird mißbraucht zu den krassesten Invektiven und Schmähungen Andersdenkender, und der Fanatismus, diese Ausgeburt eines verschrobenen oder verwahrlosten Gehirns, treibt ungehindert sein gefährliches Spiel. Nicht mit den Segnungen und Tröstungen der Religion wird das Herz Derer erfüllt, die nach einer verständigen Belehrung dürsten, sondern mit Unmuth, Bitterkeit und Groll, die sich dann auch ungescheut in Scheltworten und Verwünschungen ergießen. So geschah es am Osterfeste. Ein großer Theil der Gemeinde hat sich nun entschlossen, die eigene Kirche ferner nicht mehr zu besuchen, sondern in dem nahen Auenheim ihre religiösen Bedürfnisse zu befriedigen. Schon sah man sie an den Ostertagen in Schaaren dahin wandeln. Die durch sie leer gewordenen Plätze bleiben indeß nicht unbesetzt, denn aus einer Entfernung von vier, fünf Stunden, aus Altenheim, Dundenheim, Ichenheim, Meißenheim ꝛc., kommen die Pietisten herbei, um an der Quelle zu schöpfen.

Mit großem Vergnügen können wir dem Publikum anzeigen, daß endlich ein ganz vortreffliches Bildniß Ronge's erschienen ist. Dasselbe ist nach einer Photographie gezeichnet und mit meisterhafter Hand von dem Kupferstecher Hrn. Deucker in Frankfurt gestochen. Da sprechende Aehnlichkeit sich hier mit einer genialen Auffassung vereinigen, so sind wir überzeugt, daß dieses schöne Kunstwerk dem Publikum eine sehr willkommene Gabe ist. Hr. Buchhändler Körner in Frankfurt a. M. hat den Verkauf desselben übernommen.

In der diesjährigen Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen der Mittelschule in Frankfurt a. M. spricht sich der Verfasser derselben, Hr. Oberlehrer Dr. F. A. Finger, über die Verständigung zwischen Eltern und Lehrern und über das Zusammenwirken von Haus und Schule aus, giebt viele der Beachtung würdige Andeutungen und Winke, und macht die Eltern auf Manches aufmerksam, welches beherzigt und befolgt zu werden verdient. In dieser Weise wird die genannte Einladungsschrift ihrem Zwecke um so mehr entsprechen, als die Darstellung des Verfassers sehr populär und faßlich und aus der Erfahrung geschöpft ist. Wir empfehlen das inhaltreiche Schriftchen allen Freunden der heranzubildenden und hoffnungsreichen Kinderwelt.

„Aus Goethe's Knabenzeit 1757 — 1759. Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der Frankfurter Stadtbibliothek. Erläutert und herausgegeben von Dr. H. Weismann." — Unter diesem Titel ist in diesen Tagen bei J. D. Sauerländer ein Büchlein erschienen, das sich anreiht an die mannichfachen, von verschiedenen Seiten her gemachten Mittheilungen aus Goethe's Leben und ungedruckten Manuscripten. Es liefert einen neuen Beitrag zur ersten Entwicklungsgeschichte unseres großen Dichters. Durch einen glücklichen Zufall kam ein wohl erhaltenes Heft von etwa 70 bis 80 Quartblättern, nachdem es bei den Verwandten Goethe's in seiner Vaterstadt von einer Hand in die andere gegangen, lange auch unbeachtet bei Seite gelegt worden war, in den Besitz der Bibliothek der Stadt Frankfurt, die dadurch zu einer werthvollen Handschrift ihres großen Bürgers, bis jetzt der einzigen, gelangt ist. Es ist ein Heft Schönschriften und Exercitien in deutscher, lateinischer, griechischer und französischer Sprache, von Goethe in seinem siebenten, achten und neunten Jahre geschrieben. Der Herausgeber hat diese Manuscripte mit erläuternden Anmerkungen begleitet und auch 6 Tafeln Facsimiles der Handschrift beigefügt. Die C. Naumann'sche Druckerei, die allerwärts bekannt ist, hat durch die treue Lithographirung derselben ihren Ruf bewährt. Möge das Schriftchen als Supplement zu Goethe's Werken recht Vielen willkommen seyn.

Also auch in Hildesheim sind endlich die Deutsch-Katholiken anerkannt worden. Es konnte nicht anders seyn. Wir lassen den alten Freiherrn v. Gagern sprechen, der ganz kürzlich in seiner etwas orakelnden, aber wohlmeinenden und eindringlichen Weise wieder eine „Ansprache an die deutsche Nation über die kirchlichen Wirren, ihre Ermäßigung und möglichen Ausgang" gehalten hat. Darin sagt der alte Diplomat: „Es ist augenscheinlich, daß die protestantischen Regierungen diese neue Reformation nicht angreifen und mißbilligen, nicht officiell beschränken und hemmen können, ohne ihr Verfahren zu bezüchtigen und zu verdammen. Es sey denn, solcher Unfug erscheine, wie der der ersten Wiedertäufer, oder wie ihn, neben ganz vernünftigen Forderungen, die Schaarenführer des ersten Bauernkrieges sich zu Schulden kommen ließen. Davon sind wir noch fern. Vielmehr waren diese Deutsch-Katholiken klug genug, erstens Sittlichkeit und sittliche Grundsätze voranzustellen, allen Communismus von sich abzulehnen und bestimmtes Christenthum und Lehrsätze anzukündigen und zu besprechen. Das Uebrige überließen sie der Zeit und der Gestaltung der Synode. Alsdann nahmen sie den Schild vaterländischer Gesinnungen, deutschen Wesens und der Freiheit. Entsagung der Fremdherrschaft nahmen sie sogar in ihre Benennung auf. In so fern sind sie zu billigen und es that ihnen Vorschub. Mit dieser Fremdherrschaft meinten sie den Papst. Nur vom römischen Katholicismus sagten sie sich los und ver-

Digitized by Google

ließen eine Reihe von Satzungen und Gebräuchen, die auch den Protestanten anstößig gewesen waren. In allem Diesem ist nicht viel Neues. Ich nenne es ein Product der Zeit in jeder Hinsicht, auch der politischen."

Korrespondenz.

Weimar, 17. April.

Wie in den Städten Frankfurt a. M., Naumburg, Altenburg, Ronneburg u. a. ist nun auch hier eine Anzahl Bürgerfreunde zu einem „Vereine zur Unterstützung und Aushülfe unbemittelter Gewerbtreibenden" zusammen getreten. Das Unternehmen hat bei dem Großherzoge und der Frau Großherzogin huldvolle Aufnahme und bereitwillige Unterstützung gefunden, und es läßt sich wohl kaum bezweifeln, daß auch die Wohlhabenderen der Bürgerschaft sich an einem Vereine betheiligen werden, welcher in's Leben gerufen worden, um ihre unbemittelten Mitbürger durch Vorschüsse in den Stand zu setzen, ihr Geschäft fort zu betreiben und zu verhüten, daß sie mit ihren Familien nicht schon vor der Zeit eine Last der städtischen Armenkasse werden. Eine trostlose Zukunft scheint besonders den unbemittelten Kleidermachern durch die Errichtung der vielen Kleidermagazine bevorzustehen. Wenn es früher den Anschein hatte, als ob hier keine Kleiderniederlagen in Aufnahme kommen wollten, so erhielt Weimar seit Jahresfrist deren vier und der Absatz in denselben soll durchaus befriedigend seyn. Je bedeutender die Vorräthe derselben sind, desto größer sind natürlich auch die Vortheile. Was aber sollen die Unbemittelten beginnen? Denn bei den mannichfachen Bequemlichkeiten, welche dergleichen Magazine dem Käufer gewähren, dürfte es bald dahin kommen, daß nur selten Jemand noch seine Kleider sich eigens anfertigen läßt, zumal der Macherlohn im Vergleich zu den Stoffen oft unverhältnißmäßig hoch ist. Es ist durchaus nicht zu verkennen, daß die Lage des Handwerkerstandes bei der in diesem Jahre dahier herrschenden Theuerung der Lebensmittel keine eben beneidenswerthe war. Nicht nur daß der Handwerker die Lebensmittel zu hohen Preisen erkaufen mußte, hatte er auch noch den Nachtheil, daß die Kunden sich möglichst einschränkten und seltener etwas arbeiten ließen, um den eigenen Haushalt nicht in Unordnung gerathen zu lassen. Zu Dem kommt noch, daß viele Familien ihre Bestellungen bei Handwerkern auf dem Lande machen, wodurch den hiesigen Professionisten ein ebenfalls nicht unbedeutender Verlust erwächst. Unter solchen Umständen sieht man sehnlich einmal einer ergiebigen Ernte entgegen, zu welcher der gegenwärtige Stand der Saaten, die blüthenreichen Bäume und die frühzeitig schöne und fruchtbare Witterung die gegründetste Hoffnung geben. Aber ungeachtet dieser herrlichen Aussichten für die nächste Zukunft gehen die Getreidepreise doch nur langsam von ihrer erklommenen Höhe herab und die Größe des Backwerks läßt ein Billigerwerden der Getreidefrüchte noch vollends im Zweifel. Nur die Holzpreise haben bedeutend abgeschlagen.

Darmstadt, im April.

Der von Hrn. Hencke zu Driesen im Dec. v. J. entdeckte neue Planet Asträa, der zwischen der Vesta und Juno seine Bahn um die Sonne beschreibt, ist schon auf mehreren Sternwarten beobachtet worden. Hr. Encke zu Berlin hat uns mit den Elementen der Asträa bekannt gemacht, unter denen die Neigung ihrer Bahnebene gegen die Ebene der Ekliptik zu 5° 20′ 7″ angegeben ist. Zur Vollendung seines Umlaufs um die Sonne bedarf der neue Planet, nach demselben Astronomen, einen Zeitraum von 1524 Tagen. — Die Gruppe der fünf Planetoiden Vesta, Asträa, Juno, Ceres und Pallas wurde neulich in dem Gothaer Anzeiger von dem Verfasser der Volkssternkunde, Hrn. Fleischhauer, zum Gegenstande eines unterhaltenden Aufsatzes gemacht und darin unter Anderm gesagt, daß Hr. Gruithuisen behaupte, diese Planetchen würden sich secular einander sowohl in der Neigung, als in der Umlaufszeit eher ähnlicher als differenter werden, und am Ende würde doch aus ihnen ein einziger Planet; es sey dies eine convergirende Familie von Weltkörpern, die sich, statt zu trennen, vereinen werde. Diese Behauptung des Münchener Astronomen, die durch keine Gründe unterstützt wird, will Hrn. Fleischhauer nicht einleuchten, und dies wohl mit Recht, da die berühmten Analytiker Laplace, Lagrange und Poisson in ihren unsterblichen Werken auf dem Wege streng mathematischen Calculs die Stabilität unserer Sonnenwelt nachgewiesen haben. Insbesondere hat Laplace die Unveränderlichkeit der großen Axen der Planetenbahnen, worauf es hier zunächst ankommt, bewiesen, und Poisson hat, nach Arago's Urtheil, in seinem ausgezeichneten Memoire über denselben Gegenstand Alles geleistet, was der mathematischen Analysis bei der Lösung eines so verwickelten Problems zu thun möglich ist. Arago bemerkt in dieser Beziehung ausdrücklich, daß Poisson über die Gränzen der Approximation, die sich seine beiden berühmten Vorgänger, Lagrange und Laplace, gesetzt hätten, weil sie genauere Berechnungen für unausführbar gehalten, hinaus gegangen sey, und neue Millionen von Jahren zu der von jenen beiden berühmten Geometern gefundenen unermeßlichen Dauer unseres Weltsystems hinzugefügt habe. — Um schließlich auf Hrn. Gruithuisens Behauptung in Betreff der früh oder spät erfolgenden Vereinigung der fünf kleinen Planeten zu einem einzigen Hauptplaneten wieder zurück zu kommen, so könnten wir auf seine diesfällige Ansicht nur dann Gewicht legen, wenn es ihm gelänge, drei der größten Mathematiker, die je gelebt haben, in diesem Punkte gründlich zu widerlegen. Ueberhaupt können da, wo die Ergebnisse scharfsinniger Demonstrationen reden, bloße Vermuthungen oder auch kühne Hypothesen in keinem Falle genügen.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Frankfurt, im April.

Das „Archiv für das Postwesen" bringt uns in seiner 4ten Nummer zwei interessante Aufsätze. Der erste: „Ueber die Bestimmung der Brieftaxen" geht, nachdem die Grundsätze, von denen dabei ausgegangen werden muß, einer Prüfung unterworfen worden sind, näher auf diese für die Verkehrsverhältnisse wichtige Frage ein und findet in einer gleichen Minimal-Taxe deren Lösung; auch hat der auswärtige Briefverkehr gehörige Berücksichtigung gefunden. Der zweite Aufsatz enthält „Bemerkungen über die Motion der Minister zu dem vorgeschlagenen Posttargesetz in Frankreich", wovon Nro. 3 des Archivs uns die Uebersetzung gebracht. Auf manche Einseitigkeiten in dieser Motion, auch auf unrichtige Angaben darin ist aufmerksam gemacht worden und wir heben noch besonders die richtige Bemerkung heraus, daß bei der ganzen Reform die Frage nach dem Grundsatze bei Bestimmung der Posttaxen übergangen — wir fügen hinzu, selbst verdeckt — worden ist. Das Transportwesen ist dem allgemeinen Verkehr als ein Glied desselben untergeordnet und darf nur seine Gesetze und Bestimmungen von jenem erhalten und wie in neuerer Zeit alle Verhältnisse sich selbstständig zu gestalten streben, so auch diese. Nur die Erleichterung und Förderung des Verkehrs kann Aufgabe des Transportwesens seyn und fremde Interessen sollten hier gänzlich ausgeschlossen bleiben. Wir wünschten darum dem Archive, welches den Zweck einer durchgängigen Reform beharrlich verfolgt, um so mehr größere Theilnahme, als der entgegengesetzte Standpunkt seine Vertretung nur noch gar zu häufig findet und nur aus dem Kampfe von Gegensätzen die richtige Mitte sich finden läßt.

Charade.

(Dreisolbig.)

Es zieht mit täglich neuem Streben
Den Forstmann zu der Ersten hin.
Wem widmet er sein ganzes Leben?
Es ist der ersten Sylbe Sinn.
Ist er die Letzten dann geworden
In seinem Fach, durch Thätigkeit,
Schmückt denn auch seine Brust kein Orden,
So lohnt ihn doch Zufriedenheit.
Des Ganzen Saft, mit anderem vermischt,
Gibt ein Getränk, das labend uns erfrischt.

Crumbach. Schbr.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 23. April. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abth., Musik von Flotow.

Freitag, 24. April. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrollen) Norma: Mad. Gundy-Reuther. Adalgisa: Fräul. Brandt.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 114. Samstag den 25. April 1846.

Nach zwanzig Jahren.

(Fortsetzung.)

Die Familie Müller war zu stolz und über den Rücktritt der Braut ihres Sohnes zu erbittert, um ein Wort darüber zu verlieren. Das fatale Ereigniß wurde dem Sohne auf die schonendste Art mitgetheilt, der Brief traf ihn aber nicht mehr in Hamburg, da er nothgedrungen von dort eine weitere Reise hatte antreten müssen.

Herr Rath Walther aber benutzte die Stimmung der frei gewordenen Braut und ihrer Eltern, als Bewerber um die Hand der Erstern hervorzutreten und sie zu erhalten, und da man der Rückkehr des Erbräutigams mit einiger Unruhe und Verlegenheit entgegen sah, wurde die Verbindung ohne Verzug vollzogen.

Herrn Müller traf daher diese Nachricht bei seiner Rückkunft wie ein Donnerschlag. Er fiel in ein hitziges Fieber, und sein Leben stand mehr als ein Mal in Gefahr. Langsam nur sich erholend und das Zimmer hütend, hatte er Zeit, über seine Erlebnisse und die Katastrophe, die ihn dem Rande des Grabes nahe gebracht, ruhig nachzudenken. Da er sich, nach strengster Selbstprüfung, frei von jeder, auch der kleinsten Schuld fühlte, so gelangte er zu dem Schlusse, daß Sophie ihn nie wahrhaft geliebt haben könne, daß sie gegentheils ein frevelhaftes Spiel mit ihm getrieben habe. Kleine Züge von Gefallsucht, von der oft auch bessere weibliche Naturen nicht ganz frei sind, kamen ihm wieder in's Gedächtniß und unterstützten seine gewonnene Ansicht, und seine Freunde, um ihm seinen Verlust weniger fühlbar zu machen, glaubten wohlgethan, ihn absichtlich darin zu bestärken. Zu bitter getäuscht, verlor er alles Vertrauen zum andern Geschlecht und beschloß, nie wieder einem weiblichen Wesen zu vertrauen und einsam durch's Leben zu gehen.

Seit jener Zeit waren zwanzig lange Jahre verstrichen. Herr Müller war seinem Vorsatze getreu und unvermählt geblieben. Frau Räthin Walther war nach kurzer, kinderloser und unglücklicher Ehe Wittwe geworden und hatte alle Bewerbungen um die Hand der schönen, jungen und reichen Wittwe sofort zurückgewiesen. Auch sie hatte, ihrer Meinung nach, zu schlimme Erfahrungen gemacht, um Lust zu einer zweiten Heirath tragen zu können. Beide Theile hatten sich, was in einer größeren Stadt wohl auszuführen ist, stets sorgfältig vermieden, so daß nie wieder ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden war.

Wir kommen nach dieser langen, aber nothwendigen Abschweifung auf unser junges Liebespaar zurück. Vertraute Boten gingen zwischen beiden Häusern hin und her, denn Julius hatte schon längst den Reitknecht seines Onkels und Marie ein Stubenmädchen der Tante gewonnen, und die gewechselten Briefe waren seither auch so sicher besorgt worden, als wenn sie die Fürstlich Thurn und Taxissche Postverwaltung selbst befördert hätte.

Niemand auf dem ganzen weiten Erdenrunde nahm sich aber auch der Sache der Liebenden an, als eben gedachte dienstbare Geister. Sie behandelten wirklich die Sache con amore, so zu sagen als ihre eigene, und gewissermaßen war sie es auch; denn wie hätte Johann auf die Dauer gegen die Reize der hübschen, frischen und drallen Soubrette mit ihren Schelmenaugen — wie Rosine gegen die Huldigungen des jungen, kräftigen, schlanken Mannes im knappen Reitkollet, mit zierlichem Schnurrbärtchen auf der Oberlippe, unempfindlich bleiben können? — Vielleicht auch, daß die zärtlichen Briefchen, die sie trugen, nach der Emanationstheorie, Liebesatome ausstrahlten, — oder, nach der Contagionstheorie, eine Ansteckung stattfand, — oder endlich die Wirkung eine elektrische, magnetische oder galvanische war. Kurz, beide Vertraute ihrer jungen Herrschaften wurden bald so vertraut mit einander, daß das inhaltschwere Wörtchen Heirath von Johanns bärtigem Munde ausgesprochen und von Rosinens kleinen rosigen Ohren angehört werden konnte, ohne gerade ihr Erstaunen zu erregen. Das junge, verliebte Pärchen war glücklicher daran, als ihre jungen Herrschaften; denn je seltener sich diese sehen und sprechen konnten, desto häufiger gerade sah und sprach sich jenes. Ihnen war keine ungeliebte Braut, kein abstoßender Bräutigam zugedacht; Niemand verbot ihnen, sich zu lieben und zu heirathen, und es gehörte nur eine kleine günstige Wendung des Schicksals dazu, so konnten sie ihren eigenen Herd gründen. Wenn sie des Abends, was gar häufig geschah, an dem verabredeten Orte, einem kleinen Sackgäßchen, sich trafen, um ihre Depeschen auszutauschen, oder eine mündliche Mittheilung zu vernehmen, wurde dieses Kapitel stets auf's neue verhandelt und gar manches Luftschlößchen erbaut; ein Bauwerk, zu welchem bekanntlicher- und glücklicherweise keine architektonischen Kenntnisse erforderlich sind, die unsern Leutchen auch gänzlich abgingen. Uebrigens hatten Julius und Marie, die um die Neigung ihrer Liebesboten wußten, diesen zugesichert, für ihre Zukunft Sorge tragen zu wollen, wenn sie nur selbst erst zum ersehnten Ziele gelangt seyn würden.

Am Abende des verhängnißvollen Tages nun, mit welchem unsere Erzählung beginnt, stand Johann schon lange an dem bezeichneten Orte, als Rosine eilig zu ihm trat. Nach einigen flüchtig gewechselten Liebesworten fragte Johann:

„Nun, wie steht's bei euch?"

„Bitterböse, lieber Johann! Es muß diesen Vormittag einen schrecklichen Auftritt gegeben haben, denn die Frau Räthin liegt im Bette, macht ein Gesicht, finster wie eine Gewitterwolke, und Fräulein Marie hat den ganzen geschlagenen Tag nichts gethan, als geweint. Hier wird's wohl drinnen stehen." — Damit gab sie ihm einen Brief.

„Darum ist er wohl auch so windelnaß?" fragte der schelmische Reitknecht, indem er den Brief zwischen Daumen und Zeigefinger auf seinen hygroscopischen Zustand prüfte.

„Darum nun gerade nicht; aber — es ist ein Mal ein Un-

Digitized by Google

glückstag heute; denke nur, lieber Johann, was mir damit begegnet ist!"

„Nun?"

„Ich ließ ihn dort an der Ecke in die Gosse fallen; ich lief so eilig, weil ich gleich wieder fort muß, und stolperte."

„Nun, und so soll ich ihn dem jungen Herrn geben?"

„Da hilft für dies Mal nichts, guter Johann! Schlimmer wär's doch, wenn er heute gar keinen bekäme."

„Da hast Du Recht, Röschen," erwiederte Johann, indem er den unglücklichen Brief an sein Geruchsorgan brachte; — „aber er riecht verteufelt ungut, man könnte gar sagen, er stinkt ganz gelind. Wenn ich nur wüßte, ob der Brief wasserdicht wäre, wie des jungen Herrn Makintosh, da legte ich ihn vorher unter die Pumpe dort."

„Um's Himmelswillen nicht, Johann! das hält er keinenfalls aus!"

„Nun, so muß ich ihn wenigstens ausdrücken, wie meinen Pferdeschwamm." — Damit legte ihn Johann auf den linken Aermel und drückte mit dem rechten wacker darauf. Nach dieser Operation, der Rosine mit einiger Besorgniß zusah, schob er den Brief in seine Tasche und sagte:

„Ich bin neugierig, ob Herr Julius den Brief noch wird lesen können. Kannst Du mir nicht wenigstens ungefähr sagen, was d'rin steht, damit ich nöthigenfalls erzählen kann?"

„Nein, Johann, das kann ich leider nicht. Du weißt, daß mir unser Fräulein nicht eben Alles auf die Nase bindet. Ich weiß nur, daß, als ich diesen Vormittag neben ihrem Zimmer beschäftigt war, sie so eine Art Pomolog hielt, — Du weißt aus dem Theater, was das ist? — nämlich wenn Eins so ganz allein vor sich hin spricht. — Da hörte ich denn einzelne Redensarten, zum Beispiel: Ach Gott, warum bin ich nicht schon todt! — eher sterben, als den abscheulichen Doktor heirathen! — alle unsere Hoffnungen sind vernichtet, selbst wenn der Onkel meines Julius seine Gesinnung geändert hätte! — und dergleichen — Aber, ich vergesse ganz, daß ich nach Hause muß; sage also geschwind, was Du weißt und gieb mir den Brief für meine Mamsell."

„Hier, Röschen; verwahre ihn gut und lasse ihn nicht etwa auch in die Gosse fallen. Uebrigens wird sich Fräulein Marie nicht groß daran erbauen, denn, wie ich merke, steht's eben auch nicht gut bei uns. Wenigstens ließ Herr Julius gleich nach Tische, mit dem letzten Bissen noch im Munde, den Fuchs satteln und jagte davon, wie der wilde Jäger. Das arme Thier war ganz in Schweiß gebadet, als es zurückkam. Das ist des jungen Herrn Art so, wenn er den Kopf voll hat; es ist gerade, als ob er sich dann die verdrießlichen Gedanken aus dem Kopfe reiten wollte. Ich mach's manchmal just gerade so, wenn ich eben kann."

(Fortsetzung folgt.)

Eröffnung der Frankfurter Gewerbe-Ausstellung.

(Frankfurt a. M., 23. April.) Gestern Vormittag wurde die von der Verwaltung des Gewerbvereins veranstaltete Ausstellung Frankfurter Gewerberzeugnisse im von Reineck'schen Hause in der Hasengasse durch den engeren Ausschuß der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften, unter Anwesenheit der hierzu eingeladenen beiden wohlregierenden Herren Bürgermeister eröffnet und Nachmittags dem Publikum der Eintritt gestattet.

Wenngleich wir uns vorerst nur einen allgemeinen Eindruck verschaffen konnten, indem der Katalog zu näherer Nachweisung noch nicht ausgegeben werden konnte, so können wir doch nicht unterlassen, auszusprechen, daß dieser Eindruck ein höchst angenehm überraschender für uns gewesen ist.

Diese Räume, kurz vorher noch verödet und unwohnlich, jetzt in einfacher Weise restaurirt, die Zugänge und theilweise auch das Innere durch das freundschaftliche Zusammenwirken des Instituts der Garten- und Feldbau-Sektion mit zwei Guirlanden, Gesträuchen und blühenden Pflanzen ausgeschmückt, bieten dem Auge eine freundlich einladende Erscheinung, jedoch nur einen kurzen Moment, denn alsbald wird es von der reichen Mannichfaltigkeit der Ausstellungsgegenstände gefesselt und fortwährend von Zimmer zu Zimmer gleich angenehm beschäftigt, wo es zuletzt nach langer, wenn auch blos oberflächlicher Betrachtung, nur ungern die Aufschrift „Ausgang" gewahrt.

Muß auch die Besprechung der einzelnen Gegenstände später an einem andern Orte vorbehalten bleiben, so können wir doch hier zu bemerken nicht unterlassen, daß die Ausstellungsgegenstände im Allgemeinen den Beweis liefern, wie unser Gewerbstand sich darin als ein intelligenter, von ausgebildetem Geschmack und technischer Kunstfertigkeit bekundet und den Beweis liefert, daß er die Fortschritte der Industrie sich anzueignen wohl versteht.

Unsere Erwartung wurde um so mehr übertroffen, als wir in Folge der Aufforderung zur Einlieferung hauptsächlich nur Gegenstände von gewöhnlicher Arbeit erwarteten; indessen findet sich diese spärlich und ohne Zweifel mit ihrem Preis im Verhältniß. Recht sehr erfreuen mußte es uns, daß unser Gewerbstand durch die zahlreiche Betheiligung an der Ausstellung bekundet, wie sehr er die öffentliche Meinung hochachtet und das freie Vertrauen seiner Mitbürger zu rechtfertigen im Stande und bemüht ist, auch jetzt, wo der Anschluß an den deutschen Zollverein ihn einer ausgedehnten Mitbewerbung blos gestellt hat.

Wir dürfen unsere Mitbürger, nach dem Vorausgeschickten, wohl nicht einladen, die Ausstellung nicht unbesucht zu lassen, denn sie selbst ladet am besten dazu ein, und schwerlich wird auch Jemand versäumen, mit eigenen Augen zu schauen, was unser Gewerbstand zu leisten vermag.

Gefängnißwesen mit pennsylvanischem System.

Die „Bremer Zeitung" enthält folgende Mittheilung: „Berlin, 17. April. Seit einiger Zeit hat sich das Gerücht verbreitet, daß in Folge des von dem französischen Gelehrten Hrn. Appert herausgegebenen Buches über den Zustand unserer Gefängnisse das im Bau begriffene große Gefangenhaus nach pennsylvanischem System nicht vollendet werden solle. Dies Gerücht ist jedoch falsch, der Bau schreitet unausgesetzt fort, man ist in voller Thätigkeit, um den vierten noch fehlenden Flügel herzustellen. Die Berathungen, welche stattfinden sollen, beschränken sich daher allein auf Commissionsberichte über die Anwendbarkeit des Systems vollständiger Vereinsamung überhaupt; und obwohl dasselbe viele entschiedene Gegner besitzt, welche sowohl dessen Grausamkeit als ungerechtfertigt erklären, wie sie die traurigen Folgen verdammen und überzeugend nachweisen, so darf man doch im Voraus annehmen, daß ihre Meinung nicht die Oberhand behalten und wenigstens dies Gefängniß, ganz wie es beschlossen wurde, auch ausgeführt wird. Die Vertheidiger, an deren Spitze sich mehrere der einflußreichsten Staatsbeamten befinden, machen geltend, daß man zuvörderst praktische Erfahrungen erwerben, und an diesem Gefängnisse zusehen solle, ob das System sich nicht bewähre; sey dies nicht der Fall, so könne man die Baulichkeiten leicht dahin verändern, den Gefangenen größere Freiheit zu gewähren und durch Errichtung gemeinsamer Arbeitssäle, Beschäftigung nach Klassen, in denen die mehr oder minder Strafbaren und Verderbten gesondert würden, dem gewünschten, gemischten System Eingang verschaffen. Es kommt daher, wie Sie sehen, auf ein Experimentiren mit menschlichen Wesen an, vor dessen

Digitized by Google

fürchterlicher Bedeutung man wohl Grauen empfinden mag, das aber ganz den Ueberzeugungen der Vertheidiger des Systems entspricht, die von dem Gedanken durchdrungen sind, nur in dieser Weise, durch eine gänzliche Einsamkeit, Arbeitslosigkeit und Vernichtung der Außenwelt könne Reue und Buße und dadurch Besserung erweckt werden. Darum soll dies Gefängniß sogar in seinen engen vergitterten Maueröffnungen, zu denen kein Gefangener hinaufreichen kann, matt geschliffene Scheiben erhalten, damit selbst der Zug der Wolken oder die Bläue des Himmels die Gedanken der Unglücklichen nicht von dem Besserungswerk ihres Innern abziehe. Wir glauben, daß die wahre Klippe, an welcher das pennsylvanische System bei uns scheitert, der Kostenpunkt seyn wird, der, man möchte sagen glücklicher Weise, so enorm hoch ist, daß schwerlich so leicht ein zweites Gefängniß dieser Art erbaut werden dürfte. Bis zum Anfang dieses Jahres hat der Bau dieser Bastille die dafür ausgesetzten 720,000 Rthlr. erfordert, mindestens aber wird er eine Million bis zur gänzlichen Vollendung beanspruchen! Für diese Summe bringt man 520 Gefangene in Zellen unter, es beträgt daher die Miethe allein für jeden jährlich wenigstens 100 Rthlr., wofür in Berlin reichlich drei Familien aus dem Volke Wohnung finden!!! Kommt man dazu die Erhaltung und die kostspielige Beaufsichtigung, Heizung, Kleidung u. s. w., so kostet jeder Vagabund und Dieb dem Staate in diesem Besserungshause gewiß 200 Rthlr. jährlich, was für eine zweifelhafte und so grausame traurige Besserungsmethode doch etwas viel ist. Sonderbare Weisheit! Nach Hoffmanns Berechnungen braucht eine Arbeiter- oder Taglöhnerfamilie in Preußen zu ihrer Erhaltung jährlich 102 Rthlr., jeder pennsylvanisch zu bessernde Verbrecher verlangt also einen Kostenaufwand, den zwei fleißige Arbeiterfamilien nur mühsam erwerben können, um mit Frau und Kind zu bestehen. Die Bruttobesteuerung in Preußen ist 6 Rthlr. pro Kopf, es zahlen daher 32 bis 34 Einwohner des Staats ihre Jahresabgaben, um einen Einwohner des pennsylvanischen Gefängnisses zu erhalten. Welche Weisheit! Die finanzielle Gegenwirkung wider diese „Musteranstalten" dürfte daher wohl noch weit gewichtiger seyn, als was im Interesse der Menschlichkeit, der Bewahrung menschlicher Würde und des Rechts, was die Gesellschaft gegen ihre strafbaren Mitglieder besitzt, tausendfach und unnütz wiederholt worden ist. Man hat dem pennsylvanischen System nachgerühmt, es mache die Prügelstrafen unnöthig, allein wir sehen so eben an dem Zuchthause in Sonnenburg ein Beispiel, daß auch ohne jenes System die Abschaffung der Prügel und Ketten erfolgen kann, wenn ein Mann voll Tüchtigkeit und Menschenliebe an der Spitze einer solchen Anstalt steht. Leider Gottes können wir das wohl nicht allen unseren Strafanstalten nachrühmen, darum die schrecklichen Scenen, welche dann und wann aus jenen Orten bis in die Oeffentlichkeit dringen, auch wohl Absetzungen und dergleichen zur Folge haben. Will man aber bessern, so sollte man zuvörderst mit den Untersuchungs- und Polizeigefängnissen beginnen, bei ihnen findet man das nächste und weiteste Feld; von welcher Beschaffenheit diese Gefängnisse aber hier in Berlin sind, wo man es am wenigsten denken sollte, davon ist manche fast unglaublich klingende Schilderung schon veröffentlicht worden; auch Hr. Appert hat dies erst kürzlich in seinem Buche gethan."

Aufruf

zur

Errichtung eines Standbildes von Erz zu Weimar für Johann Gottfried von Herder.

Der 100jährige Geburtstag Johann Gottfried von Herders, 25. August 1844, weckte in ganz Deutschland die dankbarste Erinnerung an diesen großen Genius.

Gleichzeitig und gleich lebhaft mahnte man von Darmstadt wie von München her an die Aufstellung eines würdigen Denkmals für ihn und zwar in Weimar, dem Orte, von wo aus er am längsten segensvoll gewirkt hat.

Von beiden Seiten wurden Entwürfe dargeboten, von beiden Seiten die Genehmigung Seiner königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach nachgesucht.

Höchstderselbe konnte so edle Unternehmungen nur im hohen Grade billigen, knüpfte jedoch seine Zustimmung an den Wunsch, daß, bei der Gleichheit des rühmlichen Zwecks, beide Theile sich vereinigen und mit gemeinsamen Kräften die ganze Angelegenheit als

Eine allgemeine deutsche National-Sache

behandeln möchten.

Alsobald kam eine Uebereinkunft zu Stande, daß die Entscheidung über die eingesendeten Modelle zum Denkmal einem Schiedsgericht von fünfundzwanzig sachverständigen Männern übertragen werden solle, deren je fünf in Darmstadt, Weimar, Berlin, Dresden und München nach bester Ueberzeugung ihre Stimme abzugeben hätten; die Stimmenmehrheit aber unbedingt entscheide, welchem Modell der Vorzug zu geben sey.

Diese Stimmenmehrheit ist auf das Modell des Bildhauers Ludwig Schaller zu München gefallen, welches demnach als Denkmal Herders im Großen ausgeführt, in Erz gegossen und in Weimar aufgestellt werden soll, sobald durch Unterzeichnung ausreichender Beiträge die Kosten des Unternehmens gesichert seyn werden.

Vertrauensvoll wenden nun die Unterzeichneten sich durch diesen öffentlichen Aufruf an alle Verehrer Herders, um das Gelingen eines Unternehmens herbeizuführen, das, zum Ruhm des gesammten deutschen Vaterlandes, die Gefühle der Dankbarkeit und Verehrung öffentlich beurkunde, welche die Nation einem ihrer größten Männer und geistigen Wohlthäter widmet.

Herders unsterbliche Verdienste erst noch aufzählen, im Einzelnen erst noch nachweisen zu wollen, wie er als gotterfüllter Volkslehrer, als philosophischer Geschichtsforscher, als begeisterter Sänger und Hoheprieſter der Humanität alle Kreise des Wissens belebt, Alles, was das menschliche Herz veredeln und erheben, die Bestimmung des menschlichen Geschlechts aufklären und heiligen kann, mit der wärmsten Liebe umfaßt hat, hieße, sich als möglich denken, daß die Erscheinung eines so seltenen Genius, daß die Wirksamkeit eines so reich begabten Lebens spurlos an der Nation vorübergegangen sey.

Schon hat Stuttgart durch Beiträge von ganz Deutschland Schillers Standbild aufgestellt, Frankfurt besitzt durch die Widmungen seiner edelsten Mitbürger zwei Standbilder Goethes, der kunstsinnige König Ludwig von Bayern hat aus eigenen Mitteln für Jean Paul Friedrich Richter zu Baireuth ein würdiges Denkmal errichtet.

Solche Denkmale bilden ein köstliches National-Besitzthum, an ihnen erfrischt sich zu allen Zeiten das Volk in seinen edelsten Erinnerungen. Und so möge auch Herders Erzbild, wenn das Lob unserer Lippen längst verstummt ist, zu unsern Nachkommen sprechen und noch nach Jahrhunderten ihre Begeisterung sich fruchtbar an dem Vermächtniß der unsrigen entzünden.

Das Denkmal wird Herder aufrecht stehend, in der Tracht seiner Zeit, (10 bis 12 Fuß hoch) darstellen; das Piedestal, von fast gleicher Höhe, wird passende Embleme und Inschriften enthalten.

Wir bitten die verehrten Theilnehmenden, ihre Beiträge auf die Subscriptionslisten einzeichnen zu wollen und dieselben wo möglich noch vor dem 1. Juli d. J. an einen der Unterzeichneten, der ihnen am nächsten wohnt, einsenden zu wollen.

Höchst förderlich wird es seyn, wenn sich in jedem größern

Digitized by Google

Orte Deutschlands einzelne Herder-Vereine bilden, die für möglichste Verbreitung dieses Aufrufs und der Subscriptionslisten freundlich sorgen, Beiträge annehmen und sie an einen von uns übermachen. Auch hierum bitten wir auf das angelegentlichste.*)

Berlin, Darmstadt, Dresden,
v. Olfers. Hähnle. Künzel. Dr. Carus.
München und Weimar im Februar 1846.
E. Förster. Thiersch. v. Fritsch. v. Müller. Schöll.

Mannichfaltigkeiten.

In der „Belgique Musicale“ vom 9. April lies't man einen ausführlichen Bericht über das von Fräulein Franziska Rummel von Wiesbaden in Brüssel gegebene Konzert, nach welchem die Sängerin lebhafte Anerkennung gefunden. „Fräulein Rummel besitzt, sagt genanntes Blatt, eine gute und reine Gesangmethode und eine sehr klare und deutliche Vokalisation; auch singt sie mit Geist und Frische, so wie die Leichtigkeit ihrer Coloraturen und ihre Kehlfertigkeit ausgezeichnet zu nennen sind.“ Was die Details des genannten Konzertes betrifft, so verweisen wir die Freunde der Fräulein Rummel auf das bezeichnete belgische Blatt.

(Wie die Gemeinde Metzebach für ihr gutes Geld sich einen braven Lehrer kauft.) Sonst gab's wohl Länder, wo die Lehrer sich für gutes Geld Gemeinden kaufen konnten, aber daß eine Gemeinde sich einen Lehrer kauft und freiwillig kauft, kommt wohl selten vor. Die kleine Gemeinde Metzebach in Kurhessen im Kreise Melsungen hatte vor einiger Zeit einen jungen, braven Lehrer bekommen. Kaum war er recht warm und der Gemeinde lieb geworden, so sollte er die Muskete tragen. Am 28. März mußte er sich in Kassel stellen, um den schwarzen Rock mit dem bunten zu vertauschen. Was thut die Gemeinde? Hundert andere würden es beim Bedauern, einen tüchtigen Lehrer verloren zu haben, haben bewenden lassen, andere sich damit getröstet haben, einen neuen Lehrer bekämen sie immer wieder und es sey nicht unrecht, wenn ihre Kinder eine Zeitlang ohne einen solchen leben müßten. Allein ganz anders dachten und handelten die Einwohner in Metzebach. Sie gaben ihrem Lehrer einen Bevollmächtigten mit, der durch Bitten und Vorstellungen bei der hohen Behörde dahin wirken sollte, daß man ihnen den braven Lehrer lasse. Da aber Bitten und Vorstellungen fruchtlos blieben, kam der abgesendete Rabe bald wieder heim und bringt die Hiobspost. Am Abend kommen die ehrsamen Nachbarn zusammen, und am andern Tag fliegt schon eine Taube und zwar mit voller Börse nach der Residenzstadt hin, um mit einhundert Thalern einen Stellvertreter zu kaufen. Aber auch diese ausgesandte Taube kam ohne Oelzweig zurück; es fehlten noch Zeugnisse, welche zur Befreiung des Lehrers nothwendig schienen. Da harrte die Gemeinde Metzebach noch andere drei Tage und ließ abermals eine Taube ausfliegen mit den verlangten Zeugnissen. Und siehe, nach acht langen Tagen um die Vesperzeit kam der Bote zurück und brachte den Lehrer heim, und es war große Freude bei Eltern und Kindern.

*) Auch unterzeichnete Redaktion findet sich bereit zur Annahme von Beiträgen für das Herder-Denkmal.

Die Red. d. Frankf. Journals.

Korrespondenz.

Vom Taunus, im April.

Da das Leben keinen Stillstand kennt, sondern entweder zum Tode oder zur Entwickelung neuer Gestaltungen fortstrebt, so konnte ich mir abstrahiren, daß der Singverein „Orpheus“ zu Butzbach in der Wetterau heute noch Größeres leisten mußte, als im Jahre 1841, da er den wetterauischen Sängerfesten eine nationale Bedeutung gab. Als geistiger Mittelpunkt einer durch Thatkraft, Betriebsamkeit und Gemeinsinn in deutschen Landen wohl bekannten Stadt ist dieser Verein heute blühender als je, wie seine Abendunterhaltungen beweisen. Aus der Mitte der Sangesgenossen hat sich unter Direktion des Hrn. Pfeil, eines eben so uneigennützigen als unermüdlichen Kenners der heitern Kunst, ein Musikverein gebildet, der beweist, wie Begeisterung zu einer edeln Sache alle Schwierigkeit überwinden hilft. So lebendig auch dieser heitere Abend in der Erinnerung der Besucher blühen wird, so sehr ich mich auch dieser Fortbildung freute, wobei ich fast das Horazische nihil admirari vergaß, so vermißte ich doch in den Zwischenacten den Vortrag klassischer Gedichte unserer reichen und unvergleichlichen Poesie, welche Sitte sich allenthalben, wo sie in's Leben getreten ist, als ein herrliches, wirksamstes Bildungsmittel bekundet hat. Jetzt, wo der holde Lenz erschienen, wo die Flüsse und Bäche lustig rauschen und die Lerchen dem unbewölkten Zeus ihr Hosianna in tausendstimmigem Chore entgegenjubeln, haben diese Abendunterhaltungen ihre Aufgabe vollendet und inmitten der blühenden Natur auf den heiteren Höhen des schönen Hessenlandes werden sich die festlichen Sängerpaniere entfalten. An einem Sonntage des Wonnemonats werden die beiden befreundeten Chöre „Orpheus“ und „Walther von der Vogelweide“ auf dem Hausberge den Bund der Treue und Freundschaft erneuern und die Worte des unsterblichen Dichters erfüllen:

So lange die hessischen Berge steh'n,
Kann treue Liebe nicht untergeh'n!

Am 22. Juni werden die Burgtrümmer von Münzenberg ein niegesehenes Schauspiel erleben, um so poetischer, da hier die alte und neue Zeit gegenüber stehen, der erforderliche Raum für das Fluthen und Bewegen einer großen Menschenmasse vollkommen vorhanden ist, die Mitwirkung mehrerer befreundeter Vereine einen „Sängerwettstreit“ erwarten läßt und der von allen Seiten seelie Anblick einer der lachendsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands das Herz der Naturfreunde zur Heiterkeit stimmt. Wie die Dichtkunst das geistig Höchste und Freieste ist, was eine freundliche Gottheit uns verliehen, um die Leiden unseres Erdenwallens zu mildern, wie der Dichter auf den Höhen der Menschheit steht, einem Gotte vergleichbar, so strebet das deutsche Sängerthum, diese höchste und freieste Blüthe unseres nationalen Lebens empor zu den sonnigen Höhen der Natur, zu den weitschauendsten Gipfeln unserer Gebirge und, wie wir zu unserer herzinnigsten Freude vernommen haben, wird der ruhmgekrönte „Orpheus“ es nicht unter seiner Würde halten, das dritte Feldbergfest im Vereine mit der neuen Turngemeinde zu Butzbach durch seine Leistungen zu verherrlichen.

Frankfurt, im April.

Das mechanische Kunstwerk der vier Jahreszeiten, das wir schon in voriger Messe hier zu sehen Gelegenheit hatten, ist so interessant, so mannichfaltig, so lebendig, daß es gewiß Jeden sowohl wegen seiner sinnreichen Construction, als der anmuthigen Gruppirungen, die es bietet, höchst befriedigen wird. Wir sehen die vier verschiedenen Jahreszeiten mit ihren Freuden und Leiden, ihren kleinen häuslichen Beschäftigungen ꝛc. an uns vorüberziehen; Alles regt und bewegt sich; die Figuren der Tableaux, kleine bewegliche Automaten, scheinen lebende Wesen zu seyn, so geschickt führen sie alle Bewegungen aus. Das Ganze macht einen sehr wohlthätigen Eindruck und wir hoffen, daß der fleißige Verfertiger desselben, Hr. Wünsche, in recht zahlreichem Besuche den Lohn für sein schönes Werk finden wird.

Theater-Anzeige.

Freitag, 24. April. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrollen) Norma: Mad. Gundy-Reuther. Adalgisa: Fräul. Brandt.

Samstag, 25. April. Der Weltumsegler wider Willen, abenteuerliche Posse in 4 Bildern, Musik von Cantal.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 115. Sonntag, den 26. April 1846.

Nach zwanzig Jahren.

(Fortsetzung.)

„Aber," sagte Rosine ganz kleinlaut, „was wird nun mit uns, wenn es mit Deinem jungen Herrn und mit meiner Mamsell schief geht?"

Der schlanke Johann ward nachdenklich und schwieg einen Augenblick; endlich, wie von einer Inspiration ergriffen, rief er aus:

„Weißt Du, was ich an meines jungen Herrn Stelle thäte?" —

„Nun?" — rief Rosine gespannt.

„Ich entführte ohne weitere Umstände Fräulein Marie und ließ mich mit ihr trauen. Onkel und Tante müßten schon wieder gut werden, wenn die Sache nicht mehr zu ändern wäre, und daß mein Herr seinen Neffen lieb, recht sehr lieb hat, ist gar keine Frage. Auch habe ich mehrere Bücher gelesen und Komödien gesehen, wo das Ding alle Mal ganz gut ablief."

„Ein prächtiger Einfall, Johann! Solche Entführungsgeschichten haben mich immer ungeheuer interessirt, und ich habe manchmal Essen und Trinken darüber vergessen. Es muß ganz hübsch seyn, wenn man entführt wird, und ich ließ mich herzlich gern ein Mal entführen, das heißt, nur von Dir! verstehst Du?" — damit drückte sie Johann zärtlich die Hand.

„Ja," entgegnete Jener, „ich wäre gleich auch dabei; — aber — das hülfe uns nur zu nichts. Ueberhaupt ist das Entführen blos bei Vornehmen Mode."

„Höre, Johann, könntest Du vielleicht gegen den jungen Herrn etwas davon fallen lassen? — Wer weiß! — Ich würde jedenfalls Fräulein Marie begleiten müssen, und Du Deinen jungen Herrn; da würde mir das Herz gerade so pochen, als wenn ich selbst entführt würde. Uebrigens bin ich versichert, daß die Frau Räthin, die Marie in Wahrheit auch sehr lieb hat, sich zuletzt christlich darin ergeben würde. — Jetzt aber muß ich wieklich fort; die Frau Räthin sah mich heute ohnedem einige Male so schräg an, als ob sie wüßte, daß ich die Briefe ihrer Nichte bestelle." — Ein warmer Händedruck, ein Kuß auf die bärtige Lippe, und — fort war sie! —

Johann traf seinen jungen Herrn in äußerster Spannung und Unruhe an. Er riß dem Boten, der vor der Uebergabe sich ausführlich über das damit stattgefundene Unglück verbreiten wollte, den Brief Mariens aus der Hand, erbrach hastig das Siegel und überflog mit einiger Mühe den Inhalt. Obgleich die Schriftzüge durch das Gossenbad und Johanns Manipulation verwischt und verwässert waren, ungefähe wie ein mittelst der Presse schlecht kopirter Handlungsbrief, — hatte er doch genug gelesen, und schritt mit verschränkten Armen im Zimmer lebhaft auf und ab.

„Also auch die letzte Hoffnung hin!" rief er endlich aus. „Ich wenigstens habe mich frei von meiner verhaßten, aufgedrungenen Verbindung gemacht, und wäre Marie es auch, könnten wir wenigstens von der Zeit eine günstigere Wendung unseres Schicksals noch hoffen. Muß aber Marie diesen widerwärtigen Menschen, diesen Schleicher und Schmeichler, diesen Doktor Blessing heirathen, — dann ist Alles aus und vorbei; dann bleibt mir nichts mehr übrig, als mich todt zu schießen oder in die weite Welt zu gehen. Denn nimmermehr könnte ich mit ihr in Einer Stadt wohnen!"

„Halten zu Gnaden, Herr Julius!" hob endlich Johann an, der mit der Mütze in der Hand an der Thüre stehen geblieben war.

„Du noch hier? was willst Du?" fuhr ihn Julius an.

„Verzeihen Sie!" stotterte Johann, indem er verlegen seine Mütze drehte — „ich habe einen Einfall."

„Wenn's nur ein gescheiter ist."

„Nun, Röschen, der ich meine Erfindung mittheilte, sagte, es sey ein prächtiger."

„Nun, so laß hören, aber geschwind!" —

„Wenn Sie nun Fräulein Marie entführten?" — sagte Johann gedehnt, indem er seinen jungen Herrn pfiffig von der Seite anschielte, um auf dessen Gesichte den Eindruck zu lesen, den der dreiste Vorschlag hervorgebracht.

„Bist Du des Teufels, Kerl? Wer gab Dir diesen Gedanken ein?" rief Julius, mit starken und raschen Schritten das Zimmer messend.

„Die Theilnahme an Ihnen und dem lieben Fräulein Marie. Röschen hat mir erzählt, wie schauderhaft sie sich geäußert, wie sie von sterben wollen und dergleichen gesprochen hat. Das junge, hübsche Blut! Das muß ja einen Stein erbarmen! Und da habe ich gedacht, es wäre allem Elende mit einem Male ein Ende gemacht, wenn Sie Fräulein Marie persuadiren könnten, sich entführen zu lassen. Der Herr Onkel hat Sie wirklich und wahrhaft recht lieb, so verdrießlich er auch manchmal ist, und, wie mir Röschen sagt, ist auch die Frau Räthin eigentlich eine recht herzensgute Frau, und Mariechen ihr Augapfel, obgleich sie sie an den garstigen Doktor verheirathen will. Da habe ich nun gedacht, wenn Sie sich nur erst verheirathet hätten, so würden zuletzt Onkel und Tante doch auch wieder gut zu machen seyn."

„Zuletzt hast Du, weiß Gott, Recht! Es gilt, von Marien ein großes Unglück abzuwenden, und ist jedenfalls weniger sündlich, als mich zu erschießen oder durch einen andern unbesonnenen Streich dem guten Onkel die Möglichkeit zu rauben, seine Härte wieder gut zu machen. Ich muß mir die Sache überlegen. Jetzt geh', Johann, und trinke ein Mal auf meiner herrlichen Marie glückliche Zukunft."

Julius reichte ihm damit einen harten Thaler.

Johann dankte und wollte sich eben schmunzelnd entfernen, als ihm Julius noch zurief: „à propos! was ist denn mit dem Briefe geschehen? der sieht ja sehr unsauber aus und ist kaum zu lesen!"

Johann erzählte nun die Katastrophe, jedoch mit der Variante, daß er nicht nur den Brief, sondern Rosinen mit dem Brief in

Digitized by Google

der Schürzentasche vor großer Eil der Länge lang in die Gosse fallen ließ. Julius bedauerte sehr den in seinen Angelegenheiten erlittenen Unfall, und stellte Johann einige Thaler zu, um Röschen eine neue Schürze zu kaufen.

Der Brief Mariens aber, aus dem Nassen in's Trockene übersetzt, lautete folgendermaßen:

„Mein geliebter Julius!

Trostlos ergreife ich die Feder, um Dir zu sagen, daß der Schritt, den ich mit Dir verabredete, geschehen, aber noch mehr als erfolglos gewesen ist. Die sonst so gute Tante, in der ich bis jetzt meine zweite Mutter verehrte, hat meinen abermaligen Versuch, sie einer Verbindung mit Dir geneigt zu machen, auf das entschiedenste zurückgewiesen und mir, bei dem Verlust ihrer Liebe und des fernern Zusammenlebens mit ihr, verboten, jemals wieder darauf zurückzukommen. Mit einer Bitterkeit, mit einem schneidenden Tone, den ich noch gar nicht an ihr kannte, erklärte sie mir, daß ihr der Name Müller so verhaßt sey, daß dessen Nennung allein schon hinreiche, ihre Nerven aufzuregen. Lieber wolle sie mich, so lieb sie mich habe, im Sarge, als in den Armen eines so nahen Verwandten des Mannes sehen — — — hier brach sie plötzlich ab und fuhr fort: Die Liebelei mit Herrn. — ich mag den Namen nicht mehr aussprechen — muß aufhören. Unser würdiger Arzt, Doktor Blessing, bewiebt sich um Deine Hand; bis jetzt hast Du seine Bewerbungen eigensinnig, ja selbst unartig zurückgewiesen. Ich gebe Dir noch acht Tage Bedenkzeit. Widerstrebst Du dann noch meinen mütterlichen Absichten mit Dir, so muß ich glauben, daß Deine Liebe zu mir eine erheuchelte war, oder daß es jenen Menschen gelungen sey, Dich von mir abwendig zu machen. Dann suche Dir eine andere, gefälligere Tante auf und lasse mich einsam und unter fremden Leuten sterben! — —

Hier fiel sie in ein krampfhaftes Schluchzen, winkte mir heftig, mich zu entfernen und schickte nach dem Arzte. Sie liegt jetzt im Bette, und ich habe sie nur einen Augenblick sprechen dürfen. Sie war nicht gerade unfreundlich, aber kalt wie Eis.

Ich aber sitze hier auf meinem Zimmer und weine. Nirgends sehe ich einen Ausweg; meine Zukunft liegt wie eine lange Nacht vor mir; über alle Hoffnungen, die mich sonst beseligten, ist ein Leichentuch gebreitet. Nur zwei Gedanken bin ich fähig klar zu fassen: ich kann nie die Gattin eines ungeliebten Mannes werden, und bis zum letzten Hauche meines Lebens kann ich nicht aufhören, Dich zu lieben. Hilf, rathe, wenn Du es vermagst

Deiner unglücklichen Marie."

(Fortsetzung folgt.)

Die Seereise. *)

Ihr Schiffe, ich erspäh' euch,
Auf der Flut —
Und ich komm' und seh' euch;
Sagt, was ihr beschützet,
Und was ihr nützet,
Wohin ihr geht, was ihr thut.
Eins segelt fort, in Handel und Verkehr,
Ein and'res bleibt, des Landes sich're Wehr,
Ein drittes kömmt nach Haus, an Schätzen schwer.
Halt ein, mein Geist, wohin entweichst du?
Alles Gedicht.

Für einen Amerikaner, der Europa besucht, ist die lange Seereise, die er zu machen hat, ein treffliches Vorbereitungsmittel. Der einstweilige Mangel aller weltlichen Auftritte und Beschäftigungen bringt einen Gemüthszustand hervor, welcher besonders geeignet ist, neue und lebhafte Eindrücke aufzunehmen. Der weite Wasserraum, welcher die Halbkugeln trennt, ist wie ein weißes Blatt im Leben. Hier ist kein allmähliger Uebergang, durch welchen, wie in Europa, das Aussehen und die Bevölkerung eines Landes fast unmerklich mit denen eines andern sich verschmelzen. Von dem Augenblicke, wo ihr das Land, das ihr verlaßt, aus dem Gesicht verliert, ist Alles ein leerer Raum, bis ihr am entgegengesetzten Strande aussteigt, und plötzlich in das Geräusch und die Neuheit einer andern Welt geschleudert werdet.

Wenn man zu Lande reis't, führt das Ununterbrochene der Gegenden und eine dauernde Folge von Personen und Vorfällen die Geschichte des Lebens fort, und vermindert die Wirkung von Abwesenheit und Trennung. Wir schleppen allerdings „eine sich verlängernde Kette" bei jedem Vorschreiten auf unsrer Pilgerschaft weiter; allein diese Kette ist ununterbrochen: wir können sie Glied um Glied zurückverfolgen und wir fühlen, daß das letzte uns stets an die Heimath fest bindet. Aber eine weite Seereise trennt uns auf einmal. Sie macht uns bewußt, daß wir des sichern Ankergrundes des geregelten Lebens verlustig geworden, und blind in eine ungewisse Welt hinausgeschickt sind. Sie legt eine, nicht bloß eingebildete, sondern wirkliche Kluft zwischen uns und unsere Heimath — eine Stürmen, Furcht und Ungewißheit preisgegebene Kluft, welche die Entfernung fühlbar, die Rückkehr unsicher macht.

Das war wenigstens der Fall bei mir. Als ich den letzten blauen Streif meines Geburtslandes wie eine Wolke am Horizonte verbleichen sah, glaubte ich Ein Buch der Welt und dessen, was sie enthält, zugeschlagen, und nun Zeit zum Nachdenken zu haben, ehe ich das Andere öffnete. Nebst diesem — welche Veränderungen konnten sich in dem Lande ereignen, das vor meinen Blicken verschwand und welches Alles, was es im Leben Theures für mich gab, in sich schloß, — welche Umwandlungen konnten in mir selbst stattfinden, ehe ich es wieder besuchte! Wer kann, wenn er auf die Wanderschaft auszieht, sagen, wohin er von den ungewissen Fluthen des Daseyns getrieben, wann er zurückkehren, oder ob es ihm je beschieden werden möchte, den Schauplatz seiner Kindheit wieder zu besuchen?

Ich habe gesagt, auf der See sey Alles eine große Leere; ich muß diesen Ausdruck verbessern. Für Einen, der den Träumen am lichten Tage ergeben ist und sich gern in sich selbst verliert, bietet eine Seereise eine Menge Gegenstände des Nachdenkens dar; aber dann sind es die Wunderwerke des Meeres und der Luft, und das Gemüth wird von den Gegenständen des Weltlebens fast ganz abgezogen. Ich freute mich, über das Geländer des Verdecks mich zu lehnen, oder an einem stillen Tage auf die große Stange zu klettern und stundenlang auf den ruhigen Busen eines Sommer-Meeres hinabzuschauen, die Massen goldener Wolken zu betrachten, die so eben über den Horizont emporstiegen, sie mir als ein Feenreich zu denken und mit Geschöpfen meiner Einbildungskraft zu bevölkern; oder die sanft sich hebenden Wellen zu beobachten, welche ihre Silberkreise dahin rollten, als ob sie an jenen glücklichen Gestaden sich verlieren sollten.

Es war ein angenehmes, mit Sicherheit und Furcht gemischtes Gefühl, mit welchem ich von meiner schwindelnden Höhe auf die Ungeheuer des Meeres und ihre seltsamen Sprünge niederblickte. Schaaren von Meerschweinen, sich um das Hintertheil des Schiffes tummelnd, der Nordcaper seine gewaltige Masse langsam über die Oberfläche erhebend, oder der raubgierige Hay, wie ein Gespenst durch die blauen Gewässer schießend. Meine Einbildungskraft beschwor Alles herauf, was ich von dem Wasserreiche unter mir gehört oder gelesen hatte: — die beschuppten Heerden, welche seine bodenlosen Tiefen bewohnen; die gestaltlosen Ungeheuer, welche in dem Grunde der Erde hausen, und alle die wilden Gespenster,

*) Aus: „Washington Irving's ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Dr. J. P. Adrian. Erster Theil. Geoffrey Crayon's Skizzenbuch. Zweite, sorgfältig verbesserte Auflage. Mit zwei Stahlstichen. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von Johann David Sauerländer. 1816."

Digitized by Google

welche in den Erzählungen der Fischer und Matrosen so vieles Grausen erregen.

Zuweilen ward auch ein entferntes Segel, am Saume des Meeres dahingleitend, ein Gegenstand müßiger Vermuthungen. Wie anziehend ist dies Bruchstück einer Welt, das sich an die große Masse des Daseyns anzuschließen eilt! Welch ein ruhmvolles Denkmal der menschlichen Erfindung, welche so über Wind und Wellen triumphirt; welche die Enden der Erde mit einander in Verbindung gebracht und einen Austausch aller Segnungen des Lebens bewirkt hat; welche in die unfruchtbaren Regionen des Nordens alle Ueppigkeit des Südens ausgießt; welche das Licht der Erkenntniß, die Annehmlichkeiten des gebildeten Lebens verbreitet, und so diese zerstreuten Theile des Menschengeschlechts, zwischen welche die Natur eine unübersteigliche Gränze gesetzt zu haben schien, mit einander vereinigt hat.

Wir entdeckten eines Tages einen gestaltlosen Gegenstand, der in einiger Entfernung dahintrieb. Auf dem Meere erregt Alles, was die Einförmigkeit der Wasserfläche umher unterbricht, unsere Aufmerksamkeit. Es fand sich, daß es der Mast eines Schiffes war, das gänzlichen Schiffbruch erlitten haben mußte, denn man sah da die Ueberbleibsel von Taschentüchern, womit einige von der Schiffsmannschaft sich an dies Holz festgebunden hatten, um nicht von den Wellen hinweggerissen zu werden. Keine Spur war zu finden, durch welche man den Namen des Schiffes hätte entdecken können. Das Wrack hatte offenbar manchen Monat umhergetrieben; Haufen von Muscheln hatten sich um dasselbe gehängt und langes Seegras flatterte daran herab. Aber wo, dachte ich, ist die Mannschaft? Ihr Kampf ist längst vorüber — sie gingen im Brüllen des Sturmes unter —, ihre Gebeine liegen bleichend in den Höhlen der Tiefe. Stillschweigen, Vergessenheit haben sie verhüllt, wie die Wellen, und Niemand kann die Geschichte ihres Unterganges erzählen! Welche Seufzer sind diesem Schiffe gefolgt, welche Gebete wurden an dem verlassenen Heerde zu Haus für dasselbe zum Himmel empor gesendet! Wie oft hat die Geliebte, das Weib, die Mutter, die Zeitungen durchsucht, um irgend eine gelegentliche Nachricht von den Wanderern auf dem Meere zu finden! Wie verdunkelte die Erwartung in Besorgniß — die Besorgniß in Angst — die Angst in Verzweiflung! Ach! kein Andenken wird je zum Vorschein kommen, die Liebe zu erfreuen. Alles, was man je erfahren wird, ist: „das Schiff segelte aus dem Hafen, und man hat nie wieder von ihm gehört!"

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Aufruf für das Herder-Denkmal findet im Großherzogthum Hessen viel Anklang. Schon hat sich in Darmstadt und in Michelstadt für den Odenwald ein Comité gebildet und die übrigen Städte werden nicht zurückbleiben. Der Großherzog k. H. hat sich mit 200 Gulden und JJ. kk. HH. der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin, deren königlicher Vater sich namentlich für die Errichtung des Herder-Standbildes in Weimar sehr interessirt und Schaller's Atelier schon mehrmals besucht hat, haben sich an die Spitze der Subscribenten mit ansehnlicher Summe gestellt. Der Grundstein zum Denkmal wird im September d. J. zu Weimar während der Philologentage zu Jena gelegt, gewiß zu einer recht passenden Zeit.

(Wien.) Der Tenorist Ditt, derzeit erster Tenor der Hofbühne zu Hannover, einer der stimmbegabtesten Tenoristen Deutschlands, ist vom Direktor Pokorny engagirt worden.

Unter den Zimmerleuten und andern Bauarbeitern in Liverpool, Manchester, Birmingham und andern Orten besteht seit längerer Zeit eine Union gegen das Herabdrücken der Preise durch die Meister. Diese ist jetzt so mächtig, daß 3000 Arbeiter in Liverpool, welche wöchentlich zwischen 4 bis 5000 Pfd. verdienen, es vorgezogen haben, ihre Arbeiten einzustellen, eher, als dem Willen ihrer Meister gemäß aus der Union zu treten.

(Vegetabilisches Elfenbein.) In der neuesten Zeit bildet in England das vegetabilische Elfenbein, aus welchem, gerade wie früher aus dem animalischen Elfenbein, viele Zierathen und Kunstsachen gearbeitet werden, einen interessanten Handelsartikel. Das vegetabilische Elfenbein hat eine ähnliche Härte, Textur und Schwere, wie das animalische, verliert aber seine schöne weiße Farbe nicht. Es ist die Frucht einer Palme (Phytelephas macrocarpa), welche die Größe eines Hühnereies erreicht. Die Frucht hat eine dünne braune Schale, und unter dieser besteht sie ganz aus der schönen elfenbeinartigen Masse, welche sich vortrefflich drechseln und ciseliren läßt.

„Geschichte der französischen Revolution, von Dahlmann, Leipzig." — So unzählige Mal auch jenes Weltereigniß bereits dargestellt ist, doch ist das Werk Dahlmanns neu und eigenthümlich, indem es mehr die Elemente, die Motive zu jener Geschichte, als im gewöhnlichen Sinn diese selbst liefert; es erfaßt den intensiven Geist des furchtbar großen Dramas, beschäftigt sich mehr mit den universellen als speciellen Theilen derselben und weist nach: daß das Geschehene nothwendig war und überall unter ähnlichen Umständen Aehnliches geschehen werde in unvermeidlicher Folge vorwaltender Ursachen.

Die in Nro. 105 d. Bl. mitgetheilte merkwürdige Rechtsfrage würde von dem Pariser Tribunal jedenfalls unrichtig entschieden werden, wenn der Mutter nichts, dem Sohn aber $^2/_3$ und der Tochter $^1/_3$ des Vermögens zugesprochen würde, da der Mutter jedenfalls etwas zufließen muß. Falsch wäre es aber gleichfalls, wenn die Mutter $^3/_6$, der Sohn $^4/_6$ und die Tochter $^2/_6$ des Vermögens zugetheilt erhielte, denn das Testament sagt ausdrücklich, daß ein Sohn noch einmal so viel als die Mutter, und diese noch einmal so viel als eine Tochter erhalten solle. Hält man diese testamentarische Bestimmung fest, so muß das ganze Vermögen in 7 Theile getheilt werden, die Tochter erhält dann 1 Theil, die Mutter 2 Theile, der Sohn 4 Theile. Das Erbe der Tochter verhält sich dann zu dem der Mutter wie $^1/_2$ zu $^2/_3$, und das Erbe der Mutter zu dem des Sohnes wieder wie $^1/_2$ zu $^2/_3$, und nur so geschieht die Theilung nach dem Willen des Vaters.

Cby., d. 17. April 1846. Mbch.

Auber soll, dem Pariser Korrespondenten der „Trier'schen Zeitung" zufolge, eine neue fünfaktige Oper komponiren, die „Kosciuzko" heißt, und ein Seitenstück zu seiner „Stummen von Portici" werden soll. Mit dieser Leistung will der greise Meister seine Laufbahn als Compositeur schließen und sich dann definitiv in den Ruhestand begeben.

(Eine neue Erfindung.) Während aus Wien vor kurzem die Erfindung eines Heiz-Apparates berichtet wurde, ertheilte das sächsische Ministerium fast zu gleicher Zeit am 24. März für eine ganz ähnliche Erfindung ein Patent dem Major Serre auf Maxen auf eine Feuerungsconstruction zu einem steinernen Backofen, welcher von außen her mit jedem beliebigen Brennmaterial zu heizen und zum ununterbrochenen Backen eingerichtet ist. Die Resultate, welche bisher von diesem Backofen erzielt worden sind, gränzen auch an das Fabelhafte: denn 100 Pfund Brod (Kommißbrod, das bekanntlich mehr Hitze erfordert, als gewöhnliches Bäckerbrod) wurden mit dem Aufwande der geringsten Qualität Steinkohlen (Burgker ordinärer Kalkkohlen) für 4 — 5

Digitized by Google

Pfennige vollkommen gut gebacken, was mehrere Augenzeugen verbürgen können. Es erscheint höchst interessant, daß fast zu gleicher Zeit in Dresden und Wien so großartige Erfindungen gemacht worden sind, welche der Menschheit und den Ländern, wo sie in Ausübung gebracht werden, unberechenbare Ersparnisse und Vortheile zuzuführen bestimmt sind.

(Rom, 14. April.) Zwei Damen, die Gemahlin eines gegenwärtig in Neapel sich befindenden Kaufmanns aus Berlin und dessen 18jährige einzige Tochter, hatten am vergangenen Charfreitag der Aufführung des berühmten Miserere von A. Allegri in der Sixtinischen Kapelle beigewohnt und begaben sich alsdann gegen 9 Uhr des Abends nach ihrer an der Piazza Barberini in der dritten Etage eines Hauses befindlichen Wohnung, dessen Treppe hoch und steil und mit keinem Geländer versehen ist. Eine parterre wohnende Frau will ihnen leuchten, sie verbitten sich aber diese Hülfe, und kaum sind sie oben angelangt, so stürzen beide herab. Die Tochter war auf der Stelle todt, während die Mutter bis jetzt zwar noch lebt, aber in einem bewußtlosen Zustande und ohne Hoffnung auf Genesung. Da der Sturz sogleich die übrigen Bewohner des Hauses herbeirief, so wurde auch der Polizei der Fall augenblicklich bekannt, die auch sofort die zweckmäßigsten Maßregeln ergriff. Der Name der beiden Damen war selbst dem Hauswirthe nicht bekannt; indeß entdeckte man denselben endlich mit Mühe in dem Zimmer und berichtete den Fall sofort dem Gatten und Vater nach Neapel. — Frhr. v. Hallberg (der Eremit von Gauting) befindet sich seit einigen Wochen in Rom. Er wird, nachdem er morgen Sr. Heiligkeit wird vorgestellt worden seyn, seine Reise von hier über Ancona und Triest nach Palästina und Jerusalem antreten. Er erhält vom Papste die Decoration des Gregoriusordens.

(Frauen im Rathe.) Manche Frauen in Europa, die für die Emancipation ihres Geschlechtes kämpfen, verlangen unter Anderm auch einen Antheil der Frauen an den Berathungen über die Staatsangelegenheiten; was werden sie sagen, wenn wir ihnen erzählen, daß wilde Frauen sich schon längst im Besitze des von ihnen beanspruchten Rechtes befinden? An der Westküste von Afrika nämlich nehmen die Frauen an allen öffentlichen Berathungen der Männer Theil und üben einen großen Einfluß auf dieselben aus. Wenn z. B. ein Stamm darüber berathschlagt, ob er den oder jenen Krieg unternehmen solle, so geben die Frauen ihre Stimmen ab und stellen den Männern meist sehr eindringlich die Leiden vor, welche die Folge eines Krieges seyn würden, und ihr Rath neigt die Wage fast immer zum Frieden; nur wenn die Frauen mit dem Beginnen des Krieges einverstanden sind und ihre Männer auffordern, sich als wahre Männer zu zeigen, wird der Kampf unternommen.

(Mahlzeiten nach dem ABC.) Gegenwärtig lebt in Paris ein reicher Engländer, der einen eigenen Koch hält, dessen Obsorge es ist, die Speisen jedesmal nach dem ABC zu serviren. Vor seinem Speisesalon hängt eine ABC-Tafel, die dem Koche zur Richtschnur dient, worauf der Engländer alle Tage bei dem beliebigen Buchstaben ein Zeichen macht. Wenn er z. B. den Buchstaben P bezeichnet, so darf an diesem Tage nichts als Pasteten, Pilze, Pöckelfleisch, Petersilie, Pfirsiche, Pflaumen u. s. w. auf die Tafel kommen.

Eine neue, sehr schöne Denkmünze, welche auf den verstorbenen großherzogl. mecklenburgischen Ober-Appellationsrath Freihrn. v. Rettelbladt in Rostock in der Loos'schen Medaillenmünze zu Berlin geprägt worden ist, zeigt auf der Hauptseite das nach einer Lithographie gearbeitete Bildniß des verstorbenen Freihrn. v. Rettelbladt en face mit der Umschrift: Christ. Carl Fr. Wilh. von Rettelbladt Geb d. XV. Febr. 1779. Gest. d. IX. Jul. 1843, und die Kehrseite enthält die Inschrift: „Dem Unvergeßlichen seine dankbaren Brüder" in einem Kranz von 12 Sternen.

In der Buch- und Verlagshandlung von W. Blum zu Koblenz ist ein Werk unter dem Titel: „Gründlicher Leitfaden zum Erlernen der französischen Sprache. In Fragen und Antworten; nach einer practischen Methode bearbeitet, mit besonderer Rücksicht auf das Sprechen von Jak. Ph. Hepl" erschienen. Dies Lehrbuch schließt sich den Werken ähnlichen Inhaltes sehr verdienstlich an, und sein Verfasser vereinigt auf eine glückliche Weise die bisher bestehenden Lehrmethoden in seiner vorliegenden, die eben so gründlich und logisch richtig, als anziehend für den Schüler ist. Es wird hier von Stufe zu Stufe gehörig vorangeschritten und wie die Erklärungen der Regeln klar und faßlich, so sind die zur Uebung beigegebenen Beispiele practisch und gut gewählt. Nicht nur von Anfängern, sondern auch von Solchen, die in der Sprache schon geübter sind, wird dies Lehrbuch mit Nutzen gebraucht und als ein zweckmäßiges befunden werden.

„Gallignani's Messenger" berichtet unterm 16. April: Die Journale wimmeln seit vielen Jahren von Anzeigen, welche den Einfältigen und Leichtgläubigen gegen eine im Voraus zu entrichtende Gebühr Stellen und Aemter aller Art, vortheilhafte Heirathen ic. versprechen, obgleich nie eine dieser Zusagen in Erfüllung geht. Manche dieser sogenannten Geschäfts-Agenten sind sogar so weit gegangen, daß sie sich verbindlich machten, in Ehebruchs-, Verführungs- und andern delicaten Fällen die Beweisführung zu übernehmen. Vor Kurzem wurde die Aufmerksamkeit des Polizeipräfecten auf diese Betrügereien hingelenkt und nach sorgfältiger Untersuchung fanden sich gestern Morgen sechs Polizeicommissäre zur nämlichen Zeit in eben so vielen Bureau's dieser vorgeblichen Agenten und nahmen die meisten derselben in Haft. Ihre Papiere, welche mitgenommen wurden, lieferten augenfällige Beweise ihres betrügerischen Treibens. In mehreren dieser Inhaber von sogenannten Geschäftsbureau's erkannte die Polizei alte Verbrecher wieder, die schon oft in den Händen der Justiz gewesen waren.

Homonyme.

Sehr Viele ringen und streben
Mit aller Kraft nach mir.
Nimm mir das erste Zeichen,
So komm' aus fremden Reichen
Als Speise ich zu dir.

Crumbach. Schbr.

Auflösung der Charade in Nro. 113:

Waldmeister.

Theater-Anzeige.

Samstag, 25. April. Der Weltumsegler wider Willen, abenteuerliche Posse in 4 Bildern, Musik von Cantal.

Sonntag, 26. April. Keine Jesuiten mehr! oder: der Günstling, Originallustspiel in 4 Abth., von L. Schubar. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 116. Montag, den 27. April 1846.

Nach zwanzig Jahren.

(Fortsetzung.)

Die hübsche Schreiberin dieses traurigen Briefes saß, in trübes Sinnen verloren, auf ihrem Zimmer, als Rosine endlich eintrat und ihre Depesche überreichte. Mit langsamer Handbewegung nahm und mit Zögern, nicht mit freudiger Hast, wie sonst, erbrach sie ihn. Konnte er ja doch nichts Günstiges, ihre eigene Lage Aenderndes enthalten, denn gesetzt, daß der Onkel ihres Geliebten auch nachgegeben hätte, so war für sie damit noch gar nichts gewonnen, da ihre Tante sich zu entschieden gegen sie ausgesprochen und ihr jede Hoffnung abgeschnitten hatte. Vergebens hatte sie darüber nachgegrübelt, was wohl die Ursache des tiefen Hasses der Tante gegen die Familie Müller seyn könne; zu fragen hatte sie nicht gewagt, denn die Frau Räthin war, bei aller Güte und Liebe gegen ihre Nichte, doch eine Frau, die sich überhaupt nicht gerade viel abfragen ließ, am wenigsten aber, wenn sie in gereiztem Zustande war.

Marie also erbrach langsam den Brief und las ihn, während Rosine sich mit Ordnen dieses und jenes Gegenstandes im Zimmer überflüssig zu schaffen machte. Langsam legte sie den gelesenen Brief bei Seite und starrte, das sorgenschwere Haupt von einem Arme unterstützt, vor sich hin. Endlich fragte sie fast tonlos:

„Hast Du sonst noch etwas gehört?“ —

„Nein, bestes Fräulein, nichts, was Sie nicht besser wüßten. Johann hatte nur aus allerhand Umständen abgenommen, daß der Brief des Herrn Julius auch nichts Tröstlicheres als der Ihrige enthalten würde. Das hat mir denn recht herzlich weh gethan, denn Sie wissen, wie gern ich Ihnen gute Nachrichten bringe, wie glücklich es mich machte, wenn Sie nach einem gelesenen Briefe noch viel freundlicher waren, als sie es ohnedem gegen die arme Rosine sind. Wie ich nun so traurig neben Johann stand, hatte dieser plötzlich einen prächtigen Einfall, der uns Allen helfen könnte!“

„Wie so, Rosine?“

„Er meinte, wenn er wie sein junger Herr wäre, so — — aber ich getraue mir kaum, es zu sagen“ — — —

„Nun, sprich nur!“

„Weil Sie es denn wollen, nun, — so entführte er Sie und ließ sich mit Ihnen in aller Geschwindigkeit trauen.“

„Bist Du toll, Mädchen? — ich, meine gute Tante heimlich verlassen, die meine hülflose Kindheit gepflegt, die mich erzogen hat, die mir Mutter gewesen ist?“

„Ja, und Sie zwingen will, anstatt des hübschen Herrn Julius, den garstigen Doktor mit seinen zwei ungezogenen Kindern zu heirathen!“

„Lieber sterben!“ seufzte Marie.

„Ach!“ entgegnete Rosine, „in unsern jungen Jahren ist Sterben aber auch gar zu schrecklich! — Nun, und Herr Julius, soll der auch noch aus Gram sterben?“

Marie hatte bei ihren verzweiflungsvollen Todesgedanken allerdings an ihren Geliebten nicht gedacht, und ward, durch die hingeworfene Aeußerung Rosinens, nachdenklich. Rosine bemerkte dies und fuhr fort.

„Und, sagte Johann weiter, der Onkel hat im Grunde seinen Neffen, und die Tante ihre Nichte herzlich lieb, wenn ein Mal geschehen, was nicht zu ändern ist, werden sie Beide gewiß bald wieder gut werden.“

„Ja, wer das gewiß wüßte!“ seufzte Marie abermals, „und dann, schickt es sich für ein sittsames Mädchen, sich entführen, sich heimlich trauen zu lassen? Gewiß denkt mein Julius nicht entfernt daran!“

„Darüber machen Sie sich keine Sorgen, liebes Fräulein, ich habe Johann aufgetragen, dem lieben jungen Herrn seinen Einfall mitzutheilen, und der hat es gewiß nicht unterlassen. Vielleicht, während wir hier traurig sind, macht Herr Julius schon seine Entführungspläne, oder arbeitet mit Johann an einer Strickleiter. Sie nehmen mich doch zur Begleitung mit?“ fügte sie in einschmeichelndem Tone hinzu. „Ich freue mich kindisch darauf.“

„Thörichtes Geschöpf!“ rief Marie in voller Entrüstung. „Du freu'st Dich, wo ich schon bei dem bloßen Gedanken zittere? Sprich mir nicht mehr davon! Jetzt laß mich; ich fühle das Bedürfniß nach Ruhe und Alleinseyn. Ich bedarf Deiner nicht mehr. Gute Nacht!“

Rosine, etwas verdutzt, zog sich zurück. Sie hatte geglaubt, daß der Einfall ihres schlauen Liebhabers von ihrem Fräulein mit beiden Händen ergriffen werden würde, und fand sich getäuscht. Doch tröstete sie sich bald mit dem Sprichworte, daß ein Baum nicht auf Einen Hieb falle, und war zufrieden, den ersten Saamen in die unbefangene Brust ihrer jungen Herrin ausgestreut zu haben. Das Weitere überließ sie, wie billig, dem Geliebten derselben, und schlief, ganz zufrieden mit sich, flugs und fröhlich ein.

Wer des andern Tags — es war ein Sonntag — Herrn Banquier Müller einen Morgenbesuch abgestattet hätte, würde ihn in einer nichts weniger als heitern Stimmung angetroffen haben. Er saß in elegantem Morgenkleide in seinem Sorgenstuhle, wie er ihn nannte, einem kostbaren Lehnsessel, mit Eiderdunen gestopft und mit grünem Maroquin überzogen, hatte eine Tasse Chokolate vor sich stehen und die Zeitungen neben sich liegen. Sein Gesicht trug die Spuren einer schlaflos zugebrachten Nacht, und seine ganze Haltung war die eines Abgespannten; daß aber sein Geist arbeitete, ließ sich aus den rasch sich folgenden Rauchwölkchen seiner Havannacigarre abnehmen. Maschinenmäßig griff er nach der Tasse und führte sie zum Munde; die Chokolate war kalt, und er setzte sie ärgerlich wieder hin.

Digitized by Google

„Das kann nicht lange mehr so fortdauern;“ rief er endlich aus und sprang auf. — Dieser Zustand reibt mich auf. Der Junge muß fort von hier, so leid es mir thut, so sehr ich an ihn gewöhnt bin, und so sehr er mir im Geschäft fehlen wird! — Er mag auf ein oder zwei Jahre nach Wien gehen; es kostet mich nur ein Briefchen an einen meiner Geschäftsfreunde und er ist gut placirt. Dort fehlt es nicht an Zerstreuungen für Leute seines Alters; er wird in Familien eingeführt werden, wird weibliche Bekanntschaften machen, und vielleicht gelingt es einem artigen Mädchen — und die Wienerinnen sind hübsch, sehr hübsch — ihm seine erste Neigung vergessen zu machen.

Der arme Junge dauert mich, Gott weiß es; aber ich kann ihm nicht helfen! — Auch in geschäftlicher Hinsicht kann es nicht so bleiben. Ich bemerke wohl, daß jetzt Fehler über Fehler im Kassabuch vorfallen mögen, thue aber nicht dergleichen. Aber welche Schande für ein Haus, wie das meinige, seine Conto-Correnten mit rothen Kreuzen verziert und von spitzigen Bemerkungen begleitet zurück zu erhalten!

Das Mädchen — ich habe mich erkundigt — ist brav und liebenswürdig, gebildet und wohlhabend; warum muß es gerade unglücklicherweise die Nichte der einzigen Frau auf Gottes weiter Welt seyn, mit der ich um alle Schätze Golkonda's nie wieder in Berührung kommen möchte, — der Frau, die mich um die schönsten Jahre meiner Jugend gebracht, um das Glück meines Lebens bestohlen hat, — die allein Ursache ist, daß ich, mit meinem liebedurstigen Herzen, mit meinem Sinne für häusliches Glück, ein vereinsamtes Leben führe!“

Er schritt hastig auf und ab; endlich zog er rasch die Schelle.

„Ist mein Neffe zu Hause?“ fragte er den eintretenden Bedienten.

„Ja, Herr Müller.“

„Ich wünsche ihn gleich zu sprechen.“

Der Bediente verschwand, und bald trat Julius in's Zimmer des Oheims.

„Höre, Julius, Du hast mir eine schlaflose Nacht gemacht. Ich habe Deine Lage hin und her überdacht und finde unumgänglich nöthig, daß Du Dich einige Zeit von hier entfernst. Gehe auf ein oder zwei Jahre nach Wien, Du weißt, ich habe dort angesehene Geschäftsverbindungen. Arbeite auf einem dieser Comptoire, bilde Dich dort noch weiter für das Bankgeschäft aus. Du bist noch nicht in der Welt, noch nicht unter fremden Leuten, auf fremden großen Handelsplätzen gewesen; es wird diese Schule Dir und mir später zu statten kommen. — An Geld und Empfehlungsbriefen soll Dir's nicht fehlen. Kömmst Du einst in mein Haus zurück, so ist Dir eine andere, ehrenvollere Stellung im Geschäft zugedacht. Oder gefällt Dir Wien nicht? — nun so wähle Hamburg oder Amsterdam, London oder Paris; es wird mir genehm seyn. Ich werde Dich vermissen; doch bringe ich Deiner Gemüthsruhe, Deinem künftigen Glücke gern dies Opfer, und wir trennen uns ja nicht auf immer!“

Julius hatte während dieser Allokution des Oheims mehrmals die Farbe gewechselt; als derselbe schwieg und ihn halb freundlich, halb fragend ansah, fragte er seinerseits endlich mit fester Stimme:

„Ist es Ihr fester, unwiderruflicher Entschluß, bester Onkel, mich von hier, von sich zu entfernen?“

„Ja, lieber Julius; ich bin darüber mit mir ganz im Klaren.“

„Und wann soll ich reisen?“

„Je eher, desto lieber; wann glaubst Du abreisen zu können?“

„Ich habe meine Kasse abzuschließen und zu übergeben, auch noch einige Privatangelegenheiten zu ordnen; in vier, höchstens fünf Tagen.“

„Gut; und wohin gehst Du?“

„Erlauben Sie mir, bester Onkel, mich darüber noch zu erklären.“

„Auch gut, mein Sohn.“ — Er reichte damit dem Neffen die Hand, und dieser zog sich zurück.

„Das wäre überstanden!“ seufzte Herr Müller, „auch der Abschied wird überstanden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seereise.

(Schluß.)

Der Anblick dieses Wracks gab, wie gewöhnlich, Veranlassung zur Erzählung mancher traurigen Geschichten. Besonders war dies am Abend der Fall, wo das Wetter, das bisher schön gewesen, sich auf einmal wild und drohend zu gestalten begann und einen der plötzlichen Stürme verkündigte, welche zuweilen in die Heiterkeit einer Sommerreise hereinbrechen. Während wir bei dem trüben Licht der Lampe in der Kajüte umher saßen, wußte Jeder eine Geschichte von Schiffbruch und Unglück. Besonders ergriff mich eine kurze Erzählung des Capitains.

„Als ich einst“, sagte er, „auf einem schönen, starken Schiffe über die Bucht von Neufundland segelte, machte es einer der starken Nebel, welche in jenen Gegenden gewöhnlich sind, unmöglich, selbst am Tage weit vor uns zu sehen; in der Nacht ward aber die Luft so dicht, daß wir auf das Doppelte der Schiffslänge durchaus keinen Gegenstand unterscheiden konnten. Ich ließ Lichter an den Mastbaum hängen und stellte stets eine Wache aus, um nach den Fischerbooten auszuschauen, die gewöhnlich an dem Strande vor Anker liegen. Der Wind blies fühlbar scharf und wir segelten sehr schnell. Plötzlich machte die Wache Lärm mit: „ein Segel vor uns!“ — Dieses Wort war kaum ausgesprochen, so fuhren wir schon darüber hin. Es war ein kleiner Zweimaster, der, mit der Seite nach uns hin, vor Anker trieb. Die ganze Mannschaft schlief und hatte versäumt ein Licht auszustecken. Wir stießen gerade auf die Mitte des Fahrzeuges. Die Stärke, Größe und das Gewicht unseres Schiffes drückte jenes unter die Wellen; wir segelten darüber hin und wurden auf unserer Bahn weiter getrieben. Als das krachende Wrack unter uns sank, sah ich zwei oder drei halbnackte Unglückliche aus der Kajüte stürzen; sie kamen gerade aus ihren Betten, um aufschreiend von den Wellen verschlungen zu werden. Ich hörte ihr halb ersticktes Geschrei, das sich mit dem Winde vermischte. Der Windstoß, der es zu unseren Ohren trug, trieb uns zugleich so weit, daß wir es ferner nicht mehr hören konnten. Ich werde dies Geschrei nie vergessen! Es währte einige Zeit, ehe wir das Schiff wenden konnten, so rasch ging es vorwärts. Wir kehrten so nahe, als wir uns erinnern konnten, an die Stelle zurück, wo die Schmacke vor Anker gelegen hatte. Wir kreuzten mehrere Stunden lang in dem dicken Nebel umher. Wir thaten Signalschüsse und horchten, ob wir nicht das Halloh irgend eines Ueberlebenden vernähmen; aber Alles war still — wir sahen und hörten nichts mehr von ihnen.“

Ich gestehe, diese Erzählungen machten auf einige Zeit allen meinen schönen Phantasien ein Ende. Der Sturm stieg mit der Nacht. Das Meer war in fürchterlichem Aufruhr. Der Klang der tobenden Wogen, der brechenden Brandungen kam ungestüm, furchtbar. Die Tiefen des Meeres gähnten. Zuweilen schienen die schwarzen Wolkendecken über uns zu zerreißen vor den Blitzen, welche auf den schäumenden Wellen dahinzuckten und die darauf folgende Dunkelheit doppelt schrecklich machten. Der Donner brüllte über der wilden Wasserödе; er hallte dumpf wider und wurde verlängert in den Wellen-Bergen. Als ich das Schiff zwischen diesen brüllenden Höhlen dahinwanken und darin versinken sah, schien es mir wunderbar, daß es sein Gleichgewicht wieder gewann, oder sich auf dem Wasser erhielt. Seine Raaen gingen im Wasser, sein Bug war fast in den Wellen begraben. Zuweilen

Digitized by Google

schien seine hereinstürzende Woge es verschlingen zu wollen, und nur eine geschickte Wendung des Steuerruders rettete es vor dem Sturze.

Als ich mich in die Kajüte begab, verfolgte mich die furchtbare Scene noch immer. Das Pfeifen des Windes durch das Takelwerk klang wie Grabesklage: das Krachen der Maste, das Dröhnen und Aechzen der Querwände bei dem Kampfe des Schiffes mit der anwälzenden See war furchtbar. Während ich die Wellen an der Seite des Schiffes hinströmen und in mein Ohr brüllen hörte, schien es, als ob der Tod um dieses schwimmende Gefängniß wüthe und seine Beute suche; nur ein Nagel durfte nachgeben, eine Fuge aufreißen, und er konnte eindringen.

Ein schöner Tag jedoch, bei ruhiger See und günstigem Winde, verscheuchte bald alle diese traurigen Betrachtungen. Es ist unmöglich, dem erheiternden Einflusse des schönen Wetters und des guten Windes zur See zu widerstehen. Wenn das Schiff sich mit allen seinen Segeln geschmückt hat, jedes derselben geschwellt ist und fröhlich über die kräuselnden Wellen dahin gleitet, wie erhaben, wie prachtvoll erscheint es — wie scheint es das Meer zu beherrschen! Ich möchte ein Buch mit den Träumen einer Seereise anfüllen, denn bei mir ist sie beinahe ein fortwährendes Träumen — doch es ist Zeit, an das Gestade zu gelangen.

Es war ein schöner sonniger Morgen, als der durchdringende Ruf „Land" vom Mastkorbe erscholl. Nur wer es selbst erfahren hat, kann sich eine Vorstellung von dem Uebermaß entzückender Gefühle machen, welche eines Amerikaners Brust durchströmen, wenn er zuerst Europa erblickt. Eine Masse von Ideen knüpfen sich schon an den Namen. Es ist ihm das Land der Verheißung, Alles das in Ueberfluß bietend, wovon er in seiner Kindheit gehört oder worüber er in seinen Studienjahren gebrütet hat.

Von dieser Zeit bis zum Augenblick der Ankunft war Alles eine fieberhafte Aufregung. Die Kriegsschiffe, die wie bewachende Riesen an der Küste entlang kreuzten; die Landspitzen von Irland, welche in den Canal hinaus ragten; die walisischen Berge, die sich in die Wolken erhoben; — Alles waren Gegenstände des größten Interesses. Während wir den Mersey hinaufsegelten, betrachtete ich die Küsten durch ein Fernrohr. Mein Auge verweilte mit Vergnügen auf netten Häuschen mit zierlichem Strauchwerk und grünen Grasplätzen umher. Ich sah die verfallenden Trümmer einer mit Epheu überwachsenen Abtei und die schlanke Thurmspitze einer Dorfkirche, welche sich auf dem Kamm eines benachbarten Hügels erhob — Alles verkündigte England.

Fluth und Wind waren so günstig, daß das Schiff im Stande war, sogleich in den Hafen zu kommen. Er war mit Menschen bedeckt; Einige, müßige Zuschauer, Andere, ungeduldig ihrer Freunde oder Verwandten harrend. Ich konnte den Kaufmann erkennen, an den das Schiff gerichtet war. Ich erkannte ihn an seiner berechnenden Stirne und dem ruhelosen Wesen. Er hatte die Hände in den Taschen; er pfiff gedankenvoll und ging auf und ab, da ihm ein kleiner Raum von der Menge, in Rücksicht auf seine einstweilige Bedeutsamkeit, zugestanden war. Wiederholte Grüße wurden zwischen dem Strand und dem Schiffe gewechselt, so wie Freunde sich erkannten Ich bemerkte besonders eine junge Frau von schlichtem Anzug, von anziehendem Wesen. Sie beugte sich aus der Menge hervor; ihr Auge streifte über das Schiff, wie es sich dem Strande näherte, um irgend ein ersehntes Gesicht zu erblicken. Sie schien niedergeschlagen und bewegt; auf einmal hörte ich eine schwache Stimme ihren Namen nennen. — Es war die Stimme eines armen Matrosen, der die ganze Reise über krank gewesen war und das Mitleid Aller an Bord erregt hatte. Wenn das Wetter schön war, breiteten seine Kameraden eine Matratze für ihn auf dem Verdeck im Schatten aus; aber seine Krankheit hatte in der letzten Zeit so zugenommen, daß er in seiner Hängematte bleiben mußte, und nur den Wunsch äußerte, sein Weib noch einmal zu sehen, ehe er sterbe. Man hatte ihn, als wir den Fluß herauf kamen, auf das Verdeck gebracht, und er lehnte sich nun gegen die Querwände mit einem so abgezehrten, so bleichen, so geisterähnlichen Gesicht, daß es kein Wunder war, wenn selbst das Auge der Liebe ihn nicht erkannte. Aber bei dem Klang seiner Stimme traf ihr Auge seine Züge; es las mit einem Blick eine ganze Welt des Kummers: sie schlug ihre Hände zusammen, stieß einen schwachen Schrei aus, und stand, sie ringend, in stiller Todesangst.

Alles war nun Lärm und Getümmel — das Zusammentreffen von Bekannten — das Grüßen von Freunden — die Berathschlagungen von Geschäftsleuten. Ich allein war einsam und müßig. Ich hatte keinen Freund, der mich empfing, kein Willkommen, das mir geboten wurde. Ich betrat das Land meiner Vorväter — allein ich fühlte, daß ich ein Fremdling in dem Lande war.

Ueber Erwärmung, Ventilirung und Kühlung der Wohnungen mittelst heißer und kalter Gebläseluft.

Von Dr. Gall in Pesth.

Daß es Hrn. Hoibrenck im Jahre 1846 noch vorbehalten blieb, heiße Gebläseluft, d. h. atmosphärische Luft, welche mittelst eines Gebläses durch einen dem Zweck entsprechenden Erhitzungsapparat getrieben wird, zur Erwärmung von Glashäusern anzuwenden, beweist einmal wieder, wie unendlich langsam der menschliche Verstand oft die einfachsten Gedanken faßt, besonders aber wie einseitig ausgebildet der Verstand selbst der ausgezeichnetsten Techniker gewöhnlich ist und wie selten Erfindungsgabe und Abstractionsvermögen vereint gefunden werden. Es gibt eine Menge Vorrichtungen, die in andern Gewerben, als das, wofür sie erfunden wurden, eben so nützliche oder noch nützlichere Dienste leisten würden, aber der Eine weiß nichts von der Existenz, der Andere nichts von der anderweiten Anwendbarkeit solcher Vorrichtungen. In den Eisenwerken am Clyde in Schottland wurde schon im Jahre 1830 heiße Gebläseluft beim Eisenschmelzen angewandt, indem man die durch das Gebläse fortgetriebene Luft vor ihrem Einströmen in den Hochofen durch ein über Feuer liegendes Röhrensystem gehen ließ, in welchem sie bis auf 200 — 300, später bis 600 Gr. F. (454 Gr. R.) erhitzt wurde. Aber erst im Jahre 1832 brachte das polytechnische Journal die erste Notiz darüber, und erst im Jahre 1833, nachdem in England schon 67 Hochöfen mit heißer Luft arbeiteten, fing diese wichtige Erfindung an, sich auch über den Continent zu verbreiten, und bald drang sie sogar bis in die Werkstätten der Schmiede. Eine Vervollkommnung der zur Erhitzung, Fortbewegung und Leitung der Luft dienenden Apparate drängte nun eine Zeit lang die andere und bis zum Jahre 1840 waren bereits neunzehn Verbesserungen dieser Art patentirt. Aber von den vielen Technikern, die sich mit diesen Verbesserungen beschäftigt hatten, von den unzähligen technischen Officianten, unter deren Aufsicht die mit heißer Luft betriebenen Schmelzwerke standen, von den wahrscheinlich nicht minder zahlreichen technischen Schriftstellern, welche Bücher und Journal-Artikel über die Sache schrieben, kam auch nicht Einer auf den Gedanken, von der heißen Gebläseluft eine andere Anwendung, als eben zur vortheilhafteren Anfachung des Feuers zu machen. Blos der um Frankreichs Industrie so hoch verdiente Baron Ternaux scheint — wie aus einer Notiz über verschiedenartige erfolglose Umgestaltungen der Trockenkammern seiner großartigen Polenta- und Teronenfabrik zu Saint-Ouen hervorgeht — im Jahre 1833, kurz vor seinem Tode, damit umgegangen zu seyn, durch erhitzte, mittelst des Desaguilliers'schen Ventilators durch die Trockenkammer getriebene Luft jene Fabrikate vollkommener und schneller zu trocknen. Durch diese Idee war also die Anwendung der heißen Gebläseluft zur Erwärmung der

Digitized by Google

Wohngebäude u. s. w. schon wieder um Vieles näher gelegt, und dennoch blieb dieser Terno in dem Glücksrade der Ideen nochmals dreizehn Jahre für den glücklichen Griff des Hrn. Hoibrenck aufbewahrt. Aber auch Hr. Hoibrenck ließ die Quinterne für seinen glücklichern Nachfolger zurück und scheint die großartige und mehr als irgend eine andere Erfindung unseres Jahrhunderts humanisirende Entwickelung, deren die Anwendung der Gebläseluft fähig ist, nicht einmal zu ahnen. Hr. Hoibrenck ist nämlich offenbar in dem Irrthume befangen, daß für jedes einzelne kleinere oder größere, durch erhitzte Gebläseluft zu erwärmende Gebäude ein eigener vollständiger Apparat, also ein Ofen zur Lufterhitzung, ein Gebläse und eine bewegende Kraft nöthig sey, daher denn auch in den öffentlichen Mittheilungen über die Sache von durch Spiritusflammen zu heizenden Duodez-Dampfmaschinen für Privatwohnungen die Rede ist, während für Kasernen, Spitäler, Fabriken und ähnliche größere Gebäude Dampfmaschinen von 1/8 bis 1/4 Pferdekraft nöthig seyn sollen. Da hätten wir also wieder ein Feuer in jedem Hause, und dazu noch eine Spirituslampe, welche mit dem erforderlichen Heizer und Wärter doppelt verschlingen würden, was an Brennstoff erspart werden könnte.

Dem ist aber glücklicherweise nicht so, und von einem höhern, freiern Standpunkte aufgefaßt, bietet sich uns eine ganz andere, allumfassende Anwendungsweise der heißen Gebläseluft zur Erwärmung und Ventilirung der Wohnungen der Menschen dar. Wir nämlich würden und werden nicht jedes Haus, nicht einmal jedes hundertste Haus mit einem eigenen Apparate zu versehen nöthig haben, der wieder ein besonderes Feuer, ein eigenes Local und einen Heizer und Wärter in jedem Hause nöthig machen würde, wir werden, so wie die Gasbeleuchtungsanstalten von einem Punkte aus, durch unterirdische Röhrenleitungen, eine ganze Stadt mit brennbarer Luft versorgen, ebenfalls von einem Punkte, von einem Feuer aus, mittelst eines einzigen Apparats und mit Hülfe einiger weniger Heizer und Wärter ganze Ortschaften, ganze Stadtviertel mit warmer Luft versehen. Dabei bleiben wir aber nicht stehen; derselbe Apparat, der in der kalten Jahreszeit eine wohlthuende, in jedem Zimmer beliebig zu regulirende Wärme spendet, soll im Sommer die üppigen Gemächer der Reichen, die sich diesen Genuß verschaffen wollen, zugleich aber auch die Spitäler und Krankenstuben mit erquickenden kühlen Zephyren erfüllen. So wird die Anwendung der heißen und kalten Gebläseluft der ganzen Menschheit und vorzugsweise der weniger bemittelten Klasse dienen; denn den Actiengesellschaften, welche sich zur Ausbeutung unserer Anwendungsweise der heißen und kalten Gebläseluft bilden werden, werden wir die Ausübung unserer Privilegien, zu deren Erlangung alle nöthigen Schritte bereits geschehen sind, nur unter der Bedingung überlassen, daß den notorisch Geringbemittelten die nöthige warme Luft zum kostenden Preise geliefert werde. Mit wahrem Vergnügen und dankbarer Anerkennung theile ich noch mit, daß der für alle humanisirenden Unternehmungen begeisterte Direktor der Herrschaft Sakran in Preußisch-Oberschlesien, Hr. H. Wiese, mir die Verwirklichung der Idee eines Communal-Gebläseofens für einige hundert Colonistenwohnungen bereits zugesagt hat. Was die von der neuen Beheizungs-Methode zu erwartenden Brennstoffersparnisse betrifft: so wage ich, nach einer auf Erfahrungssätze gestützten Berechnung, dieselbe nicht höher als zu vier Fünftel des bisherigen Bedarfes anzuschlagen, so daß für eine Stadt, welche bisher 100,000 Klafter Holz bedurfte, künftig nur noch 20,000 Klafter erforderlich seyn würden. Die Hälfte der ersparten 80,000 Klafter wird aber schon mehr als hinreichend seyn, um die Zinsen des Anlage-Kapitals zu decken und den Unternehmern eine Dividende von wenigstens 20 Procent zu sichern, so daß dann den Wohnungsinhabern außer der Annehmlichkeit, alle Oefen und mit ihnen alles Rauchen beseitigen zu können, keiner Holzvorräthe zu bedürfen und um die Heizung sich nicht kümmern zu dürfen, noch der Vortheil einer Ersparniß von 40 Procent der bisherigen Beheizungskosten erwachsen wird. Wenn der Wiener Korrespondent der Pesther Zeitung in Nro. 212 dagegen versichert, daß nach einer sachkundigen Berechnung durch Hrn. Hoibrenck's Anwendungsweise der heißen Gebläseluft der Brennstoffbedarf auf 1/500 des bisherigen Verbrauches zurückgeführt werden würde, d. h. auf 200 Klafter Holz für eine Stadt, die dessen bisher 100,000 Klafter bedurfte: so wird durch solche handgreifliche Uebertreibungen der guten Sache nur geschadet. (Allg. Ind. u. Gwbl.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein sehr achtungswerther Hamburger Kaufmann, Namens M., reis't alljährlich zwei Male in Geschäften nach Paris. Dort brachte ihn eine ganz unschuldige Gewohnheit, welche er mit Napoleon gemein hat, vor kurzem in große Verlegenheit und sogar vor das Zucht-Polizeigericht. Diese Gewohnheit besteht darin, daß er beständig die Hände auf dem Rücken hält, gerade wie der große Verbannte auf St. Helena. Hr M. ging unlängst nach dem Diner spazieren und blieb vor einer Bilderhandlung stehen. Das Gedränge war fast eben so stark, wie vor der Eröffnung eines kleinen Theaters. Die Stellung der Hände des Fremden kommt einigen der Umstehenden verdächtig vor; man fürchtet, er wolle lange Finger machen. Die Hände, welche der brave Mann in aller Unschuld waschen kann, kommen zufällig mit einigen angränzenden Westentaschen in Berührung. Ein eben anwesender Municipalgardist ergreift den armen Hamburger am Kragen und führt ihn zum nächsten Wachtposten, auf welchem er die ganze Nacht zubringen muß, um am andern Morgen, ohne zu wissen, warum? vor dem Polizeigericht zu erscheinen. Er wurde erst freigelassen, als mehrere seiner Geschäftsfreunde einstimmig erklärten, daß M. seine Hände nie anders, als auf dem Rücken trage.

Nachdem Jenny Lind Berlin verlassen hat, versucht dort eine schwedische Pianistin, Fanny Stal, ihr Glück. Sie wird in den dortigen Blättern bereits angerühmt.

Korrespondenz.

Stuttgart, 24. April.

Die Schwestern Milanollo haben, nachdem sie letzten Sonntag im königl. Schloßtheater gespielt, diese Woche hier bereits zwei Konzerte bei übervollem Hause gegeben, eines in Ludwigsburg veranstaltet und werden morgen und übermorgen in Tübingen und Hechingen sich hören lassen, dann aber nachste Woche nochmals hieher zurückkehren. — Eine der ersten Handlungen des neuen Hoftheater-Intendanten, der ein strenges Regiment führen zu wollen scheint, ist die Aufhebung der bisher von Hrn. Moritz bekleideten Ober-Regisseurstelle, welche erst unter dem vorigen Intendanten, der in Theaterangelegenheiten weniger erfahren, geschaffen worden war. Hr. v. Gall will also damit zeigen, daß er eines solchen zweiten Commando's nicht bedürfe, das übrigens von Hrn. Moritz mit dessen bekannter Umsicht und Thätigkeit geführt worden war.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 26. April. Keine Jesuiten mehr! oder: der Gimpling, Originallustspiel in 4 Abth., von L. Schubar. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 27. April. Don Juan, große Oper in 2 Abth. Musik von Mozart. (Gastrolle) Donna Anna: Mad. Sundy-Reuther.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 117. Dienstag, den 28. April 1846.

Frankfurter Meßschenswürdigkeiten.

Von

Ludwig Hud.

Es gibt auf dem Paradeplatz jetzt Vielerlei zu seh'n;
Ein Dörfchen hieß der Zimmermann aus Brettern dort erstell'n.
Für Jeden, der per Bude zahlt zwei Sechser Eintrittsgeld,
Hat man — die Zettel sagen's uns — das Schönste ausgestellt.

Wir schau'n zuerst die Sammlung an von Thieren aller Art
Aus Asien, aus Afrika, befiedert und behaart.
Der Bude dient als Aushängschild ein Aff, nebst Papagei'n;
Der eine treibt verrücktes Zeug, die andern aber schrei'n.

In das Gekrächz' der Vögel brüllt ein Riesenochs' sein „Muh!"
Ihm wirft die edle Metzgerzunft viel Liebesblicke zu.
Ich, der zur Meß' und außer ihr schon manchen Ochsen sah,
Muß eingesteh'n: Ein größ'rer war bis heute noch nicht da.

Der Hände und der Arme baar, zeigt sich uns jetzt ein Mann,
Der mit dem Fuße Alles schafft, sogar auch schreiben kann.
Die Gab' ist wunderselten doch, die ihm Natur verlieh;
Wohl schrieb schon Manchee ohne Kopf, doch ohne Hand noch nie.

Ein Magier ist auch zu seh'n, der mittelst schwarzer Kunst
Und edler Fingerfertigkeit uns vormacht blauen Dunst;
Die Hexerei verrichtet er so glücklich und gewandt,
Daß dem erstaunten Publikum oft still steht der Verstand.

Hier eine Automatenschaar, die, flink und wohldressirt,
Bei ihren kecken Sprüngen nie die Contenance verliert!
Man hat den Gliederpuppen viel des Lobs in Wien gezollt
Und Füßen selbst erwiesen sich den Automaten hold.

Was Wechselvolles mit sich bringt das liebe, lange Jahr,
Stellt uns Herr Wünsche recht getreu in einem Kunstwerk dar;
Die kleinen Leute rühren sich und zeigen viel Geschick.
Was sonst dem Geist nur möglich ist, bewirkt hier Mechanik.

Von Wachsfiguren findet man auch eine große Zahl.
In einer Bud' ist ausgestellt Christus beim Abendmahl;
Manch Bild, das dem Original nun just nicht immer gleicht,
Wird dem verehrten Publikum in Wachs noch vorgezeigt.

Auch ein Theater-pittoresque — doch kommt nur selber her
Und schaut die Herrlichkeit euch an! So etwas gibt's nicht mehr!
Von Waffelbäckerinnen könnt' ich singen noch ein Lied
Und wie die Waffelhütt' die Herr'n magnetisch an sich zieht.

Doch schweig' ich still und ruf' euch zu: Kommt selber her und schaut!
Das lebenvolle Bretterdorf, vom Zimmermann erbaut!
Verehrte, kommt und wendet doch die wen'gen Sechser d'ran!
Herbei, jetzt ist die schönste Zeit, die Fütterung geht an!

Ostermesse 1846.

Nach zwanzig Jahren.

(Fortsetzung.)

Auf sein Zimmer zurückgekehrt, verschloß Julius sorgfältig die Thür und setzte sich an den Schreibtisch.

Auch er hatte die vergangene Nacht nicht geschlafen. Der Brief Mariens und der Funken, welchen Johann in seine Seele geworfen, hatten ihm die Ruhe geraubt, und tausend Pläne hatten sein fieberndes Gehirn durchkreuzt; immer aber war er wieder auf des Dieners Radikalmittel zurückgekommen. Marie, das schüchterne Mädchen, erwartete Rath und Hülfe von ihm, dem stärkeren Manne; an ihm war es zu handeln, das schwächere geliebte Geschöpf zu schützen. Er fühlte dies klar, aber dennoch sträubte sich noch sein Gefühl, sein dankbares Herz, den Oheim, welchem er Alles verdankte, zu verlassen. Die Erklärung desselben aber, welche er so eben vernommen hatte, machte seinem Schwanken ein Ende. Mariens Freiheit war bedroht; in wenigen Tagen sollte er, vielleicht auf Jahre hinaus, sie verlassen; es war keine Zeit zu verlieren, denn nur wenige Tage waren noch sein. Er schrieb an Marien:

„Geliebte Marie!

Du erwartest von mir Rath und Hülfe, und beides soll Dir werden, wenn Du unbedingtes Vertrauen zu Deinem Julius hast, wenn Du Dich entschließen kannst, die Vorurtheile einer Welt mit Füßen zu treten, der Dein Wohl und Wehe ganz gleichgültig ist, wenn Du Dich stark genug fühlst, wenigstens vorerst, den Vorwurf der Undankbarkeit auf Dich zu laden, — mit Einem Worte, wenn Du einwilligst, mit mir zu entfliehen, mir Deine Hand am Altar zu reichen, ohne die Einwilligung und Gegenwart Deiner zweiten Mutter, Deiner von mir zugleich gehaßten und verehrten Tante. Es ist das äußerste Mittel, ich kenne aber kein anderes, — es giebt keines! Noch schwankte ich unentschlossen, ob ich es ergreifen solle oder nicht, als eine Unterredung mit dem Onkel aller Ungewißheit ein Ende machte. Derselbe erklärte mir so eben, daß ich binnen wenigen Tagen nach Wien, Hamburg, London, gleichviel wohin? abreisen und mindestens ein Jahr von hier abwesend bleiben müsse. O, ich weiß wohl, was er damit beabsichtigt! aber er kennt mich nicht, kennt nicht die Stärke der Leidenschaft, die mich beseelt, wenn er glaubt, daß Jahre der Trennung vermögend seyn könnten, Dein Bild aus meinem Herzen zu verdrängen! Ich kann dem Onkel nicht gehorchen, ohne Dich aufzuge-

Digitized by Google

ben, und muß ich jedenfalls ihn verlassen, so soll es in meinem Sinne geschehen, das heißt, mit Dir, meine Geliebte.

Fasse Deinen Entschluß, theure Marie, vergiß aber nicht, daß es Dein zeitliches Glück, daß es das meinige gilt, und gedenke der Schwüre ewiger Treue, die wir uns leisteten.

Morgen früh muß ich Deine Antwort haben, um Alles vorbereiten zu können. Ich werde punkt sechs Uhr vor dem Hause Deiner Tante vorbeigehen; ist ein Flügel Deines Fensters offen und flattert ein rothes Band heraus, so nehme ich an, daß Du bereit bist, mir zu folgen, und treffe dann meine Einrichtungen.

In H**, fünf Stunden von hier und jenseits unserer Landesgränze, lebt ein würdiger Geistlicher, Freund meines guten seligen Vaters. Zu ihm beabsichtige ich, Dich zu führen; er soll und wird dem Bunde unserer Herzen die kirchliche Weihe ertheilen. Deine Rosine soll Dich begleiten. Für die nöthigen Papiere werde ich Sorge tragen. Meine Mittel sind, wie Du weißt, nicht bedeutend, aber doch ausreichend, um vorerst eine bescheidene Existenz uns zu sichern; dann wird der Himmel weiter helfen. Für Dich zu arbeiten und zu sorgen, wird mir Wonne seyn.

Ich rechne nicht darauf, sondern zähle nur auf mich; eine innere Stimme aber sagt mir, daß Deine Tante und mein Onkel nicht unversöhnlich bleiben werden, und daß unser Glück durch ihre Verzeihung noch ein vollkommenes werden wird.

Ist es, wie ich sehnlich wünsche, möglich, Dich noch vor Mittwoch, dem entscheidenden Tage, auf einige Augenblicke bei Deiner Freundin Rosalie sehen und sprechen zu können, um die letzten Verabredungen zu treffen, — so gieb mir Nachricht. Außerdem muß es schriftlich geschehen.

Ich hätte Dir noch tausenderlei zu sagen, bin aber unfähig dazu. Mein Kopf brennt und mein Herz klopft, als wenn ich ein Verbrechen begehen wollte. Ich will einen Ritt in's Freie machen, bevor ich mit dem Onkel zu Mittag speise. Ich fürchte mich davor, ihm gegenüber zu sitzen!

Ich werde ruhiger werden, wenn ich nur erst Dein rothes Band, das Banner der Liebe, mir habe entgegen wehen sehen.

Ewig Dein Julius."

Johann wurde gerufen und beauftragt, dieses Sendschreiben schleunigst in die Hände Mariens zu befördern. Zugleich theilte Julius ihm sein Vorhaben im Allgemeinen mit, und gab ihm vorläufig einige Aufträge und Verhaltungsregeln.

Johann machte sich unverzüglich auf den Weg und umschlich das am Ende der Vorstadt gelegene schöne Gartengrundstück der Frau Räthin Walther so lange, bis Röschen seiner ansichtig ward und ein Zeichen gab, das von ihm augenblicklich verstanden wurde, denn er glitt längs der Gartenmauer bis zu einem Pförtchen hin, das sich kurz darauf öffnete. Er trat rasch hinein und stand in dem wohlbekannten, dickbelaubten Buchengange, wo Röschen seiner harrte.

„Um Gotteswillen, Johann, was bringst Du zu so ungewöhnlicher Stunde?" rief sie.

„Nun, ich denke etwas Gutes; wir sind entschlossen, Deine Mamsell, benebst ihrer Vertrauten, einer gewissen jungen, hübschen Weibsperson, zu entführen, und wollen eben hören, ob besagte Personen sich gutwillig entführen lassen wollen, oder ob wir Gewalt brauchen müssen;" entgegnete Johann, indem er die Hand militärisch an die Mütze und sein Gesicht in komisch-ernste Falten legte.

„Ha, ha, ha! ich bitte Dich, mache kein so grimmiges Gesicht, Johann, ich fürchte mich doch nicht vor Dir und Deiner Gewalt! Aber, im Ernst, wird noch etwas aus der Entführung? das wäre doch gar zu himmlisch!"

„Uebergieb Deinem Fräulein diesen Brief, und hier sind auch zwei Thaler von meinem jungen Herrn zu einer neuen Schürze für Dich."

„Ei, das lasse ich mir schon gefallen! warum aber gerade zu einer Schürze?"

Johann rühmte sich nun seines sinnreichen Einfalles und erhielt dafür einen Kuß zur Belohnung.

„Weißt Du, was ich mir für das Geld kaufe? — Einen Schleier! der gehört zu jeder Entführung, und deshalb wird Fräulein Marie auch gewiß nichts dagegen einzuwenden haben. Ich habe schon manchmal die vornehmen Damen darum beneidet, ihr Gesicht verschleiern zu können. Es muß sehr hübsch seyn, Alles zu sehen und doch nicht gesehen zu werden, wenn man nicht gerade gesehen seyn will."

„Glaubst Du denn aber, daß Dein Fräulein sich die Entführung gefallen lassen wird? Die Frauensleute sind manchmal wunderlich."

„Dafür lasse mich sorgen; ich werde Deinen jungen Herrn schon gehörig unterstützen. Doch will ich jetzt eilen, ihr den Brief zu geben; sie weiß, daß Du da bist, und wird mich mit Ungeduld erwarten."

Während sie dessenungeachtet noch ein wenig von dem großen Vorhaben schwatzten, wurde Rosine gerufen; rasch schob sie den erhaltenen Brief in ihre Tasche und Johann zum Pförtchen hinaus, schloß hinter ihm zu und eilte in das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Spiegelbilder aus meinem Reisealbum.

(Von Franz Wallner.)

Die im Druck erschienenen Memoiren des bekannten Wiener Komikers Franz Wallner, welcher auf den meisten deutschen Bühnen mit Beifall gastirt und besonders durch seine witzigen und zeitgemäßen Impromptü's angesprochen hat, enthalten viel Anziehendes. Das Interesse derselben liegt nicht sowohl in der Wichtigkeit des Erzählten, noch in dem Reiz der Mittheilung von außerordentlichen Ereignissen oder merkwürdigen Lebensbegebenheiten, noch weniger in der Form oder dem Styl, die keineswegs brillant sind und oft daran erinnern, daß Wallner kein Schriftsteller von Fach ist, sondern dies Interesse beruht darin, daß man es den Wallner'schen Bildern und Schilderungen ansieht, wie sie aus dem Leben gegriffen und auf eigne Anschauung basirt sind. Natur und Wahrheit behalten aber immer ihre Geltung, und wenn Lebensbilder diesen Stempel tragen, so müssen sie Beachtung finden. Nachstehendes Fragment, der „Allg. Th.-Chr." entnommen, schildert die ersten Schritte auf der von Franz Wallner unternommenen Kunstreise und die Schwierigkeiten, mit welchen er zu kämpfen hatte, um zu einem Rufe zu gelangen. Hören wir nun, was Hr. Wallner erzählt und was uns zugleich einen Blick in verschiedene Theaterzustände verstatten wird.

„Mein Geschick scheint mir" — berichtet Franz Wallner — „als Pathengeschenk einen neckischen Kobold zum Begleiter auf meinen Lebensweg gegeben zu haben, der mich, kaum daß ich mich irgendwo ruhig hinsetze, so lange mit lieblichen, rasch vorübergleitenden Bildern ergötzt, bis ich den Wanderstab ergreife und diesen Bildern nachjage, Berge und Thäler, Städte und Dörfer, Wasserfälle und Abgründe, kurz Alles, was die Natur uns an lieblichen und wildromantischen Erscheinungen in reicher Abwechslung zu bieten vermag, steht vor meiner erhitzten Phantasie im bunten Blüthenkleid des Frühlings, in reicher Farbenpracht des Sommers, im herbstlichen Schmucke und unter des Winters starrer Schneedecke, lockend und verführend, bis der müde Fuß gezwungen sich erhebt, zu neuer, rastloser Ahasverusfahrt. Vergebens rufe ich in mein Gedächtniß den kaum vergessnen Schmerz des Abschiedes von liebgewonnenen Menschen zurück, mir die Thorheit vorstellend, mit der ich von neuem und unnöthig dieses bittere Weh über mich ver-

Digitized by Google

hänge, es ist als ob eine unsichtbare, geheimnißvolle Macht, wie Sue's „ewigem Juden", mir immer von neuem zudonnerte: Wandere! Wandere!! Wandere!!!

Es sind jetzt sechs Jahre her, als dieser Trieb mit unwiderstehlicher Stärke in mir erwachte, mit der Sehnsucht, fremde Länder zu schauen, verband sich meine glühende Leidenschaft für das Theater und Allem, was d'rum und d'ran hängt. Die Aussicht, Alles zu sehen, was dieses im weiten Vaterlande Großes und Gewaltiges bietet, jene Männer kennen zu lernen, die durch Wort und That für die Bühne wirken, lockte verführerisch und der lang gehegte Entschluß reifte zur That, den kühnen Versuch zu wagen, ob es dem, durch seine Individualität wie durch heimathliches Idiom scheinbar nur an seinen vaterländischen Boden gefesselten Kunstjünger gelingen werde, auch außerhalb der Gränzen Oesterreichs sich mit der Anerkennung seines schwachen Talentes die nöthigen Mittel zu erringen, seiner Reiselust zu fröhnen. Mit schwachen Mitteln und noch schwächerer Hoffnung trat ich mein Unternehmen an, welchem, scheinbar so leicht ausführbar, mehr Hindernisse im Wege stehen, als der Uneingeweihte nur ahnen kann. Erstens findet der Wiener-Vorstadtschauspieler an den meisten Bühnen des Auslandes ein ihm ganz fremdes Repertoir. Vornehm und zum Theile selbst verächtlich sehen die Vorstände der größeren Theater auf die Wiener Posse herab, dem Publikum selbst fehlt, wird ja einmal eines dieser leichten, manchmal ungezogenen Kinder des Wiener Humors gegeben, für diese Gattung Scherz das rechte Verständniß und die nöthige Harmlosigkeit, und endlich können die Schauspieler — namentlich die norddeutschen — selten das rechte Maß halten, um dieser Gattung von Schaustücken die nöthige Geltung zu verschaffen. Ich habe erlebt, daß die berühmtesten deutschen Bühnenkünstler, wenn sie sich je einmal herabgelassen, in einer Wiener Posse zu spielen, in diesem „Schundzeug", wie sie es nennen, immer zu viel oder zu wenig thun. Entweder widert die eine Art der Darstellung durch Uebertreibung an, oder sie läßt durch die kalte Weise, mit der sie vor das Publikum tritt, dasselbe ebenfalls kalt und bleibt farblos. Nie würde ich das Wagestück einer größeren Kunstreise unternommen haben, wären mir diese Zustände vor derselben so bekannt gewesen wie jetzt.

Mit einigen Empfehlungsbriefen von dem Herrn M. G. Saphir an den Dichter Leopold Feldmann und den Regisseur Hölken in München und von Herrn Adolph Bäuerle an Moritz in Stuttgart und Herrn Dahn in München, freundlich versehen, trat ich meine Pilgerschaft an. Da ich weder eine Biographie noch eine Reisebeschreibung in diesen harmlosen Zeilen schreiben will, so übergehe ich die lockende Gelegenheit zur Schilderung des prachtvollen Salzkammergutes, wie jener eines Gastspieles in Salzburg selbst. Genug, die Sache ließ sich prächtig an, ich verdiente eine ansehnliche Summe Geldes, und mit geschwellten Segeln steuerte ich dem prachtvollen München zu. Jedoch nur zu bald sollte meine stolze Zuversicht gedemüthigt und niedergedrückt werden. An einer Hofbühne zu spielen war damals das höchste Ziel, nach welchem mein Ehrgeiz strebte. So gut sollte es mir jedoch in München nicht werden. Schon bei meiner ersten Visite bei dem General-Intendant, dem Herrn Grafen von Pösch, sollte ich durch die Frage: „Was spielen Sie für ein Fach?" von der unbescheidenen Voraussetzung geheilt werden, als müsse jeder auswärtige Bühnenvorstand einen Schauspieler, der einige Zeit an einer Vorstadtbühne Wiens nicht ohne Glück gewirkt habe, wenigstens dem Namen nach kennen; eine Demüthigung, die mir noch oft und unerfreulich in den Weg trat; außer den ersten k. k. Hofschauspielern und Scholz und Nestroy, sind selbst den Theaterfreunden des Auslandes sämmtliche Namen der übrigen Residenzkünstler wahre böhmische Dörfer. Der zweite Schlag sollte mich durch die Nachricht treffen, daß an ein Gastspiel an der k. Hofbühne nicht zu denken sey, indem durch einen Cabinetsbefehl Sr. Majestät des Königs alle Gastspiele verboten waren, die nicht ein nöthiges Engagement zum Zweck haben oder einen ungewöhnlichen Cassenerfolg in sichere Aussicht stellten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mordversuch eines Ehemanns gegen seine Gattin.

Mainz, 24. April.

Assisengericht.

Präsident: Hr. Obergerichtsrath Levita; Staatsbehörde: Hr. Staats-Prokurator Knyn; Vertheidiger Hr. Anwalt Aull.

Die gestrige Verhandlung vor dem hiesigen Assisengerichte ist in mehr als einer Hinsicht von überwiegendem Interesse; sie war deßhalb auch zahlreich besucht und hielt die Erwartung vom Morgen bis zum späten Abend, wo der Spruch erfolgte, gespannt. — Der Angeklagte, ein Wingertsmann aus dem nahe gelegenen Weisenau, hat ein ächt bürgerliches Aussehen; seine Kleidung ist anständig, sein Benehmen ruhig und ernst, ohne alle Affectation, ganz der Lage, in der er sich befindet, angemessen. Nichts an ihm verräth den verdorbenen oder den lasterhaften Mann, und wenn alle Zeugen von ihm als dem Trunke zugethan reden, so findet man in seinem Gesichte von diesem Laster nicht die Spur.

Wir geben nach dieser Andeutung in Kürze nach dem Anklageakte und dem exposé des Hrn Staats-Prokurators das Wesentliche der ihm zu Last gelegten Uebelthaten: Peter Blum, 36 Jahre alt, lebt in dritter Ehe; seine dermalige Ehefrau leidet seit 1844 an Anfällen periodischen Wahnsinns, verließ öfter in Gefolge ihrer Geisteszerrüttung die ehelige Wohnung und zertrümmerte, wenn sie zurückkehrte, das Geräthe, verbrannte ihre Kleider, schlug die Kinder, vernachlässigte das Hauswesen und machte ihrem Ehemanne tausendfachen Kummer und Sorgen. Er sah dieses Benehmen als eine Folge von Eigensinn und Widerspenstigkeit an und lebte deßhalb in Zank und Streit mit seiner Frau; dabei gab er sich dem Trunke hin und kam Sonntag Abends häufig betrunken nach Hause, in welchem Zustande er sich beigehn ließ, seine Ehefrau zu mißhandeln. — Am Abende des 28. Dec. v J., einem Sonntage, hörte der pensionirte Lehrer Sona, der in demselben Hause in Weisenau mit den Blum'schen Eheleuten wohnte, in der Wohnung derselben einen Lärm; er erkundigte sich nach der Ursache und erfuhr, daß der Angeklagte wieder mit seiner Frau zu thun habe. Sona trat in die Stube; Blum sagte ihm, seine Frau mache wieder tolle Streiche; sie habe ihr kleines Kind halbnackt bei der rauhen Witterung auf der Straße herumgetragen. Sona suchte durch Ermahnungen den Frieden herzustellen, was ihm auch gelang. Beide Eheleute reichten sich die Hände zur Versöhnung. Die Ruhe dauerte aber nur kurz, denn plötzlich fuhr Blum gegen seine Frau los und rief: „Sie muß sterben!" Er warf sie zu Boden, drückte sie an der Kehle, als wenn er sie erdrosseln wollte. Die Frau flehte um Erbarmen und Gnade. Ach, lieber Vater, schrie sie, laß mich leben! aber Blum achtete nicht darauf, sondern drückte fortwährend an ihrer Kehle. Sona schrie um Hülfe und suchte ihn hinwegzureißen, es gelang ihm dieses auch, und die Frau stand wieder auf vom Boden. Allein der Angeklagte packte sie von neuem, warf sie rücklings aufs Bett und drückte ihr den Hals zu. Als Sona ihn nun wieder hinwegriß, lag sie regungslos, gleich einer Todten, auf dem Bette, und er hielt sie für wirklich todt. Er hielt nun dem Blum vor, daß er seine Frau getödtet hätte, und dieser erwiederte: „Das ist mir recht, das habe ich gewollt, und wenn sie noch nicht todt wäre, so würde ich sie todt machen."

Auf Sona's Hülferuf erschienen die Ehefrauen Seifried und Schlapp, und sahen die Frau regungslos auf dem Bette liegen. Als beide Frauen von Sona vernahmen, daß Blum seine Gattin umgebracht, so sagte die Seifried, sie glaube nicht, daß

Digitized by Google

jene todt sey, sondern sie stelle sich nur so. Hierauf äußerte der Angeklagte: „Ich will es euch zeigen, daß sie todt ist.“ Er packte dann seine Frau mit beiden Händen an der Brust, hob sie vom Bette und warf sie auf die Erde, wo sie regunglos liegen blieb, so daß auch die anwesenden Frauen sie für todt hielten.

Sona erklärte nun, er werde sofort dem Bürgermeister den Vorfall anzeigen; worauf Blum antwortete, er selbst werde das thun. Er steckte einiges Geld zu sich und folgte Sona nach der Wohnung des Bürgermeisters; dort sagte er diesem Beamten, er hätte seiner Frau die Kehle zugedrückt, er wolle sich jetzt stellen, er wolle an den Galgen; er habe es sich vorgenommen, seine Frau umzubringen.

Die Ehefrau des Angeklagten war aber in Folge der erlittenen Mißhandlung nicht gestorben, sondern sie hatte sich schnell erholt und war ihrem Manne in die Wohnung des Bürgermeisters gefolgt. Als der Angeklagte sie sah, sagte er: „Du lebst noch? Ich glaubte, ich hätte Dich todt gemacht; wenn ich gewußt hätte, daß Du nicht todt wärest, so hätte ich Dir die Kehle noch mehr zugedrückt, wenn ich heute keine Gelegenheit mehr habe, Dich umzubringen, so mache ich Dich morgen todt, denn sterben mußt Du.“ —

Die Ehefrau Blum wurde am folgenden Tage von dem Gerichtsarzte untersucht, und er fand die Mandeln angeschwollen, den Hals, die Gegend des Larynx und der Schilddrüsen angeschwollen und schmerzerregend. Der Gerichtsarzt sprach zugleich die Ansicht aus, daß die Ehefrau Blum in Folge der Mißhandlung neuerdings in Wahnsinn verfallen sey.

Peter Blum ist deshalb angeklagt, die Ausführung seiner Absicht, seine Ehefrau zu tödten, dadurch angefangen zu haben, daß er sie rechtswidrig zu Boden warf, ihr den Hals drückte und dadurch Anlaß zu einer länger dauernden Krankheit gab; daß er diese Handlung zwar im Affekte vollbracht habe, jedoch in Folge eines zuvor gefaßten Entschlusses.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Das Alter der Schauspielerinnen.) Das ist die kitzlichste Frage, welche in der dramatischen Welt aufgeworfen werden kann. Von dem Alter der Schauspielerinnen reden, heißt, mit Horaz zu sprechen, so viel als auf einem von trügerischer Asche bedeckten Haufen glühender Kohlen wandeln. Keine Schauspielerin wird auf die Frage, seit wie langer Zeit sie im Lampenlicht glänzt, eine genügende Auskunft geben. Dies bleibt immer ein Räthsel, dessen Lösung sehr schwierig, in manchen Fällen sogar unmöglich ist. Im Grunde hat eine Schauspielerin gar kein Alter. Die Bühne ist eine Welt für sich, in der man nach Belieben alt oder jung wird, je nach der Laune einer Rolle oder nach den vom Putztische gebotenen Hülfsmitteln. Dieselbe Schauspielerin ist heute erste Liebhaberin und morgen Unschuldswächterin; sie trägt heute ein luftiges Ballkleid und sitzt morgen in einem Lehnstuhle mit Rollenfüßen, als ob ihre alten schwachen Füße sie nicht mehr tragen könnten. — Außer dem Theater, im wirklichen Leben, verschwindet diese scenische Täuschung nie ganz. Wer wird es wagen, zu behaupten, daß die Schauspielerinn, welche als Soubrette oder jugendliche Liebhaberin auftritt, in der That älter sey, als sie im Lampenlichte zu seyn scheint? Wer wird sich auch die indiscrete Mühe nehmen, den Geburtstag zu erforschen, oder den Taufschein mittelst Einbruch aus dem Secretär einer Primadonna zu rauben? Solche Documente werden sorgfältig hinter Schloß und Riegel gehalten; man muß den schönen Priesterinnen Thaliens also auf's Wort glauben. — Ein merkwürdiges Beispiel dieser Altersmystification gab die berühmte Mars. Ein dramatischer Archäolog konnte seine Verwunderung über die ewige Jugend der gefeierten Künstlerin nicht verbergen, und er setzte sich selbst die schwierige Aufgabe, den Tag, an welchem sie das Licht der Welt erblickt, genau zu ermitteln. Er brauchte dazu einen bedeutenden Aufwand von Geduld und Geld. Erst nach fünfzehn Jahren rastloser Nachforschungen entdeckte er Tag und Jahr ihrer Geburt. Was aber die Folge dieser archäologischen Entdeckung? Die Mars gab definitiv ihre Entlassung ein. — Ob wohl die Redactoren von Real-Encyklopädien sich bei den Lebensbeschreibungen berühmter Künstlerinnen eben so viel Mühe geben, als der Pariser Bühnen-Archäolog? Dies ist wohl zu bezweifeln und daher die Richtigkeit vieler Geburtsdaten keineswegs zu verbürgen.

Frankfurt a. M

Sehenswürdigkeiten der Ostermesse.

Zu dem bunten Leben und Treiben der Messe gehören nach altem Brauche die ambulirenden Musikanten und Orgelspieler, Kunstreiter und Seiltänzer, Menagerien und Marionetten und wie die Sehenswürdigkeiten alle noch heißen mögen. Die auf- und abströmenden Massen der Schaulustigen und der zahlreich anwesenden Fremden suchen Unterhaltung und dies besondees nach des Tages vollbrachter Arbeit. Da die Inhaber dieser Sehenswürdigkeiten viele Kosten zu bestreiten haben und auf die kurze Dauer von wenigen Wochen angewiesen sind, so verdienen sie schon um deswillen und weil sie zur Volksbelustigung beitragen, der Beachtung. Wir haben demnach auf solche Curiositäten bereits öfters hingewiesen und glauben dies auch zu Gunsten der Tschuggmall'schen Automaten wiederholen zu dürfen; denn diese gehören unstreitig zu dem Vorzüglichsten ihrer Gattung und haben, wie aus dem reichhaltigen Zeugnißbuche und den vielen Berichten in öffentlichen Blättern hervorgeht, aller Orten beifällige Aufnahme gefunden. Der kunstreiche Verfertiger derselben war ein ausgezeichneter Mechaniker und man möchte fast bedauern, daß er für sein seltenes Talent nicht einen noch ausgedehnteren Spielraum gefunden hat. Seine Automaten sind wahre und durch ihre Leistungen höchst überraschende Kunstwerke, die nicht nur den Schaulustigen, sondern auch den Kenner anziehen. Die kleinen mechanischen Figuren Tschuggmall's scheinen wirklich belebte Wesen und verrichten Dinge, die uns in Erstaunen setzen, indem sie alle Bewegungen des menschlichen Körpers täuschend nachahmen, auf dem Seile tanzen, auf- und absteigen, laufen und springen und die Befehle ihres Herrn pünktlich ausführen, so daß man kaum begreift, wie dies Alles mittelst eines ihnen inwohnenden Mechanismus möglich wird. Man wird uns nicht der Uebertreibung beschuldigen, wenn wir diese Automaten als werthvolle Kunstwerke bezeichnen und sie wiederholt dem Publikum zur Beschauung empfehlen. Das geschmackvolle Arrangement des Ganzen und des kleinen Theaters, auf welchem sie spielen, erhöht das Vergnügen ihres Besuches und somit zweifeln wir nicht, daß das Publikum denselben eine fortgesetzte und stets freundliche Theilnahme zuwenden wird.

Homonyme.

Schwer bin ich oft mit Mancherlei beladen,
Und schmerzlich bin ich für den Heiraths-Candidaten.

Crumbach. Schdr.

Auflösung der Homonyme in Nro. 115.
Preis. Reis.

Theater-Anzeige.

Montag, 27. April. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Donna Anna: Mad. Sundy-Reuther.

Dienstag, 28. April. Der ewige Jude, dramatisches Gemälde in 5 Abth., nach dem Französischen des Eugen Sue; für die deutsche Bühne bearbeitet von Carlschmidt.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 118. Mittwoch, den 29. April 1846.

Nach zwanzig Jahren.

(Fortsetzung.)

Das kurze Gespräch der beiden Liebesboten war belauscht worden. Brigitte, die Köchin, hatte Rosinen in den Garten eilen sehen und sogleich auf ein Abenteuer geschlossen. Sie war ohnedies nicht die beste Freundin Rosinens, vielleicht weil diese zwanzig Jahre jünger und um fünfhundert Prozent hübscher war, als sie, vielleicht auch aus andern uns unbekannten Gründen. Kurz, sie ersann schnell einen Auftrag für Rosinen, rufte diese erst leise und hielt sich, da jene darauf nicht hörte, für vollkommen berechtigt, ihr nachzuschleichen. So gelangte sie außerhalb des Buchenganges dahin, wo jene innerhalb standen, und hörte, wenn nicht Alles, so doch den Hauptinhalt des Zwiegespräches. Das vernommene Wort Entführung erschreckte sie gewaltig; starr vor Entsetzen aber machte sie der Gedanke, daß Rosine zugleich mit entführt werden solle. Sie hatte, nach ihrer Meinung, des Entsetzlichen genug gehört; schnell sprang sie zwanzig Schritte seitwärts und rufte mit vor Neid und Aerger kreischender Stimme Rosinen.

Man soll, sagen die Moralisten, streng gegen sich selbst, nachsichtig aber gegen Andere seyn; wir bitten daher Brigitten, ob ihres Aergers und Neides, nicht allzustreng zu beurtheilen. Ihre Jugend und ihr hübsches Lärvchen hätte sie Rosinen allenfalls christlich verziehen, aber als Stubenmädchen einen Liebhaber, und noch dazu einen recht schmucken, zu haben, während sie, als Köchin, keinen, ja nicht ein Mal einen garstigen hatte: das war offenbar mehr, als sie geduldig mit anzusehen im Stande war. Für seine ersten Gemüthsbewegungen bei überraschenden Vorfällen kann überhaupt Niemand verantwortlich gemacht werden; sie hocken uns, so zu sagen, auf, wie das Fieber oder ein Rheumatismus. Anders verhält es sich aber mit den Handlungen, zu denen wir uns dadurch bestimmen lassen, und in dieser Beziehung verdient Brigitte den strengsten Tadel.

Kaum hatte sie nämlich Rosinen den ausgesonnenen unbedeutenden Auftrag gegeben, so eilte sie zur Frau Räthin und theilte ihr das Gehörte mit, nicht ohne die giftigsten Ausfälle auf Rosinens Undankbarkeit, Leichtsinn, ja Unverschämtheit. Frau Walther war nicht wenig erschrocken; doch wußte sie sich zu beherrschen, behandelte die Sache, in so weit sie ihre Nichte betraf, als einen Scherz, desto ernsthafter aber in Betreff Rosinens. Sie trug Brigitten auf, deren Schritte sorgfältigst zu beobachten, ohne es merken zu lassen, und schärfte ihr die strengste Verschwiegenheit über die ganze Angelegenheit ein. Uebrigens, schloß sie, wolle sie sich die Sache überlegen und ihr dann sagen, was sie zu thun habe. Damit war Rosine ihrem guten Engel ungefähr in dem Sinne überlassen, als es Wallenstein dem Oberst Buttler war.

Während Brigitte sich gegen ihre Herrin ihres Ueberflusses an Galle entledigte, übergab Rosine, die keine Ahnung hatte, welche Gewitterwolke sich über ihrem Haupte zusammenzog, und daß sie von diesem Augenblicke an unter Aufsicht der geheimen Polizei Brigittens gestellt sey, ihrem Fräulein den Brief des Geliebten. Marie überflog den Inhalt; wechselsweise erblich und erröthete sie während des Durchlesens; endlich sank sie schluchzend in das Sopha und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen.

„Um Gotteswillen, Fräulein, was ist Ihnen?“ rief Rosine. „Ist es denn etwas so Erschreckliches, sich von einem so charmanten jungen Manne, wie Herr Julius, entführen zu lassen, ihn zu heirathen? Wollen Sie lieber Frau Doktor Blessing werden?“

Marie trocknete rasch die rothen Aeugelein und erwiederte: „Nein! ich bin entschlossen, Julius zu folgen, dem Tadel der Welt und dem Zorne der Tante zu trotzen; aber weh, unendlich weh thut es mir doch, auf solche Art ein Haus verlassen zu sollen, das mir das Elternhaus ersetzte. Und die gute Tante, so hart sie auch jetzt gegen mich ist, dauert mich dennoch mehr, als ich sagen kann. Dieser Vormittag hat aber über mein Loos entschieden; die Tante hat mir nochmals auf das dringendste zugesetzt, und Herr Doktor Blessing förmlich bei mir um meine Hand angehalten. Dieser widerwärtige Mensch kam auf mein Zimmer, um, wie er sagte, über den bedenklichen Gesundheitszustand der Tante mit mir zu sprechen; er versicherte, daß ihr Nervensystem so schwach, so überreizt sey, daß Aerger, überhaupt Gemüthsbewegungen unerfreulicher Art, ihr Leben in Gefahr setzen könnten, — daß sein Gewissen es ihm zur Pflicht mache, mir dieses mitzutheilen, und dergleichen mehr. Dann kam er auf die unbesiegbare Neigung, die er zu mir fühle, — auf die sie begünstigende Gesinnung der Tante, und endlich deutete er ziemlich unverholen darauf hin, daß eine Verbindung mit ihm das einzige Mittel sey, das bedrohte Leben der Tante auf die Dauer außer Gefahr zu setzen. Da er recht gut weiß, wie sehr ich an der guten Tante hänge, glaubte der Heuchler, mich mit seinem Krankenberichte in Furcht und Schrecken setzen zu können; er betrog sich aber, denn ich bin zu lange um die Tante, als daß ich nicht wissen sollte, daß ihr, außer ein wenig Hypochondrie, nicht das Geringste fehlt, und daß ihre Nervenschwäche nichts als eine erbärmliche Erfindung von ihm sey. Er mochte mir ansehen, daß er zu weit gegangen war, denn er ließ mich gar nicht zu Worte kommen, sondern empfahl sich rasch mit der Versicherung, daß er weit entfernt sey, mich in meiner Entschließung übereilen zu wollen.“

„Der abscheuliche Lügner!“ rief Rosine ganz entrüstet aus. „Hält er uns denn für so dumm, solchen Unsinn auf sein Wort zu glauben?“

„Nun Dich wohl gerade nicht;“ sagte Marie lächelnd, der es, ungeachtet ihrer ernsten Stimmung, doch spaßhaft vorkam, daß Rosine sich so ganz mit ihr identificirte.

„Je nun, ich meine nur so. Wer Sie, liebes Fräulein, beleidigt, beleidigt auch mich, und wer an Ihrem Verstande nur im geringsten zweifeln könnte, müßte mich gar für stockdumm halten. Sie antworten doch heute gleich auf den erhaltenen Brief?“

Digitized by Google

„Nein; es ist nicht nothwendig."

„Aber wie erfährt denn der junge Herr — — —

„Mache Dir darüber keine Sorge, Rosine; morgen früh sechs Uhr weiß er, woran er ist, und daß er auf mich rechnen kann."

„Und — werde ich Sie begleiten dürfen?"

„Ja, Rosine, das sollst Du, und auch bei mir bleiben, bis Du selbst heirathest. Jetzt aber geh'."

Rosine bedeckte die Hände Mariens mit Küssen und ging an ihre Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Spiegelbilder aus meinem Reisealbum.

(Von Franz Wallner.)

(Fortsetzung.)

Vergebens wendeten sowohl Hr. Regisseur Höfken in freundlicher Berücksichtigung der überbrachten Empfehlung im Verein mit Hrn. Dahn und dem überaus herzlichen und gastfreundlichen Fräulein Maria Denker ihren ganzen Einfluß an, um mir an's Ziel meiner Sehnsucht zu helfen, umsonst schleppte mich mein gutmüthiger Münchner Cicerone Leopold Feldmann von Pontius zu Pilatus, auch der überall beliebte und aller Welt befreundete Dichter, dieses ächte Münchner Stadtkind, war nicht im Stande, das Hinderniß des königl. Befehls aus dem Wege zu räumen, und trostlos umschlich ich oft die hohen Mauern des prächtigen Kunsttempels, die mir im strengsten Sinne des Wortes ein verschlossenes Heiligthum bleiben sollten. Zerstreut und mißlaunig hatte ich kein rechtes Auge für die überaus reichen Kunstschätze der bayrischen Hauptstadt, zu welchen mich der gefällige Feldmann mit wahrer Aufopferung überall hinbegleitete, eine Aufopferung, die ich um so dankbarer anerkennen muß, da ich weiß, wie sehr die Zeit dieses braven Mannes beschränkt ist, der durch den Ertrag der Erzeugnisse seines frischen Humoes die Stütze seiner ganzen Familie ist. Durch ihn lernte ich auch den meinen Landsleuten wohlbekannten Citherspieler, den Paganini seines Instrumentes, Hrn. Petzmeyer, kennen, der gegenwärtig, als lebenslänglich angestellter Kammervirtuose seiner königl. Hoheit des Herzog Max, einer eben so angenehmen als gesicherten Zukunft entgegen sieht, und dessen Haus einen gemüthlichen Sammelplatz für seine Landsleute bildet.

Nach acht Tagen, die ich zu den angenehmsten hätte rechnen können, wenn nicht, wie gesagt, das Fehlschlagen meiner Hoffnungen mich entmuthigt hätte, reiste ich nach Ulm ab. Allein selbst in dem kleinen Ulm war es mir nicht möglich, ein Gastspiel zu erringen. Der Direktor sagte mir offen, daß weder er noch irgend Jemand im Publikum meinen Namen kenne, und mein Auftreten daher füe die Hauptsache, d. h. für die Casse, keinen Zweck haben würde. — Und derselbe Mann bezahlte mir sechs Monate später für einen Gastcyklus, den ich auf seine Einladung in kuezer Zeit wiederholte, ein Honorar, dessen sich manche Hofbühne nicht zu schämen brauchte. — Wie mich aber der damalige abschlägliche Bescheid trostlos machte, kann ich nicht schildern. Kaum getraute ich mich, mein Empfehlungsschreiben aus Wien, zu dem sich noch ein freundlicher Brief Feldmanns gesellt hatte, an den Ober-Regisseur der königl. Hofbühne in Stuttgart, Hrn. Moritz, abzugeben, und es befremdete mich schon nicht mehr, als mir dieser mit höflicher Kälte eröffnete, an ein Gastspiel am Hoftheater sey vor der Hand, so gerne er sich dafür interessiren wolle, leider nicht zu denken. Es stehe außer Raimund'schen Stücken von „Wiener Sachen" nur noch Nestroy's „Talisman" auf dem Repertoir, zum Ueberfluß sey erst vor wenig Tagen der zum ersten Male gegebene „Diamant des Geisterkönigs", durchgefallen, man könne also nicht so bald wieder ein „derartiges" Stück auf das Repertoir bringen; überdies seyen die Milanollo's hier, welche alles und jedes Interesse des Publikums für sich in Anspruch nähmen, und also für meine Wünsche von keiner Seite her etwas zu hoffen. Mit dem Muthe der Desperation machte ich Moritz den Antrag, im „Diamant des Geisterkönigs" und nöthigenfalls ohne Anspruch auf Honorar aufzutreten, worauf ich den Bescheid erhielt, daß das einmal durchgefallene Opus auch durch mein Gastspiel schwerlich zu retten seyn werde, und die Würde der königl. Hofbühne durchaus nicht erlaube, eine unentgeltliche Dienstleistung von einem Schauspieler anzunehmen. Während der Zeit hatten wir in mancher Hin- und Herrede die Wiener Theaterverhältnisse berührt, Moritz erkundigte sich nach Hrn Direktor Carl — den er ungemein schätzt, und von welchem er, als seinem ersten Lehrer, stets mit inniger Dankbarkeit spricht — ich gab über Alles Auskunft, wir wurden Beide warm, kamen aus dem Hundertsten in das Tausendste, der kalte Oberregisseur Moritz war mit zauberähnlicher Schnelligkeit in den heitersten Lebemann umgewandelt, und das Resultat dieser Unterredung war das Versprechen, mein Gesuch um ein einmaliges Gastspiel, als Florian im „Diamant des Geisterkönigs", dem Intendanten, Sr. Excellenz dem Hrn. Hofmarschall Baron von Taubenheim, vorzutragen. Von diesem Momente her schreibt sich meine Freundschaft mit Moritz, eine Freundschaft, von der er mir jahrelang die thätlichsten, uneigennützigsten Beweise gab und deren herzliche Wärme weder die Zeit, noch hundert Meilen weite Entfernung verlöschen konnte. An demselben Abend sah ich noch Meyerbeer's „Hugenotten", mit einer Pracht und einer Phantasie von Moritz in Scene gesetzt und mit solcher Präcision ausgeführt, daß meine Todesangst vor dem Erfolg meines einmaligen, noch sehr problematischen Gastspieles an dem Theater, wo das Publikum an solche Vorstellungen gewöhnt war, noch bedeutend stieg, eine Bangigkeit, die auch nicht durch die Freude gemildert wurde, als mich Moritz im Zwischenakte in die Loge des Hrn. Baron von Taubenheim abholte, mich ihm vorstellte, und dieser mir eröffnete, daß er in mein einmaliges — das „ein" mit starker Betonung — Gastspiel gewilligt habe und die verlangte Vorstellung auf übermorgen angesetzt sey.

(Schluß folgt.)

Ein Mordversuch eines Ehemanns gegen seine Gattin.

Mainz, 24. April.

Assisengericht.

(Fortsetzung.)

Es wurden neun Zeugen aufgerufen: sieben Belastungs- und zwei Entlastungszeugen; auf Antrag des Vertheidigers wurde noch ein dritter Entlastungszeuge, der hiesige praktische Arzt Hr. Dr. Müller, vorgeladen.

Der erste Zeuge, Lehrer Sona, deponirte Folgendes: Am 28. Dec. um 7 Uhr Abends sey er nach Hause gekommen und habe gleich bei seinem Eintritte in den Hausgang Wortwechsel zwischen den Eheleuten Blum gehört. An der Stubenthüre dieser Leute sey er stehen geblieben, und als Blum ihn gesehen, habe er ihn in die Stube gerufen. Dort habe er ihm erzählt, seine Frau hätte ihr kleines Kind heute längere Zeit auf der Straße herumgetragen, sie wolle es tödten, wie ihr erstes Kind; die Frau habe dagegen gesagt, ihr Mann drohe ihr immer, er wolle sie zum Hause hinauswerfen; er habe sie jedoch Beide beruhigt und es durch Zureden so weit gebracht, daß sie sich die Hände gereicht hätten. Kurz darauf sey jedoch Blum, ohne daß er eine besondere Veranlassung dazu wahrgenommen, auf seine Frau mit den Worten losgesprungen: „Man nimmt mir sie nicht ab; sie muß sterben!" Er habe sie auf das Bett geworfen und ihr mit der Hand die Kehle gedrückt; die Frau habe um ihe Leben gebeten: „Lieber

Digitized by Google

Vater, schone mich, laß mir das Leben!" Blum hätte aber immer fortgefahren, bis er ihn endlich in die Höhe gerissen und gezwungen habe, von ihr abzulassen. Nach einer kurzen Unterbrechung hätte er sie wieder hingeworfen und ihr so lange die Kehle zusammengedrückt, bis sie leblos dagelegen; endlich seyen auf des Zeugen Hülferuf die Frauen Seyfried und Schlapp herbeigeeilt. Die eine Frau hätte nun, als er ihnen zugerufen, Blum hätte seine Ehefrau getödtet, geäußert, sie stelle sich wahrscheinlich nur so; hierauf habe der Angeklagte geschrieen: „Sie ist todt!" und hätte sie von dem Bette aufgehoben und sie wie ein Stück Holz auf den Boden geworfen und dazu geschrieen: „Ich habe sie todt gemacht!" Der Zeuge hätte ihm hierauf bemerkt, er würde zum Bürgermeister gehen und die Anzeige machen und hätte sich entfernt. Kaum wäre er bei dem Bürgermeister gewesen, so wäre auch der Angeklagte eingetreten und hätte erklärt, er hätte seine Ehefrau umgebracht, er wolle auf's Schaffot. Wenige Minuten später wäre auch die Frau Blum in die Stube gekommen. Blum, sobald er ihrer ansichtig geworden, habe geäußert: „Du lebst noch? Wenn ich das gewußt hätte, so würde ich Dich besser gedrückt haben; Du mußt doch sterben, es muß zu Ende."

Auf die an den Zeugen gerichtete Frage, ob der Angeklagte damals betrunken gewesen? erwiederte er: „Nicht ganz betrunken, aber sehr aufgeregt." Ueber die häuslichen Verhältnisse des Beschuldigten bemerkte der Zeuge, er wäre ein fleißiger Mann und gegen ihn stets artig gewesen; ein ganzes Jahr habe er mit seiner Frau gut gelebt, dann hätten aber Streitigkeiten begonnen, die er für eine Folge der tollen Streiche ansehe, welche dieselbe gemacht hätte.

Auf die weitere Frage, ob das rohe Benehmen des Angeklagten vielleicht Anlaß zu der Verstandesverwirrung gewesen? erwiederte er, das könne er nicht behaupten; die Frau habe ihm freilich geklagt, ihr Mann wolle nicht leiden, daß sie sich in's Bett lege; er sagte ihr, sie gehöre auf den Mist, und habe ihr mit dem Tode gedroht, aber Blum habe dagegen Klage geführt, seine Frau könne der Haushaltung nicht vorstehen und die Kinder nicht besorgen; sie verlasse während ganzer Tage das Haus und treibe sich in der Stadt herum, und gehe dort, sich als stumm anstellend, betteln. Aus eigner Wahrnehmung wisse er, daß sie sich während ganzer Tage in's Bett gelegt und sich krank gestellt; noch vor einigen Monaten sey dies wieder der Fall gewesen, man habe sie für so krank gehalten, daß man ihr das heilige Abendmahl habe reichen wollen, sie habe aber die Annahme verweigert.

Der Angeklagte erwiderte auf diese Aussage, er sey am 28. Dec. nach Hause gekommen und habe seiner Frau das Herumtragen des Kindes im Nässe und Kälte in Güte verwiesen; die Ursache seiner stärkern Aufregung habe darin ihren Grund gehabt, daß seine Frau nach dieser Ermahnung ihr kleines Kind stets unter dem Arm und nicht auf dem Arm getragen habe. Er habe sie gewiß nicht umbringen wollen, als er sie im Zorn gegen das Bett gedrückt; wenn er das gewollt, hätte er den Zeugen Sona nicht in's Zimmer gerufen. Was außerdem vorgegangen, was er gesagt, das erinnere er sich nicht, er sey so sehr in Harnisch und Angst gewesen, daß er alles Bewußtseyn verloren habe.

Auf die Frage des Hrn Präsidenten, ob er nicht seine Frau öfter mißhandelt und ob er nicht den Hrn. Dr. Müller befragt habe, ob Schläge gegen das Uebel nicht ein Mittel wären, erwiederte der Beklagte, er hätte seine Frau nie geschlagen; die in Rede stehende Frage hätte er wirklich an Hrn. Dr. Müller gerichtet, dieser hätte ihm aber von Schlägen abgerathen und ihn dagegen zu Sanftmuth und Geduld ermahnt.

Der zweite Zeuge, die Ehefrau Seifried, bestätigte, daß der Angeklagte auf die von ihr gemachte Aeußerung, seine Frau stelle sich nur todt, dieselbe wie ein Stück Holz aus dem Bett auf die Erde geworfen und dabei gesagt habe: „Seht Ihr, daß sie todt ist." Der Zeuge hörte oft Streit zwischen den Eheleuten Blum; sie gibt dem Angeklagten das Zeugniß eines fleißigen Mannes; aber sie sagt, er sey dem Trunke zugethan und erwiedert ganz unverholen auf die Frage des Hrn. Präsidenten, ob sie einen Mann wie er haben möchte: nein, das wolle sie nicht. Die Ehefrau Blum bezeichnet sie als sehr eigensinnig und nachläßig in ihrem Hauswesen; sie schreibt es aber ihrem Stumpfsinne zu.

Auch dieser Aussage setzt der Beklagte die Behauptung entgegen, er habe seine Ehefrau zwar an das Bett gedrückt, aber nicht auf die Erde geworfen, wenigstens wisse er nichts davon.

Der dritte Zeuge, die Wittwe Schlapp, deponirt, sie hätte, als die Ehefrau Blum anscheinend leblos auf dem Bette gelegen, geäußert: „Sie verstellt sich." Darauf habe Blum seine Frau auf den Boden geworfen und gesagt: „Wenn sie nicht todt ist, so mache ich sie todt." Nach dem Weggehen des Sona und des Blum, bemerkte der Zeuge, erhob die für todt gehaltene Frau sich langsam vom Boden und lief den Beiden nach in die Wohnung des Bürgermeisters. Die beiden Zeugen, die Seifried und die Schlapp, erschracken so sehr über diese Wiedererhebung der Todtgeglaubten, daß sie davon liefen. Der Hr. Präsident legte der Zeugin verschiedene Fragen vor, auf die sie Folgendes erwiederte: Auch mit seiner zweiten Frau hätte der Angeklagte öfter Streit gehabt, aber diese hätte sich nicht vor ihm gefürchtet und er hätte mehr wie einmal Schläge von ihr bekommen. Im Jahr 1844 um Fasnacht hätte seine dritte Frau ihr ihren Rücken gezeigt, der voll blauer Flecken gewesen und sich über Mißhandlungen ihres Ehemanns beklagt; damals hätte dieselbe die eheliche Wohnung verlassen und sich zu der Zeugin geflüchtet, am folgenden Tage sey der Angeklagte gekommen und hätte ihre Thüre, die verschlossen gewesen, eingetreten und hätte seine Ehefrau gezwungen, ihm nach Hause zu folgen. Solche Mißhandlungen, glaubt die Zeugin, wären Ursache an der Geisteskrankheit der Ehefrau Blum gewesen; übrigens hätte sie die verwirrtesten Streiche gemacht; ihr erstes Kind hätte sie verkommen lassen, und als es gestorben, hätte sie ihre Freude nicht verheimlicht.

Der Angeklagte wiederholte hierauf, was er früher über das Werfen seiner Ehefrau auf den Boden gesagt. Was die ihm von der Zeugin zu Last gelegte Mißhandlung von 1844 angeht, so hätte er ihr allerdings einige Schläge gegeben, dazu hätte sie ihn aber durch ihre tolle Eifersucht gebracht.

Der vierte Zeuge, Johann Eimer, war in dem Zimmer des Bürgermeisters zugegen, als der Angeklagte eintrat und sich des an seiner Ehefrau verübten Todtschlags anklagte; auch hörte er, wie er bei dem Anblicke seiner ihm nachfolgenden Frau rief: „Du lebst noch? hätte ich das gewußt, so hätte ich besser gedrückt." Auf die Frage des Präsidenten, ob der Beschuldigte betrunken gewesen? erwiederte der Zeuge, er hätte den Wein gespürt, aber trunken wäre er nicht gewesen.

Als Entgegnung hierauf rechnet der Angeklagte vor, was er an jenem Abende getrunken hatte; es bestand in einer ziemlichen Menge Bier, Branntwein und Wein, und als er in das Zimmer des Bürgermeisters kam, war, nachdem er sich als Todtschläger angeklagt, sein erstes Verlangen nach einem Schoppen Wein gerichtet.

Der fünfte Zeuge, Joseph Löffel, war ebenfalls in dem Zimmer des Bürgermeisters, als der Beklagte eintrat, und macht über den Vorgang und die Worte des Blum eine ähnliche Aussage, wie die zwei vorhergehenden Zeugen. Der Angeklagte entschuldigt sein Benehmen mit Angst, Bewußtlosigkeit und Zorn.

Der sechste Zeuge, Philipp Kunßmann, erregte schallendes Gelächter, worauf Gericht und Geschworne Theil nahmen, als er auf die Frage des Präsidenten: ob er den Angeklagten schon vor der That gekannt habe? antwortete, er habe ihn gekannt, ehe er zur Welt gekommen. Auch dieser Zeuge deponirte über die Vorgänge in der Wohnung des Bürgermeisters, wie die vorigen. Da er den Angeklagten schon so früh gekannt hatte, so fragte ihn der

Digitized by Google

Präsident über dessen Betragen in jüngeren Jahren und später. Als Kind, sagte der Zeuge, sey Blum nicht böse gewesen, später habe er erfahren, daß er mit seiner Frau uneinig lebe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ein fatales Mißverständniß.) Wie schlecht oft Edelmuth belohnt wird, das mag folgende wahre Begebenheit, die sich vor Kurzem in Klausenburg zutrug, beweisen. Doktor K...., ein durch Geist und Herz gleich ausgezeichneter junger Mann, wurde eines Nachmittags eiligst zu einer Bäuerin gerufen, deren Kind plötzlich erkrankt war. Der Doktor, obwohl wissend, daß er für diese Mühe keine Belohnung zu hoffen habe, eilte sogleich zu dem kleinen Patienten hin, um ihm, wenn möglich, zu helfen, und verschrieb ihm ungesäumt die nöthige Medizin. Da erklärte ihm die Frau mit Thränen im Auge, sie sey so arm, daß sie nicht ein Mal das verordnete Medikament herbeizuschaffen vermöge. Von diesem bejammernswerthen Elende auf's tiefste erschüttert, ergreift der junge Aezt sogleich seine Börse, um der armen Frau den nöthigen Betrag einzuhändigen, als plötzlich der Gatte der armen Frau betrunken aus dem Wirthshause zurückkehrend eintritt, die Situation mißverstehend, in dem angebotenen Gelde einen Verführungsversuch sieht, und den Doktor mit einem gewaltigen Knittel so derb durchprügelt, daß dieser ohne Zweifel unter seinen Schlägen den Geist aufgegeben haben würde, wenn auf das Geschrei der Frau nicht Nachbarsleute zur Hülfe herbeigeeilt wären. Der voreilige Don Gutierre wurde nun freilich gestraft, aber die Belohnung, welche guten Thaten manchmal schon hienieden wied, hatte auf dem Rücken des guten Doktors gae zu viele blaue Flecken zurückgelassen, als daß er für kommende Fälle dieselbe nicht gerne dem Himmel zu überlassen gesonnen seyn sollte.

(Lyon, 19. April.) Die seit wenigen Tagen offene Industrieausstellung ausländischer Seidenwaaeen enthält in 500 Nummern wenig Gesuchtes und nicht das Beste. Man sirht diese Ausstellung allgemein für ein Mittel an, den hiesigen Fabrikanten Muth zu machen, und das Spiel einiger Commissionäre, die Lyoner Artikel im Auslande nachmachen lassen, durch ungeschickte Copien zu decken. Darum sind namentlich die Wiener Shawls von erbärmlicher Wahl, und nur Züricher einfache Seidenstoffe und Crefelder Sammete in der Concurrenz wahrhaft gefährlich. Chinesische Ceepes allein, auf der Hand gestickt, erwecken Bewunderung, erregen zum Nachdenken über die Fabrikation und zur Nachahmung.

(Düsseldorf, 18. April.) Eine unserer Hauptkunsthandlungen und Kunstwerkstätten, welche früher meistens nur einflußreiche wissenschaftliche Werke vom Stapel ließ und dadurch Foetschritt und Wissenschaftlichkeit förderte, scheint sich jetzt all dieser Dinge entschlagen zu wollen, sich darauf zu beschränken, billige Heiligenbildchen unter das Volk zu bringen und so ein Zeichen der Zeit zu liefern. Deutsches, eheinisches Volk, bist du ein Kind geworden, daß man dir jetzt Pfennigsbildchen malen, dich mit Klappergold ergötzen will?

(Dortmund, 15. April.) Am Charfreitage wuede hier zum Besten der Schullehrer-Wittwenkasse Graun's Tod Jesu aufgeführt; Jeder, der sich für 5 Sgr. ein Textbuch gekauft, hatte das Recht erlangt, Zuhörer in der Kirche zu weeden. Der Pöbel, den es wohl ärgern mochte, daß in eine Kieche nur der Eintritt gegen Zahlung erlaubt sey, oder der auch durch Hyperorthodoxe ägerlich gemacht, daß man eine Kirche zum Konzertsaal benutze, warf bald nach Anfang des Oratoriums, welches übrigens ausgezeichnet executirt wurde, mit Steinen durch die Fenster. Die Damen hielten, trotzdem sie sich sehr fürchteten, doch in der Kirche aus und so erreichte der böswillige Pöbel seinen Zweck nicht. Jeden, der zu solchen Attentaten aufreizt, sollte die allerschwerste Strafe treffen, da Niemand wissen kann, was daraus werden kann, und ist es Bosheit und Mißgunst, so kann sie nicht genug bestraft werden.

Korrespondenz.

Mainz, 25. April.

Gestern schloß Hr. Direktoe Löwe seine Abonnements-Vorstellungen im hiesigen Theater, und werden nur noch wenige Vorstellungen außer Abonnement stattfinden, worauf unsere Oper am 30. d. nach Straßburg abgehen wird, um daselbst bis Mitte Juni zu spielen. Es war Hrn. Löwe schon ein sehr guter Ruf als Direktor vorausgegangen und er hat denselben glänzend bewährt, indem wir während der nun zu Ende gegangenen Saison sowohl in der Oper, als im Schauspiele eine sehe gute Gesellschaft besaßen und die Direktion in jeder Beziehung bemüht war, die ziemlich hoheu Ansprüche des hiesigen Publikums zu befriedigen. — Am Gründonnerstage hatte Hr. Direktor Guhr die Gefälligkeit, in einem vom groß. Hofkapellmeister Hrn. Ganz arrangirten Konzerte uns fast sämmtliche Mitglieder der Frankfurter Oper hier vorzuführen, und wurden sämmtliche Gäste vom Publikum mit größtem Beifalle aufgenommen. — In der letzten Zeit hatten wie hier mehrere Gäste, von denen wir Hrn. Kreuzer, früher erster Tenor der Mannheimer Hofbühne, besonders auszeichnen müssen. Bis jetzt trat derselbe hier auf als Raoul, Stradella, Tonio, und morgen wird er als Gennaro seinen Gastrollen-Cyclus schließen. Hr. Kreuzer besitzt eine ausgezeichnet schöne, biegsame Stimme von seltener Höhe und eine sehr gute Schule, welche Eigenschaften noch durch ein feines, gewandtes Spiel unterstützt werden. Hr. Kreuzer geht mit der Oper nach Straßburg; könnte He. Direktor Löwe Hrn. Kreuzer statt des schmählicher Weise durchgegangen Tenoristen von Suchotzky engagiren, so wäre dies ein glänzender Ersatz und hätte das hiesige Publikum alle Ursache, mit einem solchen Tausche zufrieden zu seyn. Auch Dem. Beer vom Stadttheater zu Magdeburg hat hier sehr angesprochen; sie hat eine äußerst klangvolle Mezzo-Sopran-Stimme und gefiel besonders als Romeo und als Eloira im Don Juan. Von den übrigen hier in Oper und Schauspiel aufgetretenen Gästen läßt sich nichts Besonderes bemerken, und glauben wir, deren Leistungen nicht weiter berühren zu müssen. Hoffentlich geht diesen Sommer zum letztenmale die Oper von hier weg, und zweifeln wir nicht im geringsten, daß bei einem Sommer-Abonnement und bei der großen Anzahl Fremden, welche jeden Abend die Dampfboote hierher führen, sich ein Versuch, das ganze Jahr durch zu spielen, hier rentiren müßte. Nur so ist es möglich, eine gute Gesellschaft auf die Dauer hier zu halten und das Institut immer mehr zu heben, wozu das Publikum durch rege Theilnahme gewiß das Seinige beitragen wird.

Rinteln, Mitte April.

Der junge anspruchslose Violinvirtuose J. J. Bott aus Kassel berührte auf seiner diesjährigen Kunstreise auch Rinteln, wo er in zwei kurz auf einander folgenden Abenden zweimal abwechselnd eigene und fremde Musikstücke für Geige und Klavier unter Beihülfe einzelner trefflicher Dilettanten äußerst gelungen vortrug. Die liebevolle Theilnahme und der stürmische Beifall war allgemein, welcher diese rühmlich bekannte Musiker hier, wenn auch nur von einem verhältnißmäßig kleinen, aber ausgewählten, kunstsinnigen Publikum einernte und stand dem in größeren Stadten, nach öffentlichen Blättern zu urtheilen, keineswegs nach. Die hiesige zahlreiche Ressourcengesellschaft verehrte außerdem noch dem ausgezeichneten Tonkünstler bei seinem Scheiden von hier eine goldene Vorstecknadel als ein freundliches Zeichen der Erinnerung und des Dankes füe die unvergeßlichen musikalischen Hochgenüsse jener beiden Abende.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 28. April. Der ewige Jude, dramatisches Gemälde in 5 Abth., nach dem Französischen des Eugen Sue; füe die deutsche Bühne bearbeitet von Carlschmidt.

Mittwoch, 29. April. Die Jüdin, große Oper in 5 Abth., Musik von Halevy. (Gastrollen) Eudoxia: Fräul. Brandt. Necha: Mad. Gundy-Reuthee. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 119. Donnerstag, den 30. April 1846.

Nach zwanzig Jahren.

(Fortsetzung.)

Marie schlief wenig und unruhig. Theils umgaukelten sie heitere Träume, theils waren es ängstliche, die sie verfolgten. Bald sah sie sich am Arme des Geliebten auf blühenden Fluren, bald als seine Hausfrau in geschäftigem Walten. Dann sah sie sich wieder in ihrem Fenster auf der obersten Sprosse einer hohen Leiter stehend, die sie herabsteigen sollte, und doch vor Angst und Schwindel nicht konnte; unten ihren Julius, der sie beschwor, Muth zu fassen und sich zu beeilen. Sie hörte in der Ferne menschliche Stimmen, Pferdegetrappel, das immer näher kam; sie fühlte Luftzug, blickte rückwärts in ihr Stübchen, sah die Thüre geöffnet und ihre Tante mit zornigem Gesicht eintreten. Sie wollte hinabklimmen, — die Leiter wankte, — um die Straßenecke herum kamen eiligst Diener der Polizei herbeigelaufen, an ihrer Spitze der Doktor Bleffing, der auf Julius zeigte und ihr boshafte Blicke zuwarf; — sie sah Julius ergreifen, fühlte die Leiter unter sich zusammenbrechen, that einen lauten Schrei und — erwachte. Ein andermal saß sie neben Julius im Reisewagen; sie wurden verfolgt, Julius hieß dem Kutscher auf die Pferde einzuhauen, so daß diese im schnellsten Trabe davon liefen; die Verfolger kamen näher, es geschahen Schüsse auf den Wagen, die Pferde rannten in rasender Eile, der Wagen wurde an einen Prellstein geschleudert, stürzte um und überschlug sich. — — Sie konnte es nicht länger im Bette aushalten bei solchen beängstigenden Träumen; der Morgen dämmerte ohnehin schon, — sie sprang auf und kleidete sich an. Noch im Wachen verfolgten sie die gehabten schweren Morgenträume; ihr Puls schlug fieberhaft, ihr Kopf brannte. Sie riß endlich ein Fenster auf, um Gesicht und Brust in der erquickenden, kühlen Morgenluft zu baden. Es war ein wunderschöner Maimorgen und Marie höchst empfänglich für die Schönheiten der Natur. Ihr trunkener Blick schweifte über Gärten hin, deren Bäume im schönsten Blüthenschmucke prangten, über grünende Wiesen, herrliche Saatfelder, bis hin zu dem fernen Gebirgszuge, hinter welchem das glänzende Gestirn des Tages eben majestätisch emporstieg. Unwillkürlich faltete sie die Hände; sie sagte nichts, sie dachte nichts deutlich, aber ihr ganzes Wesen war Andacht und Gebet. Verwischt waren mit einem Male alle Eindrücke der bangen Träume der vergangnen Nacht, vertilgt alle Zweifel und alles Bangen ihres Herzens; ihr erfrischter Kopf überschaute das ganze Verhältniß, in welchem sie sich befand, in voller Klarheit und Ruhe, und eine Stimme tief in der Brust — sie nahm sie für die der Gottheit — verhieß ihr Glück, Frieden und Versöhnung.

Gern hätte sie eine Stunde ganz ungestört und unbelauscht im Garten verbracht; Alles schlief aber noch, und sie wollte keine Aufmerksamkeit erregen. Sie las Julius letzte Briefe wieder, ging an ihre Chiffoniere, kramte ein wenig darinnen und nahm endlich eine breite Rosaschärpe heraus, die sie in die Nähe des Fensters legte. — Wird er aber auch das zarte Roth bei flüchtigem Heraufblicken und von der Sonne geblendet für roth halten? — fragte sie sich, und nach einigem Ueberlegen holte sie noch ein feurig dunkelrothes breites Band herbei und legte es neben jenes. Sie wollte lesen, — es ging nicht; sie nahm eine angefangene Tapisseriearbeit vor, — auch damit wollte es nicht gehen; sie war zu zerstreut und konnte für den Augenblick nur Einen Gedanken klar fassen und festhalten. Sie schmiegte sich in eine Ecke ihres Divans, schloß die Augen und überließ sich wachenden Träumereien. Nur von Zeit zu Zeit sah sie nach der Stutzuhr über ihrem Schreibtische, und wunderte sich jedes Mal über den Schneckengang der Zeiger.

Endlich fehlten nur noch fünfzehn Minuten an der bestimmten Stunde; sie sprang auf, öffnete einen Fensterflügel, befestigte beide rothe Bänder an den Rahmen und stellte sich in die Brüstung des andern Fensters, dessen noch geschlossene Jalousie ihr erlaubte, unbemerkt auf die Straße sehen zu können. Die Zimmerthüre hatte sie verschlossen. Ihr Herz pochte laut, sie wagte kaum zu athmen. Endlich tönte der sechste Glockenschlag; zugleich damit vernahm Marie Hufstritte und — ihr Geliebter ritt langsam am Hause vorüber. Sie konnte sein männlich schönes Gesicht sehen, sah, wie er einen schnellen Blick nach ihrem Fenster warf und wie die innere Freude über das Erblickte aus seinem Auge strahlte. Anscheinend kalt und gleichgültig jedoch ritt er weiter, und Marie wunderte sich fast, daß er nicht noch ein Mal rückwärts nach dem Liebestelegraphen schaute. Rasch nahm sie die Bänder wieder weg und öffnete die Thüre.

Hätte Marie gewußt, was wir wissen, sie würde sich über die Ruhe und Kälte ihres Julius, nachdem er die keiner Censur unterliegende Bänderschrift gelesen, nicht gewundert haben.

Frau Räthin Walther nämlich war zeitig aufgestanden und eben mit einer Tasse Kaffee, die ihr Brigitte gebracht hatte, an das offene Fenster getreten, als Julius vorbei ritt. Der junge Mann erregte durch seine schöne Haltung und durch sein treffliches Pferd ihre Aufmerksamkeit; sie nahm ihre Lorgnette zur Hand und betrachtete ihn genauer.

„Brigitte," rief sie und zog diese rasch an das Fenster, „kennst Du vielleicht diesen jungen Mann?"

„Herr Gott, Frau Räthin," kreischte Brigitte, als sie kaum einen Blick auf den Reiter geworfen hatte, „das ist ja der Neffe des Herrn Banquier Müller, der nämliche, dessen Reitknecht mit Rosinen schön thut und sie entführen will!"

„So," — — dehnte Frau Walther und zuckte ein wenig bei Nennung dieses Namens zusammen. Sie setzte den Kaffee bei Seite und gab Brigitten einen Auftrag, der sie entfernte.

„Der artige junge Mann, der mich ein Mal aus großer Verlegenheit riß, ist also Herr Julius Müller!" sprach sie vor sich

Digitized by Google

hin. „Das ist Schade, recht Schade! warum muß gerade er Neffe des Mannes seyn, den ich hasse und verachte wie Tod und Sünde, der die Schuld meiner unglücklichen Ehe, meines verfehlten Lebens trägt? Nein, nimmermehr soll, nimmermehr kann er der Mann Mariens werden! Aber ich bin ihm Rücksichten schuldig, und ich will sie beobachten; er soll erfahren, durch mich selbst erfahren, welche Gründe mich bestimmen, einer Verbindung mich zu widersetzen, die mich mit jenem Manne, der meine Jugend vergiftete, meine heiligsten Gefühle mit Füßen trat, in Berührung bringen, mich zu seiner Verwandten machen würde."

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Spiegelbilder aus meinem Reisealbum.

(Von Franz Wallner.)

(Schluß.)

Je näher dieser für mich so entscheidende Abend heranrückte, desto mehr stieg begreiflicher Weise meine Bangigkeit, und als das Ritornell meines Entréeliedchens mir an's Ohr schlug, war mir der Hals so trocken geworden, daß ich kaum einen Ton aus der Kehle bringen konnte. Diese Angst hat mich bis zur Stunde noch nicht verlassen, ja sie wirkt bei meinem jedesmaligen ersten Auftreten auf einer neuen Bühne in so fürchterlich hemmendem Grade ein, daß mir Hr. Dr. Gutzkow in Frankfurt a. M. einst die schmeichelhafte Mittheilung machte, er habe mich in der ersten Scene des „Verschwenders", in welcher Rolle ich mich dem dortigen Publikum vorführte, für betrunken gehalten und sich gedacht, der Unglückliche — ich nämlich — wollte sich durch Hülfe geistiger Getränke Muth einflößen; eine Ansicht, von welcher er freilich, zu meinem Glücke, im nächsten Akte zurückkam. Ich trinke überhaupt selten Wein, und an Tagen, wo ich spiele, grundsätzlich nie.

Um wieder auf Stuttgart zurückzukommen, so bin ich der Wahrheit gemäß zu dem traurigen Bericht verpflichtet, daß die Eingangsscene meiner Partie spurlos vorüberging. Der fremde Dialekt, die ungewohnte Beweglichkeit in der Darstellung, mein wenig biegsames Organ und mein Tenor, der mit dem Tichatschecks leider nicht mit Glück concurriren könnte, mochten das über die sonderbare Erscheinung stutzig gemachte Publikum befremden, und erst nach und nach vermochte ich dieses für mich einzunehmen, und die mir peinliche Kälte ging zum Schlusse des ersten Aktes in einstimmigem Hervorruf unter, eine Auszeichnung, für mich um so erfreulicher, da sie dort selten vorkömmt. Nach dem Falle des Vorhanges kam Moritz mit der glücklichen Nachricht, daß auf den zweitfolgenden Abend der „Verschwender" angesetzt sey. Zugleich lud er mich ein, nach der Vorstellung mit ihm zu soupiren. Der humane Hofmarschall von Taubenheim kam ebenfalls auf die Bühne, mich mit freundlichen Worten aufzumuntern und mich zu fragen, was ich allenfalls zur dritten Rolle zu spielen wünschte? Es war dies einer der glücklichsten Abende meines Lebens, da ich mir diesen Erfolg im strengsten Sinne des Wortes hatte erkämpfen müssen, denselben nur meinem schwachen Talente zu danken hatte, indem ich im ganzen Publikum nicht eine Menschenseele kannte, und dieses gegen Stück und Darsteller im Voraus eingenommen wußte. Die Vorstellung endigte glücklicher, als ich in meinen kühnsten Träumen erwarten durfte, und im Seelenjubel langte ich im Hotel zur Königin von England an, wo ich beim fröhlichen Mahle durch meinen neuen Beschützer Moritz mit dem Schriftsteller Hrn. August Lewald, Redakteur der „Europa", Hackländer, dem witzigen Verfasser der „Soldatenbilder" und dem k. Hofschauspieler Feodor Löwe, Neffen unseres Wiener Hofschauspielers gleichen Namens, bekannt wurde, welch' Letzterer auch durch treffliche Gedichte in der literarischen Welt sehr günstig bekannt worden war.

Auf diese Weise danke ich Moritz nicht nur sehr viele wahrhaft frohe, belehrende und erheiternde Stunden in seiner und seiner Freunde Gesellschaft, sondern auch höchst wahrscheinlich meine ganze Carrière als Gast an den deutschen Theatern. Denn vermuthlich würde ich, wäre ich in Stuttgart nicht zum Zweck gekommen, die Courage verloren haben, mein Glück ferner zu versuchen, ich wäre umgekehrt und stände jetzt wahrscheinlich an einer Provinzialbühne Oesterreichs, eine Existenz, die ich, mit Ausnahme einer Anstellung in Prag, Pesth und in einigen wenigen größeren Hauptstädten der Monarchie, aus Erfahrung als nicht sehr neidenswerth erkenne. Und hätte ich auch nicht Kehrt gemacht, so ist es immer noch eine große Frage, wenn mir nicht das Gastspiel an einem der ersten deutschen Theater einen Halt gegeben, ob ich nicht die sämmtlichen Gauen hätte durchwandern müssen, ohne den Direktor einer bedeutenden Kunstanstalt zu finden, der es der Mühe werth gefunden hätte, mit dem fremden Jünger Thaliens den Versuch zu wagen. An so kleinen Fäden hängt oft die ganze Wendung eines Menschenschicksals. — So wie durch Moritz in der Theaterwelt eingeführt, wurde ich durch einen von August Lewald in der vielgelesenen Europa sehr herzlich geschriebenen Aufsatz über mein Gastspiel in Stuttgart im Auslande bekannt; eben so war es auch Letzterer, der meinen schwachen Versuchen als Schriftsteller, ohne daß er selbst wußte, von wem sie kämen, einen Platz in seiner weitverbreiteten Zeitschrift gönnte und mich, als ich ihm mit Zagen das Geheimniß meiner Autorschaft anvertraute, mit Rath und That zur Fortsetzung aufmunterte. Ich folge nur dem Drange meines Herzens, indem ich gegen diese beiden Männer, deren uneigennütziges Wohlwollen so mächtigen Einfluß auf meine Laufbahn ausübt, meinen innigen Dank hiermit öffentlich ausspreche.

Ein Mordversuch eines Ehemanns gegen seine Gattin.

Mainz, 24. April.

Assisengericht.

(Fortsetzung.)

Der siebente Zeuge, Hr. Kreis-Physikus Dr. Wagner, sagte aus: Schon im Jahre 1844 hätte die Ehefrau des Beschuldigten ihm angezeigt, daß sie von ihrem Manne mißhandelt worden sey, was er auch als wahr befunden und den Bürgermeister davon unterrichtet habe; dieser habe ihm darauf erwiedert, die Frau sey oft geistesverwirrt. Diesen periodischen Wahnsinn erklärt Zeuge durch fixe Ideen, mit denen sie beschäftigt sey, was man daran erkenne, daß sie meistens mit sich selbst rede. Mißhandlungen, fügte er bei, müßten diesen Zustand verschlimmern. Ehe und bevor der Herr Präsident weitere Fragen über die Mißhandlung an den Zeugen stellte, die zu der heutigen Prozedur Veranlassung gab, ließ er die ärztlichen Gutachten und Fundberichte verlesen; nach denselben war am Tage nach der Gewaltthat vom 28. Dec. v. J. Geschwulst an Kehle und Mandeln sichtbar, und es waren schmerzhafte Empfindungen an diesen Theilen, verbunden mit Kopfweh und schnellem Pulse, vorhanden, der Zustand war jedoch nicht lebensgefährlich; die Gemüthsstimmung der Kranken war melancholisch, später erst stellte sich wieder Wahnsinn ein, der denn auch im Monat März so überhand nahm, daß sie in's Hospital nach Hofheim gebracht wurde, was, wenn es früher geschehen wäre, unsern Gerichten und der Provinz einen traurigen Prozeß weniger genützt hätte. Wir kehren nach dieser Dispression wieder zum Fundberichte und den Gutachten zurück. Bei dem ersten Anfalle von Wahnsinn lag die unglückliche Frau Tage lang im Bett ohne ein Wort zu sprechen, plötzlich fuhr sie auf und zerschlug, da sie meistens verlassen da lag, das Hausgeräthe und mißhandelte die Kinder. Auf die Frage des Präsidenten, ob der Zeuge annehme, daß die Mißhandlung, d. h. der Druck an der Kehle, der Art ge-

Digitized by Google

wesen, daß der Tod hätte erfolgen können, erklärte er, allerdings, wenn der Druck länger gedauert hätte. Auf die weitere Frage, ob durch das Werfen auf den Boden die Ohnmacht anhaltender geworden, entgegnete er, dieses wäre leicht möglich, obgleich man am Tage hernach an dem Körper keine Spur von Verletzung wahrgenommen. Auf die Frage endlich, wie lang die Krankheit der Frau gedauert, erwiederte der Zeuge, die äußere Krankheit wäre nach acht Tagen geheilt gewesen.

Nach Hrn. Dr. Wagner wurde Hr. Dr. Müller, praktischer Mainzer Arzt, vernommen, der die Ehefrau Blum seit anderthalb Jahren behandelt hat. Sie ist, seiner Aussage zufolge, eine sehr eigensinnige Person, er erhielt z. B. beinahe nie eine Antwort von ihr; ihr Ehemann mag, der Behauptung des Zeugen zufolge, wohl zur Fortsetzung, vielleicht auch zur Vermehrung dieses krankhaften Zustandes beigetragen haben, denn er war nicht gut gegen sie; im Gegentheile war er in dem sehr irrigen Wahne befangen, daß harte Behandlung ein Mittel zur Beseitigung des Wahnsinns wäre und äußerte eines Tages dem Zeugen, seine Frau scheine vom Teufel besessen, und dieser müsse herausgeprügelt werden, welches ihm der Zeuge sehr ernstlich widerrieth und ihn zu einer sanften Behandlung ermunterte. Am 1. Jan. l. J. besuchte der Zeuge die Ehefrau Blum und fand sie in bewußtlosem Zustande mit aufgetriebenen Lippen und einem kleinen blauen Streifen um den Hals, den unverwerflichen Zeichen verübter Gewaltthätigkeit; den Grund zu dem periodischen Wahnsinne glaubt der Zeuge in dem Kinderschenken, in Unruhe, in schlechter Nahrung, in Armuth und auch theilweise in den Mißhandlungen zu finden.

Nach Abhörung dieses Zeugen wurde das Moralitätszeugniß verlesen, welches der Bürgermeister über den Angeklagten ausgestellt hatte. Es lautete nicht günstig. Blum, hieß es, sey ein boshafter Mensch, der im Wirthshause, wenn er getrunken, Händel anfange, dann genöthigt werde, dasselbe zu verlassen, hierauf nach Haus gehe und seinen Mißmuth an seiner Frau auslasse.

Nach dieser Ablesung nahm der Herr Präsident die Erklärung der den Geschwornen vorzulegenden Fragen vor. Ein Antrag des Herrn Vertheidigers, daß der Umstand der Provokation den Fragen sollte beigefügt werden, oder vielmehr, daß den Geschwornen eine hierauf sich beziehende Frage solle zur Beantwortung vorgelegt werden, dem die Staatsbehörde nicht entgegen zu seyn erklärte, wurde vom Gerichtshofe verworfen.

Nach Beendigung dieser Verhandlungen erhielt Hr. Staatsprokurator Knyn das Wort. Die Anklage, sagte er, laute dahin, daß der Beklagte die Absicht, seine Frau zu tödten, dadurch an den Tag gelegt habe, daß er sie niedergeworfen und ihr so lange den Hals zugedrückt habe, bis sie besinnungslos da gelegen, worauf eine längere Zeit dauernde Krankheit erfolgt sey. Er stelle sich daher zu Herstellung dieser Anklage die Beantwortung folgender sechs Fragen:

1) Hat der Angeklagte gegen seine Ehefrau Gewaltthätigkeiten verübt? 2) Konnten diese Gewaltthätigkeiten möglicher Weise den Tod zur Folge haben? 3) Bietet diese Handlung den Charakter der Rechtswidrigkeit dar? 4) Wurde die Handlung in der Absicht begangen, sie zu ermorden? 5) Beging der Angeklagte die That mit Vorbedacht und im Affekte? 6) Gab die Frau durch ihr Benehmen Veranlassung zur That?

Bei Beantwortung der ersten Frage findet die Staatsbehörde den Beweis in der Aussage des Zeugen Sona, in dem unumwundenen Geständnisse des Angeklagten bei dem Bürgermeister, in seinen Aussagen in der heutigen Sitzung und in den Depositionen der zwei Aerzte.

Die Beantwortung der zweiten Frage, fährt sie fort, findet ihre vollständige Lösung in der Aussage des Gerichtsarztes, der erklärte, daß bei länger anhaltendem Drucke des Halses der Tod erfolgt wäre. Was die dritte Frage betrifft, bemerkt dieselbe, so war der Angeklagte nicht berechtigt, die Handlung zu begehen, da er weder von dem Gesetze dazu ermächtigt war, noch in einem Zustande sich befand, den das Gesetz als entschuldigend annimmt, in einem Zustande der Unzurechnungsfähigkeit oder Nothwehr; wenn man behaupten wollte, Verwirrung oder Trunkenheit seyen vorhanden gewesen, so sey dies durch die Zeugenaussagen nicht erwiesen, im Gegentheile hätte das Benehmen des Angeklagten vor, während und nach der That den Beweis geliefert, daß er sich bei vollkommener Besinnung befunden.

Wegen Beantwortung der vierten Frage bezieht sich die Staatsbehörde auf die Aeußerungen des Angeklagten während der Handlung und nach derselben; der Ausdruck, ich muß mir selbst helfen, es hilft mir Niemand, ich hab's gethan, das Werfen auf den Boden, als man ihm sagte, sie ist nicht todt, liefern, sagte sie, die schlagendsten Beweise. Bei dem Bürgermeister, besonders nach dem Erscheinen der Frau, rief er: „Ich schlage Dich todt; wenn ich heute keine Gelegenheit dazu finde, dann gewiß morgen."

Die fünfte Frage angehend, bemerkt die Staatsbehörde, der Affekt sey durch das Benehmen der Frau hervorgerufen worden und unverkennbar; was jedoch den Vorbedacht betreffe, nämlich den vorgefaßten Entschluß, die That zu begehen, so finde sie, obgleich die Anklage- und Raths-Kammer denselben nach den Akten für erwiesen angenommen, nach den Verhandlungen und der Abhörung der Zeugen sich nicht bewogen, auf demselben zu bestehen; sie bekenne es offen, daß sie die feste Ueberzeugung nicht habe, daß der Beschuldigte mit Vorbedacht gehandelt; gereizt sey er gewesen, und in dem Augenblicke der That habe er auch den Entschluß dazu gefaßt, aber nicht vorher.

(Diese Aeußerung der Staatsbehörde machte einen sehr guten Eindruck auf die Anwesenden; Jeder, dem unsere gerichtlichen Institutionen lieb sind, hörte mit Vergnügen, daß eine achtungswerthe Magistratsperson es unverholen aussprach, welchen Einfluß das lebendige Wort auf ihre Ueberzeugung geübt habe.)

Rücksichtlich der sechsten Frage äußerte die Staatsbehörde, so war freilich das Benehmen der Ehefrau Blum nicht der Art, wie man es von einer Frau erwarten konnte, aber sie war geisteskrank, und das Zeugniß der Ehefrau Schlapp berechtigt zur Annahme, daß der Angeklagte durch Mißhandlungen diesen Zustand herbeigeführt, oder viel zu dessen Verschlimmerung beigetragen hat. Er steht in dritter Ehe; auch seine zweite Frau versuchte er zu mißhandeln, aber sie war ihm überlegen, nicht so die dritte; das Moralitätszeugniß stellt ihn dar als streitsüchtig, als dem Trunke ergeben; aus dem Wirthshause verbannt, ging er nach Haus und ließ es die Frau entgelten. Alles, was zu seiner Entschuldigung vorgebracht werden kann, ist nicht stichhaltend, da seine Frau eine Närrin war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Rom, 16. April.) Der Gatte und Vater der beiden, laut meines letzten Schreibens, am verwichenen Charfreitag verunglückten Damen ist nicht ein Kaufmann, wie ich irrig berichtet, sondern der Doktor und Professor der Philosophie Richter aus Berlin. Noch heute sieht man seiner Ankunft in Begleitung des seiner unglücklichen Tochter bestimmt gewesenen Bräutigams entgegen. Die Mutter lebt noch, aber in einem Zustande, der ihre baldige Auflösung erwarten läßt.

(Wien, 23. April.) Gestern sang Fräul. Jenny Lind im Theater an der Wien zum ersten Male die Norma. Die Eintrittspreise waren unmäßig hoch gestellt; ein Sitz im Parquet kostete 8 fl. C.-M., ein gewöhnlicher Sperrsitz 5 fl. C.-M. u. s. w.

Digitized by Google

ungeachtet dieses Umstandes, der allenthalben auf das lebhafteste erörtert wurde, bewirkte doch die allgemeine Spannung ein ausnehmend volles Haus. Der Succeß war vollständig. — Im Hofoperntheater trat Fanny Elßler gestern zum ersten Male in „Beatrice von Gand" auf. Sie sehen, unsere künstlerischen Genüsse häufen sich an allen Ecken und Enden!

Korrespondenz.

Köln, 23. April.

In diesen Tagen wurde auf der hiesigen Bühne eine neue einactige Oper von einem hiesigen jungen Tonsetzer, Franz Derkum, aufgeführt, welche ein frisches, kräftiges Talent bekundet, das berufen scheint, manches Erfreuliche, Neue auf dem betretenen Felde zu leisten, welches sogar eine Ausnahme macht in der vollen Zahl des Gewöhnlichen, das die Richtung des Tages verschmäht und sich an den Mustern der guten alten Zeit aufgebildet zu haben scheint. Der Stoff zur Oper ist aus dem Französischen übersetzt, spielt in der Zeit des Tyrolerkrieges und ist mit so viel Unwissenheit damaliger Zustände zusammengestoppelt, daß es allenfalls der Nationaleitelkeit der Franzosen in Paris schmeicheln, aber schwerlich auf den Deutschen Eindruck machen könnte. Die schöne, gesunde, lebendige, ernste, dann aber zu Zeiten eben so gesunde, hinreißende, komische Musik verdiente gewiß eine nochmalige Ueberarbeitung und Umbildung des Textes. Alda nennt sich eine tyrolische Gräfin, welche mit Max Hofer, einem Verwandten des Sandwirthes, eines Anführers der kämpfenden Tyroler, in zweiter und zwar heimlicher Ehe lebt. Napoleon hat auf den Kopf des Helden einen Preis gesetzt; mehrere seiner Heerbediensteten haben ihr Standquartier auf dem Schlosse der Gräfin, die für sie noch junge Wittwe ist, um den Geächteten, der, ohne daß sie es wissen, mit unter demselben Dache lebt, zu fangen. Zwei französische Offiziere sind in ihre reizende Wirthin verliebt, die ihnen einen Musikabend gibt, was zu einem schönen Tyrolerliede Gelegenheit beut, und suchen sich wechselweise durch blinden Lärm zu überlisten, um sich einer den andern als Nebenbuhler vom Halse zu schaffen. Der versteckte Gemahl verräth sich zuletzt durch Eifersucht, wird gefangen und soll erschossen werden; indessen erinnert sich einer der Offiziere, daß er durch den Geächteten, als er gefangen der Wuth der Tyroler geopfert werden sollte, gerettet und, mit dem Mantel Hofer's ausgerüstet, entlassen worden war; dieser rettet den Bedrohten nun auf seine Rechnung. Er hat den Geächteten gefangen, darf sich eine Gnade dafür ausbitten und bittet bei dem Oberoffiziere um die Freiheit des Gefangenen. Alle werden solchergestalt, wenn auch auf unwahrscheinliche Weise glücklich. Wahrscheinlicher würde die Fabel klingen, wenn sie nach einer anderen Gegend verlegt würde, wenn wenigstens kein Hofer aufträte, wenn die Deutschen sich selber befreiten und am Ende die Franzosen großmüthig verschonten. Nun, mögen auch die Fehler, mag die Unbeholfenheit einstweilen bleiben, um noch einmal darzuthun, daß wir Deutsche eher vortreffliche Opern, als Texte dazu zu machen fähig sind.

Stuttgart, 26. April.

Zu der Ihnen in meinem Letzten gegebenen Nachricht über die Abschaffung der Stelle eines Oberregisseurs bei der hiesigen Hofbühne, welche bisher Hr. Moritz begleitet hatte, kann ich Ihnen ferner noch bemerken, daß die mit dieser Stelle verbunden gewesene Gehaltszulage von 500 fl. nunmehr dem kosmopolitischen Nachtwächter zu seinem bisherigen Hofrathsgehalte zugeschieden und für denselben nun die Stelle eines Dramaturgen der k. würtemb. Hofbühne geschaffen wurde. Der kosmopolitische ist somit in einen dramaturgischen Nachtwächter umgewandelt, was jedenfalls für Hrn. Franz Dingelstedt einträglicher ist, als die frühere Stellung, ohne wohl mehr Arbeit zu bringen. — Dem abgetretenen Hoftheater-Intendanten, dem Oberststallmeister Baron v. Taubenheim, der bei dem gesammten Theaterpersonal eine allgemeine und ungetheilte Liebe und Verehrung genoß, ist heute eine herrliche Vase in egyptischem Geschmack als Andenken an die hiesigen Hofbühne-Mitglieder überreicht worden. — Grunert und die Vossinger werden demnächst zum Gastspiele hier erwartet. Beide spielen, wie es heißt, auf Engagement. — Die für nächsten Monat oder bis zum Juni festgesetzt gewesene Eröffnung des neuen Hoftheatergebäudes soll abermals bis zum Herbste verschoben worden seyn. Nächste Woche wird Pischek eine neue längere Urlaubsreise antreten.

Mainz, 27. April.

Der vor einigen Monaten verstorbene hiesige Stadtrath Jakob Krätzer, der reichste Mann in Mainz, hatte sein Bildniß unter der Bedingung der Stadt zum Geschenk gemacht, daß es seiner Familie freistehen solle, in der städtischen Bildergallerie den geeignetsten Platz für dieses sein Bildniß auszuwählen. Ueber diesen Kunstgegenstand hat die städtische Corporation in der Sitzung am 25. April verhandelt und einstimmig den Beschluß gefaßt, das Geschenk abzulehnen. Warum die Ablehnung erfolgte, ist uns nicht bekannt; man versichert aber, Mangel an Platz in der Gallerie sey nicht der Grund derselben.

Offenbach, 27 April.

Nachdem die Schauspieler-Truppe, welche vergangenen Winter unter der Direktion des Hrn. v. Horar hier und in Hanau Vorstellungen gegeben, bereits über zwei Monate auseinander gegangen ist, hatten wir gestern Abend wieder eine Aufführung im Schauspielhause. Man gab „Richards Wanderleben", wobei außer Hrn. und Frau v. Horar kein Schauspieler von Fach, sondern lediglich Dilettanten mitwirkten. Die Rolle des Richard wurde von Hrn. v. Horar mit großer Gewandtheit und ohne Ueberbietung durchgeführt. Der Schiffscapitän von Donner, ein gutmüthiger Polterer, fand einen recht wackeren Repräsentanten in einem jungen Manne, der sich früher dem Theater gänzlich zu widmen gedachte. Daß Dieses nicht geschehen, möchten wir deshalb bedauern, weil derselbe mit einem wohlklingenden Organ rhetorische Kenntnisse verbindet, die ihn für die Bühne befähigen, was auch bei der gestrigen Aufführung durch vielen Beifall seine Bestätigung gefunden. Die Rolle des Ephraim Glatt war ebenfalls in guten Händen, und gab der Darsteller derselben mit Humor ein gelungenes und allgemein beifällig aufgenommenes Bild eines Herrnhuters. Der Matrose und die übrigen kleineren Rollen wurden alle lobenswerth gegeben, so daß das Ensemble ein wirklich gelungenes genannt werden darf. Einer demnächstigen Wiederholung desselben Stückes würden wir mit Vergnügen entgegen sehen.

Frankfurt, 26. April.

Der Korrespondenzartikel „Bad Soden, im April" in Nro. 111 der Didaskalia enthält, neben manchem Wahren, Manches, was kaum wahrscheinlich genannt werden kann, und vergißt, wenn auch vielleicht absichtslos, so doch sonderbarer Weise des Bades Kronthal. Kronberg ist zwar wiederholt genannt, aber gerade der unstreitig anmuthigste und genußreichste Spaziergang von Soden aus, nämlich der nach Kronthal und umgekehrt, ist ganz und gar verschwiegen. Warum dies? — Unter der Verwaltung des jetzigen Eigenthümers hat Kronthal bedeutend gewonnen. Es bietet sowohl den Touristen, als den Gästen Sodens und seinen eigenen, Vorzüge jeder Art, und wird namentlich Denen, die die wahre ländliche Ruhe, den wirklichen Genuß einer reichen, schönen und mannigfachen Natur suchen, besonders zu empfehlen seyn. Ohne Frage wird auch Kronthal fernerhin vorzugsweise sowohl zu Fuß, als zu Wagen von Soden aus besucht werden, da der Weg zwischen beiden Orten nunmehr vollständig chaussirt und also nach den stärksten Gewitterregen auch von den Fußgängern ohne besondere Beschwerde zurück gelegt werden kann. So wie aber Natur und Kunst zu dem Besuche Kronthals auffordern, so werden auch die Besuchenden zu ihrer vollkommensten Zufriedenheit eine Bewirthung und Bedienung daselbst finden, die vollkommen gut genannt und jeder anderen wenigstens zur Seite gestellt werden kann.

Auflösung der Homonyme in Nro. 117.

Nord.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 29. April. Das Nachtlager in Granada, romantische Oper in 2 Abth., von Fr. Kind, Musik von C. Kreutzer.

Donnerstag, 30. April. (Neu einstudirt): Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Die Gräfin: Fräul. Capuccini, vom Hoftheater zu Sondershausen. Cherubin: Fräul. Steinbach. (Zweiter theatralischer Versuch)

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 120. Freitag, den 1. Mai 1846.

Nach zwanzig Jahren.

(Fortsetzung.)

Um das Selbstgespräch der unversöhnlichen Frau zu ergänzen, wollen wir nur beiläufig bemerken, worin der Dienst bestand, für welchen sie sich ihm noch verpflichtet fühlte. Auf einer kleinen Reise, welche die Frau Räthin einige Jahre früher machte, hatte sie das Unglück gehabt, ihren Wagen zu zerbrechen und in einer elenden Dorfschenke übernachten zu müssen. Der Zufall hatte gerade einige Wüstlinge der Hauptstadt dorthin geführt, die, die Schutzlosigkeit der noch immer schönen und interessanten Wittwe benutzend, sie durch ihre Zudringlichkeiten, ja Unverschämtheiten empört und auf's äußerste gebracht hatten. Gerade in ihrer größten Noth war Julius, auf einer Geschäftsreise begriffen, erschienen, hatte sie, durch sein entschiedenes Auftreten und unterstützt durch ein Paar treffliche Reisepistolen, die er blicken ließ, gar bald von ihren Peinigern befreit und ihr ritterliches Geleit bis in ein nahes Städtchen gegeben. Man hatte bei der Trennung die Namen zwar ausgetauscht, jedoch ohne nähere Bezeichnungen; so war es gekommen, daß beide Theile, die doch die gleiche Stadt bewohnten, einander völlig fremd geblieben waren und selbst die Namen vergessen hatten. Julius war überhaupt, durch andere Dinge und seine wachsende Neigung zu Marien beschäftigt, das kleine Abenteuer ganz aus dem Gedächtniß gekommen; die hübsche Wittwe dagegen hatte ihres Erretters, wie sie ihn nannte, oft und stets freundlich gedacht und schon manchmal bedauert, ihm ihre Erkenntlichkeit nicht bezeigen zu können.

Die Frau Räthin war noch unschlüssig, was sie thun solle; nach langem Ueberlegen beschloß sie, die Ereignisse zunächst sich weiter entwickeln zu lassen, dabei aber Alles zu thun, was möglich, um Näheres und Gewisseres in Erfahrung zu bringen. Einsperren konnte sie ihre Nichte nicht, wohl aber streng beobachten und sie einstweilen am Ausgehen verhindern. Letzteres glaubte sie dadurch zu erreichen, daß sie, unter dem Vorgeben von Unwohlseyn, Mariens Anwesenheit und Pflege in Anspruch nahm und sie solchergestalt bei sich festhielt. Auf diese Art konnten doch wenigstens keine mündlichen Absprachen getroffen werden; schriftliche aber waren bei Vorsicht und einigem Glück vielleicht aufzufangen; hier konnten und sollten Brigittens Argusaugen ihre Dienste leisten.

Julius war von seinem Morgenspazierritt selig und trunken nach Hause gekommen, und wenig fehlte, daß er dem bejahrten Buchhalter, welchem er auf der Treppe begegnete, in der Freude seines Herzens nicht um den Hals fiel. Eine ungeheure Last war von seinem Herzen gewälzt, obschon ein Professor der fortschaffenden Mechanik Mühe haben würde, zu begreifen, wie solches mittelst einiger seidenen Bänder zu bewerkstelligen möglich sey.

Er machte sich über sein Cassaabschluß-Geschäft und Alles ging ihm heut leicht und gut von statten. Sein Onkel bemerkte es und rief ihn in sein Kabinet.

„Nun, Julius," fragte er, „hast Du Dich bestimmt, wohin Du reisen willst? Ich möchte das Erforderliche besorgen lassen." —

„Ich habe mich für Wien entschieden, lieber Oheim;" erwiederte Julius, nicht ohne einige Verlegenheit und indem er den Blick des Onkels vermied.

Diesem entging es nicht, doch that er nicht dergleichen.

„Gut! — Ich werde für Empfehlungs- und Creditbriefe Sorge tragen. Du sollst nicht knausern, sondern mit Anstand auftreten können und Dir keinen billigen Wunsch versagen dürfen; die Ehre meines Hauses macht Dir's zur Pflicht, und — man muß die Menschen nehmen, wie sie eben sind, nicht wie sie seyn könnten oder sollten. Wann wirst Du abreisen?"

„Donnerstag Vormittag, mit dem Eilwagen."

„Gut. Ist Deine Wäsche in Ordnung? Ich wünschte, Du sähest selbst ein wenig nach, denn meine Frau Liskov ist leider etwas nachlässig geworden, wie ich täglich an mir selbst erfahre. Und wenn ich eine Bemerkung darüber mache, schmollt sie drei Tage lang. So geht's, wenn man mit fremden Leuten wirthschaften muß! Ja, wenn Deine brave Mutter noch lebte, hätte diese es wohl übernommen, mein Hauswesen zu leiten; damit wäre mir viel Aerger erspart worden, und wir hätten zusammen ein freundliches Familienleben führen wollen. Doch genug davon!"

Ein eintretender Fremder unterbrach die kaum angefangene Unterredung, und Julius zog sich zurück. Ihm war durch des Oheims freundliche Aeußerungen das Herz wieder schwer geworden.

Wir übergehen die Zeit bis Mittwoch, an welchem Tag der entscheidende Schritt geschehen sollte, und erwähnen nur, daß mehrere Briefe zwischen Julius und Marie gewechselt wurden, bis es sich endlich herausstellte, daß eine mündliche Unterredung bei Mariens Freundin unmöglich war, indem die Tante, so wie Marie nur leise auf eine kurze Abwesenheit anspielte, sogleich unwohler zu werden singirte.

Julius hatte endlich alle Vorbereitungen zur Flucht getroffen, und schrieb Mittwoch Abends, seinem Versprechen zufolge, das letzte Briefchen an seine Geliebte. Er zeigte ihr an, daß er nach 11 Uhr, wenn der Nachtwächter die Runde gemacht, unter ihren Fenstern stehen werde; daß sie auf ein dreimaliges Husten einen Faden herablassen möge, an den er die mitgebrachte Strickleiter binden werde. Diese sey hinaufzuziehen und zu befestigen. Er werde dann hinaufsteigen, um ihr bei'm Hinabsteigen behülflich zu seyn. Johann werde unten Wache halten. Der Wagen stehe vor dem Thore und warte ihrer. Nach H. habe er vorläufig geschrieben.

Noch folgten eine Menge kleiner Verhaltungsregeln, und der Schluß war so, wie unsere jungen Leser und Leserinnen ihn, unter obwaltenden Umständen, sich leicht selbst denken können.

Digitized by Google

Mit diesem Briefe in der Tasche umschlich Johann das Gartenhaus. Es war schon spät Abends, der Himmel mit Wolken bedeckt und kein Mondschein. Rosine war in diesen Tagen zu scharf beobachtet und zu sehr beschäftigt worden, als daß sie Johann hätte auf halbem Wege, wie sonst, entgegen kommen können. Er stellte sich heute, wie gesagt, sehr spät ein, und schon glaubten die beiden Mädchen, daß ein Hinderniß der Flucht eingetreten sey, als er endlich erschien. Rosine gab das Zeichen, daß sie ihn bemerkt habe, und verließ das Zimmer, um in den Garten zu eilen. Aber wie erschrak sie, als sie auf dem Wege dahin ihre Gebieterin fand, die ihr befahl, mit auf ihr Zimmer zu kommen und sie dort mit einer vorbereiteten Arbeit fest hielt. Unterdessen eilte Brigitte verabredetermaßen durch den Buchengang zum Gartenpförtchen, öffnete nur eine kleine Spalte derselben und flüsterte Johann mit verstellter Stimme zu:

„Gieb schnell her, Johann, und laufe was Du kannst! Die Frau Räthin — — —"

Johann, erschrocken, schob den Brief durch die Spalte und machte sich eilig davon. Brigitte aber eilte auf das Zimmer der Frau Räthin und gab dieser ein Zeichen, worauf Rosine baldigst entlassen wurde. Diese sprang zu dem Gartenpförtchen, öffnete es vorsichtig, schaute hinaus, rechts und links, hustete, rief endlich mit leiser Stimme Johann. Alles vergebens: von Johann war nichts mehr zu sehen und zu hören! Außer sich, stürzte sie in Mariens Zimmer, die in größter Spannung ihrer wartete, und erzählte das Ungeheure. Marie erschrak zum Tode. Sie und Rosine zerbrachen sich die Köpfe und machten sich allerlei Gedanken, sie fingen selbst an zu argwohnen, daß die Tante könne Johann gesehen und Verdacht geschöpft haben, und daß sie Rosinen nicht absichtslos in den Weg getreten sey. Daß aber Brigitte Johann den Brief abgenommen habe, und dieser eben in den Händen der Tante sich befinde, daran wurde nicht entfernt gedacht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mordversuch eines Ehemanns gegen seine Gattin.

Mainz, 24. April.

Assisengericht.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Herr Staatsprokurator hatte mit großer Energie gesprochen; nach ihm erhielt der Vertheidiger, Hr. Anwalt Aull, das Wort. Er gab zuerst seine Freude darüber zu erkennen, daß die Mienen der Geschwornen, die beim Beginne der Verhandlungen durch die Schilderungen einer schwer zu entschuldigenden Rohheit voll Bekümmerniß und Strenge gewesen, sich jetzt schon einigermaßen erheitert hätten, weil Milderungsgründe von großer Bedeutung das Wahre an der That des Angeklagten in ein etwas helleres Licht gestellt hätten.

Der Angeklagte, fuhr er fort, gebe zwar zu, daß er seine Frau zu Boden geworfen und, aber nicht bedeutend, am Halse gedrückt habe. Unrichtig sey jedoch die Behauptung, daß der Frau in Gefolge des Drucks die Besinnung geschwunden sey; daß regungslose Daliegen auf dem Boden sey Verstellung gewesen, dafür spreche der Charakter der Ehefrau Blum, welchen die beiden Aerzte und alle Zeugen als in hohem Grade zur Verstellung geneigt bezeichnet hätten, und der Umstand, daß dieselbe, oftmals sich stumm stellend, in Mainz gebettelt, häufig sogar Krankheiten simulirt habe, um ihrem Hange zur Unthätigkeit nachkommen zu können. Daß eben die Besinnungslosigkeit nur Verstellung gewesen, könne schon deßhalb nicht bezweifelt werden, weil die Frau, ohne daß sie bei ihrem Erwachen mit Jemand geredet, dennoch sogleich gewußt habe, daß ihr Mann und Sona zum Bürgermeister gegangen seyen, was sie sonach nur aus den Gesprächen dieser Letztern während ihrer angeblichen Besinnungslosigkeit hätte entnehmen können. Durch das Gutachten des Arztes sey das Gegentheil nicht dargethan, da dieses selbst zugebe, daß der Druck, wie er angewendet worden, den Tod der Frau nur dann habe zur Folge haben können, wenn er längere Zeit fortgesetzt worden wäre, und daß das Athmen nicht gänzlich gehemmt gewesen sey. — Die Anklage behaupte mit großem Unrechte, die Handlung des Angeklagten habe eine länger dauernde Krankheit zur Folge gehabt; die Aerzte hätten die unbedeutenden Verletzungen am Halse als kaum beachtungswerth bezeichnet, und daß der Wahnsinn, in den die Ehefrau Blum zu Anfang und Ende Januars verfallen, nicht Folge der Mißhandlung gewesen, sey erwiesen. Hr. Dr. Wagner habe sein Gutachten in der Sitzung dahin gemildert, daß er nur eine Gemüths-Alteration als wahrscheinliche Folge zugebe. Er sowohl als Hr. Dr. Müller hätten bestätigt, daß die mißhandelte Frau schon mehrere Jahre an Geisteszerrüttung gelitten. Vor ihrer Verehelichung mit Blum habe dessen Ehefrau in einem sehr innigen Liebesverhältnisse mit einem jungen Manne gestanden, der, als er die Folgen des Umgangs mit dem Mädchen bemerkt, diese ihrem Schicksale überlassen und nach Amerika gegangen sey. Von da an seyen Schwermuth und Melancholie nicht mehr von diesem Weibe gewichen. Dieser unglückliche Gemüthszustand sey ihr in die Ehe mit Blum nachgefolgt, für welchen sie, des früheren Verhältnisses wegen, keine Zuneigung empfunden; daher die gränzenlose Vernachlässigung von dessen Hauswesen, welche so weit ging, daß der Mann oft längere Zeit nichts zu essen erhielt; daher die Abneigung gegen die mit ihm erzeugten zwei Kinder, von denen sie das erste durch gänzliche Verwahrlosung im zarten Alter verkümmern und sterben ließ und sich sogar offenbar über dessen Tod gefreut habe. Hr. Dr. Müller erkläre den Wahnsinn aus einer sehr großen Zerrüttung des Nervensystems der Frau, welche grade in den Perioden, wo sie Kinder bekam und sie geschenkt habe, sich vermehrt und in Verbindung mit den betrübten, sehr ärmlichen und dürftigen häuslichen Verhältnissen die Geisteszerrüttung hervorgebracht habe. Derselbe erkläre, daß die Frau am 27. December, als am Tage vor der Mißhandlung, von ihrem letzten Anfalle noch nicht geheilt gewesen sey; dieselbe habe am 29. Dec., also am Tage nach der Mißhandlung, den Untersuchungsbeamten eine klare und von jeder Geisteszerrüttung freie Deposition gemacht, und den 7. Januar sey sie, was Hr. Wagner bestätige, wiederum in demselben Zustande gewesen, wie vor der Mißhandlung; man könne daher keineswegs den periodischen Wahnsinn nach der Mißhandlung als Folge der letzteren ansehen.

Zur Prüfung des subjectiven Thatbestands übergehend, entwarf der Vertheidiger ein Bild von der höchst unglücklichen Lage seines Clienten während seiner letzten Ehe; wie er fleißig und thätig mit seiner Hände Arbeit Frau und Kinder zu ernähren gesucht, wie er seinen ganzen Wochenlohn bis auf zehn Kreuzer seiner Frau überliefert, aber zum Lohne seines Fleißes, seiner Sparsamkeit nur Hunger, Verarmung und Vernachlässigung in seinem Hause gefunden; wie er all dies Ungemach mit Geduld ertragen und nur dann gegen seine Frau heftig geworden sey, als er das Leben und die Gesundheit seiner Kinder, die seine einzige Freude gewesen, in Gefahr gesehen habe. Die Frau sey in ihrer Tollheit so weit gegangen, das kleine Kind an den Beinen haltend und das Köpfchen nach unten hängend auf der Straße herumzutragen. Constant sey es, daß die Ehefrau Blum fortwährend von ihrem Manne wegen der schlechten Behandlung der Kinder gezankt worden sey; die Anklage selbst gebe zu, daß Blum, wie andere Personen in seiner Nähe, die Tollheiten der Frau auf Rechnung ihrer Halsstarrigkeit und ihres Eigensinnes gesetzt, daß der Angeklagte den Hrn. Dr. Müller gefragt habe, ob nicht, wie die Leute ihm sagten, Schläge geeignet wären, seine Frau zu bessern, und daß er ihr häufig mit Schlägen gedroht habe, wenn sie sich nicht bessere. Wie

natürlich lasse es sich daher erklären, daß auch am 28. December Blum, der bei seiner Frau die Tollheit wahrgenommen, daß sie ihr kleines Kind an einem kalten Decembertage, halb entkleidet, auf der Straße umhergetragen, endlich seine Besserungsansicht oder ein Abschreckungsmittel anwenden wollte. Für einen vorher gefaßten Entschluß, seine Frau zu tödten, spreche auch nicht ein einziger Umstand, selbst die Anklage sehe sich veranlaßt zuzugeben, daß die nöthigen Mittel zur Unterstützung dieses Theiles der Anklage fehlten. Aber auch die Absicht zu tödten, sey überhaupt nicht dargethan. Zwar könne nicht geläugnet werden, daß der Angeklagte bei und nach dem Vorfalle Aeußerungen gethan habe, welche an sich die Absicht zu tödten klar aussprächen, aber aus den übrigen Verhältnissen gehe zur Genüge hervor, daß diese Aeußerungen eben wie das ganze komisch-martialische Auftreten des Angeklagten bei dieser Gelegenheit nicht ernstlicher gemeint gewesen seyen, als die ähnlichen Scenen und Auftritte, welche man tagtäglich von den am Rheinufer beschäftigten Personen sehe und höre, die doch ohne Zweifel als höchst gutmüthig bekannt seyen, und von denen nur äußerst selten unbedeutende Mißhandlungen und überhaupt niemals solche gegen ihre Frauen vernommen würden.

Wenn Blum wirklich die Absicht gehabt hätte, seine Frau zu tödten, warum hätte er sich einen Zeugen in der Person des Sona herbeigerufen? Hätte er nicht vielfache Gelegenheit gehabt, seine ohnedies kranke Frau unbemerkt sterben zu lassen? Wer einen Menschen tödten wolle, schreie es nicht aus, sondern suche seine Handlung zu verbergen. Wie lasse sich eine solche Absicht mit dem frühern Leben des Angeklagten und seinem Charakter vereinigen? Erwiesen sey, daß seine früheren Frauen nicht selten den Blum mißhandelt hätten, daß er für seine Kinder, also auch für deren Mütter, Herz und Gefühl gehabt; keine frühere rohe Handlung sey von ihm bekannt, wohl aber solche Thatsachen, die bewiesen, daß Blum ein guter Mensch sey. Unter diesen Verhältnissen sey es in hohem Grade gewagt, zu behaupten, daß Blum die Absicht gehabt habe, zu tödten, wenn aber nur ein leiser Zweifel bleibe, so streite die Vermuthung für den Angeklagten, dessen bisher sicherlich ohne seine Schuld so äußerst unglückliches Leben alle Sympathieen für ihn erwecken müsse.

Nach diesem Vortrage erhob sich die Staatsbehörde und widerlegte in einer warmen Improvisation die vorzüglichsten Momente desselben; auch der Vertheidiger sprach noch einmal mit Feuer die Ueberzeugung aus, daß der Beschuldigte bestimmt keine Absicht gehabt habe, seine Ehefrau zu tödten, und daß er deßhalb mit Gewißheit erwarte, daß die Geschwornen in ihren Antworten diesen erschwerenden Umstand beseitigen würden. Hierauf wurden die Debatten geschlossen und der Herr Präsident fing sein Resüme an.

Nach Vorlesung der Fragen sagte derselbe: „Ein düsteres, trauriges Familienleben ist vor Ihnen aufgerollt worden, ein Leben ohne Freude, noch trauriger, wenn man die Hütte betrachtet, die jetzt ohne Mutter, ohne Vater, ohne Kinder, verlassen dasteht. Ein tiefes Pflichtgefühl gehört dazu, um die Sache unparteiisch zu betrachten und zu beurtheilen. Aber bedenkt man, daß, wenn die Angaben der Anklage gegründet sind, ein schreckliches Verbrechen begangen wurde, indem die Frau der Gewalt des Mannes preisgegeben ist; berücksichtigt man auf der einen Seite das Mitleid für den Angeklagten und seine Kinder, auf der andern die Pflicht, die Ruhe und die Ordnung in der Gesellschaft zu erhalten, die Ihnen obliegt, so muß man zugeben, daß alle die Stärke, die Festigkeit, wovon Sie, meine Herren Geschwornen, schon so viele Beweise gegeben haben, dazu gehört, um einen sichern Ausspruch zu thun. Unterdessen kann ich Ihnen, wenn ich Ihnen mit Ernst gesprochen, auch den Trost geben, daß die Vorsehung Ihnen eine Fackel angezündet, daß sie Ihnen durch die lebenden Zeugen, die vor Ihnen erschienen sind, genugsame Aufklärung gegeben hat, daß Sie Ihr schweres Amt mit Ruhe und Festigkeit erfüllen können."

Nach dieser vielsagenden Anrede an die Geschwornen wiederholte der Herr Präsident mit der bekannten Sicherheit und Unparteilichkeit Alles, was während der Verhandlungen vorgekommen war, die Gründe für die Anklage und jene, welche die Vertheidigung vorgebracht hatte. Gegen 9 Uhr Abends entfernten sich die Geschwornen aus dem Sitzungssaale, gegen 10 Uhr kehrten sie zurück und erklärten den Angeklagten schuldig der Absicht, seine Ehefrau zu tödten und der Veranlassung einer länger dauernden Krankheit. Der Gerichtshof verurtheilte ihn hierauf zu $2^1/_2$ Jahr Correktionshausstrafe.

Die ländliche Kirchgängerin.

Genrebild, gemalt von Prof. J. Becker.

Feierlich, festlich ist der Sonntagmorgen in Dorf und Flur eingezogen; geschmückt, wie eine Braut, lacht die erblühete Erde dem klaren, blauen Himmel entgegen. Im Dorfe und auf den Feldern ruht die Werktagsgeschäftigkeit; die Glocke hat ja getönt zur ernst-innigen Feier und Keines mag da wohl zurück bleiben, wo das Herz, berührt vom segnenden Hauche des ewigen Vaters, sich freudig erhebt über alle Mühen der Tage. Auch sie, die Blume der Mädchen, eilt hin zur gemeinsamen Erhebung. Die frische, jugendliche Gestalt, wetteifernd mit dem kräftigen Morgen um sie, tritt, selbst eine reizend blühende Rose, hervor aus den duftenden Rosenbüschen ihres Gartens; sie ist geschmückt, wie es der Schönheit der Jugend ziemt; aber über allen Kleiderschmuck prangt ihr Bild, die frischeste Rose, auf ihrem Liederbuche, die göttliche Natur vereint mit dem göttlichen Worte. Es ist so klar, so durchsichtig um sie, als hätte ihr warmer, freier Blick das Herz der Natur erschlossen, um mit ihr, der jungfräulich Reinen, süße Zwiesprach zu halten über die Liebe des Ewigen zu seiner Erde. Das ist die rechte Sonntagsstimmung, wo die Glocke der Andacht im Herzen geläutet wird und im äußeren Ton seinen Wiederklang findet. Die gemeinsame Kirchenfeier ist nur das lautere Zusammenklingen der stillen Feier in den Herzen.

Wo wäre der Mensch, der nicht die Schönheit dieser reizenden Idylle zu fühlen vermöchte? Die Natur müßte ihr reiches, blühendes Antlitz schon längst von ihm abgewendet haben, denn hier webt sie ja vor unsern Blicken, kräftig und warm in voller Schöne; ihre einfache Größe nimmt siegreich Herz und Sinn gefangen. Das ist wieder eines von den Bildern, oder eine von den Poesieen, möchte man sagen, die aus der Kraft eines wahren Künstlergemüthes hervorgegangen sind. Es ist des Künstlers eigener Sabbath, den er sich herbeigezaubert hat, um auszuruhen von der leidenschaftlichen Spannung, in die das letzte große Bild, „der erschlagene Schäfer", sein Gemüth versetzen mußte. Und wie es ihm für sich selbst gelungen seyn muß, so verbreitet sein Bild auch über uns den sonnigen Frieden und die warme Freude des ächten Feiertags. Und das wird wohl das beste Lob seyn, das man dem Künstler spenden kann und ihn wird es auch am meisten erfreuen. Wenn Becker ein Bild zur Ausstellung bringt, dann ist es in der Ausführung gewiß vollendet. Denn er ist selbst sein strengster Richter und sein eiserner Fleiß ruht nicht, bis er sein Ziel erreicht hat. Er will nicht machen und verdienen, sondern vor Allem sein Kunstideal verwirklichen und dem Richter in sich genügen. Nichts vermag ihn von seiner Bahn abzubringen; er verläßt seinen Kreis nicht und ist daher auch groß und vollendet in demselben.

Diese letzte Bemerkung paßt auch auf Morgenstern, den Pflegling Italiens. Seine Landschaften, neuerdings wieder Amalfi und das zauberische Venedig, sind aber zu bedeutend, als daß man sie nur so nebenbei besprechen dürfte. Ihnen soll, wenn es die Umstände erlauben, eine besondere Betrachtung gewidmet werden.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

In der Anerkennungs-Akte der Deutsch-Katholiken in Weimar am 20. März dieses Jahres heißt es §. 5: „daß das Anerbieten der protestantischen Geistlichen — so lange die Deutsch-Katholiken keinen eigenen Geistlichen im Orte hätten, bei vorkommenden Familienereignissen und dadurch veranlaßten kirchlichen Handlungen die Stelle des deutschkatholischen Geistlichen vertreten zu wollen — genehmigt werde." Dieses Muster christlicher Liebe und Duldung mag Diejenigen beschämen, welche statt dessen in Reden und Handlungen Alles hervorzuheben suchen, was auf Ronge und die Deutsch-Katholiken irgend einen Schatten werfen kann, und die gern der guten Sache möglichst hinderlich seyn möchten.

(Anekdote.) Wer in Berlin sich für Kunst und Wissenschaft interessirt, kennt gewiß, wenn auch nur en passant, den berühmten Kirchenhistoriker Neander, um so mehr, als er fast jeden Tag in Begleitung seiner Schwester, einen riesigen Regenschirm unterm Arm, und mit einem bis zum Stiefelabsatz reichenden Rock angethan, spazieren geht. Diese Schwester, seine Begleiterin, ohne welche er wenigstens bei einem weiten Ausflug schwerlich den Weg zurückfinden würde, ist seine treue Pflegerin, und ohne ihren schwesterlichen Beistand würde der würdige Mann schwerlich existiren können, da sie für Alles, was seine Person betrifft, Soege trägt. Eines Tages geht Neander ohne seine Schwester aus, kommt an einem Kleiderladen vorbei und kauft sich ein Beinkleid. Den andern Tag, als er sich, um nach der Universität zu gehen, ankleidet, zieht er sein neues Beinkleid an, und läßt das ältere auf dem Stuhle liegen. Kaum hat er das Zimmer verlassen, so betritt seine Schwester dasselbe, sieht das Beinkleid dort liegen, und an des Bruders Zerstreutheit denkend, ist sie der festen Meinung, daß derselbe ohne Beinkleid ausgegangen, um so mehr, als er vom Kauf eines neuen nichts gesagt. Sie ruft den Bedienten und sendet denselben eiligst nach der Universität, um den Hrn. Professor aufzusuchen. Der Bediente eilt dorthin, läßt den Professor herausrufen, und theilt ihm die Befürchtung seiner Schwester mit. Nicht wenig erstaunt, schlägt der Gelehrte, an die Möglichkeit eines solchen Falles glaubend, seinen langen Rock auseinander, und wundert sich nicht wenig, ein Beinkleid anzuhaben, das er gar nicht kennt.

Literatur.

Der Nibelunge Nôt. Das Nibelungenlied. Urtext mit gegenübergedruckter neuer Uebersetzung. Nebst historischer Einleitung und einem alt-neu-deutschen Wörterbuche. Herausgegeben von Dr. Ludwig Braunfels. 40 Bogen. 8°. (Frankfurt, Literarische Anstalt.)

Von allen großen Schöpfungen des deutschen Genius der Vorzeit ist keine tiefer und lebendiger in das innerste Geistes- und Gefühlsleben unserer Nation eingedrungen, hat sich keine so unbedingt und ewig frisch darin zu erhalten gewußt, als das einzige, unvergleichliche Nibelungenlied. Es ist in gewissem Sinne wirklich Das geworden, was Johannes Müller ihm bei seiner Wiedergeburt zu Ende des vorigen Jahrhunderts prophezeihte, die Iliade deutscher Nation. Außer den Griechen, unter denen ein beneidenswerthes Geschick einen Homer möglich machte, kann sich kein Volk der alten und neuen Geschichte eines Nationalkleinods rühmen, wie wir es in den Nibelungen besitzen, diesem aus dem innersten, reichsten Kerne des deutschen Volks- und Seelenlebens hervorgegangenen Gedichte, in dem sich der deutsche Charakter in seiner ganzen ursprünglichen Fülle und Kraft, in seiner Höhe und Tiefe, in seiner Stärke und Weichheit, in seiner Leidenschaft und kindlichen Reinheit abspiegelt. So hat denn das unsterbliche Lied auch nicht wenig beigetragen, den Deutschen in den Zeiten der Befreiung das alte Selbstbewußtseyn, die mittelalterliche Mannheit wieder zu geben; Tausende von edeln Jünglingen, die den Kampf gegen den Unterdrücker mitfochten, fanden in jenen mächtigen Strophen die glühende Begeisterung, um die Kette des Uebergewaltigen zu brechen; und so wurde das große Lied von Neuem unser Volkseigenthum, und es wird es bleiben, so lange deutsches Leben und deutscher Geist waltet und blüht! — Wir wissen es dem Herausgeber des oben angezeigten Buches nur Dank, daß er dies Heiligthum unserer alten herrlichen Sprache auch den Nichteingeweihten so nahe als möglich zu bringen sucht. In dieser Ausgabe lernt man so zu sagen spielend den Urtext kennen und verstehen, und wir versprechen schon deshalb der Arbeit des Hrn. Dr. Braunfels den besten Erfolg. Aber das Buch ist auch von anderer Seite vortrefflich und lobenswerth. Die Sichtung des Textes ist fleißig und sorgfältig durchgeführt und bewies't des Herausgebers scharfsinnige Kritik und vielseitige Bekanntschaft mit dem Gegenstande. Eben so bildet die geschichtliche Einleitung über das Nibelungenlied und das fleißig und geistvoll gearbeitete alt-neu-deutsche Wörterbuch eine dankenswerthe Zugabe zu dem Buche und machen dasselbe zu einem bedeutsamen Beitrag zur Nibelungen-Literatur. Wir machen deshalb auf diese Ausgabe Jeden, dem eine nähere, innigere Bekanntschaft mit unserem alten Nationalepos am Herzen liegt — und welchem guten Deutschen wird dies nicht wünschenswerth seyn! — auf's angelegentlichste aufmerksam und glauben, sie besonders den Schulmännern und zum Selbstunterrichte empfehlen zu dürfen. — Was dieser Doppelausgabe einen Reiz mehr verleiht, ist die vorzüglich gelungene Uebersetzung der Nibelungen. Um unser Urtheil gerecht zu finden, vergleiche man diese Uebersetzung selbst mit der in vieler Beziehung doch so verdienstvollen Simrock'schen Arbeit. Simrock ist überall zu sehr in der Voßischen Manier befangen, der wir nachgerade doch entwachsen sind; sein Ausdruck ist oft zu künstlich, zu gesucht, zu auffallend und seltsam, um den ursprünglichen, naiv-derben Ausdruck des Mittelalters richtig zu vertreten; Alterthümliches und Modernes wechseln in oft unbehaglicher Mannichfaltigkeit bei ihm ab, während durch die Braunfels'sche Uebersetzung mehr Ein Hauch, Ein Geist, Ein Eindruck weht und sich Alles, bei der strengsten Wortreue, fließend, natürlich und einfach, weniger im Worte, als im Geiste des Mittelalters, wie von selbst macht. Wir halten daher diese letztere Uebersetzung für eine erfreuliche Bereicherung unserer Uebersetzungskunst und wünschen sehr, daß Hr. Braunfels sich in ähnlicher Weise auch zur Uebertragung der andern großen Gedichte unserer Heldenvorzeit entschließen möge!

Korrespondenz.

Darmstadt, 26. April.

Wie leiden hier unter dem Einflusse der ungünstigen Witterung wie überall und bisher haben wir den Frühling mit seinen langsam erwachenden Reizen mehr durch die Fensterscheiben als in der freien Natur, ohne Regenschirme, beobachten können. Bei dieser Ungunst des Luftkreises, der uns mit seinen nassen Niederschlägen reichlich versorgt, machen blos die Parapluiemacher vergnügte Gesichter, und man kann daher jetzt noch nicht sagen, wann die Amüsements der schönen Jahreszeit bei uns beginnen werden. Die Felsenkeller sind, mit Ausnahme eines einzigen, bis jetzt noch verödet, und die durch ihre Productionen ausgezeichneten musikalischen Abendunterhaltungen der Herren Herz im Freien haben uns vorläufig nur in Aussicht gestellt werden können. Das sogenannte Herz'sche Quartett behauptet fortwährend seinen alten wohlverdienten Ruf, und wie es sich bisher in Tönen vielfach repräsentirte, so besitzen wir jetzt von demselben auch ein sehr gelungenes Daguerreotyp-Bild in vier passend gruppirten Figuren mit den musikalischen Instrumenten, angefertigt von Hrn. Maler L. Wüst aus Frankfurt a. M., der in der Hervorbringung von Lichtbildern, sowohl in größerem als kleinerem Maße, je nach dem Wunsche derer, die ihre Portraits bestellen, unter unseren Augen schon recht viel Gediegenes und Schönes geleistet hat. Wie wir vernehmen, so wird derselbe noch einige Zeit hier verweilen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 30. April. (Neu einstudirt): Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Die Gräfin: Fräul. Capuccini, vom Hoftheater zu Sondershausen. Cherubin: Fräul Steindach. (Zweiter theatralischer Versuch.)

Samstag, 2. Mai. Ein deutsches Reich, Schauspiel in 3 Abth., von Bauernfeld.

Redacteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 121. Samstag den 2. Mai 1846.

Nach zwanzig Jahren.

(Fortsetzung.)

Während die beiden Mädchen trostlos beisammen waren und wechselsweise am Fenster standen, um zu beobachten, ob sich Johann nicht wieder zeige, las Frau Walther die Depesche von Julius. Ihr Entschluß war schnell gefaßt: die beiden Mädchen mußten aus Mariens Zimmer entfernt werden. Sie selbst wollte davon einstweilen Besitz nehmen, Alles thun, was von Marien verlangt wurde, und dem jungen verwegenen Manne, der ihr ein so großes Herzeleid zuzufügen beabsichtigte, mit aller Würde einer gekränkten Tante und Pflegemutter entgegen treten; sie wollte ihm das Verwerfliche, Unedle seiner Handlungsweise zeigen, ihm die Gründe ihres Widerwillens gegen jede Verbindung mit der Familie Müller offen mittheilen, seinen Edelmuth in Anspruch nehmen — endlich, — sie wußte selbst nicht, was sie ihm Alles noch sagen werde, und verließ sich auf ihre gerechte Sache und auf ihre siegende Beredsamkeit.

Es war neun Uhr. Noch eine Stunde wartete die entschlossene Frau ab, dann ging sie, begleitet von Brigitten, zu Marien auf ihr Zimmer. Die Mädchen waren über diesen unerhörten Besuch nicht wenig erstaunt und erschrocken; Frau Walther aber sagte, ohne davon Notiz zu nehmen:

„Ich bin im Laufe dieses Tages unterrichtet worden, daß diese Nacht ein Einbruch in unser Haus beabsichtigt wird, und zwar in dieses Zimmer hier. Ich habe Dir nicht früher davon gesagt, um Dich nicht den ganzen Tag zu ängstigen. Alle Anstalten sind von der Behörde getroffen, die Diebe auf der That zu ertappen und festzunehmen. Du, Marie, und Du, Rosine, ihr werdet mir folgen und von hier entfernt bleiben, bis Alles vorüber ist. Wir werden überhaupt diese Nacht schwerlich viel schlafen. Kommt!"

Außer sich vor Schrecken, und völlig unfähig, Widerspruch zu thun, wankten die armen Mädchen, mehr todt als lebendig, der Tante nach, welche eine Treppe hinauf stieg, ein Stübchen öffnete, das auf den Garten ging, die Mädchen und Brigitten eintreten ließ, sobald als möglich wiederzukommen versprach und beim Herausgehen die Thüre verschloß. Nachdem dies besorgt war, legte Frau Walther ihr Negligé ab, machte eine einfache aber geschmackvolle Toilette, ging auf Mariens Zimmer, nahm Platz auf dem Sopha und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Bis jetzt hatte die gute Frau allerdings Festigkeit und Entschlossenheit gezeigt. Als sie aber da saß und nochmals überdachte, was sie dem dreisten Räuber ihrer Nichte sagen wollte, — als die letzten zwanzig Jahre, sie wußte nicht wie? — ihrem Gedächtnisse entschwanden, als wären sie nie da gewesen, desto heller aber die Zeit ihrer Jugend, ihrer ersten und einzigen Liebe vor ihre Seele trat, — ward sie ängstlich und schüchtern. Um nicht für eigensinnig, für hartherzig zu gelten, hatte sie beschlossen, einem jungen, ihr fast ganz fremden Manne, dem sie dankbar seyn zu müssen glaubte, die Geschichte ihrer Liebe, die Vergehungen seines Oheims mitzutheilen! Sie fühlte das Mißliche und Unpassende solcher Mittheilung. Die lebhafte Erinnerung an ihr früheres inniges Verhältniß zu Herrn Müller, welche sie, so oft sie sich auch aufdrängen wollte, immer möglichst zurückgewiesen hatte, ließ sich für dies Mal nicht abweisen. Manche Züge seiner ehrenwerthen Gesinnung, seines regen Gefühls für alles Schöne und Edle, seiner Zartheit, seiner fast mädchenhaften Züchtigkeit schwebten ihr vor und preßten ihr Seufzer aus. Schon manchmal war ihr der flüchtige Gedanken gekommen, ob sie nicht doch vielleicht zu leichtgläubig gewesen, nicht zu vorschnell im Verdammen, — ob sie recht gehandelt, seine Vertheidigung völlig abzuschneiden, — ob überhaupt ein einziger Jugendfehler unversöhnlichen Haß verdiene? — immer aber hatte sie dergleichen Zweifel rasch verscheucht, hatte sie sich in einen erkünstelten Haß hineingegrübelt, der ihr zuletzt durch ihr übereiltes, unglückliches Ehebündniß vollkommen gerechtfertigt erschien.

Jetzt war es anders; ihre Stimmung war weniger bitter, ihr ganzes Wesen milder. Sie sprang auf und ging unruhig hin und her, unentschlossen, was sie thun solle. Noch war sie aber zu keinem Entschlusse gekommen, als die verhängnißvolle elfte Stunde schlug. Jeder Glockenschlag hallte in ihrem aufgeregten Innern wieder; sie zitterte und erfaßte unwillkürlich einen Stuhl, sich eine Stütze zu geben. Gleich darauf rufte der Wächter laut und vernehmlich aus, was Jeder eben erst gehört hatte, und wenige Minuten später verkündete das verabredete dreimalige Husten unter dem geöffneten Fenster die Gegenwart des Mädchenräubers.

Mit zitternden Händen, und fast ohne zu wissen, was sie that, ergriff sie einen anscheinend schon bereit liegenden Knäuel Schnur und warf das eine Ende hinab; bald fühlte sie ein Zucken derselben und zog die Schnur wieder aufwärts, erfaßte das Ende einer Strickleiter und befestigte sie an einige Haken, die offenbar dazu kürzlich erst eingeschraubt worden waren. Mit dieser leichten Anstrengung aber war auch ihre ganze physische und moralische Kraft erschöpft; sie warf sich auf das Sopha und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Ein Mann sprang vom Fensterbrete in die Stube und näherte sich langsam ihr, die durch den ihr zugewendeten Schirm der Lampe im Halbdunkel saß. Sie sah es nicht, aber sie fühlte es.

„Sie haben schwerlich mich auf diesem Wege erwartet, Fräulein Sandau," — — sagte jetzt eine tiefe, wohlklingende aber ernste Stimme.

Bei ihrem Klange öffnete Frau Walther die festgeschlossenen Augen, sprang auf und starrte sprachlos vor sich hin: vor ihr aber stand Der, mit welchem sie sich jetzt so viel beschäftigt hatte, — — der Banquier Müller.

„Wilhelm!" — rief sie in einem Tone, der Herrn Müller

Digitized by Google

durch Mark und Bein drang, und sank bewußtlos in die Kissen des Sopha's zurück.

„Um Gotteswillen, was ist das?" — rief dagegen Herr Müller in größtem Schrecken aus, und drehte rasch die Lampe so, daß das volle Licht auf die Ohnmächtige fiel. — „Das ist Sophie oder ein Blendwerk der Hölle!" — — Doch schnell ermannte er sich und schrie in höchster Entrüstung: „Welches Gaukelspiel erlaubt man sich gegen mich?" —

Ein Blick aber auf die Ohnmächtige, die mehr einer Leiche als einer Lebenden ähnlich da lag, brachte ihn bald von dem Gedanken einer verstellten Ohnmacht zurück und ließ ihm ahnen, daß man einen Andern als ihn erwartet haben — daß sein ganz unerwarteter Anblick so erschütternd auf die frühere Geliebte gewirkt haben müsse. Er hielt es für Pflicht, ihr die erste Hülfe zu leisten; er sprengte ihr Wasser in's Gesicht und hielt ihr einen Flacon mit Riechsalz unter die Nase, den er immer bei sich führte. Sie kam bald wieder zu Bewußtseyn, bedurfte aber einiger Zeit, ehe sie völlig klar über das Geschehene wurde.

„Erlauben Sie, Frau Räthin, daß ich Ihre Leute herbei rufe?" — fragte endlich Herr Müller.

„Nimmermehr!" sagte diese mit matter Stimme; — „was würden, was müßten diese von mir denken?"

„Soll ich mich entfernen auf dem Wege, auf welchem ich gekommen bin?"

„Um Gotteswillen nicht! — wenn Sie Jemand herabsteigen sähe! — Ziehen Sie eiligst die Strickleiter herauf."

Herr Müller that es. Dann fragte er: „Auf welchem Wege aber wünschen Sie, daß ich Ihr Haus verlasse?"

„Es ist zuvor eine Erklärung zwischen uns nöthig. Wen suchten Sie in diesem Zimmer?" —

„Ihre Nichte, Fräulein Sandau; wen aber erwarteten Sie?"

„Ihren Neffen, Herrn Julius Müller."

„Sie waren von dem beabsichtigten, unüberlegten Streiche desselben also unterrichtet?"

„Der Zufall machte mich damit bekannt, und um ihn zu verhindern, bin ich hier. Und Sie?" — — —

„Der Zufall diente mir wie Ihnen. Ich verhinderte meinen Neffen, hierher zu kommen, und kam, um Ihrer Fräulein Nichte Vorstellungen zu machen und gegen sie selbst die Erklärung abzugeben, daß ich nie zu einer Verbindung meines Neffen mit ihr meine Zustimmung geben werde. Ich wollte jeder Täuschung zuvorkommen, der sich mein Neffe rücksichtlich einer möglichen Veränderung meiner Gesinnungen, einer wahrscheinlichen Lustspielversöhnung, gegen sie schuldig gemacht haben könnte."

„Ich werde Ihre Bemühungen unterstützen; ich enterbe die einzige Tochter einer geliebten Schwester, wenn sie Ihrem Neffen ihre Hand reicht!" erwiederte in gereiztem Tone Frau Walther.

(Fortsetzung folgt.)

Anklage wegen verübten Mordes.

Mainz, 28. April.

Assisengericht.

Präsident: Hr. Obergerichtsrath Levita; Staatsbehörde: Hr. Generalstaatsprokurator Parkus; Vertheidiger Hr. Anwalt Zitz. Zwei Suppleant-Richter und drei Ergänzungs-Geschworne sind wegen der längeren Dauer der Prozedur beigeordnet.

Auf der Tafel vor den Richtern liegt als Ueberführungsstück ein Artillerie-Säbel mit Kuppel und Scheide.

Die Umgebung des Justizpalastes war gestern früh vor 9 Uhr schon mit Personen angefüllt, welche die Eröffnung der Sitzung erwarteten. Kaum geöffnet, füllten sich der Sitzungssaal und die reservirten Räume.

Kurz hernach wurde der Angeklagte durch die Gensd'armerie eingeführt. Es ist ein junger Mann von 24 Jahren, von militärischer Haltung und starkem Körperbau. Sein gescheiteltes starkes Haar und sein zugestutzter Backenbart zeugen von einer gewissen Eitelkeit; seine reinliche Kleidung, die für seinen Stand sogar elegant zu nennen ist, gibt ihm das Ansehen eines Menschen, der auf Putz hält; sein Gesicht ist nicht unangenehm, aber seine grauen Augen geben ihm bei ihrer steten Bewegung ein unheimliches Ansehen, das durch eine niedere, gerunzelte Stirne vermehrt wird. Seine Haltung ist sehr ruhig, seine Antworten vorsichtig und bemessen. Mit seiner Haltung und Körperstärke bildet das weiße Sacktuch, das er stets in der Hand hält, um die von Zeit zu Zeit hervorquellenden Thränen abzutrocknen, einen grellen Kontrast.

Dem Anklage-Akte zufolge ist dem Michel Jost, 24 Jahre alt, geborrn in Fiethen, Zimmermann und Kriegsreservist im großherzl. hessischen Artillerie-Corps, von Seiten der ihm vorgesetzten Militärbehörde das Zeugniß ertheilt worden, daß er sich während seiner Dienstzeit äußerst schlecht betragen, daß er dem Trunke ergeben und sich in diesem Zustande stets als ein zu allen Schlechtigkeiten fähiges Subjekt gezeigt, daß er in nüchternem Zustande zwar willig, allein doch in hohem Grade roh gewesen sey. Gegen Ende des vorigen Jahres arbeitete er während seines Großurlaubs hier in Mainz als Zimmermann und wohnte in dem Hause seines Schwagers, des Federviehhändlers Bornschlegel.

Am Morgen des 29. Dec. 1845 bat er die Barbara Zentgraf, Dienstmagd des genannten Bornschlegel, um ein Darlehn von einigen Gulden; sie schlug es mit den Worten ab, sie brauche selbst ihr Geld und könne ihm nichts geben. Hierüber wurde der Angeklagte sehr bös und begab sich sofort in ein Bierhaus, wo er bis gegen 10 Uhr verweilte, drei Schoppen Bier und etwas Schnaps trank und im Ganzen für beide Getränk-Sorten acht Kreuzer verausgabte.

Nach 1 Uhr des Mittags kam der Angeklagte in das Haus seines Schwagers Bornschlegel zurück. Er trat in die Stube zu ebener Erde und schlug die Thüre mit solcher Heftigkeit zu, daß das ganze Haus davon erzitterte. In dieser Stube war die Dienstmagd Zentgraf und die Anna Marie Datz anwesend; Erstere trug das Kind ihrer Dienstherrschaft auf dem Arme, Letztere rupfte eine Gans. Der Angeklagte schien sehr aufgeregt und erboßt, und der Zentgraf kam es vor, als wenn er angetrunken wäre; die Datz nahm keine Spur von Trunkenheit an ihm wahr. Ohne ein Wort zu reden, ging er gerade von der Thüre nach der Wand, nahm seinen Säbel herab, zog blank, warf Scheide und Kuppel auf den Boden und zertrümmerte mit einem Säbelhiebe das in der Thür angebrachte Fenster. Die Zentgraf redete, in der Absicht, ihn zu besänftigen, ihn mit den Worten an: „Ach, lieber Michel, was machst Du denn?" Nun wendete sich der Angeklagte gegen die Zentgraf und versetzte ihr mit dem blanken Säbel heftige Hiebe auf den Kopf; schwer getroffen sank sie zusammen, erhielt sich aber in einer hockenden Stellung, ließ das Kind aus ihren Armen auf ihren Schooß herabgleiten und hielt die eine Hand zum Schutze über ihren verwundeten Kopf, während sie die andere schützend über das Kind ausstreckte. Jost fuhr fort, mit seinem blanken Säbel gegen den Kopf der Zentgraf einzuhauen und schlug ihr eine tiefe Wunde in die Hand, welche sie schirmend über ihren Kopf gehalten. Sie legte nunmehr die zerhauene Hand über das Kind, um dasselbe fortwährend vor Mißhandlungen des Angeklagten zu bewahren und brachte die andere noch unversehrte Hand über ihren Kopf zur Abwehr gegen die Säbelhiebe. Nachdem der Angeklagte auch die zweite Hand der Zentgraf durch einen Säbelhieb schwer verletzt hatte, verließ er das Zimmer, warf seinen von Blut triefenden Säbel in die Hausflur und entfloh. Nach kurzer Zeit, noch an demselben Nachmittage, wurde er in dem Hause eines Verwandten verhaftet, als er gerade beschäftigt war, sich umzukleiden. Er ward sofort einem Verhöre unterworfen und er-

Digitized by Google

klärte: Als er seine Militärkleidungsstücke und seinen Säbel aus der Stube zu ebener Erde wegzutragen beabsichtigt, sey er durch eine Aeußerung der Zentgraf in Zorn gerathen und habe derselben mit dem in der Scheide steckenden Säbel einen Schlag auf die Hüften versetzt, die Zentgraf habe nach dem Säbel gegriffen und die Scheide weggezogen. Nicht gewahrend, daß er nun mit dem blanken Säbel bewaffnet sey, habe er der Zentgraf einen Hieb mit dieser blanken Waffe beigebracht und bemerkt, daß in Folge dieses Hiebes die Zentgraf verwundet gewesen und geblutet habe.

Die ärztlichen Fundberichte konstatiren vier sehr schwere Verletzungen an dem Körper der Zentgraf, nämlich an dem Kopfe zwei lebensgefährliche Wunden und an jeder Hand eine sehr bedeutende Verletzung. Die Gerichtsärzte sprechen die Ansicht aus, daß sämmtliche Wunden durch ein scharfschneidendes, mit heftiger Gewalt geführtes Instrument beigebracht worden. — Am 6. Jan. 1846 ist die Barbara Zentgraf gestorben. — In den bei der Prozedur befindlichen Berichten und Gutachten begründen die Gerichtsärzte ihre Ueberzeugung, daß die Zentgraf nur allein an den schweren Verletzungen ihres Kopfes und an deren unabweislichen Folgen gestorben ist. — Demzufolge wird Michel Jost angeklagt, am 29. Dec. 1845 im Affekte, in Gefolge eines mit Vorbedacht gefaßten Entschlusses, der Barbara Zentgraf, in der Absicht, dieselbe zu tödten, mittelst Säbelhieben solche Beschädigungen beigebracht zu haben, daß sie als wirkende Ursache den Tod der genannten Zentgraf herbeigeführt haben.

Ehe das Zeugenverhör begann, nahm der Herr Präsident den Angeklagten ins Verhör. Frage: Standen Sie mit der Barbara Zentgraf in Verhältnissen? Antwort: Nein. Haben Sie sie nicht einige Mal zum Tanze geführt? Nein. Haben Sie Geld von ihr geliehen? Ja, öfter; ich habe es ihr aber immer wiedergegeben. Haben Sie nicht Ausgaben gemacht, die Sie in Geldverlegenheit brachten? Niemals, ich verdiente soviel als ich bedurfte. Sie waren doch Ihrer Schwester, bei der Sie Kost und Wohnung hatten, Geld schuldig? Ja, aber nicht viel. Wollten Sie am 29. Dec. nicht Geld von der Barbara Zentgraf entlehnen, um Ihre Schwester damit zu befriedigen? Nein. — Ueber die Verwendung seiner Zeit am Vormittag des 29. Dec. befragt, sagte er, er sey Morgens um 9 Uhr in das Brauhaus zum Rebenstock gegangen, hätte dort drei Schoppen Bier und für einige Kreuzer Schnaps getrunken; von da hätte er sich in ein anderes Bierhaus begeben, dessen Namen er nicht kenne, auch die Straße, wo es liege, nicht anzugeben wisse; dort hätte er wieder Schnaps getrunken, und nun erinnere er sich nicht mehr, was weiter mit ihm vorgegangen. Auf die weitere Frage, ob er sich denn nicht entsinne, was er in dem ersten Verhöre vor dem Herrn Untersuchungsrichter ausgesagt? entgegnete er, er sey so verwirrt gewesen, daß er nicht wisse, was er damals gesagt habe. Ob er sich denn auch nicht erinnere, daß er eingestanden, nach 12 Uhr in das Haus seiner Schwester gekommen zu seyn, die Thüre zugeschlagen, den Säbel von der Wand genommen, der Zentgraf, die ihn bös gemacht, einen Schlag damit versetzt zu haben, daß sie geblutet habe? Er habe in dem Gefängnisse etwas der Art gehört, und er könne in seiner Verwirrung es wohl auch wieder gesagt haben.

Der Präsident richtete eindringliche Ermahnungen an den Angeklagten, dieses Läugnungssystem aufzugeben und frei und offen vor den Geschwornen zu bekennen; das müsse, fügte er bei, einen viel günstigeren Eindruck auf dieselben machen, als das hartnäckige Abläugnen von Thatsachen, die er früher so umständlich angegeben habe. Der Angeklagte trocknete seine feuchten Augen mit seinem Sacktuche ab, beharrte aber immer bei seiner früheren Aussage, daß er sich nichts erinnere.

Es wurde nun zum Zeugenverhöre geschritten. Der erste Zeuge, der Kreis-Physikus Hr. Hofrath Dr. Leo, deponirte Folgendes: Er sey von der Gerichtsbehörde requirirt worden, um die Wunden der Barbara Zentgraf zu untersuchen. Sie hätte zwei Wunden an dem Kopfe gehabt und an jedem der beiden Arme eine. Die eine Kopfwunde, die ohne Widerstand auf den Kopf geschlagen worden, wäee über zwei Zoll lang und tief gewesen, hätte die Kopfhäute durchdrungen und die Hirnschale so zerschmettert, daß drei Stücke Knochen abgeschlagen und das Hirn herausgetreten sey. Die zweite Kopfwunde wäre weniger tief gewesen. Die zwei Armwunden, an denen man bemerkt hätte, daß sie auf die Arme geschlagen worden, als mit denselben die Hiebe gegen den Kopf hätten abgewehrt werden sollen, hätten von dem Ellenbogen bis an das eine Handgelenke gereicht und wären mit so ungeheurer Kraft versetzt worden, daß nach dem Auflösen des ersten Verbands die eine Hand abgefallen sey. Auf wiederholte Fragen äußerte der Gerichtsarzt jedes Mal: Nur einer ungeheuren Kraftanwendung wäre es möglich gewesen, solche Verletzungen mit dem kleinen Säbel, der ihm vorgelegt wurde, zu versetzen. Hr. Hofrath Leo gab die Verletzungen als die alleinige Ursache des Todes der Barbara Zentgraf an, die eine an allen Theilen gesunde, bildschöne Weibsperson gewesen sey. Diese Aussage und die Vorzeigung des Schädels der gemordeten Zentgraf mit den tiefen Wunden machte einen höchst schmerzlichen Eindruck auf alle Anwesende. Der Angeklagte, öfter von dem Hrn. Präsidenten interpellirt, blieb bei seiner Behauptung, sich nichts zu erinnern, und scheinbar ruhig, trocknete er sich die thränenden Augen mit seinem Tuche.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Bund. *)

Der Becher schäumt, es perlt der Wein,
Auf, Brüder, trinkt und stimmet ein:
Der deutsche Bund soll leben!
Er macht uns stark, er macht uns groß,
Und bricht auch Sturm und Wetter los,
Wir werden nimmer beben.

Ein donnernd Hoch sey ihm gebracht,
Dem Bund, der uns zu Helden macht,
Dem starken deutschen Bunde!
Wenn Alles ringsum untergeht,
Er bleibt, und unsre Freiheit steht
Auf felsenfestem Grunde.

In seinem Schooß gedeiht die Thal
Der Tugend und der Weisheit Saal
Grünt wie die deutschen Reben.
Er wird, beschirmt von Gottes Hand,
Fortwachsen, und das Vaterland
Zu Glück und Ruhm erheben.

Ein And're mag der Zöllner Bund,
Ein And'rer deutscher Fürsten Bund
Vergöttern oder schwärzen:
Der Bund, den unser Jubel meint,
Es ist der Bund, der uns vereint,
Der Bund der deutschen Herzen.

Der Bund ist deutschen Weines werth,
Er bleibe stark und hochgeehrt
Bis zu den fernsten Tagen!
Hoch leb' der deutsche Bruderbund
So lang' auf unserm Erdenrund
Noch deutsche Herzen schlagen!

W. H. P....t.

*) Aus der noch ungedruckten Sammlung „Gedichte eines jungen Advokaten."

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig.) Das öffentliche Ausgebot einer Belohnung von 100 Rthlr für den, welcher zur Wiedererlangung von 26 goldenen Cylinder-, Damen- und Repetiruhren behülflich ist, um die ein fremder Uhrenhändler hier betrogen wurde, weis't auf einen sehr schlauen und frechen Streich hin. Der Betrüger ließ sich nämlich die ausgewählten und behandelten Uhren in ein dazu mitgebrachtes Kästchen vom Verkäufer verpacken, und nahm diesen sammt dem Kästchen mit in den Gasthof, wo er abgestiegen war, und wo sofort die Bezahlung erfolgen sollte. Auf dem Zimmer angekommen, wurde das Kästchen mit den Uhren auf den Tisch gestellt, und der Käufer bemühete sich, ein anscheinend Geld enthaltendes und mit einer ansehnlichen Summe bezeichnetes Fäßchen zu öffnen. Es fehlte an Hammer und Zange, und er ging, diese bei'm Wirthe zu holen, kam aber nicht wieder. Das auf dem Tische zurückgelassene Kästchen war nicht das mit den Uhren, sah diesem jedoch täuschend gleich. Jenes war mit dem Betrüger verschwunden, der es gewandt zu vertauschen gewußt haben muß.

(Frankfurt a. M.) Die bereits angezeigte Benefiz-Vorstellung für Mad. Thomas — „Marie-Anne, oder: ein Weib aus dem Volke" — findet nächsten Montag, den 4. d., statt.

Korrespondenz.

Fulda, im April.

Das Leben eines Mannes verdient dann eine öffentliche Darlegung, wenn es nach Form und Inhalt Eigenthümlichkeiten und besondere Beziehungen darbietet. Dieses dürfen wir von dem neulich in Fulda verblichenen Postmeister George Appel sagen. Zu Kassel am 8. April 1796 geboren, besuchte er das Friedrichs-Lyceum daselbst, dann das Pädagogium zu Marburg. Mit schneller Fassungsgabe von der Natur ausgerüstet, widerstrebte dem leicht erregten Gefühle, der lebhaften Phantasie der trockene Gedächtnißkram, worin zu damaliger Zeit die Hauptdressur der jugendlichen Geister bestand. Ein edler Trieb nach That und Ehre beflügelte den Entschluß des angehenden Jünglings, der nach kaum zurückgelegtem 15ten Lebensjahre sich in der Jägeruniform gefiel, die er als Freiwilliger wählte und einige Monate später den Feldzug nach Rußland mit antrat. Das zarte Alter wurde von den Strapatzen des Feldzugs stark angegriffen und bei dem Rückzuge der französischen Armee im Dec. 1812 der nach Sprengung eines Carré's am Halse durch einen Lanzenstich verwundete A. gefangen. Unter Aufwendung aller noch übrigen Kräfte kroch er an einem Abende aus der Kirche, in welche die Gefangenen eingesperrt waren, wurde von einer Bäckerswittwe gefunden und in deren Haus gebracht, wo er Schutz erhielt. Da A. hier in seiner hülflosen Lage keinen Rath wußte, so wendete er sich an den Chef der Regierung zu Lithauen, Hrn. v. Schön. Der edle Mann war sogleich bereit, den Bittsteller zu unterstützen; er ertheilte zu seiner Behandlung und Unterhaltung die nöthigen Anordnungen und wiederholte täglich seine Besuche. Bald darauf ließ Hr. v. Schön seinen jungen Schützling zur Sicherheit auf das Land zum Pfarrer Hübsch nach Remmersdorf bringen, wo der Jüngling heitere Tage verlebte und wo der Genuß der ländlichen Natur und die Benutzung der Bibliothek des Pfarrers einen wohlthuenden Einfluß auf sein Gemüth äußerten. Nach einiger Zeit verließ A. sein friedliches Asyl und jetzt trat He. v. Schön in's Mittel, beschäftigte A. in der Kanzlei der Regierung von Lithauen mit dem Versprechen baldiger definitiver Anstellung, wenn Fleiß und Tüchtigkeit bewiesen werde. Ein gütiger Genius wachte über A's. Geschick und riß ihn noch einmal von einer Lebensart hinweg, die mit seinen Körperzuständen nie in Harmonie gebracht werden konnte. Zum zweiten Male erscholl durch Deutschlands Gauen der Ruf zu den Waffen gegen Frankreichs Adler, der, nach Abschüttlung seiner Fesseln, schnell die dem entfremdeten Boden eingepflanzten, verkümmernden Lilien niedertrat und sich zu einem zweiten Fluge über den europäischen Continent anschickte. Doch loderte in A's Brust die Thatenlust wieder auf, und mit dem Regierungszeugnisse, durch Fleiß, Ordnung und Führung sich die besondere Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erworben zu haben und mit einer durch Hrn. v. Schön vermittelten, überall freie Station- und Fuhr gewährenden Marschordre eilte derselbe nach Kassel hin, um an dem Kampfe gegen Frankreich unter Hessens Fahnen Theil zu nehmen. Er trat in seine alte Charge und war, wo es galt und besonders, wenn Freiwillige auf einen gefahrvollen Posten vorgeschoben werden sollten, stets unter den Ersten, wie namentlich bei der Erstürmung von Charleville. Deshalb zum Orden vom eisernen Helme mit vorgeschlagen, versagte ihm das Loos seine Gunst. Nach dieser bewegten Lebensweise ging A., aus dem Felde zurückgekehrt, zum Postdienste über, in dem er 30 Jahre lang stand. Sein Eifer, seine Ergebenheit für den Dienst seines Herrn war eben so groß, als unermüdlich sein Fleiß. Ueberall war sein Auge, wo es eine Beeinträchtigung des Aerars vermuthete und er führte diesem namhafte Summen zurück, die man als verloren ansehen konnte. Er versah den fortwährend sich mehrenden Dienst, der drei tüchtige Gehülfen erfordert hätte, zehn Jahre lang allein oder doch nur von einem Unfähigen schlecht unterstützt. Diese Lebensweise erzeugte aber auch jahrelange schwere Leiden, die endlich den leider zu frühen Tod im noch kräftigen Mannesalter herbeiführten. Wie der Verblichene von jeder schönen That, von jedem großen Gedanken schnell und lebhaft begeistert wurde, wie jeder Mann, der für etwas Allgemeines kämpfte oder litt, an ihm den innigsten, zu jedem Opfer fähigen Verehrer fand, so war A., auch bei großer Reizbarkeit, doch in jeder Gesellschaft wohl gelitten, konnte der munterste, nie verlegene Unterhalter seyn. Bei aller Strenge im Dienste, war er gegen Jedermann ohne Ausnahme höflich und gefällig, und der Erste, der das Sprüchwort: „Grob wie ein Postoffizjant" dahier verdannte. Die allgemeinste Achtung, in welcher der Verblichene als Beamter und Mensch bei allen Einwohnerklassen stand, bekundete die aufrichtige Theilnahme während seiner langen Leiden und an seinem Leichenbegängnisse, dem auch die hiesige katholische Geistlichkeit, dessen Haupt dem Verblichenen stets Wohlwollen und besondere Geneigtheit bewiesen hatte, sich anschloß. Ein zärtlicher Gatte und Vater, bleibt er seiner Familie, bleibt er seinen Freunden, denen er mit voller Neigung zugethan war, unvergeßlich.

Darmstadt, 28. April.

Unsere Bühne geht mit starken Schritten ihrem herkömmlichen Sommerschlaf entgegen, der spätestens in der zweiten Hälfte des kommenden Monates eintreten dürfte. Indeß zeigt sie sich auch im Scheiden ihrer Bestimmung würdig und sucht uns theils mit dem guten Alten, theils mit dem besseren Neuen zu unterhalten. Erst vorgestern wurden uns als neu vorgeführt: „Die Krondiamanten", eine komische Oper Auber's, die — es ist nicht zu läugnen — manche Schönheiten hat, die aber von andern dramatischen Compositionen des berühmten Musikers weit übertroffen werden dürfte. Die Rollen waren sonst gut besetzt. Hr. Birnstiel, Bajano, Mad. Marlow, Diana, Hr. Pasque, Don Enriquez u. A. errangen durch ihre Productionen jene schönen Erfolge, die man an ihren Darstellungen gewöhnt ist. Besonders gefiel das Duett zu Anfang des zweiten Acts, gesungen von Mad. Marlow und Fräul. Neukäufler welche als Theophila auftrat. Hr. Mayr, heute als Don Sebastian thätig, wird uns am Schluß der Saison verlassen und nach Prag übersiedeln. Auch Hr. Cramolini, heißt es, würde zu derselben Epoche von uns scheiden, eben so Emilie Biesele, die schöndegabte junge Sängerin, die viel zu wenig hier beschäftigt war, als daß sie es über sich hätte gewinnen können, ihr hiesiges Engagement in der glücklichen Epoche frischjugendlichen Strebens länger beizubehalten. Ein anderes Kunsttalent, Fräul Betty Fischer, welche unserer Stadt angehört, hat sich auf ihrer Durchreise nach London nur kurze Zeit hier aufgehalten und ein vielbesuchtes Konzert gegeben, in welchem sie durch ihren schönen und kunstgerechten Gesang den ungetheiltesten Beifall erntete. — Eine neue interessante Erscheinung für unsere Bühne ist Fräul. Eppert vom ständischen Theater zu Linz, welche gleich bei ihrem ersten Auftreten als Franziska in „Mutter und Sohn" durch die Grazie und Schönheit ihres Spiels einen ungemein günstigen, durch den schmeichelhaftesten Beifall sich kund gebenden Eindruck hervorbrachte, der bei ihrem zweiten Gastspiel als Leopoldine in Töpfer's Lustspiel: „Der beste Ton", noch um Vieles gesteigert wurde. — Die hiesige Polizeibehörde hat kürzlich eine Anzahl Weibspersonen vom Lande gefänglich eingezogen, welche zur Mittagszeit sich in die Wohnungen einschlichen, die Küchen recognoscirten und aus denselben mitnahmen, was ihnen gefiel, insbesondere silberne Löffel und dergleichen Dinge von Werth, die sich leicht verbergen ließen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. Mai. Nacht und Morgen, Drama in 4 Abth. (Gastrolle) Philipp Morton: Hr. Gedan, vom Theater zu Regensburg.

Montag, 4. Mai. (Zum Vortheil der Mad. Thomas): Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten, nebst einem Vorspiel: der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian; deutsch von Dräxler-Manfred. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 122. Sonntag, den 3. Mai 1846.

Nach zwanzig Jahren.

(Fortsetzung.)

Eine Pause folgte diesem Austausche wenig freundlicher Gesinnungen. Herr Müller brach zuerst das Stillschweigen. — „Wir sind über die Sache einverstanden: darf ich aber fragen, welche Gründe Sie haben, sich der Bewerbung meines Neffen zu widersetzen? Die meinigen, wenn Sie darauf bestehen, will ich Ihnen nicht vorenthalten, da der Zufall, oder vielleicht die Vorsehung, mich nach zwanzig Jahren stolzen und selbstbewußten Schweigens und tiefen Grames Ihnen gegenüber stellt."

„Sie wollen es wirklich? Wohlan denn, so hören Sie: Ich liebte einen jungen, mir achtungswerth und liebenswürdig erscheinenden Mann mit aller Innigkeit eines jungen und jungfräulichen Herzens. Unsere Eltern billigten unsere gegenseitige Neigung, und waren im Begriffe, uns feierlich zu verloben, als mein Geliebter eine Geschäftsreise antreten mußte, die ihn längere Zeit von mir entfernte. Während seiner Abwesenheit erfuhr ich von einem seiner Freunde, der auch im Hause meiner Eltern Zutritt hatte, daß mein Verlobter — so wurde er schon genannt — ein übelberüchtigtes Stadtquartier und darin ein junges Frauenzimmer mit einem Kinde häufig besucht und derselben noch kurz vor seiner Abreise eine andere und anständigere Wohnung gemiethet habe. Mein Herz sträubte sich, einen solchen Treubruch zu glauben; doch unser Hausfreund verschaffte mir die Ueberzeugung davon. Ich ging mit ihm verkleidet — es galt ja mein ganzes künftiges Wohl und Wehe! — in eine jener Straßen, die kein sittsames Mädchen sonst zu betreten pflegt, und erhielt von den früheren Wirthsleuten die Gewißheit, daß mein Verlobter jenes Frauenzimmer, die dort ihre Niederkunft gehalten, oft besucht, ihr Geld gebracht, ihr geschrieben, das Kind geliebkos't habe. Ich besuchte auch die zweite Wohnung; das Frauenzimmer war eben abgereis't, aber ihre achtbaren Wirthsleute wiederholten mir, was jene versichert hatten. Ich war betäubt von dem Gehörten; ich fürchtete wahnsinnig zu werden. Nur mein Stolz, vielleicht mein Hauptfehler, hielt mich aufrecht. Ich sprach mit meinen Eltern, ohne gegen sie, wie gegen sonst Jemand, eine Sylbe von dem Erfahrenen zu sagen, und nahm einfach mein Wort zurück.

Der, welcher mir über die Unwürdigkeit meines Verlobten die Augen geöffnet, begehrte meine Hand in jener Zeit des tiefsten, verborgenen Seelenschmerzes; ich gab sie ihm auf den Wunsch meiner Eltern; es war mir gleichgültig, wer sie besaß, war doch mein Herz gestorben. Meine kurze Ehe war eine übereilte, sie wurde eine unglückliche. — — —"

Hier verhüllte Frau Walther schluchzend ihr Gesicht. Herr Müller hatte in lebhaftester Spannung vor ihr gestanden und sie mehrmals unterbrechen wollen, war aber jedesmal durch eine gebieterische Handbewegung abgehalten worden. Jetzt, wo sie schwieg, hielt er nicht länger an sich.

„Sophie!" — rief er in heftigster Bewegung, indem er ihre Hand ergriff — „ich beschwöre Sie, bei Allem, was Ihnen heilig ist, — sagen Sie mir, ob Sie nie einen andern Grund hatten, mir Ihre Liebe zu entziehen?"

„War er nach Ihrer Meinung etwa nicht ausreichend?" — fragte Frau Walther mit Bitterkeit, indem sie ihm ihre Hand entzog.

„Antworten Sie mit Ja oder nein auf meine Frage! Der Frieden meines Herzens, vielleicht der des Ihrigen, hängt von Einer Sylbe ab."

„Nun denn, nein!"

„Gott sey gepriesen! dann kann ich mich rechtfertigen, dann kann ich Sie zwingen, mich, wenn nicht zu lieben, doch wieder zu achten!"

„Wäre es möglich?" lallte die Räthin, und winkte Herrn Müller, neben ihr Platz zu nehmen. Dieser bemächtigte sich ihrer Hand auf's neue und sagte:

„Ich habe Ihre Erzählung schweigend angehört, theure Sophie; hören Sie jetzt die meinige:

„Einige Monate vor meiner plötzlichen Abreise in Geschäften, machte mich mein vertrautester Freund mit seinen Herzens- und häuslichen Angelegenheiten bekannt. Er liebte leidenschaftlich ein junges Mädchen aus dem Bürgerstande eines benachbarten Städtchens. Seinen rechtlichen Bewerbungen um ihre Hand setzte seine eigne Familie Hindernisse entgegen. Er ließ sich heimlich, mit Vorwissen jedoch ihrer Eltern, mit ihr trauen, und sie lebte vor der Hand noch in deren Hause, wo er sie so oft besuchte, als seine damalige Stellung nur immer zuließ. Sie ward guter Hoffnung. Um das Aufsehen und üble Nachreden im Städtchen zu vermeiden, entschloß sich mein Freund, seine junge Frau hierher zu nehmen. Erst seit achtzehn Monaten hier wohnhaft, kannte er manche lokale Verhältnisse nicht, und da er Niemandes Rath einholen mochte, nahm er arglos eine Wohnung an, die ihm ein Wohnungsmakler unterster Klasse in einem verrufenen Stadtquartier zuwies. Die junge Gattin meines Freundes war ihrer Entbindung nahe, als dieser in wichtigen Angelegenheiten seines Hauses eine weitere Reise antreten und längere Zeit in Wien verweilen mußte.

In dieser peinlichen Lage war es, wo er zu mir kam und seine Verhältnisse mir ohne Rückhalt mittheilte.

Er bat und beschwor mich um unserer Freundschaft willen, mich seiner Emilie anzunehmen, sie zuweilen zu sehen, sie mit dem nöthigen Gelde zu unterstützen, für ihre Bedürfnisse zu sorgen und ihm regelmäßig Nachricht zu geben. Ich gab ihm Wort und Handschlag darauf, und mit leichterem Herzen reis'te er ab. Die Adresse, die er mir gab, hatte ich, ohne sie anzusehen, in mein Taschenbuch gelegt; unser Abschied geschah überhaupt im

Digitized by Google

Fluge. Ach, ich ahnete nicht, daß der übernommene Auftrag mir das Glück meines Lebens kosten würde!

Wenige Tage darauf wollte ich, meinem Versprechen zufolge, Emilie meinen ersten Besuch machen. Wie erschrak ich aber, als ich nach der Adresse langte und aus derselben ihre Wohnung ersah; sie lag in der verrufensten Gegend, in dem verrufensten Winkel der Stadt. Ich war zu bekannt, als daß ich wiederholt in jene Straße gehen konnte, ohne bemerkt zu werden. Mein ganzes Gefühl sträubte sich dagegen; ich zitterte, wenn ich daran dachte, meine theure Sophie oder ihre Verwandten könnten meine Besuche dort in Erfahrung bringen. Und doch hatte ich mein Wort gegeben, und doch war ich die einzige Stütze eines ohne mich ganz hülflosen unbescholtenen Wesens! Ich beschloß, unverzüglich für Emilien eine andere Wohnung ausfindig zu machen, und ging, spät Abends, verhüllt wie ein flüchtiger Verbrecher, zu ihr. Ich fand sie leidend, sorgte für Arzt und alles Erforderliche. In wenigen Tagen erfolgte ihre Entbindung. An eine Wohnungsveränderung war vor der Hand nicht zu denken; sie wurde überhaupt noch sehr durch den unglücklichen Umstand verzögert, daß die junge Frau längere Zeit siechte und der Arzt die größte Ruhe empfahl.

Endlich gelang es mir, den Umzug bewerkstelligen zu können, und ich athmete freier. Kurze Zeit darauf mußte ich selbst verreisen, erfuhr aber zu meiner Beruhigung noch zuvor durch meinen Freund, daß es ihm gelungen sey, seine Eltern zu versöhnen, daß seine Geschäfte beendet wären, und er unverzüglich zurückkehren werde."

(Fortsetzung folgt.)

Anklage wegen verübten Mordes.

Mainz, 28. April.

Assisengericht.

(Fortsetzung.)

Hr. Dr. Leo deponirte ferner, die Barbara Zentgraf hätte ihm, als er ihre Wunden untersucht, erklärt, sie wäre von Michel Jost so verletzt worden; sie hätte bis wenige Stunden vor ihrem Tode volle Besinnung gehabt, und als sie schon die Sprache verloren, hätte sie sich noch durch Zeichen verständlich gemacht.

Die Vorlesung des ärztlichen Fundberichts und Gutachtens, die hierauf stattfand, bestätigte die mündlichen Aussagen des Gerichtsarztes in allen Theilen.

Der Angeklagte bemerkte darauf wiederholt, daß er von Allem, was vorgegangen, nichts wisse.

Der zweite Zeuge, Anna Maria Datz, ein Mädchen von ohngefähr 24 Jahren, die einzige Person, die bei der Mißhandlung gegenwärtig war, machte nach einer eindringlichen Ermahnung des Präsidenten folgende Aussage: Am 29. Dec., gegen 1 Uhr Mittags, wäre sie in einem Zimmer ebner Erde in der Bornschlegel'schen Wohnung mit der Barbara Zentgraf gewesen, die das Kind ihrer Herrschaft auf dem Arme gehalten hätte; sie hätte eine Gans gerupft, als plötzlich der Angeklagte eingetreten wäre, die Thüre mit großer Gewalt zugeschlagen hätte, nach dem Bette, das in der Stube gestanden, gegangen und seinen Säbel, der an der Wand hing, ergriffen und ihn abgehängt hätte. Ohne ein Wort zu reden, hätte er ihn aus der Scheide gezogen und mit einem Hiebe das Fenster in der Thüre eingehauen; die Zentgraf hätte hierauf gesagt: Lieber Michel, was machst Du da! Auf diese Worte hätte er die Säbelscheide und Kuppel auf den Boden fallen lassen und hätte der Zentgraf nach dem Kopfe gehauen; diese hätte das Kind von dem Arme in den Schooß gleiten lassen und wäre zusammengesunken, jedoch in einer sitzenden Stellung geblieben; hierauf hätte der Angeklagte ihr noch einige Hiebe auf die emporgehaltenen Arme und auf den Kopf versetzt und wäre dann zur Thüre hinaus geeilt. Wie er aus der Stube getreten, hätte er den blutigen Säbel in die Hausflur geworfen. Die Zentgraf sey wieder aufgestanden und blutend in der Stube herumgegangen. Betrunken sey ihr der Angeklagte nicht vorgekommen. Kurz nach dem Vorgange wäre der Joseph Bornschlegel, Sohn, eingetreten und hätte der Zentgraf das Kind abgenommen. Am Morgen des 29. Dec., fügte sie bei, wäre der Angeklagte in der Stube gewesen und hätte geäußert, wenn er nicht eine verstauchte Hand hätte, so würde er ihr beim Federvichrupfen helfen.

Von besondern Verhältnissen, in denen der Angeklagte zu der Zentgraf gestanden, erklärte die Zeugin nichts zu wissen; eben so wenig will sie von einem Geldanlehen des Angeklagten bei der Zentgraf etwas vernommen haben.

Der Angeklagte setzte dieser Deposition dieselbe Antwort wie in seinem Verhöre entgegen: er wisse nichts, er erinnere sich nichts.

Nach der Anna Maria Datz erschien der hiesige Polizeikommissär, Hr. Künstler, der die Verhaftung des Angeklagten vorgenommen und die erste Instruction besorgt hatte, vor dem Gerichtshofe.

Am 29. Dec., um 1½ Uhr Mittags, sagte er, sey er am Rheine gegangen, als man ihm angezeigt, daß in der Wohnung der Eheleute Bornschlegel ein Mädchen verwundet worden sey. Er hätte sich nun sogleich in die Lehrstraße in die Wohnung begeben; dort habe er erfahren, daß der Thäter in der nahe dabei befindlichen Wohnung einer andern Schwester sich befinde. Dort angekommen, hätte er ihn in einer neben der Wohnstube befindlichen Kammer versteckt gefunden. Er wäre eben beschäftigt gewesen, sich umzukleiden. Er hätte ihn nicht betrunken oder in einem besonders auffallenden Zustande gefunden; scheinbar ruhig, hätte nur die Arrestation einen merklichen Eindruck auf ihn gemacht. In dem Bornschlegel'schen Hause hätte er die Zentgraf, auf einem Korbe sitzend, gefunden. Sie wäre schon verbunden gewesen. Sie hätte ihm mit voller Besinnung erklärt, Michel Jost hätte sie mit dem Säbel gehauen; er wäre bös gewesen, weil sie ihm ein Geldanlehen abgeschlagen hätte, wäre darauf ins Wirthshaus gegangen, wäre angetrunken aus demselben zurückgekehrt und hätte sie dann so verletzt.

Der Angeklagte fand gegen die Deposition nichts zu erinnern.

Der dritte Zeuge, Joseph Bornschlegel, Sohn, 14 Jahre alt, Neffe des Angeklagten, machte folgende Aussage: Am 29. Dec., um 1 Uhr Mittags, hätte er mit seinem Vater in der eine Stiege hoch gelegenen Stube der Bornschlegel'schen Wohnung zu Mittag gegessen, als sie einen starken Schlag gehört; sein Vater hätte ihn hinuntergeschickt, um zu sehen, was vorginge. Er sey herabgestiegen, in die Stube getreten und hätte die Bornschlegel, stark blutend, mit dem Kinde auf dem Schooße, auf einem Korbe sitzend, gefunden. Er hätte ihr das Kind abgenommen, das voll Blut gewesen; den Angeklagten hätte er nicht gesehen; es wäre Niemand als die Zentgraf und die Anna Maria Datz in der Stube gewesen. Am Morgen desselben Tages hätte er den Angeklagten auf dem Markte gesehen.

Der vierte Zeuge, Stephan Mohn, Krankenwärter im Hospitale, sagte aus, die Zentgraf wäre am 29. Dec. ins Hospital gebracht worden; sie wäre bei allem Verstande gewesen und hätte ihm auf seine Anfrage erklärt, der Michel Jost hätte ihr die Hiebe auf den Kopf und die Arme gegeben; sie hätte dabei nicht erzürnt gegen denselben geschienen.

Gegen die Aussagen dieser zwei letzten Zeugen hatte der Angeklagte nichts zu erinnern.

Der fünfte Zeuge, Wilhelm Breivogel, Bierjunge im Brauhause zum Rebenstock, deponirte: Am 29. Dec. um 9 Uhr Morgens wäre der Angeklagte in die Bierstube gekommen und wäre bis 10 Uhr da geblieben; er hätte drei Schoppen Bier und für einige Kreuzer Branntwein getrunken und hätte acht Kreuzer verzehrt. Er hätte allein gesessen, sich ganz ruhig verhalten und an der Unterhaltung keinen Theil genommen; betrunken wäre er nicht

Digitized by Google

gewesen. — Der Präsident drang nach dieser Aussage in den Angeklagten, zu gestehen, wo er von 10 Uhr bis 1 Uhr gewesen. Er behaupte, setzte er bei, betrunken und in einem verwirrten Zustande nach Hause gekommen zu seyn, er solle also sagen, in welchem Hause er die Zeit zugebracht hätte. Der Angeklagte entgegnete, er wäre in ein anderes Bierhaus gegangen, das er nicht bezeichnen könne; dort hätte er Branntwein getrunken, der ihn so verwirrt gemacht hätte; weiter wisse er nichts zu sagen. Es war unmöglich, über diesen wichtigen Punkt der Prozedur Aufklärung von ihm zu erhalten.

Der Schwager des Angeklagten, Joseph Bornschlegel, Vatee, wurde nun in Gefolge der discretionären Gewalt des Hrn. Präsidenten vernommen. Der Angeklagte war bei ihm in Wohnung und Kost. Auf die Frage, ob er regelmäßig bezahlt hätte, erklärte der Zeuge: Er wisse nicht, daß er Etwas schulde. Ueber den Vorgang am 29 Dec. sagte er: Er wäre mit seinem Sohne am Mittagessen gewesen, als er einen Schlag gehört hätte, als ob man Holz haue. Er hätte seinem Sohne befohlen, zu sehen, was das wäre; dieser, nachdem er sein Fleisch gegessen, sey weggegangen. Eine halbe Stunde später wäre er wieder gekommen und hätte gesagt, die Zentgraf blute. Auf die Frage, ob das Kind nicht auch geblutet habe, erwiederte er: Das Kind hätte Blut an sich gehabt; seine Frau hätte ihm gesagt, es wäre gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Luftfahrt.

Die „Allg. Theater-Ztg." enthält folgende Mittheilungen über die letzte Luftfahrt von Dr. J. F. Natterer: „Durch den Antheil aufgefordert, welchen die Bewohner Wiens der am verflossenen Montage stattgefundenen Luftfahet geschenkt, säume ich nicht, unsere Erlebnisse auf der kurzen Fahrt durch diese Blätter mitzutheilen, und zugleich dem Leiter des Ganzen, Hrn. Lehmann, bei dieser Gelegenheit die gebührende Anerkennung seiner Umsicht und Sachkenntniß öffentlich auszusprechen. — Wir hatten anfangs die Gondel mit so viel Ballast versehen, daß die Wirksamkeit der Steigkraft völlig von uns abhing. Indem wir nun einen Theil des ersteren (Sand) langsam entfernten, entfesselten wir letztere und stiegen so allmählig vom Schauplatze empor. Duech weiteres Auswerfen von Sträußchen, Devisen und Bändern noch mehr erleichtert, ging es dann schneller und schneller, bis ungefähr 2000 Fuß, wo, um die Steigkraft zu vermehren, neuerdings Sand entfernt, und dadurch endlich die Höhe von 6000 Fuß gewonnen würde. Hier stand das Thermometer auf dem Gefrierpunkt, und es herrschte eine solche Windstille, daß sich der Aërostat lange nicht von der Stelle bewegte. Erst nach einiger Zeit trieb ihn ein schwacher Wind gegen die Leopoldstadt (nicht, wie man fälschlich meinte, gegen die Stadt), und dann wieder zurück über die Auen. Da wir glaubten, es würde sich nicht leicht zum zweiten Male ereignen, daß eine ähnliche Ruhe in höheren und tieferen Regionen zugleich eintrete und ein Ballon so lange in derselben Gegend sichtbar bliebe, so benützten wir die Gelegenheit, zu zeigen, daß wir den Ballon in unserer Gewalt hatten. Wir ließen uns daher so weit herab, daß wir nur noch ungefähr 40 Klafter von der Erde entfernt waren, stiegen dann eben so willkürlich im raschen Fluge empor, um unseren Befuch den Wolken abzustatten. Riesige Wolkenmassen wälzten sich auf uns zu und sanken unter uns herab; wir stiegen immer höher und höher, und gastfreundschaftlich von den Wolken aufgenommen, bargen sie uns in ihrer Mitte und bewirtheten uns mit dem, was sie hatten, mit acht Grad Kälte und einer tüchtigen Portion Schnee. Die erreichte Höhe war bei neuntausend Fuß, unsere barometrischen Höhenmessungen stimmten mit der trigonometrischen, welche Herr Direktor von Littrow auf der Sternwarte und im botanischen Garten anstellen ließ, und mit der mikrometrischen des Herrn Assistenten Krusper am polytechnischen Institute, ziemlich überein. Die subjektive Kälteempfindung war um so größer, als wir aus der verhältnißmäßig warmen untersten Luftschichte kaum emporgestiegen waren. Die beiden, an der Gondel angebrachten Flügel konnten kein bestimmtes Resultat liefern, es müssen einige kleine Veränderungen vorgenommen werden, um bei der nächsten Fahrt volle Wirkung zu geben; indessen scheint es, daß sie den Erwartungen entspreechen werden. Schwankungen der Gondel finden nie statt, eben so wenig Athmungsbeschwerden, wenigstens noch nicht in dieser Höhe, nur das Hören ist etwas erschwert. — Weder der Reif, welcher unsere Gondel bedeckte, noch die feuchten Nebel hätten vermocht, uns zur Rückkehr zu bewegen, wäre nicht die Nacht, und mit ihr, wie es schien, ein arges Regenwetter im Anzuge gewesen. Wir warfen daher noch einen Blick auf das Kahlengebirge, welches im Glanze der Abendröthe sich nur wenig über die Ebene erhob, auf die heller beleuchteten Städte Krems und Stein, durch ihre Lage an dem Strome, der das ganze Panorama wie ein Silberband bis Preßburg hinunter durchzog, erkennbar, auf die fernen österreichisch-steierischen Alpen, den mattschimmernden Neusiedlersee und endlich auf die im Mittelpunkte liegende, wie ein bunter Plan sich darstellende Residenz. — Das Ventil wurde geöffnet, das Gas entströmte mit Geräusch dem riesigen Ballon, und in gehaltenem Falle sanken wir gegen die Erde. In einer Höhe von 200 Fuß wurde der Anker geworfen, der sogleich auf freiem Felde haften blieb, und so landeten wir ganz sanft zwischen Florisdorf, Süßenbrunn und Leopoldau um 7 Uhr Abends."

Mannichfaltigkeiten

Die Einnahmen des ersten Quartals 1846 auf sämmtlichen großen englischen Eisenbahnen in England haben die des entspeechenden Quartals 1845 um 20 pr. Ct. und die von 1844 um 40 pr. Ct. übertroffen!

(Sulz a. N., 26. April.) In dem eine Stunde von hier entfernten Orte Dürrenmettstetten ereignete sich vor Kurzem der traurige Fall einer Wurstvergiftung. Am 2. April, Morgens 9 Uhr, hatten ein Schmied, sein Weib und ein bei denselben gerade in Arbeit stehender Schneider Leberwürste, die aber schon einige Wochen alt waren, genossen. Obwohl sie sich bald daeauf unwohl fühlten, so wurde doch der Arzt erst geeufen, als es zu spät war. Der Schneider, Vater von sechs Kindern, war nach wenigen Tagen das eeste Opfer, dann kam die Reihe an den Schmied, und nun ist noch die Frau des Letztern krank, und zwar in einem solchen übeln Zustande, daß wahescheinlich auch sie dem Gifte unterliegen wird. Möge dieses große Unglück zur Warnung vor dem Genuß verdorbener Würste dienen!

Korrespondenz.

Stuttgart, 20. April.

Mit der Ernennung Dingelstedt's zum Dramaturgen unseres Hoftheaters hat derselbe zugleich den Titel und Rang eines Legationsraths erhalten. Die Einführung in sein neues Amt hat bereits stattgefunden. Indeß werdern noch mehrere Veränderungen an unserer Hofbühne erwartet. An die Stelle der ausgeschiedenen ersten Sängerin, Fräul. Walter, die in Wien krank geworden, aber jetzt wieder hergestellt seyn soll und die mit ihrer jugendlich-kräftigen Stimme und herrlichen Gestalt, trotz dem, daß ihr noch einige Schule mangelte, von Vielen sehr vermißt wereen wird, soll nun ein Stern erster Größe treten, der freilich nicht mehr im frischen Jugendflimmer erglänzt, sondern schon mehr dem Niedergange sich zuwendet, Jenny Lutzer, die von der

Digitized by Google

Kaiserstadt so angebetete und nur ungern an ihren Gemahl, den königl. würtembergischen Hofrath, abgetretene, große Lutzer, die allerdings noch für mehrere Jahre die Stuttgarter in Entzücken zu versetzen geeignet ist. Man will wissen, sie werde 5000 fl. jährlich erhalten, ein hier bis jetzt noch nicht bezahlter Gehalt. Balletmeister Fenzl aus Wien, der unserem von Taglioni zur höchsten Blüthe gebrachten, von Thoms fast umgebrachten Ballet wieder neues Leben einhauchte, ist nach einjähriger Probezeit für länger engagirt worden. Seine mit Recht die allgemeine Bewunderung erregenden Kinder werden gewiß einmal Epoche machen. — Grunert ist zu einem Gastspiel hier angelangt, Pischek dagegen hat uns bereits wieder auf einige Monate verlassen, um in England Lorbeeren und Guineen zu ernten; Moritz, der bisherige Oberregisseur, eigentlich der intellectuelle Leiter des ganzen Hoftheaters bis zu Hrn. v. Gall's Amtsantritt, reis'te diesen Abend nach Karlsruhe ab, wie ich höre, zu einem Gastspiel dort und an einigen anderen Bühnen. — Fräul. Schütz von Karlsruhe wird uns, wie ich höre, wieder verlassen. — Die durch das Abtreten von Fräul. Stubenrauch entstandene Lücke ist noch nicht ausgefüllt und es könnten also vorerst ohne einen entsprechenden Gast Vorstellungen im klassischen Schau- und Trauerspiel gar nicht zur Aufführung kommen, selbst wenn uns eine größere Bühne wieder zu Gebot stünde, was aber vor dem Herbst nicht der Fall seyn wird, da wir bis jetzt auf das schöne, aber kleine Schloßtheater und vom Juni an auf das gleichfalls schöne und kleine Cannstatter Theater beschränkt sind.

Köln, 18. April.

Unter unsern städtischen Künstlern gewinnt jetzt Levi-Elkan, der geistreiche Illustrator, immer mehr und mehr Beifall und wird nicht allein in unserer Stadt, sondern auch im fernen Niederlande, in Belgien, nach Gebühr anerkannt. In der letzteren Zeit vollführte er mehrere Aufträge in Altardildeen (kleineren Evangelienbildern) und Stammbuchblättern. Erstere sind so schön gedacht, so streng mittelalterlich und doch wieder so fehlerlos und kunstgenügend ausgeführt, so ohne alle Steifheit und Roheit ersonnen, daß man den israelitischen Maler unter unsere besten christlichen Künstler zählen muß; und letztere so reichhaltig, so sinnvoll und mit solchem Aufwand an guter und neckischer Laune ausgestattet, daß man ihn mit gutem Gewissen neben den Düsseldorfer Schröder, den Dresdener Richter, den Münchener Neureuther stellen darf. Auch in letzterer Weise ist Levi streng gothisch, streng deutsch, weiß aber auch wie Keiner in dieser sonst so ernsten Kunst einen Reichthum von Spott, Witz und Scherz zu entfalten.

Mainz, 30. April.

Wie bei uns alles Schöne und Nützliche schnell Anklang findet, davon hatten wir vorgestern wieder einen glänzenden Beweis. Es ist nicht viel über zwei Jahre, daß in diesem Blatte berichtet wurde, wie ein neuer Verein in Mainz wieder in's Leben getreten sey, und man konnte sich damals mit Recht wundern, daß er nicht früher in's Daseyn gerufen wurde. Denn für das alte, an geschichtlichen Erinnerungen so reiche Mainz und für die nicht minder merkwürdige Provinz Rheinhessen paßt wohl kein anderer Verein mehr, als eben der sich Geschichte und Alterthümer zum Zwecke gesetzt hat. Daher war es wahrhaftig kein Wunder, daß dieser Verein nicht nur hier, sondern auch in der Provinz so allgemeine Theilnahme gefunden hat. Dieses zeigte sich besonders am 28. April, wo eine Generalversammlung statt fand. Es war ein glücklicher Gedanke des Vorstandes, daß dieselbe im Akademiesaal des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses gehalten wurde. Dadurch war es auch möglich, die Sammlungen der Alterthümer des Vereins aufzulegen. Diese waren nämlich in dem Nebensaal, dem ehemaligen Konzertsaale, mit den städtischen Alterthümern vereinigt, auf passende Weise geordnet und zeigten recht deutlich, wie reich sowohl die Stadt Mainz selbst an alterthümlichen Gegenständen jedee Art ist, als auch wie viel der Verein seit seinem kurzen Bestehen gesammelt hat. Hier erkannte man das Bedüefniß wieder recht dringend, daß die Stadt Mainz, so wie sie für alle übrigen Sammlungen glänzende Lokalitäten in neuester Zeit hergestellt hat, eben so für die kleineren Alterthümer recht bald ein passendes Lokal möge herrichten lassen. Nicht ohne Freude vernimmt man daher, daß unser für alles Gute sehr besorgte Gemeinderath bereits beschlossen hat, die Räume unterhalb dem Akademiesaal für die Anticaglien zu verwenden. Nichts kann passender seyn als dieses; denn dann werden die kleineren Alterthümer sich unmittelbar an die Inscheiften und Sculpturen aus dee römischen Zeit reihen, welche bekanntlich in den untern Räumen des Schlosses bereits mehrere Jahre aufgestellt sind. Möge nue obenerwähnter Beschluß des Gemeinderaths bald zur Ausführung kommen und dabei auch Rücksicht auf die Münzen genommen werden, die man diesmal schmerzlich vermißte. — Wiewohl die Generalversammlung auf Morgens 11 Uhr, auf eine in Mainz zu solchen Zwecken ungewöhnliche Zeit, angesagt war, hatte sich eine bedeutende Anzahl, wohl gegen 150, Zuhörer eingefunden, darunter sah man viele aus der Provinz, welche Mitglieder des Vereins sind. Allgemeine Bewunderung erfüllte die Anwesenden, als sie die Masse von Alterthümern, viele von hohem Werthe, aufgestellt fanden. Vor 12 Uhr begann die Generaloersammlung, in Gegenwart des Hrn. Vicegouverneurs, des Hrn. Bürgermeisters und anderer Honoratioren. Zuerst hielt der Direktor des Vereins, Hr. Dr. Emele, Richter dahier, eine Rede übee die verschiedenen Kulturstufen des menschlichen Geschlechtes; sodann stattete der Sekretär des Vereins, Dr. Professor Klein, Bericht über das verflossene Jahr ab. Wir können natürlich hier nicht ausführlich über beide berichten; nur kurz sey bemerkt, daß Hr. Emele recht scharfsinnig die verschiedenen Perioden menschlicher Kultur, deren er vier annahm, mit ihren Eigenthümlichkeiten entwickelte und namentlich zeigte, daß, so wie die dritte Periode mit Erfindung der Schreibekunst anhebt, die vierte eigentlich erst mit der Erfindung unseres Gutenberg beginnt. — Aus dem Jahresbericht erhellte deutlich, wie der Vorstand nach allen Seiten hin die Zwecke des Vereins zu fördern suchte. Besonders fiel uns auf, daß so viele Geschenke dem Verein gemacht wurden; mehr als 50 Geschenkgeber wurden namentlich aufgeführt. Die Bibliothek des Vereins wuede besonders durch die Verbindung mit 34 ähnlichen Vereinen Deutschlands und der Nachbarländer vermehrt. Auch durch Ankauf wurden manche höchst werthvolle Gegenstände eerworben, so wie auch eine der beiden Ausgrabungen, die im verflossenen Jahre auf Kosten des Vereins veranstaltet wurde, reichliche Ausbeute gab. Der öffentlichen Versammlungen waren es 10, worin passende Vorträge gehalten wurden; das zweite Vereinsheft wird noch diesen Sommer erscheinen. Die Statistik des Vereins stellte sich recht befriedigend heraus: am Ende des vorigen Jahres zählte der Verein 170 Mainzer, 72 auswärtige ordentliche Mitglieder; gegenwärtig zählt er 182 in Mainz, 83 in Rheinhessen. Edrn so ist die finanzielle Lage des Vereins auf das Beste bestellt, besonders da der hiesige Gemeinderath 400 fl. für das laufende Jahr zu geben beschlossen hat. Hierauf schritt man zur Ergänzung des Vorstandes: die vier austretenden Mitglieder, nämlich Hr. Richter Emele und die Professoren Sergens, Gredy und Grieser, wurden wieder gewählt; statt des nach Hadamar berufenen Dr. Becker trat Dr. Sparschuh, Reallehrer dahier, durch die Wahl in den Vorstand. Nachdem so die Geschäfte der Generaloersammlung beendigt waren, verfügten sich die Mitglieder in die neue Anlage, wo im Saale des Hrn. Marchisio ein Mittagessen für die Vereinsmitglieder orranstaltet war. Ueber die Trefflichkeit der Speisen ist nicht nothwendig, ein Wort zu sagen, da des Hrn. Marchisio's Küche allgemein bekannt ist. Dagegen könnten wir, wenn es der Raum erlaubte, viel erwähnen über die Fröhlichkeit und Munterkeit, die sich während der Mahlzeit allgemein kund gab. Nur eine kurze Anzeige möge hier genügen. Toaste wurden ausgebracht von dem Hen. Bürgermeister Nack auf das Wohl unseres allverehrten Landesvaters, von Hrn. Richter Emele auf das Wohl der Ehrenmitgliedee, in deren Namen der Vicegouverneur, Hr. v. Hieser Exc., auf das Verbindlichste dankte; Hr. Prof. Müller gedachte dee Mitglieder, die nicht am Essen Theil nahmen; Hr. Medizinalrath Dr. Geser ließ dem Vorstand des Vereins, Dr. Prof. Klein dem Gemeinderath dahier, Hr. Oeconom Sieglitz dem Direktor des Vereins wiederholt ein Lebehoch erschallen. Mehr noch als diese Toaste trugen zur Ergötzlichkeit die humoristischen und komischen Vorträge bei, die, zum Theil dramatischee Art, die Herren Emele, Maler Kempf und Prof. Gredy zum Besten gaben, so wie mehrere Lieder, die ganz besonders für dieses Fest von Prof. V. Müller gedichtet waren. Wir waren schon bei vielen Essen vieler Vereine können aber wahrhaftig behaupten, daß wir nie einem beiwohnten, das duech allgemeine Heiterkeit und fast an Ausschweifung gränzende Munterkeit sich so sehr auszeichnete, wie dieses Essen der Alterthümler, so daß sich auch hier wiederum zeigte, wie die Mainzer in allen Lebensoerhältnissen die angeborene fröhliche Laune zu bewahren wissen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. Mai. Nacht und Morgen, Drama in 4 Abth. (Gastrolle) Philipp Morton: Hr. Goudau, vom Theater zu Regensburg.

Montag, 4. Mai. (Zum Vortheil der Mad. Thomas): Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten, nebst einem Vorspiel: der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian; deutsch von Dräxler-Manfred. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. B. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 123. Montag, den 4. Mai 1846.

Nach zwanzig Jahren.

(Fortsetzung.)

Frau Walther hatte seiner Rede in tiefster Bewegung gelauscht, ihm so zu sagen jedes Wort von der Lippe gesogen.

„Wilhelm!“ rief sie endlich, und erhob sich: „verhält sich Alles so, wie Sie mir sagen?“

„Ich betheure es bei Gott und meinem Gewissen!“ sagte Herr Müller, indem er die Hand auf die Brust legte. „Uebrigens kann und will ich beweisen, was ich sage: die Briefe meines Freundes und einige Zeilen Emiliens sind noch in meinen Händen; auch können Beide mündlich Zeugniß für mich ablegen, denn sie leben geachtet und in glücklichen Verhältnissen in unsern Mauern. Den Namen werden Sie aus den Briefen ersehen und vielleicht davon überrascht werden.“

„Dann,“ rief Frau Walther, mit Thränen in den Augen und die erhobenen Hände wie bittend gegen ihn ausstreckend, „dann habe ich unverzeihlich gehandelt, mich eines schrecklichen Unrechts gegen Sie schuldig gemacht! Können Sie mir jemals vergeben, theurer Freund?“

Herr Müller breitete die Arme aus und Sophie sank laut schluchzend an seine Brust. Lange hielten sich Beide eng und sorachlos umarmt. Endlich sagte Herr Müller im Tone sanften Vorwurfs:

„Ja, Sophie, Sie haben mir unendliches Weh bereitet, mehr als ich auszudrücken vermag; doch will ich vergeben, von ganzem Herzen vergeben, jedoch nur unter Einer Bedingung.“

„Sie meinen, wenn ich in die Heirath unserer jungen Leute willige?“

„Nun,“ sagte lächelnd Herr Müller, „unsere Einwilligung versteht sich jetzt wohl von selbst. Ich meine aber eine rein persönliche Genugthuung und Schadloshaltung.“

Frau Walther erröthete mädchenhaft und sah auf den Fußboden, Herr Müller aber fuhr fort:

„Wenn meine Verlobte einwilligt, mein Weib zu werden!“

„Glaubst Du, Geliebter, daß die verblühte Wittwe noch zu Deinem Glücke etwas beitragen kann, so nimm sie hin, sie ist Dein!“ rief Sophie mit Feuer, indem sie ihm an den Hals flog. — „Aber,“ besann sie sich schnell — „was würde die Welt dazu sagen?“ —

„Was ihr beliebt! Dich im Hause und im Arme, kümmert es mich wahrlich nicht. Man ist niemals zu alt, um glücklich zu seyn, und wir sind es noch lange nicht genug, um nicht noch eine lange Reihe von Jahren uns das Leben erleichtern und erheitern zu können.“

Doch wir verzichten darauf, berichten zu wollen, was die guten, durch arges Mißverständniß zwanzig Jahre lang getrennt gewesenen Leutchen sich sonst noch Alles sagten. Man wird leicht glauben, daß sie sich nur mit sich selbst beschäftigten und die ganze übrige Welt dabei vergaßen. Der dumpfe Glockenschlag Eins aber weckte sie endlich aus dem Zustande der Trunkenheit, in welchen süße Erinnerungen aus der Vergangenheit und heitere Pläne für die Zukunft sie versenkt hatten. Frau Walther gedachte plötzlich ihrer Gefangenen und ging mit Herrn Müller hinauf, sie der Haft zu entlassen. Die Thüre war verschlossen, aber — die Mädchen waren verschwunden, und nur Brigitte, die Anfangs ganz starr vor Erstaunen über die Anwesenheit Herrn Müllers war, konnte endlich heulend und schreiend das Geschehene berichten.

Johann hatte sich nämlich gegen Mitternacht im Garten unter dem Fenster des Stübchens gezeigt, Rosine hatte das Fenster geöffnet und sich mit ihm in Rapport gesetzt. Sie, Brigitte, war gezwungen worden, den Hauptschlüssel, welchen sie bei sich führte, auszuliefern; Rosine hatte ihn Johann zugeworfen und ihm die nöthige Anleitung gegeben, die Kerkerstube aufzufinden. Darauf waren Herr Julius Müller und Johann richtig zur Stubenthüre gelangt, hatten diese geöffnet, das Fräulein und Rosinen mit sich davon geführt, sie aber darinnen gelassen und eingeschlossen. Ihr Schreien war nicht gehört worden. — Daß ihr der junge Herr fünf Dukaten gegeben, und Marie ein schönes Kleid versprochen, wenn sie den Schlüssel herausgebe und sich ruhig verhalte, verschwieg sie weislich, als nicht zur Sache gehörig.

Die Frau Räthin erschrak für den ersten Augenblick; Herr Müller beruhigte sie aber bald. Einen wesentlichen Nachtheil konnte die Entführung nun doch nicht haben. Onkel und Tante aber stimmten darin überein, daß eine heimliche Trauung der Flüchtlinge wo möglich verhütet werden müsse; Herr Müller besonders hatte schon das Plänchen einer Doppelhochzeit in seinem Kopfe ausgearbeitet, und würde es nur höchst ungern aufgegeben haben. Er eilte deshalb an den nicht sehr entfernten äußern Schlag und befragte die Thorwärter. Von diesen erfuhr er genug, um seiner Sache sicher zu seyn. Brigitte, die aus dem freundlichen, rücksichtsvollen Benehmen ihrer Herrin gegen Herrn Müller ohne großen Aufwand von Scharfsinn abnahm, daß der drohende Sturm zu einem erquickenden Zephyr sich umgestaltet habe, eilte in Herrn Müllers Haus, um dessen Equipage herbeizuholen. Thomas, der Kutscher, war wach geblieben, denn seines guten Herrn ganz außergewöhnliches Ausbleiben hatte ihn munter erhalten; es dauerte daher nicht lange, und der Wagen fuhr in vollem Trabe bei der Frau Räthin vor.

Herr Müller half derselben in den Wagen, umhüllte sie, der gefährlichen Nachtluft wegen, die, beiläufig gesagt, genau so mild war, wie sie in einer herrlichen Mainacht zu seyn pflegt, sorgsam mit Tüchern und Shawls, rief Thomas zu: „nach H.!“ setzte sich neben seine wiedereroberte Sophie und — fort flog das Gespann.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Wanderlust.

Was zieht mich in die Ferne
Mit ruhelosem Drang?
Wie lauscht' ich einmal gerne
Der wilden Wogen Klang!
Die Quellen unsrer Flüsse
Und ihre Meeresgüsse,
Sie möcht' ich einmal seh'n —
Dann will ich wieder weiter geh'n.

Von einem Ort zum andern
Möcht' ich durch Wald und Au,
Von Sorgen ledig, wandern,
So weit der Himmel blau;
Der Berge höchste Stirnen,
Der Alpen helle Firnen,
Dir möcht' ich einmal seh'n —
Dann will ich wieder weiter geh'n.

Viel schöne Mädchen wohnen
Mir in der Heimath nah,
Doch aus entfernten Zonen
Ich keine jemals sah;
Ob wohl auch ihre Wangen
So rosenfarben prangen?
Das möcht' ich einmal seh'n —
Dann will ich wieder weiter geh'n.

Auf dann! Zum Wanderstabe
Greif' ich, zum Ränzel, hin;
Was ich von meiner Habe
Nicht missen kann, ist d'rin.
Noch fesselt mich kein Liebchen;
Leb' wohl denn, trautes Stübchen!
Hab' ich die Welt geseh'n,
Dann will ich wieder heimwärts geh'n!

Anklage wegen verübten Mordes.

Mainz, 28. April.

Assisengericht.

(Fortsetzung.)

Der Herr Präsident ließ das Protokoll über die Aussagen, welche die Zentgraf vor ihrem Tode dem Untersuchungsrichter machte, jetzt verlesen. Sie erklärte, Michel Jost wäre bös gewesen, weil sie ihm einige Gulden, die er ihr hätte ableihen wollen, verweigert hätte. Er wäre in's Wirthshaus gegangen, wäre später angetrunken zurückgekehrt, hätte mit seinem Säbel das Fenster eingehauen, und als sie ihn darüber zu Rede gestellt, hätte er ihr die Hiebe auf den Kopf und die Arme versetzt. Bei diesen Aussagen verharrte die Zentgraf auf wiederholte Anfragen des Untersuchungsrichters bis zu ihrem Tode.

Nach einer wiederholten fruchtlosen Vernehmung des Angeklagten wurden sechs Entlastungszeugen abgehört.

Es waren Bauunternehmer, Zimmermeister und Gehülfen. Bei den Ersteren hatte der Angeklagte seit Jahren in Arbeit gestanden, die Letzteren hatten mit ihm gearbeitet. Sie gaben ihm Alle das Zeugniß, daß er in nüchternem Zustande ein braver, ehrlicher, gutmüthiger, fleißiger Arbeiter gewesen, aber wenn er getrunken hätte, wäre er nicht zu erkennen gewesen. Einer, Hr. Schneider, sagte, er hätte viele Feiertage gemacht und wäre, wenn er betrunken gewesen, streitsüchtig geworden. Der letzte Bauunternehmer, bei dem er in Arbeit gestanden, Hr. Britz, erklärte, er hätte keine Klage gegen ihn gehabt; so viel er vernommen, hätte er sich einige Tage vor seiner Verhaftung bei der Arbeit an der Hand beschädigt.

Das Zeugniß, welches die Militärbehörde ertheilt hat, lautete durchaus nachtheilig. Während seiner Militärdienstzeit erhielt er sehr viele Strafen; noch in der letzten Zeit, vom 19. Sept. 1845 an, wurde er wegen Trunkenheit und weil er mit seinem Säbel eine Katze getödtet hatte, zu zehn Tagen scharfen Arrest's verurtheilt.

Nach Verlesung dieses Moralitätszeugnisses wurde auf Befehl des Präsidenten das Geständniß verlesen, welches der Angeklagte während der Prozedur vor dem Untersuchungsrichter gemacht hat. Er deponirte, er wäre am 29. Dec. in das Haus seines Schwagers in das von ihm bewohnte Zimmer gekommen und hätte seine Militäreffekten und seinen Säbel genommen, um dieselben zu reinigen. Als die Zentgraf, die in dem Zimmer gewesen, dies gesehen, hätte sie gesagt, der Kerl werde wieder Alles voll Schmutz machen. Darüber, nämlich über das Wort Kerl, sey er in Zorn gerathen und hätte der Zentgraf einen Schlag mit dem Säbel in der Scheide gegeben; sie hätte nun den Säbel ergriffen, um ihn ihm aus der Hand zu reisen; dadurch wäre er, ohne daß er es bemerkt hätte, aus der Scheide gegangen, und nun hätte er ihr, ohne zu wissen, daß er den bloßen Säbel habe, einen Hieb versetzt, worauf sie geblutet; als er dies bemerkt, hätte er sich schnell entfernt.

Die Verlesung gab dem Herrn Präsidenten wieder Anlaß, in den Angeklagten zu dringen, die Wahrheit zu bekennen und wenigstens zu sagen, ob diese Aussage wahr gewesen sey; aber es war Alles umsonst, er trocknete seine von Thränen nassen Augen und erklärte, er wisse nichts.

Es entstand jetzt noch eine Discussion über die Frage, ob Soldaten auf Urlaub ihre Säbel mit in ihre Heimath bekämen, was bejaht wurde; dann, ob diese Säbel scharf geschliffen wären. Ueber diesen letzteren Umstand wurde der anwesende Oberfeldwebel der Gensd'armerie, Hr. Simon, vernommen. Er erklärte, die Ordonanzsäbel wären nicht scharf geschliffen; unterdessen könne man nicht annehmen, daß der Angeklagte den Säbel habe schleifen lassen, da er ihn auch in diesem Zustande von einem früheren Besitzer könnte bekommen haben. Der Herr Präsident bemerkte hierauf den Geschwornen, es läge kein Beweis vor, daß der Angeklagte kurz vor der That den Säbel habe schleifen lassen; die Sache könne also, wenn sie keine weitere Aufklärung verlangten, auf sich beruhen, womit sich die Geschwornen einverstanden erklärten.

Nach Beendigung dieser Discussion erhielt der Herr Generalstaats-Prokurator das Wort. Er begann seinen Vortrag mit Beantwortung der Frage, ob es wahr sey, daß der Angeklagte durch seine Säbelhiebe die Barbara Zentgraf vom Leben zum Tode gebracht habe? Daß dies geschehen, sagte er, erhelle aus den Aussagen der Zeugin Datz, aus den Angaben der Zentgraf, den Depositionen des Gerichtsarztes und aus dem Geständnisse, das der Angeklagte in der Prozedur gemacht habe. Wenn er in der heutigen Sitzung dagegen angebe, daß er sich nichts erinnere, so würden die Geschwornen dieses Benehmen zu beurtheilen wissen. Die Staatsbehörde ging nun zur weiteren Frage: Hat der Angeklagte im Affekte oder Gefolge eines zuvor gefaßten Vorsatzes gehandelt? Betrachtet man, sagt sie, sein ganzes Benehmen, so waltet über diesen voraus gefaßten Entschluß kein Zweifel ob. Er hatte sein Geld während der Weihnachtsfeiertage verthan und verlangte von der Zentgraf am Morgen des 29. Dec. ein Darlehen; diese verweigert es ihm, er geht darüber erzürnt ins Bierhaus, um die Sache zu überlegen; er setzt sich allein, verkehrt mit Niemand, trinkt Bier und Branntwein, Getränke, von denen er weiß, daß

Digitized by Google

sie ihn reizen, kehrt dann in das Haus zurück, wo er sein Opfer zu finden weiß, schlägt die Thüre zu, daß das ganze Haus erzittert, hängt den Säbel ab, zieht ihn, haut das Fenster ein, und auf die wenigen Worte, die die Unglückliche an ihn richtet, kehrt er die tödtliche Waffe gegen sie und schlägt sie zusammen, wie ein Metzger ein Vieh todt schlägt! Ist das nicht Vorsatz, Vorbedacht? Wenn er auch in Leidenschaft handelte, so ändert dies doch an der Sache nichts. Jeder muß nach dem Gesetz die Folgen seiner Handlungen verantworten. Also wenn der Angeklagte, wie er in seinem Verhöre behauptet, nur einige Schläge hat ertheilen wollen, so muß er, wenn er die Absicht gehabt hat, an der Zentgraf eine Gewaltthat zu verüben, auch dafür einstehen, wenn der Tod darauf erfolgt Auffallend ist es, daß der Angeklagte einen so scharf geschliffenen Säbel hatte, da ihm derselbe nicht zusteht. Wenn er, wie er durch die Entlastungszeugen darzuthun gesucht hat, durch den Genuß des Branntweins so leicht in einen verwirrten, besinnungslosen Zustand geräth, war es dann nicht absichtlich, daß er, nachdem er über die Zentgraf in Zorn gerathen, seine Leidenschaft durch den Schnaps noch erhöhen wollte. Ein Motiv zur Mißhandlung, fügte die Staatsbehörde bei, muß er gehabt haben; ohne Grund begeht Niemand solche Grausamkeiten, er mag so sehr zum Thiere herabgesunken seyn, als es möglich ist. Warum, fragt die Staatsbehörde, brachte er jene Tage im Wirthshause und nicht bei der Arbeit zu? Wegen seiner beschädigten Hand! Diese hinderte ihn nicht am Hauen mit ungeheurer Kraft, wie wir von dem Gerichtsarzte vernahmen. Die Schuld des Angeklagten, fährt sie fort, wird ferner dargethan durch einen sehr gefährlichen Fluchtversuch aus dem Gefängnisse in Uebereinstimmnng mit noch einigen andern Schicksalsgenossen, der beinahe gelungen ist; ein Mensch, der sich schuldlos weiß, versucht so etwas nicht.

Nach diesen Andeutungen legte die Staatsbehörde den Geschwornen die Pflicht, Gerechtigkeit zu üben, mit eindringenden Worten an's Herz. Sie erwarte, sagte sie, einen Ausspruch der vollen Ueberzeugung von ihnen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten

(Leipzig, 29. April.) Die Lutherstiftung hat sehr bedeutende Zugänge gehabt durch Kirchenkollekten aus dem Herzogthume Sachsen-Altenburg, aus den beiden Fürstenthümern der reußischen Dynastien, aus den beiden Fürstenthümern Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen, aus mehreren Dekanaten des Königreichs Würtemberg. Sammlungen sind übrigens für die Stiftung von mehreren Zeitungsredaktionen veranstaltet und der Ertrag zum Theil bereits eingesendet worden. Die Einladungsschrift des Prof. Nobbe ist in 9000 Exemplaren versendet worden. Dessen Festrede, so wie die des Prof. Dr. Harleß in Leipzig, die des Pfarrers Dr. Merkel in Bremen und andere Schriften sind für die Stiftung im Buchhandel erschienen. Die des Vicepräsidenten und Oberhofpredigers Dr v. Ammon ist für denselben Zweck bestimmt. Die in Gold, Silber und Bronze galvanoplastisch mit außerordentlicher Treue nachgebildete und vervielfältigte Sterbemünze von 1547 (mit dem Beisatze: L St. 1846) wird für 1 Thlr. 15 Ngr., 1 Thlr. und 20 Ngr. für Rechnung der Stiftung in der Barth'schen Buchhandlung zu Leipzig diese Messe in Umlauf gesetzt. Geschenke sind von den Königen von Preußen und von Hannover, mehreren andern Fürsten und reichen Privatpersonen eingegangen. Die reichen Kollekten von Frankfurt a. M., von den Großherzogthümern Sachsen-Weimar und Eisenach, so wie Hessen-Darmstadt und dem Königreiche Sachsen selbst, in welchem allein die von der Residenz Dresden fast einer gewöhnlichen Landeskollekte gleichkommen soll, nebst einem großen Theile des Erlöses aus dem Verkaufe der Nobbe'schen Einladungsschrift und noch mehrere in Aussicht gestellten Spenden werden mit nächstem erwartet. Die Kapitalien werden von dem Comité der Lutherstiftung bei dem Universitätsrentamt in Leipzig deponirt. Die Einnahme und Verwaltung ist von Ersterm provisorisch einem Ausschusse von drei Männern seiner Mitte, dem Prof. Nobbe als Vorsitzendem, dem Frühprediger M. Naumann zu St. Petri und dem Buchhändler J. A. Barth, bis zur förmlichen Constituirung nach Schluß der Akten übertragen worden. Dann wird ein Stiftungsbericht im Druck erscheinen, in welchem auch der eingegangenen Anmeldungen vieler Lutherfamilien aus verschiedenen Gegenden Deutschlands gedacht werden soll. Schon aus dieser kurzen Uebersicht des bisher Geschehenen ist zu ersehen, daß die Idee der Stiftung für Unterstützung der Nachkommen Dr. M. Luther's und für wohlfeile Verbreitung besonders solcher Schriften desselben, welche das deutsche Volk noch jetzt interessiren müssen, in demselben aber nicht mehr oder nicht genug gekannt sind, einen großen Anklang gefunden hat. Es steht aber zu erwarten, daß, sobald jene Idee erst nach vielen Seiten hin realisirt wird, diese Stiftung als ein Ehrendenkmal Luther's und des deutschen Volks selbst überall verdiente Anerkennung finden werde.

(Speyer, 30. April.) Die Kälte während der letztverflossenen Nächte hat den Reben und dem Obste leider nicht unbedeutend geschadet. Das Gleiche wird aus Würtemberg gemeldet.

(Berlin.) Das große Wörterbuch der Deutschen Sprache der Gebrüder Grimm wird 7 Quart-Bände ausmachen. Die erste Lieferung ist unter der Presse. — Die Universität Erlangen hat Alexander von Humboldt die philosophische Doktorwürde ertheilt. Es ist dieses sein 19tes Doktor-Diplom, die Zahl seiner Orden ist noch größer.

(Göttingen.) Während Prof. Wieseler und Dr. Mejer, beide mit Unterstützung der Regierung, Italien bereisen, jener in antiquarischer, dieser in rechtshistorischer Rücksicht, schicken sich Sartorius v. Waltershausen und Prof. Bergmann zu einer geognostischen Reise nach Island an. Sartorius verließ bereits hiesige Stadt, um den Reisegefährten in Kopenhagen zu erwarten.

Mit dem Aufwande von 600 Thlrn. jährlich soll in Leipzig zum Gedächtnisse des dort gebornen Philosophen Leibnitz eine Akademie der Wissenschaften gestiftet werden. Mit dem Aufwande von 600 Thalern, wozu auch die Stände des Königreichs ihre Bewilligung bereits ertheilten! Eine übertriebene Sparsamkeit ist in manchen Fällen die ärgste Verschwendung. Es ist zu fürchten, jene 600 Thaler gehören in diese Kategorie.

(Vielfache Verbindung Englands mit der französischen Hauptstadt.) Nachdem die Eisenbahn von Paris bis Dieppe nächstens ihre Vollendung erlangt, haben verschiedene Dampfschifffahrts-Gesellschaften schon Anstalten getroffen, um auch den letztgenannten Punkt mit einer englischen Bahn in Verbindung zu bringen, so daß nunmehr folgende vier Hauptlinien von Paris nach London führen werden: 1) Ueber Rouen auf der Eisenbahn nach Havre, und von da weiter auf Dampfschiffen nach Southampton, von welchem Punkte bekanntlich die Bahnzüge kaum der Zeit von drittehalb Stunden zur Fahrt nach London bedürfen. 2) Durch die französische Nordbahn nach Boulogne, und nach bewerkstelligter Dampfschifffahrt von Folkestone nach London. 3) Von Calais bis Dover und von letzterm Orte auf der bestehenden Bahn die Themse hinauf; endlich über Rouen nach Dieppe und von da über Brighton auf der Südostbahn nach London.

(Das Glück hat auch bisweilen seine lichten Augenblicke) In einem Städtchen unfern von Potsdam erbte

Digitized by Google

jüngst ein armer, mit Kindern reichlich gesegneter Schullehrer 300,000 Thaler. Ein entfernter Verwandter, mit dem er nie in engerem freundschaftlichen Verkehre stand, hatte ihm selbe testamentarisch vermacht, und im Testamente solche Klauseln angewendet, daß ein Prozeß von Seite der näheren Verwandten, oder eine Anfechtung des Testaments beinahe unmöglich wird. — Der gute ludi magister soll gleich nach Empfangnahme der Erbschaft seinem bisherigen Berufe entsagt haben und sich jetzt gerade so befinden, wie ein Mensch sich befinden mag, der am Weihnachtstage mehrere Stunden im Freien schwer arbeiten mußte und sich dann in einer warmen Stube zum gedeckten Tische eines wohlhabenden Hausvaters setzen darf.

(Kluge Vorsicht.) Ein amerikanisches Blatt erzählt, daß die jungen Damen in New-York sich vorgenommen haben, Abends nicht ohne eine Düte mit fein gepulvertem Pfeffer auszugehen, um denselben unberufenen Beschützern eventualiter in die Augen zu streuen. — Den berufenen Beschützern streuen sie dagegen wahrscheinlich nur Sand in die Augen.

Korrespondenz.

Köln, 26. April.

Bildhauer Heidel, ein dermalen in Berlin lebender Künstler, ist hier anwesend und hat hiesigen Kunstfreunden seine jüngste Arbeit, ein vorzügliches Basrelief, in Daguerreotypschilderei vorgelegt. Es zeigt in zwei Abtheilungen „Tetzel's Ablaßkram" und „Luther's Anschlag der Disputation", und entzückt alle Kenner durch die lebendige, tiefdurchdachte Gruppirung, wie durch den Adel und die Schönheit der Ausführung. Mit Verwunderung vernehmen wir, daß der Künstler die Erlaubniß nicht erhalten hat, sein Werk in Berlin in der Akademie ausstellen zu dürfen, obgleich Schadow, der ehrwürdige Direktor dieser Anstalt, ihn auf das Liebevollste befürwortete. Hat die Akademie sich hier einseitig gezeigt, so ist dem Rheinländer doch von anderer Seite Anerkennung und Aufmunterung widerfahren, indem er von mehreren Kunstfreunden Bestellungen erhielt und von Sr. Maj. zum Schmucke des neuen Opernhauses ehrenvolle Aufträge empfing.

Braunschweig, 26. April.

Nach langer Zeit — Hr. Hoppé ist, wie Sie wissen, schon lange in Berlin engagirt — haben wir endlich Gelegenheit, einen Charakterspieler im Drama wieder zu erblicken. Die Leistungen derjenigen Herren, die seit Hoppé's Abgang in dessen Rollen sich theilten, waren — nicht theilweise, sondern überhaupt — so ungenügend daß wir ganz einverstanden sind, wenn es heißt: Gewisse hohe Personen haben einen Degout vor dem deutschen Drama bekommen. Wir können dasselbe, wie es hier verhodelt wurde, durchaus nicht goutiren. Um so erfreulicher war das Auftreten des Hrn. Schunke, ehemals Regisseur des Stadttheaters zu Königsberg in Preußen, und machen wir hiermit auf diesen denkenden darstellenden Künstler aufmerksam. Aus bester Quelle können wir berichten, daß Hr. Sch. von Allerhöchster Hand hieher empfohlen wurde und einer Empfehlung, wie dieser, hat wohl selten ein darstellender Künstler durch seine Leistungen so viel Ehre gemacht. Der Wunsch des kunstsinnigen Publikums, Hrn. Sch. hier engagirt zu sehen, dürfte wegen jetzweiliger Abwesenheit Sr. Hoh. des Herzogs sich für den Augenblick nicht realisiren, da die Hoftheater-Intendantur zu einem so vielbedeutenden Engagement wohl nicht ermächtigt ist; hingegen darf man der Hoffnung sich hingeben, daß höchsten Orts auf die Ergänzung des Schauspielpersonals vermittelst eines so ausgezeichneten Darstellers der schwierigsten Charaktere alle Rücksicht genommen werde. — Zum Schluß dieses Berichts ein ergötzliches Anekdötchen, welches sich bei der neulichen Aufführung des Goethe'schen Faust hier zutrug: Valentin, zu Tode verwundet, sagt zu der Frau Martha von außergewöhnlichem Embonpoint: „Könnt' ich dir nue an den dürren Leib! Den Herren Regisseurs wäre hier eine kleine Abänderung um so mehr zu verzeihen gewesen, da sie doch sonst nicht so blöde sind und ihre Ehrfurcht vor den Worten des Dichters nicht gerade ihre schwache Seite ist.

Frankfurt, 28. April.

Die Ausstellungen unseres Kunstvereins bieten uns fortwährend eben so viele ausgezeichnete, als gediegene Arbeiten. Eine treffliche Landschaft von Funck und ein sehr liebliches Genrebild von Becker fesselten in den letzten Tagen die Aufmerksamkeit, welche in gleicher Weise auch drei historischen Bildern von Wilhelm Lindenschmit zu Theil wurde. Das eine derselben, „die Römerschlacht", war uns durch eine vielverbreitete Lithographie bereits bekannt, machte jedoch den Unterschied zwischen Copie und Original auf eine dem letzten sehr vortheilhafte Weise fühlbar. Die beiden andern Bilder sind große Skizzen zu ausgedehnten Compositionen. Daß der Künstler, dem es hier blos um Ausarbeitung der Gedanken zu thun war, fast das Ganze nur Grau in Grau auf die Leinwand zeichnete, während er im Vordergrunde halb und halb zur Farbe griff, erregt anfangs einen etwas fremdartigen Eindruck. — Das eine dieser Bilder ist „der Untergang eines deutschen Heeres" unter der Anführung des Herzogs Luitpold (Ahnherr des Hauses der Schyren) nach dreitägiger blutiger Schlacht in der Ebene bei Preßburg. Luitpold, bevor er, von feindlichen Pfeilen und Wurfspießen durchbohrt, unter seines Pferdes Last in den Tod sinkt, erhebt nochmals seinen Schild, wie um gegen das Schicksal selbst zu protestiren. Der Ausdruck aller dieser Köpfe, die Tapferkeit der Sterbenden und die Wildheit des Feindes hat etwas sehr Großartiges und Ergreifendes. — Auf dem zweiten Bilde stellt sich die Befreiung der Stadt Augsburg von den Ungarn, nach dem Siege auf dem Lechfelde, dar. Kaiser Otto der Große hält seinen Triumpheinzug. Eine Menge erfreuter Zuschauer, Weiber, Kinder und Greise, bedecken die auf den Ueberresten der altrömischen Ringmauer erbaute Bastei. Im Gefolge des Siegers, den das Jubelgeschrei der Einwohner begrüßt, sind viele Gefangene und unter denselben der magyarische Führer. Sein trotziger Blick verräth, daß die Fesseln, in denen er einherschreitet, seinen Muth nicht zu beugen vermögen. Unfern des auf seinem prächtigen Schlachtrosse die Begeisterung der durch ihn befreiten Augsburger überblickenden Kaisers zeigt sich die greise Gestalt des St. Ulrich, Bischofs von Augsburg, der mit allen Geistlichen der Stadt dem Sieger entgegen gezogen war. — Diese beiden Bilder, welche, wie wir sehen, in dem Kunstblatte, sowohl bei Gelegenheit der großen Kunstausstellung in München, als auch letzthin in einem eigenen Aufsatze, in Nro. 11, vom 28. Febr. 1846 desselben Blattes, rühmlichst besprochen worden, zeichnen sich vorzüglich aus durch den Reichthum und die Klarheit der Gruppen, so wie durch die Mannichfaltigkeit der ergreifenden Episoden.

Charade.

(Dreisylbig.)

Die Este.

Gleich dem geschlossenen Carré,
Wo Mann an Mann gestellt,
Vor fremdem Eingriff schützend, steh'
Ich meist im freien Feld.

Die beiden Letzten.

Als Erste sind wir stets zu schau'n,
Wir gehen Allen vor.
Weh' jenen unglückse'gen Gau'n,
Wo man uns trifft als Thor!

Das Ganze.

Gern halt' ich zu der Ersten mich,
Drum nennt man mich nach ihr;
Droht mir Gefahr, dann schwinge ich
Mich flugs in's Luftrevier.

B. G. Buck.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 3. Mai. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Montag, 4. Mai. (Zum Vortheil der Mad. Thomas): Maria Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten, nebst einem Vorspiel: der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian; deutsch von Dräxler-Manfred. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 124. Dienstag, den 5. Mai 1846.

Nach zwanzig Jahren.

(Fortsetzung.)

Wir haben noch nachzuholen, wie Herr Müller hinter den Entführungsplan seines Neffen gekommen war.

Derselbe hatte nämlich aus allerhand kleinen Vorfällen Verdacht geschöpft, daß Julius mit Ausführung eines verzweifelten Streiches umgehe, und nicht ohne Grund geargwohnt, daß Johann, der Reitknecht, in solchem Falle Mitwisser und Helfershelfer sein werde. Wie im Walther'schen Hause Brigitte, so war hier Thomas in das Vertrauen seines Herrn gezogen und beauftragt worden, um jeden Preis sich eines Briefes von Julius an Fräulein Sandau zu bemächtigen. Daß Mittwoch der entscheidende Tag seyn werde, konnte Herr Müller vermuthen, da seines Neffen Abreise nach Wien auf den folgenden Tag bestimmt war.

Der aufmerksame und verschlagene Thomas bemerkte im Laufe des Nachmittages, daß Johann einen Auftrag des jungen Herrn auszurichten im Begriffe stehe, und lockte ihn in sein Stübchen. Hier stand guter Wein aus Herrn Müllers Keller bereit, und dieser war unglücklicherweise die schwache Seite des guten Johann. Er schlug nicht aus, ein Glas mit ihm zu trinken. Bei'm zweiten Glase ließ Thomas fallen, daß er seinen Dienst wohl in der nächsten Zeit aufgeben werde, und versprach, sich bei'm Herrn dafür zu verwenden, daß er, Johann ihn erhalte. Dies war ein Ereigniß, von Johann im Geheimen längst gewünscht, aber nicht gehofft; denn auf solchen Dienst konnte er heirathen. Seine Phantasie erhitzte sich, man ging in's Detail, Thomas schenkte wacker ein, ließ seinen Nachfolger und dessen künftige junge Frau leben, und zwar so oft und nachdrücklich, daß Johann Auftrag und Alles vergaß und endlich in jenen Zustand verfiel, in welchem man überhaupt an gar nichts mehr denken kann. Es war heiß, — der starke Wein kühlte nicht ab; Johann hatte es sich daher, nach Thomas Vorgange, bequem gemacht und den Rock ausgezogen. Kaum schlief Johann, so fuhr Thomas in dessen Taschen, und fand zu seiner großen Freude richtig die Depesche, auf welche er Jagd gemacht hatte. Er trug sie zu seinem Herrn, der sie sorgfältig öffnete, las und wieder verschloß. Thomas brachte sie schnell wieder an ihren Ort und erwartete dann ruhig, ein Pfeifchen schmauchend, das Erwachen des Ueberlisteten. Nach mehrstündigem tiefen Schlafe erfolgte es endlich; noch dauerte es einige Zeit, ehe Johann zu klarem Bewußtseyn gelangte, dann aber fuhr er, zum Tode erschrocken, nach seinem Rocke und fühlte nach dem Briefe; er war richtig da. Er sah die Abenddämmerung, warf einen Blick auf die Schwarzwälder Uhr an der Wand und stürzte fort, ohne sich für genossenen Wein und eröffnete Aussichten bei Thomas zu bedanken, der ebenfalls geschlafen zu haben versicherte und Alles auf die Gewitterluft schob.

Herr Müller entschloß sich schnell, die Rolle seines Neffen bei'm Einsteigen in Mariens Zimmer zu übernehmen. Es galt nur, demselben zuvorzukommen. Bei'm Herumsinnen fiel ihm eine nicht unbedeutende noch unerledigte Rechnungsdifferenz zwischen ihm und dem Wiener Hause ein, an welches Julius empfohlen wurde. Er trug also seinem Neffen, dem Buchhalter und noch einem Commis auf, den Gegenstand, wo irgend möglich, noch zur Erledigung zu bringen, damit Julius das Resultat mitnehmen könne. Er versprach Wein und Imbiß auf das Comptoir zu schicken, kam selbst mehrmals, um nachzufragen, und hielt solchergestalt seinen Neffen bis elf Uhr an's Pult gefesselt. Dann ordnete er an, die Arbeit bis Mitternacht fortzusetzen, und nur dann erst sie, da nöthig, für diesmal aufzugeben. Er eilte sofort unter das bewußte Fenster. Thomas hatte für die erforderliche Strickleiter sorgen müssen.

Julius hatte wie auf glühenden Kohlen gestanden. Der Schlag elf gab ihm einen elektrischen Schlag, gleich dem einer stark geladenen Batterie. Dennoch konnte er nicht fogleich fort, da er eine Hauptperson bei'm Collationiren war. Länger als eine Viertelstunde hielt er es aber nicht aus; er schützte Unwohlseyn vor, und versprach, sich und seine Kollegen bei dem Onkel rechtfertigen zu wollen. Er stürzte auf sein Zimmer, packte die nothwendigsten Sachen und Papiere zusammen, schickte Johann nach dem vorläufig bestellten Wagen, der vor dem äußern Schlage zu halten beordert wurde, und eilte auf den Flügeln des Sturmwindes seiner Geliebten entgegen. Fast am Ziele angelangt, fand er, daß er aus allzugroßer Hast die Strickleiter mitzunehmen vergessen hatte; er mußte den langen Weg nothwendigerweise zurückmachen, um sie, die ihm die Himmelsleiter werden sollte, herbei zu schaffen. Nach langem vorsichtigen Pochen an seinem Hausthor — an der großen Schelle zu ziehen, wagte er des Onkels wegen nicht — ward ihm aufgethan. Gleich einem Rasenden bemächtigte er sich der aufgefundenen Leiter, stürzte er wieder zum Hause hinaus. Athemlos kam er unter dem Fenster Mariens an, wo bereits Johann Wache stand. Er hustete nicht drei Mal, sondern nach und nach wohl dreißig Mal; er klatschte vorsichtig in die Hände, er nies'te, er pfiff, er rufte endlich leise Mariens Namen, Alles vergebens! Das Fenster blieb verschlossen. Und dennoch war, das sah er deutlich, Licht im Zimmer. In peinlicher Unruhe hieß er Johann über die Gartenmauer klettern und jenseits derselben das Haus zu umschleichen. Er hatte sich mit einem Blendlaternchen versehen, da es stockfinster war. Den Schein derselben bemerkte die aufmerksame Rosine. Das Uebrige weiß man. Fast ohne ein Wort zu sprechen, schlichen die beiden Pärchen zum Hause hinaus in den Garten und längs der Mauer zu einem zweiten Pförtchen, das in's Freie führte. Der Wagen hielt in der Nähe; Julius hob Marien, Johann Rosinen hinein, die es möglich gemacht hatte, ihr Schelmengesicht hinter einem gekauften langen, grünen Schleier verstecken zu können, den leider Niemand sah, da es Nacht war. Julius setzte sich zu den Frauen-

Digitized by Google

zimmern, Johann zum Kutscher, der durch Zungenschlag und Peitschenknall die Pferde bald in vollsten Lauf brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Kuß.

Fern von dem läst'gen Menschenschwarm
Ging ich mit Phyllis Arm in Arm;
Das Herz war mir so voll, so warm,
So voll von Lieb' und Glück.

Ich sprach: „Geliebte, gib das Gold
Für meine Treue mir, den Sold
Der Liebe." Und sie nickte hold
Und lächelte mir zu.

Da zog ich, kaum mir selbst bewußt,
Die Liebliche an meine Brust,
Und ich empfing von ihr, o Lust!
Den ersten süßen Kuß.

Und da erwacht' ich — ganz durchnäßt
Von Schweiß — und hielt das Kissen fest
Statt Phyllis an die Brust gepreßt —
Es war ja nur ein Traum!

Anklage wegen verübten Mordes.

Mainz, 28. April.

Assisengericht.

(Schluß.)

Nach dem Herrn Generalstaats-Prokurator erhielt der Vertheidiger, Hr. Anwalt Zitz, das Wort. Er stimme, sagte er, von ganzem Herzen dem Schlußsatze der Staatsbehörde bei, daß die Geschwornen Gerechtigkeit üben möchten. Er ersuche Sie, wohl zu bedenken, daß die Möglichkeit vorliege, daß der Angeklagte von seinem guten Geiste verlassen, den finstern Mächten anheim gefallen, die Gewaltthat verübt habe und somit wegen seines unglücklichen Seelenzustandes Rücksicht verdiene. Wie könne man, fuhr er fort, ein Schuldig gegen einen Menschen aussprechen, der eine That verübt haben solle, zu der ihm kein Motiv nachgewiesen werden könne.

Ueber die Frage, ob hier wirklich ein Menschenleben geopfert worden, will der Vertheidiger nicht sprechen; er kann diese Thatsache nicht in Abrede stellen; daß es die Hand des Unglücklichen gewesen, der die Handlung begangen, will er nicht läugnen, und das läugne auch der Angeklagte nicht, nur den Willen, die Fähigkeit der Ueberlegung läugne er. Der Vertheidiger behauptet demnach: 1) Der Angeklagte sey im Momente der That unzurechnungsfähig gewesen. 2) Wenn man aber auch annehmen wolle, er sey im Augenblicke der Handlung zurechnungsfähig gewesen, so könne doch nicht angenommen werden, daß er die Absicht gehabt habe, ein Menschenleben zu opfern. 3) Sey es klar, daß die That in ihren Folgen von ihm nicht sey berechnet worden, daß sie ihm also auch nicht könne zugerechnet werden.

Was die erste Behauptung betreffe, fuhr der Vertheidiger fort, so stimmten alle Gesetze darin überein, daß der Mensch, der bei der Ausführung einer That nicht sein Bewußtseyn habe, seine Handlung zu verantworten nicht gehalten sey. Daß der Angeklagte aber in einem solchen Zustande gewesen, gehe aus seinem ganzen Benehmen hervor. Das Zuschlagen der Thüre, das Zerschlagen des Fensters würde er gewiß unterlassen haben, wenn er gewußt hätte, was er thue. Es herrsche auch über die That selbst Widerspruch in der Aussage der Datz und jener der Zentgraf. Die That könne nur einen Augenblick gedauert haben, da der Zeuge Bornschlegel, der gleich nach dem Schlage herunter geeilt sey, den Angeklagten schon nicht mehr getroffen habe. Der Gemüthszustand des Angeklagten müsse außerordentlich verwirrt und besinnungslos gewesen seyn. Der Angeklagte habe hier von allen Meistern, bei denen er gearbeitet, ein günstiges Zeugniß erhalten. Auch der Bürgermeister seines Wohnorts gebe ihm ein solches; im nüchternen Zustande sey er ein gutmüthiger Mensch, aber wenn er getrunken habe, sey er ganz verändert. Betrachte man ihn vor der That, während der That und nach der That, so würde diese Behauptung noch in ein helleres Licht gestellt werden. Die Datz sagt, am Morgen des 29. Dec. war er in dem Zimmer; er sagte, wenn er die Hand nicht verstaucht hätte, würde er ihr bei dem Rupfen des Federviehs geholfen haben. Hier war er also ruhig und wie gewöhnlich gutmüthig; er ging hinweg ohne den mindesten Groll; einige Stunden hernach kehrte er besinnungslos zurück. In diesen Zustand sollte ihn die Verweigerung einiger Gulden versetzt haben, die er doch bei seinem Abgang schon kannte! Betrachten Sie ihn während der That. Er trat in aufgeregtem Zustande ins Zimmer, in sein eigenes Zimmer; er wußte nicht, daß er die Zentgraf hier treffen würde. Er schlägt die Thüre zu, haut das Fenster ein. Sind das Beweise der Ueberlegung? Wollte er alle Welt aufmerksam machen, daß er nun einen Mord begehen wollte? Er wendet sich gegen die Zentgraf, als diese ruft: Lieber Michel, warum bist Du so! Hätte die Datz so gesagt, er würde sich gegen diese gewendet haben. Er wendet sich gegen die Zentgraf, die ein Kind seiner Schwester auf dem Arme hält. Ist hierin Ueberlegung? Ist das nicht vielmehr ein sicherer Beweis der Besinnungslosigkeit? Nach der That verließ er die Stube, warf den blutigen Säbel, den Zeugen seines Verbrechens, in den Hausgang und lief in ein Haus in der Nachbarschaft, in das Haus seiner anderen Schwester, wo er wissen mußte, daß man ihn suchen würde. Würde er dorthin gegangen seyn, wenn er gewußt hätte, daß er eben ein Menschenleben geopfert hätte? Aus dem Gesagten geht hervor, daß er kein klares Bild von Dem, was er gethan, vor sich hatte, und deßhalb auch kein Motiv dazu vorhanden war.

Was nun die zweite Behauptung, daß keine Absicht zu tödten da war, angeht, sagt der Vertheidiger, so kann, psychologisch betrachtet, diese Absicht und mit ihr die Wirkung, der Vorbedacht, nicht angenommen werden, und man kann dem Angeklagten bei seinem Seelenzustande höchstens die Fahrlässigkeit zu Last legen, daß er, da ihm die Aufregung bekannt war, die ihm der Genuß geistiger Getränke verursacht, er sich diesem Genusse hingegeben hat. Fahrlässigkeit, fuhr der Vertheidiger fort, kann nicht als Vorbedacht angesehen werden. Vorbedacht, der überlegte Plan im Kopfe eines Menschen, wie kann man den bei dem Angeklagten in seinem damaligen Zustande behaupten? Nein, es ist nicht möglich, daß er diesen Todtschlag mit Ueberlegung begangen habe, da nicht der mindeste Grund dazu vorliegt, da er mit der Zentgraf nie in Verhältnissen gestanden und man doch nicht annehmen wird, daß die verweigerte Geldanleihe die Ursache dazu gewesen sey. Das Thürzuschlagen, die Anwesenheit einer Zeugin entfernen zudem noch den letzten Gedanken an einen Vorbedacht, und die Erklärung des Angeklagten, daß er Alles ohne Besinnung gethan habe, ist doch eher annehmbar, als die, daß er mit Ueberleguug sich auf solche Art benommen habe; so Etwas liegt ja gar nicht in der Natur des Menschen.

Ueber die dritte Behauptung, daß die That von dem Angeklagten in ihren Folgen nicht beurtheilt worden sey, sagt der Vertheidiger: Der Angeklagte wollte der Zentgraf eine kleine Züchtigung, einige Schläge geben und konnte die Folge seiner That gar nicht vorhersehen. Gesetzt, der Säbel wäre wie ein gewöhnlicher

Digitized by Google

Ordonnanzsäbel stumpf gewesen, so hätte er ihr eine kleine Beschädigung damit verursacht, daß er scharf geschliffen war, daran war der Angeklagte nicht schuld; es war also ein unglücklicher Zufall, daß er statt einen stumpfen, einen scharfen Säbel hatte. Nein, er hatte die Absicht nicht, zu tödten, er wurde hingerissen; man kann doch nicht behaupten, weil er mit Gewalt schlug, wollte er tödten. In seiner Ruhe nach der That sieht man, daß er nicht gemeint, ein großes Unglück angestiftet zu haben. Nach diesem äußerst lebhaften Vortrage legte der Vertheidiger das Schicksal seines Clienten in die Hände der Geschwornen. Daß er Gerechtigkeit von ihnen zu erwarten, daß er ein Recht dazu habe, darüber, sagte er, bestehe kein Zweifel.

Nach einer Erwiderung der Staatsbehörde und einer kurzen Entgegnung des Vertheidigers fing der Herr Präsident sein Resume an. Dieses Resume, das als ein Muster von Deutlichkeit und Unparteilichkeit allgemeine Anerkennung fand, erörterte auf das Genaueste die ganze Verhandlung, und man muß gestehen, keine dunkle, keine zweifelhafte Seite derselben blieb unerklärt. Die schwere Anklage des Vorbedachts, welche zu beseitigen die Vertheidigung so talentvolle Anstrengungen gemacht hatte, veranlaßte den Präsidenten zu der Bemerkung, der Umstand des Vorbedachts schwebe im Dunkeln, da die eigentliche Veranlassung dazu, nämlich die Behauptung der Zentgraf des Geldanlehens, nicht aufgeklärt worden sey. Am Schlusse sagte er den Geschwornen: Das Interesse für das unglückliche Opfer der That, jenes für den Angeklagten, und endlich das so wichtige für das Institut der Jury werde sie bestimmen, ihren Spruch mit der größten Gewissenhaftigkeit zu thun.

Um zwei Uhr Nachmittags verließen die Geschwornen den Sitzungssaal. Nach einer mehr als einstündigen Abwesenheit kehrten sie in denselben zurück und erklärten den Angeklagten für schuldig, die Tödtung ohne Vorbedacht verübt zu haben, jedoch in Gefolge eines im Affekt gefaßten Entschlusses.

Der Assisenhof verurtheilte ihn zu vierzehn Jahren Zuchthausstrafe.

Bei Anhörung dieses Ausspruchs fing der Angeklagte heftig an zu weinen.

Sir Henry Hardinge.

Der indische General-Gouverneur Hardinge hat nicht erst durch seine neuesten Thaten in Lahore, sondern auch früher schon kriegerischen Ruhm erworben. Er war einer der ausgezeichnetsten Generale im Halbinselkrieg, wo er fast an allen bedeutendsten Schlachten und Stürmen thätigen, nicht selten entscheidenden Antheil nahm und mehrmals schwer verwundet wurde. Sir John Moore fiel bei Corunna an seiner Seite und starb in seinen Armen.

Von 1811 an diente er zunächst unter Marschall Lord Beresford als General-Quartiermeister des portugiesischen Heeres, mit welchem er 1813 in Frankreich einrückte. Im Jahr 1815 nahm er am belgischen Feldzuge Antheil. In der Schlacht bei Ligny ward ihm an Blüchers Seite durch eine Kanonenkugel die linke Hand zerschmettert; er band sein Sacktuch um den Stumpf und blieb zu Pferde bis nach beendigter Schlacht. Der Arm mußte amputirt werden, und erst in Paris stieß er wieder zu Blücher, denn er that damals Dienste im preußischen Hauptquartiere. Bei einer Musterung in der französischen Hauptstadt schmückte ihn der König von Preußen eigenhändig mit zwei seiner Orden und der Herzog von Wellington schenkte ihm seinen Degen — denselben, den er vor der Schlacht bei Feroschah in Sicherheit bringen ließ .... Sir Henry Hardinge ist am 30. März 1785 geboren, also 61 Jahre alt.

Mannichfaltigkeiten.

(Verschiedenes Dichterloos.) Kaspar Neumann, uns Allen durch seine wasunger Gedichte und durch sein unglückliches Leben als Schuhmacher bekannt, ist durch die Gnade seines Landesherrn in ein Verhältniß voll Anmuth und Muße versetzt, er ist zum Kastellan auf dem prächtigen Bergschlosse Landsberg erhoben worden, ein beneidenswerthes Dichterasyl! — Dagegen wurde der rühmlich bekannte Lyriker Wilhelm Treunert in Jena durch die Noth gezwungen, die Lyra mit dem Säbel zu vertauschen: er ist aus Verzweiflung Polizeiwachtmeister geworden!

Aus Oppenheim, im Kreise Bingen, wird uns gemeldet: „Wie gefährlich das Spielen der Kinder in den Sandgruben ist, hat sich dieser Tage abermals auf eine traurige Weise bestätigt. Am 20. April in der Mittagsstunde ereignete es sich in der Nähe des genannten Ortes, daß plötzlich ein ängstliches Hülferufen vernommen wurde. Eine zusammenstürzende Sandmine hatte sechs Kinder in dem Alter von 9 — 12 Jahren überschüttet und unter sich bedraben. Der erste Mann, welcher zur Hülfe herbei kam, war Christian Mathias, der eben in's Feld reiten wollte. Er sah die Mine einstürzen, eilte unverzüglich dahin, und schaufelte den Sand so viel als möglich mit den Händen weg. So gelang es ihm, das Leben von drei Kindern zu retten. Unterdessen waren noch andere Leute herbeigekommen, aber leider zu spät; zwar gelang es, auch die andern drei Kinder aus dem Schutte hervorzuziehen, doch waren sie zerquetscht und erstickt, und jede Bemühung, sie wieder zu beleben, war vergebens. Am 22. April wurde das Leichenbegängniß der auf so traurige Weise umgekommenen Kinder begangen, wobei der würdige Ortsgeistliche tiefergreifende Worte sprach. Möge dieser traurige Vorfall zur Warnung dienen, nicht nur den Kindern, sondern auch den Eltern derselben! In dieser Beziehung haben wir die Veröffentlichung des hier erzählten Ereignisses für nicht unwichtig gehalten."

(Mannheim, 27. April.) Ein Erlaß des hiesigen Stadtamts vom 24. April sagt: „Nach den bestehenden Verordnungen sind von dem Anwohnen bei Tanzbelustigungen Kinder und die Schuljugend ausgeschlossen. Wir haben aber wahrgenommen, daß auf diese Bestimmungen keine Rücksicht genommen wird, und daß namentlich Mägde mit Kindern oft von fünf bis acht Jahren die Tänze besuchen. Wir dürfen wohl voraussetzen, daß dieses ohne Genehmigung der Eltern geschieht, welchen die Pflicht obliegt, für das sittliche und körperliche Wohl der Kinder zu sorgen. Wir sehen uns nunmehr veranlaßt, den Besuch der Tanzbelustigungen von Seiten der Dienstboten mit Kindern, so wie der Schuljugend zu untersagen und zunächst die Wirthe aufzufordern, jede Kinderwärterin mit einem Kinde, so wie Schulkinder, welche den Tanzsaal betreten, unverzüglich auszuweisen. Die Nichtbeachtung dieser Aufforderung hat eine Bestrafung des Wirths von 1 fl. 30 kr. für jeden Uebertretungsfall zu Folge. Jede Kinderwärterin, welche mit einem Kinde von dem Polizeipersonal bei der Tanzbelustigung betroffen, wird mit 1 fl. bestraft. Bei Schulkindern hingegen trifft die Strafe die Eltern."

(Leipzig, 27. April.) Die hier beabsichtigte Pestalozzi-Stiftung wird nun doch noch in Ausführung kommen. Diese Stiftung wird aus einer Anstalt für rettungsbedürftige Kinder hiesiger Stadt bestehen.

Die „Kölnische Zeitung" hatte seit lange vor Karneval in den Spalten ihres Feuilletons eine Novelle von Honek: „Prinz Eugen der edle Ritter" gebracht, die sich gleich einem Roman von Eugen Sue oder Alexander Dumas durch viele, viele Nummern der Zeitung ohne Aussicht auf das Ende hindurchzog. Von einem

Digitized by Google

Tag zum andern erschien der edle Ritter, jedesmal mit dem trostlosen Refrain: „Fortsetzung folgt." Dies gab dem Kölner Volkswitz Anlaß zu einem sehr treffenden, burlesken Ausfall. Am dritten Karnevalstage bewegte sich eine lange Reihe von Männern durch die Straßen, einer hinter dem andern, und alle mit einem großen Plakat auf dem Rücken: „Prinz Eugen der edle Ritter — Fortsetzung folgt." Nach den Karnevalstagen blieb die Fortsetzung der Novelle aus, und erst seit einiger Zeit ist sie glücklicher Weise zum Schlusse gediehen.

(Brüssel, 29. April.) In Gent ist ein merkwürdiger Kriminalfall abgeurtheilt worden. Daselbst hatte man nämlich bemerkt, daß die Zahl der dortigen Findelkinder im ungleichen Verhältniß zu den amtlichen Geburtslisten wüchse. Bei genauer Nachforschung ergab sich, daß der Ueberschuß aus Frankreich herübergeschmuggelt wurde. Ein Weib in Lille hatte für diese Kinderschmuggelei ein ähnliches Scheusal in Gent gewonnen, die nun beide zu angemessener Zuchthausstrafe verurtheilt worden sind.

Korrespondenz.

Mainz, 2. Mai.

Gestern war zum Erstenmale in diesem Jahre die große Militärmusik in unserer schönen Anlage vor dem Neuthore, und kann man damit unsere Sommer-Saison als eröffnet betrachten. Alle Freitage während der schönen Jahreszeit, des Nachmittags um 4 Uhr, finden diese musikalischen Unterhaltungen statt, wobei die durch ihre ausgezeichneten Leistungen anerkannte Musikcorps der k. k. österreichischen und k. preußischen Garnison alterniren, und ist man von Seiten der Stadt den hohen Militärbehörden der Bundesfestung für diese Gefälligkeit zum höchsten Danke verpflichtet. Die Freitage in der Anlage sind für Einheimische, wie für Fremde eine Quelle des Vergnügens, und man kann sich nichts Schöneres denken, als auf dem Plateau dieses reizenden Gartens, gerade der Mündung des Mains und dem Rhein gegenüber, bei einer entzückenden Aussicht nach dem nahen Taunusgebirge, den Tönen einer herrlichen Musik zu lauschen. Die ganze beau monde von Mainz, eine große Anzahl von Gästen aus Frankfurt, Darmstadt, Wiesbaden und den übrigen umliegenden Bädern, so wie sich hier aufhaltende und durchreisende Fremde, finden sich hier zusammen; alte Bekanntschaften werden erneuert, neue werden angeknüpft, man unterhält sich, scherzt, lacht promenirt im Garten, und ehe man es sich versieht, ist der schöne Nachmittag verschwunden, während man sich bereits nach dem kommenden Freitage sehnt. Daß an diesem Orte der Wonne auch für den Magen bestens gesorgt ist, versteht sich von selbst, und der joviale Restaurateur, Monsieur Marchisio, versteht es vortrefflich, selbst verwöhnte Gourmands durch seine Speisen und Getränke in jeder Beziehung zufrieden zu stellen, während sein Schwiegersohn, Hr. Carl Volz, die Honneurs des Hauses macht.

Darmstadt, 1. Mai.

Seitdem die Menschen so aufgeklärt geworden sind, daß sie nichts mehr ohne vorausgegangene gründliche Prüfung glauben wollen, hat auch die Walpurgisnacht ihr romantisches Interesse verloren, und wir wüßten daher von der vergangenen Nacht kaum wenig mehr als von jeder alltäglichen Nacht zu melden, wenn wir nicht bei einem Frühspaziergange auf's Land hin und wieder das bedeutungsvolle Zeichen des dreifachen Kreuzes als magisches Präservatio gegen die Hexen und andere böse Geister an den Stallthüren bemerkt hätten. Im Jahr 1780 trat die Justiz zu Glarus in der Schweiz gegen die letzte Hexe verfolgend auf und bereitete ihr in ihrem dummen Wahne den schmachvollen Henkerlod; vierzig Jahre später, um das Jahr 1820, trat in dem benachbarten Landgericht G... die Justiz beschützend auf für eine von blindem Aberglauben und tollem Volksvorurtheil verfolgte Dorfhexe, welche des vollen Beistandes der Gerechtigkeit bedurfte, wenn sie nicht Gefahr laufen wollte, einem rasenden Vorurtheil früh oder spät geopfert zu werden Schade, daß so mancher interessante Beitrag zur Zeit- und Sittengeschichte in den öffentlichen Acten begraben bleibt. Aus dem zuletzt erwähnten Hexenprozeß würde sich sonst manches Bemerkenswerthe mittheilen lassen. — Den an dem großh. Jagdschloß Kranichstein gelegenen Teich schmückte schon seit einer Reihe von Jahren ein stattliches Schwanenpaar, welches die benachbarten Teiche mit seinen zahlreichen Nachkommen bevölkert hatte. Das weiße Paar lebte in steter Eintracht und Frieden, wie einst Philemon und Baucis, und gleich diesen schien es zu einem ähnlichen Geschick ausersehen zu seyn. Neulich erkrankte das Männchen, und anstatt, wie früher, stolze Kreise in seinem Element zu ziehen, schaukelte es planlos auf dem Wasser umher, wie das Wrack eines an den Felsen zerschellten Schiffes. Das Weibchen, zärtlich besorgt um die Erhaltung seines Lebensgefährten, war ihm stets zur Seite, bemüht, für seine Pflege durch Herbeiholung von Futter zu sorgen, das es dem Leidenden vor den Schnabel legte. Aber der gefiederte Patient, anstatt davon zu genießen, ward von Tag zu Tag kränker und der gefürchtete Augenblick erschien, wo sein stolzes Haupt leblos in die Fluth sank. Wie von einem inneren Gefühl tiefen Schmerzes erregt, zog jetzt das Weibchen um die Leiche seines Lebensgefährten in raschem Schwimmen einige große Kreise und stieß dabei seltsam tönende Klagelaute aus, die an den für fabelhaft gehaltenen Schwanengesang erinnerten. In demselben Augenblick verließ das Weibchen den Ort der Trauer und schwamm nach einem anderen Revier des Teiches, wo es, jeden neuen Gesellschafter verschmähend, sich einem unstillbaren Schmerze hinzugeben schien. Es nahm keine Nahrung mehr zu sich, und nach wenigen Tagen hatte auch es aufgehört, die Schwingen zu regen und den schönen Weiher zu durchschiffen. Hr. Fasanenmeister Nievergelder zu Kranichstein hatte Gelegenheit, Augenzeuge dieses für den Liebhaber der Naturkunde nicht uninteressanten Ereignisses zu seyn. Dr. D.

Frankfurt, im Mai.

Bezüglich des Studiums der französischen Sprache macht man im Allgemeinen die Wahrnehmung, daß es auf halbem Wege eingestellt wird. Ist die Grammatik einmal durchgemacht, hat man so viel erlernt, um ein leichtes Gespräch zu führen, den Sinn eines französischen Zeitungsblattes zu enträthseln, dann glaubt man, fertig zu seyn Im Allgemeinen mag Das auch vielleicht genügen für Das, „was man in das Haus braucht" — und es ist um so weniger zu verwundern, wenn mit Rücksicht hierauf das Studium der Sprache in der Regel nicht vollendet wird, weil es an passenden Einrichtungen hiezu gebricht. Das Lernen in isolirten Privatstunden findet bei einem gewissen Grade des Verständnisses seine Gränzen. Soll die Sache den erforderlichen Aufschwung erhalten, so muß das Studium alsdann in eine freiere Bewegung übergehen. Es müssen Vorlesungen gehört, es müssen Uebungen gemacht werden im Verein mit Mehreren. Alsdann entsteht der weitere Vortheil, daß das Wissen des Einzelnen zum Gemeingut Aller wird. Hr. Adde Audry von St. Quirin, Neuekräme K 94, wird eine solche Einrichtung, einen Cours superieur der französischen Sprache und Literatur begründen. Der Cours soll in 4 Zeitabschnitte, jeder von 3 Monaten, zerfallen und hat am 1. Mai begonnen. Daß von diesem Cours nur das Ersprießlichste erwartet werden darf, dafür bürgt der Unternehmer, ein Mann von ausgebreitetem Wissen, dessen persönliche Beziehungen in Frankreich sowohl, als Deutschland ihm den Platz in der besten Klasse der Gesellschaft angewiesen.

Auflösung der Charade in Nro. 123:

Zaunkönig.

Theater-Anzeige.

Montag, 4. Mai. (Zum Vortheil der Mad. Thomas): Marie Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten, nebst einem Vorspiel: der Hochzeitstag, nach Dennery und Malian; deutsch von Drärler-Manfred. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 5. Mai. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Redacteur: J. S. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 123. Mittwoch, den 6. Mai 1846.

Nach zwanzig Jahren.

(Fortsetzung.)

Unsere Flüchtlinge kamen glücklich in H. und vor dem Pfarrhause an. Der würdige Prediger und seine Gattin, von ihrer muthmaßlichen Ankunft unterrichtet, empfingen sie auf das freundlichste und rücksichtsvollste. Marie, geistig und körperlich angegriffen, bedurfte der Ruhe, und wurde mit Rosinen von der freundlichen und theilnehmenden Pfarrfrau bald in das für sie eingerichtete Stübchen geleitet. Da der Pfarrer die Einsicht der ihm von Julius übergebenen Papiere auf die Kaffeestunde verschob, wurde die unterbrochene Ruhe im geistlichen Hause bald wieder hergestellt.

Eine Stunde später trafen Onkel und Tante in H. ein, denn Thomas hatte seine Pferde tüchtig auftreten lassen. Die bei der Thorwache eingezogenen Erkundigungen belehrten sie, daß ihre Voraussetzungen gegründet gewesen waren. Sie traten in einem Gasthause ab, sich vornehmend, in einer schicklichen Morgenstunde ihren Besuch im Pfarrhause zu machen.

Die Morgenstunde vereinigte das würdige geistliche Paar, und die jungen Ehestandskandidaten am Kaffeetische, Marie war niedergeschlagen; bei aller Liebe zu Julius und bei allem Abscheu, den sie gegen Doktor Bleſſing fühlte, warf sie sich doch im Herzen Undank gegen die Tante vor, und fühlte, wie unendlich glücklicher sie seyn würde, von ihrer Hand an den Altar geführt zu werden. Auch in Julius regte sich etwas, das täuschende Aehnlichkeit mit Gewissensbissen hatte. Abgesehen von seinem Verhalten gegen den guten, ihm stets väterlich gesinnt gewesenen Onkel, war es das Ungewisse seiner bürgerlichen Stellung, das ihn beunruhigte. Ihm war der Gedanke peinlich, von dem Vermögen seiner Geliebten leben zu sollen; aus dieser aber, die alle Ansprüche auf eine selbstständige Stellung hatte, die Frau eines Handlungskommis zu machen, schien ihm jetzt völlig unpassend. Er hatte sich, hingerissen von Leidenschaft und von drängenden Verhältnissen, übereilt; dies war ihm klar, und eben so wenig konnte ihm entgehen, was in dem Innern seiner Marie vorging, denn diese war jeder Verstellung unfähig, und ihr Gesicht der treue Spiegel der Seele.

Nach einigen freundlich gewechselten Worten brachte der Pfarrherr das Gespräch auf die Hauptsache. Er theilte dem jungen Paare auf das Schonendste mit, daß die ihm übergebenen Papiere nicht ausreichten, ihn zu einem so wichtigen Akte, als eine Trauung sey, zu autorisiren; es fehle die Dispensation vom kirchlichen Aufgebote und die Einwilligung des Vormundes von Marien, oder vielmehr des Pupillenkollegiums. Sey es auch nur eine Formalität, so dürfe sie doch, den Gesetzen seines Landes zufolge, nicht vernachlässigt werden. Herr Müller möge diese Bescheinigungen noch beibringen, und es werde ihm zur höchsten Freude gereichen, dem Bunde ihrer Herzen die kirchliche Weihe zu geben.

Marie und Julius sahen sich rathlos an. Julius wußte der Weigerung des würdigen Geistlichen nichts entgegen zu stellen und erblich; Marie verbarg ihre thränenden Augen im Taschentuche.

In diesem Augenblicke wurde der Pfarrer abgerufen, kurz darauf auch seine Frau. Letztere kam bald zurück und entschuldigte die Abwesenheit ihres Mannes mit einer unabweislichen Amtsverrichtung. Das Gespräch war einsylbig und stockte manchmal gänzlich; das aufgetragene Frühstück blieb unberührt. Nach einer peinlich zugebrachten halben Stunde erschien der Pfarrer in der geöffneten Thüre und winkte den Anwesenden, ihm zu folgen. Er führte Marie und Julius schweigend zur Thüre eines Nebenzimmers, öffnete diese und schob sie hinein.

Im ersten Augenblick standen die Beiden wie versteinert; im nächsten aber stürzten sie mit dem Ausrufe:

„Bester Onkel!“ — — „Theure Tante!“ — zu den Füßen Herrn Müllers und der Frau Räthin Walther, die mitten in der Stube standen und sich an der Hand hielten. — „Können Sie uns vergeben?“ —

„Was meinst Du, Sophie,“ rief Herr Müller, „sollen, können wir diesen undankbaren, ungehorsamen Geschöpfen, diesen Landstreichern unsere Verzeihung angedeihen lassen?“

„Es wird uns, thrurer Wilhelm, denke ich, doch wohl nichts anderes übrig bleiben, wenn wir nicht für hartherzig und dergleichen ausgeschrieen seyn wollen! Ueberdies bin ich noch dem jungen Herrn für einen mir erwiesenen Ritterdienst den Dank schuldig, und diesen wird er wohl nicht verschmähen;“ sagte Frau Walther lächelnd, und hob Marien auf, die sie zärtlich an ihr Herz drückte. Herr Müller wollte desgleichen mit seinem Neffen thun, dieser aber kam ihm zuvor, sprang auf, wie von einer Stahlfeder in die Höhe geschnellt, und fiel seinem Onkel stürmisch um den Hals.

„Ist es möglich; Sie könnten in meine Verbindung mit Marien willigen, ohne mir darüber Ihre Liebe zu entziehen? — Sie könnten mir meinen unüberlegten Schritt von Herzen vergeben?“

„Höre, Neffe. Du hast einen dummen Streich gemacht; das kann ich Dir nöthigenfalls bescheinigen. Aber Du hast mir damit, das will und kann ich auch nicht verschweigen, einen unendlichen Dienst, obschon ohne Deine Absicht, geleistet, und dafür will ich dankbar seyn. Julius, stelle mir Dein Bräutchen vor, das mich vom Herzen der Tante aus so bittend und beweglich anschaut.“

„Julius führte sie, die Erröthende und durch Freudenthränen Lächelnde, seinem Oheim zu, der sie liebevoll umfing und einen väterlichen Kuß auf ihre Stirn drückte. —

„Du wirst meinen Neffen glücklich machen, liebes Kind, und sollst mir eine geliebte Tochter seyn;“ sagte Herr Müller zärtlich zu ihr, „aber um mein Hauswesen zu leiten, dazu bist Du mir

Digitized by Google

noch ein wenig zu jung. Das hat Deine gute Tante zu übernehmen versprochen."

Marie sah ihre Tante fragend an; diese jedoch fragte ihrerseits: „Würdest Du etwas dawider haben, mein Kind, wenn ich in meinen vorgerückten Jahren dem Oheim Deines Julius noch die Hand am Altar reichte? — Er wünscht sie, ich bin sie ihm seit zwanzig Jahren schuldig und — gebe sie gern."

Man denke sich die Ueberraschung und Freude der beiden Liebenden über diese ganz unerwartete Mittheilung!

„Liebe Sophie," bat Herr Müller, „übernimm es doch gütig, unsern jungen Leutchen auseinander zu setzen, wie das so gekommen ist."

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte des Frankfurter Theaters.

(Aus „Frankfurt's gemeinnützige Anstalten, von H. Meidinger. Frankfurt a. M. 1845.")

Aus den Jahren 1741 und 1742 befindet sich auf unserer Stadtbibliothek eine interessante Sammlung gedruckter Comödienzettel von einer französischen Schauspielergesellschaft. Diese Zettel sind auf zwei Seiten gedruckt, auf der einen Seite in französischer, auf der andern in deutscher Sprache.

Das Schauspielhaus war damals auf der Allerheiligengasse in dem sogenannten langen Gang (jetzt römischen Könige), kam später (1756) in den Junghof, in den von Bienenthal'schen Saal, und im Jahr 1782 an seine gegenwärtige Stelle. Außerdem wurden provisorische Häuser im Rahmhof, auf dem Roßmarkt, auf der Bockenheimer Gasse und auf dem Paradeplatz errichtet (auf letzterem Platze noch im Jahr 1792).

Mit Erbauung des neuen (gegenwärtigen) Comödienhauses wurde von Seiten der Stadt im Jahr 1780 der Anfang gemacht, und den 3. Sept. 1782 die erste Vorstellung: „Hanno, Fürst im Norden, ein Schauspiel in drei Aufzügen von Bock", worauf ein Epilog mit Gesang folgte, darin gegeben. Ein Rathsschluß vom 17. September 1782 handelt von dem Ab- und Zufahren der Chaisen.

Im Jahr 1787 nahm das Theater ein hiesiger Bürger, Hofrath Tabor, auf zehn Jahre in Pacht, fand aber seine Rechnung nicht dabei und trat seine Ansprüche an die churfürstliche Theaterdirektion in Mainz ab, die jedoch nicht beständig, sondern nur von Zeit zu Zeit (während der Messen und im Winter) hier spielen ließ, daher sich endlich im Jahre 1790 sechzig der angesehensten Bürger Frankfurts entschlossen, auf ihre Kosten eine stehende Bühne zu halten (auf Actien zu fl. 550 pr. Actie) und sich mit der Mainzer Direction abzufinden. Nach ergangener öffentlicher Aufforderung trafen von allen Seiten tüchtige Schauspieler ein, die einstweilen in einer bretternen Bude auf dem Paradeplatze spielten, weil die Uebereinkunft mit Mainz nicht so schnell, als man wünschte, zu Stande kam. Erst am 21. October 1792 wurde das jetzige Schauspielhaus von der Stadt den Actionären und der ständigen Bühne überlassen, unter Leitung der Herren Schmidt und Ihlee und zweier Actiengesellschaftsmitglieder, die das Finanzielle besorgten.

Im Ganzen mußten seitdem die Actieninhaber fast jedes Jahr zuschießen (in manchen Jahren sehr bedeutend), mit Einschluß der an die Stadt zu zahlenden jährlichen Pacht von fl. 4000, später bloß fl. 2000, da das Theatergebäude ursprünglich auf städtische Kosten errichtet wurde und noch jetzt Eigenthum der Stadt ist.

Dieses jährliche Defizit war der Grund, daß sich im Jahr 1839 die Actien-Inhaber zur Uebertragung des Theaterunternehmens an die jetzigen drei Herren Directoren Guhr, Meck und Maß verstanden, unter Oberaufsicht eines Comité's der Logen-Abonnenten (ehemaliges Actionärcomité), das auch zugleich die Theater-Pensionsanstalt überwacht. — — —

Unter den älteren auf der Stadtbibliothek befindlichen Zetteln schienen mir folgende bemerkenswerth: „Sonnabend 3. Februar 1742 werden die französischen Comedianten (les Comediens français), in höchster Gegenwart Sr. Churfürstlichen Durchlaucht von Cölln, auf ihrer Schaubühne vorstellen: „Die verliebten Thorheiten", worauf die Pantomime erfolget: „Der eifersüchtige Kranke ꝛc." (die Namen der Schauspieler sind nicht genannt). Unten heißt es: „Um den Aufwand zu erleichtern, wird auf dem Theatro, Orchestre und in den ersten Logen einen Ducaten, in der zweiten Loge fl. 2, auf dem Parterre und auf dem Paradies aber wie gewöhnlich bezahlt. Der Schauplatz ist auf der Allerheiligengassen in dem langen Gang. Der Anfang wird mit dem Schlag 5 Uhr gemacht."

Auf einem andern Zettel von derselben französischen Gesellschaft d. d. 18. October 1741, sind die Preise etwas niedriger angesetzt, nämlich: „auf dem Theatro, in der ersten Loge und Orchester fl. 2, auf dem Amphitheatro zwei Kopfstück, in der zweiten Loge 12 Batzen, auf dem Parterre 6 Batzen, auf dem Paradieß 4 Batzen."

Die meisten Stücke bestanden aus französischen und italienischen Lustspielen, womit fast stets ein Nachspiel, mit Musik und Tänzen, verbunden war. Mit Ausnahme Sonntags fanden täglich Vorstellungen statt.

Außerdem finden sich in der Sammlung der Stadtbibliothek noch mehrere andere französische Comödienzettel aus dem Jahr 1760, mit deutscher Uebersetzung unter dem französischen Text, woraus hervorgeht, unter welchem Regiment damals die Stadt stand (nach der von den Franzosen im siebenjährigen Kriege gewonnenen Schlacht bei Bergen, zwei Stunden von Frankfurt, unter dem Herzog von Broglio), und daß der Sonntag nicht länger mehr als heilig betrachtet wurde.

Der Zettel vom Sonntag den 5. October 1760 lautet wie folgt: „Mit Erlaubniß S. Exzellenz des Herrn Marschalls und Herzogs von Broglio und Eines Hochlöblichen Magistrats der Kayserlichen Freyen Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt a. M. (im französischen Texte heißt es: Par Permission de Monseigneur le maréchal duc de Broglio et de Messieurs les magistrats de la ville libre de Francfort) werden heute Sonntags 5. October 1760, die französischen Schauspieler des Allerchristlichsten Königs von Frankreich auff ihrem Schauplatze aufführen, die erste Vorstellung von der „Uebelbewahrung der Tochter (la fille mal gardée ꝛc." Die Person zahlet in den ersten Logen und Amphitheater fl. 1, auf dem zweiten Platz 40 kr. Der Schauplatz ist in dem großen Concertsaale zum Junghof."

Außer der französischen Truppe spielte hier auch eine deutsche, von der sich aus den gleichen Jahren (1741 und 1742) viele Zettel vorfinden (in Fol. und noch größerem Format). Der Schauplatz derselben war „in der großen neuerbauten Hütte auf der großen Bockenheimergaß." Diese Truppe, die sich die „Allhier subsistirende, Hochdeutsche Comödianten" nannte, führte Schauspiele sowohl als Lustspiele auf, meistens aus dem Französischen, Italienischen und Englischen, mit Musik und Ballet. Die Preise waren: „auf dem Theatro und in denen Logen 1 fl., auf dem Parterre 6 Batzen, auf dem andern (zweiten) Platz 4 Batzen, auf dem dritten Platz 2 Batzen. N. B. Bei jeder Loge ist allezeit ein Bedienter frey."

In späteren Jahren (1770 — 1777) spielten hier häufig „die Churpfälzischen Hofschauspieler aus Mannheim, von welchen ebenfalls viele Zettel vorhanden sind. „Schauplatz im Junghof, in dem gewöhnlichen Comödien-Saal."

In der Ostermesse 1771 war auch „Eine berühmte Englische Gesellschaft" hier im Scharff'schen Saal am Liebfrauenberg.

Ein anderer großer Zettel (ohne Datum) lautet: „wird heute

Digitized by Google

unter der Direction des Herrn Josephs von Kurz, als Entrepreneur, die neu erbaute Schaubühne eröffnet mit Minna von Barnhelm, von Lessing ꝛc. Der Schauplatz ist auf dem Roßmarkte in dem neuerbauten Comödienhauß. Anfang Schlag 6 Uhr."

Ferner ein Zettel vom Jahr 1792, wonach ein Schauspielhaus (hölzernes) auf dem Paradeplatze errichtet war: „Mit gnädigster Erlaubniß wird heute Freitags 6. Juli 1792 von den Frankfurtischen Schauspielern im Schauspielhause auf dem Paradeplatz, aufgeführt: Der Ring, oder die unglückliche Ehe durch Delicatesse, Preiß der Logen des ersten, zweiten und dritten Rangs und im Parquet ꝛc. 1 fl., eine ganze Loge zu 8 Personen 8. fl., auf der Gallerie 24 kr., dem letzten Platz 12 kr."

Schon im Jahr 1769 war es üblich, daß der Comödienzettelträger auf Neujahr oder bei einer sonstigen Gelegenheit, sich durch ein Gedicht empfahl. So findet sich auch auf unserer Stadtbibliothek ein Glückwunschgedicht von einer Comödienzettelträgerin (ohne Namen), betitelt: „Zum Andenken der Frankfurter Herbstmeß 1769", das nicht ohne Laune abgefaßt ist.

Von den Goethe'schen Stücken wurde im Jahr 1809 (also neununddreißig Jahre nach seiner Abfassung!) Götz von Berlichingen zum ersten Male in Frankfurt gegeben, wie aus folgendem Zettel ersichtlich: „Mit gnädigster Erlaubniß wird Montag den 5. Juni 1809 zum Besten des Pensions-Fond, und zum erstenmal aufgeführt: Götz von Berlichingen, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Goethe."

Mannichfaltigkeiten

(Was sind gute und was schlechte Aktionen?) Ein reicher Banquier wollte kürzlich für seinen Sohn einen Hauslehrer annehmen, welcher, um sich zu überzeugen, auf welchem Standpunkt von Vorkenntnissen sein zukünftiger Zögling bereits angelangt sey, an denselben in Gegenwart des Vaters einige Fragen richtete, die zu beantworten Letzterer vielleicht selbst in Verlegenheit gewesen seyn dürfte. Es war die Rede von den Leidenschaften der Menschen und ihren aus denselben entspringenden Handlungen. Nach einer kurzen Einleitung über den Gegenstand fragte der Lehrer den Knaben etwas pedantisch: „ob er ihm nun den Unterschied zwischen einer guten und schlechten Aktion schildern könne?" „Ach ja!" antwortete der Sohn des Wechslers, „das ist sehr leicht. Eine gute ist eine Berlin-Potsdamer und eine schlechte eine Rhein-Weser-Eisenbahn-Aktion." Der Junge hat oft vom Papa Aktien-Gespräche mit angehört und die Worte Aktie und Aktion für gleichbedeutend gehalten. Der Banquier soll, über den kaufmännischen Scharfsinn seines Söhnchens hocherfreut, gelächelt haben.

(Curiosum.) Die „Leipz. Ztg." enthält folgende Anzeige, die wir allen Putzmacherinnen und Marchandes de modes als Muster empfehlen: „'Explosion de génie.' Chapeaux à la noblesse, Lady- und Signora-Häubchen, Lind- und Rachel-Coiffüren, Madonna-Hüte, Undinen- und Propheten-Häubchen, Coiffüren à la Lejars und Cuzent, Schmollwinkel-Zauber-Mützchen und Aeols-Hauben, welche ein sanftes Säuseln verursachen, empfiehlt allen putzliebenden Damen und galanten Herren das Chambre de luxe von Rosenlaub, Auerbach's Hof 1½ Etage."

Der Badearzt Dr. Barthels in Teplitz hat den Gedanken angeregt, Gemeinde-Krankenstuben in allen Dörfern zu errichten, und zeigt, wie viel dadurch an Arbeitskräften, an Zeit, an besserer Pflege, an Geld gewonnen und die Krankenhäuser ersetzt würden, und es bedürfe nichts, als einer passenden Krankenstube und einer Pflegefrau. Nun ihr Herren Schultheißen?

(Straßburger Bahnhof.) Auch den „Frères ignorantins" ist aus den Fortschritten der Technik und Industrie ein großer Vortheil erwachsen. Im Jahre 1818 hatte ihnen die Stadt Paris auf der Höhe der Faubourg St. Martin einen ansehnlichen Grundbesitz abgetreten. Mitten in denselben soll nun der Bahnhof der Straßburger Eisenbahn kommen. Der Gewinn, der aus der außerordentlichen Werthsteigerung des Grundstücks den Brüdern hierdurch zu Gute kommt, wird auf mehrere Millionen geschätzt. Dieselben haben auch bereits im Faubourg St. Germain, in der Nähe zweier anderen Congregationen, weitläufiges Eigenthum zur Gründung eines Centralstiftes des Ordens für Frankreich angekauft.

(Ein musikalischer Eulenspiegelstreich.) Rossini hatte im Anfange seiner ruhmvollen Laufbahn einige kleine Opern für das Theater San-Mosé in Venedig geschrieben. Der Beifall, den seine Musik fand, war außerordentlich. Auf dringendes Ansuchen des Impresario Cera schrieb er die Musik zu der Posse: „Il Figlio per azzardo", und während er das Libretto einer neuen Opera buffa erwartete, schloß er mit der Direktion der Fenice einen Vertrag ab. Hierüber war Cera sehr aufgebracht; er sann auf eine sonderbare Rache, um den Ruf des jungen Maestro zu untergraben und diesen einzuschüchtern. Er ließ daher den Librettisten kommen und bestellte bei ihm ein so abscheuliches Textbuch, daß kein Componist im Stande seyn würde, dasselbe in Musik zu setzen. Der Librettist, ein armer Schlucker, löste die Aufgabe ohne große Mühe, zur völligen Zufriedenheit des Impresario. Das Libretto führte den Titel: „I Due Bruschini." Rossini, welcher die Absicht des boshaften Impresario sogleich durchschaute, wies das elende Machwerk keineswegs zurück; er versprach vielmehr, die Partitur in kürzester Frist zu liefern. Er ging sogleich an's Werk, mit dem Vorsatze, eine Musik zu schreiben, welche noch weit schlechter wäre, als das Textbuch, und er ließ seinem ganzen jugendlichen Muthwillen dabei freien Lauf. Die Begleitung ganzer Lieder bestand bloß darin, daß die Violinisten mit dem Bogen auf die blechernen Lampen schlugen. Den musikalischen Sinn verdrehte er dergestalt, daß die Worte ganz unverständlich wurden, und daß die Sänger ihre Partieen nicht finden konnten, ohne die lächerlichsten Fehler zu machen. Bald wurde eine pathetische Stelle mit einem ländlichen Motiv, oder umgekehrt eine burleske Stelle mit einem feierlichen Adagio begleitet, bald wurden den Soprani tiefe Baßnoten, den Bassisten dagegen die höchsten Tonlagen zugetheilt, und um die Mystification vollkommen zu machen, mußte ein alter, heiserer Sänger eine Arie mit den künstlichsten Fioriturен vortragen. — Die Freunde des jungen Maestro lachten herzlich über diesen Schwank, aber das Publikum nahm ihn sehr übel, und der allgemeine Unwille wendete sich gegen den Componisten und den Impresario. — Bald nachher nahm Rossini an dem Letztern eine seiner würdigere Rache, indem er „Tancredi" im Teatro della Fenice, und „l'Italiana in Algeri" in San Benedetto zur Aufführung brachte.

(Hannover, 28. April) Die hiesige neuorganisirte königliche Polizeidirektion wird, wie man vernimmt, von nächstem Quartale an ein besonderes, von ihr selbst geleitetes und redigirtes Polizei-Blatt im Druck erscheinen lassen, welches eine fortlaufende Wochen-Chronik aller in diesem Verwaltungs-Ressort zu Kenntniß, Verfügung und Bestrafung gekommenen Vorfälle, nebst thunlicher Personal-Bezeichnung ꝛc. bilden soll. Der Geist der zeitigen so vortrefflichen Direction hier hat gewiß ein solches Mehr der Oeffentlichkeit nicht zu scheuen, und der Vorgang derartiger Veröffentlichungen in anderen Staaten, wie z. B. des Berliner „Publicist, herausgegeben von A. F. Thiele" redet ihr ohnedies das Wort.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Aus Rheinhessen, im Mai.

Die Landwirthschaft in ihrer Ausübung und in ihrem Betrieb bildet sich immer mehr zu einem eigentlichen Gewerbe aus und es wird auch darin die Nothwendigkeit gefühlt, zum Nutzen der Praxis sich tüchtige theoretische Kenntnisse zu verschaffen. Auch die Regierungen schenken derselben mehr Aufmerksamkeit als früher. In England, wo dies schon längst geschieht, wurde dem deutschen Chemiker Liebig, dessen Forschungen in der Chemie in ihrer Anwendung auf Landwirthschaft dieser bedeutende Vortheile verheißen, alle Aufmerksamkeit erwiesen und es sind in verschiedenen Districten Chemiker angestellt worden, die mit Düngung nach Liebig'schen Grundsätzen Versuche im Großen anstellen und die Resultate auch den kleineren Landwirthen mitzutheilen verpflichtet sind. — Die Wissenschaft im Verein mit dem Bedürfniß, dem Boden noch reicheren Ertrag ablocken zu können, wie die steigende Bevölkerung dies wünschenswerth und nothwendig macht, gab dazu die erste Anregung. Aber nicht allein in der verbesserten Anwendung des Düngers, sondern auch in der Art und Weise, wie der Boden zu bearbeiten und die Pflanzen zu bebauen sind, liegt der Fortschritt zur Vervollkommnung der Landwirthschaft und die Mittel, größeren Ertrag daraus zu erzielen. — Die Arbeit eines ausgezeichneten Landwirthes, Hrn. A. Müller zu Gerhardsbrunn in der baierischen Pfalz trägt gewiß nicht wenig dazu bei, diese Bestrebungen zu unterstützen. Wir meinen sein bei Kunze in Mainz erschienenes „Lehrbuch der practischen Landwirthschaft", ehmlich empfohlen von der k. baierischen Regierung der Pfalz, der k. sächsischen, herzogl. nassauischen Regierung und dem k. preuß. Landesöconomie-Collegium zu Berlin. Wenn alle Diejenigen, die sich für Ackerbau und Viehzucht interessiren, zur Verbreitung genannten Werkes beitragen, so kann es nicht fehlen, daß dadurch die Bildung junger Landwirthe sehr gefördert werden wird. — Nicht minder nützlich und practisch erweis't sich die von Hrn. Müller redigirte „rheinische landwirthschaftliche Zeitschrift." Auch hierauf machen wir unsere Leser aufmerksam.

Köln, 27. April.

Ueber die Verhältnisse unseres Armenbäckerei-Wesens ist bisher noch nichts Offizielles mitgetheilt worden, wie erwünscht auch immer eine genaue Darlegung der Verhältnisse wäre. Die Punkte, in welchen sich die meisten Gerüchte begegnen, sind diese: daß trotz des Roggens, welcher in Amsterdam zur Verfügung des Vereins aufgespeichert lag, dieser den Bedarf bei einigen Mitgliedern und befreundeten Häusern erstand, welche das Getreide bei sich dergestalt gehäuft hatten, daß es stickicht geworden. So konnte kein gutes Brod aus schlechtem Getreide erfolgen, bei welchen Bäckern man es immer backen lassen mochte. Es scheint der Fluch unserer Stadt zu seyn, daß sich nichts dem gefürchteten Klüngel entziehen läßt, daß dieses Gespenst überall, wie die Ratte im Schiff, hauset. So fanden sich denn sogenannte wohlthätige Lieferanten im Stadtrathe und in der Armencommission, und fädelten die Wohlthätigkeitsmanöores zu ihrem Nutz und Frommen ein, ohne daß der arglose Theil der Bürgerschaft, ohne daß die Regierung die Sache recht begriff. Es ist Schade, daß ein Theil unserer wackeren Stadtrathschaft zu hoch gestanden hat, als daß er die Umtriebe und Manipulationen des Klüngels recht eingesehen hätte, die sicherlich widrigenfalls nicht ungestört fortgedauert haben würden. Soll doch selbst unser allverehrter Bürgermeister, als er gefragt worden, wie viel Geldes zur Unterstützung eingegangen seyen, wie viel Frucht von den Lieferanten geliefert, wie viel bereits davon verbraucht geworden, keine bestimmte Antwort gegeben und nur die Achsel gezuckt haben. Es ist öfter die Rede gewesen, durch welche Mittel man den Klüngel einschränken und eine größere Vielseitigkeit in die Verwaltung bringen könne. Man hat die Sache vielleicht viel zu tief gegriffen, viel zu wichtig gehalten und würde mit einer sehr geringen Maßregel besser durchgreifen, als mit allen früher angewendeten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Einlenker irgend einer Motion, sofern sie Widerstand im Stadtrathe fanden, die Sache fallen ließen und bis zu einer Sitzung verschoben, wo ihre Opponenten gerade nicht gegenwärtig waren, alsdann aber die Sache wieder hervorsuchten und rasch ohne weitere Schwierigkeiten nach Wohlgefallen erledigten. Wenn daher die Sitzungen periodisch bekannt gemacht, allen Räthen insinuirt, wenn die zu berathenden Sachen voraus bestimmt würden, dann wäre dem Uebelstande für immer abgeholfen; es könnte jeder Freund der Gemeinsache sich einfinden, und wenn die Akteneinsehfreiheit dazu erfolgte, jeder zufällig abwesende Bürger sich in die Sachen hineinstudiren und im Vertrauen zu der städtischen Verwaltung befestigen.

Gießen, 1. Mai.

Durch den Tod des Hrn. Professors Dr. Wilhelm Sell ist der Lehrstuhl des römischen Rechts auf hiesiger Universität erledigt. Jemehr der Verstorbene ein Mann war, der, gleich ausgezeichnet als Mensch und Rechtsgelehrter, sich die Achtung und Liebe aller Derjenigen, die mit ihm in Berührung kamen, zu erwerben wußte, der insbesondere wegen seiner gediegenen Kenntnisse im ganzen Gebiete der Rechtswissenschaft, vorzüglich des römischen Rechts mit der Rechtsgeschichte, so wie wegen seiner ausgezeichnet klaren Darstellungsgabe, während seines leider nur zu kurzen Wirkens auf hiesiger Hochschule Vorzügliches leistete; um so mehr sieht man mit Spannung der Wiederbesetzung dieses Lehrstuhls entgegen. Wir haben zwar das Vertrauen zu unserer Staatsregierung (und dieses Vertrauen ist durch die Berufung mehrerer ausgezeichneter Gelehrten gerechtfertigt, daß ihre Wahl nur eine gute seyn werde. Oft jedoch wird aber in der Ferne Das gesucht, was man ganz in der Nähe besitzt. In unserer Stadt lebt ein Mann, der gewiß kein unwürdiger Ersatz des schmerzlichen Verlustes seyn würde, den unsere Universität erlitten. Es ist dies der Hr. Hofgerichtsrath Dr. Kraft, dessen umfassende und gründliche Kenntnisse in allen Fächern des Rechts, namentlich des römischen Rechts, dessen durchdringender Scharfsinn und klarer Verstand, in Verbindung mit den practischen Erfahrungen, die er sich in seiner richterlichen Laufbahn gesammelt, ihn im hohen Grade zu dem Lehramte der Institutionen und der Pandekten befähigen. Er ist seither eine Zierde unseres Hofgerichtes gewesen; nicht weniger würde er eine Zierde der Juristenfacultät unserer Universität werden, wenn ihn unsere erleuchtete Staatsregierung auf den erledigten Posten berufen würde.

Darmstadt, 3. Mai.

Von den Fortschritten der Künste und Wissenschaften, zunächst für das Leben bestimmt und von dem Leben getragen, sollte auch den gewerbtreibenden Klassen ein entsprechender Antheil zu gut kommen, der groß genug sey, den Anforderungen der Industrie zu genügen und eine bessere Praxis mit einer gründlicheren Theorie in Uebereinstimmung zu bringen. Im Großherzogthum Hessen geschah durch die Einführung von Realschulen der erste und bedeutende Schritt dazu, und der zweite nicht minder wichtige war die Errichtung eines allgemeinen Gewerbvereins, der jetzt schon seit einer Reihe von Jahren unter der Präsidentschaft des Hrn. Geheimenraths Eckhardt seinem patriotischen Ziele mit Intelligenz und Beharrlichkeit entgegen strebt. Der vermittelnden Thätigkeit dieses Vereins verdanken wir die vielen Handwerkszeichenschulen des Landes, von welchen eben in dem Geschäftslokal des Gewerbvereins die gewöhnliche Jahresausstellung ihrer unterschiedlichen Arbeiten zu sehen ist. Der Totaleindruck der ausgestellten Zeichnungen ist ein überaus günstiger; denn viele derselben zeichnen sich durch Richtigkeit, Schönheit und Sorgfalt in der Ausführung aus. Gegen 20 Schulen haben die Erzeugnisse ihres jährlichen Fleißes eingesendet, unter denen die von Darmstadt, Offenbach, Mainz und Nidda besonders hervorgehoben und ausgezeichnet zu werden verdienen. Die hiesige Schule leitet Hr. Schrödee, ein im technischen Zeichnen und in der Modellirkunst wohl unterrichteter junger Mann. Die Nidda'er Schule verdankt ihre Fortschritte theils ihrem geschickten Lehrer, Hrn. Gemeindebaumeister Roth, theils ihrer guten Dotation von nahe 1000 fl., welche großentheils zur Unterstützung unbemittelter Schüler verwendet werden. Die Ausstellungen der Schulen von Worms, Sprendlingen in Rheinhessen, Michelstadt u. a., schließen sich ebenfalls den besseren Leistungen an. Die Erbacher Schule, unter der Leitung der im Fache der Stylmalerei rühmlichst bekannten beiden Brüder Keheer, hat mehreres Hübsche eingesendet, was zu größeren Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Schlecht oder gänzlich verfehlt kann man, genau genommen, keine der von den unterschiedlichen Schulen ausgestellten Arbeiten nennen; denn alle tragen mehr oder weniger das Gepräge emsigen Strebens nach dem Ziele höherer Vollendung und geben den erfreulichen Beweis von den schönen Erfolgen der thatkräftigen Bemühungen des Gewerbvereines, der seinerseits auch für gute Muster aus den verschiedenen Industriezweigen sorgt, die den Handwerkszeichenschulen in den Städten und auf dem Lande mitgetheilt werden.

Dr. D.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 3. Mai. Jacob und seine Söhne in Egypten, musikalisches Drama in 3 Abth., nach A. Duval, Musik von Mehul. Benjamin: Fräul Steinebach.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 126. Donnerstag, den 7. Mai 1846.

Nach zwanzig Jahren.

(Schluß.)

Frau Walther erzählte nun, mit einigen Auslassungen, was wir schon wissen, und schloß ihre Erzählung mit den Worten:

„So hat ein unseliges Mißverständniß mich und euern Onkel um zwanzig Jahre häuslichen Glückes gebracht, und hätte bei Einem Haare auch auf euch seine unheilvolle Wirkung erstreckt! — Hütet euch, meine Kinder, vor Mißverständnissen! Es würde, das glaubt mir, des Friedens und des Glückes weit mehr in der Welt geben, wenn sie es nicht wären, die Unzufriedenheit, Spaltungen, ja Haß selbst zwischen Denen ausäeten, welche Natur und Herzen für einander bestimmt haben."

„Und meidet auch den Schein des Verwerflichen;" ergänzte der Oheim, „denn oft sind, wie ihr gesehen habt, Schein und That in ihrer Wirkung sich völlig gleich."

„Es ist heute ein Tag der Gnade, liebster Onkel," sagte Julius, „darf ich es wagen, noch zwei Sünder Ihrer und der besten Tante Milde zu empfehlen?"

„Ich verstehe;" erwiederte der Onkel, „lasse Deine Delinquenten eintreten."

Julius ging hinaus und kam bald mit Johann und Rosinen herein, die verlegen an der Thüre stehen blieben.

„Tritt näher, Johann;" redete Herr Müller diesen an, „ich habe es nur mit Dir zu schaffen, und die Frau Räthin mag es mit ihrer Sünderin halten, wie sie will. Du bist ein gefährlicher Mensch, ein heimlicher Briefträger, ein Intriguant, mit Einem Worte ein Schelm, und solche Leute dulde ich nicht im Hause! Aber ich habe neulich nothgedrungen den Gasthof zum grünen Esel an mich bringen müssen; dorthin will ich Dich für ein Billiges als Pachter setzen. Dazu passest Du; auf Pferdeabwartung und auf Wein verstehst Du Dich, wie Thomas versichert, und auf Menschenabwartung wird sich wohl Deine künftige Frau verstehen lernen."

„Und Du, Rosine," sagte Frau Walther zu dieser, „bist um kein Haar besser, als jener Verbrecher mit dem Schnurrbarte dort, verdienst also auch kein besseres Schicksal. Deine Strafe soll ein böser Mann seyn, deshalb verurtheile ich Dich, Johann zu heirathen und Wirthin, zum grünen Esel genannt, zu werden."

Rosine und Johann bedeckten freudetrunken und wonneberauscht die Hände ihrer Wohlthäter mit Küssen.

„Ich übernehme Deine Ausstattung, Rosine," sagte Marie zu dieser mit freundlichem Händedruck.

„Und ich," fügte Herr Müller hinzu, „werde dem Herrn Wirth zum grünen Esel mit einem kleinen Kapital unter die Arme greifen."

„Sie machen uns sehr glücklich, Herr Müller," sagte Johann endlich nach langem Räuspern, „werden Sie mir aber noch eine Bitte erlauben?"

„Nun, welche denn?"

„Der grüne Esel klingt gar zu garstig, und ich habe mein Lebtage eine große Aversion gegen die Esel gehabt; erlauben Sie, daß ich Ihrem Gasthofe einen andern Namen gebe?"

„Nun zum Beispiel?"

„Ich würde ihn, wenn Sie nichts dagegen hätten," sagte der galante Reitknecht, indem er seinem Röschen einen zärtlichen Blick zuwarf, „Zum blühenden Rosenstock" taufen."

„Ich habe nicht das Geringste dagegen," sagte Herr Müller lachend, „und verspreche sogar ein schönes Schild malen zu lassen."

Röschen aber drückte ihrem galanten Liebhaber zärtlich und dankbar die Hand.

Man speis'te im Gasthofe, wo Onkel und Tante abgetreten waren, zu Mittag, und hatte den Pfarrer und seine Gattin als Gäste. Herr Müller, der in Ersterem den Freund seines verewigten Bruders verehrte, besprach mit ihm die Doppeltrauung, die vier Wochen später auch in H. statt fand und zwei Paare so glücklich machte, als es in dieser unvollkommenen sublunarischen Welt nur immer möglich ist.

Als lediger Junggesell, der zur Zeit noch unverheirathet ist, — wie einer seiner Freunde sich concis auszudrücken gewohnt war — pflegt der Schreiber dieser anspruchlosen Spalten an der Wirthstafel des blühenden Rosenstockes zu speisen, eines Gasthauses dritten Ranges zwar, wo man aber gut und billig bedient wird, jederzeit gern gesehen und darum freundlich aufgenommen ist, was Gaumen, Beutel und Gemüth gleich wohl behagt.

Aus Anhänglichkeit und als einer der ältern Stammgäste hielt er neulich das jüngste Knäblein des Gasthalters über das Taufbecken. Bei'm heitern Kindtaufschmause erzählte ihm die immer noch artige Wöchnerin im Vertrauen vorstehende wahrhafte Geschichte, zeigte ihm auch als theilweise Beglaubigung den grünen Entführungsschleier, der ihren Säugling jetzt in der Wiege vor Fliegen schützte. — Er schloß aus dem gebrauchten Beisatze: im Vertrauen, daß sie solche weiter erzählt zu haben wünsche, und schrieb sie deshalb zu Nutz und Frommen seiner Mitmenschen zu Hause nieder.

Welcher Mann wäre auch nicht gern einem artigen Weibchen, und noch dazu einer Gevatterin, gefällig?

Digitized by Google

Sängerlust.

Kann ich leben ohne Sang?
Kann die Quelle ohne Klang
Aus den Felsen springen?
Wen der Lieder Lust durchdrang,
Kann der einen Sommer lang
Leben und nicht singen?

Nein, so lang mein Blut noch wallt,
Noch zum Wort die Stimme schallt,
Soll mein Lied erklingen!
Will ich Flur und Au' und Wald,
Was sich mir im Herzen malt,
Dankbar froh besingen!

Die öffentliche Jahres-Sitzung der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M.

Nach üblichem Gebrauch fand die Jahres-Sitzung der genannten Gesellschaft, welche seit neunundzwanzig Jahren besteht und wirkt, am 3. d. M. statt, und war sehr zahlreich besucht. Referent erinnert sich, in den statistischen Nachweisungen eines englischen Arztes gelesen zu haben, wie die Lebensdauer der Menschen von ihrem Stande und dem Einflusse ihres Berufes abhängig und demnach länger oder kürzer sey, und wie Staatsmänner, Volksredner, Künstler, Journalisten und anders in die Strömungen und Wirren des öffentlichen Lebens hineingezogene Männer nur selten ein hohes Alter erreichten, während dies den Naturforschern, Astronomen und andern mit den Wissenschaften in friedlichem Verkehr Lebenden vergönnt sey. Diese Erfahrung läßt sich leicht erklären, und wenn wir nur bei dem Stande des Journalisten stehen bleiben wollen, wie viel Belege bietet dieser! Der Journalist steht inmitten der Kämpfe und Wirren der Gegenwart, der persönlichen Befehdungen und Gehässigkeiten, der kleinlichen Tages-Eitelkeiten, der absichtlichen und zufälligen Mißdeutungen, der Launen und momentanen Stimmungen des wankelmüthigen Publikums, der persönlichen Sympathien und Antipathien und noch so vieler Verdrießlichkeiten, die ihm seine Tage verbittern. Wenn er lobt, so steht er im Solde des Gelobten, wenn er tadelt, so haben ihn die Gegner von jenem dafür gewonnen, und wenn er vermittelt, so sind beide Theile mit ihm nicht zufrieden. Alle Welt will Wahrheit, will ein strenges, ein unparteiisches Urtheil, aber dieses darf Keinen verletzen, und für sich selber ist jeder dieser Wahrheitsfreunde ein Egoist. Der Journalist befindet sich fast immer in dem Verhältniß jenes Mannes in der Fabel, der mit seinem Kinde und einem Esel über Land ritt und über dessen Benehmen jeder Vorübergehende etwas zu tadeln wußte, ob er oder sein Kind den Esel bestiegen, ob dieser ledig einherging oder von Beiden getragen wurde. Die kleinen Tages-Eitelkeiten und Aufwallungen der Menschen sind gar gefährlicher Natur, und nun gar, wenn sie dem reizbaren Völkchen der Künstler, Lokalpoeten und Componisten angehören. Solche Leute, denen ein Operntext mißglückt, eine Oper durchgefallen oder eine Rolle getadelt worden ist, sind furchtbar in ihrem Grimme und brüten auf Rache; aus trauriger Selbstüberschätzung, aus Mangel an Selbsterkenntniß sehen sie in jeder, selbst in der mildesten Zurechtweisung, den Kunstgriff eines Verläumders, und in Ermangelung der Gründe zur Widerlegung suchen sie ihren Tadler zu verlästern und ihm niedrige Motive zu unterschieben. Doch fort mit diesen unerfreulichen Bildern!

Wie viel glücklicher lebt der Mann, dem es verstattet ist, aus dem tiefen und friedlichen Born der Wissenschaft seinen Labetrunk zu schöpfen, fern von dem Gezänke der Parteien, von dem Getöse der gereizten Eitelkeit, von den persönlichen Umtrieben und den Launen und Leidenschaften der Masse. Der Umgang mit der Wissenschaft weitet nicht nur den Geist aus, sondern gibt auch dem Gemüthe einen beglückenden Frieden und eine wohlthuende Ruhe. Die Wissenschaft bietet ihrem Jünger jeden Tag ein neues Ergebniß der Forschung, und in ihrem stillen Museum enthüllen sich seinem Blicke neue Gebiete und neue Fundgruben. Von keinem Zweige des menschlichen Wissens gilt dies mehr als von der Naturwissenschaft, die ihre Bekenner mit den unveränderlichen Gesetzen und weisen Anordnungen der Natur bekannt macht und mit der erhabenen Größe und Güte Desjenigen, bei dessen Namen der edle Newton sein Haupt voll heiliger Ehrfurcht zu entblößen pflegte. Sie erschließt uns das schönste und heiligste der Bücher, in welchem die Weisen aller Zeiten und Völker geforscht und es doch nur zum kleinsten Theile noch ergründet haben; sie belebt uns Wald und Flur, deren friedliche Pflanzenwelt sie so zu sagen unserm Herzen näher rückt, und zeigt uns in jedem Blatt ein Eiland, auf welchem glückliche Wesen sich ihres kurzen Daseyns freuen, und in jedem Wassertropfen ein Meer des Lebens und der Fülle. Nur andeuten können wir den reichen Stoff und das weite Gebiet einer Wissenschaft, die immer neue Freuden, neue Belehrungen und neue Erhebungen bringt, und in deren heiteres Asyl der betäubende Lärm von draußen nicht dringt, einer Wissenschaft, welche die kräftigsten Geister um so mehr anzieht, je länger sie mit ihr verkehren, und welche dem sinnigen Beschauer einen unverkümmerten und weit ausgedehnten Gedankenkreis eröffnet, einer Lehrerin endlich, die nur beglücken kann, da sie uns die Spuren der göttlichen Weisheit und den leuchtenden Schritt des Engels zeigt.

Solche Betrachtungen waren es, die den Referenten bewegten, als er in die am Jahrestage der Stiftungsfeier der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft festlich geschmückten Räume trat und sich umgeben sah von den Männern der hier bezeichneten Wissenschaft, von den reichen Schätzen, die hier seit Jahren gesammelt und geordnet stehen, und von den zahlreichen Freunden und edlen Gönnern einer Anstalt, die unserer Vaterstadt zur höchsten Zierde gereicht. Die Sitzung wurde eröffnet durch Hrn. Dr. Kriegk, welcher die achtbare Versammlung begrüßte und dann den erfreulichen Zustand und die schöne und bedeutungsvolle Wirksamkeit des Senckenbergischen naturforschenden Museums in klarer und gedrungener Rede schilderte. Wo solche Schätze aus allen Reichen der Natur vereinigt sind, wo ein solches Streben, die Wissenschaft zu fördern und den Sinn und die Liebe für dieselbe anzuregen sich kund gibt, wo so viele kenntnißreiche und achtbare Männer in gemeinsamer Wirksamkeit zusammenstehen, da muß sich des Erfreulichen immer mehr gestalten und dürfen wir mit Stolz auf ein so treffliches Institut hinblicken. Hierauf brachte Hr. Dr. Kriegk eine von ihm verfaßte wissenschaftliche Abhandlung über das Leben und die Eigenthümlichkeiten der Bewohner der nördlichen Polargegenden, über deren Wohnung, Kleidung, Geräthschaften u. A., und wies nach, wie Klima, Natur und Eigenthümlichkeit des Landes den Bewohnern desselben zur Richtschnur und zur Grundlage bei ihren Einrichtungen und ihrer Lebensweise gedient haben. Inhalt und Form dieser Abhandlung bekundeten den Mann von gediegenem Wissen und von klarem Geiste. — Der zweite Redner war Hr. Dr. Ed. Rüppel, durch seine wissenschaftlichen Reisen und Werke der gebildeten Welt genugsam bekannt und um das Senckenbergische naturforschende Museum zu vielfach verdient, um irgend einer Lobrede des Referenten zu bedürfen. Er sah zuerst eine naturhistorische Abhandlung über den Schwertfisch und anziehende Skizzen aus seinen Reisen in Sicilien, und erstattete dann den üblichen Jahresbericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft und über die finanziellen und sonstigen Hülfsmittel derselben.

Digitized by Google

den. Besonders hob der Redner das Bedürfniß und den Wunsch hervor, daß die Anzahl der beitragenden Mitglieder, der Freunde und Gönner des Institus sich noch immer erweitern möge, damit das Lebenselement derselben frisch und kräftig erhalten werde. Wird doch in unserer Stadt des Schönen und Guten so viel und so freudig gefördert, sind doch Alle bereit, wo es die Ehre und den Glanz derselben gilt, wie könnten sie zurückbleiben, wo eine ihrer schönsten Anstalten ihrer Betheiligung bedarf? So sind, wir bezweifeln es nicht, die Worte des Hrn. Dr. Rüppel auf fruchtbaren Boden gefallen. — Der dritte Vortrag, gehalten von Hrn. Dr. Mappes, galt den Manen eines vor jetzt einem Jahre von uns geschiedenen trefflichen Mannes, des Mitbegründers des Senckenbergischen naturforschenden Museums, des Dr. Cretzschmar. Diese Worte waren nicht etwa eine dürre Aufzählung von Thatsachen und Verdiensten, sondern ein frischer Blumenkranz um die Marmorbüste eines edeln Dahingeschiedenen, eine warme Huldigung der dankbaren Erinnerung und ein milder Glockenton aus den vergangenen Tagen eines ruhmwürdigen Lebens und Strebens und eines hochbegabten und bis zur Todesstunde nie rastenden Geistes. So sollte man die Lobreden auf gute Menschen stets abfassen, daß deren Leben mit all seinen Bildern und Klängen noch einmal heraufdämmert und herübertönt, den Hörer in tiefster Seele bewältigend, daß er trauern muß über die Flüchtigkeit menschlicher Bestrebungen, trauern darüber, daß wir selber unter der Erde liegen, wann unsere Werke erst anfangen, sich über dieselbe zu erheben, aber auch daß er sich freuen kann, wie die Guten nicht spurlos vorüber gegangen sind, und daß er sich gelobt, das Vermächtniß von deren Liebe und Humanität zu übernehmen und fortzupflanzen. So muß die große Gemeinde der Geister, deren irdische Hülle nur verfällt, während ihre leuchtende Spur fortstrahlt, über den Gräbern und über den Stürmen der Zeit sich zusammenschaaren, um der Menschheit heiliges Palladium zu beschirmen. Der Verstorbene war mein Freund und oft mein Tröster in trüben Stunden am Krankenbette meiner Lieben. Es sey mir vergönnt, ihn tief zu betrauern, — seine Lobrede kann ich jetzt nicht halten. — Das von Hrn. Dr. Mappes entworfene Lebensbild von Dr. Cretzschmar ist so vortrefflich, so reich an geistiger Auffassung und allgemeinen Gesichtspunkten, an interessanten Zügen und malerischen Details, an beachtungswerthen Anknüpfungen und Betrachtungen, daß wir den Verfasser auffordern müssen, es der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ihm gehört es jetzt nicht mehr an, nachdem es den Geistesverwandten erklungen ist, sondern diesen und den Freunden Cretzschmar's, die es noch nicht vernommen, und der Vaterstadt, in welcher er gelebt und gewirkt hat.

Ref. verließ die Versammlung mit wahrer Auferbauung. In solchen Stunden erhebt man sich über die Tribulationen und kleinlichen Kümmernisse des Alltags, und fühlt sich gestärkt durch die freie Luft, die wie auf den Bergen, so auf den Höhen der Menschheit weht. Die Marmorbüste unseres Cretzschmar's wird die friedlichen Räume des Senckenbergischen naturforschenden Museums zieren und mit Recht. Die Männer von wahrem Verdienste, mit einem Herzen, das der Menschheit schlägt, mit einem Willen, der das Höchste erstrebt, sie sind ja so selten, wie die kleinen Männlein häufig sind, die in bedauerlicher Selbstüberschätzung sich blähen, ihr armes Ich stets zur Schau tragen, nach einem Lorbeer langen, der für sie nicht gewachsen ist, und Denjenigen verlästern, der ihnen zur wohlthuenden Selbsterkennung verhelfen möchte.

Die überaus freundliche Sonne und der tiefblaue Himmel eines wunderschönen Maisonntages erheiterten das Festmahl der Naturforscher auf dem Forsthause. Freudiger Gedankenaustausch, wohlbesetzte Tafel, perlender Wein, Waldesgrün und Maienluft, dabei läßt sich's gut leben und werden Kraft und Muth für den Ernst des Berufes neu gestärkt. Wilh. Wagner.

Mannichfaltigkeiten.

Die Schlafkappen und Schlafhauben theilen sich in zwei Arten, in solche, die bei Nacht, und in solche, die bei Tag getragen werden. Die letzten theilen sich in sichtbare und unsichtbare.

„Ja, ja," sagte der alte *, „der Nordost ist ein schlimmer Wind, er mag aus einer Weltgegend kommen, aus welcher er will." So ist's auch mit dem Winde der Politik, wenn die Rose, auf der er sich dreht (die Windrose) nicht der Duft ächter Menschenliebe und allgemeiner Gerechtigkeit erfüllt.

Es ist schlimm genug, daß die am meisten practische Lehre für unsere Gesellschaften in den wenigen Worten besteht: „Verläugne deine Individualität und langweile dich mit Anstand.

Die Hoffnungen des Menschen stammen weit häufiger aus seiner Trägheit und Bequemlichkeit, als aus einer mehr oder minder begründeten Zuversicht, es müsse so oder so kommen.

Cicero wunderte sich, daß die Auguren — bekanntlich wahrsagende römische Priester — einander ansehen könnten, ohne zu lachen. Cicero ist todt und die Auguren auch; aber die Verwunderung lebt noch; sie hat — in Staat und Gesellschaft — nur die Personen und Gegenstände gewechselt. (Vaterl.)

Der Vicekanzler Trefurt sagt in den „Gedanken über den Neukatholicismus, dessen Werth und Berechtigung": „Welche Ansicht man von der Güte der neuen Lehre, von der Gültigkeit der Gründe zu ihrer Aufstellung und von der Sachgemäßheit ihres ersten Auftretens haben mag, für die Frage nach ihrer Berechtigung im Staate kann alles dieses von keinem wesentlichen Einfluß seyn. Es zeigt sich von selbst als mit der Grundidee eines constitutionellen Staates unvereinbar, daß man die endliche Entscheidung einer Frage, welche unter Umständen in den Frieden der ganzen Staatsgesellschaft und den Fortbestand der wesentlichsten Einrichtungen erschütternd einwirken kann, welche in den meisten Fällen Conflicte herbeiführen wird, die nur im Wege der Gesetzgebung geregelt werden können, daß man eine solche Entscheidung einer der gesetzgebenden Gewalt untergeordneten Behörde überlasse. Es würde der Einschlagung dieses Weges sowohl von dem Standpunkte der gesetzgebenden Gewalt, als von dem besondern der Regierung aus weiteres Bedenken entgegenstehen. Schon der Natur der Sache nach bietet eine bloße Regierungsanordnung und das thätige Einschreiten der Polizeigewalt die Garantieen der objectiven willkürlosen Erwägung nicht in dem Maße, wie das ruhige Verhalten der Gesetzgebung dar. Daß wir den Anspruch auf volle politische Berechtigung für jedes Bekenntniß begründet hatten, dessen Moral und Glaubenssätze nicht mit den Forderungen der öffentlichen Wohlfahrt im Widerspruche stehen, haben wir oben schon angeführt und es wird wohl dieses Zugeständniß einer nähern Begründung nicht bedürfen; eben so wenig Bedenken tragen wir, jetzt schon die Erwartung auszusprechen, daß die neue Lehre in ihrer weitern Entwickelung und definitiven Ausprägung nichts enthalten werde, was der öffentlichen Wohlfahrt widerstrebte. Es ist nirgends die Rede davon, die christliche Moral einer Modification zu unterwerfen und es darf als unzweifelhaft angenommen werden, daß die dogmatische Grundlage, auf welche sich die verschiedenen neuen Gemeinden vereinigen werden, in den wesentlichen Punkten mit den Dogmen der evangelischen Kirche übereinstimmen wird, und wenn diese Voraussagung eintritt, so dürfte wohl der Beweis der Berechtigung der neuen Kirche schon durch die bloße Thatsache des vollberechtigten Bestehens einer andern christlichen Kirche mit gleichen oder doch ähnlichen Grundlagen geliefert seyn. Nicht minder sind wir der Ansicht, daß in den deutschen Zuständen und den

Digitized by Google

badischen insbesondere keineswegs Gründe zu finden seyen, welche eine dauernde Zurückweisung jener Ansprüche als in der Gesammtwohlfahrt gerechtfertigt erscheinen lassen."

Ein Reisender erzählt in der Allgem. Zeitung: „Ich habe die italienische Schaubühne in Venedig in einem seltsamen Zustande gefunden. Die Theater führen, neben einigen nichtigen Produkten namenloser moderner Italiener, fast nichts als die Leichtfertigkeiten oder die Schauderscenen der romantischen Franzosen, und dies in einer Weise auf, daß eigentlich kein gebildeter Mensch zuhören kann. Es ist dabei keine Spur der Leichtigkeit und virtuoser Gewandtheit wahrzunehmen, womit die Franzosen selbst diese Seifenblasen anfassen und ihr Zerplatzen vor unsern Augen verzögern. Die italienischen Akteurs sind noch hölzerner, schläfriger, marionettenhafter, als unsere geringsten deutschen, und haben vor diesen nichts voraus, als daß sie es etwa in der Verrenkungskunst nicht so weit als unsere gefeierten Liebhaber gebracht. Der alte Goldoni wird nur selten zur Darstellung zugelassen. Ich war jedoch so glücklich, einigen Aufführungen seiner Komödien beiwohnen zu können, und muß hier sagen, daß dieselben Schauspieler, z. B. in der allerliebsten Lokalkomödie Le baruffe chiozzote, alle, bis auf den ersten Liebhaber, wahrhaft meisterhaft, rasch, lebendig, in der besten Laune spielten. Von Stück und Schauspielern war noch Wort für Wort dessen, was Goethe darüber schon im Jahr 1787 aus Venedig schreibt, gültig, und das Publikum, welches glücklicherweise nie aus eleganten Leuten besteht, vollzählig und entzückt. Warum, möchte man nun wohl fragen, ermannt sich der gesunde Sinn, den es schon so weit zu erkennen giebt, nicht einmal zu einer kräftigen Nationaldemonstration, um jene ausländischen Erbärmlichkeiten und deren noch elendere inländische Nachbildungen von der Bühne zu weisen, und die Impressarii zu zwingen, dem Volke seinen klassischen Goldoni und Gozzi vollständig wieder zu geben?

Um die in Mannheim neubegründete Turnanstalt gemeinnütziger zu machen, hat der Vorstand beschlossen, daß dieselbe 1) sämmtlichen an Verkrümmungen leidenden Kindern, 2) sämmtlichen Erwachsenen, 3) allen noch die Schule besuchenden gesunden Kindern zu unentgeltlicher Benutzung offen stehen soll.

Einem Schotten, Names New, gebar seine Gattin den ersten Sohn, er ließ ihn taufen Something New (Etwas Neues). Ein Jahr darauf schenkte ihm seine Frau einen zweiten Sohn, welcher von ihm in der Taufe Nothing New (Nichts Neues) genannt wurde.

Ein Kaufmann in London brauchte einen Laufburschen und heftete an seine Ladenthür einen Zettel mit den Worten: „Ein Knabe wird gewünscht." Am nächsten Morgen fand er in einem Körbchen am Thürdrücker hängend ein Kind, in dessen Händchen ein Zettel war mit einem lakonischen: „Hier ist er!"

Wie die „Augsb. Postzeitung" meldet, geht der Maler Schraudolph in kommender Woche von München nach Speyer ab, um die Dekorirung des dortigen Domes zu beginnen. Er hat die Kartons zu den Gemälden, welche den Chor schmücken sollen, bereits fertig gebracht. Die völlige Auszierung des Doms soll zehn Jahre in Anspruch nehmen. Die Munifizenz Sr. Majestät hat die Mittel dazu gewährt.

Die Eisenbahn von London nach Exeter ist 77 Wegstunden lang. Als die Eilzüge zuerst eingeführt wurden, setzte man fest, daß diese Strecke in 5 Stunden zurückgelegt werden solle. Nach einigen Monaten fand man, daß noch eine halbe Stunde erspart werden könnte, und der Weg ward in 4½ Stunden zurückgelegt. Jetzt ist die Gesellschaft in Folge eines Prozesses genöthigt worden, den Zug 10 Minuten lang bei Schwindon anhalten zu lassen; die Fahrt dauert aber einschließlich dieses Aufenthalts fortwährend nur 4½ Stunde und man geht nun mit dem Plane um, vermittelst Locomotiven von noch größerer Kraft die ganze Strecke in 4 Stunden zurückzulegen.

Die vorzüglichsten Mitglieder des Pariser Schachklubs gaben jüngst ein originelles Bankett. Fast jedes Gericht ahmte irgend eine Schachfigur nach; zwei Schüsseln Krebse stellten die Läufer dar, zwei Pasteten die Thürme, zwei Eisküse die Rössel, Savoyer Zwieback den König und ein Mandelkuchen die Königin. Dabei wurde das Wohl der Schachspieler aller Zeiten und aller Länder getrunken.

Dr. Luther gab einem Candidaten zum Predigen folgende Anweisung: „Tritt frisch auf, thu's Maul auf, hör' bald auf."

Löst mir diesen Rebus! rief ein lustiger Kumpan an der Tafel, indem er die Gräthe eines Fisches aus seiner geschlossenen Hand hervorblicken ließ. — Faust und Gräthe.

Ein Bittsteller erschien vor dem Kaiser Joseph mit einem kostbaren Tressenkleide angethan. Joseph fragte ihn, was das Kleid koste. Er antwortete: 500 Gulden. „So", sagte der Kaiser, „da lassen Sie sich von dem Kleide Pension geben. Ich bin nicht so reich, daß ich mir Kleider per 500 Gulden kaufen kann."

Man berechnet, daß durch das Centralpostamt von London jährlich über 70 Millionen Briefe und 300 Millionen Zeitungs-Exemplare befördert werden. Die Dampfboote bringen nach London und fahren von da ab täglich durchschnittlich 10,000 Personen.

Auf den Stuttgarter Pferdemarkt (20. und 21. April) sind 2200 Pferde zum Verkauf gebracht worden.

Charade.

(Zweisylbig.)

Kein Mensch wird wohl darüber sich beklagen,
Wenn er die erste Sylbe hat zu tragen,
Denn Keinem fällt sie jemals schwer zur Last.

Mehrfach — sowohl bei Menschen, als bei Thieren —
Kann man die letzte Sylbe observiren.
Wohl dir, wenn du daran nicht Mangel hast.

Ein Thor ist, wer dem Ganzen sich ergeben;
Dem Irrlicht ähnlich hüpfet er durch's Leben,
Nicht hat er dessen hohen Zweck erfaßt.

G. Buck.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. Mai. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Akt., Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräul. Kramer, vom Theater zu Düsseldorf.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 127. Freitag, den 8. Mai 1846.

Das mysteriöse Grabmahl.

Eine Sage aus der Neuzeit. Erzählt von J. Blaha.

„Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh,
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu."
Mathison.

Dort, wo die dampfschifffahrtreiche Clyde ihre schäumenden Wogen in den irischen Kanal ergießt und man aus blauer Ferne die Hochgebirge Schottlands erblickt, stehen auf sandigem Ufer einzelne Fischerhütten. Vor einer derselben saß ein altes Mütterchen, eine jener alterthümlichen Gestalten, wie sie Walter Scott in seinen Romanen so meisterhaft zu schildern verstand. Um sie herum sprangen muntere Ziegen und an ihrer Seite spielte ein rothbackiger Knabe von etwa 8 bis 9 Jahren mit Meermuscheln. Die Blicke der Alten waren dem Landungsplatze zugewendet, und sobald als sie einen Fremden erspähte, rief sie ihm schon aus der Ferne zu: „Wollt Ihr nicht die Cottage des Sonderlings besehen?" während sie zu gleicher Zeit mit ihrem Krückenstock an ein am Fuße des Gebirges liegendes Haus wies, und auf die Frage: wer dieser Sonderling gewesen, zur Antwort gab, daß sie es eigentlich selbst nicht genau wisse. Ein Lord war er, das ist gewiß, fügte sie bei, und dabei reich und wohlthätig, der den Armen dieser Gegend viel Gutes erwiesen hat; nur sprechen wollte er mit Niemanden, als mit seinem schwarzen Diener, der Dominko hieß, und kleinen Kindern, selbst mit mir, die doch zwei volle Jahre seine Haushaltung besorgte, sprach er nur ein einziges Mal, und zwar blos, um mir zu verbieten, ihn jemals wieder anzusprechen. John, fuhr sie in ihrer Rede fort, sich zu dem Knaben an ihrer Seite wendend, führe die Gentlemens in die Cottage, und auch zu seinem Grabstein, wenn sie Lust haben die Berge zu besteigen, er liegt dort oben unter jener hohen Eiche begraben, die man von hier aus sehen kann.

Die Cottage bietet nichts Besonderes dar, blos die sie umgebenden Gartenanlagen, die eher einer amerikanischen Wildniß, als einem englischen Garten gleichen, lassen die düstere Gemüthsstimmung des ehemaligen Bewohners ahnen. Der Weg zu seinem Grabmal geht über einen steilen Bergrücken, der mit dichter Waldung besetzt ist, die sich in einer gewissen Höhe plötzlich öffnet und einen überraschenden Anblick auf die offene See gestattet. Und an dieser Stelle, am Fuße einer hochstämmigen Eiche, deren dichtbelaubte, weitreichende Aeste ein geheimnißvolles Dunkel um sich herum verbreiten, erblickt man eine einfache Steinplatte mit folgender Inschrift:

Hier ruht die sterbliche Hülle Edward G***. Das Gras verwelkt, die Blätter fallen, die Jahre wechseln, die Zeit verrinnt; allein das Wort Gottes wird ewig bleiben.

Welch' sonderbare Grabschrift an diesem abgelegenen Ort, wer war dieser Edward G***, dessen Staub hier begraben liegt? Starb er in der Blüthe seiner Jahre, im schon gereiften Mannesalter, oder als ein abgelebter und lebensmüder Greis? War er vielleicht ein Fremdling, den, ferne von der Heimath, hier an dieser Stelle ein Unfall traf, welcher ihm das Leben raubte? Starb er vielleicht unter diesem Baume durch die Hand rachsüchtiger Feinde oder mordsüchtiger Räuber? Vielleicht aber war er ein Selbstmörder, den unglückliche Liebe, Geistesverrücktheit oder unerträgliche Leiden anderer Art zu dieser schauervollen That antrieb? Keines von Allen.

Edword G*** war der zweite Sohn eines schottischen Landedelmanns von altem Schlag und Korn, der Fuchsjagden, Wettrennen und übermäßigen Genuß der Tafelfreuden zu den vorzüglichen Vergnügungen eines ächten Edelmanns zählte. Es war daher natürlich, daß derselbe seinen erstgebornen Sohn, der ihm an Geist und Körper vollkommen glich, Edwarden vorzog, und daß Edward's Gemüth empfänglich für das Höhere und Edlere im Leben, an der Lebensweise seines Vaters und Bruders wenig Geschmack fand, sich an seine würdige, mit ihm mehr simpathisirende Mutter immer inniger anschloß. Leider aber starb diese edle Frau, die neben nicht gewöhnlichen Geistesanlagen alle Vorzüge eines rein weiblichen Herzens besaß, als er kaum noch siebenzehn Jahre zählte. Von diesem Augenblicke an lebte er im väterlichen Hause wie verwaist: sein Vater behandelte ihn barsch und strenge, und sein älterer Bruder begegnete ihm mit Härte oder Spott. Ihm war es daher nicht unlieb, ja sogar willkommen, als ihn sein Vater bald nach dem Tode seiner Mutter nach Oxford an die Universität schickte. In Oxford hoffte er gleichgesinnte Gefährten zu finden, vor denen er seine innere Gefühle und Gesinnungen nicht zu verbergen brauche, die seine schönen Ansichten über Recht und Unrecht, Pflicht und Tugend, Welt und Menschen, wenn auch nicht ganz theilen, doch wenigstens nicht verlachen werden, wie dies sein Bruder zu thun pflegte. Musensöhne sind es ja, dachte er bei sich, unter denen er dort leben sollte, Jünglinge, die mittelst den Wissenschaften nach Wahrheit streben, dort werden seine Grundsätze befestiget, sein Glauben an die Allmacht und die Menschheit gestärkt, seine Empfindungen veredelt, sein Geist bereichert werden. So dachte der unerfahrene Jüngling, wurde jedoch bald enttäuscht. Auf der Universität zu Oxford, wo neben der ausgezeichnetsten Gelehrsamkeit die größte Heuchelei und Scheinheiligkeit herrscht, wo man den geistlichen Würden gewöhnlich blos der zeitlichen Güter wegen nachstrebt, wo Verläumdung, Neid und Achselträgerei an der Tagesordnung sind, wo hohe Geburt oder Protektion mehr als alle Kenntnisse, Fleiß und Moralität gelten, gewiß in einem solchen Institut konnte sich der arme Edward auch nicht heimlich fühlen, er, dessen Herz, von seiner liebevollen Mutter gebildet, nur für das Ideale, Edle, Große und Schöne empfänglich war, dessen gesunder Sinn Heuchelei,

Digitized by Google

Lüge, Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen verabscheute, sah mit blutendem Herzen, wie während seines dreijährigen Aufenthalts zu Oxford das so schöne Gebilde seiner jugendlichen Phantasie Stück für Stück zu Trümmer ging, die Außenwelt mit allen ihren zahlreichen Schwächen, Verirrungen und Lastern nackt vor ihm stand.

Um diese Zeit starb sein Vater, und da er bei sich selbst beschlossen, nie ein Mitglied der anglikanischen Kirche werden zu wollen, wozu ihn seine Familie bestimmt hatte, verließ er bald darauf die Universität und ging auf Reisen. Der Drang, sich zu überzeugen, ob in andern Gegenden die Menschen und Institutionen vielleicht nicht vollkommener sind, wie in seinem Vaterlande, trieb ihn vom heimathlichen Ufer fort.

In Deutschland fand er einen körperlich starken Menschenschlag, eine Gemüthlichkeit ganz eigener Art, die sonst nirgends zu finden; viele Gelehrte, noch mehr Pedanten, eine Menge von Hof-, Geheimen und andern Räthen, nebst eine Unzahl von Hoch-, Wohl- und Edelgebornen; gutgesinnte Fürsten und geduldige Völker.

In der Schweiz demokratische Verfassungen und despotische Regierungen, eine großartige Natur, schöne Erinnerungen einer heldenmüthigen Vorzeit, nebst Demoralisation, Geldgierde und republikanischen Eigendünkel bei den Einwohnern.

In Italien, „im Lande wo die Citronen blühen und Orangen unter dunklem Laube glühen", herrliche Ruinen einer heroischen Vergangenheit, aber keine Römer mehr.

In der pyrenäischen Halbinsel ein stolzes Volk, decimirt durch den noch immer fortdauernden Riesenkampf zwischen Licht und Finsterniß.

In Frankreich ein eitles, leichtgläubiges Volk mit starkem Nationalgefühl und einem unbändigen Streben nach Gleichheit.

Ueberall fand er Vieles anders als in seinem Vaterlande, allein nur wenig Besseres, und er kehrte mit dem Bewußtseyn nach England zurück, daß nicht nur in seinem Vaterlande die Mehrzahl der Bevölkerung arbeiten, entbehren und leiden müsse, damit die Minderzahl in Müßiggang und Ueberfluß sich's gut seyn lassen könne, sondern daß dies überall in der ganzen Welt der Fall sey, weil überall edlere Naturen verfolgt oder wenigstens verkannt werden, und die Massen von den Vorurtheilen des Zeitgeistes sich leicht verblenden lassen, folglich die Herrschaft der Wahrheit nirgends anzutreffen ist.

In seiner Heimath angelangt, sah er sich im Besitz aller väterlichen Güter, indem sein Bruder durch Ausschweifungen aller Art vor der Zeit in's Grab sank, und nicht lange Zeit darauf erbte er auch noch von einem seiner Onkeln die Pairswürde nebst bedeutenden Ländereien. Es war gerade zur Zeit, als die Reformen im Parlament in Anregung kamen. Edward, nun Lord G***, war ein eifriger Anhänger derselben, vertheidigte sie im Oberhaus mit Muth und feuriger Beredsamkeit; er begnügte sich aber nicht allein damit, im Parlamente zu Gunsten derselben zu sprechen, sondern er handelte auch thatkräftig, um für sie in und außer dem Parlament neue Anhänger zu gewinnen, die öffentliche Meinung günstig für sie zu stimmen, mit einem Wort, er ließ kein erlaubtes oder ihm rechtlich scheinendes Mittel unbenützt, um der Reform-Bill im Ober- wie Unterhause den Sieg zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Anschluß von Texas.

(New-York, 7. April.) Ich erlaube mir, Ihnen über diesen anscheinend unwichtigen, aber in der Weltgeschichte doch einzigen Act, der wiederum den Keim künftiger Ereignisse in sich trägt, Einiges mitzutheilen. Sie wissen aus den öffentlichen Blättern, daß gleich nach der Aufnahme von Texas in die Union der junge Staat sich eine neue Verfassung gab, einen Gouverneur, Repräsentanten und Senatoren nach Washington wählte und sich anschickte, ganz wie die übrigen Staaten der Union, den Gesetzen des amerikanischen Congresses zu gehorchen. Im Februar fand die Niederlegung der Präsidentschaft und die Inauguration des neuen Gouverneurs statt. Zu diesem Ende war das Capitol von Texas mit Flaggen geschmückt. Präsident Jones und Gouverneur Henderson erschienen, begleitet von den Comitéen beider Häuser und den Offizieren der anwesenden Vereinigten-Staaten-Truppen. Nachdem die Herren Platz genommen, hielt Hr. R. E. B. Baylor ein Gebet, ihm folgte der Präsident mit seiner Abschiedsrede; dann leistete der neugewählte Gouverneur den Eid der Treue in die Hände des Sprechers des Hauses und hielt eine kurze Eröffnungsrede an das Volk. Aus der Rede des Präsidenten Jones will ich blos den Anfang und das Ende anführen, welche mit wenig Worten das Räthsel des Anschlusses erklären und zugleich das neue Völkerrecht bezeichnen, welches die Vereinigten Staaten auf dem amerikanischen Continent geltend zu machen berufen sind. „Meine Herren vom Senat und dem Hause der Repräsentanten! Die große Maßregel des Anschlusses, der sehnlichste Wunsch des texanischen Volkes, ist vollzogen. Die gegenwärtige Handlung, inhaltschwer für die Bevölkerung dieses Landes, ist ein Beweis ihrer Vollziehung, und ich grüße Sie als deren gewählte Vertreter und wünsche Ihnen Glück zu dem außerordentlichsten Ereigniß der Weltgeschichte, das zugleich den schönsten Triumph in den Annalen republikanischer Institutionen bezeichnet. Eine Regierung ist in ihren Beamten und organischen Gesetzen abgeändert, nicht durch Zwang und Unordnung, sondern durch den wohlüberlegten freien Entschluß ihrer Bürger; und inmitten des tiefsten Friedens und der allgemeinsten Ruhe ist die Souveränetät der Nation aufgegeben und einer andern einverleibt. Für diesen Act gibt es keine Präcedentien; künftighin ist „Anschluß" ein Wort neuen Inhalts in der politischen Sprache Amerika's — ein Gegenstand philosophischer Betrachtung für den Staatsmann und wissenschaftlicher Beurtheilung der Gelehrten. Völker haben bis jetzt ihre Herrschaft nur durch Eroberung ausgebreitet, ihr Weg zur Gewalt ging durch Blut und Ruinen, und der Erreichung derselben folgte Leid und Verzweiflung der Unterdrückten. Den Anglo-Amerikanern des westlichen Continents war es vorbehalten, eine neue Art der Erweiterung der Gränzen eines Reichs durch die natürlichen Tendenzen und Wirkungen freier Verfassungen in Anwendung zu bringen. Was für Einwendungen auch früher gegen die Gebietsvergrößerung der Vereinigten Staaten bestanden haben mögen, von diesem Augenblick an sind sie als überwunden zu betrachten; ihr praktischer Einfluß hat aufgehört. Der Anschluß (eines Staats an den andern) ist die natürliche Folge gemeinschaftlicher Triebe und Sympathieen und die Wirkung und der Einfluß dieser Sympathieen und Triebe (Impulses) ist bestimmt, wenn immer es nöthig oder wünschenswerth werden soll, alle Conflicte in Bezug auf die Ansprüche der Vereinigten Staaten auf irgend ein jetzt streitiges Territorium dieses Continents zu schlichten und zu ordnen. In Folge der Vorkehrungen der von mir am 4. Julius zusammengerufenen Convention ist jetzt eine neue Staatsregierung vollkommen organisirt und eingesetzt und ich, als Präsident der Republik, so wie alle meine Offiziere stehen jetzt hier, die Macht und die Autorität, die wir bis jetzt besessen, in die Hände derjenigen zu legen, welche das Volk zu diesem Ende gewählt hat. Diese Uebergabe geschieht frohesten Muthes und mit achtungsvoller Unterwürfigkeit unter den Willen des Volks." . . .

„Der einzige Stern (lone Star) von Texas, vor zehn Jahren am wolkigen Himmel über blutigen Feldern aufgegangen und kaum bemerkt am Firmament scheinend, hat seinen Höhepunkt erreicht und, einem unerforschbaren Schicksal gehorchend, seinen Platz auf

Digitized by Google

ewig in jenem glorreichen Gestirn genommen, das alle freien Männer und Freunde der Freiheit mit Liebe und Achtung betrachten — dem Gestirn der amerikanischen Union. Seinen Glanz mit seinen Himmelsbrüdern vereinend, möge er jetzt am Himmel strahlen, und möge die Vorsehung die vereinten Wünsche der zwei Republiken segnen, welche jetzt in Eine verschmolzen! Möge die Union ewig währen, und möge die Vereinigung dem Volke aller Staaten Glück und Segen bringen, ist mein letztes Gebet. Der letzte Aufzug des großen Dramas ist jetzt geschlossen. Die Republik von Texas hat aufgehört."

Gleich darauf trat der neuerwählte Gouverneur auf und hielt seine Antrittsrede. Sie war kurz und bündig und schloß wie folgt: „Wir sind heute völlig in die Union der nordamerikanischen Staaten getreten! Laßt uns unsern Freunden, die so edel und kühn unsere Sache vertheidigt und den Freunden amerikanischer Freiheit überhaupt keine Veranlassung geben, ihre desfallsigen Schritte zu bedauern. Von nun an ist die Prosperität unserer Schwesterstaaten unsere eigene Prosperität, ihr Glück unser Glück, ihr Streit unser Streit, und in ihren Kriegen wollen wir redlich bei ihnen stehen."

Ich schließe mit der einfachen Betrachtung unseres deutschen Landsmannes:

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Seyn, als dienendes Glied' schließ an ein Ganzes dich an!"

Das Beispiel von Texas dürfte unter gewissen Bedingungen wohl auch auf unser deutsches Vaterland Anwendung finden.

Aus dem Volke.

Seitdem die steigende Aufklärung auch zu den untern Klassen gedrungen ist, seitdem die Mittel zur Ausbildung der geistigen Kräfte sich vermehrt und erleichtert haben, seitdem das verbesserte Schulwesen seinen segensreichen Einfluß geäußert, ist das Volk in eine der früheren ganz ungleiche Stellung getreten. Es ist zur Erkenntniß seiner Rechte und Ansprüche, zu geistigen Bedürfnissen, zum Drang nach freierer Bewegung gekommen; es hat sich, um mit einem bekannten Ausdruck zu reden, emancipirt und strebt nach immer größerer Geltendmachung und Berechtigung. In diesem Sinne hat sich besonders in neuester Zeit auch eine Literatur aus dem Volke und für dasselbe gebildet; sie hat sich im Romane, auf der Bühne, in der Poesie und in der bildenden Kunst ein Terrain erobert und die Aufgabe gestellt, den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes zur Vertreterin zu werden. Sie verschmäht es, nur den Gewaltigen und Reichen zu huldigen und vermeidet den Palast, um den Armen in seiner niedern Hütte zu besuchen; sie zieht dem gestickten Gallakleid die Blouse des Handwerkers vor. Den Gebildeten der Feder und des Pinsels ist es gelungen, den grellen Contrast zwischen arm und reich, hoch und niedrig hervorzuheben, die Entbehrungen und Leiden der Unterdrückten, die ungleiche Vertheilung der irdischen Güter zur Anschauung zu bringen und diese Mißverhältnisse der Beachtung näher zu rücken. Sind die Theorien der Communisten und der Proletarier auch zu weit gegangen, so liegt ihnen doch viel Wahres zu Grunde und sie mußten starke Farben auftragen, um durchzudringen. Wer wollte in Abrede stellen, daß Dickens, Eugene Sue, Fourier, Michelet u. A. viel gewirkt und den Ideen der Zeit einen starken Umschwung gegeben haben? Bedenkt man, wie viel noch immer zu thun übrig bleibt, um die Lage der untern Volksklassen zu verbessern und jene schreienden Mißverhältnisse zwischen reich und arm wenigstens erträglicher zu machen, so hat hier die Humanität noch eine hohe Mission, und wer von der ganzen Wichtigkeit derselben durchdrungen ist, dessen Bestrebungen sind unserer Achtung werth.

Indessen sollten die Schriftsteller der genannten neuen Volksliteratur es vermeiden, ihre Menschen zu sehr zu veredeln und ihre Leute aus dem Volke im Gegensatz zu den Reichen und Vornehmen zu hoch zu stellen. Durch dergleichen Uebertreibungen werden ihre Schilderungen unrichtig. Es gibt unter den Reichen wie unter den Armen gute und böse, edle und gemeine, biedere und treulose Individuen, und die menschliche Natur erweist sich unter allen Ständen und überall in ihrer Unvollkommenheit. Thorheit und Leidenschaft erscheinen im prächtigen Gewande des Millionärs wie im schmutzigen Kittel des Bettlers, und Laster und Verbrechen wohnen im stolzen Marmorsaale wie in der ärmlichsten Hütte. Es gibt zahme und wilde Leidenschaften, übertünchtes wie unverhülltes Laster. Wer die Welt kennt, der wird dies erfahren haben und darüber lächeln, wenn er jene Schilderungen liest, welche in infima plebe nur Vortrefflichkeiten sehen wollen.

Die unter dem Titel: „Aus dem Volke" von Ernst Dronke herausgegebenen Novellen gehören zum Genre der oben bezeichneten Literatur. Der Verfasser sagt von ihnen in dem Vorwort: „Die folgenden Blätter haben keinen andern Zweck, als Episoden aus dem wirklichen Leben zu geben, und so hauptsächlich die Gegensätze und unzulänglichen Garantien der menschlichen Berechtigung in der heutigen Gesellschaft darzuthun." Diese Tendenz tritt unseres Bedünkens am wirksamsten in der Erzählung „Reich und Arm" hervor, und wir zweifeln nicht, daß sie mit Interesse gelesen werden wird, denn sie zeigt, daß der Reiche sehr Unrecht thut, die Thaten der Armen nach seinen Begriffen zu messen, da auch den Reichgebornen in den Verhältnissen der Armen dasselbe Schicksal treffen kann, und sie beweist, daß die Begriffe der Moralität nur zu häufig nur die Begriffe des Reichthums sind, und daß in der heutigen Gesellschaft die Tugend nicht selten im Reichthum und das Verbrechen in der Armuth besteht. „Die Frau des Fabrikanten" bietet viel Effekt und spannt den Leser bis zum Ende, zugleich aber trifft sie auch der Vorwurf jener in modernen Romanen nicht seltenen und von den französischen Novellisten uns überkommenen Frivolität. „Die Sklaven der Intelligenz" schildert Literaten-Verhältnisse und überrascht durch eine Wahrheit der Charaktere und Situationen, denen man es ansieht, daß hier der Verfasser nach der Natur gezeichnet und aus dem Leben gegriffen hat. Der Eindruck, den diese Novelle hinterläßt, ist übrigens ein unerquicklicher, da es leider! allzu wahr ist, daß bei weitem der größte Theil der Schriftsteller Sklaven buchhändlerischer Speculationen sind, und nicht nach dem Drange ihres Herzens, sondern nach dem ihrer Verleger schreiben. Die Schriftstellerei wird in den meisten Fällen zum Broderwerb getrieben und fröhnt den Launen des großen Publikums, anstatt dieses heranzuziehen. Das vierte Stück der Sammlung: „Im Krankenhaus", haben wir nicht gelesen. — Die Darstellung des Verfassers betreffend, so ist diese sehr gewandt und abgerundet und frei von dem modernen Schwulst und der Phrasenmacherei so mancher gepriesenen Autoren. Die vorliegende Sammlung, die schon durch ihren Titel anziehen dürfte, wird in unsern Leihbibliotheken und Lesezirkeln ein beliebter Artikel werden.

W.

Vermuthliche Witterung des Monats Mai 1846.

(Von dem Verfasser des „Zeus.")

Unserer Zeit gehören die großen Fortschritte in der Meteorologie an, nach welchen unter andern der Zusammenhang der Winde, Temperatur und Niederschläge mit dem Luftdruck nachgewiesen und erkannt ist. Durch die Berechnung der Schwankungen des Barometers hat Professor Stieffel in Karlsruhe deren Periodicität festgestellt. Daraus prognosticirt er am Ende jedes Monates den Charakter und Gang der Witterung des nächstfolgenden unter dem bescheidenen Ausdrucke einer Vermuthung, die jedoch nach dem laut anerkannten Erfolge von mehreren Jahren die Bedeutung der

Digitized by Google

größten Wahrscheinlichkeit erhält. Dies geschieht im: „Zeus — einem Monatsblatte für künftige vermuthliche Witterung", welches bei allen Postämtern bestellt und wie ein Zeitungsblatt ohne den Postaufschlag um 20 Sgr. preuß. Cour. oder auch durch A Bielefeld's Buchhandlung in Karlsruhe bezogen werden kann und wovon eben der Monat Mai des dritten Jahrganges versendet wurde.

Darnach hat der Mai 1846 im Allgemeinen vermuthlich größtentheils warme trockene Frühlingswitterung, unterbrochen von einigen Gewitterperioden.

Und zwar ist er vom 1. bis 6. meist heiter mit Wärmezunahme, dann zeigt sich eine Neigung zu Regen und Gewitter um den 6., darauf bleibt es wieder heiter, aber kühler vom 8. bis 11. und wird wärmer bis heiß vom 11. bis 16. In dieser ersten Hälfte sind ostnördliche Winde vorherrschend und steigt das Barometer besonders vom 9. bis 16.; auch zeigt sich gern Nordwind mit Höhrauch vom 9. bis 12. — Am 16. und 17. tritt Regen und Gewitter mit Abkühlung ein bis zum 19., dann zunehmende Wärme bis Hitze vom 20. bis 25.; zu Gewitter und Regen ist der 27. und 28. geneigt, worauf es am Schlusse wieder warm wird. In dieser zweiten Hälfte ist der Wind veränderlicher und weht öfters aus West-Süd. Fünfundfünfzigjährige Beobachtungen und deren Berechnung, so wie zehn Jahrgänge daraus liegen der Prognose zu Grunde. Die specielle Darstellung der Methode, auch alle besonderen Vorgänge am Sternenhimmel mit kleinen Sternkarten findet der Liebhaber im „Zeus" selber. (Rh.- u. M.-Z.)

Mannichfaltigkeiten.

Im Saalthale tritt trotz der oft rauhen Tage der Frühling in einer selten gesehenen Vegetationskraft ein. Auf Bergen und in Ebenen steht die Wintersaat in üppigster Fülle. Die Fröste scheinen der Baumblüthe nichts geschadet zu haben. Auch die Sommersaat gedeiht sichtbarlich. Alles verspricht eine baldige und gesegnete Ernte. Doch auch das Sprichwort: Man juble nicht vor der Zeit! möge nicht vergessen werden. (Dorfz.)

In einem Gerichtssaale in Spanien ist ein ganz nackter Mensch abgebildet. An seinem Mund sind folgende Worte geschrieben: „Ich, der ich den Prozeß gewann, habe nur noch das nackte Leben, wie mag es mit Demjenigen stehen, der ihn verloren hat?"

Die Landwirthschaft in Niederland ist durchschnittlich in jedem Jahre um ein Procent gestiegen, eben so der Viehstand, so daß ein Bauerhof, der vor 30 Jahren 600 fl. Pacht gab, jetzt 900 fl. gewährt. Auch die Bevölkerung in Friesland ist in demselben Verhältnisse gestiegen.

In Deutschland erregen Bankerotte noch Aufsehen, wenigstens gehören dieselben in das Tagesgespräch. In Paris gehen sie jedoch spurlos vorüber, was auch nicht anders möglich ist, da im Durchschnitt täglich vier Fallissements vorkommen.

(Wallis.) Von dem Schicksal, das dem Dorfe Borgneaux drohte, haben wir vor wenigen Tagen berichtet. Nun erfährt man schon Folgendes: „In der Nacht vom Ostersonntag auf den Montag ist im Dorfe Borgneaux die erste Partie der Felsen unter fürchterlichem Donner heruntergestürzt. Die in die benachbarten Dörfer geflüchteten Einwohner glaubten nichts Anders, als ihr Dorf verschüttet zu finden; indessen wie staunten sie, da sie nichts beschädigt sahen, als hier und da auf ihren Feldern kleine Felsstücke. Ein mächtiges Felsenstück hatte sich einige Schritte vor ihren Häusern abgelagert. Noch droht eine andere Partie Felsen herunterzustürzen, und ein Ingenieur ist wirklich beschäftigt, derselben im Falle eine andere Richtung zu geben, um das Dorf vor jeder Gefahr zu sichern.

Wittwen- und Waisen-Kasse für Handlungs-Commis in Frankfurt a. M.

Frankfurt bildet mit allen seinen trefflichen Institutionen ein so vollendetes, abgerundetes Ganzes, die Hülfe der Reichen und Bemittelten wird von allen Seiten auf eine so überaus humane Weise dargeboten, daß es wohl keinem Zweifel unterliegen durfte, es werde die Wittwen- und Waisen-Kasse für Handlungs-Commis eben so freundlich bedacht und unterstützt werden. Einen klaren Beweis hievon liefern die seitherigen Unterzeichnungen, die sich des besten Fortganges erfreuen; man wetteifert von allen Seiten in großen und kleinen Gaben zur Erreichung eines so edlen, menschenfreundlichen Zweckes beizutragen und hat es wohl erwogen und als Ehrensache erkannt, daß den Männern, die mitunter auf die uneigennützigste Weise die Kräfte der Jugend und des Mannesalters dem Flor manchen Hauses widmeten, die sich des Vertrauens ihrer Chefs würdig machten und denen es bei der ernsten Sorge für eine Familie nicht möglich war, etwas für dieselbe zu erübrigen, doch wohl ein beruhigender Blick in die Zukunft verschafft werden müßte. Darum finden auch die Mitglieder des Vorstandes und die mit der Einsammlung der Subscriptionen freiwillig sich befassenden Mitglieder der Stiftung allenthalben und bei den Bekennern aller Confessionen — die Wittwen- und Waisen-Kasse macht auch ihrerseits bei der Zulässigkeit der Betheiligung an derselben, so wie der von ihr zu ertheilenden Unterstützungen keinen confessionellen Unterschied — die freundlichste Aufnahme und man gibt sich auch ferner der Hoffnung hin, daß die Mühe nicht unbelohnt bleiben werde. Dem Vernehmen nach sollen die Subscriptionen am Schlusse veröffentlicht und bei dieser Gelegenheit unserem verehrten Handelsstande dankbare Anerkennung ausgesprochen werden.

Erklärung.

Bei der Abfassung und Redaction von Referaten über Vorstellungen und Leistungen der Bühne und deren Mitglieder ist es fast unvermeidlich, nicht auch öfters mit leicht verletzbaren Individuen in unangenehmen Conflict zu gerathen, und so darf es nicht befremden, wenn von Seiten Dieser mitunter gehässige Ausfälle und Anfeindungen gegen solche Berichterstatter versucht werden. Was nun den literarischen Werth und die Richtigkeit oder Unrichtigkeit derartiger Referate anbelangt, so steht Jedem seine eigene Meinung darüber frei und das Urtheil des verständigen und selbstständigen Theiles des Publikums bleibt jederzeit unabhängig von den Aussprüchen eines Kritikers, seyen diese nun anerkennend oder verwerfend. Was dagegen etwaige Versuche der Verdächtigung oder der Unterschiebung unrechtlicher Motive betrifft, so muß der Unterzeichnete solche, insofern sie ihn persönlich betreffen sollten, so lange für unwürdige Verläumdungen erklären, bis man den Muth haben wird, ihm offen mit Nennung des Namens des Verdächtigers und mit den nöthigen Beweisen entgegen zu treten.

Wilh. Wagner.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. Mai. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräul. Kramer, vom Theater zu Düsseldorf.

Samstag, 9. Mai. Die Schule des Lebens, dramatisirtes Mährchen in 5 Abth., von Dr. E. Raupach. (Gastrolle) Don Ramiro — Sancho Perez: Hr. Flachsland, vom Hoftheater zu Darmstadt.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 128. Samstag den 9. Mai 1846.

Maitraum.

Ein Traum war's, doch der Traum war schön,
Den ich euch hier erzähle;
Ihr wißt, daß ich auf Bergeshöh'n
Mir oft mein Plätzchen wähle.
So saß ich einst denn wieder da
Auf höchster Bergeshalde,
Rings um mich aber, fern und nah,
Klang's, sang es aus dem Walde.

Früh war's, die Sonn' erhob sich kaum,
Hellstrahlend, hinter'm Berge,
Doch war's schon laut in Busch und Baum,
Doch schwirrte schon die Lerche;
Erwacht war schon zu neuem Blüh'n
Die Wiesenblume wieder;
Das war ein Glüh'n, das war ein Sprüh'n,
Ein Tönen süßer Lieder!

Ich weiß nicht, — that's der Sonne Schein, —
Die Augen, klar und helle,
Sie sanken zu, und ich schlief ein
In stiller Buchenzelle.
Mit einmal aber fuhr ich auf,
Weil's durch die Waldung rauschte;
Es kam zu mir den Berg herauf,
Ich horchte und ich lauschte.

Ei, welche schöne Melodie!
Ei, welch' ein lustig' Singen!
Voran zwölf Bergzwergmusici!
Was mochten die wohl bringen?
Dahinter ein geschmücktes Paar —
Wohl junge Hochzeitleutchen!
Wie schön ist er, ist sie, fürwahr!
— 'S ist Bräutigam und Bräutchen!

Brautjungfern folgten froh dem Zug,
Wer konnte all' sie zählen?
Mein Herz, es schlug, mein Herz, es frug:
Dürft'st du wohl Eine wählen?
Der Zug hielt still; der Bräutigam
Kam auf mich zugeschritten,
Vom Haupt er seine Mütze nahm
Und sprach mit feinen Sitten:

„Von Herzen mir willkommen seyd!
„Ihr staunt, was hier geschehe:
„Wißt, daß ich meine Hochzeit heut'
„In diesem Wald begehe.
„Waldmeistre drückt den Hochzeitkranz
„Auf Fräulein Pimpernelle,
„Und ich lad' Euch zu Spiel und Tanz;
„Folgt, lustiger Geselle!"

„Ein Carmen habt Ihr schnell bereit,
„Denn ich ließ mir berichten,
„Daß Ihr zu all' und jeder Zeit
„Vermöget ein's zu dichten."
Still schlich ich mich hinab in's Thal,
Ein's zu verificiren,
Dann ließ ich mich zum Hochzeitmahl
Von schönen Elfen führen.

Ich übergab's, und wie zum Dank
Mußt' gleich der Becher blinken;
Ach Gott, was war das für ein Trank,
Den ich da mußte trinken!
Wie manches Rosenlippenpaar
Sprach mit dem Schmeichelmunde:
„Wie gut doch, daß ein Dichter war
„Bei uns zu dieser Stunde!"

Allein mein Kopf, er blieb nicht frei
Von all' dem Kosen, Streicheln,
Von all' der Lust und Schelmerei,
Vom Küssen und vom Schmeicheln.
So ging es, bis der helle Tag
Begann, sich zu verdunkeln,
Bis ich, berauscht, am Boden lag,
Bei klarer Sterne Funkeln.

Ein Traum war's, doch der Traum war schön,
Den ich euch hier erzählte;
Ihr wißt, daß ich auf Bergeshöh'n
Mir oft mein Plätzchen wählte.
So saß ich einst denn wieder da,
Vom Freundeskranz umgeben,
Bei „Vivat!" und „Victoria!"
Ließ ich den — Maitrank leben.

L. S. De. D.***

Das mysteriöse Grabmahl.

Eine Sage aus der Neuzeit. Erzählt von J. Bleta.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit geschah es, daß sich Edward an einen seiner Collegen, den Lord M., enger anschloß, der zwar kein so uneigennütziger aber ein eben so eifriger Vertheidiger der Reformbill war, wie Edward selbst. Dieser Lord M. war einer der hellsehensten Staatsmänner Großbritanniens, dem es hauptsächlich darum zu thun war, mit Hülfe der Reformbill das Toryministerium zu stürzen, um sich dann selbst an die Spitze der Regierung seines Landes zu schwingen. Er näherte sich zuvorkommend Edwarden in der Absicht, dessen aufrichtigen Reformeifer bestens zu seinen Zwecken zu benützen.

Im Hause dieses Staatsmannes war es, wo Edward die siebenzehnjährige Tochter desselben zuerst erblickte. Lady Arabella, so nannte sie sich, galt in London, zur selben Zeit, für eine blendende Schönheit, und die Reize ihres Körpers wurden noch durch den Zauber eines vielseitig ausgebildeten Geistes, gepaart mit einem unaussprechlich anmuthvollen Benehmen erhöht. Wie der Vater, empfing auch die Tochter Edwarden äußerst zuvorkommend, schien sogar alle seine Ansichten und Empfindungen im Allgemeinen zu theilen. Edward entzückt darüber, schloß sich immer inniger an sie. Ihr beiderseitiges Verhältniß wurde von Tag zu Tag vertraulicher, und bei jedem neuen Besuch fand Edward die schöne Arabella liebenswürdiger; endlich konnte er nicht mehr länger widerstehen, er, der sich schon so oft nach einem gleichgesinnten Herzen gesehnt, glaubte es nun in der reizenden Hülle Arabellens gefunden zu haben, und sank, von seinen Gefühlen überwältigt, zu ihren Füßen, sie um ihre Gegenliebe, ihre Hand, anflehend. Sie schien gerührt, verlegen, und verwies ihn mit seiner Bitte an ihren Vater. Es lag jedoch weder im Plan des Vaters, noch in dem der Tochter, Edward's Bitte so schnell und unbedingt zu gewähren, obgleich eine Verbindung mit ihm in jeder Beziehung ehrenvoll gewesen wäre. Allein Arabella dachte vielleicht doch noch eine glänzendere Partie zu finden, und ihr Vater wollte vorerst abwarten, bis sich Edward eine einflußreiche Stellung im Ministerum oder in der Diplomatie verschafft haben würde. Demnach nahm man zwar Edward's Antrag als willkommen an, verschob jedoch die Verlobung unter dem Vorwande, daß die Reformbill, die so große und wichtige Frage des Tages, die ungetheilte Anstrengung jedes wahrhaft patriotisch gesinnten Parlamentsglieds erheische, folglich weder er, Lord M., noch Edward, sich gegenwärtig mit den Vorbereitungen zu einer Verlobungsfeierlichkeit befassen könnten. Edward, dem Arabella mit naiver Liebenswürdigkeit versicherte, sie betrachte sich schon von nun an als seine zukünftige Gemahlin und werde ihm ihr Herz gewiß treu bewahren, ließ sich diesen Aufschub gerne gefallen, war schon überglücklich, Arabellen als seine Verlobte betrachten zu dürfen, und im Vorgefühle eines noch höheren Glückes schwelgend, verlebte er in dieser Zeitfrist an ihrer Seite die schönsten Stunden seines Lebens. Es war ja seine erste, wie auch seine letzte Liebe.

Je näher die endliche Entscheidung der Reformbill im Oberhaus heranrückte, desto gespannter und ungeduldiger wurde das in Parteien getheilte Publikum, desto heftiger die Debatten im Parlament darüber. Eines Abends ertönten Kanonenschüsse auf der Anhöhe des Hyde-Parks, sie verkündeten den Bewohnern Londons den Sieg der Reformbill. Diese Nachricht, schnell wie ein Lauffeuer, im ganzen Königreiche verbreitet, wurde von den Meisten aus dem Volke mit einem freudigen Hurrah! begrüßt. Die arme Klasse der Bevölkerung glaubte nun das Ende ihres Elends zu erblicken, ein Theil der Industriellen sah schon im Voraus Handel, Gewerbe und Fabriken von neuem aufblühen, der unbefriedigte Ehrgeiz hoffte sich jetzt leichter eine Bahn zu hohen Ehrenstellen zu eröffnen, und die Anhänger des Whigsthums meinten, durch die Reformbill die Tories für immer von dem Ruder der Regierung entfernt zu haben. Unstreitig enthielt diese Bill eine zeitgemäße und wohlthätige Gesetzverbesserung für England, aber freilich alle die sanguinischen Erwartungen, die sich an sie knüpften, haben sich nicht, und konnten sich auch nicht verwirklichen; denn um das Elend vieler Millionen Menschen zu heben oder nur sichtbar zu mindern, um einen alle Weltgegenden überschwemmenden Handel überall gewinnbringender Märkte zu erzwingen, und um den, das Bedürfniß wenigstens zehnfach übersteigenden Fabrikaten immer Consumenten zu verschaffen, dazu gehörte mehr noch als die Reformbill, dazu gehörte ein politisches und zugleich staatswirthschaftliches Mirakel.

Arabella's Vater trat in's Ministerium. Edward, dessen Vermögens-Umstände sehr gelitten hatten, indem er enorme Summen verwendet hatte, um theils der Reformbill günstige Abgeordnete in's Unterhaus zu bringen, theils um mittelst der Presse die öffentliche Meinung für seine Ansichten über diese wichtige Angelegenheit zu gewinnen, zog sich auf seine Landgüter zurück, in der Absicht, sowohl seine Privatgeschäfte, mit welchen er sich während der politischen Krisis weder befassen wollte noch konnte, in Ordnung zu bringen, als auch um zu gleicher Zeit die Wohnungen seines Landsitzes zum Empfang Arabella's neu und geschmackvoll einrichten zu lassen. Erst dort wurde er gewahr, wie theuer ihm seine politische Laufbahn zu stehen kam, fast die Halbscheid seines großen Vermögens war dahin, doch kränkte ihn dieser Verlust nur wenig, indem er überzeugt zu seyn glaubte, seine Braut lege kein großes Gewicht auf große Reichthümer, und er immer noch so viel übrig hatte, um seiner angebeteten Arabella alle Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen, alle ihre vernünftigen Wünsche befriedigen zu können. Er war aber zu gewissenhaft, um ihrem Vater die bedeutende Schmälerung seiner Einkünfte nicht mitzutheilen. Als Erwiederung auf diese Mittheilung erhielt er vom neuen Minister die Eröffnung, daß er ihn, nämlich Edwarden, für den Gesandtschaftsposten nach Neapel vorgeschlagen habe, und seine Ernennung als gesichert anzusehen sey. „Diese Gesandtschaft," — fügte der Minister seinem Schreiben bei — „eine der ehrenvollsten und zugleich einträglichsten, wird Sie in Stand setzen, Ihre Verluste wieder auszugleichen." Dieser mehr offizielle als freundschaftliche Brief berührte Edwarden sehr unangenehm, und würde ihn noch unangenehmer berührt haben, wenn demselben nicht ein theures Blatt von den zarten Händen Arabella's beigelegt gewesen wäre, in welchem sie ihm ihre unveränderliche Zuneigung, ihre Sehnsucht nach seiner Zurückkunft und ihre Freude darüber ausdrückte, bald mit ihm an seiner Seite als seine Gattin nach Italien in dieses schöne Land reisen zu können.

Doch selbst die süßen Worte Arabella's konnten Edwarden nicht bewegen, den Antrag ihres Vaters anzunehmen. Es widerstrebte seinem rechtlichen Charakter, eine Stelle, für die er weder Beruf in sich fühlte, noch, nach seiner Meinung, die nöthigen Erfahrungen und Kenntnisse besaß, blos des Geldgewinnes wegen zu bekleiden. Er dankte daher dem Minister für seine guten Absichten, ihn versichernd, daß er als Diplomat seinem Vaterlande keine wesentliche Dienste zu leisten fähig sey, er daher gezwungen sey, den allerdings ehrenvollen Antrag dankbar abzulehnen. In seiner Antwort an Arabella, voll der feurigsten Liebe, erklärte er, weßhalb er ihres Vaters wohlgemeintes Anerbieten ablehnen zu müssen glaubte, und versprach ihr, sie auf jeden Fall, sobald sie mit ihm getraut seyn werde, nach Italien zu führen.

Acht Tage darauf empfing Edward einen Besuch eines Anverwandten des Ministers. Dieser junge Mann, ein Cousin Arabella's, dessen Eltern sich in Ostindien außerordentlich bereichert hatten, kam nach London, um sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen. Er war nicht ohne Talente, jedoch in höchstem Grade von sich selbst eingenommen, dabei übermüthig und hochfahrend. Gegen seine Cousine benahm er sich stets äußerst galant und zu-

vorkommend, ohne jedoch ihrem Verhältnisse mit Edward nahe zu treten, dessen aufrichtiger Freund er vorgab zu seyn, besonders seitdem derselbe ihm einstens, mit Hintansetzung seiner eigenen Person, einer großen Gefahr entzog, in welche ihn sein hoffärtiges Betragen verwickelt hatte. Edward seinerseits behandelte den Cousin Arabella's mit Wohlwollen, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sich ihm dienstfertig zu zeigen, obgleich ihm der Abstand ihrer beiderseitigen Meinungsverschiedenheit nicht entging. Der Minister ließ Edward durch seinen Verwandten, den er zu seinem Sekretär erhoben, wissen, daß er die Annahme des ihm angebotenen Gesandtschaftspostens als unerläßliche Bedingniß seiner Verehelichung mit Arabella ansehe, um so mehr, da die vorgeschützten Ursachen seiner Ablehnung ihm, dem Minister, unerheblich scheinen, und schon dadurch ganz wegfallen, weil er ihm einen in der Diplomatie erfahrenen, ganz zuverlässigen ersten Sekretär beigeben wolle, der statt seiner die Geschäfte schon besorgen solle, so daß er weiter nichts zu thun brauche, als zu repräsentiren und zu unterschreiben.

(Schluß folgt.)

Ein fliegendes Blatt.*)

— — „O du hehre, heilige Poesie, wohin hast du dich verborgen in diesen rauhen Zeiten? Deine Herrlichkeit ist von dir genommen, dein Purpur gefallen, dein frommes, friedliches Reich verweht im Sturme! Deine Priester verehren dich nicht mehr in der stillen Einsamkeit ihrer weltentrückten Höhe, sie haben dich zur Magd erniedriegt und weinend und nackt auf den Markt gestellt, wo sie um dich feilschen und deine trauernden Blicke verkaufen! Dein Reich ist aus, versunken wie die Stadt im Meere! Nur an seltenen, hellen Tagen hört man die Klänge aus deiner verschwundenen Zeit weich und träumerisch durch die Luft zittern: es sind die hellen Tage des neuerwachenden Frühlings, wenn die Maiblümchen in dem jungen Grün sich aufrichten, wenn die weißen Wolken über die epheubewachsenen Thürme und Burgen ziehen, und die Stille des frischen Waldes wieder durch das Hämmern des Spechts und den leisen Tritt der Rehe und das ferne Getön der Glocken belebt wird; aber es sind seltene Tage, und nur die Sonntagskinder unter den Menschen vernehmen die Klänge, denn dein Reich ist nur in der Natur, wo die Menschen nicht hinkommen mit ihren Plagen. Und an seltenen hellen Tagen sieht man dich noch in dem alten Glanz deiner Herrlichkeit, dem freudeblitzenden Geschmeide des Glücks auf dem Thron der Berge stehn, wo die Lüfte dir die Huldigung der weiten Natur zuflüstern; es sind die hellen Tage der jungen Liebe, wenn der Jüngling und das Mädchen auf den freien Bergeshöh'n sitzen und hinausblicken in die weite grünende Ferne, wo ihre Heimath so reich in duftigem Prangen daliegt, mit den Flüssen und Bergen und Städten, und sie halten sich festumschlungen und blicken einander in die trunkenen Augen, darin sich ihre Heimath so ganz und reich wiederspiegelt, und sie sind so selig da oben allein, wo sie Alles sehen und doch selbst nicht gesehen werden; aber das sind seltene Tage, und nur die Sonntagskinder, die von dem Treiben der Menschen unberührt bleiben, sehen dich so, denn der Egoismus und das Krämerthum der Menschen treiben Handel auch mit der Liebe. Das ist dein Reich, deine Herrlichkeit in diesen Zeiten: ein Traum, ein vergessener Traum. Du selbst bist längst schon schlafen gegangen unter Vögelgesang und Glockenton in das frische Grün und die fallenden Blüthen des Waldes, und nur dein banges, ruheloses Gespenst ist es, das über die Heerstraßen der Menschen irrt, und von deinen habsüchtigen Priestern marktschreierisch zum Handel geboten wird."

*) „Aus dem Volk. Von Ernst Deonke. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt (J. Rütten). 1846."

Das allgemeine Kirchenlexikon von Dr. Aschbach.

Dem denkenden Beobachter unserer Zeit konnte es wohl nicht zweifelhaft bleiben, daß die Bewegung in der katholischen Kirche, an deren Spitze sich Ronge stellte, einen Einfluß auf die Gläubigen dieser Kirche üben mußte. Er äußerte sich zunächst in der eifrigen Bemühung der Geistlichkeit, die ihr anvertraute Heerde vor den Neuerungen zu schützen, sie mehr zusammen zu halten und sie eifriger in der Erfüllung ihrer religiosen Pflichten zu machen. Aber eben so wichtig als dieses und dem gesammten Katholizismus in unserm deutschen Vaterlande zuträglich war es, daß die gebildeten Katholiken in dem kirchlichen Streite, welcher nach und nach die politischen Blätter einnahm, fühlen mußten, daß sie über so manchen Punkt ihrer Religion und Kirchengeschichte im Dunkel seyen, weil es an der passenden Belehrung fehlte. Was die protestantischen Schriftsteller boten, wurde nur mit Mißtrauen gelesen oder leicht verdächtigt, da einzelne von ihnen sich leider von Leidenschaft nicht frei erhielten und die Toleranz nur dem Worte nach kannten. Darum unternahm es ein Verein von katholischen Universitätsprofessoren und Geistlichen unter der Redaktion des Dr. Aschbach in dem bekannten Verlage der Andreäischen Buchhandlung ein allgemeines Kirchenlexikon herauszugeben, welches diesem Bedürfnisse abhelfen sollte. Es soll ein katholisches werden, aber im ächten Sinne des Wortes, welches belehrt, verständigt, nicht anfeindet. Im Vorworte ist ausdrücklich gesagt, daß jede Polemik ausgeschlossen bleibe. Wir haben also hier mit einem Werke zu thun, welches durch eben so aufgeklärte als gut katholische Männer Jedem, dem es um eine richtige Auffassung des Katholizismus zu thun ist, eine vollständige Belehrung bietet, die deutsche Nation im vollen Sinne des Wortes unterrichtet, in der Erkenntniß bezüglich der Religion den Fortschritt sichert und den Nachtheil mindert, welchen manchmal nicht genug durchgebildete Männer in ihrem Amtseifer veranlassen. Möge es darum recht verbreitet werden, damit es dazu beitrage, die gegenseitige Duldung unter den Bekennern der verschiedenen Konfessionen durch die richtige Erkenntniß der Religion und ihres Werthes zu fördern, und die Nächstenliebe, den Grundstein der christlichen Religion, zur Wahrheit zu machen. Die Annäherung ergibt sich dann von selbst.

Sehr zu loben ist, daß die Artikel des ersten Heftes einfach und klar geschrieben sind und die Sprache des gelehrten Handwerkes nur in dem Artikel „Aberglaube" zu Anfang erscheint. Schon gegen die Mitte verliert sich die moderne Dialektik und die Sprache wird natürlich.

Möchten die verehelichen Redaktionen von Blättern, die der Aufklärung gewidmet sind und den Fortschritt in unserer Bildung allgemein machen wollen, diese Zeilen der Aufnahme und Verbreitung für werth halten. —s—

Mannichfaltigkeiten.

(Nürnberg, 4. Mai.) Der hiesige „Correspondent" berichtet: „Verflossenen Freitag sahen wir Hrn. Hassel vom Frankfurter Stadttheater als „Hampelmann" (in der Lokalposse: „die Landpartie nach Königstein") und als „Pudding" (in der Benefizvorstellung"). Was erstere Rolle betrifft, so wurde dieselbe von Hrn. Hassel mit ächter Charakteristik und vieler Komik durchgeführt; indeß ist das Stück zu gehaltlos, als daß das ergötzliche Spiel unseres Gastes seine volle Wirkung hätte äußern können. Zwar läßt sich auch von dem innern Werthe der andern Pièce, welche an diesem Tage zur Darstellung kam, nichts sonderlich Rühmliches sagen; indeß gewährt dieselbe wenigstens in der Rolle des „Pudding" dem Darsteller einen erklecklichen Anhaltspunkt und

Digitized by Google

Gelegenheit genug, den Zuschauer über die sonstige Dürftigkeit des Inhalts glücklich hinwegzuheben. Gerade diese Partie aber wurde von Hrn. Hassel mit so großer Meisterschaft gegeben, die bizarren Seiten des englischen Charakters traten aus seiner Darstellung in so treffender Zeichnung hervor, daß man wahrhaft einen von jenen right honourables vor sich zu sehen glaubte, die sich auf die „große Tour" begeben, um die Sehenswürdigkeiten des Kontinents im Flug zu durcheilen und sich eine oberflächliche Kenntniß von diesen, eines genaueren Studiums nicht würdigen Nationalitäten zu erwerben. An Hrn. Hassel war jeder Zoll ein John Bull; Gesten, Manier und Sprache dem englischen Prototyp auf's täuschendste nachgebildet. Sicherlich ist die Darstellung des „Pudding" durch Hrn. Hassel eine der vollendetsten Leistungen in diesem Genre der Komik.

(Geißlingen.) Vor kurzer Zeit wurde einem Einwohner von D. ein Schwein gestohlen. Er geht zu dem berüchtigten Schäfer von Heiningen, um durch dessen Wunderkräfte wieder zu seinem Eigenthum zu kommen. Der Schäfer läßt sich zwar nicht herbei, den Namen des Diebs zu nennen, verspricht aber dafür zu sorgen, daß dieser das Gestohlene innerhalb acht Tagen wieder bringe. Der Bestohlene geht befriedigt nach Haus und harrt erwartungsvoll. Einige Tage hernach hört er Nachts ein Geräusch an seinem Schweinstall. Mit pochendem Herzen steht er in lautloser Stille, damit er den Bann, vermöge dessen der Dieb das gestohlene Schwein wieder bringen muß, nicht löse. Als am Schweinstall wieder Ruhe eingetreten, eilt er demselben zu, um sein verlornes und wieder erhaltenes Schwein zu sehen. Aber, o Schrecken! er trifft den Schweinstall offen und sein zweites Schwein ist ihm ebenfalls gestohlen! So hat der Aberglaube wieder ein Mal geschadet. Hätte der Bestohlene nicht auf den Wunderthäter gehofft, so hätte er wenigstens den zweiten Dieb ergreifen können.

(Kunst und Industrie.) Der von Galimard verfaßte Jahresbericht der „Société libre des beaux arts" enthält folgende bemerkenswerthe Stelle: Wenn wir unsere Industrie mit jener der Alten vergleichen, so müssen wir über die Unterschiede erstaunen, welche sich bei solcher Vergleichung herausstellen. Die antike industrielle Kunst ist so verschmolzen mit der Kunst selbst, daß es schwer ist, einen Unterschied anzugeben. Die schönsten Vasen wie die schönsten Amphoren entstanden gleichzeitig mit den bewundernswürdigsten Statüen, und die besten Erzeugnisse industrieller Kunst erschienen zu derselben Zeit, als der Genius des Phidias und Praxiteles die erhabenen Werke schuf, welche stets unsere Muster des Vortrefflichen bleiben werden. Die moderne Industrie dagegen scheint sich von der Kunst zu trennen, durch welche sie doch allein unterstützt und geleitet werden kann, und während sie einen verderblichen Unterschied für sich sucht, scheint sie die unwandelbaren Gesetze des Schönen zu vergessen. Wie häufig sieht man nicht alle Arten von Zierrath, ohne Rücksicht, ob sie passend angewendet sind, unter einander gemischt. Die unbestreitbare Ueberlegenheit der Alten hat ihren Ursprung in den Grundsätzen, nach welchen sie arbeiteten. Die Griechen beobachteten gewissenhaft die Gesetze des Schönen, daher zeichnet auch der Charakter des Schicklichen und Schönen allgemein die Erzeugnisse antiker Kunst aus.

Korrespondenz.

Koblenz, 5. Mai.

Bei der heute stattgehabten Feier des Jahrestages der Enthüllung des Denkmals, welches die Veteranen der ehemaligen französischen Armee auf dem hiesigen Friedhofe im J. 1848 ihren hingeschiedenen Waffenbrüdern errichteten, hielt einer derselben eine Rede, worin u. A. Folgendes vorkam: „Unsere Zahl schmilzt mit jedem Jahre mehr zusammen; wir, die wir noch leben, wollen heute an diesem geschichtlich merkwürdigen Tage, im lieben deutschen Vaterlande, unter einer humanen Regierung, nicht im Geräusch lärmender Freude, sondern sinnig und zweckgemäß, treu unserem Bunde, diesen Tag feiern." — Abends beim Festessen wurde folgende Toastrede gehalten: „Liebe Kameraden! Mehr als ein Vierteljahrhundert ist nun schon im Strom der Zeit verschwunden, seit der Siegesfürst, unter dessen Adlern wir in sturmbewegter Zeit unserem damaligen Vaterlande dienten, seine große Seele auf einem von den Wogen des Weltmeers umspülten einsamen Eiland aushauchte. Diesen Morgen haben wir im Tempel des Herrn unsere Gebete für den weltberühmten Imperator und für unsere hingeschiedenen Waffenbrüder zu Gott erhoben und nun wollen wir beim Klang der Becher deutscher Weine nach so vielen unter verschiedenen Himmelsstrichen überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren uns des Lebens freuen und den Spruch eines großen Dichters, der auch dem Rheinlande angehört, wiederholen: „Wir, wir leben, unser sind die Stunden, und der Lebende hat Recht."

Mainz, 27. April.

Am 25. d. M. fand dahier in dem großh. Gymnasium die jährliche feierliche Preisvertheilung statt. Der für diese Feier viel zu beschränkte Saal, die Kapelle, war gepfropft voll, und viele Eltern, welche Söhne in dem Institut haben, fanden sich gleichsam ausgeschlossen. Den Eingang machten die Gesangvorträge der Schüler unter Musikbegleitung und der Leitung des Gesanglehrers Hrn. Hom, worunter das bekannte: „Was ist des Deutschen Vaterland" besonders mit Gefühl und Kraft vorgetragen wurde und des verdienten Beifalls der Zuhörer sich erfreute. Hierauf folgte eine gelehrte Abhandlung des Hrn. Directors Steinmetz und auf diese die Preisvertheilung, welche viele frohe, wohl auch, wie das immer der Fall ist, einige betrübte Herzen gemacht hat. Nach der Preisvertheilung wurde der Zeichensaal eröffnet, in welchem die Zeichnungen und Schriftproben aufgestellt waren. Für die Zeichnungen sind 17 Preise vertheilt worden und dieser Lehrzweig, unter der Leitung des Hrn. Prof. R. Müller, wird wohl nirgends besser cultivirt. In Akademie-, Landschafts-, Thier-, Baumstudien und in allen Gattungen der Architektur und architektonischen Verzierung fanden sich hier meisterhafte Ausführungen. Besonders erwecken die Tuschzeichnungen die Bewunderung der Beschauer. Auch die Schriftproben machen dem Hrn. Schreiblehrer Klein und seinen Schülern viel Ehre. Das Fest der Preisvertheilung sollte um 10 Uhr beginnen, aber es beginnt nie vor 11 Uhr. Der Hr. Direktor könnte eine passende Rede von einer halben Stunde halten, das würde für diesen Zweck genügen. Wie die Sache jetzt vor sich geht, wird die Kapelle erst nach 1 Uhr verlassen und die Theilnehmer eilen dann meistens an dem jetzt erst geöffneten Saale der Ausstellung zum verspäteten Mittagsmahle vorüber. Zwar bleibt der Saal den folgenden Tag über den Beschauern geöffnet, aber das wissen sie nicht, da hiervon nie etwas bekannt gemacht wird, obgleich dieses wohl von Seiten des Vorstandes Lehrer, Schüler und das Interesse für das Institut dringend verlangt. Auch befremdet es, daß das hiesige Gymnasium als ein Staatsinstitut hat noch keine Turnanstalt hat und dieses um so mehr, als der hiesige städtische Turnlehrer Hr. Eduard Müller das verdiente Vertrauen als einer der besten theoretischen Turnlehrer besitzt und seit vielen Jahren sich als solcher bewährt hat.

Eingesendet von einigen Schulmännern.

Auflösung der Charade in Nro. 126:

Leichtsinn.

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. Mai. Die Schule des Lebens, dramatisirtes Mährchen in 5 Abth., von Dr. C. Raupach. (Gastrolle) Don Ramiro — Sancho Perez: Hr. Flachsland, vom Hoftheater zu Darmstadt.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 129. Sonntag, den 10. Mai 1846.

Das mysteriöse Grabmal.

Eine Sage aus der Neuzeit. Erzählt von J. Blaha.

(Schluß.)

Die Zumuthung Lord M'k. empörte Edward im höchsten Grade. Er sah jetzt ein, wie sehr er sich in seinem ehemaligen politischen Meinungsfreunde, dem jetzigen Minister, geirrt habe, wie wenig die schönen Regierungsmaximen, die derselbe so oft auf der Rednerbühne als Richtschnur der Regierung anempfahl, seiner eigenen Ueberzeugung entsprungen sind, sondern ihm blos als Deckmantel zur Erreichung seiner ehrgeizigen Absichten dienten; doch war er weit davon entfernt, über diesen Punkt Arabella mit ihrem Vater gleichgesinnt zu ahnen, und so tröstete er sich mit der Hoffnung, sie werde ihm, selbst ihres Vaters Mißbilligung ungeachtet, ihrem Versprechen gemäß, zum Traualtar folgen. Sein vorgeblicher Freund, Arabella's Cousin, bestärkte ihn noch mehr in diesem Glauben, ja bot sich sogar an, seine Cousine selbst dazu zu überreden, im Fall der Minister von seiner Meinung nicht abstehen sollte. Ein Anerbieten, welches Edward dankbar annahm. Mit der bestimmten Weigerung Edward's, sich dem Wunsche des Ministers in Bezug auf den Gesandschaftsposten zu fügen, reis'te der Cousin Arabella's nach London zurück, Edwarden versprechend, er werde baldigst von seiner Braut, wie von ihm selbst gewiß freudige Nachrichten erhalten. Mit Ungeduld sah Edward denselben entgegen, aber eine Woche um die andere verging und er erhielt noch immer keine Nachricht. Er wurde unruhig, tausend Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe, um sich das lange Stillschweigen seiner theuren Arabella, wie seines Freundes zu erklären; endlich entschloß er sich, selbst nach London zu gehen um schnell seiner peinigenden Ungewißheit ein Ende zu machen; allein gerade an demselben Tag, an welchem er dahin abreisen wollte, wurde ihm ein Schreiben des Ministers eingehändigt. Sobald er die Aufschrift und das Siegel erblickte, zitterte das Blatt zwischen seinen Fingern; ihm ahnete Unheil. Warum hat mir Arabella nicht selbst geschrieben, oder wenigstens ihr Cousin, mein Freund, sagte er sich selbst, während er zaghaft den Brief öffnete und darin Folgendes las . . . „Der Minister habe die Ehre, Sr. Herrlichkeit dem Lord Edward G*** die Vermählung seiner Tochter Arabella mit ihrem Cousin, dem Baronet R., neu ernannten Gesandten Seiner britischen Majestät in Neapel, ergebenst anzuzeigen."

„N. S. Das Brautpaar wird sogleich nach der Hochzeit nach Italien verreisen."

Dieses für Edwarden so niederschmetternde Blatt Papier fiel aus seinen Händen; er verschloß sich in seine Bibliothek, ließ Niemanden vor sich, und als er nach einigen Tagen wieder heraustrat, waren seine Haare ergraut, seine Stirne gefurcht. — Bald nachher verschwand er aus England, Niemand wußte, wohin er sich gewendet habe. Einige versicherten, er lebe in Rom, abgeschieden von der Welt, in einer Klosterzelle, Andere wieder wollten wissen, er treibe sich unter den Indianern in den amerikanischen Urwäldern herum u. s. w. Mit einem Worte, die seltsamsten Gerüchte verbreiteten sich über seinen Aufenthaltsort wie über seine Lebensweise, obgleich seit seiner Abreise kein Mensch in England etwas Zuverlässiges über ihn erfahren hatte; einzig seinem Banquier ließ er von Zeit zu Zeit wissen, wohin er ihm seine Geldanweisungen zu senden habe.

Nach Verlauf vieler Jahre erschien er plötzlich wieder in Schottland. Die Liebe zum Vaterlande zog ihn zurück; der geheiligte Schoß der heimathlichen Erde, die seine Wiege war, sollte auch sein Grab werden. Wohl mag er geahnet haben, daß er nicht mehr lange zu leiden haben würde. Ihn begleitete ein Neger, den er wie einen Freund behandelte, der jedoch sein Diener zu seyn schien. Dieser Neger, eine kräftige, untersetzte Gestalt von etwa dreißig Jahren, zeigte in seinem ganzen Wesen ein auffallendes Gemisch von sich widerstrebenden Naturen. Wenn derselbe seine feurigen Augen wild im Kopfe herum wälzte, meinte man, ein racheschnaubendes Ungeheuer vor sich zu erblicken, wenn er jedoch sie zu Edwarden empor hob, glänzten dieselben sanft, wie befeuchtet von Thränen hoher Lust oder unbegränzter Dankbarkeit. Wenn er seine Stirne runzelte, seine Mundmuskeln krampfhaft bewegte, glich er einem Dämon, der Unterwelt entstiegen, aber es bedurfte blos eines einzigen Wortes oder Winkes seines Herrn, und um seinen Mund schwebte ein gutmüthiges Lächeln, und die finstern Anzeichen des Hasses oder der Unzufriedenheit waren von seiner Stirne verschwunden. Hart und rauh war der Laut seiner Sprache gegen Fremde, seine Worte trotzig, allein seine Stimme konnte sich selbst bis zur melodischen Weichheit herabstimmen, wenn er mit Edwarden, seinem Wohlthäter, sprach. Man sagt, derselbe habe ihn aus der Sklaverei befreit, und seit dieser Zeit soll er unzertrennlich an seiner Seite geblieben seyn, ihn überall hin, wie sein Schatten, begleitet haben. Gewöhnlich sah man über seinem Rücken eine Laute hängen, die er meisterhaft zu spielen verstand, und wenn er in die Saiten griff, seine Stimme erhob, ertönte sein Lied bald wild dahinbrausend, wie der rollende Donner, bald sanft und milde, wie harmonische Klagetöne einer Philomele.

Seit seiner Zurückkunft lebte Edward unerkannt von seiner nächsten Umgebung in einer einfachen Cottage ganz allein mit diesem Neger, und dasselbe alte Fischerweib, welche jetzt die Fremden zu seinem Grabe weis't, besorgte ihm die Haushaltung. Viele seiner ehemaligen Bekannten suchten, theils aus Neugierde, theils aus aufrichtiger Theilnahme, sich ihm zu nähern, jedoch vergebens; alle ihre Besuche wurden von dem Neger mürrisch abgewiesen, und ihre Briefe erhielten sie jedes Mal unerbrochen zurück. Gegen die Armen der Umgebung zeigte er sich wohlthätig, ohne jedoch ihren Erkenntlichkeitsbezeugungen zugänglich zu seyn; nur beim

Digitized by Google

Anblick fröhlicher Kinder erheiterte sich bisweilen seine gewöhnlich düstere Miene. In stürmischen Nächten liebte er es, mit seinem Neger dem Uferstrand entlang zu wandeln, oder aus einem geöffneten Fenster der Cottage dem Getöse der wilden Brandung zuzulauschen. Oft, wenn die empörten Elemente am heftigsten tobten, wenn ein wüthender Orkan die Wasserwogen grimmig peitschte und das Firmament in Flammen stand, hörte man an seiner Seite den Neger mit einer den Sturm überbietenden Stimme, unter Begleitung einzelner Akkorde auf der Laute, das Lied vom bösen Geist in seiner Muttersprache singen.

Unter der Eiche, die gegenwärtig seine irdische Hülle beschattet, war auch der Lieblingsaufenthaltsort Edward's während seinem letzten Lebensjahre. Oft brachte er ganze Tage auf dieser Stelle zu, und nur selten verfehlte er es, den Sonnenuntergang von dort aus zu betrachten. Und als seine immer zunehmende Entkräftung das Bergsteigen ihm beschwerlich machte, ließ er sich von seinem getreuen Neger in einer Art Wägelchen hinaufführen. Einst an einem neblichen Oktober-Abend, wo ein frostiger Herbstwind die falben Blätter von den Bäumen schüttelte und die Sonne blutroth in's Meer versank, lag Lord Edward G*** entseelt am Fuße der Eiche; der Neger kniete regungslos an seiner Seite. Sanft muß er verschieden seyn, denn der Tod hatte die vielen Kummerfurchen seiner edlen Stirn wieder geglättet und ein zufriedenes Lächeln umfloß seine für immer geschlossenen Lippen.

Ein trocken verfaßtes Testament, welchem der Wille beigefügt war, von Niemand Anderm, als von seinem Neger, unter der bekannten Eiche begraben zu werden, war das Einzige von seiner Hand Geschriebenes, was man nach seinem Tode vorfand. Und der Neger, von welchem man über die späteren Schicksale seines Herrn einige Auskunft zu erhalten hoffte, verschwand spurlos, gleich nachdem er Edward begraben hatte, ohne selbst das freigebige Legat, mit welchem er im Testamente bedacht war, in Empfang genommen zu haben. Alle spätere Nachforschungen, seinen Aufenthalt zu erfahren, blieben fruchtlos. Seine Laute, mit einem Trauerflor umwunden, fand man am Gipfel der Eiche hängen, und es geht die Sage, daß sich noch lange nachher an dieser einsamen Stätte harmonische Klagetöne vernehmen ließen.

Der elektrische Telegraph auf der Taunus-Eisenbahn.

Der elektrische Telegraph, welcher seit länger als einem Jahre auf der Taunus-Eisenbahnstrecke zwischen Kastel, Bieberich und Wiesbaden besteht, ist nunmehr auch von Kastel nach Frankfurt ausgedehnt worden. Die seit einigen Tagen gemachten Versuche lassen nichts zu wünschen übrig, und es bedarf nicht viel mehr als eine Minute, um eine Frage von Frankfurt nach Kastel-Mainz zu stellen und die Antwort darauf zu erhalten. Der Dienst auf der Taunus-Eisenbahn hat durch diese Einrichtung eine wesentliche Erleichterung erhalten, indem alle Anordnungen, Benachrichtigungen u. s. w. damit auf die schnellste Weise angezeigt werden können. Ausgeführt ist der Telegraph nach den Grundsätzen des Hrn. Fardely. An jeder Station ist ein Apparat aufgestellt, welcher mit der Drahtleitung der ganzen Linie in Verbindung steht, so daß eine nach irgend einer beliebigen Station gegebene Nachricht gleichzeitig an allen übrigen Stationen erscheint. Die Anfangsbuchstaben sowohl der gebenden wie der empfangenden Station zeigen zugleich auf allen Stationen an, welche zwei mit einander in Korrespondenz treten sollen. Will man z. B. von Kastel nach Hattersheim eine Nachricht geben, so gibt der Wärter in Kastel die Buchstaben K. H. an. Bei dieser Operation bewegen sich nun, durch die Schnelligkeit der elektrischen Wirkung, alle Telegraphen, welche in der Linie eingeschlossen sind, in dem nämlichen Moment und zeigen die nämlichen Buchstaben an, wobei gleichzeitig an jeder Station eine Glocke fortwährend schlägt, um die Aufmerksamkeit des Warters zu erregen. Die Buchstaben werden, je nach den verschiedenen telegraphischen Systemen, entweder blos durch einen Zeiger angedeutet, der sich, wie auf dem Zifferblatte einer Uhr, in dem Mittelpunkt einer Scheibe bewegt, worauf die Buchstaben im Kreise verzeichnet sind (nach der ursprünglich vom Prof. Wheatstone eingeführten Methode), oder die Nachricht erscheint auf Papier mit gewöhnlichen Buchstaben abgedruckt. So zweckmäßig nun auch die letztere Einrichtung ist, so erfordert doch die etwas complicirtere Einrichtung mehr Aufmerksamkeit, als man von einem jeden Bahnbeamten erwarten dürfte. Aus diesem Grunde hat man auf der Taunusbahn vorläufig nur von den einfacheren Apparaten Gebrauch gemacht. Die Fardely'schen Apparate bewegen sich mit großer Leichtigkeit und Schnelligkeit; sollen nur ein oder zwei Apparate gleichzeitig gehen, so genügt hierzu, auf der Entfernung von Kastel nach Wiesbaden, ein einziges Batterie-Element. Auch hat man mit einem transportablen Apparat, welcher auf dem Zuge mitgeführt werden soll, Versuche gemacht, um unterwegs von jeder beliebigen dazu vorbereiteten, wie auch nicht vorbereiteten Stelle längs der Linie Nachrichten geben und empfangen zu können. Es zeigte sich, daß auch Dies mit Erfolg in Ausführung gebracht werden kann, und es soll daher diese Einrichtung bei der weiteren Ausführung des Telegraphen nach Frankfurt in Anwendung kommen. Der Draht auf der Taunus-Eisenbahn ist von Kupfer, ungefähr $1^1/_2$ Millimeter dick, und wird von etwa 40 Meter entfernt stehenden Pfosten von circa 12 Fuß Höhe getragen. Die Drahtenden sind in die Erde geleitet, um auf diese Weise die galvanische Kette zu schließen. Die ganze Einrichtung von Kastel nach Frankfurt wird, inclusive der vier Zwischenstationen — acht Wegestunden — die Summe von 2500 bis 2600 fl. nicht übersteigen, während auf den englischen Bahnen die ersten Anlagen 9000 fl. für die Stunde kosteten. Dem Vernehmen nach stehen die sächsisch-bayerische und sächsisch-schlesische Eisenbahn, so wie auch einige Regierungen mit Hrn. Fardely wegen der Anlage von elektrischen Telegraphen in Unterhandlung. Die Taunuseisenbahn-Verwaltung ihrerseits hat mit dem Vorstand des Frankfurter Handelsstandes Unterhandlungen angeknüpft, um den Telegraphen zur schnelleren Mittheilung der Pariser Course zu benützen. (Archiv f. Eisenb.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M., 7. Mai.) Eine in den Annalen des Theaters höchst selten oder nie vorkommende Feier wurde dieser Tage an hiesiger Bühne begangen; es war dies das fünfzigjährige Dienstjubiläum des Chorsängers Hrn. Padjera, der während des langen Zeitraumes seines Wirkens ununterbrochen dem Frankfurter Theaterinstitute angehörte. In Gegenwart der Herren Direktoren und sämmtlicher Mitglieder unserer Bühne wurde dem Jubilar im Namen derselben eine mit passender Inschrift versehene silberne Dose mit werthvollem Inhalt durch Hrn. Heyl überreicht und ihm, dem noch rüstig Stehenden, die herzlichsten Wünsche für die Zukunft dargebracht.

In der artistisch-lithographischen Anstalt von M. Frommann in Darmstadt ist zu dem Preis von 54 kr. ein „Atlas für die Schulen der freien Stadt Frankfurt und ihres Gebietes, in 16 Blatt, mit begleitendem Texte von F. K. Schaffnit, Lehrer an der Stadtknabenschule zu Darmstadt", erschienen. Die 16 Karten, wovon die erste das Gebiet der freien Stadt Frankfurt enthält, und welche in einem zweckmäßigen Format uns vorliegen, vereinigen mit möglichster Vollständigkeit einen recht deutlichen und correcten Stich, und werden nicht verfehlen, zur Vorbildung der Jugend in einer nothwendigen Wissenschaft beizutragen. Namentlich mögen

Digitized by Google

diejenigen Lehrer, welche der synthetischen Lehrmethode huldigen, denselben ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Die von Hrn. Schaffnit beigegebenen Erläuterungen werden Lehrer und Lernende willkommen seyn, und wir zweifeln nicht, daß das Werkchen sich einer weiteren Verbreitung erfreuen wird. — In demselben Verlage sind auch H Leuchter's Vorschriften in zweiter Auflage erschienen. Mit Zugrundelegung der in beiden Landesseminarien gelehrt werdenden Theorie der Buchstaben ist der Zweck des Büchleins: durch eine gefällige Handschrift zugleich populäre Sentenzen unserer berühmtesten Schriftsteller als treue Lebensführer mittels der Schule ins Volk zu bringen. Mit der Nützlichkeit ist ein so äußerst billiger Preis vereint, daß es auch dem ärmsten Kinde möglich ist, diese Vorschriften sich anzuschaffen.

(Mord in einem Justiz-Palaste.) Aus Tulle in Frankreich schreibt man vom 30. April: Diesen Morgen hielt das Zuchtpolizei-Gericht seine Sitzung. Plötzlich hörte man den Knall einer Schießwaffe. Schmerzensgeschrei eines Frauenzimmers ertönte. Die Menge eilte nach dem an den Sitzungssaal anstoßenden Saale. Schrecken ergriff die zuerst Angekommenen bei dem Anblicke eines Sterbenden, Namens Chaussour, eines jungen, geschätzten Mannes, verheirathet mit einer jungen und schönen Frau, Vaters von 5 Kindern. Er war das Opfer eines schändlichen Mords. In Verbindung mit Mitgliedern seiner Familie hatte er eine Verläumdungsklage gegen einen gewissen Fourche, seinen Nachbar, eingelegt. Die Sache sollte in der Sitzung verhandelt werden. Es scheint, daß das Opfer der Eintrittsthüre in den Sitzungssaal zuschritt. Fourche war hinter ihm, zog ein Pistol aus der Tasche, stützte den Lauf in den Rücken des Opfers, in der Höhe der Brust, und feuerte ab. Chaussour fiel zu Boden. Seine arme Frau war anwesend, und, sich an seinen Vertheidiger wendend, rief sie: „Herr Flocaud, er hat meinen Mann getödtet!" Sie hatte den Schmerzenkruf, der im Sitzungssaal widerhallte, ausgestoßen. Während man dem Unglücklichen unnütze Hülfe brachte, konnte der Mörder, mit seiner Waffe in der Hand, sich inmitten der allgemeinen Bestürzung durch die Menge Bahn brechen und sich der Ausgangsthüre nähern. Aber dort angekommen, wendete er sich um und trat wieder, stets mit seiner Waffe in der Hand, in den Saal. Dort wurde er verhaftet und gestand auf der Stelle sein Verbrechen.

Das Apenrader Wochenblatt berichtet über einen wunderlichen Feldzug, der in der Umgegend von Apenrade stattgefunden hat. Ein an der Apenrader Bucht belegenes Gehölz war eine Reihe von Jahren hindurch der Aufenthalt einer großen Anzahl Saatkrähen gewesen, die man jeden Abend von allen Seiten nach ihrer Kolonie zurückkehren sah, wo in einem weiten Umfange Baum an Baum mit ihren Nestern, 20 bis 30 an der Zahl, bedeckt war. Das Gehölz litt sehr von diesen Vögeln, für die benachbarten Felder aber waren sie zur wirklichen Landplage geworden. Um ihrer Vermehrung Einhalt zu thun, hatte man jeden Sommer, ehe die Jungen flügge geworden waren, Jagden angestellt, aber ohne besonderen Erfolg. Die Zahl der Krähen wuchs mit jedem Jahre, und was aus dem Orient von Heuschrecken gemeldet wird, daß sie nämlich die Sonne verfinstern, konnte man ohne Uebertreibung auf diese Krähen anwenden. Dieser Tage hat man denn endlich einen Hauptstreich gegen diese Thiere ausgeführt. Eine große Menge Leute, mit allerhand Schießgewehr versehen, unterhielten während 24 Stunden ein unaufhörliches Feuer in dem Gehölz und außerdem hatte man eine Kanone hineingebracht, deren fortwährendes Schießen die hohen Bäume erschütterte. Nachdem an 3 Pfd. Pulver verbraucht worden waren, sah man keine einzige Krähe mehr. Da es, weßhalb wissen wir nicht, nur die Absicht war die schädlichen Vögel zu vertreiben und nicht sie zu vertilgen, so wurde nur blind geschossen. Aufeinander folgende Schüsse, die man am folgenden Tage an verschiedenen anderen Stellen vernahm, beweisen, daß man dort eben so wenig diese beschwerlichen Gäste dulden will.

(Historische Romantik.) Die Herzogin von Marlborough, an deren Manen sich Scribe in seinem „Glas Wasser" so versündigt, indem er ihr eine frivole Liebe für Masham andichtet, war die treueste, aber auch die geliebteste Gattin. Ihre Schönheit entging dem alltäglichen Schicksale nicht, eben so oft gefreiet als verläumdet zu werden. Swift und Pope, die berühmten Zeitgenossen der Herzogin, gossen ihre bittersten Satyren über sie aus, zu denen ihr ehrgeiziger, leidenschaftlicher Charakter hinreichend Motive lieferte. Ob der Held Marlborough ihr mehr Stolz als Liebe einflößte, ist bei ihrer Eigenthümlichkeit schwer zu entscheiden. Als der berühmte Gemahl gestorben war, stand sie bereits in den fünfziger Jahren, aber es bewarben sich dennoch mehrere Männer um ihre Hand, u. A. der Herzog von Sommerset, dem die schöne und vernünftige Antwort ertheilt wurde, die Herzogin fände es ihres vorgerückten Alters wegen unpassend, eine zweite Heirath einzugehen, wenn aber auch der Herr aller Reiche um sie anhielte, sie würde ihm niemals einen Platz in dem Herzen anweisen, das dem Herzoge von Marlborough geweiht gewesen sey. — Neuerdings hat Harrison Ainsworth in seinem Roman: „Königin Anna und ihr Hof" das historische Bild der Herzogin richtiger als Scribe gezeichnet, überhaupt scheint sein Buch eine Paraphrase des Werkes von Mißtriß A. T. Thomson zu seyn, welches, bis auf einige überflüssige weibliche Zwischenreden, eine recht fleißige historische Arbeit genannt zu werden verdient. Wir kommen immer mehr dahin, von den Romanschreibern die unverfälschte Geschichte zu fordern; Liebesgeschichten und ihre Helden in den historischen Grund zu weben, ist kein befriedigendes Verfahren mehr, Begebenheiten und hervorragende Persönlichkeiten zu durchdichten, herauszuarbeiten aus dem großen Ganzen, zu einem lebensvollen Hautrelief zu gestalten, das ist die Aufgabe, welche heutzutage dem Roman gestellt wird. Die Engländer haben von ihrem guten Lehrmeister, Sir Walter, viel gelernt, und auch Harrison Ainsworth giebt viel Geschichte in seinem neuen eben genannten Roman, aber von dem Schlendrian: die Liebsintrigue als Knotenpunkt zu schürzen, hat er sich noch nicht emancipirt. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Verwichenen Winter flüchtete sich ein gewisser Vogler im Kanton St. Gallen, wegen Diebstahls verfolgt, in einen entlegenen Bergstall, in welchem er sich die Füße dermaßen erfror, daß sie ihm, nachdem er von der Polizei zur Haft gebracht worden, amputiet werden mußten. Aus Mitleid über diesen bedauerlichen Fall beschloß das Justiz-Departement, die Untersuchung einzustellen und den armen Schelm „auf freien Fuß zu setzen."

Korrespondenz.

Mainz, 7. Mai.

Unsere Turner unter der Leitung des Hrn. Mämpel haben durch die Munificenz unserer hohen Militärbehörden einen herrlichen Turnplatz vor dem Münsterthore erhalten, welcher kommenden Sonntag den 10. Mai feierlich inaugurirt wird, wobei ein großes Schau- und Festturnen stattfinden soll. Die Turnvereine der umliegenden Städte: Frankfurt, Offenbach, Hanau, Mannheim, Darmstadt und Wiesbaden sind dazu freundlichst eingeladen worden und haben die Einladung auch angenommen, so daß das Fest recht höchst zu werden verspricht. Die Kölner Dampfschifffahrts-Gesellschaft hat den Turnern in Mannheim freie Fahrt hierher und zurück bewilligt, und finden wir dies sehr anerkennenswerth. Des Abends findet im großen Saale des Frankfurter Hofes ein Abendessen statt, wobei sich alle zum Feste Betheiligte versammeln, und dürfte dasselbe dazu dienen, die verschiedenen Turnvereine näher mit einander bekannt zu machen. Während unsere Behörden auf alle Weise das Turnen unterstützen, und namentlich die hohen Militär-Behörden der Bun-

Digitized by Google

desfestung mit der größten Bereitwilligkeit Alles thun, um diese Anstalten auf jede Weise zu heben, und während selbst unsere städtische Schüler besondern Turnunterricht durch Hrn. Müller bekommen, ist sonderbarer Weise am Gymnasium das Turnen ausgeschlossen, ohne daß man sich einen vernünftigen Grund dafür anzugeben weiß.

Mainz, 2. Mai.

Seit einiger Zeit waren hier Gerüchte über schädliches Bier in Umlauf gekommen, die den Hrn. Kreisrath v. Dalwigk veranlaßten, von sämmtlichen dreißig Bierbrauern Proben von Bier aufnehmen und sie von der Medizinalbehörde in Darmstadt untersuchen zu lassen. In dem Wochenblatt vom 29. April macht nun die städtische Behörde die Resultate dieser Untersuchung in der Art bekannt, daß diese 30 Biere nach der Menge der in denselben gefundenen Bestandtheilen geordnet, mit den Namen der Bierbrauer versehen, nach einander aufgeführt sind, aus welcher Tabelle die außerordentlichste Verschiedenheit der Menge der aufgestellten drei Hauptbestandtheile, nämlich des Weingeistes, der Kohlensäure und des Malzextractes auf den ersten Blick in die Augen springt. Während in 1000 Gewichtstheilen des obenanstehenden gehaltreichsten Bieres 43 Gewichtstheile an absolutem Weingeist enthalten sind, finden sich Biere aufgeführt, die noch nicht 20, ja sogar nur 16 oder 14 derselben enthalten. Eben so verhält es sich mit dem zweiten Hauptbestandtheil, nämlich der Kohlensäure, von welcher in dem vorzüglichsten 1,5 Gewichtstheile enthalten sind, dagegen das geringste davon nur 0,02, also weniger als den siebenten Theil besitzt. Nicht viel besser endlich steht es mit dem Malzextract, als dem nährenden Bestandtheil des Bieres, von welchem in dem gehaltreichsten 53, in dem schwächsten dagegen nur 38 nachgewiesen sind. Wenn auch eine Differenz in Bezug auf die gefundene Menge an Weingeist und Kohlensäure, durch Umstände veranlaßt, die außer dem Bereiche der Untersuchung liegen, namentlich die Art und Weise des Füllens, die Undichtigkeit der Krüge, mangelhafte Verkorkung und die Temperatur, welcher die Biersorten bis zur Untersuchung ausgesetzt waren, zugestanden werden kann, so kann diese dennoch nur sehr gering seyn, den außerordentlichen Unterschied der Biere kaum beeinträchtigen, dagegen die Quantität des Malzextractes unbestritten bleibt. Die städtische Behörde hatte daher ganz Recht, wenn sie durch Veröffentlichung der Resultate der Untersuchung dem Publikum, welches alle Biere um gleichen Preis kaufen und bezahlen muß, die Augen öffnete. Aber sie ist durchaus im Irrthum, wenn sie, wie sie es gethan, glaubt den Schluß ziehen zu dürfen, daß dadurch die in Umlauf gewesenen oder noch seyenden Gerüchte über schädliche Bestandtheile widerlegt und als undegründet abgewiesen seyen. Denn die ganze Untersuchung entscheidet durchaus nicht über Schädlichkeit oder Unschädlichkeit, sondern nur über den Gehalt an den Hauptbestandtheilen und dadurch über den Werth der Biere, da auch das gehaltloseste, schwächste Bier ein durchaus unschädliches, dagegen eben so das gehaltreichste ein schädliches seyn kann. Abgesehen davon, daß viele betrügerische Zusätze durch die chemische Untersuchung gar nicht nachgewiesen werden können, so ist eine Untersuchung des Malzextractes, Behufs der zweifelhaft nachweisbaren, eben so wenig, als der bestimmt aufzufindenden Verunreinigungen und fremden Stoffe in keiner Weise vorgenommen worden, indem sonst die Behörde derselben zur Entkräftung der üblen Gerüchte und somit zur Beruhigung des Publikums nothwendig hätte Erwähnung thun müssen. Wem ist aber unbekannt, wie mancherlei Zusätze dem Bier nur allein als theilweises Ersatzmittel des Hopfens gegeben werden? Werden nicht hierzu die verschiedensten Dinge verwendet, als Wermuth, Carduiben-Distenkraut, Bitterklee, Tausendguldenkraut, Gentien, Quassia, Aloe und manche andere Stoffe, die ich, um nicht dadurch vielleicht irgend Veranlassung zu ihrer Benutzung zu geben, absichtlich nicht aufgeführt habe? — Werden nicht zuweilen und öfter, um dem Bier Aroma zu geben, Calmus, Veilchenwurzel, Gewürznelken, Cossarillrinde, Paradieskörner, Ingwer, Pomeranzenschalen, Tannensprossen, Pertrammwurzel — und, um demselben eine künstliche Süße zu geben, Lakritzensaft u. dgl. zugesetzt? Alle diese Stoffe aber lassen sich, wenn auch nicht speziell, doch im Allgemeinen ziemlich bestimmt, bei größern Mengen aber mit Gewißheit nachweisen, da ein Malzextract, ohne irgend fremde Zusätze, sich stets sehr ähnlich verhält. Freilich gehören diese Stoffe großentheils zu den ganz unschädlichen; aber die Behörde gestattet nicht, daß dem Essig, der doch fast stets mit Pfeffer, Senf und andern Gewürzen und in außerordentlich geringerer Menge genossen wird, solche und ähnliche aromatische Stoffe zu dessen Haltbarkeit zugesetzt werden, warum sollte sie es bei dem Bier zulassen? — Aber werden nicht auch zuweilen zur Entsäuerung des Bieres Pottasche, Soda, Kreide, Magnesia und, Behufs anderer Zwecke, Eisenvitriol, Alaun, Kochsalz in Anspruch genommen? Alle diese Stoffe sind auf's Bestimmteste nachzuweisen. Kann das Bier durch vernachlässigte Reinlichkeit, überhaupt nachlässiges Verfahren nicht auch kupferhaltig seyn? Freilich kommen alle diese Fälle selten, zum Theil sehr selten vor; auch bin ich weit entfernt, zu glauben, daß letzteres bei einem Mainzer Bierbrauer statt finde, daß irgend einer von diesen Zusätzen Gebrauch mache. Aber die Behörde beabsichtigte ja, nicht den relativen Werth der Biere zu ermitteln, sondern auszumitteln, ob die bestandenen oder bestehenden Gerüchte über schädliches Bier begründet seyen. Erst nachdem durch eine genaue Untersuchung des Malzrückstandes die Abwesenheit fremder Stoffe, so weit diese nämlich zu ermitteln ist, nachgewiesen, erst nachdem sie sich auf andere Wege überzeugt hatte, daß nicht etwa betäubende Stoffe irgendwie in Anwendung gekommen, jetzt erst konnte sie die beruhigende Versicherung aussprechen: daß das Gerücht über Vorkommen schädlicher Biere undegründet sey. — Nicht etwa einen Tadel gegen unsere höchst achtbare städtische Behörde, die, von der besten Absicht beseelt, ihre vollkommene Schuldigkeit that, indem sie von allen Bierbrauern Proben ihrer Biere aufnehmen ließ und sie einer technischen Behörde zur Untersuchung übergab, auszusprechen, sondern nur, eine nähere Beleuchtung eines Verhältnisses, welches eben so in jeder andern Stadt vorkommen kann, allgemeiner nützlich zu machen, bestimmte mich, dieselbe, statt einem wissenschaftlichen Journal, in welchem oft so Vieles verborgen und unbenutzt schlummert, einem Tagesblatt zu übergeben und so manche in mir deshalb aufgetauchte Bedenklichkeit zu beschwichtigen. Darum möge es mir auch vergönnt seyn, einen, wie mir wenigstens scheint, nicht unwichtigen Mißstand zur Sprache zu bringen. In mehreren Bierbrauereien besteht nämlich die Einrichtung, daß in der Wirthsstube das verzapft werdende Bier mittelst in die Lagerfässer eingelegter und mit einem in der Wirthsstube in Verbindung stehenden Saugwerk sich befindenden Bleiröhren unmittelbar heraufgepumpt wird. Hat auch diese Einrichtung so manche Vorzüge, so muß doch, wenn man bedenkt, wie leicht das Blei sich oxidirt, das gebildete Oxid in Säuren auflöslich ist, und wie heimtückisch das Blei auf die Gesundheit wirkt, die Frage: kann das Bier dabei bleihaltig werden, gewiß der Beachtung werth seyn. — So lange das Bier fortwährend abgepumpt wird, mag es wohl wenig damit auf sich haben. Aber wenn das Bier in der Bleiröhre übernachten muß? Oder wenn durch Oeffnung des Krahnens das Bier zurückgeflossen ist, in der feuchten Bleiröhre sich über Nacht kohlensaures Bleioxyd gebildet hat, welches dann bei dem Anpumpen aufgelöst oder mechanisch fortgeschwemmt wird?! — Mir sind mehreremal Fälle vorgekommen, wo Personen, vorher ganz wohl, kurz nach dem Genuß eines Morgens genossenen Glases Biers, die heftigsten Leibschmerzen bekamen und dann meinten: sie hätten einen kalten Trunk gethan.

A. W. Büchner, großh. hess. Mediz.-Assessor.

Räthsel.

Es ist ein Wassee, ungetrübt von Wellen,
Doch nicht der Erde Schoß entquillt die Fluth
Und es versiegen seine klaren Quellen
Durch Kälte nicht und nicht durch Sonnengluth.

Auch eine Waffe — nicht zum Mord erfunden
Und auch kein Werk von eines Menschen Hand, —
Die aber oft schon Helden überwunden,
Schon oft den Weg zum Feindesherzen fand.

Zur Sprache wird es, wenn von schwerem Leide,
Von Schmerz und Weh des Menschen Brust erbebt —
Wenn in dem Hochgefühle reinster Freude
Das Auge glänzt, die Seele sich erhebt.

Ein Opfer auch, das heiligem Erinnern
Die Liebe und die Freundestreue bringt; —
Auch ein Gebet, das aus dem tiefsten Innern
Zum Strahlenthron des ew'gen Vaters dringt!

C. W. B.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 10. Mai. Opern-Vorstellung in vier Abtheilungen. I. Der Barbier von Sevilla, Oper von Rossini. (Scenen aus dem ersten Act.) (Letzte Gastrolle) Rosine: Fräul. Kramer, vom Theater zu Düsseldorf. II. Der Freischütz, Oper von C. M. v. Weber. (Scenen aus dem zweiten Act). Agathe: Fräul. Kramer. III. Robert der Teufel, Oper von Meyerbeer. (Scenen aus dem zweiten Act). Isabella: Fräul. Kramer. IV. Belisar, Oper von Donizetti. (Scenen aus dem ersten Act.)

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 130. Montag, den 11 Mai 1846.

Vom Rauchteufel.

Ein Schwank aus alter Zeit, nach einer Chronik, von einem Tabacksfreunde.

„Emancipation!"

Das ist das Kriegsgeschrei des Zeitgeistes, Entäußerung alles Dessen, was unsere Altvordern hatten, und was wir, als werthvolle Erbstücke von ihnen überkommen, hegten und pflegten. Gewaltig stößt er in die Posaune, und sendet tausend Streiter nach allen Richtungen aus. Auf dem einen Flügel zündet er Lichter an, um aus unsern Köpfen, gleich dunkeln Gassen, die Nebel uralter Begriffe und Ansichten zu vertreiben, auf dem andern errichtet er Scheiterhaufen zur Vertilgung ererbter Schriften, Verfügungen und Bücher. Das Centrum aber rückt gegen die liegenden Gründe, gegen die aufrecht stehenden Stammbäume und gegen unser eigenes leibliches Um-, An- und Fürunsseyn zu Felde.

„Preßfreiheit" ist die Losung des Morgens, „Gewerbefreiheit" am Abend. Schon liegt der Branntweins-, der Spiel-, der Venusteufel erschlagen im Blachfelde, da geht es urplötzlich in den jüngsten Tagen über den — armen Tabacksrauchteufel her.

Da tritt aus der Wüste ein Prophet hervor, der Apostel der Urgesundheitslehre, das goldene Buch in der Hand, und verdammt das Tabackrauchen, „diesen Krebsschaden der sich civilisirt nennenden Welt" in den Abgrund.

Nicht mehr rauchen? Ist's doch weder Essen noch Trinken, nicht Kleid, nicht Schuh, nicht Reden, nicht Schweigen, sondern das Harmloseste von der Welt — nur eben Rauchen. Will man uns denn nichts mehr lassen, als die pura naturalia? Selbst das bischen Dampf nicht, womit wir sie umhüllen, diesen Mantel der Liebe, der die Sorgen, den Verdruß, die dürren Sandwüsten des Lebens freundlich zudeckt? Dieser selbige Zeitgeist, der noch vor kurzem, als wir unsere jugendlichen Nasen eben in die Welt hinausstreckten, uns in's Ohr zischelte: „wer nicht raucht, der ist kein Kerl!" — der predigt jetzt auf der Straße und von den Dächern: „ein Erzphilister, der da raucht!" O der Wandlung!

Und schon drängt sich eine Schaar zarter Herrchen in schwarzen Leibröcken und Glacéhandschuhen zu seiner Standarte heran. Die guten Leutchen! wohl wissen sie blumige Sonette und duftige Billette zu verfassen, aber daß die tapfern deutschen Freiheitshelden auch tapfere Raucher waren, das wissen sie nicht. Daß in der Schlacht von Waterloo ein alter General mitten unter dem Donner der feindlichen Geschütze erst ruhig seine kurze Feldpfeife ausrauchte, sie dann aber in den dichten Haufen der Feinde hineinschleuderte, und in Gottes Namen nachsprengend Alles niedermähete, — das haben sie nicht gehört.

Die Schranken sind geöffnet, der Kampf hat begonnen, seinen Ausgang wissen wir zur Stunde noch nicht. So viel aber wissen wir, daß, sollte er endigen mit der Raucher Untergange, diese edle Kunst unter denselben schrecklichen Zuckungen in's Grab steigen wird, unter denen sie einst in asch grauer Vorzeit an's Licht trat.

Von welcher Art diese waren, und wie zuerst „der Rauchteufel" auf deutschem Grund und Boden zur Herrschaft gelangte, das sollen dem geneigten Leser die folgenden Blätter erzählen.

Es war zu Anfang des siebenzehnten Jahehunderts — die Jahreszahl ist mir entfallen — als in der deutschen Reichsstadt Augsburg, die damals unter unsern Handelsstädten einen bedeutenden Rang einnahm, eines Tages von Holland aus eine Sendung von Gütern eintraf. Unter diesen Gütern befanden sich auch einige Ballen mit der Aufschrift Tabacco. Der Empfänger erstaunt über einen ihm gänzlich unbekannten Namen, öffnete sie, und fand darin die getrockneten Blätter eines schwärzlichen Krauts, deren Gebrauch aber ihm, so wie der ganzen Nachbarschaft, durchaus fremd war. In Verlegenheit, wie er doch seinen Kunden diesen seltsamen Artikel anpreisen solle, lief Meister Schelle — so hieß der Kaufmann — zu seinem frühern Lehrer, dem Rektor Nußknacke, um ihn in diesem äußerst kritischen Falle um Rath zu fragen; denn Magister Nußknacker war als der gelehrteste Mann in der ganzen Stadt bekannt; er sprach latelnisch und griechisch besser denn deutsch, er hatte gar manche Reisebeschreibung über fremde Länder gelesen, auch selbst eine Samm'ung von deren Produkten angelegt. Wie sollte nun ein solcher Mann nicht im Stande seyn, über den vorliegende Fall einen klärlichen Bescheid zu ertheilen?

Unverzüglich drückte daher Meister Schelle seinen Dreimaster auf den Kopf, nahm den gewichtigen Rohrstab mit silbernem Knauf zur Hand, und befand sich bald am untern Ende der Straße, wo in einem Seitenflügel des alten Dominikanerklosters der Rektor seine Schule hielt.

Dieser war an diesem Morgen gerade beschäftigt, seinen Schülern den Cornelium Nepotem zu expliciren, und wanderte laut redend in dem großen Lehrzimmer auf und ab, indem er von Zeit zu Zeit „der Deonung wegen" mit einer Haselgerte auf den Tisch und beiläufig auf die Finger der Unachtsamen hieb.

Behutsam und leise klopfte Krämer Schelle an die schwere eiserne Stubenthür.

„Nu, so wollt' i doch!" rief d'rinnen augenblicklich der Rektor, der bei den Tritten des Bürgers im Gange schon aufgehorcht hatte. „Schonst wieder Eens; hol' der Henker die Lumpe mit allen ihren Rechnungen; daz reißet ja in Ewigkeit nit ab. Klotzgorg," sagte er drauf zu dem untersten Inhaber der Eselbank, „sieh' mal naus, waz daz wieder seyn mag?"

Der Schüler öffnete die Thür halb, und steckte fragend den Kopf hinaus.

Digitized by Google

„Nachbar Schelle," war die Antwort, „und een Casus criticus."

„Een Casus criticus und Nachbar Schelle," rapportirte der Schüler.

„So, daz ischt waz anders," sagte der Rektor, und die schwellende Zornader an seiner Stirn legte sich sogleich.

„Ischt do Nachbar Schelle und een Casus criticus, na Jungens, denn müssen wir mal für jetzt unsere lectionem schließen; i muß doch wissen, waz daz für een Casus ist. Derohalber geht nur derweil fein ruhig heim und kommet Nachmittag ad studia wieder her."

Der Rektor trat zu dem Bürger hinaus und führte ihn mit sich durch einen dunkeln Gang in sein Studirstübchen; hier ließ er sich zuerst in seinen großen ledernen Lehnsessel nieder, und fragte dann mit der eines so gelehrten Mannes würdigen Miene:

„Nun, Herr Gevatter, in welchem Casu kommt Ihr, meine Consultationem zu suchen."

„I bin in magnis augustus, Doctissime," begann Schelle, indem er ein Bündel der Tabakko-Blätter hervorzog, welches er in seinem Hute verborgen hatte. „Schauens her, dieses Kraut hat mir der Kaufmann zu Amsterdam geschickt; nun weeß aber Keins in der ganzen Sippschaft, wie mer solches Kraut gebrauchen thut. Drum bin ich allsogleich hergeloffen, um euch wegen dieser planta incognita zu konsultiren. Vielleicht möchte doch schon Eener der alten Scriptorum oder Patrum ecclesiae von selbiger geschrieben haben."

Der Rektor nahm den Taback in die Hand, besah, beroch ihn genau, strich nachdenkend seine Lockenperücke zurück — fand aber im Schatze seines Wissens weder Altes noch Neues, das er zur Lösung dieses problema hätte anwenden können.

Aber unwissend erscheinen vor einem früheren Schüler — das hätte doch seiner Auctoritati gewaltiglich schaden können. Er zog es daher nach einigem Sinnen vor, in der Weise des delphischen Apoll ein vieldeutiges Orakel zu ertheilen, welches also lautete:

„Diese herba tobacca ischt allerdings schon dermalen bekannt, nur besitze i selbige noch nit in meinem herbario. Aberst in Betracht, daß solche schwarz lässet und sehr übel riechen thut, constat, ischt es sicher, daß genanntes Kraut — herba nigra maurica tobacca im Mohrenlande wächset, und, richtig behandelt, zu gar mancherlei Dingen nütze ischt, dixi."

Froh dieses Bescheids, eilte der Bürger dankend von dannen. Er ließ die Tabacksblätter zurück, welche der Rektor sorgfältig in seinem Herbarium verpackte. Dieser stellte dann tiefe Betrachtungen über dies ungewöhnliche Phänomen an, ärgerte sich zwar über die Beschränktheit des menschlichen Wissens, aber freute sich doch zuletzt selbstgefällig, daß er diesen Casum difficillimum so schön dissolviret und interpretiret habe.

(Fortsetzung folgt.)

Eine alte Anekdote.

Es war im Winter 1840. Wir saßen in der Kaiserstadt um einen Theetisch versammelt; einer der Gäste kam eben von Paris, wo er der Beisetzung Napoleon's im Dome der Invaliden beigewohnt. Er erzählte uns, was damals die Zeitungen Jedermann erzählten, nur besser — denn er sprach, und welcher Styl kann wohl den Reiz eines lebhaften mündlichen Vortrags ersetzen! Als der Erzähler geendigt mit der Beschreibung, wie wenig Theilnahme er für den Mann, die Leiche Napoleon, bemerkt, und wie das allgemeine Interesse nur noch dem Pomp seiner Beerdigung gegolten, sagte ein junger Mann: „Also mußte er auch noch die Demüthigung erleben, seinen Franzosen, seinen Parisern nicht einmal mehr interessant zu seyn."

Wir konnten uns des Lachens über das Wort „erleben" nicht enthalten; doch der Sprecher vertheidigte seinen Ausdruck so gut es gehen wollte. Was wäre denn Unsterblichkeit, wenn man von einem Manne wie Napoleon nicht immer den Ausdruck „erleben" brauchen könnte! Und selbst wenn man an sein Leben den gewöhnlichen Maßstab legt, kann man doch mein Wort noch anwenden, denn die Eitelkeit stirbt zuletzt im Menschen, und wer weiß, ob nicht die unendlich große Eitelkeit eines so unendlich großen Mannes um zwanzig Jahre seine übrigen Gefühle überlebt!

Glauben Sie im Ernste, frug eine naive junge Dame, daß die Eitelkeit beim Sterben noch vorhält? Ich meine, wenn es an den Act geht, verlöre sich die Eitelkeit zu allererst.

Mit nichten! mit nichten! — Es wurde nun lange hin und her gestritten, welche Empfindung wohl am längsten im ersterbenden Menschenherzen wach bliebe. Jeder nannte natürlich eine andere — ein junger Lieutenant die Angst vor dem Jenseits, ein alter Diplomat die Reue, ein Dichter das Bedauern, da drüben noch keinen Namen zu haben. Also die Eitelkeit! fiel der erste Sprecher ein. Man lachte ihn wieder aus und wandte sich an die Dame des Hauses, die mit stillem Lächeln die Discussion mit angehört; sie sollte entscheiden. Sie sagte nichts, ein Schatten aber flog über ihr edles, blasses Gesicht, und sie blickte nach ihrer Tochter, wie eben nur eine Mutter bei dem Gedanken des Todes auf ihr Kind blicken kann, und in ihren sanften Zügen konnten wir deutlich lesen: die Liebe dauert länger als alles Andere! Ueber den Ausdruck dieser dunkeln Augen war man plötzlich ernst geworden; als es die Dame bemerkte, erschrak sie und machte sich einen Vorwurf daraus, die leichtsinnige, lustige Stimmung der Gesellschaft so umgeändert zu haben; sie wollte wieder einlenken und forderte deßhalb auf, Züge Napoleonischer Eitelkeit zu erzählen. Jeder wußte nun etwas, und von ihm selbst ging man zu seinen Generalen über, die auch gehörige Beiträge lieferten. So war man denn in das breite Geleise der Anekdoten gerathen. Anekdoten sind ja schon oft mit Lawinen verglichen worden — eine zieht unwiderstehlich die andere nach sich. Die Tochter des Hauses forderte ihre Mutter auch zu einem Beitrage auf. Bitte, erzähle doch die Anekdote von dem Schauspieler in Danzig!

Im Winter 1812, begann die Dame darauf, hielt ich mich in Danzig auf. Die Stadt wimmelte von Truppen. Ein französisches Theater, welches alle Abende Vorstellungen gab, war die Unterhaltung all dieser Menschen. Mein Mann hatte auch für mich eine Loge genommen; aber ich weiß kaum, was mich mehr unterhielt — das Leben auf den Brettern oder die Lebhaftigkeit unten auf den Bänken des Paterre. Immer Kopf an Kopf und Uniform an Uniform — und dabei in den Zwischenacten eine Bewegung wie die eines tobenden Meeres. An einem Abende war es vor dem Aufgeben des Vorhanges besonders lebendig da unten; ein Offizier, der uns in der Loge besuchte, theilte uns die Ursache mit.

Der Sohn des Direktors hatte vor einigen Wochen ein dem Publikum mißfälliges Couplet gesungen bei dem Schlusse eines kleinen Stücks. Als das Mißfallen in lautem Geschrei sich Luft machte, war der junge Mann bereits zwischen den Coulissen verschwunden und dem Zorne des gereizten Publikums abhanden gekommen. Sein Vater ließ ihn eine Kunstreise machen. Jetzt, wo die Garnison gewechselt und lauter neue Truppen da waren, hoffte er, daß seines Sohnes Vergehen vergessen sey, und ließ ihn zurückkommen; heute Abend sollte er zum ersten Male auftreten. Die Tradition ist aber mächtiger, als man glaubt, und die Schuld des jungen Schauspielers war dem ganzen Publikum bekannt. Eine kleine unschuldige Verschwörung hatte stattgefunden — er sollte ausgepfiffen werden. Und so geschah es; kaum erschien der Sünder auf den Brettern, als ein hundertfaches Pfeifen den Saal erfüllte. Eine tiefdunkle Zornesröthe flog über das Gesicht des jungen Schauspielers. Er trat dicht vor bis an die Lampen, ein au-

Digitized by Google

genblickliches Stillschweigen erfolgte nun. „Meine Herren, Sie können nicht pfeifen, ich will es Ihnen besser zeigen!“ und mit diesen herausfordernden Worten legte er beide Finger an den Mund, und ein furchtbar gellendes Pfeifen scholl durch den Saal — dann war er verschwunden. Eine gränzenlose Wuth brach nun im Parterre aus. Lächelnd beugte sich mein Logen-vis-à-vis über die Brüstung. Es war der Gouverneur von Danzig, General Rapp. Offenbar machte ihm die Aufregung seiner Cameraden Spaß.

Der Vorhang, der nach dem Pfeifen des jungen Mannes sich gesenkt, hob sich nun wieder, und es erschien der Direktor, der Vater des Schuldigen, der für seinen Sohn jetzt büßen mußte. Alles nur Erdenkliche flog auf die Bühne, die zornigen Franzosen warfen zuletzt sogar mit Geld — dabei scheieen sie wie besessen. — Der Vorhang fiel wieder. Nun stürzte Alles hinaus, um sich Bombardirungs-Material zu holen; ganze Körbe voll Aepfel und Milchbrod wurden hereingeschleppt.

Komödienzettel waren damals in Danzig nicht an der Tagesordnung. Jeden Abend nach dem Schlusse des Stücks verkündigte der Direktor, was morgen gegeben würde. Weiter hatte auch eben der alte Mann nichts gewollt; er war wohl klug genug, einzusehen, daß für heute den Leuten nichts mehr vorzuspielen war; aber man hatte ihn nicht zu Worte kommen lassen.

Ich blickte eben wieder in General Rapp's Loge, als ich zu meiner Verwunderung den Direktor bei ihm eintreten sah. Tiefgebückt flüsterte er dem Gouverneur etwas zu. General Rapp lächelte, nickte, und ein Adjutant, dem er einen kurzen Befehl ertheilt, verließ mit dem Direktor die Loge.

Es verging eine gute Viertelstunde. Im Parterre theilte man unter Geschrei und Lärmen Obst und Gebäck aus. Endlich ertönte die Schelle. Jeder Arm hob sich zum Wurf, keine rechte Hand blieb gesenkt. Der Vorhang flog auf — aber was war das? — kein einziger Wurf — versteinert mit hochgehobener Rechten stand das ganze Publikum und blickte auf die Bühne, als sähe es dort das Haupt der Medusa!

Eine Compagnie der alten Garde stand auf den Brettern, vor ihnen der Tambour, der einen kurzen Wirbel schlug; da war es todtenstill im ganzen Hause. Lächelnd trat der alte Direktor vor die Bärenmützen und kündigte mit tiefem Bückling dem „hochverehrten Publikum“ sein Stück für den folgenden Tag an. Dies Mal wurde er nicht gestört. Der Mann hatte wohl gewußt, wovor die Leute damals Respect hatten. — Was müßte man heutzutage aufmarschiren lassen? (Sammler.)

Zeitstimme.

Freiheit des Geistes verlangt die wahre Würde des Menschen,
Denn nur der Meinungen Streit führet zur Erkenntniß, zum Licht.

I.

Wenn sich ein edles Volk mit hohem Muthe
Erhebt, — bereit, im männlich kühnen Ringen
Sein bestes Blut zum Opfer darzubringen —
Zu brechen der Tyrannen Zwingeskeuthe:

Wer stände da und lauscht' mit kaltem Blute
Des Streites Toben und dem Schwerterklingen?
Wer wünschte nicht den Sieg, des Kampfs Gelingen
Dem Streben nach des Lebens höchstem Gute?

Als Hellas sich zum Freiheitskampf ermannte
Und von sich warf die schnöden Sklavenbande,
Da hat Begeist'rung jedes Herz durchzittert —
Als Polen von der Freiheit Ruf ertönte —
Von seinem blut'gen Fall Europa dröhnte,
Wen hat des Volkes Loos nicht tief erschüttert?

II.

Und theilnahmlos nun sollten wir jetzt stehen?
Was wir für Fremde fühlen, das versagen
Den deutschen Brüdern, die es muthig wagen,
Für Licht und Wahrheit in den Kampf zu gehen?

Wir sollten nicht den Sieg für sie erflehen?
Nicht höher sollten unsre Herzen schlagen?
Wir sollten bei des schönsten Morgens Tagen
Nicht hoffnungsreicher in die Zukunft sehen?

Nicht um der Erde Güter wird gerechtet;
Der Kampf gilt Denen, die den Geist geknechtet
Und mit des Geistes Waffen wird gekrieget!

Mag jetzt auch noch des Kampfes Wage schwanken,
Das Licht durchbricht der Vorurtheile Schranken:
Das heil'ge Recht, des Glaubens Freiheit sieget!

III.

Heil uns, wenn wir dies Kleinod unser nennen,
Wenn Jeder in dem deutschen Vaterlande,
Was er als Wahrheit und als Recht erkannte,
Nun frei und freudig-offen darf bekennen!

Wenn alle Geister, alle Herzen brennen,
Zu zeigen, daß, was in dem Wortgewande
Als Glaubenswahrheit frei der Mund bekannte,
Auch in der That, im Leben zu erkennen!

Ob wir auch dann verschied'ne Wege wallen,
Das Ziel ist ja dasselbe bei uns Allen —
Ein Streben leitet uns, ein Hoffen!

Und dieses Streben wird der Himmel segnen:
Wir werden uns am Ziele einst begegnen —
Das Vaterhaus steht allen Kindern offen!

E. W. F.

Mannichfaltigkeiten.

Ein hübsches Geschichtchen, das zugleich den Beweis liefert, wie sehr sich die ultramontane Geistlichkeit des Oberlandes alle Mühe gibt, das Volk in Finsterniß und Aberglauben zu belassen, erzählt die Ulmer Schnellpost: „Ein Nagelschmied unweit Ravensburg klagt nämlich über Lähmung einer Hand, seine Frau über Krämpfe und Visionen, zu dem kommt, daß die Kühe des Ehepaars, trotz des besten Futters, keine gute Milch geben. So viel Unglück auf einmal, kann nach der Meinung der Abergläubischen nicht auf natürlichem Wege über sie verhängt seyn. Das muß mit „unrechten Dingen“ zugehen. Man wendet sich deßhalb an den katholischen Vikar des Orts, und dieser erklärt auch sofort, daß hier offenbar der Teufel sein Wesen treibe. Es wird nun mit geweihten Palmen geräuchert, geweihtes Kochsalz verordnet, geweihtes Wasser gespritzt, umsonst, der Böse weicht nicht. Jetzt wendet sich nun der Vikar an das hochwürdigste Ordinariat Rottenburg mit der förmlichen Bitte, dasselbe wolle ihm die Erlaubniß ertheilen: den Teufel nach dem Rituale romano aus dem Hause des unglücklichen Nagelschmiedes austreiben zu dürfen.“ Eine Resolution der hohen Kirchenbehörde ist zur Stunde noch nicht erfolgt, doch sieht man ihr mit Spannung entgegen.

Digitized by Google

Seit Rudolph Zacharias Becker sein Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute schrieb, hat man mehrfach denselben Ton versucht und ist namentlich in neuerer Zeit, wo man das Bedürfniß einsah, sich mit dem wichtigen Stande des Bürgers und Landmanns aufhelfend in Rapport zu setzen, dahin zurückgekehrt. Nicht immer mit Glück. Denn es gehört dazu nicht nur Kenntniß von vielen, den Herren von der Feder regelmäßig ziemlich unbekannten Dingen, sondern auch ein warmes Herz, ein offener, wohlwollender Sinn. Es freut uns, sagen zu können, daß wir beiden wesentlichen Eigenschaften — der Kenntniß und dem Gemüthe — im Verfasser des Buches begegnen, welches wir hier zur Anzeige bringen wollen. Hr. Löbe ist der Gründer der seit 6 Jahren bei Brockhaus in Leipzig erscheinenden und in vielen Tausenden von Exemplaren über ganz Deutschland verbreiteten „Landwirthschaftlichen Dorfzeitung." Gewiß ein Zeugniß seiner Kenntniß. Was aber das Gemüth für den Bauernstand betrifft, so liefert gerade das „Musterdörfchen" davon sehr erfreuliche Spuren. Er trat in demselben aus der bloßen Belehrung heraus, er ward zugleich Erzähler, und wenn auch diese Erzählungen sehr einfach sind und vielleicht da und dort des poetischen Schmelzes mehr entbehren, als nöthig wäre, so zeugen sie doch theils in der bezeichneten Hinsicht, theils ziehen sie mehr an, als bloße Abhandlungen. Sie leiten mit einer gewissen Freundlichkeit, wie sie um den Mund beim Erzählen von Geschichten spielt, von der Ablösung der Dienste und Lasten zu der Zusammenlegung der Grundstücke, zur Herstellung und Bepflanzung der Dorf- und Flurwege, zu einer Gemeinde-Obstbaumschule, zur größeren Ausdehnung des Futterbaues, zur Sommerstallfütterung des Rindviehes und so noch zu einer Reihe von Gegenständen, welche für den Landmann von höchster Wichtigkeit sind. Geistige Interessen finden da neben mehr materiellen ihre Wahrung und der Schluß der Schrift, welche gewiß Vielen vielfältige und in's Einzelne gehende Belehrung brachte, erregt die erfreuliche Ueberzeugung im Leser, wie weit es der Mensch in der Gemeinde bringen kann, wenn er Einsicht mit gutem Willen verbindet. Wir wünschen der Schrift alle Berücksichtigung, die sie so sehr verdient, namentlich bei denjenigen Personen, für welche sie zunächst bestimmt ist, und bei den Vorstehern und Veranlassern von Volks-Leihbibliotheken.

Bei C. Flemming in Glogau sind neuerdings mehrere Karten erschienen, welche für den jetzigen Zeitungsleser zur Vergegenwärtigung verschiedener Kriegsschauplätze rc. sehr nothwendig geworden; sie können auch wegen ihrer fleißigen Ausarbeitung Jedermann empfohlen werden. Es sind dies 1) die Karten vom Sith-Staate, oder dem gegenwärtigen Kriegs-Schauplatz der Engländer in Ostindien; 2) die vom Oregon-Gebiete; 3) von Texas; 4) von Algier, Oran und Constantine, 2 Blätter, und 5) von Marokko. (Diese sämmtlichen Karten sind in Frankfurt a. M. in der Jäger'schen Buchhandlung zu billigen Preisen stets vorräthig.)

(Sir Moses Montefiore) hat seinen Freunden in London gemeldet, daß der Czaar ihn sehr freundlich empfangen, und ihm versprochen, den Beschwerden der Juden im russischen Reiche abzuhelfen und ihnen auch die Auswanderung zu gestatten. Der Kaiser hat den frommen Bittsteller aufgefordert, durch eigene Anschauung vermittelst einer Reisetour in den Provinzen des russischen Reiches die Lage seiner Glaubensgenossen genauer kennen zu lernen, damit er desto besser im Stande sey, wünschenswerthe Verbesserungen dem Kaiser anzudeuten.

(Münster, 7. Mai.) Die Auswanderungslust scheint heutzutage auch in die Kinder zu fahren. Vor etwa 14 Tagen sind 3 Knaben von hier in dem Alter von 13 und 14 Jahren, zur größten Besorgniß der Eltern, zum Thore hinausgegangen und nicht wiedergekommen. Erst vorgestern haben letztere auf die angestrengtesten Nachforschungen Kunde von den drei kleinen Abenteurern erhalten, und daß sie in kurzem wieder eintreffen würden. Man hat sie nämlich in dem Augenblick, als sie auf ein Schiff, das in den Zuidersee stach, treten wollten, ertappt, und nun werden sie den Eltern aber unter Schutz und Geleit zurückgeführt.

Eine neuere Reisebeschreibung erzählt, daß die Creeks-Indianer ein Gesetz gegeben haben, wornach jeder Weiße, der überführt wird, Karten gespielt zu haben, von dem Territorium des Stammes verwiesen werden soll, selbst wenn er mit einer Indianerin verheirathet wäre. — Solch ein Gesetz geben Indianer, die nach den Begriffen des civilisirten Europa in Allem um hundert Jahre zurück sind! — Was würde bei uns aus mancher Gesellschaft werden, wenn das Kartenspiel abkäme, wie würde die Langeweile manchen Müßiggänger verzehren, der seine ganze Seligkeit darin findet, in irgend einem rauchdurchqualmten Kaffeehause 3 — 4 Stunden dem Kartenspiel zuzusehen! Der alte ehrwürdige Zschokke hat die Branntweinpest geschildert; wie wär' es, wenn ein Anderer sich der Aufgabe unterzöge, die „Whist-, Tarok-, Piquet-, Preference- und Hunderteins-Pest" zu schildern?

Frankfurt, 9. Mai.

Einen Gegenstand, dessen überraschende Beziehungen zu den Kämpfen unserer Zeit stehen, hat der bekannte daireiche Gelehrte Dr. Lommel mit gediegenem Fleiße bearbeitet und bereits vor Kurzem zu öffentlichem Vortrage gebracht. Wir sagen nicht zu viel, 'wenn wir diese Arbeit des Hrn Dr. Lommel zu den gediegensten, interessantesten Beiträgen zur Geschichte unseres Zeitkampfes zählen, und können es nur loben, daß der treffliche Gelehrte seine Schrift jetzt im Druck erscheinen läßt. Dieselbe wird unter dem Titel: „die Unitarier in Ostfranken, die Vorläufer der Deutschkatholiken", in diesen Tagen durch den Buchhandel allen Freunden und Feinden der neuen Geistesentwicklung zugänglich seyn, und beide, Freunde und Feinde, werden sich, wenn auch in verschiedenem Sinne, von der Gewalt dieses tüchtigen Geistes ergriffen fühlen. Diese Abhandlung gibt, durch geschichtliche Beweise und Beispiele — (denn von gewisser Seite her beruft man sich ja so gern auf historisches Herkommen!) — dem Deutschkatholicismus einen ganz neuen Boden, sie zerstreut, wie ein frischer Nord die schwülen Mittagswolken, alle durch Intrigue und Heuchelei aufgethürmten Hindernisse, die der altneue Lehrbegriff hie und da findet, indem sie die Sätze des Deutschkatholicismus nicht etwa in allgemein-declamatorischer Weise auf Christus und das Urchristenthum, sondern auf das deutsche Mittelalter zurückführt und schlagend die Naturnothwendigkeit und die durch mehr als tausendjährige Existenz bewiesene unverwüstliche Lebensfähigkeit des Deutschkatholicismus zur Ueberzeugung bringt. Die Deutschkatholiken dürfen sich zu einem solchen Advokaten ihrer Sache Glück wünschen; aber auch wir wollen es, denn die Fortschritte des Deutschkatholicismus sind die Bedingungen unserer eigenen Wohlfahrt und Freiheit.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 10. Mai. Opern-Vorstellung in vier Abtheilungen. I. Der Barbier von Sevilla, Oper von Rossini. (Scenen aus dem ersten Act.) (Letzte Gastrolle) Rosine: Fräul. Kramer, vom Theater zu Düsseldorf. II. Der Freischütz, Oper von C. M. v. Weber. (Scenen aus dem zweiten Act). Agathe: Fräul. Kramer. III. Robert der Teufel, Oper von Meyerbeer. (Scenen aus dem zweiten Act). Isabella: Fräul. Kramer. IV. Belisar, Oper von Donizetti. (Scenen aus dem ersten Act.)

Von Montag den 11. Mai an bleibt das Theater bis auf Weiteres geschlossen.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 131. Dienstag, den 12. Mai 1846.

Vom Rauchteufel.

Ein Schwank aus alter Zeit, nach einer Chronik, von einem Tabacksfreunde.

(Fortsetzung.)

Unterdessen hatte der Krämer seinen Ladenburschen ausgeschickt, um in den Straßen der Stadt die neue Waare auszurufen und anzupreisen.

„Kauft Tabakko oder Mohrenkraut," rief der stämmige Bursche, „zu vielen Sachen nutz, spottwohlfeil, halb umsonst, kauft! kauft!"

Das Neue zieht stets die Menge an. Wie noch jetzt, so war's auch damals. Viele kauften, ohne zu wissen warum und wozu. Dies, dachten sie, müsse man erproben, und so stellte nun Jeder nach seiner Art mit dem gepriesenen Gewächs Versuche an.

Einige kochten daraus einen Trank als Mittel gegen Hexerei; Andere zerhackten es wie Kohl, steckten eine Bratwurst hinein und trugen es als Sonntagsgericht zu Tische, noch Andere warfen es als Futter den Ziegen vor; ein Bierbrauer sogar hatte einen Zusatz davon als Verstärkungen in seine Fässer geworfen. Aber nichts von Allem wollte anschlagen; viele Leute bekamen vielmehr heftiges Leibweh und böse Zufälle, die Ziegen verloren die Milch und mehrere starben des Todes.

Da war die Noth groß. Alsbald verbreitete sich das Gerücht, jener holländische Kaufmann, der das Mohrenkraut geschickt habe, sey der Schwarze selber gewesen, der der frommen Stadt Augsburg habe etwas anthun wollen.

Und sicher war Krämer Schelle mit ihm im Bunde. Dieser Funke, der dem kranken Gehirn eines alten Bettelmönchs entsprungen war, zündete wie ein Lauffeuer in der für solche grausige Wahrheit nur allzu empfänglichen Gemüthern der Menge. — Der T— ist los, hieß es durch die ganze Stadt! Und so war's auch in der That; denn „der schwarze Jäger" erschien damals und trieb sein Unwesen, so oft man nur seinen Namen nannte, und wußte sehr geschickt alle gegen ihn angewendeten Schutzmittel zu seinem eigenen Vortheil zu wenden. — Besessenen gleich, rannten die erschrockenen Bürger über die Straße, um ihren Gevattersleuten von der höllischen Plage zu erzählen; sie blieben dann haufenweis an den Ecken stehen und hoben ihre nervigen Fäuste drohend in die Höhe. Denn hie und da aus den Häusern hörte man das Jammergeschrei der Weiber und Kinder, welche von dem Mohrenkraut gegessen hatten, das Gemäcker der Ziegen, die gleichfalls ahneten, daß es auf ihren Ruin abgesehen sey, und zu allem diesem Wirwarr stimmten noch die Hunde aus freien Stücken ein obligates Geheul an.

Endlich zog von dem alten Bierkeller aus, wo man sich versammelt hatte, ein unabsehbarer Haufen von Tumultuanten unter Schelten und Fluchen, angeführt von einigen Mönchen, die Straße herauf gerade vor das Haus Meister Schellens.

Schon länger hatte sich dieser durch rücksichtslose Strenge gegen saumselige Kunden verhaßt gemacht. Jetzt fand sich nun eine erwünschte Gelegenheit den „Fuchs zu prellen."

„Heraus mit dir Schelle, Du Hexenmeister, Du Schwarzkünstler, Du Schuft! Willst Du die ganze Stadt vergiften? Heraus mit dir zum Rathhaus!"

Meister Schelle, der den Zug hatte herannahen sehen, stand schon mit seiner getreuen Ehefrau zur Seite in der Thüre. — „So hört doch, liebe Nachbarn und Gevattern," rief er durch das Getöse hindurch, „waz wollet ihr denn eegentlik von mir? Der Magister Nußknacker dort unten, der isch allein Schuld an dieser pestilentia; er hat mir kund gethan, daß der Tabacco ein gut Kraut wär', und zu vielen Sachen nutz!"

Trotz des Sträubens unsers Krämers, und obwohl Frau Schelle alle Worte ihres Ehehern wiederholend sie mit kreischender Stimme bekräftigte, auch ihn am Rockschoß fest zu halten sich bemühete, so wurde er unter derben Faustschlägen doch genöthigt, dem Zuge zum Rathhause zu folgen.

Zuvor jedoch ging es nach der Schule des Rektors Nußknacker, um auch diesen festzunehmen. Auch er war als Anhänger der humanistischen Philosophie der scholastisch gesinnten Klerisei schon lange ein Dorn im Auge gewesen. Jetzt galt es, den „Freigeist" zusammt mit dem „geizigen Mammonsdiener," dem Krämer, ihrem rechtmäßigen Herrn, dem Fürsten des Abgrunds zu übergeben.

Allein der Zugang zu dem alten Dominikanerkloster war nicht so leicht; denn der Rektor, von der nahenden Gefahr durch einen seiner Schüler benachrichtigt, hatte eiligst mit eigener Hand die großen Thorflügel verriegelt, und dann nebst seinen sechzig Schülern, mit Stöcken bewaffnet, in den hohen Frasterbrüstungen, des Angriffs gewärtig, Posto gefaßt.

„Stürmt!" schrien die Mönche, „stürmt! Nieder mit dem Erzketzer!"

Diese Ermunterung schlug ein in die thatenlustige Menge. Bald waren einige lange Feuerleitern aus dem Hof herbeigeschafft, um in die Fenster zu steigen, so wie ein Beil aus dem nächsten Fleischerladen, um das Thor zu erbrechen.

Dies schreckte indeß die Belagerten wenig. Die Schüler erhoben ein lautes „Hurrah" und hagelten ihre Tintenfässer und Holzscheite unter das Volk hinab. Der Rektor langte nebst seinem Famulus mit Beilen aus den Fenstern, und führte so kräftige Streiche auf die Leitern, daß sie bald krachend zusammenbrachen. Zu gleicher Zeit erschien die Frau Rektorin im Fenster über dem Thorwege und stürzte alle ihre Wasserbehälter auf die Angreifer hinab, so daß sie mit Geschrei zurückwichen. Die Belagerten stimmten darauf einen Siegsgesang an, wozu die kampfbegierige Schuljugend mit ihren Stöcken den Takt schlug.

Digitized by Google

Als dieser etwas verstummt war, entspann sich ein Zwiegespräch zwischen Meister Schelle und dem Rektor.

„Schauens, Herr Magister," rief Schelle trübselig hinauf, „daz kommt darvon; nu sollen wir die Schuld han!"

„Waz? Worvon?" entgegnete jener rasch, indem er seinen kahlen Kopf — er hatte die Perrücke in der Hitze des Gefechts verloren — weit aus dem Fenster herausbog.

„Hab' i Dir nit gesagt, Du schwarze Krämerseele, daz Mohrenkraut wär' für den gut, so es recht zu gebrauchen wüst? Weshalber seyd ihr solche Pinsel gewest und ohne alle logica nit uff mein conclusionem Acht gehabt? Aber i weiß wol, die zween Schafsköpfe da — auf die Mönche zeigend — mit Wolfszähnen, die haben daz ganze Unheil angericht, um einen ehrlichen Menschen vom Brode zu bringen."

Diese Zornrede würde wahrscheinlich eine Erneuerung des Angriffs zur Folge gehabt haben, wenn nicht in diesem Augenblicke zwei Rathsdiener „mit langsam abgemessenem Schritte" herbeispaziert wären und im Namen des regierenden Herrn Bürgermeisters und eines hochedlen Raths Ruhe geboten hätten. Sie erklärten, daß die Herren vom Rath schon längst auf dem Rathhause versammelt seyen, um die Uebelthäter zu vernehmen. Daher hätten Krämer Schelle und Rektor Nußknacker ihnen stracks dahin zu folgen; die Andern aber sollten bei zwei Gulden Buße heim zu ihren Frauen gehen, auch die wilden Hunde wohl verwahren.

In jener guten alten Zeit war's noch anders als jetzt. Zwei Rathsdiener in ihren langen blauen Röcken mit Haudegen an der Seite, reichten hin, um jene tobende Menge zu beruhigen und gänzlich zu zerstreuen, und obwohl die Mönche noch nicht geneigt schienen, von ihrer Zerstörungswuth abzustehen, so folgte ihnen doch Niemand. Denn das Donnerwort der Obrigkeit galt dem Volke mehr als Pfaffengeplärr.

Der Haufen verlief sich in die Seitengassen; jedoch von Neugier getrieben, eilte Jeder dem Marktplatze zu, um dort der Verurtheilung der beiden Hexenmeister beizuwohnen.

Der Rektor war auf die Aufforderung der Rathsdiener mit Perücke und Dreimaster wohl versehen aus seiner Festung herabgestiegen und schritt nun nebst Meister Schelle von den Rathsdienern begleitet dem Sitzungssaale zu. Hier in dem alten berühmten „goldnen Saale" hatte der regierende Bürgermeister die Herren vom Rath schon seit einer Stunde versammelt, ihnen in wohlgesetzter Rede über die allgemeine Kalamität, von dem Genuß des Mohrenkrauts herrührend, Bericht erstattet. Auch er war nach dem Glauben jener Zeit in seiner Weisheit überzeugt, daß hier jedenfalls Hexerei im Spiele sey, und der alte schwarze Erbfeind ein Mal wieder in der guten Stadt Augsburg sein Lager aufgeschlagen habe. Jedoch sey es billig, zuerst die Inkulpanten zu vernehmen, um der Sache genau auf den Grund zu kommen und sodann nach Recht zu sprechen und zu erkennen.

Dieser Ansicht des Regierenden stimmten alle Räthe bei.

Sie kehrten ihre würdigen Häupter in die weich gepolsterten Armstühle zurück, schlugen die Beine übereinander, falteten die Hände über ihren hochgewölbten Taillen und erwarteten so in dieser behaglichen und gedankenfreien Lage die Rückkehr der Rathsdiener.

(Schluß folgt.)

Eine Wolfsjagd in Polen.

(Von Max Rosenheyn.)

Ich befand mich zur Winterzeit auf einem gräflichen Gute bei Ploczk, in einer überaus wald- und wildreichen Gegend, und ging in Begleitung eines Jägers einmal dem Weidmannsvergnügen nach. Sehr bald kam uns ein Wolf zu Gesicht, und der Jäger hatte das Glück, die graue Bestie, ehe ich mich von meinem Schreck erholt hatte, durch einen Schuß in den Kopf zu erlegen. Wir kehrten um. Der Wolf wurde aufs Schloß gebracht.

„Ist das Ihre ganze Jagd?" fragte mich der Graf in einem spöttelnden Tone. „Wenn Sie an solchem Wildpret Gefallen finden, kann Ihnen gedient seyn. Ich will Ihnen am ersten besten Morgen, der Ihnen genehm ist, ein Dutzend solcher Hunde zusammenschießen, und größere, als der da, wenn's Ihnen sonst der Mühe werth scheint, mich zu begleiten."

„Ei, meilenweit reis' ich mit Ihnen, um einer solchen Jagd wegen."

„Nun wohl, paßt's Ihnen morgen?"

„Mit Freuden!" erwiederte ich und begab mich auf mein Zimmer, um mich für die Morgenpartie gehörig jagdgerecht zu machen.

Mit Tagesanbruch wurde ich geweckt. Die Erde war hoch verschneiet und es herrschte eine russische Kälte. Ich wurde aufgefordert, in einem mit vier Pferden bespannten Schlitten Platz zu nehmen, in welchem der Graf, tief in Pelzwerk gehüllt, sich bereits eingenistelt hatte. Als wir abfuhren, warf ein Diener noch ein Ferkel unter unsere Füße, das so gellend quakte und quikte, daß ich es kaum ertragen konnte.

„Aber um's Himmelswillen, Herr Graf!" rief ich aus, „wozu dies schreiende Thier?"

„Das sollen Sie schon erfahren", antwortete er lächelnd, „verhalten Sie sich nur ruhig — und ich werde mein Versprechen erfüllen."

„Aha! ich merke, es soll ein Frühstück für uns werden. Aber da wär's doch besser gewesen, es vorher abzuschlachten", meinte ich.

„Auch ohne dies Spanferkel soll es uns an Proviant nicht fehlen", entgegnete mein Jagdgenosse und dampfte aus einem faustgroßen Meerschaumkopfe ruhig fort.

Als wir ungefähr zwei Meilen weit gefahren seyn mochten, jagten wir in vollem Galopp in den Wald hinein. Der kleine vierfüßige Schreihals wurde endlich der Musik müde und verhielt sich still.

„Kneipen Sie ihm in's Ohr", sagte der Graf zu mir.

„Wem denn?" fragte ich.

„Nun, dem Ferkel!"

Ich that es und das arme Thier schrie erbärmlich, daß es weit durch den Wald hin tönte. Da kamen in weniger als fünf Minuten drei große Wölfe zum Vorschein und trabten unserm Schlitten nach. Nun wurde es mir klar, daß unser kleiner Sänger der Lockvogel für die hungrigen Bestien seyn sollte.

Obwohl diese noch zu weit entfernt waren, um sie mit einiger Sicherheit aufs Korn nehmen zu können, wollte ich doch schon zum Schusse anschlagen, als der hinter uns sitzende Jäger des Grafen eine mit Stroh ausgestopfte Schweinsfigur, die an einem dreißig Ellen langen Stricke befestigt war, aus dem Schlitten warf. Kaum war das geschehen, als die gefräßigen Unthiere, in der Meinung, daß unser kleine Schreihals herausgefallen sey, so wild herbeistürmten, daß sie sich selbst beinahe über den Haufen rannten.

In einem Nu feuerten der Graf und der Jäger mit einer Präcision, daß zwei der Unholde zusammenstürzten.

„Nun noch ein wenig Geduld, mein Freund, das ist erst der Anfang. Wir kehren nicht eher heim, bis ich mein Versprechen gelöst't und das Dutzend voll gemacht habe."

Der Schlitten glitt rasch vorwärts. Nach etwa einer halben Stunde machten wir wieder von unserer tönenden Lockpfeife Gebrauch, und brachten, dasselbe Manöver mit dem Schweinchen wiederholend, die hungrigen Waldlagerer auf's neue in den Bereich unserer Büchsen. Durch dies Experiment, welches wir auf einer Fahrt von fünf Meilen mindestens ein dutzendmal wiederholten, hatten wir nicht weniger als vierzehn Wölfe erlegt und traten

Digitized by Google

dann, langsamer als wir gekommen, den Rückweg an. Wir fanden von den vierzehn geschossenen Bestien, die wir bei'm Weiterfahren auf dem Wege in ihrem Blute hatten liegen lassen, nur noch elf vor; die fehlenden drei waren von ihren hungrigen Kameraden aufgefressen worden. (Maltens Weltkunde.)

Ein Wunder.

„Höre, Röschen!" sagte der Vater, „laß Du den Hans Hans seyn. Das ist nichts für Dich. Du hast Nichts und er hat Nichts, und aus Nichts wird Nichts."

„Aber, Vater!" entgegnete Röschen fast weinend, „aus Nichts hat ja Gott die Welt erschaffen."

„Ja, das war in der goldnen Zeit; jetzt leben wir aber in der papiernen, und da gilt das Sprichwort: Aus Nichts wird Nichts."

„Aber, Vater! meint Ihr denn, mein Herz ist eine Laterne, und ich kann die Liebe drin auslöschen, wie ein Stümpchen Talglicht? Wann ich den Hans nicht mehr sehen soll, so ist es aus mit mir. Und was habt Ihr denn gegen den Hans?"

„Der Hans wär' mir schon recht, aber seine leere Tasche nicht."

Der Vater sagte noch Mancherlei, das, wie es bei den verliebten Leuten immer der Fall ist, zu einem Ohre Röschens hinein, und zum andern wieder herausging, und die Sache blieb beim Alten, mit dem einzigen Unterschied, daß Hans immer dann erst zu Röschen schlich, wenn der Vater nicht zu Hause war.

Eines Tages saßen die beiden Liebesleute im Schatten der großen Linde im Garten und kos'ten freundlich mit einander, keiner bösen Ahnung Raum gebend, als plötzlich Röschen gegen die Gartenthüre hinblickte, und sie sah den Vater, mit einer großen Axt bewaffnet, über den Hof daher kommen. Hans kletterte, wie eine Katze, auf die Linde, und ohne zu fragen, was Röschen da im Garten zu thun gehabt, erzählte ihr der Vater, es habe ihm von einem großen Schatz geträumt, und ein Engel sagte ihm, er solle die große Linde umhauen, da würde er zwischen ihren Wurzeln eine Kiste mit Gold finden, die ihn reicher machen sollte als den großen Mogul, und nun hob er auch die Axt und wollte anfangen, in die Linde einzuhauen, da fiel ihm aber Röschen ängstig ein: „Was denkt Ihr denn, Vater! die schöne frische Linde — die hat die Großmutter eingepflanzt, wie käm' da eine Kiste hinunter? Ihr werdet Euch geirrt haben, und der Engel hat Euch den alten Lindenbaum da rechts gezeigt. Der stand noch vor dem dreißigjährigen Kriege, unter dem kann wohl einmal Einer in drohender Zeit sein Geld vergraben haben."

„Das kann auch seyn", entgegnete der Alte, „ob er mir den großen oder den kleinen Baum gezeigt hat, das weiß ich selber nicht mehr recht."

„Gewiß, Vater! es ist der kleine."

Und während der Alte fleißig hackte und hackte, betete Röschen in voller Angst: „Ach, heiliger Christoph! hilf mir aus der Noth und wirke ein kleines Wunder, sonst findet der Vater meinen Hans und macht ein Mordspektakel, ja, er wäre im Stande und verböte mir auf immer, mit dem lieben Jungen zu reden."

Und wie der Alte eine halbe Stunde fleißig zugehaut hatte, fiel der alte Baum, und zwischen den Wurzeln war Alles gelb, — eitel alte Ducaten, und darunter viele andere größere Goldstücke. Und während Vater und Tochter jubelten, kroch auch Hans vom Baume herunter, ihre Freude zu theilen. Den sah der Vater verwundert an und sprach: „Wo kommst denn Du her? Dich habe ich im Traume nicht gesehen."

„Ei, Vater!" entgegnete Röschen schelmisch, „das ist der Schatz von der andern Linde."

Und nach vier Wochen waren Hans und Röschen Mann und Frau. (Sammler.)

Mein Ideal.

Mit schönen Seelen durch das Band
Der Freundschaft sich verbunden seh'n,
Und an der Muse sanften Hand
Durch's frohe Leben hinzugeh'n:
O Freund, das ist ein glücklich Loos,
Ein Ideal, vor dem mein Geist
In stilles Sehnen sich ergoß,
Von ahnungsvoller Lust umkreist!

Mannichfaltigkeiten.

Für das in Möhra zu errichtende Luther-Denkmal gehen aus allen Landestheilen meist sehr reichliche Beiträge fortwährend ein. So sendete z. B. die Stadt Römhild nahe an 100 Gulden. Auch die Grafschaft Camburg zeichnete sich durch reichliche Spenden aus. An mehreren Orten geben auch die Schulkinder ihr Schärflein. Bis jetzt haben sich nur die Dörfer Steinach und Effelder geweigert, eine Beisteuer zu geben. Steinach, weil es vor Kurzem durch eine Ueberschwemmung viel gelitten habe, Effelder, „weil Luther's Lehre nicht mehr gepredigt werde!" Auch vom Ausland gehen fortwährend reichliche Beiträge ein, namentlich in den letzten Wochen von Jena, Coburg, Gotha, Arnstadt, Ichtershausen u. s. w. Se. Hoh. der Herzog von Coburg hat 175 Gulden als dankenswerthe Gabe eingesendet; eine reichliche Spende von 500 Gulden kam von Sr. Hoh. dem Großherzog von Weimar, von einem das Unternehmen freundlich anerkennenden Schreiben begleitet.

(Mannheim, 4. Mai.) Die von dem Verein für Naturkunde veranstaltete Blumen- und Pflanzen-Ausstellung, welche gestern begonnen hat, ist wohl eine der reichsten, die wir bis daher gesehen haben. Außer den Vereinspflanzen und den Beiträgen der hiesigen Blumenbesitzer sind reichhaltige Sammlungen von Mainz, Frankfurt, Speyer, Heidelberg ꝛc. hier eingetroffen. Vorzüglich schön und in reicher Anzahl ist die Familie der Eriken, Azaleen und der Rosen vertreten, eben so überrascht eine Gruppe ausgezeichnet schöner Aurikeln in den mannichfachsten Farben, und eine Sammlung von Pensees. Kein Freund der Natur wird diese Ausstellung unbefriedigt verlassen. — Bei einer am 3. d. M. gegen 2 Uhr Morgens hier stattgehabten Feuersbrunst haben sich insbesondere unsere jungen Turner, an ihrer Spitze der Vorstand des Turnvereins, Hr. v. Struve, durch geordnetes, rasches Eingreifen und unermüdliches Arbeiten ausgezeichnet. Sie haben bei dieser Gelegenheit den Beweis geliefert, von welch' vielfachem praktischem Nutzen die Turnübungen sind.

Wien besitzt eine eigenthümliche Merkwürdigkeit, den Sophien-Saal, der kürzlich eröffnet worden, im edelsten Style erbaut, prachtvoll verziert ist, und je nach der Jahreszeit als Ballsaal dient, in welchem sich 500 tanzende Paare nebst dreimal so viel Nichttanzenden bequem bewegen können, oder als Gesellschaftsbad und Schwimmschule mit einem gußeisernen Riesenbecken, das 18.000 Eimer Donauwasser faßt. Die Umänderung aus einem Ballsaal in eine Schwimmschule kann binnen sieben Stunden erfolgen.

Digitized by Google

Am 3. Mai stürzte in Kopenhagen die Tribüne, welche in der offnen Reitbahn für die Zuschauer der Vorstellungen des Hrn. Guerra errichtet war, grade als die Belagerung von Constantine beginnen sollte, plötzlich ein. Zwei Damen kamen dabei zu Schaden, doch ohne gefährliche Folgen. Auch ein Kind und ein Herr wurden von den niederfallenden Brettern etwas beschädigt. Die Tribüne war mit 100 bis 150 Menschen besetzt, zum Glück hatten die meisten Zuschauer dieselbe verlassen, als sie einstürzte, um dem Schauplatz näher zu seyn. Ein zweiter Unfall traf die Reiterin Wolff, die von ihrem Pferde fiel und von demselben auf die Brust getreten ward.

In Berlin sind zwei betrübende Todesfälle vorgefallen. Ein alter armer Eisenkrämer starb plötzlich am Schlagfluß; die Erben wußten nicht recht, ob sie die Erbschaft antreten sollten, da sie wenigstens die Begräbnißkosten tragen mußten. Zu ihrem Schrecken fanden sie aber unter altem Gerümpel 35,000 Thaler baares Geld und 20,000 Thlr. in Staatsschuldscheinen. Desgleichen hinterließ ein einfacher Glasermeister ein Vermögen von 1½ Tonne Goldes und ein einziges Töchterlein.

Die in Weimar erschienene schon erwähnte Verordnung über die Anerkennung und die Verhältnisse der Deutschkatholiken ist unstreitig die freisinnigste und beste unter den bisherigen. Sie dürfen alle kirchlichen Handlungen durch ihren eigenen Geistlichen vornehmen lassen; einstweilen haben die protestantischen Geistlichen in Weimar sich dazu erboten. Das Eintragen geschieht durch den protestantischen Pfarrer. Zur Oberaufsicht ist eine eigene Immediat-Commission, aus zwei Ehrenmännern, dem Präsidenten Peucer und dem Regierungsrath Emminghaus, niedergesetzt. Bei Streitigkeiten wird nach dem protestantischen Kirchenrecht entschieden. Wer übertreten will, muß 21 Jahre alt seyn und ein Zeugniß seines bisherigen Pfarrers beibringen. Der Uebertritt geschieht nicht öffentlich u. s. w.

Die Kieler Studenten müssen gelehrte Leute werden. Die Universität hat jetzt 52 Docenten für 200 Studirende, folglich kommen auf jeden Studenten $3^{11}/_{13}$ Professoren.

Korrespondenz.

Guntersblum, im April.

Am 25. d. feierte die israelitische Gemeinde dahier zum Festenmale ein religiöses Fest, das in mancher Beziehung eine öffentliche Erwähnung verdient. Der Vorstand hatte den Religionslehrer Hrn. Dr. Cahn von Mainz eingeladen, eine Confirmation der Knaben und Mädchen vorzunehmen, welchen Auftrag derselbe auf eine Weise erfüllte, die das schönste Zeugniß für dessen entschiedene Tüchtigkeit als Religionslehrer und Prediger darlegte. Insbesondere war die mit den Confirmanden abgehaltene Religionsprüfung vom Geiste ächter Religiosität durchdrungen, so wie die Rede an die Versammlung ungeheuchelte Frömmigkeit und wahre Humanität athmete. Die sehr zahlreiche Versammlung bestand aus Juden und Christen, worunter auch sämmtliche Ortsbehörden und die Geistlichkeit, welche mit großer Theilnahme der Feier beiwohnten. Was aber ganz besonders erwähnungs- und nachahmungswerth uns erscheint, ist, daß in Guntersblum wahre Humanität und ein inniges soziales Verhältniß zwischen Juden und Christen stattfindet, welches der Prediger auch mit Anerkennung hervorhob. Ein bedeutender Theil des Gehaltes für den israelitischen Lehrer fließt aus der Gemeindekasse. Der achtungswürdige Hr. Joseph Salm, Präses des jüdischen Vorstandes, gegenwärtig Senior des Gemeinderaths, ist bereits mehr als dreißig Jahre ein verdientes Mitglied desselben. So sind bei allen freudigen und traurigen Veranlassungen die verschiedenen Confessionen mit Liebe und Aufopferung brüderlich vereinigt. Nicht unwesentlich wirkt hierbei unser geschätzter Kreisrath Hr. Schmitt, der sich um die Verbesserung der jüdischen Gemeindeverhältnisse und um die religiöse und sittliche Hebung der Schule bleibende Verdienste erwarb. Auch dürfen wir des tüchtigen israelitischen Lehrers, Hrn. Hirsch, nicht vergessen, der mit Fleiß und Liebe seinen Pflichten obliegt, wovon der Genannter Feier sich Jeder klar überzeugen konnte.

Fulda, 7. Mai.

Bedeutendes Brandunglück ist hier eine Seltenheit; daß aber auch die größte Vorsicht nicht dagegen schützt, davon überzeugte uns der vorgestrige Morgen, an welchem wir die weiten Gebäulichkeiten des Handlungshauses B. J. Hesdörffer auf einmal in Flammen sahen. Den großen Anstrengungen der hiesigen Bewohner zur Unterdrückung des Feuers verdanken wir, daß der große Brand nicht weiter greifen konnte. Zu bewundern ist nur, daß bei den sich durchkreuzenden Thätigkeiten kein Menschenleben verunglückte, und freudig begrüßte man es, daß auch die geschätzte Familie Hesdörffer völlig unversehrt blieb, deren Haupt grade abwesend noch in der Frankfurter Messe war. Von allen Seiten empfing die Familie und der schleunigst zurückgekehrte Vater Beweise der ungeheucheltsten Theilnahme. Sind auch die Werthpapiere und die Handelsbücher gerettet, die übrigen Mobilien versichert, so ist doch der Schaden des Hauses Hesdörffer ein nicht geringer, indem der Chef desselben der Indolenz der hiesigen Bewohner gegen Mobilien-Versicherungen, wie wir vernehmen, wenigstens in so weit gefolgt ist, als er im Verhältnisse der Werthe seiner Mobilien zu gering versichert hat, was sich wohl dadurch entschuldigen läßt, daß seit länger als dreißig Jahren man von einem bedeutenden Brande in hiesiger Stadt nichts weiß und dadurch in eine allzu große Sicherheit gewiegt wurde. Aus dieser Sicherheit ist man jetzt aufgerüttelt worden und Jedermann spricht nun von Versicherung seiner Mobilien.

Ein Pokal.

Seit einigen Tagen ist im Städel'schen Institut ein Pokal ausgestellt, der die allgemeine Beachtung um so mehr verdient, je mehr dieses Kunstwerk, hervorgegangen aus dem Atelier des Prof. Leuchtweiß in Hanau, den Beweis liefert, daß die deutsche Kunst auch in dieser Sphäre das Sinnigste und Gediegenste zu leisten im Stande ist, wenn sie nur den ächt-deutschen Geist der Tiefe und Anmuth walten läßt und fremdländisches überladenes Schnörkelwerk verschmäht. Es ist dies einmal ein Festpokal, der das, was er seyn soll, ganz ist, — eine sinnvolle Festgabe, geeignet für jedes Herz, das empfänglich ist für Kunst, Liebe und Natur, — er ist gleichsam eine geistreiche Paraphrase von „Wein, Weib und Gesang", eben so sinnig ausgesprochen als gedacht. Es ist durch diesen Pokal ein glänzender Versuch gemacht, das Publikum einmal für etwas Würdiges, Gediegenes in dieser Kunstsphäre zu gewinnen, und Conception und Ausführung sind so gelungen und das Ganze ist so charakteristisch gehalten, daß man den Pokal am besten bezeichnet, wenn man ihn ein metallgewordenes Festlied nennt. Betrachten wir ihn näher! Zierlich verschlungenes Rebengewinde rankt um den oberen Theil des schlanken Silbergefäßes. Darunter thronen auf hervorspringenden Consolen die Personificationen der Liebe und Freundschaft, des Weinbaues und der Künste — edle weibliche Gestalten, Rebengewinde haltend, die aus der Hand des Weinbaues ranken und in schönen Verschlingungen das Ganze verbinden. Die Freundschaft hält einen Schild mit den Dioskuren und die Kunst ist geschmückt mit der heiligen Flamme der Begeisterung. Beide haben Genien zur Seite in lieblicher Knabengestalt. Die Gruppen sind eings um den Pokal so vertheilt, daß eine mit der andern gewissermaßen zusammenhängt und daß man bei jeder Wendung immer einen neuen reizenden Anblick gewinnt. Zwischen den Consolen hängen Blumensträuße mit Früchten, die sich, so wie die bronzenen, patinafarbigen Figuren eingsum spiegeln in der Folie des blanken Silbers. Von ungemeiner Anmuth ist die Gruppe des Deckels, den wir im Modell zu sehen Gelegenheit hatten, der aber leider noch nicht mitausgestellt werden konnte. Die drei Grazien fangen mit Blumengewinden den Jokus. Der übermüthige Scherz sucht ihnen zu entspringen, aber er muß sich gefangen geben in die holden Fesseln. Kurz, Alles ist so edel gedacht und ausgeführt, daß es eine wahre Freude ist, das zierliche Kunstwerk zu sehen, und es wäre nur zu wünschen, daß die schönen Kräfte, die es hervorbrachten, recht oft Gelegenheit fänden zu solchen Schöpfungen ächter Meisterhaftigkeit und Weihe. Auch der Bronzeguß und die technische Behandlung der Silbertheile sind von großer Vollendung. H. R. B.

Auflösung des Räthsels in Nro. 129.
Die Thräne.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 132. Mittwoch, den 13. Mai 1846.

Vom Rauchteufel.

Ein Schwank aus alter Zeit, nach einer Chronik, von einem Tabacksfreunde.

(Schluß.)

Endlich öffneten sich die Thüren, die beiden Schächer traten ein und näherten sich den Schranken; der Krämer gesenkten Haupts und mit thränendem Auge, der Rektor mit stoischer Ruhe und jenem verächtlichen Zucken um den Mund, welches der Weise unwürdigen und brutalen Verdächtigungen gegenüber so gerne bewahrt.

Der erste Bürgermeister erhob sich aus seinem Sitze und redete sie also an:

„Hans Schelle, Krämer von hier, und Herr Magister Nußknacker, gleichfalls von hier! Schwere und peinliche Klage ischt wider Euch anhero geführet worden, Ihr hättet, also berichtet man uns, durch Anpreisung und Verkauf eines unbekannten verderblichen Krauts die ganze Stadt verheren und zu Grunde richten wollen. Und dieses Alles auf Antrieb des Satans, des Erbfeindes der frommen Christenheit, der da ist ein Mörder von Anfang an. Derhalben seyd Ihr allhier vor uns Bürgermeister und Rath gefordert worden, auf daß Ihr die Wahrheit, die ganze Wahrheit bekennet. Solches zu thun, ermahnen wir Euch jetzo väterlich, widrigenfalls wir Eure Sach' der heiligen Inquisition stracks anheimstellen werden."

Darauf hub der Krämer mit kläglicher Gebärde an:

„Ach! erbarmens, erbarmens, wohlregierender Herr Bürgermeister und hochedle Herren vom Rath! I bin von Grund aus unschuldig an dieser gefährlichen Pestilentia, sintemal i die malitiam dieses Krauts und daß der Satanas darinnen stäke, bislang nicht gekennet hab'; hab' auch wohlweislich bei dem gelahrten Herrn Magister hier mir Kundschaft erbeten über bewußte herbam. Und derselbige hat bekannt und gesagt, daß die herba nigra maurica tobacca zu mancherlei Dingen nutz sey. Wie könnt' ich doch, hochedle Herren, ein so groß Uebel thun und meine liebe Vaterstadt Augsburg verheren und meine große ehrliche Kundschaft darzu? Wie möcht' i dann doch wohl zu meinen vielen und großen Ausständen in meinem Schuldbuche gelangen. Da wär' i doch von allen dummen Teufeln der dummste gewest."

Bei diesen letzten Worten, denen er in seiner Rede besondere Beweiskraft zutraute, blickte Schelle muthig zu denjenigen Senatoren empor, die seine Gevatterleute waren, und deren Namen demnach mit ansehnlichen Summen in seinem Schuldbuche prangten. Diese rückten unruhig auf ihren Sitzen hin und her, bis sich Einer von ihnen zur Vertheidigung des Krämers erhob.

Er halte dafür, bemerkte er, daß Hans Schelle mit gutem Verstande geredet habe; allerdings wäre es besser gewesen, eine unbekannte Waare gar nicht zum Verkauf auszubieten; aber nie würde er zugeben, daß ein ehrsamer Bürgersmann zur Schande der ganzen Stadt der Teufelei mit Unrecht beschuldigt werde.

„Er hat Recht," murmelte es durch die Versammlung.

„Aber waz sagt Ihr denn, Herr Magister?" nahm der Bürgermeister wieder das Wort.

„I sage nischt, ihr Herren! Das Volk ischt verruckt, wer hat ihm denn geheißen, ein unbekannt Kraut in den Bauch fressen, gleichsam wie daz dumme Vieh? Und waz sie da von Hexereien schreien — so sind die meisten von Euch, ihr Herren, diejenigen Leute wohl bekannt, so den Teufel im Leibe führen. Solchen ziehen sie zu Zeiten hervor, wie einen grausigen Bandelwurm, um den ehrlichen Reichsbürgern das Maul zu stopfen, zu fangen, zum Halsgericht zu führen, und dann die orige plebem an ihrem saubern Joch zu lenken, dixi."

Diese Rede mißfiel zwar dem pflichtmäßig orthodoxen Bürgermeister gar sehr; allein da die Mehrzahl schrie „der hat auch Recht," da man aufsprang, um den Inkulpanten über die Schranken hinüber freundlich die Hände zu reichen, so wagte er nicht, in seiner Anklage fortzufahren.

Um indeß das unruhige Volk zufrieden zu stellen, beschloß man und nahm zu Protokoll 1) daß die beiden Angeklagten Jeder 20 Gulden Buße von wegen des angerichteten Aergernisses erlegen solle, 2) daß der Rest der vorhandenen Tabacksblätter auf dem Markte zusammengetragen und vor den Augen des Raths verbrannt werden solle, und 3) daß die Klerisey mit Gebet und Weihwasser herzutreten möge, um die böse Plage gänzlich aus der Stadt zu verbannen.

In diesem entscheidenden Augenblick ward unter dem vor dem Rathhause harrenden Volke eine große Bewegung bemerkbar, man drängte schreiend die hohen Treppen hinan in die Vorhallen des Hauses, und schon wollte der Bürgermeister, dadurch geängstigt, hinaustreten, um das Urtheil zu verkünden — da öffnete sich die Thüre und herein trat Meister Kurt Heln, Nachkomme des berühmten Peter Heln, Erfinders der Taschenuhren, der zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zu Nürnberg lebte.

Unter dem linken Arme trug er ein Kästchen mit zerschnittenen Tabacksblättern und in der rechten Hand einen mächtigen Prügel von Kirschholz, an dessen unterm Ende sich ein ausgehöhlter Kolben aus Lindenholz befand. Aus diesem stieg ein bläulicher Dampf hervor.

„I hab's gefunde! hab's gefunde!" rief er eintretend. Verwundert blickte ihn die hohe Versammlung an.

„Waz hast Du gefunde — Kurt Heln?" fragte der Bürgermeister.

„Waz hat er gefunde?" fragten alle Senatoren.

„Eenem hochedlen Bürgermeister und Rath thu i kund und z'wisse, wie mer daz Mohrenkraut gebrauche thut."

Nun stellte er sich auf eine Bank, um von Allen gesehen zu werden, und indem er seinen Kirschholzprügel wie eine Klarinette an

Digitized by Google

den Mund setzte und mit beiden Händen festhielt, fing er mächtig zu dampfen an.

„Daz ischt doch sonderbar, potz bei'm heil'gen Nickel, wie daz reucht," sagte der Bürgermeister.

Nun drängte sich Alles zu Kurt, um aus seiner Pfeife zu schmauchen.

Die Keule von Lindenholz, die den Kopf bildete, wurde stets von neuem gefüllt, aus einem herbeigebrachten Kohlenbecken angezündet, und so rauchte zum ersten Male seit der Schöpfung der hochedle Rath einer freien deutschen Reichsstadt Taback.

Doch ach! bald waren die Meisten von dem ungewohnten Experimente übel und elend geworden. Dem Bürgermeister begann zuerst der Kopf hin und herzuwackeln, dann aber drehte sich Alles mit ihm im Kreise herum, seine Augen blickten starr, Todesblässe bedeckte sein Angesicht, und er wäre gewiß zu Boden gestürzt, wenn ihn nicht zwei Rathsdiener unterstützt und in seinen Armsessel zurückgeleitet hätten.

Mehrere Räthe, die gleichfalls den Schwindel bekommen hatten, wollten auf den Marktplatz hinabsteigen, um allda aus dem großen Brunnen Wasser zu trinken, stürzten aber mit Gepolter die hohen Stufen hinab.

Noch ein Mal loderte jetzt in der abergläubischen Menge der Gedanke der Teufelei mit Macht empor.

Kurt, der mit seinem Rauchstengel herabgestiegen war, und vor dem versammelten Volke zu dampfen anfing, wurde von demselben umringt, und Alles schrie:

„Schaut doch den Schwarzkünstler, er will auch den wohllöblichen Rath zu Grunde richten. Druf, Gesellen, haut' ihn nieder!"

Jedoch Keiner wagte sich an ihn; denn der Höllenqualm, den er nach allen Seiten um sich blies, schreckte auch die Kühnsten zurück Und dem ersten Raucher öffnete sich mitten durch den staunenden Zeitgeist eine Freiheitsgasse zu seiner stillen Wohnung. —

Die Betäubung des Bürgermeisters und der Senatoren ging indeß bald vorüber, da ihre getreuen Ehefrauen darauf bedacht waren, die Magen der Armen mit Wurst und Doppelbier zu restauriren.

Am folgenden Morgen trieb den Bürgermeister, trotz der Bitten seiner Frau Gertrud, die Neugier zu Kurt Hein, dem Mechanikus, um zu erkunden, wie er denn diese neue Entdeckung gemacht habe, und um noch ein Mal in aller Stille von dem Tobakkodampf zu kosten, der, trotz der gestrigen Unannehmlichkeit, doch einen eigenthümlichen, bisher unbekannten Reiz zurückgelassen hatte. Diesen traf er rauchend in seiner Werkstatt an, und vernahm von ihm, wie er nach verschiedenen mißlungenen Versuchen den Taback auf ein Kohlenbecken gestreut und dabei einen äußerst magischen und herzstärkenden Geruch wahrgenommen habe. Als er nun auch den Mund weit aufthat, um auch den Geschmack des Dampfs zu untersuchen, da ward ihm plötzlich das Geheimniß offenbar. Er fühlte sich geistig gehoben, männlich kühn, und seine Phantasie geschärft, wie durch magische Kraft, und sein Erfindungsgeist zeigte ihm bald das richtige Werkzeug zu dem Genuß dieses kostbaren Gewächses.

Am folgenden Tage sah das erstaunte Augsburg seinen Bürgermeister, aus einer langen Pfeife rauchend, auf der steinernen Bank vor dem Rathskeller sitzen. Vor ihm auf dem Tische befand sich der Bierkrug nebst einer Schüssel mit Blutwürstl.

„Hört's ihr Leutchen!" rief er den Umstehenden zu, „waz i Euch jetzo sage: Wann Ener dämpft und kriegt den Jammer, so trinke er Doppelbier und haue darzu in's Blutwürstl. O, waz ischt mer so wohl, so meutig, glaub', i wär' der Kaiser von Rom!" —

Und nun, ihr Tabacksraucher, hat Euch der Schwank gefallen, so erhebt Eure Stimme mit mir für diese alte ehrwürdige Sitte, die man uns jetzt rauben will. Lasset uns zeigen, daß wir keine Kinder des schwankenden und flüchtigen Zeitgeistes, sondern Männer sind, die das Schöne lieben, das Nützliche suchen, vor allem aber das Beste thun. —

Die Kaufmannsprobe in Bergen.

Ein Denkmal altdeutscher Barbarei.

Die Kaufleute der Hanse brachten in der Zeit zwischen dem Himmelfahrtstage und Pfingsten ihre Jungen, die einmal dahin handeln sollten, nach Bergen. Unter diesen Jungen denke man sich junge Leute von 20 bis 25 Jahren. Sie wurden zu den dortigen Kaufleuten geführt und bedeutet, daß sie sich dort dem Wasserspiele unterwerfen sollten. Die Jungen wurden dann köstlich traktirt und am Frohnleichnamfest nahm dann das Wasserspiel seinen Anfang. In einem Boote führte man sie zu den Schiffen und zog sie mit einem Stricke unter einem derselben durch's Meer durch. Da sie sich dazu ganz entkleiden mußten und am Ufer indessen die Frauen und Jungfrauen in zahlloser Menge standen, um dem Spiele zuzusehen, so wirft das eben kein günstiges Licht auf die Sittsamkeit der früheren Zeiten, die wir überhaupt viel zu hoch anzuschlagen geneigt sind.

Kaum hatten die armen Teufel ihre Reise unter dem Schiffe vollendet, als vier und mehrere Menschen mit Ruthen über sie herfielen und sie so lange durchhauten, bis das Blut überall hervordrang. Jetzt mußten sie die Reise zum zweiten Mal antreten. Ein gleicher Empfang wartete ihrer wiederum, und erst bei und nach der dritten Reise war der Form ihr Recht geschehen. Mancher ward, wie ein Augenzeuge berichtet, durch diese grausame Behandlung ein Opfer des Todes; denn daß es nachher zum Schmaus und Saus ging, mußte wohl mehr den Gästen, als den Gepeinigten willkommen seyn, die so mißhandelt worden waren.

In Bergen war man inzwischen damit noch nicht zufrieden. Das nächste Jahr mußten die jungen Kaufleute sich einer noch härteren Probe unterwerfen, die an die Feuerprobe, welche in Nordamerika ein Wilder aushalten muß, der die Stelle des Heerführers bekleiden will, erinnert. Sie mußten nämlich in's Rauchloch oder des Teufels Küche. Man hing sie in eine Feueresse und machte nun unter ihnen von Haaren, Dünger, Fischgräten und dergleichen Dingen, die man anzündete, einen Gestank, der allenfalls den Standhaftesten tödten konnte. Die Novizen mußten hier eine halbe Stunde aushalten, und dann wurde eine tüchtige Mahlzeit für sie und die geladenen Gäste aufgetragen. Das Rauchspiel, wie jene Probe hieß, war noch nicht die letzte Marter. Es wurde nochmals geprügelt, und dies so stark, daß man Trommeln und Trompeten ununterbrochen lärmen lassen mußte, um das Geschrei der Gehauenen minder gellend zu vernehmen. Viele starben an den Mißhandlungen, die man einführte, um der Concurrenz zu begegnen.

Die abscheulichen Gebräuche waren vor hundert Jahren noch wenig gemildert. (Malten's Welt.)

Stadt- und Dorf-Jahrbücher.

Die Nützlichkeit und Nothwendigkeit von Stadt- und Dorfjahrbüchern, welche nicht nur zur Geschichte des Vaterlandes reiche Beiträge liefern, sondern auch von specieller Wichtigkeit und Bedeutung seyn werden, ist in neuester Zeit öfters angeregt und besprochen worden. In dieser Hinsicht dürfte ein Schriftchen Beachtung verdienen, welches diesen Gegenstand ausführlich behandelt und unter obigem Titel bei Friedlein und Hirsch in Leipzig (1846) erschienen ist. Der Verfasser desselben ist Hr. Karl Preusker, königl. sächs. Rentamtmann zu Großenhayn. Er verbreitet sich

Digitized by Google

zuerst über den hohen Werth der Vaterlandsgeschichte, geht dann zur Nützlichkeit und Nothwendigkeit von Orts-Chroniken über und theilt in den weiteren Abschnitten seine Ansichten über äußere Einrichtung der Chroniken, über Gegenstände, innere Erfordernisse u. s. w. derselben mit. Der nachstehende kurze Auszug möge dazu dienen, auf dies allen Stadt- und Dorf-Gemeinden sehr zu empfehlende Büchlein aufmerksam zu machen.

Ungeachtet des raschen Fortschrittes, sagt der Verf., in neuester Zeit in Hinsicht allgemeiner und höherer Bildung und der Förderung des politischen und industriellen Lebens bleibt selbst in den aufgeklärtesten Gegenden noch Vieles zu thun übrig, namentlich für historische Zwecke. Wir bedürfen, wie schon erwähnt wurde, vorjetzt weniger neuer Werke über die Regenten- und Kriegs-, die Literatur- und Religions-Geschichte, als hauptsächlich einer allseitigen, alle Lebens- und Bildungs-Richtungen umfassenden Cultur-Geschichte, die als Blüthe des historischen Wissens gilt. Schwerlich aber gibt es Lehrreicheres und Erfreulicheres für den Geschichtsfreund, als die Schilderung der Ausbildung und Veredelung der Menschen in jeglicher Richtung, in politischer und industrieller, wie in literarischer und moralischer Hinsicht. Zu der insbesondere so dringend erforderlichen Cultur-Geschichte des deutschen Vaterlandes aber bedarf es noch sehr der speciellen historischen Nachricht von einzelnen Orten und deren Umgegend, und zwar:

1) in Bezug auf die Vergangenheit, der systematischen Bearbeitung der aus Schriften, mündlichen Ueberlieferungen, oder aus alterthümlichen Ueberresten und andern Quellen sich ergebenden Materialien zu einer übersichtlichen und möglichst vollständigen Orts-Geschichte und

2) in Hinsicht auf die Gegenwart und Zukunft, zur Ansammlung von Materialien zu einer gleichen Geschichte derselben, der Anlegung jener Chroniken, nämlich der Anmerkung aller irgend denkwürdigen Vorfälle und Zustände eines Orts nach der Zeitfolge, oder, wo solche Chroniken schon bestehen, deren steter und genauer Fortführung in jeder wissenswerthen Beziehung.

Ebenso, wie schon gewarnt ward, nicht zu zögern, und die erste Abtheilung allerwärts möglichst zu bearbeiten, wo es noch nicht geschah, damit die jetzt noch vorhandenen schriftlichen Materialien, wie die Erinnerungen noch lebender Personen, nicht noch verloren gehen, wie es mit Unzähligen bereits erfolgt seyn mag, so wird man auch die Anlegung jener Chroniken für die Gegenwart nicht länger verschieben dürfen; man sollte keinen Monat, keine Woche vergehen lassen, weil vielleicht so manches Interessante schon angemerkt und dadurch der Nachwelt in frischen Zügen erhalten werden könnte.

Es wird dies ferner in möglichster Gründlichkeit und genügender Ausführlichkeit erforderlich werden, damit die Jahrbücher ihren Zweck für die Folgezeit ausreichend erfüllen und die Nachkommen sich ihrer dankend erfreuen und uns nicht einer Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit gegen das vaterländisch-geschichtliche Interesse zeihen, wie es von uns in Bezug auf die letztern Jahrhunderte erfolgen muß. Uns aber müßte dieser Vorwurf in weit höherm Grade treffen, als wir, bei gesteigerter Bildung und mehr erkannten Nachtheilen des Mangels an historischen Materialien, die Rathsamkeit des Ansammelns solcher um so mehr einzusehen vermögen; daher wird uns die dringende Verpflichtung obliegen, daß jede Gegend, jeder Ort seine Geschichte, seine Chronik erhalte.

Mannichfaltigkeiten

(Berlin.) Die vielfach besprochene, berühmte Autographen-Sammlung des verstorbenen Hofrath Dr. Dorow ist nun leider! für uns verloren, indem sie von dem gegenwärtig hier anwesenden Antiquar Anton Baer aus Frankfurt a. M. für eine, wie wir hören, sehr bedeutende Summe angekauft worden ist. Diese Sammlung, in welcher sich die Handschriften der bedeutendsten Männer des In- und Auslandes befinden, die nicht etwa aus unbedeutenden Papieren besteht, sondern auch die wichtigsten, die Zeitgeschichte betreffenden Actenstücke enthält, und auch in wissenschaftlicher Hinsicht großen Werth hat, zählt zwischen 3—4000 Stücke. Bekanntlich sind aus dieser Sammlung schon durch Dorow selbst, mehrere der interessantesten Beiträge zur Charakteristik bedeutender Personen der Vor- und Mitzeit bekannt gemacht worden; der größere Theil ist indeß dem Publikum unbekannt, und es dürfte daher von seiner Veröffentlichung viel zu erwarten seyn. Sehr zu bedauern ist es, daß dieser wichtige literarische Schatz ein Eigenthum des Auslandes wird, wo man denselben wohl nach seinem ganzen Werthe zu benutzen wissen dürfte. (Berl. Nachr.)

Ginge denn das nicht in allen großen Gasthäusern eben so wie in dem Hotel zum Bayerischen Hof in Berlin? Dort kann jeder Reisende sich seine Rechnung selbst machen; der Preis jedes Zimmers, des Essens und alles Anderen ist fest bestimmt, und selbst das mäßige Trinkgeld wird in Rechnung gebracht. Komme ich zur Eröffnung der Reichsversammlung nach Berlin, so kehre ich im Bayerischen Hof ein. (Dorfz.)

(Zürich, 8 Mai.) Die an unserer schweizerischen Nordbahn seit wenigen Tagen begonnenen Erdarbeiten haben bereits einen für die antiquarische Gesellschaft sehr erfreulichen Fund zu Tage gefördert. Vorgestern nämlich stießen die Arbeiter im Sihlfelde an einer Stelle, wo durchaus keine antiquarischen Schätze vermuthet wurden, auf eine sehr hübsche römische Vase von ansehnlicher Größe, die mit Asche und kleinen Gebeinen angefüllt und mit schweren Ziegelsteinen zugedeckt war. Leider ward dieselbe beim Ausgraben etwas beschädigt, was aber von Sachverständigen leicht wieder gut gemacht werden kann.

(Danzig, 5. Mai.) Das hiesige Polizei-Präsidium hat das Verbot des Tabackrauchens auf den Straßen aufgehoben.

(Hamburg, 5. Mai.) Als der verstorbene S. H. nach einer schweren Krankheit zum ersten Mal wieder auf der Börse erschien, versammelten sich um ihn die angesehensten Männer der Stadt und brachten ihm ihre Glückwünsche dar; einer der Senatoren sagte zu ihm, in Bezug auf die Opfer, welche S. H. namentlich nach dem Brande dem Wohl der Stadt gebracht: „Sie sind, Hr. H., eine der festesten Säulen der Börse." „Darum muß ich auch unten bleiben", antwortete der reiche Jude pikirt. Damit wollte er sagen, daß es ihn kränke, von den Berathungen des Commerziums als Jude ausgeschlossen zu seyn. — Als vor einem halben Jahre die Capitalnoth so groß war, wandte man sich an den Sohn und Erben des verstorbenen H. und bat ihn, hier helfend einzuschreiten, wie es ja sein Vater so oft gethan. Er aber meinte: „Ihr kennt den Juden nur, wenn er helfen soll, darum helfe ich Euch lieber nicht." So wenigstens erzählte man sich in der Stadt. Jetzt ist wiederum ein Versuch gemacht, dem jüdischen Kaufmanne die Theilnahme am Commerzium zu erwirken, aber der Versuch ist wiederum gescheitert. Der jüdische Kaufmann in Hamburg hat bis heute noch kein Recht, in den Versammlungen der Kaufmannschaft zu erscheinen; an der Börse gilt er so viel, als er Vermögen besitzt, aber von den Berathungen der Kaufmannschaft ist er ausgeschlossen.

(Eßlingen, 4. Mai) Heute, an einem schönen Maitage, versammelte sich auf dem Platze der neu zu errichtenden Fabrik zu Fertigung von Dampfwagen und allen übrigen für Eisenbahnen nöthigen Maschinen und Geräthschaften eine große Anzahl Menschen zur Grundsteinlegung. Der Vorstand des Ausschusses der Gesellschaft der Actionäre, Dörtenbach, begrüßte zuerst die Ver-

Digitized by Google

sammlung, indem er auf Zweck und Bedeutung der heutigen Feier und des zu gründenden Werkes hinwies und die Aufgabe bezeichnete, welche der zu errichtenden Fabrik gestellt sey. Nach ihm trug Conrektor Pfaff ein Gedicht vor, worauf die Verlesung der Urkunde folgte, welche nachher in den Grundstein gelegt wurde. Neben ihr wurden in denselben eingelegt: Einige Flaschen Wein, Feldfrüchte, verschiedene Münzen, das Gedicht von Karl Pfaff und ein Riß des Gebäudes auf Pergament. Die Grundsteinlegung selbst ging auf die gewöhnliche Weise vor sich. Hierauf sprach Hr. Emil Keßler von Karlsruhe, der Direktor der neuen Fabrik, einige Worte, worauf Hr. Karl Oeffner von Eßlingen, der als königl. Kommissär dem neuen Fabrik-Unternehmen an die Seite gestellt ist, seine Wünsche für das Gedeihen der Fabrik aussprach. Ein lautes Glückauf erschallte und die Feierlichkeit war zu Ende. Der alten deutschen Sitte getreu vereinte ein Mahl die geladenen Gäste, unter welchen Se. Excell. der Hr. Finanzminister v. Gärttner, der Hr. Direktor und die Herren Räthe der königl. Eisenbahncommission, die beim hiesigen Bahnhof angestellten Ingenieure, die Herren Bezirksbeamten von Eßlingen, Hr. Conrektor Pfaff ꝛc., die Actionäre, Bau- und Werkführer, wobei zuerst dem geliebten Landesvater, Sr. Maj. dem Könige, dessen Weisheit wir die Erbauung der Eisenbahn und in Folge dieser die Gründung des neuen Etablissements verdanken, das herzlichste Lebehoch ausgebracht wurde.

Korrespondenz.

Berlin, 6. Mai.

Dem heutigen Gottesdienst der hiesigen deutschkath. Gemeinde schloß sich in erhebender Weise die Feier der Einsegnung von acht jungen Gemeindegliedern an. Pfarrer B. hatte schon in der schönen Kanzelrede wesentlichen Bezug auf das bevorstehende Ereigniß genommen. Nach Beendigung der Predigt trat derselbe vor den Altar und richtete an die zunächst Betheiligten die üblichen Bekenntniß- und Gelöbnißfragen, die von den ersteren laut und deutlich beantwortet wurden. Sehr ergreifend aber war die Ertheilung der Weihe selbst; der Prediger legte den jungen Leuten die Hände auf und begleitete diese Handlung mit einer herrlichen Auswahl von trostenden Bibelsprüchen. Unmittelbar hierauf folgte die Communion, an welcher, außer den neubestätigten jungen Gemeindegliedern, auch die Eltern und Angehörigen der letztern Theil nahmen. Während der ganzen Feier trug der Cäcilien-Verein sehr passende und gelungene Gesänge vor und erhöhte auch diesmal wieder die Feierlichkeit des Gottesdienstes um ein Bedeutendes. Die Theilnahme im Allgemeinen war wiederum so groß, daß die Räume zum Leidwesen der Schwächeren abermals überfüllt waren und auch mehrfache Erkrankungen stattfanden. Selbst der Prediger konnte nur mit Mühe seine Functionen beendigen und unterlag dann sofort der übergroßen Anstrengung und Hitze. — In der Sing-Akademie wurde gestern Abend das Mozart'sche Requiem aufgeführt. Außer den allerhöchsten und höchsten Personen, die der Aufführung in dem ehrfurchtsvollen Andenken an die kürzlich verstorbene Prinzessin Wilhelm beiwohnten, hatte sich eine unabsehbare Menge von Zuhörern, meist aus den höhern Ständen, eingefunden, ein deutliches Zeichen von der bereits öffentlich anerkannten Theilnahme, welche man dem Andenken der hohen Verstorbenen hier allseitig widmet.

Michelstadt, im Odenwalde.

Sonntag den 17. Mai d. J. vereinigen sich in Michelstadt im Odenwalde Gesangvereine von Amorbach, Beerfelden, Brensbach, Daemstadt, Eberbach, Frankfurt a. M., Michelstadt, Miltenberg, Nidda, Sachsenhausen, Umstadt und Werthheim zu einer großen festlichen Gesangproduction im Schlosse zu Fürstenau. Bei günstiger Witterung werden zu diesem Feste gewiß nicht nur Freunde des Gesangs, sondern auch Freunde des schönen Odenwaldes, der in neuerer Zeit immer mehr von Fremden besucht wird, aus den benachbarten Rhein-, Main- und Neckargegenden in großer Menge zusammen kommen. — So viel bis jetzt schon von den Bestimmungen des Festprogrammes bekannt geworden ist, werden die auswärtigen Sänger am 16. Mai, Nachmittags, und am 17., Morgens, festlich empfangen. Der Festzug bewegt sich am 17., Mittags um 12 Uhr, von Michelstadt in das Festlokal zu Fürstenau, wo um 1 Uhr die Gesangproduction beginnt, an die sich um 3 Uhr ein Festmahl im Schloßgarten anschließt; dabei werden Gesänge einzelner Vereine und Harmoniemusik des Musikcorps des zweiten Infanterieregiments zu Darmstadt wechseln.

Buchstabenräthsel.

5. 6. 6. 1. 6.

Mir ward im All' das ewige Gebot,
Mich wechselnd mit dem Stoffe zu verweben;
Mein Einzug ruft ihn aus dem Tod in's Leben,
Mein Scheiden stürzt zurück ihn in den Tod.

1. 2. 2. 5.

Ich bring' dem Sterblichen bald Schmerz, bald Lust,
Gestalte hell und dunkel seine Pfade;
„Groß" hofft die Menge mich vom Schicksalsrade;
Doch trägt der Mensch mich in der eig'nen Brust.

6. 3. 1. 6

Mich liebt Minerva, weil mein Auge wacht;
Doch scheu verdoppelt seine emf'gen Schritte
Der Wanderer in dichter Wälder Mitte,
Erschallt mein Ruf gespenstisch durch die Nacht.

1. 2. 5.

Ich bin ein unselbstständig Ding; es gibt
Den Werth mir die Gesellschaft, die ich wähle,
Ich bin gehaßt bei Gott, bei Herz und Seele;
Doch bei Gefahr und Schmerz bin ich geliebt.

5. 2. 2. 1. 6.

Aus nächt'gem Schacht bring' ich zum Licht empor,
Den Stoffen Kraft und Würze hinzugeben,
Und Manchem schirmt' ich das bedrohte Leben,
Der gläubig zur Najade mich erkor.

1. 6. 3.

Ich bin ein König, welchem keiner gleicht;
Nicht fremde Kräfte leih' ich mir als Hüter,
Durch mich allein bin Herr ich und Gebieter;
Ich kenne keinen Feind, der mir nicht weicht.

1. 4. 1. 4. 6.

Gleich einer Königin streb' ich empor,
Und kleide mich in Schnee und Gluth der Zonen;
Es lieben mich von Alters die Lowedonen,
Doch floh mit ihnen ich vor'm Trikolor.

Das Ganze.

Verehrung zieht das Herz uns mächtig hin
Zur Odotritin auf dem Thron der Brennen;
Auch wirst der Anmuth liebliches Bild du kennen,
Das uns entwarf der Sängee in Cutin.

X.

Konzert-Anzeige.

Donnerstag den 14. Mai wird Hr. G. Lauté, Musikdirektor des freiwilligen Infanteriebataillons der Stadtwehr, ein großes militärisches Konzert in der Mainlust geben, wobei die drei Bataillons-Musikchöre der Stadtwehr und mehrere Künstler zusammen wirken, so wie der löbl. Gesangverein in Sachsenhausen und die Liedertafel (unter Leitung des Hrn. Baumann). Da eine so ausgedehnte Musikproduction nur selten stattfinden dürfte und solche unter der Leitung des Konzertgebers ohne Zweifel gut ausgeführt wird, so wünschen wir, daß sie sich eines recht zahlreichen Besuches zu erfreuen habe.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 133. Donnerstag, den 14. Mai 1846.

Der Emporkömmling*).

Erzählung vom Freiherrn J. J. A. Erben.

1.

In dem königlichen Garten zu Stockholm gingen eines Abends im Monate September 1789 zwei Männer in Mäntel gehüllt auf und ab, während eine dunkle Gestalt an einem Baume lehnte, ohne daß sie von den Spaziergängern bemerkt wurde.

Der Raum, welchen die beiden Männer beschritten, war klein, und sie hielten sich für unbelauscht, denn sie sprachen ganz laut, daß der hinter dem Baume Stehende jedes Wort der Unterredung vernahm, ohne daß er den geringsten Vorsatz hatte, zu lauschen. Aber es war nicht leicht, seine Stellung zu ändern, denn er hatte nur die Wahl, alles mit anzuhören, oder den Sprechern seine Anwesenheit merken zu lassen, und dadurch vielleicht in Unannehmlichkeiten zu gerathen, denn die beiden Herren schienen ziemlich hohen Standes, und sprachen von wichtigen Staatsangelegenheiten.

„Also hätten wir den Krieg mit Rußland in schönster Form," sagte der Eine, „es ist zum Rasendwerden, wie ein so großer, geistreicher Monarch zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen kann."

„Ja, ja, Geld ist die Triebfeder der Welt, mein Lieber, und ich würde noch schweigen über den ganzen Hergang dieses Krieges, wenn er geführt würde, wie es nöthig ist; aber so sitzt der König im Lager und schreibt Schauspiele, ist umgeben von Deprez, Kellgreen und weiß Gott von welchen Künstlern, statt von Kriegsräthen und Generalen, und spricht von Versen statt von Manövern."

„Mein lieber Armfelt," entgegnete der Erstere, „geben Sie Acht, wenn Gustav ein Mal einige empfindliche Verluste erlitten haben wird, und wenn er sieht, daß ihn das Volk verläßt, so wird er schon aus seiner stumpfen Ruhe aufgerüttelt werden."

„Die Schlacht bei Hogland beweis't, daß die Schweden noch etwas zu leisten im Stande sind," meinte Armfelt, „und wenn ein besserer General, als der König, das Kommando übernimmt, so wird mancher schwedische Jüngling Gelegenheit finden, eine Carriere zu machen."

„Das ist wahr, nur Schade, daß der Ruhm von Hogland nicht in des Königs Händen ist, es wäre besser, als daß der Herzog ihn zu Gustav's Nachtheil mißbraucht, ich wünschte, er wäre mit seinem Schiffe in die Luft geflogen."

„Stille! Stille! General Ruuth, die Bäume haben Ohren, solche Aeußerungen sind gefährlich, kommt, wir wollen den Theil des Gartens verlassen, oder noch besser, kommt in meine Wohnung, da können wir sprechen, was uns beliebt. —"

*) Aus der Allgem. Theaterzeitung.

Die beiden Männer verließen den Garten, und der unfreiwillige Horcher kam aus seinem Verstecke hervor.

Er hatte leicht entdeckt, daß die beiden Herren die Generale Baron Armfelt und der Finanzminister Baron Ruuth waren, und er schrieb sich ihre Reden gehörig hinter das Ohr.

„Und mancher schwedische Jüngling wird eine Carriere machen," murmelte er vor sich hin, „ja, ja, so sagte Armfelt — ich will Soldat werden, sie haben über den König nicht gar glimpflich gesprochen, aber er ist ein großer Mann, und wenn ich tapfer bin, werde ich schon vorwärts kommen."

Mit diesem Entschlusse verließ der Jüngling den Garten und eilte nach seiner Wohnung, die in einem kleinen Hause am Södermalm war. Nordenskiold studirte, und war eine elternlose Waise; sein geringes Vermögen reichte gerade hin, um ihm den nöthigen Unterhalt zu geben, und einige Lektionen, die er in der Musik und im Gesang ertheilte, verschafften ihm eine anständige Existenz; aber die Laufbahn als Rechtsgelehrter sagte ihm nicht zu, es war die Wahl seines Vaters, und er beschloß, bei erster Gelegenheit einen andern Weg einzuschlagen.

Wohl hatte er schon öfters gedacht, in das Heer oder in der Flotte einzutreten, aber es war noch ein kleiner Anstand. — Oskar war verliebt, und zwar weit über seinen Stand, er ertheilte einem Fräulein de Geer, welches am Hofe eine große Rolle spielte, Gesangsunterricht, und unglücklicher Weise verliebte er sich in dasselbe. Die Sehnsucht, seine Geliebte so oft als möglich zu sehen, hatte ihn bisher abgehalten, seinem Hange zum Kriegerstande zu folgen; aber es war eine andere Stimme, die ihn stets aufforderte, diesen Lebensweg einzuschlagen, denn er sah, daß dieses vielleicht noch das einzige Mittel seyn dürfte, um ihm wenigstens die Möglichkeit einer Vereinigung mit Christine Ulrike de Geer zu eröffnen. Das Gespräch der beiden hohen Herren im Schloßgarten, welche sich ja selbst äußerten, daß jetzt die Zeit sey, in welcher ein schwedischer Jüngling im Felde sein Glück machen könnte, stellte endlich seinen bisher noch schwankenden Entschluß fest, nach zwei Tagen wollte er abreisen.

Am folgenden Tag ging er zur Baronin de Geer.

„Guten Morgen, Herr Nordenskiold," rief Christine Ulrike, „ich habe eine Menge neuer Lieder, die wir heute versuchen wollen."

„Es thut mir sehr leid," entgegnete Oskar, seine Gefühle so gut maskirend, daß das Fräulein in der That nicht wußte, wie sehr sie geliebt wurde, „aber ich kam eigentlich nur, um von Ihnen Abschied zu nehmen."

„Abschied nehmen," fragte Christine Ulrike verwundert.

„Ja, denn morgen reise ich nach Helsingfort, um in die Armee einzutreten," entgegnete Oskar, „vielleicht komme ich dann auch auf die Flotte."

„Aber was fällt Ihnen denn ein," sagte das Fräulein ängstlich, „wer wird mir denn Singlektionen ertheilen?"

Ein weniger bescheidener Mensch hätte unfehlbar Ulrikens Be-

Digitized by Google

wegung erkannt, und den Grund derselben in einem zärtlichen Gefühle für ihn gesucht, aber Nordenskiold dachte nichts Derartiges, er bemühte sich nur, seine Ruhe beizubehalten; denn, obwohl das Fräulein stets liebenswürdig und freundlich gegen ihn war, so besorgte er dennoch, daß er, wenn sie seinen eigentlichen Herzenszustand durchblicken sollte, ein Gegenstand ihres Hohnes und Spottes werden könnte. Von dieser Idee, ohne daß er es selbst recht wußte, ganz erfüllt, gab er bei seinem neuen Plane, Soldat zu werden, im Hintergrunde sich doch der stillen Hoffnung hin, daß er durch kühne Waffenthaten sich werde emporschwingen, und dann mit kühnem Muthe um Christine Ulrikens Neigung sich werde bewerben können.

Er blieb nur kurze Zeit, und bei den wenigen Liedern, die Christine Ulrike sang, blieb er vollkommen Herr seiner selbst; die Hand zitterte ihm nicht, und kein Finger glitt daneben. Schülerin und Lehrer schienen heute die Rollen getauscht zu haben.

Oskar war sonst bei den Lehrstunden bewegt und oft unruhig, das Fräulein ganz unbefangen; heute schien Oskar ruhig, Christine Ulrike aber beklommen, ihre Stimme bebte, und man hätte beinahe glauben können, das Weinen sey ihr näher als die Lust zum Gesange.

Oskar ging und eilte nach seiner Wohnung, warf die Maske der Ruhe ab und weinte wie ein Kind, denn er verließ jetzt seine Geliebte, um sie vielleicht nie, oder doch nur nach langer Zeit wieder zu sehen.

Christine Ulrike eilte auf ihr Zimmer und weinte ebenfalls, sie wußte nicht warum, oder wollte es sich doch wenigstens nicht gestehen.

„Ich bin nicht verliebt in ihn, wahrlich nicht," dachte sie, „aber es thut mir leid um ihn, er war so ein guter, stiller Mensch. Jedoch hätte ich geglaubt, daß er mich liebe, ja sogar, daß er mich sehr liebe, das scheint nun wohl nicht zu seyn, weil er bei'm Abschiede so kalt seyn konnte, und das thut mir sehr leid, denn ich freute mich, daß er Antheil an mir nimmt. —"

So dachte Christine Ulrike, und blieb den Tag über ziemlich traurig und melancholisch. Nur aus bloßem Zufall stellte sie sich Abends an das Fenster, um die Vorübergehenden zu sehen, und nur aus reinem Zufall bemerkte sie eine in einen weiten Mantel gehüllte Gestalt, in welcher sie Nordenskiold erkannte.

„Ich bin ihm doch nicht gleichgültig," rief sie im Innern jubelnd, als Nordenskiold beinahe eine Stunde stand und auf die Fenster blickte; „gewiß, er hat mich lieb," wiederholte sie, und als er ging, sagte sie leise: „Gute Nacht Oskar — Glück auf die Reise."

Die Frauen haben in dieser Beziehung weit mehr Takt, als wir Männer, sie unterscheiden es gar bald, ob sie Jemand liebt, während es bei einem Manne oft längere Zeit und vieler Beweise bedarf, ehe er zur Erkenntniß gelangt, daß er geliebt wird, und Christine Ulrike wußte es schon lange, daß sie Oskar so lieb habe; aber Oskar hatte keine Ahnung, daß er dem Fräulein nicht gleichgültig war, obwohl sie ihm mit der dem Weibe angebornen Koketterie, Zeichen ihrer Zuneigung gab.

Aber der schlichte Oskar Nordenskiold und die vornehme Ulrike de Geer, welcher mächtige Unterschied!

(Fortsetzung folgt.)

Die Tabaksprobe.

(Volkssage aus dem Leben Friedrichs des Großen)

Friedrich der Große, der bekanntlich stark Tabak schnupfte, traf einst auf einem Spaziergange im Park zu Potsdam einen alten Invaliden bei einem sonderbaren Geschäft an. Er trocknete nämlich an der Sonne den Tabak, welchen er nach holländischer Sitte die Tage zuvor im Munde gekaut und in den Krämpen seines großen Huts aufgesammelt hatte. Friedrich blieb stehen und sagte:

„Was macht Er da?"

„Ach, Herr", erwiederte der Alte, „ich trockne meine Prümchen — ein ländlicher Ausdruck für Kautabak —, die verkaufe ich dann um den halben Werth an einen Kameraden, der gern aus der Pfeife raucht, und so ist uns beiden geholfen."

„Wenn man doch", bemerkte Friedrich gegen seine Begleitung, „dem Volke diese der Gesundheit so schädliche Sitte abgewöhnen könnte. Den Schnupf- und Rauchtabak möchte ich ihm schon gönnen, aber der ätzende Saft, der beim Kauen des Tabaks beständig verschluckt wird, muß doch bald die Eingeweide verzehren."

„Wie lange kaut Er schon?"

„Mit meinem sechzehnten Jahre, als ich in die Armee trat, fing ich an Ew. Majestät. Jetzt bin ich siebenzig, macht vierundfünfzig Jahr."

„War Er niemals krank?"

„Nur ein Mal, als mir in der Schlacht bei Liegnitz eine verdammte Kugel das rechte Bein zerschmetterte. Und ich denke, so unser Herrgott will, noch eine halbe Stiege (zehn) Jahre fortzukauen, haltens zu Gnaden."

„Wie wär's", bemerkte der den König begleitende Adjutant, „wenn Ew. Majestät einmal mit einigen Tabaksfreunden eine Probe anstellen ließen, um zu erfahren, in welcher Form genossen der Tabak wohl am schädlichsten auf den menschlichen Organismus wirke? Jedoch bin ich für mein Theil überzeugt, daß der Schnupftabak durchaus ohne nachtheilige Folgen genommen werden kann, ja für manche Naturen gewiß sehr dienlich ist."

Bei diesen Worten zog Friedrich lächelnd seine Dose hervor und sagte, eine lange Prieße nehmend:

„Dem letzten Theile Seiner Bemerkung stimme ich nicht bei, Gift bleibt Gift. Aber was Seinen Vorschlag da betrifft, so gestatte ich, zum Vortheil der Sanitätskunde, einen solchen Versuch anzustellen."

Am folgenden Tage wählte man auf Befehl des Königs aus den vorhandenen Invaliden drei Tabakskonsumenten aus, einen Schnupfer, einen Raucher und einen Kauer, welche gleich alt und gleich gesund waren, und die gleich lange Zeit diese Geschäfte betrieben hatten. Die Männer wurden in einem kleinen Häuschen zu Potsdam niedergesetzt und ihnen außer dem übrigen Unterhalt so viel Tabak geliefert, als sie vernünftiger Weise verbrauchen konnten, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehle, daß sich Jeder strenge an sein Geschäft zu halten habe und in keiner Weise in die Branche des Andern übergreifen dürfe.

Seit dieser Zeit traf man die drei alten Kriegsgesellen täglich schnupfend, rauchend und kauend von des Königs Gnade im Parke zu Potsdam an, und es schien anfangs, als verjünge sich ihre Heldennatur von Tag zu Tag, denn ihr beständiger Wunsch war, den siebenjährigen Krieg noch einmal von Anfang bis zu Ende durchfechten zu können.

Nach einigen Jahren indeß starb zuerst der Tabakschnupfer und eine ärztliche Untersuchung ergab, daß er am Schlagfluß gestorben war, denn die feinen Tabakstheile waren ihm ins Gehirn gedrungen und hatten die ganze Lunge mit einer schwarzen Decke überzogen, wodurch der Blutumlauf gehemmt worden war. Einige Jahre später starb auch der Raucher. Man fand bei ihm Magen und Eingeweide total verbrannt und schwarz geräuchert. Der Prümchenkauer aber wollte zu des Königs Verdruß gar nicht ins Gras beißen, sondern lebte und kaute und kaute und lebte immer fort, ja er überlebte sogar den König und kaute, Thränen im Auge, dem Leichenzuge von ferne nach, indem er behauptet: „Das kommt davon, von dem schlechten „Düvelsdreck", den der große König stets in seiner Dose führte. Hätte er sich zu meinem Ge-

Digitized by Google

schäfte und meiner Fahne gehalten, so möchte er wohl noch lange gegen den alten Menschenfresser das Schlachtfeld behauptet haben."

Der ihn gelegentlich untersuchende Arzt mußte gestehen, daß er seit langer Zeit keinen in solchem Alter gleich gesunden Menschen angetroffen habe.

Darum — so schloß der alte Landmann, der mir die obige Erzählung mittheilte — halte ich in meiner Familie darauf, daß sich alle Mannspersonen dieses Mittels, um ein hohes Alter zu erreichen, bedienen.

E.

Gutzkow's gesammelte Werke, Band 9 und 10.

Die Säkularbilder.

(Frankfurt, literarische Anstalt.*)

Gutzkow spricht sich über den Plan seines Werks nicht vollständig aus; doch glauben wir folgenden Entwickelungsgang beobachtet zu haben. Nach einigen präludirenden Einleitungen, die mehr das Interesse der Aufgabe selbst aufstellen, als ihre Lösung andeuten, wird im Leben der Zeitgenossen zunächst die materielle Basis gelegt. Von der Materie erhebt sich der Gesichtspunkt zur Seele und von der Seele zum Geist. In den der Materie gewidmeten Kapiteln werden die Bedingungen der Existenz besprochen. Unser Erdball gibt Veranlassung zu physikalischen und geographischen Erörterungen. Europa wird mit Amerika verglichen. Die neuern Entdeckungsreisen werden in ihren Veranlassungen und Ergebnissen analysirt. An die Entdeckungen reihen sich die Erfindungen, für deren Bedeutung im neunzehnten Jahrhundert Gutzkow gleichfalls übereinstimmende Gesetze nachzuweisen versteht. Das Kapitel „der Stein der Weisen" zeichnet sich ganz besonders durch einen farbenreich stylisirten Apparat von Kenntnissen aus. Industrie, Handel, Gewerbe sind die nächsten Besprechungsgegenstände, ein reiches Feld für tiefe und erschöpfende Charakteristik unseres Jahrhunderts. Sehr einverstanden sind wir mit Allem, was der Verfasser über Armuth, Schwierigkeit der Existenz, Socialismus und Communismus sagt. Es ist sehr leicht möglich, daß er vielen modernen Publicisten nicht genug Zugeständnisse an eine bekannte Modefrage zu machen scheinen wird; sehr leicht möglich ist es, daß jene traurige Verkleinerungssucht und Parteienwuth diesen Erörterungen vorwerfen könnte, daß sie von der „socialen Bewegung" nicht einseitig genug erfaßt sind; allein dem besonnenen Denker macht dieses ruhige Abwägen des Wahren und Falschen an diesem Lieblingsthema unserer jüngeren Schriftsteller Ehre. Man wird überhaupt in diesem Buche mit Vergnügen wahrnehmen, daß der Verfasser einen seiner Kraft und seines redlichen Willens bewußten, unabhängigen und liberalen Standpunkt einnimmt, der sich's nicht irren läßt, auch heute oder morgen von halle'schen Jahrbüchern, socialen Bewegungsmännern, Edgar Bauerianern, Max Stirner'schen Egoistikern als „überwunden" erklärt zu werden. Gutzkow ist kein Denker der Schule und hat sich nie dafür ausgegeben, aber er ist eine tiefbeobachtende, unabhängige Natur, die ihren eigenen, unbefangenen Augen traut und es mit ihrer Hingebung an die Sache des vernünftigen Liberalismus ehrlich meint. Diesen Eindruck haben uns auch die folgenden Kapitel gemacht, die sich mit den moralischen Fragen des Jahrhunderts beschäftigen. Der Abschnitt „Sitte und Sitten" ist reich an feinen Bemerkungen, und nur da, wo der Verfasser von den Verbrechern, den Gefängnissen und der Todesstrafe spricht, scheinen uns die Ideen desselben durch eine etwas zu starke Abweichung nach der Gemüthsseite hin nicht entschieden und praktisch genug. Hier, wo es sich um bestimmte und positive Institutionen und Gesetze handelt, schadete der Klarheit die Dialektik. Das Herz wendet zu viel gegen den Verstand, die Phantasie zu viel gegen die Thatsachen ein. Fester und sicherer bewegt sich Gutzkow in der Sphäre des Geistes, diesem dritten Abschnitte seiner Erörterungen, wo das Jahrhundert in seinen intellektuellen wissenschaftlichen und künstlerischen Beziehungen erörtert wird. Es ist schade, daß dem Verfasser die Gränzen seines Werks hier keine größere Vollständigkeit gestattete. Er bewegt sich hier recht eigentlich auf einem heimischen Felde. Besonders scharfsinnig und oft an Lessings Methode erinnernd sind die Erörterungen über Religion und Christenthum, wo wir Gutzkow bei allem Freimuth doch mit einer Milde, mit einer religiösen Empfänglichkeit urtheilen sehen, die ihm viele Freunde erwerben muß. Es ist überhaupt erstaunlich, was dieser Schriftsteller in seinen Werken ein Anderer als in dem Rufe ist, den ihn seine literarischen Gegner gemacht haben.

*) Aus der „Bremer Zeitung."

Das Mainzer Turnerfest.

** (Mainz, 11. Mai. — Corresp.) Das auf gestern bestimmt gewesene Fest, zur Einweihung des neuen Turnplatzes des Turnlehrers Hrn. Mämpel, ist auf die schönste Weise vorübergegangen und hat alle Erwartungen weit übertroffen. Um 10 Uhr Morgens kam das Dampfboot von Mannheim an, mit Flaggen ganz bedeckt, unter dem Donner der Kanonen vom Ufer und vom Boote selbst; die Bureaux der verschiedenen Dampfschifffahrts-Gesellschaften hatten ebenfalls geflaggt, und eine große Masse Volkes erwartete die ankommenden Turner am Ufer, wo sie von einer Deputation der hiesigen Turner in Empfang genommen und, mit den Fahnen der verschiedenen Gemeinden voran, nach dem Empfangslokale, unserer großen Fruchthalle, geleitet wurden, wo ihnen von sämmtlichen hiesigen Turnern der freundlichste Empfang zu Theil wurde. Auf diesem ersten Boote langten circa 300 Turner an aus Reutlingen, Stuttgart, Heilbronn, Heidelberg, Mannheim und Darmstadt, und machten die kräftigen, gedrungenen Gestalten besonders der Mannheimer Turner, die ernsten, ausdrucksvollen Gesichtszüge vieler darunter, auf das Publikum sichtlichen Eindruck. Eine halbe Stunde später etwa traf das Boot aus dem Main ein und brachte die Turner aus Gelnhausen, Hanau, Offenbach und Frankfurt, an ihrer Spitze der bewährte Frankfurter Turnlehrer Hr. Ravenstein, welche unter Sang und Klang, begleitet von dem Donner der Kanonen, heranmahten und auf gleiche Weise wie ihre Brüder vom Neckar und Rhein empfangen wurden. Beim Vorüberziehen vor der Statue Gutenberg's wurden die Fahnen geschwenkt und ein donnerndes Hoch ausgebracht, in welches das zahlreich versammelte Publikum lebhaft einstimmte. In der Fruchthalle wurde ein frugales Frühstück eingenommen und die nöthigen Dispositionen für den Nachmittag getroffen. Schon nach 1 Uhr zog das Publikum nach dem vor dem Münsterthore gelegenen, sehr großen und schönen Turnplatze, welchen man der Munifizenz unserer hohen Militärbehörden zu danken hat, und um 2 Uhr waren bereits alle in demselben für das Publikum reservirten Plätze in Besitz genommen, während um dieselben herum die Massen der Zuschauer Kopf an Kopf standen, so daß wir die Anzahl derselben wohl auf 12 bis 15,000 anschlagen können. Gegen 3 Uhr erschienen unsere hohen Militär- und Civil-Autoritäten, welche als Ehrengäste eingeladen waren, und kurz nach 3 Uhr zogen die Turner heran, etwa 900 Mann stark, in geschlossenen Gliedern, voraus die österreichische Musik und die wallenden Fahnen der verschiedenen Gemeinden. Nachdem Hr. Turnlehrer Mämpel die Antrittsrede gehalten hatte, welche durch Hrn. Dr. v. Struve aus Mannheim im Namen der Fremden erwiedert wurde, ertönte ein herrlicher Männergesang als Einleitung der Feier. Nun begann das Turnen, wobei man sich mit Vergnügen überzeugte, wie weit es die jungen Männer schon gebracht haben; einige Leistungen waren ganz vorzüglich

Digitized by Google

und wurden von dem lauten anhaltenden Beifallrufe des Publikums belohnt. Ein gegen 5 Uhr eingetretener Gewitterregen störte leider die Fortsetzung der Uebungen und das Publikum strömte nun in Massen nach der Stadt zurück. Um 8 Uhr Abends war ein Festessen im großen, festlich decorirten Saale des Frankfurter Hofes, wo die Turner bis gegen 3 Uhr des Morgens sich divertirten. Den ersten Toast brachte Hr. Krätzer Sr. k. Hoh. dem Großherzoge, und es folgte nun ein Toast dem andern. Auch dem alten Jahn, welcher ein besonderes Schreiben an den Verein gesandt hatte, wurde ein donnerndes Hoch gebracht. Unter den Turnern, welche auftraten, zeichnete sich besonders Hr. Felsing von Darmstadt aus, welcher hervorhob, wie sehr das Turnen geeignet sey, nicht nur auf den Körper, sondern auch auf den Geist und die Sittlichkeit des Menschen zu wirken, und wie nur im starken Körper eine starke Seele wohne, wobei er noch anführte, wie die Geschichte lehre, daß fast alle große Reiche nur durch Erschlaffung und Sittenverderbniß zu Grunde gegangen. Lieder wurden gesungen, wobei besonders Hr. May von Frankfurt durch seine schöne Tenorstimme excellirte; unser Weiß er hielt auf allgemeines Verlangen einige launige Vorträge und dazwischen spielte die durch ihre vorzüglichen Leistungen bekannte österreichische Regimentsmusik, so daß Alles zur Heiterkeit hingerissen wurde. Heute früh kehrten die meisten auswärtigen Turner nach ihrer Heimath zurück, und auch sie werden mit den Mainzern ausrufen: Es war ein schönes Fest!

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Vor einigen Tagen starb dahier nach längerem Krankenlager im 64. Lebensjahre Mad. Weidner und mit ihrem Tode hat unsere Bühne einen schwer zu ersetzenden Verlust erlitten. Die Verstorbene gehörte, wie ihr Gatte, unser ausgezeichneter Julius Weidner, der ältern gediegenen Schule an, welche ihre Kunstgebilde auf die Grundlage von Natur und Wahrheit zu stützen stets bemüht ist und alle Uebertreibungen und Effekthascherein zu vermeiden sucht. Mad. Weidner leistete Treffliches im Fache der komischen und polternden Alten und ihre Darstellungen waren immer aus dem Leben gegriffen. Außer ihrem Talente besaß sie einen stets regen Eifer zum Gedeihen des Institutes, welchem sie angehörte, unermüdlich und mit besten Kräften mitzuwirken, und ihre Treue in Erfüllung ihrer Berufspflichten ist bekannt, wie nicht minder, daß sie auch im häuslichen Kreise als Gattin und Mutter höchst achtbar gewesen. Am 10. d. M. fand das Leichenbegängniß statt, welchem zahlreiche Freunde beiwohnten. Am Grabe führten Mitglieder des hiesigen Theater-Chors einen Trauergesang aus, und sprach ein Geistlicher gehaltvolle und ergreifende Worte.

Die Chevauxlegers in Augsburg, welche sich bei dem bekannten Biertumulte betheiligten, wurden von dem Kommando mit schweren Prügelstrafen bis zu 25 Stockstreichen belegt. Im Uebrigen stimmen die Berichte darin überein, daß die Wirthe bereits insgeheim aus Nachgiebigkeit ihr Bier meist zu 6 kr. die Maas schenken. Ja ein Bierwirth in Augsburg erklärte sogar zum Fenster hinaus: „den Herren von der Revolution" gebe er das Bier umsonst. (St. Beob.)

In der Nähe von Köln wurden am 8. Mai blühende Kornähren gefunden.

Preisaufgabe.

Der Nationen reichbegabte Dichter,
Des Dichterhimmels groß' und kleine Lichter,
Kurzum, das ganze Heer der Ritter vom Parnaß,
Stets durstig, hört man es so viel von Nektar singen,
Oft fabeln von dem sogenannten edlen Naß,
Mit vollem, öfter nur mit leerem Becher klingen,
Wir aber, nein, verstehen keinen trocknen Spaß,
Besteigen nicht so schnell des Dichterberges Gipfel,
Erfassen aber gleich die Sach' beim rechten Zipfel,
Denn, hört! wir sprechen von dem vollen Fuderfaß
Des besten Moselweins, das Der als Preis erhält,
Deß Lied und Melodie von unsrem Fluß und Wein
Im Wort, im Sinn und Klang mag so gelungen seyn,
Daß es dem deutschen Volke, uns Allen wohlgefällt!
Dem Dichter geben wir die Gabe reichlich wieder,
Im Weine leben Blumen, Geist, Würz' und viele Lieder.
Und somit grüßen wir nun freundlichst alle Welt!

Die Casinogesellschaft in Trarbach an der Mosel, eingedenk des ihr im September vorigen Jahres durch die beiden ehrenwerthen Liedertafeln von Koblenz und Trier zu Theil gewordenen frohen Sängerfestes und des in ganz Deutschland sich wiederum kundgebenden, hochaufstrebenden Sinnes für Volksgesang, und erwägend den bisherigen Mangel an gediegenen Gesängen zum Preise des herrlichen Moselthales und des edlen Weines seiner Rebengebirge, welche auch dem in der jüngsten Zeit sich so sehr vervollkommnenden Weinbau an der Mosel zur erheiternden Aufmunterung gereichen sollen, stellt hiermit an die Dichter und Componisten Deutschlands das freundliche Gesuch, ihren Zweck: „das beste Lied für die Mosel und ihr Erzeugniß mit einem ausgezeichneten, schon dazu bereit liegenden Fuder Wein zu belohnen", durch Dichtung und musikalische Composition geneigtest verwirklichen zu helfen.

Das Lied möge einfach und edel gehalten, gemüthlich und in seinen Worten, besonders aber durch vollkommene Schönheit seiner Melodie möglichst befähigt seyn, ein „Volkslied" zu werden.

Die Melodie des Liedes wird sowohl für einfache Stimme, als für vierstimmigen Männergesang gewünscht; das Hinzufügen einer Begleitung für Pianoforte bleibt dem Gutdünken und guten Willen des Componisten überlassen.

Dichter und Componist mögen sich sowohl über ihre Theilnahme an dem Lieder, wie an dem zu gewinnenden Preise einigen, sofern sie nicht in einer Person sich zusammenfinden.

Die Zuerkennung des Preises übernimmt ein aus einer passenden Anzahl sprachfähiger Sachkundigen zusammengesetztes Kunstgericht, nachdem die Lieder zuvor hinreichend durch kunstgeübte Chöre deutscher Liedertafeln gesungen und geprüft worden.

Die Zeit, binnen welcher die Lieder eingesandt werden, ist bis zu Ende des Monats Julius dieses Jahres festgesetzt.

Diejenigen Lieder, welche nicht den Preis erhalten haben, bittet die Trarbacher Casinogesellschaft als stets verehrte Zeichen der Anerkennung gegenfertiger guter Absicht zu den besten Zwecken besitzen und eigenthümlich bewahren zu dürfen.

Indem wir zuletzt noch unseren aufrichtigsten Dank für die uns schon von manchen Seiten zugekommenen trefflichen Leistungen, deren theilweise Vervollständigung und Anpassung für unseren oben ausgesprochenen Zweck uns noch zu wünschen übrig bleibt, den hochverehrten Gebern darbringen, behalten wir uns vor, über den Verlauf und Schluß der Sache zur gehörigen Zeit genügende Kunde der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Trarbach an der Mosel, 5. Mai 1846.

Im Namen der Casinogesellschaft zu Trarbach:

Das Comité.

J. W. Huesgen. Pfeiffee. Dr. Graff.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 134. Freitag, den 15. Mai 1846.

Der Emporkömmling.

Erzählung vom Freiherrn J. J. A. Erben.

(Fortsetzung.)

2.

Gustav III. war zu Karlskrona bei'm Heere, als Nordenskiold dort anlangte.

Der König empfing Jedermann, und Oskar fand leicht Zutritt.

„Was wünschen Sie, mein Freund," sagte Gustav, neben dem der General Toll und Oberst Magerfeldt stand.

„Ich wünsche in Eure Majestäts Dienste zu kommen, und möchte als Freiwilliger bei'm Heere eintreten," entgegnete Oskar ehrerbietig.

„Wie heißen Sie?" fragte der König.

„Oskar Nordenskiold."

„Von Nordenskiold, der Sohn des ehemaligen Kammerrathes?"

„Derselbe, Euer Majestät."

„Hatte Ihr Vater Pension oder Vermögen?" fragte Gustav.

„Er bezog eine geringe Pension, und hinterließ mir ein kleines Kapital; von dessen Zinsen und dem Gelde, welches ich durch einige Musiklektionen verdiente, lebte ich bis jetzt."

„Ach — welches Instrument spielen Sie? —"

„Pianoforte höchst mittelmäßig, die Flöte besser! —"

„Dort liegt eine Flöte," sagte Gustav, „versuchen Sie diese Variationen von Kraus, nach der Oper „Gustav Wasa."

Oskar war etwas erstaunt, er wollte als Soldat eintreten, und mußte zur Probe Flötenvariationen spielen; gleichwohl ergriff er das Instrument und spielte die Variationen zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs. Gustav examinirte ihn hierauf über seine weitern Kenntnisse, und es fand sich, daß Nordenskiold eine sehr gute Erziehung erhalten habe. — „Ist Ihr Entschluß fest, daß Sie Soldat werden wollen?" fragte der König.

„Ja, Euer Majestät, ich will schnell empor kommen."

„Ah so," lachte der König, „nun, Lieutenant Nordenskiold, leben Sie wohl, und gehen Sie, Ihrem Obersten Meldung von Ihrem Eintritt in das Regiment Oestergöthland zu machen; die Equipirung werde ich besorgen."

Oskar war außer sich vor Entzücken, er fand nicht Worte, um seine Freude auszudrücken, aber er sank vor dem König auf die Knie und küßte ihm stumm die Hand, während seine Thränen Gustav's Rechte benetzten.

Bei einem andern Könige, dessen Geist nicht so bekannt oder geachtet war, würde man eine ähnliche Handlung als Lächerlichkeit oder Tollheit angegeben haben; bei Gustav III. schwieg man, man war es gewohnt, denn bei ihm kamen Musiker, Künstler und Dichter vor den Staatsmännern und Kriegern.

Oskar war Offizier, und dankte dieses Glück einer Geschicklichkeit, von der er vorher nie etwas erwartet hatte; vielleicht wäre die Laufbahn als Musiker bei weitem geeigneter gewesen, ihn rasch empor zu bringen, als die von ihm gewählte, aber der Würfel war geworfen, und Oskar dachte an gar nichts anders, als an Krieg und Schlachten, Lorbeern und Sieg, aber nie an Tod und Wunden.

Acht Tage später begann Oskar seine Dienste, und es war ersichtlich, daß Gustav III. ein Augenmerk auf den jungen Mann hatte, denn er erkundigte sich öfters bei dem Obersten des Regiments, ja, Nordenskiold hatte einige Male das Glück, vor den König berufen zu werden, um Flöte zu spielen.

Dies ereignete sich kurz vor der Einschiffung des Königs, worauf dann jene Reihe von Seeschlachten folgte, die den kurzen russisch schwedischen Krieg auszeichnete. Auf Befehl des Königs wurden mehrere Regimenter Infanterie eingeschifft, auch das Regiment Oestergöthland, bei welchem Nordenskiold Lieutenant war.

Wir lassen unsern Helden gegen Wind und Wetter kämpfen, und kehren nach Stockholm zu Fräulein Christine Ulrike de Geer zurück.

Am Morgen nach jenem im vorigen Abschnitte beschriebenen Abende waren Ulrikens Augen etwas trübe und geröthet, und ihr Antlitz blässer, als gewöhnlich; ihre Mutter bemerkte es, erhielt aber natürlich eine vollkommen unwahre Antwort. Es fiel etwas auf, daß Christine Ulrike eine Zeit lang schweigsamer und beinahe melancholisch war, aber Niemand ahnete den wahren Grund, und man staunte, als sie plötzlich wie umgewandelt beinahe ihre vorige fröhliche Laune bekam, wir wissen den Grund: Nordenskiold's Ernennung zum Lieutenant stand in der Zeitung. Dieser nachmals berühmte Admiral sagte: „Jetzt habe ich den Fuß auf der ersten Sprosse der Leiter, und mein ist die Schuld, wenn ich sie nicht ganz erklimme." Nordenskiold hielt auch Wort, aber er vermied es stets, die Geschichte von seinem ersten Avancement zu erzählen, denn es däuchte ihm unwürdig, durch ein Flöten-Solo sein Glück als Soldat zu machen.

Ulrike de Geer und ein anderes Hoffräulein trafen sich eines Abends in der Oper.

„Apropos, Ulrike," fragte das Fräulein eifrig, „wie hieß Ihr Singmeister, der Soldat wurde?"

„Nordenskiold," sagte Ulrike, und ihr Gesicht erröthete, aber die Beleuchtung war so, daß man es nicht bemerkte. „Was ist es mit ihm?"

„Der König hat ihn zum Lieutenant erhoben, weil er Flöten-Variationen von Kraus trefflich vortrug. Ich bitte Dich, so bekommt Schweden seine Krieger, und mit diesen Männern will es Siege über Rußland erringen."

Wenn auch Ulrike gerade keine Freude über den Grund von Oskar's Avancement hatte, so freute sie sich doch über das Avancement selbst, und die zuletzt geäußerte politische Meinung ihrer Nachbarin machte sie das Flöten-Solo vergessen. Noch ehe sie aber den Mund zur Vertheidigung des Flöten-Lieutenants öffnen konnte,

Digitized by Google

sprach eine tiefe Stimme: „Schwedische Männer kämpfen gleich tapfer, mögen sie auf was immer eine Art in den Kriegerstand gekommen seyn.“

Die beiden Fräulein wandten sich rasch um, General Baron Armfelt, Gustav's III. allmächtiger Günstling, stand hinter ihnen.

„Nicht wahr,“ rief Ulrike erfreut über den unverhofften Beistand, „Nordenskiold wird gewiß keinem andern Manne nachstehen?“

„Warum sind gerade Sie so für diesen inconnu Nordenskiold eingenommen, mein Fräulein?“ fragte Armfelt scharf.

„Weil er mein Singmeister war,“ entgegnete Ulrike, und glaubte völlig unbefangen zu scheinen, aber Armfelt beugte sich herab, und sagte ihr in's Ohr:

„Genug Verstellung, ich durchschaue Sie, mein Fräulein, und wenn sich der Mensch halbwegs gut benimmt, so soll Sie nach Verlauf eines Jahres nichts mehr hindern, Frau von Nordenskiold zu werden.“

Christine Ulrike kam aus der Fassung und erröthete heftig, während Armfelt's fixirender Blick auf ihr ruhte.

„Sie irren sich, Baron Armfelt,“ stotterte Ulrike, „er ist —

„Ihnen nicht ganz gleichgültig,“ unterbrach sie der General, „seyn Sie froh, mein Fräulein, daß ich es bin, der Ihr Geheimniß errieth, bei mir ist es wohl aufgehoben.“ Armfelt wandte sich jetzt weg und sprach mit Jemand Anderm, so gleichgültig, als ob er dem Fräulein nur eine Bemerkung über die Oper in's Ohr geflüstert hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Gärtner und Dichter.

Drüben in dem schmucken Häuschen
Wohnt ein Gärtner, emsig, still,
Flicht und windet manches Sträußchen,
Wie's sein Liebchen wünscht und will.

Soll ich seine Kunst beneiden,
Seiner Gaben Glanz und Pracht?
Nein, er zolle, fein bescheiden,
Seine Huld'gung meiner Macht.

Statt der Rosen, statt der Nelken,
Die ein blaues Band umschlingt,
Bring' ich Lieder, die nicht welken,
Die mein Liebchen freudig singt.

L. S.

Das christliche Bürgerthum.

Unter diesem Titel hat Hr. M. May bei Streng und Schneider in Frankfurt a. M. eine Brochüre erscheinen lassen, welche wir der Beachtung würdig halten. Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß unsere vielgepriesene Civilisation und die gerühmten Fortschritte der Zeit nicht so groß und nicht so beglückend seyen, als sie gewöhnlich geschildert werden, und daß der innere Kern derselben noch manchen Krankheitsstoff mit sich trage; er weist darauf hin, wie das christliche Lebenselement den Staat und das Familienleben noch lange nicht genugsam durchdrungen habe, und wie besonders in dieser Hinsicht noch so Viel zu wünschen übrig sey.

„Es ist nicht pietistische Kopfhängerei — sagt der Verfasser — was diese Ansicht von der heutigen Welt und ihren Erscheinungen einflößt; auch keine Hinneigung zu trägem Stabilismus, wie dieß nach dem bisher Gesagten Manchem scheinen dürfte. Nein, sie ist die Frucht eines klaren Blickes in das Leben vom praktischen Standpunkte aus; sie gründet auf einer umfassenden Prüfung der Bedingungen eines dauerhaften, die Bürgschaft eines ruhigen, sicheren Fortschritts in sich tragenden Gemeinwohls in jetziger Zeit; und das Ergebniß dieser Prüfung, die Bezeichnung einer entsprechenden Ordnung der Gesellschaft, in christlichem Sinne, ist es nun, was den zweiten Theil dieser Abhandlung bilden soll.“

Eine Prüfung der Darlegung dieser neuen gesellschaftlichen Ordnung und der Prinzipien derselben würde hier zu weit führen, und wir können nur auf die Brochüre verweisen, nach welcher der Leser seine eigene Ansicht bilden möge. Jedenfalls ist hier viel Stoff zum Nachdenken gegeben und findet sich viel Beachtungswerthes wenn auch manches Unpraktische. Zum Schluß dieser nicht sowohl beurtheilenden als vielmehr nur anzeigenden Worte des vorliegenden Heftchens, welches von einer ächt christlichen Gesinnung durchdrungen ist, möge Nachstehendes noch eine Stelle finden:

„Mit der allgemeineren äußeren Glättung ist zugleich eine innere Flachheit, eine egoistische Herzlosigkeit, ein schaaler Dünkel und eine Unzuverlässigkeit der Charaktere eingetreten, die wir nicht als eine Veredelung betrachten können und die in der That, eher einer Verdumpfung, als einer Läuterung oder Verfeinerung ähnlich sieht. Doch welchem Boden entsproß denn auch eigentlich die Bildung des heutigen Geschlechts? Vergessen wir es nicht, nicht weit hinter uns liegt eine Zeit der Umwälzung, der ärgsten geistigen Ausschweifung; eine Zeit der frivolsten Ideen und des tiefsten Schlummers des religiösen Elements, mithin eine Periode, welche zu einer Sittlichung des Geschlechts, wie sie sein Gesammtwohl verlangt, durchaus nicht geeignet war.

Mit Recht kann man uns einwenden: Es war dies die Zeit, wo der menschliche Geist seine Ketten zerbrach, um Rache zu nehmen an seinen Unterdrückern und das alte, der Verknöcherung entgegenschreitende Leben in ein neues, frisches, jugendliches umzugestalten; und wir geben die Nothwendigkeit einer Erfrischung des Lebens in damaliger Periode gerne zu. Ob aber der wildgährende Most bereits einen reinen edlen Wein gegeben, oder ob derselbe nicht immer noch trübe und herbe ist, geben wir den Kennern zur Beurtheilung anheim. Als eine erste Klärung desselben müssen wir betrachten, den so mächtig aufstrebenden Associationsgeist und den jetzt allerwärts regen Drang zur Bildung volksthümlicher Vereine, deren wohlthätiger Einfluß auf allgemeine Bildung und Veredlung nicht zu verkennen ist und von welchem sich für die kommenden Geschlechter allerdings Vieles hoffen läßt. Aber abgesehen von diesem bis jetzt nur noch im Werden begriffenen, muß unsere jetzige Civilisation theilweise schon als eine natürliche Folge des Friedens, als eine Folge des Dichterwerdens der Bevölkerung und des stärkeren materiellen und geistigen Verkehrs der Völker unter einander betrachtet werden; theilweise aber ist sie auch die Folge eines äußeren Zwangs; denn man entferne nur das Institut der Polizei, und es wird sich zeigen, daß Rohheit und Wildheit noch in unverringertem Maße bestehen. Ergibt sich nun hieraus, daß eine wirkliche Besserung der Masse noch gar nicht eingetreten, sondern die scheinbare Milderung der Sitten fast nur die Wirkung jenes Zwangsmittels ist, so sollte man doch endlich auch den Gedanken, als hätten wir auf der Bahn des Fortschrittes bereits schier den Culminationspunkt erreicht, aufgeben, und einsehen, daß der Weg zu einem sich auf Alle ausdehnenden heilsamen Fortschreiten erst noch gefunden werden muß.“

Erinnerung an La Bruyère.

Unter den neuen Ausgaben der Klassiker, die jetzt mit so vielem Fleiß in Frankreich veranstaltet werden, hat La Bruyère's berühmtes, aber vergessenes Buch, Les Caractères, einen ganz besonderen

Digitized by Google

Lesereiz durch das Treffende seiner Aussprüche, die noch nach mehr als hundert Jahren (1687 erschienen sie zuerst) auf die modernsten Zustände passen. Milder, aber psychologisch vielleicht noch schärfer als Larochefoucauld, erinnern manche Sätze so sehr an die Maximen des Letzteren, daß man sie damit verwechseln könnte. Ich kann es mir nicht versagen, hier einige Proben mitzutheilen:

Ueber die Gesellschaft und die Unterhaltung.

Der Eigendünkel und die Einbildung, viel Verstand zu besitzen, ist gewöhnlich die Eigenschaft Derer, die keinen oder nur sehr geringen haben. Wehe Dem, der die Unterhaltung eines solchen Subjektes aushalten muß.

Nur ein Dummkopf wird lästig; ein kluger Mann fühlt, ob er anspricht oder langweilt; er weiß den Augenblick vorher, zu verschwinden, wo er überflüssig wird.

Die Kunst der Unterhaltung besteht weniger darin, selbst geistreich zu seyn, als vielmehr Andere geistreich erscheinen zu lassen. Wer nach einem Gespräch mit Dir zufrieden mit seinem Geist ist, wird es auch vollkommen mit Dir seyn. Die Menschen wollen Dich nicht bewundern, sie wollen gefallen; sie suchen mehr nach Beifall und Zuneigung, als nach einer nützlichen oder selbst angenehmen Unterhaltung.

Es ist schlimm, wenn man nicht Geist genug hat, um gut zu sprechen, und nicht so viel Beurtheilungskraft, um zu schweigen.

Ich rathe Dir, nur mit höflichen und geistreichen Leuten auf einen Scherz einzugehen; alle Andere nehmen ihn übel oder mißbrauchen ihn.

Es gibt kleine Schwächen und Fehler, die wir gern der Kritik preisgeben und über die wir uns nicht ungern aufziehen lassen; dieselben kleinen Schwächen sollte man auch nur zum Gegenstand der Neckerei bei Anderen machen.

Der Spott ist oft nur Geistesarmuth.

Wenn Du mit Aufmerksamkeit die Leute betrachtest, die nichts loben, die immer tadeln und mit Niemanden zufrieden sind, so wirst Du finden, daß es stets solche sind, mit denen kein Mensch zufrieden ist.

Die Höflichkeit wird nicht immer von der Güte, der Billigkeit, der Gefälligkeit und der Dankbarkeit eingeflößt, aber sie trägt wenigstens den Anschein davon und läßt die Menschen nach außen so erscheinen, wie sie innen seyn sollten.

Die Selbstüberhebung und die Aufgeblasenheit bewirken gerade das Gegentheil in der Gesellschaft von Dem, was sie bezwecken, nämlich sich Achtung zu erzwingen.

Jedes Vertrauen ist gefährlich, wenn es nicht vollständig seyn darf; es gibt wenig Verhältnisse, worin man nicht entweder Alles sagen oder Alles verschweigen müßte. Man hat von seinem Geheimniß Demjenigen schon zu viel verrathen, Dem man irgend einen Umstand verschweigen zu müssen glaubt.

Der Weise vermeidet oft die Welt, aus Furcht, gelangweilt zu werden. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Kannichfaltigkeiten

(Berlin.) Bekanntlich haben zwei hiesige, noch in einem höchst jugendlichen Alter stehende Dienstmädchen den neulich Abends heimkehrenden Personenzug der Potsdamer Eisenbahn in der Gegend von Schöneberg benutzt, um ihrem Leben ein Ende zu machen. Die Eine derselben ist erst 16 Jahre alt und die Tochter eines hiesigen Handwerkers, die Andere steht im Alter von 18 Jahren und ist die Tochter eines auswärtigen Justiz-Subalternbeamten. Beide Mädchen haben bei verschiedenen Herrschaften in einem und demselben Hause der Anhaltischen Communication gedient und stets einen heiteren fröhlichen Charakter und zugleich eine innige Zuneigung zu einander bewiesen. In Folge von Streitigkeiten und Klatschereien, in welche sie sich verwickelt hatten, war ihnen die Drohung zugegangen, daß eine Denunciation gegen sie bei dem Criminalgericht erfolgen würde. Hierdurch und durch andere ganz unerhebliche Umstände wurden sie so in Schrecken gesetzt, daß sie den Entschluß faßten, ihrem Leben ein Ende zu machen. Sie gingen daher an dem betreffenden Sonntage um 5 Uhr, nachdem sie ihre Küchen im besten Zustande zurückgelassen, nach dem Vergnügungsorte Schöneberg hinaus und brachten hier den ganzen Nachmittag zu, in hohem Maße dem Vergnügen des Tanzes obliegend. Gegen Abend liefen sie nach der Eisenbahn, warfen sich, als sie den Bahnzug heranrauschen hörten, Arm in Arm geschlungen, unter den Zug und fanden so ihren augenblicklichen Tod. Die Maschine hatte bei ihnen nicht genau den Hals getroffen, sondern war, namentlich bei dem einen der Mädchen, schräg über den Rücken hereingegangen und bei dem zweiten Mädchen war der Kopf nur halb vom Rumpfe getrennt worden, so daß beide Leichname einen fürchterlichen Anblick darboten. Jedenfalls ist der ganze Vorfall in psychologischer Beziehung ein ganz räthselhafter, der zu mancherlei Betrachtungen Veranlassung gibt. — Wie wir hören, sollen in Zukunft an den Eisenbahnen besondere Vorrichtungen(?) angebracht werden, um Selbstmorde durch solche zu verhüten.

(Der Seifenkrieg.) Der König Karl I. von England, erzählt Chasles in „Karl I. oder die englische Revolution", hatte sich in seiner Geldnoth unter Anderm das Monopol der Seifenfabrikation vorbehalten unter dem Vorwande, daß die Seifensieder schlechte Waare lieferten. Die Seife der Stadt erklärte nun aber der Hofseife Krieg auf Leben und Tod. Die Fabrikation der Hofseife war einigen begünstigten Edelleuten zuertheilt worden, welche gentlemen soapboilers genannt wurden. Das alte Fabrikat beschuldigte indeß sehr bald das neue, daß es die Wäsche verderbe und den Waschweibern die Finger zerfresse; die adeligen Seifensieder dagegen behaupteten, die alten Fabrikanten hätten der neuen Seife betrügerischer Weise fremde gefährliche Stoffe beigemischt. Der Lärm war groß, der Skandal noch größer, und die beiden Seifen verwandelten sich in Prinzipienfragen. Die Wäscherin der Königin sollte den Schiedsrichterspruch thun, und sie erklärte sich natürlich für die Hofseife, aber ach, als die Sache zur strengen Untersuchung kam, ergab es sich, daß die kluge Frau selber keine andere Seife als alte gebrauche, so daß der Hof in die verzweifeltste Lage kam und dem allgemeinen Gespötte verfiel. Es entstand eine förmliche Waschweiberemeute, in welcher natürlich sämmtliche Hausfrauen lebhaft Partei ergriffen, und sie dauerte vier Wochen. Endlich mischte sich der Lord Mayor von London in die Sache. Der Stadtrath beschloß in feierlicher Sitzung, im Rathhause selbst zwei große Waschtage anzuordnen, an denen die beiderseitigen Seifen sich nach Kräften geltend machen und ihre respektiven Vorzüge an das Licht stellen sollten. Die Weiber zogen in Schaaren aus allen Stadttheilen herbei. Da, versichert ein gleichzeitiger Schriftsteller, der von diesem tragikomischen Kriege ein getreues Bild liefert, erhob sich ein solcher Lärm, daß der ganze Stadtrath und die Ritter, welche sich zu Schiedsrichtern zwischen beiden Feldlagern erhoben hatten, sich gezwungen sahen, das Hasenpanier zu ergreifen. — Der König ließ den Lord Mayor vorfordern und machte ihm lebhafte Vorwürfe über den meuterischen Vorschub, den er seinen Feinden leiste ꝛc. Das Ende des seltsamen Seifenkriegs war, daß die Hofseife natürlich mit dem Könige fiel und die bürgerliche Seife das Feld behauptete.

In Sachen des deutschen Zollvereins ist eine Schrift des preußischen Generalsteuerdirektors Kühne erschienen, die, sich nur an Zahlen und Thatsachen haltend, sehr interessante Aufschlüsse giebt. Sie zeigt, daß der Verein seine Zwecke erfüllt hat, daß die Zoll-

Digitized by Google

erträgnisse gestiegen sind, und daß Preußen im Nachtheil ist. Nebenbei geht daraus hervor, daß die Kaffeeconsumtion sich fast verdoppelt hat, und daß jeder OZ.-Leser jährlich drei Pfund mehr trinkt als sonst. Ich will's eingestehen.

Korrespondenz.

Saarbrücken, 6. Mai.

Die Rhein- und Moselzeitung hat in ihrer Nro. 96 nochmals in ihrer gewohnten und allgemein bekannten Art einen Korrespondenzartikel über die hiesige deutschkatholische Gemeinde geliefert, welcher von Anfang bis zu Ende mit solcher wuthentbrannter Leidenschaftlichkeit die hiesigen Verhältnisse bespricht, daß jeder Unbefangene, auch der entfernteste Wohnende, gleich von vorn herein die Ueberzeugung nothwendig haben muß, wie dieser Artikel nur die gröbste Unwahrheit in allen seinen Theilrn enthalten könne. Dem ehrenwerthen Korrespondenten auf seine gemeine, eines nur etwas gebildetrn Mannes ganz unwürdige Schmähungen antworten zu wollen, würde eine höchst unzeitige Verschwendung von Zeit und Mühe seyn, und es wird kühn und vertrauensvoll dem Publikum, so weit es die schmählich verletzten Personen und Familien näher kennt, das Urtheil darüber anheimgestellt. Nur die thatsächlichen Angaben über die Verhältnisse der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde sollen daher hier eine nähere, auf der vollsten Wahrheit beruhende, kurze Berichtigung erhalten. Die Gemeinde genießt nicht nur eine glückliche Ruhe, wie vielleicht keine ihrer vielen Schwestergemeinden, sondern erfreut sich auch einer steten und zwar nicht unbedeutenden Zunahme; nachdem sich dieselbe vor kaum einem Jahre mit nur 8 Mitgliedern constituirte, zählt sie heute bereits 167 Unterschriften mit nahe an 350 Köpfen und fast täglich treten noch neue Mitglieder und ganze Familien bei; allein seit der Osternzeit beträgt dieser Beitritt 24 Unterschriften mit 43 Köpfen. Ein Rücktritt dagegen ist bis jetzt noch nicht vorgekommen. — Hr. Pfarrer Faß erwirbt sich durch seine vorzügliche Führung in hohem Grade allgemeine Liebe und Achtung; er selbst fühlt sich in seiner jetzigen Stellung so glücklich, wie nie früher, und wer sich davon überzeugen will, wie sehr er durch seine, der Vernunft, wie dem gutgearteten Gemüthe entsprechenden Kanzelvorträge in wahrhaft christlicher Weise seine Zuhörer erbaut, der besuche den Gottesdienst und sehe, wie die Kirche stets gefüllt ist, nicht nur von Deutschkatholischen, sondern auch von Evangelischen und selbst vielen im Aeußeren noch Römischkatholischen. Zu Ostern und an dem darauf folgenden Sonntage war namentlich der Zudrang so stark, daß die geräumige Kirche kaum die Zahl fassen konnte; circa 180 nahmen das Abendmahl und die ganze Feier war so wahrhaft christlich und so ergreifend, daß sämmtliche Zuhörer in ihrem Innersten bis zu Thränen gerührt waren. Wenn auf der andern Seite der ehrenhafte Korrespondent der Koblenzerin behauptet, daß die hiesigen noch Römischkatholischen ihre Kirche immer lieber gewännen und sich mehr wie je zuvor in sich zusammen schlössen, so dürfte es wohl genügen, hiergegen nur zwei, vor ganz kurzer Zeit hier stattgefundene Facta anzuführen, wo der römischkatholische Geistliche durch seine fanatische, allen Anstand und alles Gefühl verletzende Kanzelrede über gemischte Ehen die Gemüther so empörte, daß mehrere seiner Zuhörer, namentlich Damen, sofort die Kirche verließen und letztere in Thränen zu ihren Familien zurückkehrten; und ein zweiter Fall, wo einer der Kapläne, — bei Beerdigung eines 14 — 15jährigen Knaben, welcher, obgleich in römischkatholischer Religion erzogen, jedoch evangelisch getauft worden war, wegen letzterem Umstande — von demselben am Grabe immer nur als von einem deshalb verdammten Jünglinge sprach. Ist dies ein christliches Benehmen und sind dies wirklich die Wege, um Liebe und Anhänglichkeit zur römischen Kirche zu erwecken und zu befestigen?! — Was will doch eigentlich die Rhein- und Moselzeitung durch ihre steten leidenschaftlichen, nur auf grober Lüge und schmachvoller Verläumdung beruhenden Ausfälle gegen die Deutschkatholischen bezwecken? Die Wahrheit kömmt doch immer heraus und das Resultat ist, daß sie, gegen ihren angeblichen Willen, ihrer Sache nur schadet, dagegen der der Deutschkatholischen, bei welchen allen ihrer Handlungen nur wahre, wirkliche Liebe zum Grunde liegt, um so mehr Nutzen bringt. — Schließlich wird noch bemerkt, daß die gehörigen Schritte von hier aus bereits gethan worden, den ehrenhaften Verfasser des fraglichen Libells zu erfahren, um gegen ihn, event. gegen die Redaction der Koblenzerin, möglicherweise die Injurienklage erheben zu können; auch ist bei dem Hrn. Oberpräsidenten Beschwerde gegen den k. Censor in Koblenz eingereicht worden, da es unbegreiflich erscheint, wie dergleichen alles Gefühl und Sittlichkeit verletzende Aufsätze, wie der in Nro. 96 der Rhein- und Moselzeitung, die Censur passiren können.

Gießen, 10 Mai.

Gestern Abend gab der seit Kurzem aus Rom zurückgekehrte und in diesem Augenblicke auf einer Kunstreise durch Deutschland begriffene Organist und Pianist Homeyer, Kammervirtuose des Herzogs von Lucca, in der hiesigen katholischen Kirche ein Konzert auf der Orgel, welches alle Musikfreunde unserer Universitätsstadt um so mehr ansprach, je seltener gerade dieses Instrument zu künstlerischen Productionen höheren Styls gebraucht zu werden pflegt. In seinen Vorträgen, die außerordentliche Fertigkeit und zugleich eine Würde und Kraft zeigten, wie sie diesem erhabenen Repräsentanten des Harmoniereiches zusteht, zeichnete sich die Fuge von Sebastian Bach, ferner ein uralter griechischer Hymnus mit mannichfachen Veränderungen und vor allen ein vom Künstler selbst componirtes und am Schluß des Ganzen gegebenes Phantasiestück, das Weltgericht, in einer Weise aus, daß die Composition nicht minder, wie der feurige, vollgegriffene und präcise Vortrag derselben allgemeine Bewunderung erweckten.

Bensheim, 8. Mai.

Der Geist der Poesie ist von unserer Stadt noch nicht gewichen und wirkt gegenwärtig durch die Person des Hrn. B. Werner, der in neuerer Zeit auch der dramatischen Dichtung sich zugewendet hat, und von dem wir bald einige frische Proben aus der Druckerpresse erhalten werden. In seiner beneidenswerthen Muße kann Hr. Werner mit jenem alten Dichter sagen, daß nichts Menschliches ihm fremd sey und daß alles Menschliche ihn interessire; denn bald sehen wir seine rastlose Feder sich für die Interessen der Gegenwart, für Armenwesen, für kirchliche Fragen u. dgl., bald für die poetischen Aufgaben im Reiche der Phantasie in Bewegung setzen. Wenn er über vaterländische Angelegenheiten durch das Medium des Preßbengels sich verbreitet, so sieht man, daß der gute Geist ihn leitet, — ob aber auch in der Poesie, vornämlich in der dramatischen? darüber wollen wir uns nicht eher ein Urtheil erlauben, bis wir seine neuesten hierher gehörigen Dichtungen gelesen haben werden. Wir hatten früher hier an klässisch-schlechter Poesie durchaus keinen Mangel, um so mehr soll es uns daher freuen, in den zu erwartenden Dichtungen des Hrn. Werner das neue Bessere begrüßen zu können. — Während wir hier eine Mordthat zu beklagen haben, bei welcher die Ehefrau des Ermordeten und ein Küferdursche schwer gravirt erscheinen sollen, werden wir zugleich von einer anderen Seite über einen versuchten Frevel unterhalten, der, wäre er gelungen, dem Besitzer eines Grundstücks, Hrn. F—l, einen bedeutenden Werth vernichtet haben würde, da, wie man erzählt, alle darauf stehenden Obstbäume durchbohrt und mit einer ätzenden Flüssigkeit getränkt werden sollten. Schwer dürfte den Frevler unser Feldpolizeigesetz treffen, welches dem Grundeigenthum und seinen Erzeugnissen den nöthigen Schutz angedeihen läßt. — Unsere malerische Bergstraße ist von der Natur so sehr begünstigt, daß es nur geringer Nachhülfe durch die Kunst bedarf, um das etwa noch Fehlende zu ergänzen. In letzterer Beziehung dürften auch hier bei dem Herannahen des Termins der Eröffnung der Main-Neckar-Eisenbahn manche zum Nutzen und Vergnügen der Reisenden gereichenden Einrichtungen getroffen werden, besonders da man durch das an unserer Stadt ausmündende romantische Schönberger Thal sich nach dem an Naturschönheiten so reichen Odenwald unwillkürlich hingezogen fühlt.

Charade.

(Zweisylbig.)

Meine Erste lebt dem Hoffen,
Ist vor Allen hochbeglückt;
Steht ihr nun der Tempel offen,
Ist's die Zweite, die sie schmückt;
Roß und Veilchen ziert das Ganze
Mit dem wundermilden Glanze.

W.....n. B. Stemmler.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 132.

Louise.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 135. Samstag den 16. Mai 1846.

Der Emporkömmling.

Erzählung vom Freiherrn J. J. A. Erben.

(Fortsetzung.)

3.

Christine Ulrike de Geer lag auf dem Divan in ihrem Zimmer, und bemühte sich, dem Kammermädchen einen Anzug für den nächsten Hofzirkel anzugeben; da öffnete sich die Thüre und General Armfelt trat ein.

„Störe ich Sie," fragte der stolze aber einnehmende Günstling Gustav III., „so will ich mich entfernen, störe ich Sie nicht, renvoyez votre femme de chambre."

Ulrike that das letztere, und als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, zog Armfelt ein Zeitungsblatt aus der Tasche, setzte sich mit größter Ruhe, und entfaltete das Blatt, einen Artikel suchend.

„Die schwedische Flotte ist bei Wiborg von dem Prinzen von Nassau geschlagen worden," sagte er kalt, in seiner Arbeit fortfahrend, „doch ist in diesem Zeitungsartikel Etwas enthalten, was Sie interessiren wird."

„Das Schiff, welches den König trug, war von feindlichen Schiffen umringt, und hatte ein mörderisches Feuer auszuhalten. Ueber die Hälfte der Bemannung war getödtet oder verwundet, darunter alle Offiziere, mit Ausnahme des Lieutenants Nordenskiold vom Regiment Oestergöthland." Armfelt warf einen durchbohrenden Blick auf das Fräulein. „Dieser junge Mann, obwohl ohne die geringste Kenntniß vom Seewesen, half die Befehle des Königs und des Kapitäns Sir William Sidney Smith so eifrig erfüllen, und zeigte sich so klug in seinen Vorkehrungen, daß die Galeere Seraphine bald aus dem Feuer gebracht werden konnte."

„Nordenskiold soll wie ein Löwe gekämpft haben, und der König übertrug ihm alsogleich die Kapitänsstelle, welche während der Schlacht frei wurde."

„Das Uebrige können Sie selbst lesen," sagte Armfelt, „ich wollte nur sehen, wie stark Ihre Leidenschaft ist, um darnach zu beurtheilen, ob es der Mühe werth sey, den Menschen empor zu bringen."

„Baron Armfelt," sagte Ulrike, „ich weiß wahrlich nicht, soll ich mich für Ihre Versprechungen bedanken, oder soll ich wegen der Freiheit, die Sie sich nehmen, zürnen."

„Thun Sie keines von beiden," meinte Armfelt, „es ist bequemer. Ich gehe morgen zur Armee, und will mich etwas um Ihren hübschen Singmeister-Kapitän umsehen. Ist er ein Mensch, der verdient, emporgebracht zu werden, so gebe ich Ihnen mein Wort, daß er emporkommen soll; ist er aber ein gewöhnlicher Mensch, der nur einem ungeheuren Glücke seine bisherigen Schritte zu danken hatte, dann schlagen sie sich ihn aus dem Sinne, denn dann kommt er gewiß nicht mehr weiter. Leben Sie wohl."

Armfelt küßte dem Fräulein die Hand und ging.

Ulrike ließ ihrer Freude freien Lauf, sobald der General die Thüre geschlossen; sie las das Zeitungsblatt zu wiederholten Malen, und küßte den Namen Nordenskiold, und weinte zum Schlusse aus vollem Herzen. — Es geschah hier, wie es so oft im Leben geschieht. Ulrike interessirte sich sehr für Oskar, als er von ihr schied, allein der Arme wäre wahrscheinlich bald vergessen gewesen, hätte ihn das Glück nicht die ersten Stufen so rasch hinansteigen lassen. Das etwas schwärmerische Fräulein sah in ihm einen Helden, einen kühnen unbezwinglichen Mann, und liebte ihn von diesem Augenblick mit dem ganzen Feuer ihres Herzens. — Gleichwohl war dies Mal Fortuna's Augenmerk auf keinen Unwürdigen gefallen, denn obwohl Oskar's kriegerische Eigenschaften in den ruhigen Friedenszeiten geschlafen hatten, und vielleicht ohne den plötzlichen Friedensbruch zwischen Schweden und Rußland immer ungeweckt geblieben wären, so wurden sie doch jetzt durch die sich darbietenden ungewöhnlichen Ereignisse rasch in's Leben gerufen, und entfalteten sich herrlich. Wer nach Verlauf weniger Wochen den ehemaligen Singmeister gesehen hätte, würde ihn nicht erkannt haben; er war ganz Soldat, und man sah, daß er zum Soldaten geboren war. Gustav III. beobachtete das Benehmen aller seiner Offiziere, und wenn er an irgend einem vorzügliche Eigenschaften bemerkte, ließ er ihn nicht aus den Augen. Nordenskiold hatte Gustav's Aufmerksamkeit erregt, und dieser besaß das Glück, auch schon in der nächsten Zukunft die Erwartungen seines Königs nicht zu täuschen. Der Krieg von 1790 war kurz, aber lange genug für Gustav, um der Welt zu zeigen, daß er auch als Krieger und Feldherr ausgezeichnet sey; denn obwohl die Schlacht bei Wiborg für Schweden verloren ging, so ersetzten doch die nachfolgenden Siege jeden erlittenen Verlust. Nie gab es einen König, der ein so seltsames Gemisch der widersprechendsten Eigenschaften in sich vereinigte, und der es so wohl verstand, sich die Liebe seines Volks zu sichern, und nie stand Schweden auf einer so hohen Stufe des Ansehens vor ganz Europa, als unter Gustav III.

4.

Die schwedische Flotte lag hart an der Küste bei Cap Musalo vor Anker in einem engen Kanale zwischen kleinen Inseln. Gustav III. stand mit seinem Admirale Modée und dem englischen Kapitän Sir William Sidney Smith auf dem Verdecke der Galeere Seraphine.

In einiger Entfernung befand sich der Infanterie-Kapitän Nordenskiold, der mit großem Eifer durch ein Fernrohr blickte. Die knappe Uniform stand seiner hohen schlanken Gestalt vortrefflich, und wenn ihn Christine Ulrike in dem Augenblicke gesehen hätte, wie er mit geröthetem Gesichte durch das Fernrohr blickte, während der Morgenwind mit seinen langen blonden Locken spielte, unfehlbar wäre ihre geheime Leidenschaft für den Helden ihrer Einbildung und ihres Herzens noch gesteigert worden. Oskar

Digitized by Google

schien bei weitem mehr Zuneigung für den See- als für den Landkrieg zu haben; denn als das Regiment Oestergöthland ausgeschifft wurde, bat Nordenskiold, daß man ihn dem Stabe des Königs zutheilen möge, damit er das Schiff nicht verlassen dürfe. Gustav hatte dieses erfahren, und es ist wahrscheinlich, daß er da den Entschluß faßte, Nordenskiold in die Marine zu übersetzen, ein Vorsatz, der unstreitig der zweite Schritt zu Oskar's schnellem Emporkommen war.

„Was meinen Sie," sagte der König zu dem Admiral Modée, „warum Nordenskiold so eifrig nach jener Gegend blickt? Sollten die Russen im Anzuge seyn?"

„Der Mann taugt besser zu einem Seemann, und auf das Quarterdeck eines Schiffes, als auf den Exercierplatz," sagte der schlichte Seemann, „und ich wollte zehn gegen eins wetten, daß keiner meiner jungen Offiziere denkt, die Russen können nahen, während dieser junge Flötist wachsam wie Argus ist."

„Nennt ihn nicht den Flötisten, Modée," sagte Gustav lächelnd, „er hat uns allen gezeigt, daß er den Russen eine sehr mißtönende Musik mit seinem — Hurrah Gustav! für immer — machen kann, aber wenn Ihr glaubt, daß er gut zum Seemann taugt, so wollen wir ihn Euch überlassen. Er soll Euer Adjutant werden."

„Hauptmann Nordenskiold," rief der König.

Im Augenblick war Oskar vor dem Könige und blickte ihm ehrerbietig aber fest in's Auge.

„Admiral Modée braucht einen Adjutanten, wenn Sie nicht ungerne auf dem Schiffe bleiben, um theilweise Offiziersdienste zu thun, so ernenne ich Sie augenblicklich dazu."

„Eure Majestät machen mich unendlich glücklich, um so mehr, da ich bei weitem mehr Sympathie für die See, als für das Land fühle."

„Bravo! Betrachten Sie sich jetzt als See-Offizier und gehen Sie wieder auf Ihre Lauer, denn ich hege starken Verdacht, daß Sie in der Richtung dort bald etwas Interessantes erblicken werden."

„Ich habe es schon erblickt, Majestät, die russische Flotte ist mit vollen Segeln im Anzuge."

„Potz Wetter, warum sagten Sie das nicht früher," rief der König. „Herr Admiral, auf Ihren Posten, und Sie, Kapitän, geben Signal zum Anker lichten."

Gustav wandte sich dann zu einem kleinen schwarzlockigen Manne, dessen ausdrucksvolle Gesichtszüge und lebhaftes Benehmen einen regen schöpferischen Geist beurkundeten. Der Mann war noch jung, vielleicht zwei bis dreiundzwanzig Jahre alt, aber die Ruhe und Sicherheit, mit der er dem König seine Meinung über die stattzuhabenden Bewegungen der Flotte sagte, zeigte, daß er bereits viele Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt habe. Es war der englische Flotten-Kapitän Sir William Sidney Smith, nachmals der ritterlichste und kühnste Seemann seiner Zeit.

„Es wäre nicht übel, wenn uns die Russen in dem Kanal auf den Hals kämen," meinte Sir Sidney, „sie könnten in dem Fall ihre Ueberzahl nicht gebrauchen, weil sie nicht Raum haben, sich auszubreiten, und wenn auch einige Schiffe den Weg in das Labyrinth finden, so finden sie ihn doch nicht zurück."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Baum. *)

Im grünen Walde steht ein alter Baum
So wie versenkt in schmerzliche Gedanken;
Sein Frühling schwand, — nur wie ein Jugendtraum
Umarmen seinen Stamm noch grüne Ranken.

Ihn rühren nicht mit ihrem hellsten Sang
Der Frühlingssänger jubelvolle Lieder,
Und auf des Baches frohen Wellendrang
Sieht ungerührt der alte Träumer nieder.

Er mag nicht blühen mehr — kaum daß er grünt,
Die Zeit hat ihm das Mark schon ausgesogen,
Sein Geist, der oft des Winters Schuld gesühnt,
Ist längst als Duft in's All dahingeflogen.

Du alter Baum! was blickst du so voll Gram
Auf all die Rosen rings im grünen Thale?
Warum willst du nur, wenn der Frühling kam,
Dich nicht vermählen mit dem Sonnenstrahle?

Verjünge dich im kühlen Morgenthau,
Erstarke in des Waldbachs klaren Wellen,
Und blicke auf in's milde Himmelblau,
Und lasse dich von Stürmen nicht zerschellen!

Da rauscht es durch die Zweige wunderbar
Mit geisterstillem, märchenhaftem Klingen,
Und aus dem Baume hörte ich es klar
Mit leisen Tönen mir entgegensingen:

Ich bin ein Zeuge der Vergangenheit!
Derselbe Sturm, der in verklung'nen Tagen
Die Asche deiner Väter hat zerstreut,
Hat meinen Keim an diesen Ort getragen.

Mit grüner Lust trieb ich zum Himmelsraum,
Umkos't von Lüftchen und von Nachtigallen,
Auch ich erträumte meinen Frühlingstraum
In schattenkühlen, grünen Blätterhallen.

In meines Dunkels stiller Einsamkeit
Hat manches Vöglein sich ein Lied ersonnen,
Und manches Herz hab' ich zur Lieb' geweiht,
Wenn ich es still mit meinem Grün umsponnen.

Ich wuchs heran, ich wurde groß und stark,
Da fühlt' ich's heiß durch meine Adern dringen,
Ich jauchzte schon, daß meiner Aeste Mark
Ein kühner Arm als Lanze würde schwingen.

Ich sah entzückt schon meiner Zweige Grün
Als Siegesschmuck in kampfgeweihten Händen,
Und meiner Krone traumerfülltes Blüh'n
Dem schönsten Kranze Duft und Blüthe spenden.

Ich armer Baum! Ich träumte mir ein Glück,
Das Tausenden im Walde zugefallen, —
Nur mich allein ließ man im Schmerz zurück,
Als Sarg nicht einmal durfte ich zerfallen.

Und nicht einmal, in Stücke klein zersägt,
Durft' ich ein Kämmerlein mit Gluth erwärmen,
In dem ein müdes Haupt sich träumen legt,
Um auszuruhen von des Tages Lärmen.

Und ich erhebe, tief in Schmerz getaucht,
Zum Himmel meiner Zweige dürre Arme,
Daß sich ein Blitz, in dem mein Geist verraucht,
Des morschen Baums im grünen Wald erbarme!

*) Aus den „Frühlingsboten aus Oesterreich" von Hermann Rollett. Jena, Fr. Luden, 1846.

Digitized by Google

F. C. Schlosser's Weltgeschichte

für das deutsche Volk, unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk.

Die Tagesliteratur hat eine solche Bedeutung und Ausdehnung gewonnen, daß Einem kaum noch Zeit für andere Lektüre übrig bleibt. Die Zeitungen und Zeitschriften bringen des Neuen so viel, die Flugschriften aller Art enthalten so viel Beachtungswerthes, und der neuen Bücher, welche zur Tagesgeschichte gehören, erscheinen so manche, daß man sich ihrer Lesung nicht überheben kann, wenn man nicht ein Fremdling in der Gegenwart bleiben will. Dabei ist die nach den Berufsarbeiten und Mühen des Tages noch übrige Zeit den Meisten so karg zugemessen, daß sie an die Lektüre von größeren und wissenschaftlichen Werken nur selten kommen, es sey denn, daß die Wissenschaft gerade ihr Brodstudium ausmache. Nichtsdestoweniger ist es für den Gebildeten unerläßlich, daß er mitunter auch ernsteren Studien sich zuwende und aus jenen Quellen der Wahrheit und des Wissens schöpfe, welche für den Geist die kräftigste Nahrung und den eigentlichen Bildungsstoff enthalten. Hierzu gehöret ganz besonders das Studium der Geschichte, dieser reichen Fundgrube, dieser trefflichen Lehrerin und dieser Zeugin vergangener Zeiten. Doch ist es nicht das Aeußerliche der Thaten und nicht ihr äußerer Glanz und Schimmer, was uns hier als Hauptsache erscheinen soll, sondern ihre innere Kraft, die nachhaltige Einwirkung, die sie äußerten, um die Welt umzugestalten. Zwar darf auch die politische Geschichte nicht unbeachtet bleiben, aber die der Cultur steht doch noch höher, da sie uns in die Werkstätten des Geistes und der schaffenden Kräfte leitet. In solcher Beziehung wird der Leser in dem vorliegenden Werke von Schlosser und Keiegk eine volle Befriedigung finden, indem hier die Erzählung der geschichtlichen Ereignisse mit einer umfassenden Darlegung der Entwickelung und des Kulturganges der Menschheit Hand in Hand geht. Wir haben bereits über dies treffliche Werk uns öfters ausgesprochen und freuen uns, es seiner Aufgabe genügend nachkommen zu sehen. Die Hauptvorzüge Schlossers vor allen andern Geschichtsforschern bestehen nach H. Wuttke's (Professor's der Geschichte in Leipzig) vortrefflicher Charakteristik, kurz gefaßt „in rücksichtslos offener Darlegung der Ergebnisse seiner Forschungen, in einem Umfang des Quellenstudiums, wie ihn kein anderer Geschichtsschreiber je besessen hat; in der ihm allein eigenen Methode, den Einfluß der Literatur auf das Staatswesen nachzuweisen, in seiner Beurtheilung der Regierungshandlungen nach ihren Wirkungen für das Wohl der Völker; in seinem natürlichen Erzählerton, welcher uns seine Meinungen, Ansichten und Urtheile mittheilt, ohne die auf die Acten verwiesenen Meinungen Anderer zu beschränken, und endlich in einer richtigen Erkenntniß unserer Zeit, welcher er als Lehrer der Jugend unverdrossen und ausdauernd fast ein halb Jahrhundert hindurch nützte und der er nun auch in dieser neuen Ausgabe allgemeiner Geschichte, in seiner Weise lehrend, zu nützen sucht." Eben so hat der rüstige Mitarbeiter, welchen sich der Verfasser beigesellte, mit richtigem Takte nicht nach Schönschreiberei gestrebt, sondern sich auf einfache und ungesuchte Zierlichkeit beschränkt. Von diesem ausgezeichneten Werke sind bereits vier Bände, die Geschichte des Alterthums, ausgegeben; in dem nächstens erscheinenden fünften Bande wird uns das ritterliche Mittelalter vorgeführt werden. Die weite Verbreitung des vorliegenden Werkes überhebt es jeder Lobrede und ist ein zweiter Abdruck der ersten Bände bereits nöthig geworden.

W.

Erinnerung an La Bruyère.

Ueber das Herz und die Frauen.

Die Zeit stärkt die Freundschaft und schwächt die Liebe.

So lange wie die Liebe dauert, nährt sie sich von selbst und von Dingen, die sie scheinbar vertilgen müßten, z. B. von Launen, Sprödigkeit, Entfernung, Eifersucht u. s. w. Die Freundschaft dagegen bedarf der Unterstützung; sie verschwindet aus Mangel an Sorgfalt, an Vertrauen und Nachgiebigkeit. Man findet häufiger eine heftige Liebe als eine vollkommene Freundschaft.

Man liebt nur ein Mal wirklich: bei der ersten Liebe; jede spätere ist weniger unwillkürlich.

Zusammenseyn mit den Leuten, die man liebt, befriedigt hinreichend: mit ihnen sprechen, an sie denken, träumen, oder auch nicht mit ihnen sprechen und selbst an die gleichgültigsten Dinge denken — Alles ist einerlei, wenn man nur mit ihnen zusammen ist. —

Anfang und Ende der Liebe machen sich gleicherweise bemerkbar durch die Verlegenheit, die man fühlt, wenn man mit einander allein ist.

Das Aufhören der Liebe beweis't deutlich, daß der Mensch beschränkt ist, und daß das Herz seine Gränzen hat.

Für manche Verluste müßten sich unversiegbare Schmerzensquellen im Herzen finden, und es ist fast nie Tugend oder Geistesstärke, womit man einen großen Kummer überwindet; man weint bitterlich und ist auf's tiefste bewegt, aber in der Folge ist man schwach oder leichtsinnig genug, sich zu trösten!

Alle Leidenschaften heucheln, sie verstellen sich so viel als möglich vor fremden Blicken; es gibt fast kein Laster, das nicht irgend eine trügerische Aehnlichkeit mit einer Tugend nachahmte und benutzte.

Man muß sehr einfältig seyn, wenn die Liebe, die Bosheit, die Nothwendigkeit nicht klug machen.

Manche Leute wehren sich gegen die Liebe und das Dichten, als seyen es Schwächen, die sie nicht einzugestehen wagten: die Liebe eine Schwäche des Herzens und das Dichten eine Schwäche des Verstandes.

Man ist angenehmer im geselligen Umgang durch das Herz als durch den Geist.

Es gibt im Leben oft so theure Freuden, so süße Verhältnisse, die zu den verbotenen Genüssen gehören, daß es sehr natürlich ist, zu wünschen, sie möchten uns erlaubt werden; nur darin kann ein höherer Reiz liegen, durch die Tugend ihnen entsagen zu lernen.

Die Dinge, die man am heißesten ersehnt, erlangt man nicht, oder wenigstens nicht zu der Zeit und unter den Umständen, wo sie uns das größte Vergnügen gemacht haben würden.

Eine Frau, die gefühllos gegen die Liebe ist, hat Denjenigen noch nicht gesehen, den sie lieben würde.

Wenn eine Häßliche geliebt wird, so ist es immer über alle Maßen; denn die Liebe zu ihr ist entweder eine Thorheit, oder die Folge von geheimen Reizen und Vorzügen, die unwiderstehlicher und hinreißender sind, als die Schönheit.

Wenige Frauen sind so vollkommen, um verhindern zu können, daß ihr Mann es nicht wenigstens ein Mal täglich bereut, eine Frau zu haben, oder Denjenigen glücklich preis't, der keine hat!!

Den Verlust einer Liebe zu betrauern, ist ein Glück im Vergleich mit einem Leben an der Seite eines ungeliebten Gegenstandes.

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 6. Mai.) Die kaum erst in das Leben getretenen Spargesellschaften finden immer erfreulicheren Fortgang und es wäre nur zu wünschen, daß sie baldigst in allen Bezirken der Stadt entstehen möchten. Nach den Statuten einiger jener Vereine ist ihr Zweck der, den selbstständigen Einwohnern der Bezirke Gelegenheit zu geben, in guten Tagen kleine Ersparnisse von ihrem wöchentlichen Verdienste sonntäglich zusammen zu legen, um dafür zur geeigneten Zeit Bedürfnisse für den Winter zu vertheilen. Die Geschäfte der Gesellschaft werden von einem aus mehreren Männern des Bezirks freiwillig zusammengetretenen Vorstande unentgeldlich besorgt; sie verwalten das aus den Ersparnissen bestehende Vermögen der Gesellschaft verantwortlich, und sind deren Vertreter. Aus ihrer Mitte werden ein Vorsitzender, dessen Stellvertreter und ein Schatzmeister gewählt. Die übrigen Mitglieder besorgen in bestimmten Sprengeln die Annahme der Ersparnisse. Sehr zu wünschen wäre es wohl, wenn für Dienstboten eine besondere Sparkasse eingerichtet würde.

(Nutzanwendung für alle Nachtlichtle.) Die „Aachener Zeitung" enthielt kürzlich unter ihren Inseraten folgende Danksagung: „Die durch den Posthweckstumult hervorgerufene und von der hohen Behörde erlassene Bestimmung, wonach die Wirthshäuser um 10 Uhr geschlossen seyn müssen, ist bei unsern Männern oder Söhnen, welche vom Schwärmen und späten Nachhausekommen nicht abzubringen waren, von der besten Wirkung. Indem wir uns verpflichtet fühlen, hiefür öffentlich zu danken, verbinden wir damit den Wunsch, daß diese Bestimmung eine fortdauernde und allgemeine bleiben möchten. Viele Aachener Frauen."

Die russischen Posthäuschen in den transkaukasischen Provinzen sind bei all ihrer Mangelhaftigkeit doch eine große Wohlthat für die Reisenden, eine Wohlthat, die namentlich jene wohl zu würdigen wissen, welche bei ihren Kreuz- und Querzügen oft genöthigt waren, die Gastfreundlichkeit der Bergbewohner in Anspruch zu nehmen, und bald in den räucherigen Hütten der Tartaren und Armeiner, bald in den Filzzelten der Kurden und Jesiden ein Obdach gegen Nacht und Unwetter zu suchen. In allen russischen Posthäuschen findet man eine Passagierstube, worin warmes Kaminfeuer und Schlafstelle unentgeltlich verabreicht werden, während der dampfende Samowar (die russische Theemaschine) gegen geringe Bezahlung Erquickung spendet; auch die nöthigsten Lebensmittel findet man hier gewöhnlich zu kaufen.

(Wochenbl. f. d. Transp.)

Die längste der gegenwärtig vollendeten Eisenbahnen ist diejenige von Boston nach Albany. Sie hat eine Länge von 434 Stunden.

Korrespondenz.

Mainz, 13. Mai.

Eine Angelegenheit, welche die hiesige Bevölkerung schon seit Jahren beschäftigt und zu einer der wichtigsten Gemeindeangelegenheiten gehört, wird künftigen Samstag der definitiven Entscheidung des hiesigen Gemeinderaths vorgelegt werden und hoffentlich ihre Lösung finden. Das Rochushospital, indem sich die hiesigen Pfründner und Hospitaliten befinden, dient zugleich als Krankenhaus; für einen dieser beiden Zwecke bietet es Raum genug dar, für beide genügt es nicht. Vor ohngefähr 50 Jahren erbaut, wo die hiesige Bevölkerung kaum halb so stark war, als jetzt, wo noch andere Häuser zu Aufnahme von Gebrechlichen und Kranken vorhanden waren, mag es eine großartige Anstalt gewesen seyn; aber gegenwärtig ist es den Verhältnissen in keiner Hinsicht angemessen. Die Hauptklage geht immer dahin, daß die Krankensäle zu klein sind, daß sie schlecht gelegen, schlecht eingerichtet, daß sie den Verhältnissen der Stadt, wie sie jetzt sind, nicht angepaßt sind, daß man, wenn die Zahl der Kranken stärker wird, wie gewöhnlich, viele derselben nicht aufnehmen kann und daß manches Menschenleben aus Mangel an Pflege zu Grunde geht. Schon seit mehr als zehn Jahren sucht man ein Mittel, um diesem Nothstande abzuhelfen; endlich wurde der Vorschlag gemacht, das ehemalige Lyceumsgebäude, ein Eigenthum der Stadt, an die Civilhospizien abzutreten, um dort die Pfründner und Hospitaliten, die nicht krank sind, unterzubringen und das Rochushospital ausschließlich zu einem Krankenhause einzurichten. Die Annahme dieses Vorschlags hängt von dem Gemeinderathe ab, der in seiner Sitzung von Samstag darüber abstimmen und, wie man hört, wahrscheinlich denselben gut heißen wird. — Da schon öfter in Ihrem Blatte von Einführung der barmherzigen Schwestern in das hiesige bürgerliche Krankenhaus die Rede war, so benütze ich diese Gelegenheit, um Ihnen zu melden, daß hierzu keine Aussicht vorhanden ist. Der größere Theil der hiesigen Bevölkerung ist ihrer Berufung abhold; eben so steht es mit dem Gemeinderathe, und die Staatsregierung soll diesen Ansichten nicht entgegen seyn. Man meint, es bedürfe mehr einer kräftigen Hospizienverwaltung als einer Verbesserung der Pflege der Kranken. Was die Aerzte und die Verwaltung mit den ihnen bisher zu Gebote stehenden Mitteln geleistet, hält man für sehr viel und ist überzeugt, daß sie, wenn ihnen größere Mittel zu Gebote stehen, allen vernünftigen Anforderungen entsprechen werden. Aber einer kräftigen Hand bedürfe man, um die Anstalt zu leiten. Der Hr. Bürgermeister als Präsident der Hospizien-Commission und diese Commission selbst hätten bisher nach Kräften gewirkt; aber der Hr. Bürgermeister sey zu viel in Anspruch genommen, er könne einem einzelnen Zweige der städtischen Verwaltung nicht seine ganze Aufmerksamkeit zuwenden und doch bedürfe die Hospitalverwaltung für jetzt die ganze Thätigkeit eines Mannes; daher der Vorschlag des Gemeinderathsmitgliedes Hrn. Dr. Krämer, einen der Herren Beigeordneten speciell mit der Leitung der Hospizienangelegenheiten zu beauftragen, ein Vorschlag, dem die große Mehrheit der hiesigen Bewohner ihre Zustimmung geben würde, wenn man sie dazu aufforderte. Die Hospizien-Commission hat bisher so viel gethan, um ihre Aufgabe zur allgemeinen Zufriedenheit zu lösen, daß wir überzeugt sind, daß sie in der Mithülfe eines Präsidenten, der sich diesem Geschäfte ausschließlich widmen würde, eine neue Bürgschaft für ihre Thätigkeit gewiß in Aussicht nähme.

Frankfurt, 14. Mai.

Der durch sein außerordentliches Gedächtniß, sicheres Errathen und schnelles Ueberblicken rühmlichst bekannte Hr. Rabbi Hirsch Dänemark befindet sich seit einigen Tagen hier und wird öffentlich Proben seiner seltenen Wundergaben ablegen. Wir zweifeln nicht, daß ihm auch in unserer Stadt dieselbe ehrende Anerkennung zu Theil werden wird, wie an so vielen andern Orten. Einsender dieses hatte mit noch einigen zufällig anwesenden hiesigen Männern Gelegenheit, sich von den bewundernswürdigen Naturgaben Rabbi Dänemark's zu überzeugen und erlaubt sich, beispielsweise hier einige vor ihm abgelegten Proben mitzutheilen. Aus einem zu diesem Behufe in der Nachbarschaft geholten hebräischen Gebetbuche mit deutscher Uebersetzung citirte Hr. Rabbi Hirsch Dänemark eine jede beliebig ihm nach Pagina und Zeilenzahl angegebene Stelle, was um so mehr zu bewundern ist, als er den Titel des Buches eben so wenig wie die Person kannte, von der es entliehen war. Ferner wußte er jedes Wort, das sich unter und über einem in das Buch hineingelegten Stück Papier befand, und sagte auf den ersten Blick, wie viel Zeilen ein ihm vorgelegter Brief enthalte. — Wir glauben, daß diese wenigen Worte hinreichen, die Aufmerksamkeit auf einen Mann zu lenken, der als ein lebendes Wunder dasteht, indem seine Kenntnisse nichts Gelerntes, sondern eine ihm von der Natur verliehene Gabe sind und fügen noch bei, daß er die schmeichelhaftesten Zeugnisse von Sr. k. H. dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Este, Sr. D. dem Fürsten von Metternich, Sr. Em. dem Erzbischof-Cardinal von Straßburg und mehrerer anderer hohen und höchsten Personen besitzt. Die erste dieser öffentlichen Proben wird künftigen Mittwoch den 20. Mai im Saale des „Königs von Preußen" Abends 7 Uhr stattfinden, und sind Eintrittskarten dazu für 1 fl. und für die Gallerie zu 36 kr. in der Wohnung des Veranstalters, im Gasthaus zum Reifenberg, zu haben. Wir wünschen, daß sie recht zahlreich besucht werden möchten. X.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 136. Sonntag, den 17. Mai 1846.

Der Emporkömmling.

Erzählung vom Freiherrn J. J. A. Erben.

(Fortsetzung.)

„Was sagen Majestät dazu, die Orlogsschiffe vorzusenden, und so die Einfahrt in den Kanal zu bestreiten?"

„Vollkommen gut, Kapitän," sagte der König, der sich mehr auf die seemännischen Kenntnisse seines Gefährten, als auf sein theoretisch Erlerntes verließ. „Kapitän Nordenskiold, geben Sie Signal, die Orlogsschiffe vorrücken zu lassen." Der Befehl wurde augenblicklich erfüllt, und der Engländer wendete sich mit ironischer Ruhe zum König und sagte: „Wollen Majestät den Posten rückwärts der Flotte behalten, oder an die Spitze der Schlachtlinie steuern, wie es unsere Admirale zu halten pflegen."

„Sir William," sagte der König lachend, „dies ist eine naive Frage, ich müßte entweder ein Dummkopf seyn, und Euere Ironie, und den verstellten Wunsch an die Spitze zu kommen, nicht einsehen, oder ein Hasenfuß, der sich vor Pulverdampf fürchtet. Vorwärts mit der Seraphine, laßt ihr einige Segel mehr ansetzen, und nehmt den ersten Platz in der Schlachtlinie ein. Kapitän Ehrenswürd," rief Gustav dem Kommandanten der Seraphine zu, und das edle Schiff brach sich durch die Wogen Bahn. Es begann jetzt die allgemein bekannte Seeschlacht am 9. Juli 1790, in welcher Gustav III. glänzend siegte. Seeschlachten sind einander so ähnlich, daß man sich ein Bild von allen entwerfen kann, wenn man die Beschreibung einer einzigen gelesen hat. Nur die Zahl der Schiffe, die Schlachtordnung, und geschieht die Schlacht nächst einer Küste, die Stellung der Landes, ist verschieden. Bei jeder Seeschlacht geht es mörderisch her, und es bleibt uns daher wenig von der Schlacht am 9. Juli zu erzählen übrig.

Die Russen segelten gegen die Einfahrt des Kanals, und wurden von den schwedischen Orlogsschiffen mit großer Heftigkeit beschossen, aber die ganze Kälte des Nordens schien sich dies Mal in das Blut der Kämpfenden gemischt zu haben, denn mit derselben Kaltblütigkeit, mit der die Russen angriffen, wurden sie von den Schweden empfangen. Gustav III. selbst kämpfte an der Spitze der Flotte, die „Seraphine" wurde zum Wrack geschossen, und der König verließ die Fregatte in einem Boote, und begab sich an Bord des Linienschiffes „Kikel Stander." Die „Seraphine" sank bald in die schaurige Tiefe der Fluthen, nachdem der letzte Mann ihre Flanken verlassen hatte.

„Dort liegt eine russische Brigg," sagte Sir Sidney Smith, „man sollte sie nehmen, wenn Eure Majestät einen Offizier besitzt, der sich getraut, das Schiff zu nehmen."

„Mein junger Flötist," rief der König, „es ist zwar ein Dienst für einen Seeoffizier, aber er wird so in die Marine übersetzt, und ich will, daß er sich auszeichnet, Armfelt hat mir sogar über ihn geschrieben."

„Kapitän Nordenskiold, nehmen Sie drei Boote und sechzig Mann, und erobern Sie die russische Brigg dort; wenn es geschehen ist, bringen Sie sie in's Feuer."

Ohne ein Wort zu erwiedern, verbeugte sich der junge Kapitän, ließ die Boote bemannen, und nahm noch einen Steuermann mit, der die Bewegung der Brigg leiten sollte, wenn sie erobert war. Hat ein Mann den festen Vorsatz, daß ein Unternehmen gelingen soll, so wird es selten mißlingen; wer aber mit Zagen an den üblen Ausgang eines Unternehmens denkt, wird nichts Großes ausrichten. Nordenskiold dachte gar nicht daran, daß er die Brigg vielleicht nicht nehmen könne, sondern steuerte hin, griff das Schiff rasch an, enterte unter dem Hurrahgeschrei der schwedischen Matrosen, und zehn Minuten später wehte die schwedische Orlogsflagge auf dem Mastbaume der eroberten Brigg.

Die englische Admiralität würde von der Wegnahme der Brigg keine weitere Notiz genommen haben, und namentlich in den letzten englisch-französischen Seekriegen kamen derlei Ereignisse so häufig vor, daß man sie als gar nichts Besonderes betrachtete; aber Nordenskiold hatte zwei wichtige Umstände für sich; er kämpfte unter den Augen Gustav's III., und nahm die Brigg unter dem Feuer der zwei kämpfenden Flotten. Ueberdies gefiel sich Gustav zuweilen sehr in theatralischen Scenen, ja ein sehr geistreicher Geschichtschreiber nennt Gustav's Leben eine Kette von theatralischen Vorstellungen, deren Held stets er war.

Nordenskiold betrat das Verdeck des „Gustav Wasa" mit vom Pulverdampfe geschwärzten und blutigen Antlitz, zerrissener Uniform und verbundener Hand. Gustav III. hatte den ganzen Hergang mit angesehen, denn er verließ während der Schlacht nicht einen Moment das Verdeck. Nordenskiold schritt auf ihn zu, und überreichte ihm mit gebeugtem Knie den Degen des russischen Kapitäns, der von seiner Hand gefallen war. Der König nahm ihn mit dem ihm eigenen Anstande, und sagte dann: „Stehen Sie auf, Major Nordenskiold, und treten Sie näher."

Zugleich löf'te er das Kreuz des Thurm- und Schwert-Ordens von seiner Brust, und heftete es an Nordenskiold's Brust.

Aehnliche Scenen mögen sich oft im Laufe einer bewegten Zeit ereignet haben, und werden vielleicht noch manchmal vorkommen, allein sicher niemals war der Betheiligte so ergriffen und unter der Last der Ehren, mit welchen ihn der König überhäufte, beinahe darnieder gedrückt, als der bescheidene Nordenskiold. Er fühlte, daß er nichts mehr als seine Pflicht gethan habe, und der König belohnte ihn so übermäßig, ja, zog ihn so zu sagen mit Sturmesbeile empor, denn in der nur kurzen Zeit von fünf Monaten hatte sich der arme Musikmeister in einen Major und Thurm- und Schwertordensritter verwandelt.

Gustav betrachtete mit vergnügtem Gesichte den jungen Mann, und befahl ihm dann freundlich, seine Wunden verbinden zu lassen.

„Majestät," sagte Sir Sidney Smith mit seiner lakonischen Sprachweise, „Sie werden dem jungen Mann den Kopf verdre-

Digitized by Google

hen und ihn zu Allem untauglich machen, wenn das so fortgeht, so ist er über's Jahr Großadmiral von Schweden."

„Und hat er es nicht verdient," fragte Gustav, der es nicht liebte, Widerspruch zu hören.

„In England wäre er noch Kadet," entgegnete Sir Sidney, „und ich selbst, der ich eine unglaublich schnelle Carriere machte, bin nichts gegen diesen parvenue."

„Dafür müssen aber auch Eure Admirale Methusalems Alter erreichen, wenn sie zum Ziele gereichen wollen," sagte der König, „und sind meistens schon steif und zu alt, wenn ihnen diese Rangstufe nach vieljähriger und ausgezeichneter Dienstleistung zu Theil wird, kaum mehr tauglich zu einem so angestrengten Leben. Ich habe junge Admirale in der Flotte."

„Und darum sind Eure Majestät genöthigt, in Kriegszeiten ausländische Offiziere in Ihre Dienste zu nehmen, weil die jungen Admirale nicht einmal eine Lustjacht, geschweige eine Flotte zu kommandiren im Stande sind," sprach Sir Sidney etwas gereizt.

„Jetzt habt Ihr mir's tüchtig gegeben, Kapitän," sagte Gustav gutmüthig lachend, „aber Ihr sollt Euch sicher überzeugen, der Mann macht mir keine Schande."

„Das glaube ich selbst nicht," meinte der Engländer, „denn der Ton, mit dem er sein Hurrah rief, und die Art, wie er angriff, gefiel mir, und ich möchte fast gestehen, dieser Mann focht wie ein Engländer."

Der König war höchlichst belustigt über Sir Sidney's gränzenlosen Nationalstolz, aber er sah sich genöthiget, seine und seines Begleiters Aufmerksamkeit auf die Bewegung der Flotte zu leiten. So war Gustav zwar oft leichtsinnig bis zum Uebermaß, und jeder Gefahr vergessend, aber dieser außerordentliche Mann zeigte in dem kurzen heftigen Kriege, welcher während seiner Regierung gekämpft ward, klar und kräftig, daß er unter andern Umständen ein eben so großer Feldherr geworden wäre, als er jetzt Dichter und Kunstkenner war. Die Flotten befanden sich noch im Feuer, und der König mußte seine ganze Aufmerksamkeit auf die Bewegungen derselben verwenden. Sir Sidney Smith leistete ihm treffliche Dienste, und der Tag ist als einer der glänzendsten in der Geschichte der schwedischen Marine bekannt. Die Russen wurden besiegt, und ihnen eine größere Zahl Schiffe genommen, als sie im Laufe des Krieges erobert hatten; Gustav III. war Sieger.

(Fortsetzung folgt.)

Die Messe.

Von Friedrich Stolze.

Die Messe, die ich meine,
Fällt in den Lenz hinein.
Nicht Leipzig hält so eine,
Nicht Frankfurt an dem Main.

Der Fremden kommen viele
Weit aus der Ferne her,
Vom Euphrat und vom Nile
Und segeln über's Meer.

Es reih'n sich, wie Alleen,
Die grünen Buden auf,
Und bunt und prangend stehen
Die Waaren zum Verkauf.

Es glänzt von Kostbarkeiten,
Von Silber und von Gold,
Von Sammet und von Seiden
Sind Tepp'che aufgerollt.

Es schimmert von Pokalen,
Geformt wie Lilien schön,
Und stolze Kronen strahlen,
Wie Rosen anzuseh'n.

Und gold'ne Orden glühen
Wie liebe Sternelein,
Und die Monstranzen sprühen
Wie große Sonnen d'rein.

Wie duften süß die Buden
Der Parfümeure aus;
Die Wohlgerüche fluthen
Dem Rosenöl heraus.

Wie trieft's von Honig lecker
Und reizt die Näscher sehr!
Der lust'gen Zuckerbäcker
Summt ein zahlloses Heer.

Und erst die Musikanten
Mit buntem Federbusch!
Die ziehen, ganze Banden,
Und bringen manchen Tusch.

Wie drängt es an den Läden
Von all den Käufern sich!
Besonders viel Poeten,
Die borgen fürchterlich.

Die nähmen wohl an Waare
Die ganze Messe mit;
Ach, hätten sie, im Jahre,
So überall Kredit!

Hier nimmt sich so ein Jeder
Das Schönste mit nach Haus
Und gibt's den Leuten später
Für eig'ne Arbeit aus.

Die Kunst des Büchermachens.*)

Wenn der strenge Ausspruch des Synesius wahr ist: „Es sey ein größeres Verbrechen, todter Leute Werke zu stehlen, als ihre Kleider", was wird dann aus den meisten Schriftstellern werden?

Burton's Anatomie der Melancholie.

Ich habe mich oft über die übergroße Fruchtbarkeit der Presse gewundert, und wie es zugeht, daß so manche Köpfe, über welche die Natur den Fluch der Unfruchtbarkeit verhängt zu haben scheint, bändereiche Erzeugnisse unter das Publikum senden. Wie jedoch ein Mensch auf der Reise des Lebens vorschreitet, vermindern sich die Gegenstände, die seine Bewunderung erregen, und er findet fortdauernd sehr einfache Ursachen für große erstaunenswürdige Begebenheiten. So stieß ich auf meinen Wanderungen in dieser großen Hauptstadt zufällig auf eine große Scene, auf eine Scene, welche mir einige von den Geheimnissen der Buchmacherzunft enthüllt, und meinem Erstaunen auf einmal ein Ende gemacht hat.

*) Aus: „Washington Irving's ausgewählte Schriften. Herausgegeben von D. J. V. Adrian. Erster Theil. Gottfried Cravon's Skizzenbuch. Zweite, sorgfältig verbesserte Auflage. Mit zwei Stahlstichen. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer. 1840."

Digitized by Google

Ich schlenderte eines Sommertages durch die großen Säle des britischen Museums, mich mit einer Theilnahmlosigkeit, wie sie bei warmem Wetter wohl verziehen werden mag, zuweilen über einen Glaskasten mit Mineralien lehnend, zuweilen die Hieroglyphen auf einer ägyptischen Mumie studirend, und von Zeit zu Zeit beinahe mit gleichem Erfolge bemüht, die allegorischen Gemälde an den hohen Decken zu enträthseln. Während ich so müßig umherschaute, ward meine Aufmerksamkeit auf eine entfernte Thüre am Ende einer Reihe von Zimmern gelenkt. Sie war geschlossen, öffnete sich aber von Zeit zu Zeit, und irgend ein sonderbar aussehendes Wesen, gewöhnlich schwarz gekleidet, stahl sich heraus und glitt durch die Zimmer, ohne irgend einen der umher aufgestellten Gegenstände zu beachten. Es war in diesen eine Art von Geheimniß, das meine erregte Neugier reizte, und ich beschloß, den Durchgang durch jene Meerenge zu wagen, und die unbekannten Regionen zu erforschen, welche jenseits lagen. Die Thür wich meiner Hand mit Leichtigkeit, wie einem irrenden Ritter die Thore bezauberter Schlösser. Ich fand mich in einem geräumigen Zimmer, in welchem rund umher große Schränke mit ehrwürdigen Büchern standen. Ueber diesen Schränken und gerade unter dem Gesims, waren eine Menge schwarz aussehender Portraits von alten Schriftstellern aufgehängt. Im Zimmer standen lange Tische, mit Pulten zum Lesen und Schreiben, an welchen mehrere bleiche, fleißige Leute aufmerksam in staubigen Büchern lasen, modernde Handschriften durchstöberten und aus deren Inhalte Auszüge machten. Die größte Stille herrschte in diesem geheimnißvollen Zimmer, und nur durch das Kratzen der Federn auf den Papierschichten, oder gelegentlich durch einen tiefen Seufzer eines jener Weisen wurde sie unterbrochen, wenn er seine Stellung veränderte, um in einem alten Folianten das Blatt umzudrehen, was wahrscheinlich von der Hohlheit und Aufgedunsenheit herrührte, die sich zuweilen bei gelehrten Untersuchungen einfindet.

Von Zeit zu Zeit schrieb einer dieser Leute etwas auf einen schmalen Streifen Papier, und zog eine Glocke, worauf ein Diener erschien, das Papier in tiefem Schweigen nahm, aus dem Zimmer glitt, und kurz darauf mit gewichtigen Bänden erschien, über welche der Andere mit ungestümer Wißbegier herfiel. Ich hatte keinen Zweifel mehr, daß ich unter einen Haufen von Zauberern, welche in das Studium geheimer Wissenschaften tief versunken wären, gerathen sey. Die Scene erinnerte mich an ein altes arabisches Mährchen von einem Philosophen, der in einer bezauberten Bibliothek im Schooße eines Berges eingeschlossen war, welche nur ein Mal im Jahre geöffnet wurde, und wo die Geister des Ortes seinen Befehlen gehorchen und ihm Bücher aller Arten verborgenen Wissens bringen mußten, so daß er, am Ende des Jahres, als das Zauberthor sich wieder aus seinen Angeln bewegte, so erfahren in den verbotenen Künsten herauskam, daß er über die Häupter der Menge hinwegflog und über die Kräfte der Natur gebieten konnte.

Da meine Neugierde nun im höchsten Grade gespannt war, flüsterte ich einem der Dienenden, als er im Begriff war, aus dem Zimmer zu gehen, die Bitte zu, er möge mir doch eine Erklärung des sonderbaren Anblicks geben. Einige wenige Worte waren hinreichend. Ich fand, daß diese geheimnißvollen Leute, die ich für Zauberer gehalten, meistentheils Schriftsteller, und eben im Begriffe waren, ihren Honigstoff aus den Blumen zu saugen. Ich war nämlich in dem Lesezimmer der großen brittischen Bibliothek — einer unermeßlichen Sammlung von Büchern aller Zeitalter und Sprachen, von denen viele schon ganz vergessen sind und die meisten selten gelesen werden. Zu diesen einsamen Teichen verschollener Litteratur nehmen daher manche neuere Schriftsteller ihre Zuflucht und schöpfen Eimer voll klassischer Gelehrsamkeit oder „reines, unverdorbenes Englisch", womit sie ihre eigenen, spärlichen Gedankenbäche anschwellen.

Da ich jetzt im Besitze des Geheimnisses war, setzte ich mich in eine Ecke nieder und beobachtete das Verfahren in dieser Buch-Manufactur. Ich bemerkte einen magern, gelbsüchtig aussehenden Wicht, der nur die wurmstichigsten, mit gothischen Lettern gedruckten Bände zur Hand nahm. Er trug augenscheinlich irgend ein Werk von tiefer Gelehrsamkeit zusammen, das Jedermann, der für einen Gelehrten gelten wollte, sich anschaffen und auf ein in die Augen fallendes Bücherbret in seiner Bibliothek stellen, oder aufgeschlagen auf dem Tische haben mußte, — übrigens aber nie zu lesen beauchte. Ich sah, wie er von Zeit zu Zeit ein großes Stück Zwieback aus der Tasche nahm und daran nagte; ob dies aber sein Mittagessen war, oder ob er dadurch nur der Erschöpfung des Magens begegnen wollte, welche durch das viele Brüten über trockenen Werken herbeigeführt ward, überlasse ich eifrigeren Studirenden, als ich es bin, zu bestimmen.

Dort saß ein behender kleiner Mann in hellfarbigem Kleide, mit einem zimperigen kläffichten Ausdruck des Gesichts, welcher ganz das Ansehen eines Schriftstellers hatte, der auf gutem Fuße mit seinem Buchhändler steht. Nachdem ich ihn aufmerksam betrachtet, erkannte ich einen fleißigen Sammler von vermischten Werken, welche im Handel ihr Glück machten. Ich war neugierig, zu sehen, wie er seine Waare verfertige. Er machte mehr Geräusch und zeigte sich geschäftiger, als alle Andern, guckte in verschiedene Bücher, durchflog die Blätter der Handschriften, und nahm bald ein Stück aus diesem, bald ein Stück aus jenem, „Zeile vor Zeile, Kunde auf Kunde, hier ein wenig und da ein wenig." Der Inhalt seines Buches schien so mannichfaltig, als der des Hexen-Kessels in Macbeth. Es war ein Finger hier, dort ein Daum, Froschesezeh und Blindschleich-Stachel, nebst seinem eigenen Geschwätz, das war wie „Affenblut", um die Brühe zu machen, „dick und gut."

Ist nicht genau genommen, dachte ich bei mir selbst, diese Neigung zum Stehlen am Ende den Schriftstellern weiser Zwecke wegen eingepflanzt? Mag sie nicht der Weg seyn, den die Vorsicht wählte, um die Saaten der Erkenntniß und der Weisheit von Jahrhundert zu Jahrhunderten, trotz dem unabwendbaren Untergange der Werke, in welchen er zuerst aufkeimte, zu verbreiten? Wir sehen, daß die Natur weise, obgleich sonderbar, für die Verbreitung des Samens von Klima zu Klima, mittelst der Schnäbel gewisser Vögel, gesorgt hat, so daß Thiere, welche an und für sich nicht viel besser als Aas, und dem Anscheine nach als geächtete Diebe im Garten und dem Kornfelde zu betrachten sind, in der That zu Boten der Natur werden, um deren Segnungen zu verbreiten und dauernd zu machen. Auf ähnliche Art werden die Schönheiten und guten Gedanken alter und verschollener Schriftsteller von diesen Zügen von Raubschriftstellern aufgelesen und wieder ausgestreut, um nach langer, später Zeit wieder zu blühen und Früchte zu tragen. Viele von ihren Werken machen auch eine Art von Seelenwanderung, und gehen in neuen Gestalten hervor. Was früher eine schwerfällige Geschichte war, lebt in der Gestalt eines Romans wieder auf — eine alte Legende verwandelt sich in ein neues Schauspiel — und eine nüchterne philosophische Abhandlung liefert den Stoff für eine ganze Reihe von hochtrabenden und sprudelnden „Versuchen." So geht es auch mit dem Aushauen unserer Waldstrecken in Amerika, wo wir einen Forst von stattlichen Fichten abbrennen, nimmt ihre Stelle ein Geschlecht von Zwergeichen ein, und wir sehen nie den hingestreckten Stamm eines zu Staub vermodernden Baumes, der nicht ein ganzes Geschlecht von Schwämmen erzeugt.

Laßt uns daher über den Verfall und die Vergessenheit, in welche alte Schriftsteller versinken, nicht klagen, sie gehorchen nur dem großen Gesetze der Natur, nach welchem alle unter dem Monde befindliche Gestalten ihrer Form nach in der Dauer beschränkt seyen, ihren materiellen oder geistigen Bestandtheilen nach nie untergehen sollen. Geschlecht auf Geschlecht, sowohl im thierischen als im Pflanzenleben, geht vorüber, allein das Lebensprincip

Digitized by Google

dauert bis auf die Nachwelt, und die Gattung fährt fort, zu blühen. So erzeugen auch Schriftsteller andere Schriftsteller und gehen, nachdem sie eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen haben, in einem gesetzten Alter heim zu ihren Vätern, an deren Geistesprodukten sie sich früher eines Plagiats schuldig gemacht.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Es ist immerhin möglich, daß der günstige Leser sehr plötzlich immerhin noch in die Mode kommt. Wer hätte es dem unschuldigen Worte Immerhin angesehen, daß es immerhin so Mode werden würde? Aufmerksame Leser haben es schon länger bemerkt; heute liegen Blätter vor uns, in denen das Wort immerhin wohl zwanzig und mehre Male vorkommt. Immerhin! (Dorfz.)

Ludwig Kalisch hat ein fünfactiges Lustspiel vollendet, welches im Laufe dieses Sommers an sämmtliche deutsche Bühnen versendet wird. Es steht zu erwarten, daß das Bestreben dieses geistreichen Schriftstellers, „ein deutsches Lustspiel", in der wahren Bedeutung des Wortes zu schaffen, Anerkennung und das Stück auf unsern Bühnen beifällige Aufnahme finden wird.

Korrespondenz.

Gießen, 14. Mai.

Der am 9. d. hier mit Tod abgegangene Professor der Medicin Hr. geheime Medicinalrath Dr. Johann Bernhard Wildrand wirkte an unserer Universität seit dem Jahre 1809, wo er in Folge seiner bekannten Schrift: „Darstellung der gesammten Organisation" von der Universität Münster hierher berufen wurde. Daselbst hatte er seine Gymnasial- und erste akademische Bildung erhalten, welche er späterhin, den medicinischen Studien sich widmend, zu Würzburg, wo er 1806 die Doktorwürde erhielt, und zuletzt zu Paris fortsetzte. Schon während seines Gymnasialcursus fühlte er sich zu dem Studium der Naturwissenschaften und der Philosophie, besonders zu den Lehren Fichte's und Schelling's, hingezogen, und im Verfolge seiner wissenschaftlichen Laufbahn hat er durch die Herausgabe mehrerer Schriften bewiesen, daß er in der Naturkunde zu untersuchen und im Geiste von Fichte's Wissenschaftslehre und Schelling's Naturphilosophie zu speculiren verstand. In seiner Eigenschaft als Lehrer der Anatomie, Physiologie und Naturkunde hat er auch in literarischer Beziehung, theils durch die Herausgabe selbstständiger Schriften, theils durch Abhandlungen in Zeitschriften, sich einen Namen gemacht. Unter jenen nennen wir blos seine Physiologie des Menschen (1815), seine Handbücher der Botanik nach Linné's System (1819), der Naturgeschichte des Thierreichs (1829) und der vergleichenden Anatomie (1838), und unter letzteren, den Beiträgen für Journale nämlich, können wir hier nur im Allgemeinen an seine zahlreichen Aufsätze in der Isis, den medicinischen Annalen und anderen periodischen Schriften erinnern. Eine lange Reihe von Jahren hindurch wußte er sich jenes Lehrtalent zu erhalten, welches, bei seiner umfassenden wissenschaftlichen Bildung, die Erfolge seiner Vorlesungen sicherte. Seine botanischen Lehrvorträge und die größeren Excursionen, die sich zeitweise daran knüpften, werden sich gewiß bei seinen früheren Zuhörern in dem freundlichsten Andenken erhalten haben. Treu den Wissenschaften und seinen Berufspflichten, kannte der Verblichene kein größeres Vergnügen, als jenen zu dienen und diese mit strenger Gewissenhaftigkeit zu erfüllen. Er war geboren im Jahr 1779, am 8. März, zu Klarholz in der Grafschaft Rheda. Viele gelehrte Gesellschaften des In- und Auslandes zählten ihn zu ihrem Mitgliede, wie er auch, in ehrender Anerkennung seiner Verdienste, vom Großherzog Ludwig I. bereits im Jahr 1827 mit dem Ritterkreuze des von diesem Fürsten gestifteten Ordens decorirt worden war. D.

Bensheim, 11. Mai.

Dem kürzlich in diesen Blättern veröffentlichten, von einem anderen Korrespondenten ausgegangenen (eine in der Frühe des Osterdienstags zwischen hier und Lorsch an einem hiesigen jungen Bürger verübte Mordthat betreffenden) Bericht haben wir heute ergänzend und berichtigend nachzutragen, daß die der schweren That zunächst dringend Verdächtigen, nämlich die junge Frau des Entleibten und ein hier in Arbeit gestandener auswärtiger Küferbursche, sodann zwei andere vorläufig in diesen Criminalprozeß verwickelte Lorscher Einwohner, nach bereits oberrichterlich erkannter Specialinquisition, aus den Gefängnissen zu Lorsch und Heppenheim bereits heute hier durch an das Criminalgericht zu Darmstadt abgeführt worden sind, um dort von dem competenten Richter prozessirt und nach Verschulden gerichtet zu werden. Man durfte billig erwarten, daß die gedachten unglücklichen Inquisiten, deren Schuld zur Zeit von Richteramtswegen noch keineswegs vollständig ermittelt und rechtskräftig ausgesprochen ist, bei ihrer hiesigen Durchführung wenigstens diejenige theilnehmende Schonung finden würden, die der fühlende Christ nach der Belehrung unseres Heilandes immerhin dem angeklagten Mitmenschen widmen soll, da ja kein Sterblicher frei von Sünden, folglich nicht berechtigt ist, im Sinne des Splitterrichters oder des hochmüthigen Pharisäers, den ersten Stein auf seine Mitmenschen zu werfen. Leider mußten wir dennoch das Gegentheil erfahren und mit schmerzlichem Bedauern wahrnehmen, daß die in den Straßen unserer Stadt zusammengelaufene große Menschenmenge unausgesetzt öffentlich aufgefordert wurde, die Inquisitin mit Hohn und Schmähgeschrei zu verfolgen, was denn leider auch von einem herz- und gefühllosen rohen Pöbelhaufen auf die gemeinste Weise geschah, ohne daß Jemand hindernd dazwischen getreten wäre. Und so wurde erwähnte Arrestantin, welche nicht der rohe Pöbel, sondern das competente Richteramt nach den Gesetzen zu verurtheilen oder freizusprechen hat, gegen Recht und Sitte mit dem rohesten Hohngeschrei bis vor die Stadt verfolgt, was hiermit öffentlich gerügt werden muß, damit künftig Aehnliches möglichst verhindert werden möge.

Oppenheim, 12. Mai.

Am verflossenen Sonntag unternahm der hiesige Singverein „Harmonie" eine Lustfahrt nach der Schwedensäule, einem ohngefähr zwei Stunden oberhalb Oppenheim auf dem rechten Ufer des sogenannten alten Rheins gelegenen Denkmale, welches zur Erinnerung an den großen Schwedenkönig Gustav Adolph, der auf einem Scheunenthore dort über den Strom setzte, errichtet wurde. Der holde Mai begünstigte die Fahrt mit dem reinsten Himmel und die grünen, durchschlagenden Wellen des spiegelglatten „Vielbesungenen" trugen Sänger und Sängerinnen glücklich an's Ziel. In dem Schatten dichtbelaubter Eichen ließ man sich nieder, und nachdem die Proviantkörbe, ihres verschiedenartigen festen und flüssigen Inhaltes beraubt, die Gelüste des Magens befriedigt hatten, huldigte man Terpsichore'n und dem Gott der Töne. Das herrliche Nationallied: „Was ist des Deutschen Vaterland" erscholl aus kräftigen Kehlen und die murmelnden Wogen des Rheins, die rauschenden Wipfel der Eichen und ein Chor von Nachtigallen stimmte mit darein. Nach Beendigung jenes Liedes wurde dem Schöpfer desselben, dem beliebten Volksdichter Arndt, ein Toast gebracht. Aber auch dem Andenken des frommen nordischen Helden, der, fern von seiner Heimath, umgeben von den Schrecken des Krieges, sein Leben an dieser Stelle des Stromes auf's Spiel setzte, um sein Werk zu vollenden, wurden einige Worte geweiht. Nachdem man also der Freude weidlich geopfert, bestieg man, getrieben von herannahenden Gewitterwolken, wieder die Schiffe und steuerte der Heimath zu. Das trübe Gesicht des Himmels konnte aber die Lust der Gesellschaft nicht im mindesten stören, denn der Geist des Frohsinns, welchen Bacchus in seinen Saft gebannt, verläugnete an seinen Verehrern die göttlichen Wirkungen nicht. Kurz nach Anbruch der Nacht erreichte man Oppenheim und begrüßte die am Strande harrende Menschenmenge mit Böllerschüssen, mit Musik und Gesang. Was auch von gewisser Seite über die Bedeutung dieser Lustfahrt, welche doch nichts mehr und nichts weniger beabsichtigte, als in geselligem Kreise, an einem Orte, den Natur und Geschichte gleich anziehend machen, einen vergnügten Tag zu verleben, gesagt werden mag, so muß jeder Unparteiische der „Harmonie" das Lob angedeihen lassen, daß sie, eingedenk ihres edlen Zweckes, nur im Wohlklang der Töne und im Einklang der Gesinnungen ihrer Mitglieder Ehre und Ruhm sucht.

Auflösung der Charade in Nro. 134:
Brautkranz.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 137. Montag, den 18. Mai 1846.

Der Emporkömmling.

Erzählung vom Freiherrn J. J. A. Erben.

(Fortsetzung.)

5.

Es war am 16. Juli 1790, als ein junger Offizier mit einem kleinen Gefolge in das Thor von Stockholm einritt, eine zahllose Volksmenge war versammelt und rief dem Courier, dem Ueberbringer der Siegesnachricht, ein donnerndes Lebehoch zu. Er aber sprengte eilig nach dem königlichen Schlosse, um der Königin seine Sendung zu überbringen. Der Offizier war Major Nordenskiold.

Das Gerücht von seiner Ankunft verbreitete sich wie ein Laufeuer durch die Stadt, viele Leute erinnerten sich seiner noch als Student, und man war begierig, den jungen Offizier zu sehen. Auch zu Christine Ulrikens Ohren war die Nachricht gekommen, Abends war Cour bei'm Hofe; er wird gewiß zugegen seyn; wer war glücklicher als das Fräulein.

Nordenskiold würde wahrscheinlich mit nicht so entzückten Gefühlen dem Wiedersehen seiner Geliebten entgegen gegangen seyn, aber eine Stunde bevor er Wästerwik verließ, rief ihn Baron Armfelt zu sich. „Sie reisen nach Stockholm?" fragte er.

„Ja, Excellenz."

„Wenn Sie Fräulein de Geer sehen, melden Sie ihr meinen Respekt, und sagen Sie, ich werde Wort halten."

„Warum erröthen Sie? —"

„O nicht im geringsten," stotterte Oskar, erschrocken über das verrätherische Blut seiner Wangen, und ward noch röther.

„Mein junger Freund," sagte der General, seine Hand auf Oskar's Schulter legend, „gehen Sie getrost nach Stockholm, und gedenken Sie meiner Worte. Sie werden höher steigen, als Sie sich träumen lassen, und vergessen Sie Ulrike de Geer nicht."

Der Major empfahl sich, und sein kluger Sinn sah ein, daß der General vollkommen von seinen Gefühlen für Fräulein de Geer unterrichtet war, auf welche Art, war ihm ein Räthsel.

Als die Cour im Schlosse zu Stockholm begann, hatte Nordenskiold das Glück, von der Königin beachtet und einiger Worte gewürdiget zu werden, hierauf zog er sich in eine Ecke zurück und beobachtete die ganze Gesellschaft. Die Baronin de Geer fehlte noch; so oft sich die Thüre öffnete, fühlte er, daß alles Blut in seine Wangen schoß, und sein Herz schlug hörbar; oft ward er getäuscht. Sollte sie krank seyn? Der Gedanke beunruhigte ihn, und er konnte sich nicht enthalten, seinen Nachbarn eine Frage wegen Fräulein de Geer zu thun.

„Sie ist die einzige Dame, die ich kenne," sagte er gleichsam zur Entschuldigung seiner Frage, denn es schien ihm, als möchte Jedermann ihm ansehen, was in seinem Herzen vorginge.

Der Mann, den er fragte, war der berühmte Bildhauer Sergel.

„Fräulein de Geer erscheint gewiß," entgegnete dieser, den jungen Major betrachtend, „wünschen Sie einigen Damen vorgestellt zu werden, so wird es mir ein Vergnügen seyn, Ihnen diesen Dienst zu erweisen."

„Später, wenn Sie die Güte haben wollten;" sprach der Major, „mir ist jetzt etwas unwohl, der rasche Ritt, die Lichter, die Hitze, ich muß irgendwo Luft schöpfen. Er zog sich wieder in die Fensterbrüstung zurück und beobachtete die Thüre; — wieder öffnete sie sich, und — Christine Ulrike trat ein an der Seite ihrer Mutter. Oskar war entzückt, sie, deren Bild in seinem Herzen wohnte, der Stern seines Lebens, an die er im Gefechte, wachend und träumend dachte, und deren Besitz der Zielpunkt aller seiner Wünsche war, trat ein. Ihr Auge überflog die ganze Gesellschaft, er war ihr durch die Gardine verborgen, ihr Gesicht schien ängstlich zu werden, und zerstreut beantwortete sie die Reden eines von Wohlgerüchen duftenden wohlgepuderten Kammerherrn. Oskar war noch ein zu junger Emporkömmling, als daß er schon einen gewissen Grad von Gewandtheit und Arroganz erlangt haben sollte. Seine Uniform stand gut, und er hatte hübschen militärischen Anstand, aber noch trug er die verrätherische Gewohnheit des Erröthens an sich, und noch kam er wegen Kleinigkeiten in Verlegenheit.

Er ließ eine halbe Stunde verstreichen, ehe er sich entschließen konnte, das Fräulein anzusprechen, und er mußte sich erst eine Menge Vernunftgründe vorsagen, daß er jetzt dem Fräulein am Range näher stehe, denn vorhin. Endlich überwand er seine Aengstlichkeit. Er schritt mit mühsam errungener Fassung auf das Fräulein zu, und das Herz, das vor den feindlichen Kugeln ruhig blieb, pochte hörbar bei dem Blicke, welchen Christine Ulrike dem Major zuwarf, als er sich ihr nahte.

„Wollen Sie mich wieder erkennen, mein Fräulein, obschon ich meinen Stand geändert habe?" fragte er mit zitternder Stimme.

„O, Herr Major," entgegnete Fräulein de Geer, ebenfalls verlegen, „die Veränderung kleidet Sie so vortheilhaft."

„Sonst nannten Sie mich Nordenskiold," unterbrach sie Oskar. „Aber damals waren andere Zeiten. —"

„Und sollte diese Aenderung der Zeiten auch auf Ihr Benehmen gegen mich Einfluß haben?" fragte der Major zweifelhaft.

„Gewiß nicht," sprach Ulrike hastig.

„Baron Armfelt trug mir auf, Ihnen, mein Fräulein, seinen Gruß zu melden, und zu sagen, er würde sein Wort gewiß halten."

„Und wissen Sie, worin dieses besteht?"

„Nein, darüber schwieg er."

Das Gespräch war im Gange. Oskar schien mit dem Civilkleide einen großen Theil seiner Schüchternheit abgelegt zu haben, und er sagte der Geliebten Dinge, die er sonst kaum zu denken wagte.

Digitized by Google

Nordenskiold war ein feingebildeter Mensch, und wenn er auch vorhin, seiner dürftigen Lage wegen, keinen solchen Cirkel besuchte, in welchem sich seine Bildung geltend machen konnte, so fühlte er sich jetzt doppelt glücklich, und erkannte den Werth dessen, was er gelernt hatte. Die Zeit verstrich windesschnell, am nächsten Morgen schon sollte er zur Flotte zurückkehren, er mußte daher die Zeit klug benützen; denn es war möglich, daß er das ihm theure Wesen nach Monden, vielleicht nach Jahren nicht wieder sehen würde. Nordenskiold tanzte mit der Prinzessin Sophie, er tanzte mit der Gräfin Cederström, und er tanzte mit Fräulein de Geer, das war ihm mehr werth, als alles Uebrige.

Der Umstand, daß er von einer altadeligen geachteten Familie abstammte, kam ihm sehr zu statten, denn die jungen Kavaliers wären dem parvenue, wie man ihn allgemein nannte, zuverlässig höchst hochmüthig begegnet. — So fand er allgemein eine gute Aufnahme. Nordenskiold's klarer Geist gab ihm einen richtigen Takt im Benehmen, daß er gegen Niemand einen Verstoß beging, und als der Ball zu Ende war, erklärten die Damen, der Major sey ein sehr hübscher, liebenswürdiger Mann, und die Herren gaben den Ausspruch, Nordenskiold sey viel vernünftiger, als man je unter diesen Umständen erwarten konnte. Oskar und Christine Ulrike waren mit sich selbst vollkommen zufrieden, denn obwohl sie nicht ein Wort von Liebe sprachen, wußten doch Beide, wie theuer sie sich waren. Es fiel zwar auf, daß Christine Ulrike, die sonst so stolz war, mit ihrem ehemaligen Musikmeister so viel sprach und ihn offenbar bevorzugte, aber Niemand errieth Beider Herzenszustand, Niemand dachte daran, daß zwischen Beiden irgend ein anderes Verhältniß, als das der Herablassung von Seite Christinens, das der größten Ehrfurcht von Seite Nordenskiold's bestehe.

Vielleicht würde dann der Major von den jungen Kavalieren nicht so günstig beurtheilt worden seyn, denn Fräulein de Geer zählte viele Anbeter.

Der Ball war zu Ende — ein Blick bei'm Abschiede sagte unserem Helden mehr, als eine halbstündige Unterredung, und überselig eilte er nach dem Gasthofe, in welchem er abgestiegen war, um einige Stunden Schlaf zu genießen, da er mit Tagesanbruch mit Eilpost wieder nach Wästerwik mußte.

(Schluß folgt.)

Die Kunst des Büchermachens.

(Schluß.)

Während ich mich diesen Träumereien überließ, hatte ich mich mit dem Kopfe an einen Haufen ehrwürdiger Folianten gelehnt. Sey es nun, daß die aus diesen Werken entströmenden Dünste, oder die tiefe Stille im Zimmer, oder die von dem vielen Umherwandern herrührende Müdigkeit, oder eine unglückliche, mir leider eigene Gewohnheit, Alles zu ungebührlichen Zeiten und an ungebührlichen Orten zu thun, so betäubend auf mich wirkten — kurz, ich schlief ein. Meine Einbildungskraft aber fuhr fort, geschäftig zu seyn, und derselbe Schauplatz blieb, mit einiger Veränderung in den Einzelnheiten, vor den Augen meines Geistes. Ich träumte, daß das Zimmer noch mit den Bildern alter Schriftsteller behängt sey, daß aber die Anzahl sich vermehrt habe. Die langen Tische waren verschwunden, und statt der weisen Magier, sah ich einen zerlumpten, abgerissenen Haufen, wie man ihn in der Nähe des großen Magazins alter abgelegter Kleider, in Monmuth-Street, sich herumtreiben sieht. Sobald sie ein Buch in die Hand nahmen, so schien es mir, nach einem der Widersprüche, welche häufig Träume zu begleiten pflegen, daß es sich in ein Kleid von fremdem oder altväterischem Schnitte verwandelte, welches sie sogleich anlegten. Ich bemerkte jedoch, daß keiner sich in einen ganzen Anzug kleiden wollte, sondern von dem einen einen Aermel, von dem andern einen Kragen, von dem dritten einen Schooß nahm, sich so mit lauter Stückwerk schmückend, wobei einige von seinen ursprünglichen Lumpen unter seinem erborgten Putze hervorblickten.

Es war da ein stattlicher, rosiger, wohlgenährter Pfarrer, den ich mehrere verschimmelte polemische Schriftsteller durch ein Augenglas betrachten sah. Er bemächtigte sich bald des faltenreichen Mantels eines der alten Kirchenväter, und, nachdem er einem andern seinen grauen Bart wegstipizt hatte, bemühte er sich überaus weise auszusehen; allein der grinsende Gemeinplatz in seinem Gesichte strafte alle den geborgten Schmuck der Weisheit Lügen. Ein kränklich aussehender Herr war beschäftigt, ein dünnes Gewand mit Goldfäden zu besetzen, die er aus mehreren alten Hofkleidern, von den Zeiten der Königin Elisabeth her, ausgezogen hatte. Ein Anderer hatte sich prächtig aus einer illuminirten Handschrift ausgeputzt, einen Blumenstrauß an seine Brust gesteckt, den er aus dem „Paradiese schöner Sinnsprüche" gepflückt, und schritt, nachdem er Sir Philipp Sidney's Hut auf die eine Seite aufgesetzt, mit einer ausgesuchten Art von gemeiner Zierlichkeit umher. Ein Dritter, von nur winzigem Umfange, hatte sich mit seiner Beute aus mehreren dunkeln philosophischen Abhandlungen wacker ausgestopft, so daß er sich von vorn sehr stattlich ausnahm; aber von hinten war er jämmerlich zerlumpt, und ich bemerkte, daß er seine Beinkleider mit Pergamentfetzen aus einem lateinischen Schriftsteller geflickt hatte.

Es waren einige wohlgekleidete Herren da, die sich nur zu einem einzelnen Edelstein oder dergleichen verhalfen, der unter ihrem eigenen Schmuck glänzte, ohne diesen zu verdunkeln. Einige schienen auch die Trachten der alten Schriftsteller nur deßwegen zu betrachten, um sich ihre Geschmacksgrundsätze anzueignen, und die Art und den Geist derselben anzunehmen; aber ich muß leider sagen, daß es nur zu Viele gab, die sich vom Kopfe bis zu den Füßen, auf die eben beschriebene Art Flickwerk-Weiße schmückten. Ich muß hier eines Genies, in gelblichbraunen Beinkleidern und Gamaschen, mit einem arkadischen Hute, erwähnen, das eine gewaltige Neigung zum Schäferlichen hegte, dessen ländliche Wanderungen sich aber auf die klassischen Orte von Primrose-Hill und die Einsamkeit des Regenten-Parks*) beschränkten. Es hatte sich mit Kränzen und Bändern aus allen alten Schäferdichtern geschmückt, ließ den Kopf auf eine Seite hängen und ging mit einer phantastischen Maienblumen-Miene umher, „von grünen Feldern schwatzend." Die Person aber, welche meine Aufmerksamkeit am meisten erregte, war ein geschäftiger, alter Herr, in geistlicher Tracht, mit einem auffallend großen und viereckigen, aber kahlen Kopfe. Er trat schnaufend und keuchend in das Zimmer, suchte seinen Weg mit den Ellbogen durch die Menge, mit einem Gesicht voll trotziger Selbstgenügsamkeit, und nachdem er sich eines dicken griechischen Quartanten bemächtigt hatte, setzte er ihn auf seinen Kopf und ging nun majestätisch mit einer furchtbar gekräuselten Perücke hinweg.

Mitten in dieser literarischen Maskerade erscholl plötzlich von allen Seiten das Geschrei: „Diebe, Diebe!" Ich sah auf, und siehe, die Portraits an den Wänden bekamen Leben! Die alten Schriftsteller reckten zuerst einen Kopf, dann eine Schulter aus der Leinwand hervor, blickten einen Augenblick neugierig nieder auf die bunte Menge, und stiegen dann, mit Wuth in ihren Augen, herab, ihr geplündertes Eigenthum in Anspruch zu nehmen. Die Scene des Gewirrs und Getümmels, welche folgte, übersteigt alle Beschreibung. Die unglücklichen Verbrecher suchten vergebens mit ihrem Raube zu entschlüpfen. Auf der einen Seite sah man ein

*) Primrose-Hill, der Primelen-Hügel ist der höchste Punkt nordwestlich von London, und der Regenten-Park (Regent's Park), eine große parkartige Anlage, am nordwestlichen Ende der Stadt, welche durch die prächtige Portland-Street mit der Stadt in unmittelbarer Verbindung steht.

Digitized by Google

halbes Dutzend alter Mönche einen neueren Professor entkleiden, auf der andern erging eine gewaltige Verheerung über die Reihen neuerer dramatischer Schriftsteller. Beaumont und Fletcher stürmten, einander zur Seite wie Castor und Pollux, auf dem Kampfplatze daher, und der gewaltige Ben Jonson that noch mehr Wunder, als damals, wo er als Freiwilliger bei dem Heere in Flandern diente. Was den flinken kleinen Zusammenträger von literarischem Gemengsel betraf, dessen ich vorhin erwähnt habe, so hatte er sich, wie Harlekin, in die mannichfaltigsten Flicken und Farben gekleidet, und es entspann sich um ihn ein eben so heftiger Streit, wie einst um die Leiche des Patroklus. Es betrübte mich ungemein, mehrere Leute, die ich mit ehrerbietiger Scheu und Achtung zu betrachten gewöhnt war, sich hinwegstehlen zu sehen, ohne kaum einen Lumpen zu haben, ihre Blöße zu bedecken. Gerade da fiel mein Blick auf den geschäftigen alten Herrn in der griechischen grauen Perücke, der sich höchst erschrocken davon machte, in Gefolge eines halben Dutzends von Schriftstellern, welche laut hinter ihm her schrieen. Sie waren ihm dicht auf der Ferse; in einem Nu war seine Perücke fort; wie er sich wandte, schälten sie ihm einen Streifen seiner Kleidung ab, bis er nach wenigen Minuten aus seinem herrischen Prunke zu einer kleinen, winzigen „abgeschnittenen kahlen Bluese" zusammenschrumpfte, und nur mit wenigen Lumpen und Lappen, die um seinen Rücken flogen, abzog.

Es lag etwas so belustigendes in dem Unfalle dieses gelehrten Thebaners, daß ich in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, welches die ganze Täuschung zerstörte. Das Getümmel und Gezause war zu Ende. Das Zimmer nahm sein gewöhnliches Ansehen wieder an. Die alten Schriftsteller traten in ihre Rahmen zurück und hingen in düsterer Feierlichkeit an den Wänden. Kurz, ich fand mich wachend in meinem Winkel, vor der ganzen Versammlung von Bücherwürmern, die mich mit Verwunderung anstarrten. Nichts an dem Traume war wirklich gewesen, als mein Gelächter, ein Ton, der nie zuvor in diesem ernsten Heiligthum vernommen worden, und den Ohren der Weisheit so verhaßt war, daß er die ganze Brüderschaft elektrisirte.

Der Bibliothekar kam jetzt auf mich zu und fragte, ob ich eine Eintrittskarte habe. Anfangs verstand ich ihn nicht; allein ich fand bald, daß die Bibliothek eine Art von literarischem „Gehege" sey, das unter dem Schutze der Forstgesetze steht, und daß Niemand, ohne besondere Ermächtigung und Erlaubniß, sich unterfangen würde, darin zu jagen. Mit Einem Wort, ich stand als ein überwiesener Wilddieb da, und war froh, mich eilig zurückziehen zu können, sonst wäre eine ganze Meute von Schriftstellern auf mich losgelassen worden.

Mannichfaltigkeiten

Die königl. priv. Berliner Zeitung widmet dem Gastspiel des Hrn. H. Schneider (früher bei der Frankfurter Bühne) fortgesetzte und sehr gediegene Besprechungen; der neuesten derselben entnehmen wir Nachstehendes: Am 10. Mai: „Der Landwirth" (vom Verfasser von „Lüge und Wahrheit") und: „Die junge Pathe" (nach dem Französischen von Scribe). Hr. H. Schneider im ersten Stück „Rudolph", im zweiten „Eduard", als Gastrollen. — Beide Lustspiele haben lange geruht, und ihre Erneuerung darf man gut heißen; das erstere hat Längen, dagegen aber manches Glückliche und Gemüthliche in deutscher Charakteristik und zugleich wirksame Rollen; das andere — die Uebersetzung — hat Längen, dramatische Koketterie, aber ebenfalls wirksame Rollen. — Hrn. Schneiders „Rudolph" und „Eduard" waren, trotz der verschiedenen Nationalität, sehr verwandt; doch wurd' es klar, daß er für jetzt im Conversations-Stück sein Bestes thut. Mög' er sich da in der Charakterbildung recht feststellen, dann von dem gesicherten Besitzthum auf dem Boden der Wirklichkeit, der nicht zu verlieren, nur zu verklären ist im Ideellen, diesem sich nähern und zu solchem Zweck überall freimüthige Kritik finden. Hr. Schneider bezeugte jedenfalls, daß er im Conversations-Stück sich durch seine Natürlichkeit rascher noch vorwärts helfen kann, als im höheren Drama; wir aber hatten ihm anzudeuten, daß er auch zu jenem tiefer in den Geist hineingreifen muß.

In der diesjährigen Konzert-Saison in London werden auch, wie in früheren, die Namen von deutschen Künstlern nicht ungenannt bleiben. So lesen wir in den Londoner „Times" bei Veranlassung eines Konzertberichtes, daß Fräulein Rummel aus Wiesbaden sehr beifällige Aufnahme gefunden. Die sie betreffende Stelle lautet wörtlich also: „Ganz vorzüglich zeichnete sich an diesem Abend das Debut der Fräul. Rummel aus. Ihre Stimme ist ein Sopran, der klar und brillant in seinem ganzen Bereich, einen außerordentlichen Umfang besitzt. Diese Vorzüge, verbunden mit der Biegsamkeit und Nettigkeit ihres Vortrags, mit dem Licht und Schatten ihres Ausdrucks, werden Fräul. Rummel unfehlbar zu einem der glänzendsten Sterne der heurigen Konzert-Saison erheben. Die von ihr vorgetragenen Pieçen waren das Finale aus der „Nachtwandlerin", eine Tarantella und eine Tyroler Arie von Rossini."

In Wien bei Klang ist erschienen: „König Heinrich von Deutschland, historisches Drama in fünf Acten, von Otto Prechtler". Prechtler ist ein rüstiges und ernststrebendes Talent und erscheint auch in diesem neuen Drama als ein Mann, der würdig und selbstständig dasteht. Mit Vergnügen sehen wir im König Heinrich eine Dichtung, die Form und Gliederung hat, Form und symetrischen Bau bei einem historischen Drama, dessen Vorwurf nicht ohne Dornen für unsern Prechtler seyn konnte. König Heinrich, von Prechtler, ist eine geschichtliche Dichtung, welche auf die Sympathieen des Augenblicks zu wirken vermag und zum Theil dazu bestimmt ist; es ist halb ein Tendenz-Drama.

„Es kommt die Zeit, wo der Gedanke That wird,
Wo alle Selbstsucht in Gemeinsinn schmilzt,
Ein Gott im Himmel und ein einig Deutschland
Unter den Flügeln seines Adler ruht."

Wer erkennt da die Prophezeiungsmaxime im neuhistorischen Drama nicht? Dagegen ist aber durchaus nichts einzuwenden; die Geschichte ist das Lehrbuch der Zukunft mehr als der Vergangenheit, die Poesie ihre Auslegerin.

(Neue gemeinnützige Erfindung. — Wien, 11. Mai.) Ein hiesiger Techniker hat gegenwärtig folgende neue Erfindung gemacht, die er nach erhaltenem Privilegiumsrecht auszuführen gedenkt, bestehend in einem allgemeinen Flammenabwehrungsmittel, — ein Lackanstrich, der auf Holz, Papier, Leinwand u. s. w. statt des gewöhnlichen Oelanstrichs aufgetragen, dem Umsichgreifen und Fortpflanzen der Feuerflammen vollkommen widersteht, und zwar so, daß, wenn ein auf diese Art lackirter Gegenstand dem Feuer ausgesetzt wird, nicht mehr als der eine Fleck davon, an welchem das Feuer leckt, langsam verkohlen, die Flamme aber nicht Haarbreite weiter greifen kann, der übrige Theil also und Alles, was sich in der Nähe befindet, bleibt kalt und unversehrt. Dieser Lack unterscheidet sich von allen übrigen bisher zu diesem Zwecke vorgeschlagenen Mitteln durch folgende Eigenschaften, nämlich daß er in allen Farben und mit Glanz statt des gewöhnlichen Oelfirnisses angewendet werden kann, — keinen übeln Geruch verursacht, äußerst schnell trocknet und dem Regen und der Witterung überhaupt in höchsten Grade widersteht. — Man wird also dadurch in den Stand gesetzt seyn, innere Einrichtung der Häuser, Schindeldächer, Holz-, Waaren- und Getreidemagazine, Markthütten, Waaren-Emballagen, so auch Theaterdekorationen von Holz, Papier und Leinwand, dann Requisiten der Fabriken, Eisenbahnen

Digitized by Google

und Dampfschiffe mit diesem Lackanstrich vor Feuersgefahr zu sichern und den verheerenden Feuersbrünsten auf die einfachste Art vorzubeugen. Dem Vernehmen nach soll der Erfinder bereit seyn, das Geheimniß seiner Erfindung zur allgemeinen Benützung ganz frei zu geben, wenn ihm von Seite resp. Industrievereine der Sache angemessene Anbote gemacht werden.

Herweghs neueste Dichtungen führen den Titel: „Polens Sache — deutsche Sache."

400,000 Fässer nordamerikanischen Mehls sind zur Zeit allein in Liverpool unter Verschluß.

Korrespondenz.

Darmstadt, 12. Mai.

Von Seiten unserer Regierung wurde, sicherem Vernehmen nach, kürzlich der umsichtige Oberingenieur und Bahndirektor Laudenheimer nach Wien gesandt, um zum Nutzen der Verwaltung der Main-Neckar-Eisenbahn noch die bei dortigem Bahndetriebe gemachten Erfahrungen und Einrichtungen, namentlich die Bureau-Einrichtungen, kennen zu lernen. Das rege Bestreben großherzogl. Regierung, gemachte Erfahrungen zu nützen und Dasjenige zur Anwendung aufzufinden, was dem Gedeihen dieses Staatsunternehmens am förderlichsten seyn könne, verdient die allgemeinste Anerkennung um so mehr, wenn man bedenkt, wie theuer Erfahrungen im Eisenbahnwesen gewöhnlich zu stehen kommen, wenn man bedenkt, welche nachtheilige Folgen unpractische Bureau-Einrichtungen gerade auf diesem Felde gehabt haben und immer haben werden. Die größte Aufmerksamkeit dürfte der Besetzung der verschiedenen Stellen der Bureaux zuzuwenden seyn. Durch richtige Würdigung der Functionen der verschiedenen Stellen kann manchem bedauerlichen Mißgriffe vorgebeugt werden, und dadurch, daß man dieses zuweilen nicht gethan, daß man z. B. die Stellen der Expedienten durch Männer besetzte, denen, wenn gleich theoretisch gebildet, die für diese Posten unumgänglich nothwendige Geschäftsgewandtheit abging, wurden Unannehmlichkeiten, Klagen und sogar bedeutende Unordnungen hervorgeführt. Diese Posten sind, weil ihre Inhaber mit dem sahrenden Publikum zu verkehren haben, nicht unwichtig und müßten für Besetzung derselben Leute gewählt werden, die, practisch routinirt, Geschäftsgewandtheit mit Sprachkenntnissen verbänden. So wie mit diesen Posten, so ist es im Verhältnisse mit allen andern. Jeder an seinem Platze und dann gedeiht das Ganze.

Darmstadt, 12. Mai.

Vorgestern wurde der zweite Theil des von Hrn. Laelschmidt nach dem bekannten Roman des Eugen Sue bearbeiteten Drama's: „der ewige Jude" auf unserer Bühne zur Aufführung gebracht. Eine dramatische Composition wie diese, vorbereitet und eingeführt durch Hrn. Sue, den Großceremonienmeister am Hofe des wandernden Ewigen, erregte schon von vorne herein jenes lebendige Interesse, welches man bereits der Vorstellung des ersten Theils geschenkt hatte. — Wir werden nun noch zwei Vorstellungen haben, und dann wird die Bühne bis zum künftigen Herbste geschlossen bleiben. Ihre Regeneration in Beziehung auf das Künstlerpersonal scheint noch nicht ganz vollendet zu seyn, ob aber dadurch in allen Stücken reelle Vortheile erlangt werden dürften? Die Beantwortung dieser Frage glauben wir den Erfahrungen der nächsten Saison überlassen zu müssen. Fräul. Eppert ist jedenfalls eine schätzbare Acquisition; denn sie hat bereits gezeigt, was sie leisten kann. Aber sehr zu bedauern wäre es, wenn wir die Damen Marie und Seraphine Füest verlieren sollten, woran man jedoch noch nicht recht glauben will, da ihr Abgang in unterschiedlichen Rollenfächern eine allzu fühlbare Lücke zurücklassen würde. — Die gestrige Abendunterhaltung unserer Liedertafel bot in mehrfacher Beziehung ein besonderes Interesse dar, indem theils Musiker von Beruf, theils kunstbefriedigte Dilettanten das Ihrige zur Verschönerung des Abends beitrugen. Das Violinspiel des Hrn. Fr. Thomas (er trug eine Composition von Beriot vor) erregte einen um so größeren Beifall, als dieser junge Mann in seinen Leistungen auf diesem Instrumente seinen Jahren bereits vorauseilt zu seyn scheint. In der Kunst seinen Beruf findend, darf er es bei diesem glücklichen Anfange wohl wagen, ferner muthig weiter zu streben. — Gestern Nachmittag, gegen 6 Uhr, wurde die der Ermordung ihres Ehemannes angeklagte Babet Hahn aus Bensheim, nebst ihrem Mitangeklagten, Georg Brehm aus Reichenbach, unter einem großen Zusammenlaufe der Menge, hier eingebracht und in das Arresthaus abgeliefert. Erstere, die eine hübsche junge Person seyn soll, saß auf dem Wagen mit gänzlich verhülltem Gesichte; letzterer dagegen entzog sich der Beschauung der Menge nicht und schien durch seine regungslose Haltung und durch seinen stieren Blick zu verrathen, daß eine qualvolle Erinnerung sein Inneres beschäftige. Auf einem dritten Wagen bemerkte man noch einen Verhafteten, einen arglos und freundlich um sich blickenden jungen Mann, der zu der verbrecherischen That nur in entfernter Beziehung zu stehen scheint. Es heißt, er habe von der Angeklagten ein Geldgeschenk angenommen, und zwar unter dem Versprechen, die zufälligen Wahrnehmungen die er in Beziehung auf das vorgefallene Verbrechen gemacht habe, nicht bei Gericht anzuzeigen, sondern zu verschweigen. Der ganze Zug mit den escortirenden Gensd'armen war geeignet, bei dem menschenfreundlich gesinnten Beobachter die peinlichsten Gefühle bei dem Hinblick auf so viel zerstörtes Familienglück zu erregen. Längere Ehestreitigkeiten sollen dem Verbrechen vorausgegangen seyn, worin man jedoch weniger die Ursache finden will, als in dem Umstande, daß, dem Gerücht nach, zwischen den beiden Angeklagten ein verbotener Umgang stattgefunden haben soll. — Großstädtischen Unfug erleben wir auch hier bisweilen, wie z. B. daß Frauenzimmern Abends bei der Rückkehe aus dem Theater Kleidungsstücke zerschnitten oder wohl gar mit einer zerstörenden Flüssigkeit bespritzt wurden. Die Urheber so boshafter Streiche wußten sich seither allen Nachforschungen zu entziehen. Erst am vorigen Sonntag soll es gelungen seyn, ein dieses häßlichen Vergehens dringend verdächtiges Individuum fast auf der That zu ertappen und der Polizeibehörde zu überliefern.

Leipzig, 13. Mai.

In der Hinrichs'schen Buchhandlung dahier ist von dem interessanten, gerade in der jetzigen Zeitepoche gewiß Vielen willkommenen Werke des Hr. Carové: „Ueber kirchliches Cheistenthum, römisch-katholische Kirche und Reformen in derselben, Protestantismus und allgemeine Kirche" (XXIV und 388 Seiten stark) — eine zweite wohlfeile Ausgabe (1 Thlr.) erschienen, auf welche wir die Leser der Dioskuria durch die Mittheilung der neuen Vorrede des Verlegers aufmerksam zu machen nicht verfehlen: „Der Verfasser dieser geistvollen Schrift hat in langjährigem Kampfe für die Wahrheit und Entwicklungsfähigkeit der Idee des Uechristenthums seinem Namen Achtung und Vertrauen erworben. Gleich entfernt von der mystischen und unfruchtbaren Idratisieung des Katholicismus, wie von der geschichtlichen Beschränkung und der dogmatischen Einseitigkeit des Protestantismus, hat Hr. de. Carové die Reformbestrebungen seiner Zeit an den Urbedürfnissen der Religion und an den reinen Grundlagen des Christenthums zu prüfen und durch dieselben zu läuteen versucht. Die Fortschritte in dem kirchlichen Leben der Gegenwart vereinigt sich in der Anerkennung der practischen Geltung Dessen, was in der vorliegenden Schrift als Urgrund des Christenthums und als ewiges Bedürfniß des Geistes nachgewiesen wurde. Da die Gestaltung der kirchlichen Reform itzt theilweise noch unklar und formlos ist, so glaubt die Verlagshandlung mit vollem Rechte an diese gediegene Schrift aus der früheren Periode aufgeklärter Bestrebung für die Fortbildung des Katholicismus erinnern zu dürfen. Man findet in derselben gelehrte und scharfsinnige Erörterungen über „die Verklärung der Nationalreligionen zur christlichen Religion, über das Verhältniß des Christenthums zu dem Heidenthum und dem Mosaismus, über das Christenthum zu Anfang des 4ten Jahrhunderts, und über kirchliches Christenthum." Das Wesen der katholischen und der protestantischen Kirche und die Bildung der Reform derselben nach den Bedürfnissen der Zeit ist der Gegenstand besonderer Abhandlungen."

Dreisylbige Charade.

Die erste Sylbe zeiget euch den Ort,
Der nach vollbrachtem Tag der Port
Des müden Körpers ist. Die Zweite mit der Dritten
Wird in der Kunst wie in der Wissenschaft,
Nie von dem Mann von Geist und Kraft
Und selten nie von ihm bestritten.
Das Ganze hat in großen Schlössern
Stets anzuordnen und zu bessern.

W.....n. V. Stemmler.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 138. Dienstag, den 19. Mai 1846.

Der Emporkömmling.

Erzählung vom Freiherrn J. J. A. Erben.

(Schluß.)

6.

„Nun, Major, wie steht's in Stockholm?" fragte Baron Armfelt, als Oskar wenige Tage später in dessen Gemach trat. „Was macht Fräulein de Geer?"

„Sie trug mir auf, Euere Excellenz ihren Gruß zu vermelden," entgegnete der junge Mann, „und ihren Dank für das Versprechen, welches ihr Euere Excellenz machten.

„Aha, sagte sie Euch, welcher Art das Versprechen war?"

„Dieselbe Frage that auch Fräulein de Geer an mich, aber ich mußte ihr, wie jetzt Euerer Excellenz, antworten, daß ich keine Ahnung davon hätte!"

„Nun gut, Sie haben vermuthlich viel mit ihr getanzt?"

„Sie war so gnädig, mir zwei Tänze zu schenken," entgegnete Oskar erröthend.

Da trat der König ein, und fragte, warum der Major so roth sey?

„Ich spielte etwas den Quästionarius," sagte Armfelt lachend, „und darüber erröthete der Major."

Oskar wurde entlassen, und Armfelt erzählte dem König das ganze Geheimniß von Nordenskiold's Liebe.

„Foi de gentilhomme," rief Gustav lachend, „Du treibst schöne Sachen, Armfelt, indeß, ich habe ein Mal eine Vorliebe für diesen parvenue, und verspreche Dir, daß er sie haben soll, aber ma foi, das hätte ich nicht von der kleinen Geer erwartet; sie ist ja sonst ein wahres Kieselherz. Wer hat sich denn je rühmen können, vollkommen mit den Weibern bekannt zu seyn; die Weiberherzen sind von einem ganz andern Stoffe geformt, als unsere, und ich glaube, man findet nicht zwei, die sich gleichen."

Nordenskiold war in jeder Beziehung ein Glückskind. Der Kronprinz Gustav hatte den jungen Mann bei seiner Anwesenheit in Stockholm zu sehen gewünscht. Oskar wurde ihm vorgestellt, und das Kind fand Wohlgefallen an ihm.

Eben so der Herzog von Südermannland, nach dem Könige die wichtigste Person im Lande, und Herzog Karl nahm ihn sogar in den Freimaurer-Orden auf; (der Herzog von Südermannland war bekanntlich ein großer Liebhaber der geheimen Orden, und errichtete selbst einen, der jedoch keinen Bestand hatte), wogegen Oskar natürlich, ohne den Herzog zu beleidigen, nichts einwenden konnte.

Wir müssen uns, wenn wir nicht die glänzende, in den Jahrbüchern der Geschichte Schwedens genau verzeichnete Laufbahn unseres Helden, welcher bis zur Stufe des Admirals empor stieg, Schritt vor Schritt verfolgen wollen, was die uns vorgesetzten Gränzen dieser Erzählung zu weit überschreiten würde, erlauben, einen längern Zeitraum, nämlich bis zum Friedensschlusse von Werelee zu überspringen.

Die Schweden erlitten bedeutende Verluste durch diesen Frieden, und das Volk, von dem Herzog von Südermannland und seinen Günstlingen, den bekannten Baron Reuterholm an der Spitze, aufgestachelt, begann seine Gunst dem Könige zu entziehen, allein kaum war Gustav III. wieder in Stockholms Mauern eingezogen, kaum begannen wieder Feste auf Feste, so war Gustav wieder der Götze seines Volks, und wurde mehr verehrt denn vorhin.

Nordenskiold war in dem weiteren Verlauf des Krieges nicht vergessen worden, oder besser gesagt, er ließ sich nicht vergessen, denn in jeder Schlacht, in jedem Gefechte zeichnete er sich durch irgend eine kühne That aus, und in der Schlacht am 15. Juli, in welcher Gustav geschlagen und selbst zur Flucht genöthigt ward, gelang es nur durch die Kaltblütigkeit Oskars, den König ungefährdet fortzubringen.

Am Ende des Feldzugs war Oskar Oberst und Linienschiffs-Kapitän, und überdies erhielt er den schwedischen Freiherrnstand mit dem Prädikate Gustavshort.

Bald nach der Ankunft des Königs in Stockholm wurde ein glänzender Ball im Schauspielhause abgehalten, welchem auch natürlich der Oberst Baron Nordenskiold beiwohnte. Gustav trat auf Fräulein de Geer zu, und bat sie, mit ihm eine Polonaise zu tanzen.

„Sind Sie mit Armfelt zufrieden?" fragte er sie lächelnd.

„In wie ferne, Euer Majestät?" entgegnete Christine Ulrike.

„In Bezug auf meinen tapfern Baron Nordenskiold."

„Sire, Euer Majestät." stotterte das Fräulein ganz erschrokken bei der Idee, daß ihr Herzensgeheimniß dem Könige verrathen sey.

„Nur ruhig, meine Liebe, ich weiß Alles, und will für ihn den Freiwerber machen, denn sonst möchte die stolze Baronin de Geer, die den Grafen von Horn nicht ihrer Hand würdig fand, dem armen Baron. Nordenskiold gleichfalls einen Korb geben. Beantworten Sie mir nur eine einzige Frage:

„Sind Sie geneigt, meinem jungen Freund Ihre Hand zu reichen?"

„Ob ich will," — entgegnete Ulrike. Die Polonaise war zu Ende, und Gustav rief den jungen Obersten bei Seite.

„Ich habe Sie eben verlobt, Nordenskiold," sagte er.

„Euer Majestät," rief Oskar erschrocken, „ich —"

„Still, still —" sagte der Monarch, „dort steht Ihre holde Braut."

„Bei'm Jupiter, wir haben Wort gehalten," rief Baron Armfelt, hinzutretend, indem er sich die Hände rieb und freundlich lächelte.

Digitized by Google

Der Gesang.

Traurig, öde wär' das Leben,
Wenn uns nicht Gesang gegeben,
Als ein Freund in Freud' und Leid!
Von der Wiege bis zum Grabe
Steht des Himmels freier Knabe
Liebend, tröstend uns zur Seit'!

Wie ein Gruß aus lichtern Sphären
Tönt er, wenn die ersten Zähren
Glänzen in des Menschen Blick;
Auf die feuchten Augenlieder
Locket er den Schlummer wieder,
Wieget sanft in Ruh' und Glück.

Wenn die bunten Freudenkränze
In des Lebens kurzem Lenze
Sich die Unschuld lächelnd beicht; —
Wo der munt're Knabe eilet
Und das Mädchen spielend weilet
Fehlt des Himmels Bote nicht.

Fester schlinget er die Bande
Treuer Lieb' zum Vaterlande
In des Jünglings heißer Brust.
Durch der Vorzeit Bardenlieder
Und des freien Sangs Gefieder
Hebt er sich zur Thatenlust!

Er ertönt im Marmorsaale,
Wo die Freude sitzt zum Mahle
Und der Ueberfluß beglückt; —
Arme Sklaven wollen singen,
Wie auch ihre Ketten klingen
Und die ehr'ne Fessel drückt.

Sang erschallt wie Gottes Stimme
Wenn ein muthig Volk im Grimme
Holt die Wehre von der Wand;
Durch der Schlachten wildes Dröhnen
Wird der Heldenruf ertönen:
Auf mit Gott, für's Vaterland!

Darum singet, Deutschlands Söhne!
In dem weiten Reich der Töne
Reichet euch die Bruderhand!
Und das Lied von deutscher Treue,
Deutscher Eintracht tön' auf's Neue
In dem theuern Vaterland.

Saarbrück. G. E. Heermann.

Zur Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

Von der pseudonym erschienenen Schrift: „Die Schreckensjahre von Lindheim", welche den Hrn. Pf. Rudolph Oeser daselbst zum Verfasser hat, ist eine neue, mit der lithographirten Ansicht des berüchtigten Lindheimer Hexenthurmes gezierte Auflage in dem Verlag von H. Zimmer zu Frankfurt a. M. herausgekommen. Diese kleine Schrift wiegt manches bändereiche Werk auf, so treu, so wahr und so schön hat der Verfasser die Lebensgeschichte von Lindheim aus der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts erzählt, einer Epoche, in welcher sich die Schreckniße der Hexenprozesse erneuerten (1663), und wo das Inquiriren, die peinliche Frage (Folter), das Hängen und Verbrennen an der Tagesordnung war, wie vielleicht an wenigen Orten Deutschlands zu der damaligen Zeit, wo der Hexenglaube schon stark im Sinken begriffen war. Lindheim war damals ein gewerbschaftlicher Ort, und ein Abenteurer aus dem dreißigjährigen Krieg, der Amtmann Geiß daselbst, war von den Ganerben, auf seinen besonderen Antrag bevollmächtigt worden, die Hexenprozesse wieder zu beginnen und dem verdammten Hexenvolke mit Feuer und Schwert zu Leibe zu gehen. Der durch ein langes Kriegsleben verwilderte Mann, den überdies der Aberglaube seiner Zeit zu stählen schien, that es mit einer Beharelichkeit und Grausamkeit, daß er die Geißel der unglücklichen Bewohner von Lindheim wurde, welche, seiner richterlichen Willkür preisgegeben, vor dem Hexenthurme, vor der Folter, vor dem Strange oder dem Feuer zitterten. Lindheim war damals in einem völlig rechtlosen Zustande, denn Leben und Vermögen seiner Bewohner war keinen Augenblick sicher vor den Eingriffen des raublustigen und grausamen Amtmanns v. Geis, der, wie von einem bösen Geiste getrieben, sogar förmliche Hexenjagden in der Wetterau anstellte, welche ihn zum Schrecken der Gegend machten. Weder die in dem Auslande lebenden Ganerben von Lindheim, noch das Reichskammergericht zu Speyer hörten auf die bitteren Beschwerden und Klagen der so schwer bedrängten Lindheimer, die, zuletzt von Verzweiflung getrieben, gegen den Wütherich von Amtmann rebellirten und ihn verjagten. Sein Lebensende war seiner Thaten würdig. Bei einem Ritte über Land, als er von einer Anhöhe über einen Bach setzen wollte, brach Roß und Mann den Hals. Er blieb unbegraben an dem Ufer liegen, und die Lindheimer würden seine von den Winden dreier Jahrhunderte gebleichten Gebeine noch sehen, wenn nicht der böse Feind, wie die Sage geht, seine jämmerlich zugerichtete Leiche zur Nachtzeit entführet hätte. — Als Engel der Versöhnung und des Trostes in den „Schreckensjahren von Lindheim" erscheint der damalige Pfarrgeistliche Konrad Hölker, dessen Tagebuch aus der Schreckenszeit von Hrn. Oeser glücklicherweise aufgefunden wurde und aus welchen er viele Stellen wörtlich mitgetheilt hat. Seine so anziehend geschriebene Darstellung trägt ganz das Gepräge einer wahren Volksschrift, und aus diesem Gesichtspunkte ist sie auch von dem Würtemberger Volksschriftenverein, der 2000 Exemplare davon bestellt hat, betrachtet worden. — Deutschland verdankte dem Papste Innocenz VIII. die Hexenprozesse (1484), wie es später dem Papste Alexander VI. die Büchercensur mit ihren schädlichen Folgen zu verdanken hatte (1505). Jene sind schon längst in die Vergangenheit zurückgetreten, und diese, obschon fortwährend sich noch behauptend, wird der mächtigen Stimme des Zeitalters nicht lange mehr widerstehen können. — Betrachtet man die unglückselige Periode der Hexenprozesse und der Glaubensinquisition, so gewahrt man deutlich, wie der jeweilige Stand der Bildung eines Volkes seine Gesetzgebung und das öffentliche Strafverfahren bedingt. Ein durch Fanatismus und Unwissenheit herabgebrachtes Volk läßt sich unter dem Vorwande der Religion Alles gefallen, was vorgeblich zu ihrer Verherrlichung dienen soll. Aus diesem Grunde loderten früher in Deutschland die Scheiterhaufen für die Hexen, und eben so in Spanien für die Ketzer, welche der erste Großinquisitor, der furchtbare Torquemada, gleich anfangs in Masse verbrennen ließ. Gelänge es in Deutschland, den von mehreren Seiten her jetzt so lebhaft betriebenen Verfinsterungsversuchen in Schule und Kirche Bestand zu geben, so daß der Volksgeist allmählig umgewandelt würde, so könnte auch die öffentliche Gewalt, unterstützt von der geistlichen, alles Mögliche sich wieder erlauben und Institutionen einführen, die, denen der vergangenen Jahrhunderte ähnlich, zur Niedertretung und Entwürdigung der Menschheit dienen würden. O, die gutmüthige Leichtgläubigkeit des gemeinen Mannes läßt sich

Digitized by Google

gar zu leicht berücken! Er glaubt öfter für sein eignes Wohl zu kämpfen, während er mit selbstmörderischer Hand den Dolch des Fanatismus in das Herz seiner Kinder und in seinen eigenen Busen stößt. Eine vernünftige Aufklärung befördern, heißt daher einem Volke die sichersten Bürgschaften für sein bürgerliches und sittliches Wohlergehen in die Hände geben. Hätte in Galizien ein Volksunterricht bestanden, wie er in Deutschland großentheils zu finden ist, so würden die Unruhen dieser Provinz einen menschlicheren Charakter angenommen haben. So aber sah man dort eine wahrhaft cannibalische Abschlachtung des Adels von Seiten der wüthenden Bauern, die, als Verbündete der Staatsgewalt, sich Alles erlauben zu dürfen glaubten.

Schließlich noch ein paar Worte über die Geschichte der Hexenprozesse im Allgemeinen. Ihre Mordfackel loderte fast in dem ganzen christlichen Europa, selbst republikanische Staaten nicht ausgenommen, wie die Schweiz, wo in dem ersten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts der Landoogt Junker Lombach aus Bern auf seinem Amtssitze, Schloß Nidau am Bielersee, in gräuelhafter Weise mit den armen Hexen sein Unwesen trieb. Er ließ bisweilen mehrere zugleich verbrennen, nachdem sie vorher durch das summarische Verfahren der Tortur sich für schuldig bekannt hatten. Einsender dieses hat früher einen Theil dieser schrecklichen Akten an Ort und Stelle gelesen, deren Einsicht ihm der damalige Hr. Oberamtmann v. Mülinen aus Bern mit der zuvorkommendsten Gefälligkeit gestattete. Hier nur ein specielles Faktum aus demselben, welches den Geist der damaligen Criminalrechtspflege des Kantons Bern hinlänglich charakterisirt. Ein Franzose, in den Untersuchungsakten Hans Jakob Jacqurts genannt, war angeklagt, während seines Aufenthaltes in dem Dorfe Ligerz, am Bieler See, gotteslästerliche Reden ausgestoßen zu haben. Dem Landvogt der Grafschaft Nidau, dem schrecklichen Junker Nicolaus Lombach, vorgeführt und von ihm verhört und peinlich befragt, wurde dem unglücklichen Franzosen unterm 13. Oktober 1624 der Prozeß gemacht. Er ward verurtheilt zur Strafe der Enthauptung, nach vorgängiger Abhauung der Zunge, mit welcher er gesündigt hatte. Unter dem cannibalischen Urtheil steht folgende erbauliche Bemerkung: „Uff 19. Oktober anno 1624 ist obgeschribne Urtheil an der mißthätigen person erstattet worden, Gott hab syn Seel wol empfangen. Amen."

Möge übrigens der warnende Zuruf der Geschichte, deren Lehren die Völker theuer genug haben bezahlen müssen, für die Gegenwart nicht verloren gehen, damit das Reactionssystem in Staat und Kirche, welches hin und wieder so drohende Zurüstungen macht, den besseren Bestrebungen des Zeitalters unterliege und in die finsteren Werkstätten, aus denen es hervorgegangen, wieder zurückgescheucht werde.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 11. Mai.) Nach einer neueren k. Regierungs-Verordnung in Betreff des Besuchs öffentlicher Belustigungsorte von Seite der Gymnasialschüler sind die bisherigen Vorschriften dahin abgeändert, daß Eltern oder deren Stellvertreter ihre am Gymnasium studirenden Söhne oder Pfleglinge an anständige öffentliche Plätze mitnehmen können, wenn sie hiezu die Bewilligung des einschlägigen Rektorats erhalten haben. Diese Erlaubniß darf aber unter keiner Voraussetzung für den Besuch gemeiner Wirthshäuser und Belustigungsorte ertheilt oder hiefür mißbraucht werden. Hinsichtlich des Besuches der Theater, der Tanzbelustigungen und der sogenannten geschlossenen Gesellschaften, hat es bei den bisherigen Vorschriften, nach welchen die Erlaubniß hiezu bei den Rektoraten besonders nachgesucht, und von diesen immer nur für einzelne Fälle ertheilt werden darf, sein Verbleiben.

„Aus der Provence. Reisebriefe von Friedrich Ludwig. (Frankfurt a. M. bei Brömmer 1845.)" Vorliegende Blätter dürfen als ein klares Spiegelbild des provencalischen Landes und Volkes auf ein höheres Interesse Anspruch machen, als die gewöhnlichen Reisehandbücher und Reisebeschreibungen. Ueberall ist neben einer glänzenden Naturschilderung sorglich auf Sage, Geschichte, Geographie, Sprache, Kunst und Sitte Rücksicht genommen, wozu dem Verfasser durch einen längern Aufenthalt hinreichende Gelegenheit geboten wurde. Jedem, dem es um eine lebensvolle, poetische Anschauung der schönen Provence zu thun ist, möge das Büchlein freundlich empfohlen seyn.

(Ein spielendes Spinnrad.) Ein Bewohner des vorderen Schwarzwaldes, ein gewöhnlicher Bauer und Drechsler, Namens Wagener aus Openau, der nebenbei auch noch die Geige handhabt, und bei Kirchweihen und Bauernhochzeiten tapfer aufspielt, hat den praktischen Gedanken gehabt, ein spielendes Spinnrad zu verfertigen. Ich habe jüngst ein solches gesehen, schreibt der Redakteur der Bade-Zeitung, welches für die Frau Waldhornwirthin in Oberbeuern (Lichtenthal) bestimmt war. Wenn nun die Frau Waldhornwirthin oder ihr schmuckes Töchterlein an langen Winterabenden die schnurrende Spindel dreht, da kann sie sich nebenbei, und ohne daß es weitere Mühe kostet, zur Kurzweil die neuesten Walzer, Galopaden und Polka's aufspielen lassen. Sie stecken allesammt in ihrem Spinnrad. Die neue Erfindung wird in den niederdeutschen Spinnstuben Glück machen, wenn ein solches Rad nicht zu theuer zu stehen kommt.

Für die Freunde und Lehrer der Volks- und Elementarschulen ist das Erscheinen des Werkchens: „Die vier Grundrechnungsarten in unbenannten ganzen Zahlen. Von Georg Köpp Worms, bei J. M. Rahke. Preis 4 Kreuzer", gewiß von großem Interesse. Dasselbe zeichnet sich außerdem, daß es den Lehrern das so lästige Diktiren der Rechnungsaufgaben und viel Zeit erspart, die Arbeit erleichtert, den Hausfleiß befördert und in der Schule Stoff zur stillen Selbstbeschäftigung bietet, vor allen andern ihm ähnlichen Werkchen noch aus durch seinen in's Einzelne gehenden elementarischen Stufengang, die Reichhaltigkeit an Beispielen, die Klarheit und Anschaulichkeit seiner Begriffe, durch das Ausscheiden alles Unwesentlichen, den korrekten Druck, das weiße Papier und den enorm billigen Preis. — Es ist das erste Schulbuch, welches um so geringen Preis so Gediegenes bietet und deshalb aller Empfehlung würdig.

K. W....e.

(Mainz, 16. Mai.) In der Nacht vom 14. auf den 15. d. M. hat sich hier das nachstehende betrübende Ereigniß zugetragen. Es fanden sich nämlich in der Nähe der königl. preußischen Schießstände mehrere Personen ein, und die zur Bewachung der dortigen Kugelfänge aufgestellte Schildwacht rief, ihrer Instruktion gemäß, eine dieser Personen, welche sich derselben näherte, zuerst auf größere Entfernung an, und wiederholte diesen Anruf mit der Warnung, daß sie, wenn jene Person nicht stehen würde, schießen werde Nichtdestoweniger näherte sich das betreffende Individuum, worauf die Schildwacht nach dem dritten, ebenfalls erfolglosen Anrufe Feuer gab und den Verwarnten tödtlich verletzte. So bedauerlich der Vorfall an sich ist, so muß doch der unglückliche Ausgang desselben Dem zugeschrieben werden, der, trotz der wiederholten Warnung der Schildwacht, diese zwang, von ihrer Feuerwaffe den ihr zustehenden Gebrauch zu machen. Da es hinlänglich bekannt ist, daß bei dem Schießplatze kein Weg vorüberführt, so kann wohl kein Geschäft jene Personen veranlaßt haben, diese Gegend zu betreten; es ist daher wahrscheinlich, daß sie die Absicht hatten, das in den Kugelfängen befindliche Blei zu stehlen.

Als Merkwürdigkeit wurde vor einiger Zeit berichtet, daß eine Kerche auf der Magdeburg-Leipziger Eisenbahn unter eine Schiene

Digitized by Google

gebaut habe; ein noch merkwürdigerer Fall ist bei Oschersleben eingetreten, indem eine Bachstelze unter einen Transportwagen genistet und während dem Hin- und Herschieben auf der Eisenbahn, brütet. Das Hähnchen fliegt sehr häufig als Begleiter nebenher.

Korrespondenz.

Vom Rhein, 11. Mai.

Der in Nro. 111 d. Bl. enthaltenen Beurtheilung des von Hrn. Dr. Casimir Pfyffer herausgegebenen Schriftchens: „Meine Betheiligung an der Rathsherr Leu'schen-Mordgeschichte" müssen wir aus voller Ueberzeugung beistimmen. Mit seiner gewöhnlichen unerschütterlichen Gemüthsruhe und Klarheit schildert uns der Verfasser des genannten Schriftchens, der in der ganzen Schweiz als einer der ausgezeichnetsten Juristen bekannt und als ein streng rechtlicher und in jeder Beziehung unbescholtener Mann hochgeachtet ist, seine Erlebnisse während einer dreiwöchentlichen Haft, die schon bei ihrem Beginn durch Nichts gerechtfertigt erscheint, deren durchaus ungesetzliche Verlängerung aber ihren einzigen Grund hat in der hämischen Rachsucht der dermaligen Gewalthaber in Luzern gegen einen gefürchteten politischen Gegner, dem sie sonst Nichts anhaben können. Vorzüglich scheint der Buchbinder und Regierungsrath Alois Hautt (der von 1830 — 1840 als Vorkämpfer aller jesuitischen Bestrebungen eine ziemlich lächerliche Figur gespielt hat) dies als eine willkommene Gelegenheit benutzt zu haben, um durch Mißbrauch seiner jetzigen Gewalt als Präsident der Strafhauscommission (vgl. S. 30, 33, 36, 41) sein Müthchen einmal an einem erzliberalen Ketzer zu kühlen. Unter dem Vorwande der Mitwissenschaft und unterlassenen Denunciation des Leu'schen Mordes wird Hr. Dr. Cas. Pfyffer in der Nacht vom 31. Okt. auf den 1. Nov. von einer Schaar Landjäger und Soldaten aus dem Bette geholt und bis zum 3. Nov. in das finstere Loch gesteckt, welches vor ihm der Mörder Müller bewohnte. Schon im ersten Verhöre am 3. Nov. wird seine Unschuld klar erwiesen (S. 21); nichtsdestoweniger beschließt der große Rath am folgenden Tag auf einen schon vor dem Verhör verfaßten Bericht des Verhöramtes (S. 22 und 50 ff.) und auf den in den Akten durchaus nicht begründeten Antrag (S. 54 ff.) einer aus lauter politischen Gegnern des Angeschuldigten zusammengesetzten Großrathscommission ohne alle Einsichtnahme der Akten die Fortdauer der Haft (S. 24 und 57). Der Verhörrichter Ammann selbst erklärt dem Inhaftirten am 6. Nov. (S. 29), daß er in Bezug auf die Leu'sche Mordgeschichte keine Schuld an ihm finde; aber die Haft hört deshalb doch nicht auf, und die einzige Vergünstigung, die dem Gefangenen gewährt wird, besteht darin, daß er seit dem 9. Nov. sein Nachtessen nicht mehr in seiner Zelle im Dunkeln zu verzehren braucht, sondern Abends einige Stunden in der Wohnung des Zuchthausdirektors zubringen und dort rauchen darf. Mit Recht stellte sich daher bei Hrn. Dr. Cas. Pfyffer die Ansicht fest, daß er nicht sowohl in Untersuchungsverhaft, als vielmehr in Strafverhaft sitze, aber ohne Urtheil (S. 30); und nachdem er für das in den Augen der jetzigen Luzerner Gewalthaber furchtbare Verbrechen, ein Jesuitengegner und ein warmer Vertheidiger von Freiheit, Recht und Wahrheit zu seyn, noch weitere 14 Tage gebüßt hatte, wurde er nach mancherlei Vertröstungen und Ausflüchten (S. 40 — 45), die auf die Unabhängigkeit der dermaligen richterlichen Behörden im Kanton Luzern ein sehr trübes Licht werfen, endlich am 21. Nov. nur mit Widerstreben und trotz aller Unschuld nur gegen eine Caution von 5000 Franken der Haft entlassen. — Der frühere Beurtheiler hat das in Rede stehende Schriftchen allen Gesetzgebern und Politikern zur Beherzigung empfohlen; wir müssen demselben ein weit größeres Publikum wünschen und es namentlich allen Freunden und Lobrednern der Jesuiten zum gründlichen Studium empfehlen. Denn in dieser einfachen, ruhiggehaltenen Schilderung seiner Erlebnisse und in den angehängten Aktenstücken gibt der Verfasser zugleich ein getreues Spiegelbild der jetzigen, in wenigen Jahren durch den Jesuitismus bereits durch und durch corrumpirten Luzerner Zustände, so daß Jeder, der noch Augen hat zum Sehen, daraus entnehmen kann, wohin es führt, wenn einmal der Wahlspruch, daß der Zweck die Mittel heilige, in Politik und Rechtspflege als oberster Grundsatz adoptirt wird. Wir kennen auch in Deutschland manches Jesuitlein vom kurzen Rocke, das mit triumphirender Schadenfreude Dr. Cas. Pfyffer's Gefangennehmung begrüßte; möge es sich durch das Lesen des vorliegenden Werkchens überzeugen, daß sein Triumph ein voreiliger und eben so unbegründeter war, wie der seiner Geistesverwandten in Luzern.

Vom Taunus, im Mai.

Vernünftige Menschen werden sich bei ihren Strebungen nie über das Ziel unklar seyn und ihre Mittel zu wählen wissen. Die Männer in allen deutschen Landen, welche dem Volksgängerthum und seiner nationalen Ausbildung stets das Wort geredet haben, wissen recht gut, daß durch dieses hoffnungsreiche Leben nicht allein die humane Bildung und edler Kunstsinn, sondern auch das Gefühl der moralischen Kraft im Kern des Volks gehegt und gepflegt wird. Deshalb führen so viele Sängerbünde die Namen deutscher Dichter und Patrioten, „welche, Wohlklang dem Ohre und Labsal dem Herzen", unseren Helden des Wortes und des Schwertes eine größere und gewissere Unsterblichkeit sichern, als die Marmorbilder in der Walhalla zu Regensburg. Deshalb findet auch die Sitte des Vortrags klassischer Gedichte älterer und neuester Zeit immer freudigeren Anklang, weil das gesprochene Wort namentlich in größeren Versammlungen und in feierlicher Stunde einen weit kräftigeren Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, als wenn es nur in der Einsamkeit gelesen wird. Wenn Arnim der britischen Nation das schöne Zeugniß gibt, „daß sie ihren Shakespeare inne habe und gleichsam auswendig könne, wie wir den Katechismus in der Jugend", so frage ich, ob wir Deutsche nicht Dichtungen, namentlich lyrische, besitzen, die wohl verdienten, im ganzen deutschen Volke von den Quellen des Rheins bis zu den ehrwürdigen Hansestädten von Mund zu Mund zu gehen und in allen Konzerten aller deutschen Singvereine vorgetragen zu werden, ächter Bildung und ächter Gesinnung zum unberechenbaren Gewinn. Ich denke hier nicht allein an die Dichter von dem Schlage eines Schiller, Göthe, Uhland ꝛc., welche die Liebe und der Dank ihres Volkes schon längst mit dem immergrünen Lorbeer der Unsterblichkeit geschmückt hat. Ich denke an die jungen Sänger des deutschen Parnasses, an die kühnen und in reinster Begeisterung erglühten Dichter und namentlich an den „Ulrich von Hutten" von Robert Prutz und den „gefangenen Adler" von Ludwig Wittig. Diese beiden köstlichsten Blüthen unserer neuesten Lyrik verdienen das Interesse und allgemeines Bekanntwerden im höchsten Grade. Die Zukunft mag lehren, ob der Vortrag von Gedichten der Art bei Volksfesten praktisch ausführbar ist, aber davon sind wir überzeugt, daß sie im großen Schloßsaale zu Ufingen, wo der weitland so berühmte Dichter und Arzt Daniel Wilhelm Triller im Jahre 1734 seine glänzende, von ihm selbst sehr naiv geschilderte Hochzeit hielt, ganz an ihrem Orte sind und daß die Huldigungen, die hier dem Schönen und Guten gebracht werden, Ehre und Lob und Nacheiferung verdienen.

Frankfurt, 17. Mai.

Unter den Pianisten, welche in letzterer Zeit Frankfurt besuchten, ist Hr. J. A. Pacher aus Wien besonders hervorzuheben. Derselbe gab gestern Abend im Salon des Hauses Mozart ein Konzert, wobei er von mehreren hiesigen Künstlern und Dilettanten recht wacker unterstützt wurde. Die Gesangspiècen der Herren Hecht und Ketchner wurden mit Beifall aufgenommen, und Hrn. Heinrich Wolff's neuestes Quartett (Es dur) für Streichinstrumente und seine Variationen für die Violine fanden, sowohl deren Vortrag als Comopositionen, ungetheilte und lebhafte Anerkennung. Hr. Wolff spielt mit vieler Ruhe und Sicherheit, und seine gewandte Bogenführung läßt auf den ersten Blick erkennen, daß es ihm leicht ist, die schwierigsten Passagen auszuführen. — Der Konzertgeber, Hr. Pacher, beherrscht den Flügel vollkommen und versteht ihn trefflich zu behandeln. Hier ist bei der vollendetsten Technik keine Effekthascherei; sein Vortrag ist einfach, leicht und gefällig, verbunden mit der einschmeichelndsten Eleganz und dem schönsten Ausdruck. In seinen Variationen über Motive aus der Zauberflöte, Etude de Salon, la Harpe und l'Elegance zeigte er in Composition und Spiel den feinsten Geschmack. Die Instrumente treten unter seinen Händen in ihrem Toncharakter viel edler hervor, was besonders von den Streicher'schen Flügeln gilt, auf welchen, wie man zu sagen pflegt, Hr. Pacher zu Hause ist und denen er die klangvollste Kraftfülle und wieder die lieblichste Zartheit, den schönsten Gesangton entlockt, während er bei den ersteren Pièçen die scharf klingenden Tonwellen eines Erard in ihrer ganzen Stärke rauschen ließ. Wir fanden in diesem Konzerte bei den verschiedenen Flügeln bestätigt, daß neben französischer Kunst auch die deutsche Meisterschaft rühmlich zu bestehen vermag. Hr. Pacher, der vielen und lauten Beifall fand, wurde am Schlusse gerufen und mußte da Capo singen.

H. L.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 139. Mittwoch, den 20. Mai 1846.

Mutter und Tochter.

Nach Charles de Bernard von Kathinka Zitz.

I.

Eisern ist des Weibes Wille, wenn
das Weib sich selber klar ist.
Z. Werner.

„Also Sie beharren darauf, meinen Vorschlag zu verwerfen?"

„Ich bitte Sie, lieber Hofrath, vergönnen Sie mir frei zu athmen. Kaum seit einem Jahre Wittwe, muthen Sie mir zu, schon wieder auf eine andere Heirath zu denken. Sie sind wahrhaftig grausam."

„Ich werde warten."

„Nehmen Sie sich in acht! es könnte seyn, daß ich Gefallen am Cölibat fände."

„Das fürchte ich nicht, schöne Frau."

„Und warum, Hofrath?"

„Weil eine Frau in Ihren Jahren nur dann Gefallen am Wittwenstand finden kann, wenn sie sich von Anbetern umgiebt sieht, und weil ich einen zu stolzen Charakter bei Ihnen voraussetze, um Sie einer so tadelnswerthen Berechnung fähig zu halten."

„Ich weiß Ihnen Dank für Ihre gute Meinung," antwortete die Fragerin trocken, indem sie dabei, wie Juno, ihre schön geschweiften schwarzen Augenbraunen runzelte: „ich beharre darum nicht weniger auf meiner Weigerung."

„Und ich in meiner Hoffnung. Es giebt Frauen, die man nur durch Beharrlichkeit und Liebe verdienen kann."

„Sie sind galant."

„Keineswegs, ich bin aufrichtig."

Nach diesen Worten trat eine Pause ein, während welcher die Präsidentin v. Klongen, auf einer Causeuse sitzend, nach der Uhr sah und mit sichtlicher Ungeduld wieder an einer Stramінstickerei zu arbeiten begann, welche sie in der Hand hielt.

Frau von Klongen war in der ganzen Bedeutung des Worts ein schönes Weib. Sie war vierunddreißig Jahre alt, von hoher schlanker Gestalt und wunderbarem Reichthum der Formen; ihre Gesichtshaut war blendend weiß, ihr Haar rabenschwarz; dabei besaß sie die schönsten Hände und die elegantesten Füßchen von der Welt. Unglücklicherweise gaben ihre Augen von fahler Schwärze, ihre spitze Nase, ihre schmalen, etwas gekrümmten Lippen (physiognomische Zeichen, welche selten trügen) ihr einen Ausdruck gebieterischen Stolzes und energischen Willens, welcher ihrer Götterschönheit in etwas nachtheilig war.

Ihr zur Seite sitzend, sah sie der Hofrath von Mildau, ein starker Vierziger mit einem sanften, gutmüthigen, aber etwas gemeinem Gesicht, mit achtungsvoller Bewunderung an. Wahrnehmend, daß die Augen der Präsidentin zum zweiten Male nach der Standuhr sahen, stand er auf, um sich zu entfernen, als die Thüre aufging und ein junges Mädchen herein kam. Auf den ersten Blick hätte man sie für das Miniaturbild der Präsidentin halten können, vielleicht weil sie wie ihre Mutter gekleidet war; aber man brauchte sie nicht lange zu betrachten, um sich zu überzeugen, daß sie ihr in keinerlei Art ähnlich war. Von mittlerer Gestalt, war sie dabei zart und schmächtig gebaut. Ihre Augen waren blau wie Engelsaugen, und ganz feucht von einer himmlischen Empfindsamkeit; ihr wunderbar schöner Mund ward von dem lieblichsten Lächeln umspielt. Uebrigens war sie neben Frau von Klongen, was die kaum erschlossene Knospe neben der schönen aufgeblühten Blume ist; die eine war augenfälliger, aber sie trug die Symptome einer nahen Entblätterung in sich; die andere war noch unvollkommen, aber sie besaß mehr Frische und Lebhaftigkeit; diese hatte noch eine Zukunft vor sich, jene nur noch eine kurze Zeit.

„Guten Morgen, lieber Hofrath!" sagte das junge Mädchen vertraulich. — „Nun?" setzte sie mit einem Lächeln voll liebenswürdiger Malice hinzu.

„Nun, liebe Ferdinande, ich bin noch nicht weiter; Ihre Mutter will mich noch immer nicht."

„Die Grausame!" sagte Ferdinande, indem sie ihre Mutter mit einer Art Schüchternheit auf die Stirne küßte.

„Sie hatten mir versprochen, meine Bitten zu unterstützen, liebes Kind!"

„Und ich versichere Sie, daß ich Wort gehalten habe. Ich habe die triftigsten Gründe zu Ihren Gunsten geltend gemacht, aber es scheint, daß meine Beredsamkeit ohne Erfolg geblieben ist."

„Ganz und gar ohne Erfolg!" gab der Hofrath mit kläglicher Miene zur Antwort. „Wir müssen noch einen Sturm wagen."

„Ich werde ihn wagen, bestes Hofräthchen!" sagte Ferdinande lächelnd. „Ich bin Ihre Bundesgenossin, ich werde neuerdings Lanzen für Sie brechen, und verspreche Ihnen, meine Einwilligung in eine Heirath meiner Mutter nur unter der Bedingung zu geben, daß Sie mein Stiefvater werden. Das ist mein letztes Wort. — Freilich steht es meiner Mutter frei, die üblichen achtungsvollen Sommationen an mich richten zu lassen, wenn sie durchaus nach ihrem Kopfe handeln will. Hier scheitert meine Macht, denn meine Mutter ist mündig."

Die Lieblichkeit, mit welcher Ferdinande diese Worte aussprach, entlockte dem Hofrath ein Lächeln. Frau von Klongen blieb unbeweglich in ihre Gedanken versunken.

„Also, meine junge Freundin," sagte Mildau mit einem kleinen Seufzer, „also, da ich nur Hoffnung in Ihre freundliche Vermittlung habe, so sagen Sie Ihrer Frau Mutter, daß sie nie ein ergebneres Herz als das meinige finden wird, denn sie glücklich zu machen, soll die Aufgabe meines ganzen Lebens seyn."

„Ich werde ihr das Wort für Wort wiederholen, Herr von

Digitized by Google

Mildau. „Aber Sie werden Ihre schönen Vorsätze auch gewiß ausführen?"

„Ganz gewiß."

„Man sagt, die Heirathskandidaten versprächen goldene Berge vor der Hochzeit; aber nachher . . . ."

„Nach wie vor; man hat mich stets versichert, daß ich eine Frau glücklich machen würde."

„Das glaube ich auch, denn sie sind ein so guter Mensch."

Der Hofrath nahm Ferdinandens Hand, die er wohlwollend drückte, dann grüßte er die Präsidentin, die noch immer zerstreut und nachdenkend da saß, und entfernte sich.

„Welch' ein vortrefflicher Gatte müßte der würdige Mann geben!" sagte Ferdinande, indem sie herbei lief und sich neben ihre Mutter setzte.

„Nun, nun," rief ihr Frau von Klongen ungeduldig entgegen, „fange nur nicht wieder an, mich überreden zu wollen, und schweige von dem Hofrath."

„Der gute Mildau flößt Dir also Widerwillen ein?" sagte Ferdinande, indem sie den Mund auf eine lieblich-ängstliche Weise verzog.

„Mehr als das, er langweilt mich."

„Aber ich erinnere mich gar gut, daß er Dich nicht immer langweilte. Du hast ihn oft als den besten, den verständigsten Freund meines seligen Vaters geschildert; Du behauptetest sogar, sein Geist entspringe aus dem Herzen, und daraus entstehe ein eigener Zauber."

„Ich sagte damals, was ich wollte, und sage jetzt was mir gut dünkt; meine Gefühle können Deiner Kontrolle gänzlich entbehren."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fahrt auf der Main-Neckar-Eisenbahn.

† (Darmstadt. 17. Mai. — Correfp.) Gestern, in der dritten Nachmittagsstunde, bot unser geräumiger und schöner Bahnhof, der in seiner nahen Vollendung nicht leicht von einem andern in der Nachbarschaft übertroffen werden dürfte, den von unserem Publikum längst ersehnten Anblick eines regen Reiseverkehrs dar, indem mehr als 200 Personen, in fünf Wagen der vier unterschiedlichen Klassen vertheilt, des Zeichens der Abfahrt nach dem sechs Stunden von hier entfernten Orte Heppenheim an der Bergstraße gewärtig waren. Locomotive und Wagen gewährten schon in ihrem Aeußeren einen überraschenden Anblick durch die Schönheit der Formen und das Zierliche ihrer Ausstattung, das in dem Innern der Waggons, besonders der ersten und zweiten Wagenklasse bis zur höchsten Eleganz und Bequemlichkeit gesteigert ist. Man kann darin ganz bequem aufrecht stehen, und selbst die Waggons der vierten Klasse, für die stehenden Reisenden bestimmt, entbehren nicht des schützenden Dachs gegen Regen und anderes Ungestüm der Witterung. In der letzteren Einrichtung erkennen wir eine humane Fürsorge für die Geringsten der Reisenden, welche wir auch andern Bahnen, wo die „Viertklässer" wie das zum Transport bestimmte Hornvieh expedirt werden, zur Nachahmung empfehlen möchten. — Nachdem die Locomotive die übliche Probe ihres beharrlichen Feuereifers abgelegt hatte, setzte sie den unter Leitung des Hrn. Ingenieurs Lichthammer stehenden Zug in Bewegung, und in wenigen Augenblicken hatten wir Darmstadt mit Bessungen im Rücken, uns der romantischen Bergstraße nähernd, die eigentlich schon bei letzterem Orte mit dem reizenden Panorama der Ludwigshöhe beginnt. Die Eberstädter Tanne ist bald zurückgelegt: vor ihr breitet sich immer mehr die reizende Gebirgslandschaft der Bergstraße in bunter Abwechselung aus. Niedliche Dörfer mit Fluren und Rebhügeln bilden den Vordergrund des Gemäldes, während bewaldete Berge, von tiefen Thälern durchfurcht und auf ihren Gipfeln mit alten Schlössern geziert, sich im Hintergrunde stattlich und bis zu bedeutenden Höhen erheben. Schloß Frankenstein, die freundlichen Dörfer Seeheim und Jugenheim, mit den großherzoglichen Landsitzen, ziehen an den Blicken des Beschauers vorüber, der mit dem Alsbacher Schloß, auf einer Vorhöhe des Melibokus, und diesem Bergriesen selber, dessen weißer Thurm weit in die Rhein- und Maingegenden hineinschimmert, einen neuen interessanten Ruhepunkt für das schweigende Auge findet. Zwingenberg an seinem Fuße, aus dem nahe liegenden Stationshof gesehen, bietet das Ensemble einer Gebirgslandschaft, wie man es nicht leicht reizender und schöner wird finden können. Kaum hat man diese alte Stadt (wo ich das Wehen des Genius des Zeitgeistes zu vernehmen glaubte, der mir zuzuflüstern schien: „ich hab's gewollt und vorausgesehen") hinter sich gelassen, so erblickt man auch schon das zum Besuche einladende freundliche Auerbach mit seinen malerischen Umgebungen, der Schloßruine, und dem Fürstenlager mit dem Altarberge, auf welchem ein Gartenhaus, dessen blendendes Weiß ein leicht erkennbares Merkzeichen für den Reisenden aus weiter Ferne ist. Durch des Dampfes Kraft eine kurze Strecke weiter getrieben, hat man Bensheim mit dem romantischen Schönberger Thal, welches in den Odenwald führt, und allen jenen Naturschönheiten vor sich, die das unterscheidende Merkmal interessanter Gebirgslandschaften sind. Hier, wie in den vorhergehenden Stationshöfen von Eberstadt und Zwingenberg, hatte sich eine Menge von Zuschauern eingefunden, welche, uns freundlich begrüßend, dem neuen großartigen Unternehmen der Zeit ihren Beifall und ihre Bewunderung zu schenken schienen. Alle schien nur Ein Vorgefühl von der hohen Bedeutung des neuen Transportsmittels auch für diese Gegend zu beleben, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß, wenn die Fortschritte des menschlichen Geistes in der Erforschung höherer Wahrheiten, die außer dem Bereich sinnlicher Wahrnehmung liegen, dem großen Haufen eben so handgreiflich demonstrirt werden könnten wie durch das Mittel der Dampfkraft und der Metallstraßen, aller Zwietracht unter den Menschen bald ein Ende gemacht und dem politischen wie dem frommen Betrug ein nahes unüberschreitbares Ziel gesteckt werden würde. Schön und ermuthigend ist die wechselseitige Sympathie der Gemüther, wo es gilt, Großes und Edles zu erstreben, und wir Alle blickten nach Bensheim mit demselben Gefühl von Zufriedenheit zurück, mit welchem wir von dort entlassen worden waren. Ein neuer Anblick stellte sich inzwischen dem nimmer rastenden Auge dar: die Bergruine Starkenburg mit Heppenheim leuchtete uns mit einem Blüthenhaine aus des Ortes Umgebung einladend entgegen. Wir verstanden die schmeichlerische Frühlingssprache der Natur, indem wir den Bahnhof zu Heppenheim gleich nach unserer Ankunft verließen und in dem schönen Wirthschaftsgarten des Hrn. Frank, den Flora zu ihrem Lustsitze ausersehen zu haben scheint, eine unsern Wünschen entsprechende Aufnahme von Seiten des gefälligen Wirthes fanden. Unser unerwarteter Besuch glich einem feindlichen Ueberfalle, den der Belagerte in seinem Castell nur durch gut bediente Batterien von Flaschen wirksam zu begegnen vermochte. Es war eine improvisirte Feier der Erfindung der Eisenbahn, mit nachhaltiger Begeisterung, welche auf der Rückfahrt noch ihre Wirkung that, als wir im Bahnhofe von Zwingenberg, wo eben der Lustbaum auf ein neues Gebäude von den Arbeitern aufgepflanzt worden war, mit Gewehrsalven begrüßt wurden. Die Geschwindigkeit, mit der wir fuhren, war eine gemäßigte, und doch eine ziemlich schnelle, indem wir, mit Einschluß des Aufenthaltes in den unterschiedlichen Stationshöfen, sowohl auf der Hin- und Rückfahrt, nicht mehr als 1 Stunde 5 Minuten gebraucht hatten. Die Bewegung ist für die Fahrenden eine ziemlich sanfte, und wird von keiner auf den mir bekannten Eisenbahnen übertroffen. Mit steigendem Interesse sehen wir übrigens hier der Eröffnung der regelmäßigen Fahrten entgegen, welche

Digitized by Google

uns in den Stand setzen werden, die an Naturschönheiten so reiche Gegend der Bergstraße und den angränzenden, von den schönsten Kunststraßen durchschnittenen Odenwald in wenig mehr als einer Stunde besuchen zu können. Für unsere Stadt ist so eben ein empfehlenswerthes lithographirtes Blatt: „Führer durch die Waldanlagen in der Umgegend" bei W. Ollweiler erschienen, mittelst dessen der Wanderer in den benachbarten Laubwaldungen, die nunmehr einem Lustparke gleichen und der interessanten Punkte viele haben (Ludwigshöhe, Herrgottsberg, Emmelinenhütte, Ludwigseiche, Jagdschloß Kranichstein, Dianaburg ꝛc.) sich allein bequem zurecht finden kann. Dr. Wilh. Dieffenbach.

Literarisches aus Rußland.

Die russischen Kritiker beklagen sich noch immer über die Stagnation in der schönen Literatur, die schon seit dem Tode Puschkin's und Lermontov's fortdauert. Es werden zwar mehr Bücher geschrieben als ehemals, aber den wenigsten unter ihnen gelingt es, sich einen, wenn auch nur ephemeren Ruf zu erwerben. Gogel hat seit den „todten Seelen" nichts weiter geschrieben, und Sagoskin und Lajetschnikov, Masselskji und Sotov, deren Werke einst von dem Publikum verschlungen wurden, gelten jetzt mit Recht oder Unrecht für veraltet und hinter dem Geiste der Zeit zurückgeblieben. Der „Taran'as" des Grafen Sollohub erregte noch das meiste Aufsehen; derselbe talentvolle Schriftsteller hat auch neulich eine Sammlung unter dem Titel: Gestern und heute (Wtschera i segodnja) herausgegeben, und sein Lustspiel: Die Bouquets, oder der Blumen-Wahnsinn (zwétobéssie) machte auf der Petersburger Bühne Furore, obwohl es gerade den übertriebenen theatralischen Enthusiasmus des dortigen Publikums verspottet. (Zu einem solchen Stücke dürfte es, nebenbei gesagt, auch in Berlin nicht an Stoff fehlen.) — Von einem gewissen Butkov ist eine Reihe humoristisch-satyrischer Skizzen erschienen, welche den Namen: Peterburgskia wersching (Petersburger Dachkammern) führen und als Erstlingsprodukt nicht ohne Werth sind; der fruchtbare Novellist Weltmann hat einen vierbändigen Roman: Nowy Jemelja (der neue Emil) vom Stapel gelassen, und der eben so unermüdliche Nestor Kukolnik eine neue Erzählung: Tri perioda, drei Zeitläufte, in eben so vielen Theilen, die in Deutschland spielt und den Dichter Bürger zum Helden hat. Außerdem bemerken wir noch die historischen Romane: Prokop Ljapunov, von Mad. Schischkin, Mazeppa und Kotschubei, von Sementovskji, Petersburg bei Tag und Nacht, von Kowalevskji, u. s. w. Im Gebiete der Poesie haben sich in der letzten Zeit meistens nur Talente zweiten und dritten Ranges versucht, unter denen sich Maikov, Turgenev, Feth, Huber und Polonskji auszeichnen; die namhaftesten russischen Dichter, Jukovskji, Benediktov, Jäshkov, zollen jetzt den Musen einen nur spärlichen Tribut. Indessen ist der geistreiche Bernet, der vor einigen Jahren durch seine poetischen Erzählungen glänzte, nach langem Stillschweigen wieder aufgetreten; nach einem seiner letzten Gedichte zu schließen, hätte er diese Zeit in Folge eines unglücklichen Duells im Kaukasus zugebracht. — Der bekannte Bulgarin hat gegen Ende vorigen Jahres angefangen, seine Memoiren (Wospominanija Taddéja Bulgarina) herauszugeben, die bei dem merkwürdigen Lebenslaufe dieses Mannes von ungewöhnlichem Interesse seyn müssen. — Im Felde der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften bietet die neueste russische Literatur eine reichlichere Ausbeute dar, als in dem der Belletristik. Ein nachgelassenes Werk des verstorbenen Metropoliten Eugenius von Kiev: Lexikon der russischen Schriftsteller weltlichen Standes, ist als literarhistorisches Material wichtig und dient als Ergänzung des von demselben Verfasser herrührenden Lexikons geistlicher Autoren. Der Professor Rititonko, ein äußerst fähiger Kopf, hat Vorstudien zu einer Geschichte der Literatur seines Vaterlandes, und Startschewskji eine Uebersicht der russischen Historiographie bis auf Karamsin geschrieben. Der Akademiker Jäshkov gab eine Reihe von historischen Denkwürdigkeiten heraus, der General Danilevskji die Biographieen der russischen Feldherren aus dem Kriege von 1812 — 15 und Polewoi die Geschichte der letzten hundert Jahre und Lebensbeschreibungen der berühmtesten russischen Generale. Pawlischtschev hat die Geschichte Polens im russischen Sinne bearbeitet, und der Fürst Wolkonskji ein Werk über die Zustände Roms und Italiens im Mittelalter und in neuerer Zeit veröffentlicht. Von Uebersetzungen nennen wir Thiers' Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs und Ranke's Geschichte der Reformation. — Das Studium Shakspeare's wird jetzt mit vielem Eifer getrieben. Schewyrev hat die Stellen aus seinen Dramen kommentirt, wo von Rußland oder Moskowitern die Rede ist (in Love's Labour's Lost, Winter's Tale u. s. w.), und vom Hamlet ist unlängst die fünfte russische Bearbeitung durch Hrn. Kroneberg, Sohn eines Charkower Professors, erschienen, der auch Macbeth übertragen hat. Daneben bleiben die neuesten dramatischen Produkte des Auslandes nicht unberücksichtigt; unter anderen ist Carlschmidt's „ewiger Jude", dieses Kassenstück des Königsstädter Theaters, in Petersburg sowohl im deutschen Original als in einer russischen Uebersetzung (Stranstwujus-tschi Jid) aufgeführt worden, während eine ultrapatriotische Staatsaction: Der Tod Ljapunov's (Smert Ljapunowa) die Menge anzieht. Bedeutende Talente machen sich indeß auch in diesem Genre nicht bemerkbar, und durch das Ableben des Fürsten Schachowskoi, der am 3. Feb. d. J. zu Moskau starb, hat die russische Bühne einen ihrer Veteranen verloren, von dessen hundert Stücken sich nicht wenige auf dem Repertoire erhalten haben. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Hamburg, 16. Mai.) In einer heute gehaltenen Versammlung der Aktionaire des Hamburger Stadt-Theaters zur Entscheidung über die Direktion desselben vom 1. April 1847 an — da die am 26. Februar stattgehabte Wahl der HH. Maurice und Schneider durch eigenmächtigen Rücktritt des Letzteren annullirt war — fiel die Wahl der Aktionäre mit großer Stimmenmehrheit auf die HH. Maurice und Baison, gegen die HH. Wurda und Marx und den Hrn. Cornet. Hr. Mühling zeigte plötzlich während der Versammlung durch einen Bevollmächtigten seinen Rücktritt von der Bewerbung an.

In New-Orleans wurden kürzlich zwei Frauenzimmer, Miß Mary Adkins und Miß Turner, in Haft genommen, weil sie sich auf Pistolen duelliren wollten.

In Düsseldorf wurde in einer Versammlung dortiger Bürger die Errichtung einer Gemäldegallerie als unveräußerliches Eigenthum der Stadt beschlossen.

(Charlottenburg, 9. Mai.) Auch in hiesiger Stadt ist gegenwärtig ein Sparverein für die arbeitenden Klassen zur Beschaffung von Kartoffeln, Holz und Torf zum Winterbedarf, nach Art des Liedke'schen Vereins, gegründet, welcher die segensreichsten Erfolge verspricht. Namentlich steht zu erwarten, daß auch die hiesigen wohlthätigen begüterten Einwohner sich dafür nach Kräften interessiren werden, und hat der Vorstand schon jetzt die Freude gehabt, daß der hier als Sommergast weilende hochgeehrte Herr Oberlandesgerichts-Chef-Präsident a. D., Aisleben, ein Geschenk von 100 Thlr. zum Besten des Vereins überwiesen hat.

Digitized by Google

(Missionswesen.) Das Lyoner Centralcomité des Vereins für Verbreitung des Glaubens hat im Jahr 1845 eine Einnahme von 3¾ Mill. Francs gehabt, wovon etwas über 2 Mill. aus Frankreich, 69,000 Frcs. aus Deutschland, 196,000 Frcs. aus Belgien, 233,000 Frcs. aus Großbritannien und Irland, 107,000 Frcs. aus dem Kirchenstaat, 305,000 Frcs. aus Sardinien, nur 4500 Frcs. aus Spanien u. s. f. Verausgabt wurden: Für Missionen in Europa 660,000 Frcs., in Asien 1 Mill., in Amerika eben so viel, in Oceanien eine halbe Mill. u. s. f. Der Ludwigs-Missionsverein in München, der zwar mit dem Lyoner Comité nicht mehr in direkter Verbindung, jedoch gleich diesem unter der Oberleitung der Propaganda in Rom steht, hatte eine Einnahme von 106,000 fl. und eine Ausgabe von 108,000 fl., so daß ein kleiner Passivrest blieb. Unter den Ausgabeposten sind die bedeutendsten: für Missionen in China 31,000 und in Nordamerika 25,000 fl.

In der bayerischen Kammer hat ein Redner über das grausame pennsylvanische Gefängnißsystem, das man in Preußen einführen will, sehr treffend bemerkt: „Dieses System hat viel Mechanismus und wenig Menschlichkeit."

(Ein mechanischer Mann.) Im Newyork Herald liest man: Fabers mechanischer Mann soll englisch sprechen, „mit etwas deutschem Accent." Die Namen aller Staaten und Gebiete, selbst solche wie Mississippi, Alabama und Virginia, spricht die Maschine aus, so daß man sie deutlich und voll in jedem Theile des Saales vernimmt. Eben so die Namen der hauptsächlichsten europäischen Städte. Das Wort Philadelphia wurde fast so deutlich wie von einem menschlichen Wesen ausgesprochen. Sodann sang der Automat ein Lied und wurde dabei durch Hrn. Knuff auf der Orgel begleitet. Einige Stellen der Melodie wurden in einer bewundernswerthen Weise vorgetragen, wäheend die Nachahmung der menschlichen Stimme durchweg in Erstaunen setzen mußte. Der Automat sang darauf ein allbekanntes Lied, und wurde dabei durch einen Herrn auf dem Piano begleitet. Die Maschine ahmte nicht allein die vollen Töne der menschlichen Stimme nach, sondern auch die leisern, selbst bis zum Flüstern. (???)

Von der Gräfin Blessington ist ein dreibändiger Roman: „Denkwürdigkeiten einer Kammerfrau", erschienen. Bekanntlich hat Sue längst schon „Memoiren eines Kammerdieners" angekündigt, welche alsbald im Constitutionnel beginnen und sechs Bände umfassen werden.

Literatur.

Gedichte von Daniel Hirtz, Drechslermeister zu Straßburg. Zweite, vermehrte Auflage. Straßburg, bei Treuttel und Würtz, Schmidt und Grucker und beim Verfasser.

Mit innigem Vergnügen zeigen wir die zweite Auflage dieser Gedichtsammlung an, deren erste, geziert mit dem Bildnisse des wackern Verfassers und mit einem trefflichen Vorworte von Eduard Reuß versehen, im Jahre 1838 erschienen ist. Diese neue Ausgabe, bedeutend vermehrt, enthält die Gedichte aus der ersten Auflage, sodann folgen neuere Gedichte, an welche sich Kinderlieder reihen; hierauf finden wir sowohl die älteren, als auch die neueren Gedichte in Straßburger Mundart. In allen diesen Abtheilungen treffen wir Gedichte, in welchen sich der ächtdeutsche Sinn des Verfassers, seine Biederkeit und Treue, sein wahrhaft frommes Gemüth auf eine erfreuliche Weise in ernsten und heitern Tönen ausspricht. Er behandelt die Sprache sicher, ihm fügt sich der Versbau harmonisch, und so folgen wir ihm mit Freuden, wenn er uns in seine Werkstätte, in seine stille Wohnung, an die Wiege seines Erstgeboenen führt, wenn er uns die Mähren und Sagen aus grauer Vorzeit in frommen Tönen singt. Wir horchen ihm mit Vergnügen zu, wenn ee uns in seiner Mundart von dem bürgerlichen Leben seiner Heimath erzählt; ja wir träumen uns in die alte Zeit zurück, wo Straßburg seine Meistersänger hatte, und freuen uns, daß unser Hirtz bei den Merkern seine Probe wackee bestanden hat, daß ihm ein Kränzlein geworden ist als Zeichen freudigee Anerkennung seines redlichen Strebens. Möge diese kurze Anzeige dazu beitragen, den Namen des beaven Mannes auch in unserem Vaterlande mehr zu veedreiten, ihn einzuführen in viele Häuser, auch in die Werkstätten wackerer Meister, die sich freuen müssen, in unserem Hirtz einen Sänger aufweisen zu können, der ihrem Stande Ehre macht. Ihm aber, dem Meistersänger selbst, widmen wir diese Anzeige mit dem Wunsche, daß ihm der Himmel noch lange die Liebergabe zu seiner und zu Anderer Freude erhalteu möge! K.....

Korrespondenz.

Daemstadt, 18. Mai.

Die neue Oper: „Ritter Tannhäuser", Text von Eduard Duller, Composition von Carl Mangold, ging gestern zum ersten Mal über unsere Bühne. Der Name Duller's, der genügend bekannt ist als Dichter; der Name Carl Mangold's, der, noch in frisch jugendlichem Alter, durch kleinere und größere Werke schon lange beliebt, hier zum ersten Mal mit einee großen Oper auftrat; die Notabilitäten unserer Oper (die Herren Reichel, Breiting, Pasque, Fräul. Neukäuflee, und ganz vorzüglich Frau Pieschek), deren Mitwirkung zugesagt war; der seit Jahrzehnten stets wohlbegründete Ruf unseres Orchesters untee Wilhelm Mangold's Leitung, in Verbindung mit den tüchtigen Leistungen unseres Maschinenmeisters und des Balletmeisters, hatten die Aufmerksamkeit des kunstliebenden Publikums zum Voraus in ungewöhnlichem Geabe veranlaßt. Die Ausführung entsprach den Erwartungen über die Maßen und befriedigte sehr. Unter den Singenden schien namentlich Frau Pieschek sich selbst zu übertreffen. Duller ist als Dichter längst anerkannt; Cael Mangold wird gewiß überall, wo diese große Oper bekannt wird, als trefflicher und höchst genialer Compositeur erkannt und geehrt werden. Sie wurde hier als Benefiz für Hrn. Reichel gegeben, und obgleich für die letzte Darstellung des Abonnements in diesem Winter am nächsten Mittwoch der Sommernachtstraum bestimmt war, so wird doch übermorgen der Ritter Tannhäuser noch einmal gegeben, wofüe man unserer Theaterintendanz doppelt dankbar seyn muß, da eine jede Oper durch einmaliges Hören nicht vollständig erfaßt werden kann, wie viel weniger diese, in welche, so zu sagen, so viele Musik zusammengedrängt ist, daß Viele meinten, dieselbe genüge für zwei Opern.

Charade.

(Zweisylbig.)

Mein Erstes stärkt des matten Körpers Kräfte
Und scheucht dir Müdigkeit hinweg;
Des Zweiten weise Wahl erfrischt die Säfte
Und hält die Lebensgeistee eeg'.
Doch wer mein Ganzes will anwenden,
Verlang' es blos aus Arztes Händen.

W.....n. B. Stemmlee.

Auflösung der Charade in Nro. 137:

Hausmeister.

Berichtigung.

In der gestrigen Didaskalia soll es auf der vierten Columne, letzte Zeile, statt „da Capo singen" heißen „da Capo spielen."

Redacteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 140. Donnerstag, den 21. Mai 1846.

Zum Walde!

Von

Ludwig Hud.

Nimm uns auf in deinen Schatten,
Wald, mit jungem Laub geschmückt!
Stärk' die Glieder uns, die matten,
Die des Lebens Last gedrückt!
Laß uns, wenn auch nur auf Stunden,
Einmal frohe Menschen seyn,
Die, vergessend ihre Wunden,
Durch der Freude Band verbunden,
Nur der Gegenwart sich weih'n!

Wald, aus deinen grünen Zweigen
Flüstert Trost und strömet Ruh',
Mildem Balsam zu vergleichen,
Den gepreßten Herzen zu;
Tausende von Pilger wollen
In des Jahres schönster Zeit
Huldigung dem Frühling zollen,
Trinkend aus dem labevollen
Becher der Vergessenheit.

Kühler Wald, von allen Denen,
Die dein Duft heut' frisch umweht,
Sind nur Wen'ge, deren Sehnen
Nicht nach Selbstvergessen geht.
Ach, der Sorgen gibt's so viele,
Die bald Hütte, bald Palast
Wählen sich zu ihrem Ziele
Und im sichersten Asyle
Pein'gen ohne Ruh' und Rast.

Unser stetem Kampf verrinnet
Unsrer Tage kleine Zahl
Und beim Spiel des Lebens sinnet
Einer auf des Andern Qual;
Seit die Sterblichen verließen
Schnöd' die Pfade der Natur,
Sind sie, aus den Paradiesen
Durch die Zürnende verwiesen,
Fremdlinge auf blüh'nder Flur.

Ueberall, wo Menschen wohnen,
Nahet auch die Sorge bald;
Dir, mit deinen Eichenkronen,
Bleibt sie fern, geliebter Wald!
Eingewiegt in süßes Träumen,
Nicht der läst'gen Grillen Raub,
Weilen wir in deinen Räumen,
Unter deinen stolzen Bäumen,
Reich geschmückt mit jungem Laub.

Und dein milder Hauch erfrischet
Unsre Brust, von Schmerzen heiß;
Von der Stirn' des Müden wischet,
Kühlung bietend, er den Schweiß.
Nur das Lied der Nachtigallen,
Kukuksruf und Wachtelschlag
Hört der Wanderer erschallen
Unterm Laubdach deiner Hallen,
Wo man gerne weilen mag.

Auch am heut'gen Tage theile
Wieder deine Gaben aus!
Die gepreßten Herzen heile,
Daß sie kehren froh nach Haus!
Wen geheimer Kummer naget,
Wessen Lieb' im Grabe ruht,
Wem Fortuna Gold versaget,
Wer dir Leiden sonstwie klaget,
Jedem schenke heitern Muth!

Jenen Muth, der in des Lebens
Schwerem Kampf stets vorwärts dringt
Und am Ende seines Strebens
Froh die Siegesfahne schwingt,
Aehnlich unserm Gottgesandten,
Der die drohendste Gefahr
Unerschütterlich bestanden
Und den heut' in allen Landen
Feiert seiner Jünger Schaar.

Digitized by Google

Mutter und Tochter.

Nach Charles de Bernard von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Der trockene Ton, womit Frau von Klongen diese Worte aussprach, schüchterte Ferdinande in etwas ein. Sich über die Schulter ihrer Mutter beugend, die sich mit einer gebieterischen und dabei traurigen Miene bewaffnet hatte, sagte sie mit allerliebster Schmeichelei und mit feuchten Augen: „Bist Du böse, Mütterchen?"

Ein wenig von ihrem Ernste ablassend, küßte die Präsidentin ihre Tochter.

„Sprich nicht mehr von dem Hofrath," sagte sie in einem Tone, welcher keinen Widerspruch duldete. „Ich will ihm keine Hoffnung geben, die ich nicht verwirklichen kann. Ich werde überdies nicht eher auf eine neue Verbindung denken, als bis Du verheirathet bist."

In diesem Augenblick ward die Schelle angezogen. Die Präsidentin schrack unmerklich zusammen.

„Es wird wohl meine Klavierlehrerin seyn," sagte Ferdinande.

„Oder der Baron von Könneritz," fiel ihr Frau von Klongen lebhaft in das Wort.

„Erwartest Du ihn heute Morgen?" fragte Ferdinande erröthend.

„Er wollte die Güte haben, mir einige Bücher zu bringen," antwortete Frau von Klongen, indem sie einen sonderbar prüfenden Blick auf ihre Tochter warf.

„Baron von Könneritz!" meldete der Bediente, dem alsobald ein elegant gekleideter, schöner junger Mann nachfolgte, mit blonden Haaren und einem Gesichte, welches zugleich Ernst und Sanftmuth ausdrückte, dessen anmuthige Haltung aber fast an das Weibische anstreifte.

Er hatte kaum Zeit gehabt die Damen zu begrüßen und der Mutter einige Bücher zu überreichen, als die Stimme des Bedienten abermals hörbar wurde und die Klavierlehrerin des Fräuleins anmeldete.

Ferdinande runzelte die Augenbraunen. Sie beeilte sich, dem Besucher einen Stuhl anzubieten, und setzte sich dann mit strahlenden Augen und lächelndem Munde wieder an der Seite ihrer Mutter nieder; doch die Präsidentin erinnerte sie mit einem Tone, dessen scheinbare Sanftmuth einen gebieterischen Willen nur schlecht verhehlte, daß die Lehrerin ihrer harre und bat sie, sich zu derselben zu verfügen.

Ferdinande stammelte bestürzt eine Entschuldigung, sah den Baron verstohlen an und ging auf die Thüre zu. Aber mit einer kindlichen Bewegung voll wunderbarer Lebhaftigkeit kehrte sie wieder um und küßte ihre Mutter, die sie voll Ungeduld fortstieß; dann verbeugte sie sich vor dem jungen Mann und verschwand wie ein Vogel im Fluge.

„Kleiner Teufel!" sagte Frau von Klongen in geringschätzendem Tone.

„Wenn alle Teufelchen ihr glichen," versetzte der Baron, „so würde man den Himmel mit seinen Engeln gerne für die Hölle vertauschen."

„Finden Sie das?" rief Frau von Klongen mit einem Lächeln, dem man den Zwang ansah.

„Ich finde, gnädige Frau! daß Alles, was Ihnen gleicht, und Ihre Tochter gleicht Ihnen ein wenig, nicht ermangeln kann, solche Wunder hervor zu bringen."

„Sie sind galant, lieber Daniel. In der That, Sie werden ein ungeheurer Komplimentarius."

„Wenigstens bin ich derselbe Mensch nicht mehr, ich, der ich vor kaum einem halben Jahre so scheu und traurig war."

„Die Stadtluft hat sehr zu Ihrem Vortheil auf Sie eingewirkt."

„Die Stadtluft und besonders die Luft in Ihrem Hause, gnädige Frau."

„In der That, als Sie mir vorgestellt wurden, waren Sie ernst und schweigsam wie ein Türke."

„Oder besser gesagt, wie ein Landjunker, der seine Jugend in in einem alten einsamen Schlosse, Angesichts der melancholischen Nordsee und ihrer Sanddünen verbrachte. Ja, ich wandle mich um, ich werde zu einem socialen Wesen, und ich versichere Sie, daß mir das Leben schöner und angenehmer als je vorkommt. Jetzt bin ich nicht mehr gleichförmig kalt, ernst und auf das Studium versessen. Ich habe wirkliche Anfälle von Heiterkeit und dann wieder melancholische Stunden. Ein Sonnenstrahl entlockt mir ein Lächeln, der neblige Himmel stimmt mich traurig. Kurz, ich glaube, daß ich ein wenig verrückt bin."

„Ich glaube vielmehr, daß Sie Anlage zur Poesie haben, mein lieber Daniel!" versetzte die Präsidentin in einem Tone, der zugleich bitter und spöttisch war. Ja, ja, ich habe schon beunruhigende Symptome bei Ihnen wahrgenommen."

„Beruhigen Sie sich, ich habe nicht Lust im Spital zu sterben."

„Aber sagen Sie mir doch, welcher besonderen Ursache Sie diese wunderbare Umwandlung zuschreiben?"

„Es ist allerdings eine vorhanden," sagte der Baron mit einiger Verlegenheit.

„So! . . . . Wäre es nicht unbescheiden nach derselben zu fragen? Ich interessire mich lebhaft für Alles, was Sie betrifft."

„Darf ich wirklich in Ihnen eine wohlwollende Zuhörerin, ein sympathetisches Herz erwarten?"

„Ich bin Ihre Freundin," antwortete Frau von Klongen, indem sie dem jungen Manne mit unaussprechlicher Theilnahme die Hand reichte.

„Wie gütig sind Sie!" sagte der Baron, und küßte dabei die schöne Hand der Präsidentin. „Da Sie mich dazu ermuthigen, so will ich Ihnen mein Herz öffnen; auch war ich bereits entschlossen, die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, um Ihnen ein Geständniß abzulegen, welches ich bis jetzt in mich verschloß."

Bei diesen Worten empfand die Präsidentin einen Eindruck, der ihr die Wangen färbte und die Arme durchbebte, welche sie auf der Brust gekreuzt hatte. Die Lebhaftigkeit ihres Blicks erlosch in einem weichen Schmachten. Sie erwartete mit süßer Angst das Geständniß des jungen Mannes, denn sie liebte ihn . . . . eine Thorheit, die man nur allzuhäufig bei Frauen in dem Alter von Frau von Klongen findet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pandektensaal zu Heidelberg.*)

Ein enges, langgedehntes Thal, zur Hälfte von dem Wasser eines mäßig breiten, unruhigen Flüßchens, zur andern Hälfte mit den Straßen, Gäßchen und Häusern eines freundlichen Bergstädtchens ausgefüllt — über dem Fluß eine schön gewölbte Brücke, von welcher das Thal wie abgeschlossen und der Fluß selbst wie ein See erscheint — vor Allem aber über dem Städtchen im Berge die prachtvollste aller Schloßruinen im feinen, träumerischen Duft eines mit dem Abend steigenden Gebirgnebels: dies ungefähr, dünkt mich, ist das Erinnerungsbild, wie es Jedem, der Heidelberg sah, bei diesem Namen vorschwebt. Epheu, so üppig, wie nirgend sonst wo, schlingt sich um zerbrochene Ritterbilder und colossale Trümmer; überall quillt lebendiges Wasser; bald verfängt sich der Weg in einer grünen, kühlen Schlucht, die ehedem ein Theil des Schlosses war; bald führt er zu dem schattenden Geländer einer offenen Terrasse — zu unseren Füßen ganz nahe liegt

*) Aus der „Weser-Ztg."

Digitized by Google

die Stadt; nach dem Fenster Derer, die er gerne sieht, sucht der Blick lange vergeblich; verworrene Gestalten tauchen auf; sie verlieren sich in ein unterirdisches Gewölbe, und in dem Gewölbe liegt ein Riesenfaß — das große Faß zu Heidelberg.

Das große Faß zu Heidelberg bedarf meiner Schilderung und meines Lobes nicht; sein Lob muß durchaus in der Weinlaune gesungen werden, und von der Weinlaune ist offenbar keine verschiedener als die kritische. Wenden wir uns lieber einer andern nicht minder originellen, in der Gelehrtenwelt vielleicht eben so bekannten, aber kaum irgendwo geschilderten Räumlichkeit Heidelbergs zu, welche man mit einigem Recht das Diogenesfaß von Heidelberg nennen könnte — ich meine den sogenannten Pandektensaal im oberen Stocke des dortigen Universitätsgebäudes.

Welche Männer lehrten und welche Männer lehren noch jetzt in diesem Raume, die einst zu den Füßen jener saßen und horchten, wie jetzt ein neues Geschlecht zu den ihren sitzt und horcht — Bangerow, Gervinus, Mittermaier, Morstadt u. s. w. — und welch einen Raum wählten diese Männer, um ihren Lehrstuhl aufzuschlagen!

Denken Sie sich ein mäßig großes, ziemlich finsteres und ziemlich niedriges Zimmer, welches, wenn alle Eckchen bis auf die Fensternischen eingenommen sind, etwa zweihundert sitzende Menschen faßt. Zur Linken dem Eintretenden und der Länge des Zimmers nach ein länglich viereckiger, auf anderthalb Manns hohen Säulchen ruhender Kasten, in welchem andere sechzig überzählige Zuhörer auf drei über einander geschichteten Bänken dicht unter der Decke Platz finden. Bei jeder lebhafteren Aeußerung und Demonstration der Obensitzenden, welche bekanntlich nach der Sitte der Musensöhne durch Scharren, Trampeln, stoß- und mitunter selbst taktweise Bewegung der unteren Gliedmaßen, resp. der Stiefel dargethan werden, erwartet das Parterre Ein-, Bein- und Durchbruch. Denken Sie sich diesen Raum oben und unten mit etwa 300 jüngeren und älteren, sitzenden und stehenden Personen bevölkert, von denen mindestens ein Drittel in Erwartung des zunächst kommenden Redners sich damit vergnügt, ungeheure Wolken aus ihren Tabakspfeifen aufzuwirbeln oder das letzte Viertel ihrer Glimmstengel in möglichster Schnelle in Rauch zu verwandeln. Aus Furcht vor Zugluft bleibt jede Oeffnung verschlossen. So groß ist diese Furcht, daß die Meisten bis zum Eintritt des Erwarteten nicht einmal wagen würden, ihr Haupt zu entblößen. Mit jeder Minute, die von dem akademischen Stundenviertel abläuft, erhebt sich die Unterhaltung in Parterre und Gallerie wilder und lärmender. Jeder Neuangekommene wird mit Tönen aller Art, vom Pfeifen bis zum Grunzen, zu seinem Platz begleitet. Weh dem Fremden, der sich in dieser neuen Welt nicht zu finden weiß. Plötzlich entsteht ein Gemurmel, die Mützen fallen, die Raucher thun ihre letzten verzweifelten Züge, das Schreibgewehr wird zur Hand genommen: der Allerwartete ist eingetreten. Ein tiefes Schweigen oder ein leises unterirdisches Getrommel, letzteres als Zeichen der besonderen Anerkennung (wenigstens schien es mir so) folgt ihm durch den von oft sechs Stunden lang unterhaltenem Tabak-, Staub- und Ofenrauchwolken verfinsterten Saal, bis er sich auf der zwischen den Hinterfenstern befindlichen Erhöhung, dem Katheder, zurechtsetzt und Miene zum Sprechen macht.

Wie wär' es, ließen wir die Sprecher der Reihe nach, wie sie das Katheder besteigen, vor uns Revue passiren? Der mannichfaltige Gegensatz, welchen diese deutschen Redner und Gelehrten unter- und nach einander bilden, dürfte an und für sich unterhaltend genug seyn, und ein vergleichender Rückblick auf französische oder englische Docenten das Interesse nicht mindern.

Der Vortritt gebühret unbestritten dem Hofrath Professor von Bangerow. Die allgemeine Beliebtheit, ja Verehrung, in welcher derselbe bei seinen zahlreichen Zuhörern (im Winter täglich an vierhundert) steht, gibt ihm das Recht dazu. Sein Aeußeres ist das eines festen, gesetzten Mannes in seinen besten Jahren, und wahrlich, es bedarf einer Constitution, wie der seinigen, um in einem Raume, wie der geschilderte, täglich 2 bis 4 Stunden mit einer Stimme, daß man ihm draußen vor der geschlossenen Thüre Wort für Wort folgen könnte, zu lesen. Sein Vortrag ist durchaus angemessen, ganz frei, bequem, nie stockend, auf junge Leute berechnet, die eben die erste Weihe in der Jurisprudenz empfangen haben, für ältere fast zu behaglich. Das ganze ungeheure Feld seiner Wissenschaft liegt klar, anschaulich, übersichtlich vor ihm. Kein Knoten so verwickelt, den er nicht gewandt, leicht und sicher auseinander legte, so daß man selbst die minutiöse Gründlichkeit, mit der es geschieht, nicht beschwerlich findet; kein Gegenstand so kleinlich, daß er ihn nicht in ein angenehmes und helles Licht zu setzen wüßte. Ihn hören und sich selbst für den Inhaber der Schätze halten, welche er vor uns ausbreitet, ist so natürlich, daß man seines Irrthums erst gewahr wird, wenn man sich selbst überlassen an die Arbeit geht. In Entscheidung von Controversen soll seine überzeugende Einfachheit und Klarheit selbst nachtheilig wirken, indem manche Praktiker es für überflüssig erachten, nach ihm noch eine selbstständige Entscheidung zu versuchen. Sie schwören in verba magistri. Kann man Jemanden ein besseres Lob ertheilen, als in diesem unverschuldeten Vorwurf? Es ist hier nicht der Ort, anderen Vorwürfen, welche man B. macht, entgegen zu treten oder beizustimmen. — Dahin gehören namentlich die: er sey zu wenig Praktiker, er bringe zu viel Historisches, er habe kein bestimmtes Publikum vor Augen. Sein Publikum ist aus Unterthanen der verschiedensten Staaten zusammengesetzt, welche später beim Eintritt in die Praxis den verschiedensten Anforderungen zu entsprechen haben. Was für den Einen schon zu weitläufig, ist oft für den Andern noch zu skizzenhaft. Eine andere Frage wird freilich hiemit nicht ausgeschlossen, ob es nämlich nicht ein sehr dankenswerthes Unternehmen wäre, für einen ausgewählten Kreis weiter vorgeschrittener Juristen die Quintessenz von Dem vorzutragen, was in jenen berühmten Pandektenvorlesungen für alle Welt mundgerecht gemacht wird. Wie dem auch sey, wenige Lehrer wirkten und wirken so segensreich, als B. Welche Anziehungskraft muß nicht in dem Manne seyn, der es versteht, eine Gesellschaft von mehreren hundert lebenslustigen jungen Leuten mit einem keineswegs sehr lebendigen Stoffe so zu fesseln, daß sie ganze Semester hindurch halbe Tage lang in einer erstickenden Atmosphäre ruhig bis zur letzten Stunde auf seine Worte lauschen! Und hätte er auch nur das Verdienst, durch das Beispiel seiner eigenen erfolgreichen Thätigkeit, die Jugend zur Ausdauer gewöhnt zu haben, so wäre dies allein schon ein großes. Auch er, hört man die Studirenden sagen, hat als flotter Studio gelebt, dann sich ein paar Jahre lang hingesetzt, und wie hat er seine Wissenschaft überwunden, sich in sie hineingelebt. Und wie nahe liegt dann der Gedanke, es dem verehrten Lehrer gleichthun zu wollen, besonders, wenn sie ihn so mitten unter ihnen, so gleichsam incognito bei seiner Flasche sitzen oder am Billardtische spielen sehen. Zwar ein Politiker ist er nicht, kaum daß er je einmal nach einer Zeitung greift: und doch — und dabei bedenken Sie, daß Heidelberg in Baden liegt — und doch ist seine Volksthümlichkeit so allgemein, daß Studenten und Philister, oder ich müßte mich sehr täuschen, im Stande wären, sich für ihn aufzuopfern. Aber freilich, verließe B. Heidelberg, so möchte leicht ein gutes Hundert Studenten weniger in Heidelberg ihre Wechsel verzehren. Und dies ist, wie Sie einsehen, für die Bürger einer Universitätsstadt ein Grund, der durchschlägt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Mannheim, 10. Mai.) Heute schloß Ernst Mahner seine Vorträge über Urgesundheitslehre. Es ist eine lästige und schwere

Digitized by Google

Arbeit, welche er übernommen: den Alltagsmenschen zu heilen von seinen Alltagsgewohnheiten, den Raucher zu veranlassen, das Giftkraut Tabak von sich fern zu halten, den Säufer, dem Branntwein zu entsagen, die Modedame, ihren Leib nicht ferner in einer Schnürbrust zusammenzupressen. Allein der Kampf mit der naturwidrigen Lebensweise hat begonnen, und die ewigen Gesetze der Natur werden ihm den Sieg bereiten. Wohl wird noch manches Opfer den Götzen der Mode und der Alltagsgewohnheit geopfert werden. Noch manches Kind wird verkrümmt auf diese Welt kommen, weil die Mutter sich geschnürt, manche Familie wird ihrer Stützen beraubt werden, weil der Vater sich den geistigen Getränken und dem Tabak ergeben hat, allein die Unnatürlichkeit ist doch ihrem Gipfelpunkte nahe, und schon fängt man an, wenigstens theoretisch zu erkennen, daß alle jene naturwidrigen Gewohnheiten zum Ruin des Menschengeschlechtes führen. Sehr schön hat Ernst Mahner ausgeführt: der Schöpfer des Menschengeschlechtes ist auch dessen Erholter, und das einzige wahre Mittel zur Erhaltung desselben ist zu suchen in den Urinstinkten des Menschen, durch deren Wiederbelebung allein das Menschengeschlecht zur Urgesundheit zurückkehren kann. Diese Wahrheiten müssen sich Bahn brechen, trotz aller Philisterei und Mode-Ziererei. Dank, herzlichen Dank dem wackern Manne, welcher furchtlos und kühn in begeisterten Worten sie verkündet; möge die Philisterei mit einem Schafsgesichte auch lächeln, der Sieg wird doch der Wahrheit bleiben.

(Mannh. Journ.)

Australien scheint gegenwärtig das Eldorado für Dienstboten zu seyn. Eine Dame zu Port Adelaide hat nach London geschrieben, daß in jener Stadt die Dienstboten äußerst schwer zu haben seyen; sie habe ihrer Magd einen wöchentlichen Lohn von 16 Shill. bezahlt, jetzt aber sey ihr von derselben mit dem Bemerken gekündigt worden, daß ihr Lohn zu niedrig sey, und daß sie jetzt in einen Dienst eintrete, wo sie täglich 5 Shill. (50 Sgr.) empfange.

Für jede der in Paris einmündenden Eisenbahnen wird ein besonderer Eisenbahnpolizeikommissär angestellt.

Korrespondenz.

Darmstadt, 18. Mai. *)

Gestern ward auf unserem Hoftheater eine neue große Oper gegeben: „Tanhäuser, große romantische Oper in 4 Aufzügen, Dichtung von Dr. Eduard Duller, Musik von Carl A. Mangold.“ In sehr Beziehung ein Erzeugniß ächt deutscher Kunst. Eine vaterländische Sage bearbeitet von vaterländischen Künstlern. Seit lange ist es uns nicht zu Theil geworden, in einer neuen Oper einmal wieder jene alte, gediegene Einfachheit und Natürlichkeit zu finden, wie sie der klassischen Zeit der Musik eigen war und leider schon lange einem modernen Virtuosenthum und theatralischer Effecthascherei gewichen ist. Man ist in Deutschland schon gewohnt, daß keine Oper Erfolg zu haben pflegt, welcher nicht schon vorher die Franzosen Beifall geklatscht haben. Desto erfreulicher war uns aber der ungetheilte Beifall, welchen diese neue Oper fand und welcher sich schon dadurch bekundet, daß die Vorstellung am Mittwoch wiederholt wird. Das hiesige Publikum bewies, daß es den Geschmack an Wahrheit und Einfachheit in der Kunst nicht verloren hat, wenn sie ihm nur von den Künstlern geboten werden. Die schöne Arie, welche Tanhäuser (Hr. Breiting) singt, indem er, aus dem heiligen Lande wiederkehrend, sein deutsches Vaterland begrüßt, mußte unter rauschendem Beifall des Publikums wiederholt werden (eine auf unserem Theater höchst seltene Erscheinung). Der Text athmet jenes edle deutsche Nationalgefühl, welches dem Dichter eigen und als ein Grundton seiner vielen historischen und poetischen Producte bekannt ist. Die ganze Dichtung bietet, bei aller Einfachheit der Handlung, dennoch dem Componisten hinreichende Moment zu wahrhaft dramatischem Ausdruck und zu einem Wechsel der Scene, welcher weder Auge noch Ohr ermüdet. Der Componist hat sich durch sein Werk in die Reihe der besten deutschen Tondichter gestellt. Die Anerkennung des Publikums muß für ihn um so höhern Werth haben, je weniger ein deutscher Künstler durch äußere Mittel und durch Protectionen gehoben wird.

*) Von einem zweiten Berichterstatter.

Edenkoben, 16. Mai.

Der vorgestrige Tag war nicht nur für unsere Stadt und deren Umgegend, sondern für die ganze Pfalz überhaupt ein Jubeltag. Was schon lange sehnlichst gewünscht worden, ging ja an diesem Tage zur Freude aller treuen Pfälzer in Erfüllung. Unser allgeliebter König und Pfalzgraf haben nämlich beschlossen, in unserer Nähe auf einem rebenumgränzten, mit Kastanien bepflanzten Hügel, von wo aus eine wahrhaft romantische Aussicht in das majestätische Rheinthal sich eröffnet, eine großartige Villa zu erbauen; und der 14. d. M. ward bestimmt zur feierlichen Grundsteinlegung dieses Königsbaues auf der jetzt benannten Ludwigshöhe. Kaum verbreitete sich das Gerücht von dieser Feierlichkeit, als hier mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit die für so kurze Zeit möglichen Vorkehrungen getroffen wurden, diesen in der pfälzischen Geschichte merkwürdigen Tag möglichst zu verherrlichen. Ich will die Anstalten nicht schildern, welche zur Verschönerung dieses Festes beitrugen, wohl aber den Umstand bemerken, daß des ungünstigsten Wetters ungeachtet Tausende auf der Stelle versammelt waren, von wo aus bald der großartige Bau emporragend hinschauen wird auf die grünen Gefilde in weiten Auen. Ein allgemeiner Freudenruf ertönte beim Anblicke des Bildes des allgeliebten Pfalzgrafen, welches mit mehreren Schaumünzen in den Grundstein gelegt wurde, welcher ein Sinnbild ist der unerschütterlichen Treue der Pfälzer an ihr angestammtes Königshaus. Der Hr. Regierungspräsident Freihr. v. Schrenk schickte dieser denkwürdigen Handlung eine eben so passende, als ergreifende Rede voraus. Vor, während und nach der Grundsteinlegung ertönte die Musik von zwei Regimentern aus Landau, und wurde nur durch Böllerschüsse, das Geläute aller Glocken der umliegenden Ortschaften, den Jubelruf der erfreuten Menge und die Männerchöre der Musikvereine von Edenkoben und Rhodt unterbrochen. Der Grundsteinlegung wohnten, außer mehreren Herren Offizieren aus Landau, die sämmtlichen hiesigen Beamten, die Herren Bürgermeister von hier und dem nahen Rhodt nebst ihren Herren Adjunkten u. s. w. bei, welche auch an dem Festmahle Theil nahmen, das zur Verherrlichung des Tages im Gasthofe zum goldenen Schaf gegeben wurde. Die Toaste wiederholten sich und allgemeiner Jubel würzte das herrliche Mahl, bei welchem auch die beiden Herren Pfarrer beider Confessionen, die in so erfreulicher Eintracht leben, zugegen waren. Ein froher Ball im Saale des benannten Gasthauses schloß den Tag der Grundsteinlegung der königlichen Villa.

Bad Homburg, 19. Mai.

Der Frühling mit seinem saftigsten Grün, seinen freundlichsten Blumen hat sich über unser Thal gebreitet, und so regen sich bereits die ersten Anfänge der Saison; überall wird gearbeitet, eingerichtet, ausgebessert, um die hoffentlich recht bald eintreffenden Kurgäste würdig empfangen zu können. Unser treffliches Kurorchester von Garbe und Koch ist bereits eingetroffen, und hat seine Productionen begonnen. Dasselbe ist nun sehr vermehrt und für das ganze Jahr von unseren Kurpächtern engagirt. Man kann daher etwas Gediegenes von demselben erwarten und es wird hoffentlich, wie in den frühern Jahren, auch in dieser Saison seinen bereits guten Ruf bewähren. Das Conversationshaus hat schon seine freundlichen und theils neu hergerichteten Salons geöffnet, die Einuhr-Tabled'hote des Hrn. Deininger im Kursaale hat ebenfalls verflossenen Sonntag begonnen und war schon recht zahlreich besucht. Die Bälle und Soirées musicales werden am 1. Juni, so viel wie wir vernehmen, beginnen, auch sollen für andere gesellschaftliche Unterhaltungen der Kurgäste, wie in den früheren Jahren, regste Sorgfalt verwendet werden. Wir hoffen in diesem Jahre um so mehr auf zahlreichen Besuch, da auch im Auslande, namentlich in Frankreich, unsere heilsamen Quellen die größte Aufmerksamkeit der Aerzte erregen, und der Bericht des ausgezeichneten französischen Gelehrten Professor Trousseau, der auf seiner Bäderinspection von dem Minister Salvandy auch nach Homburg gesendet worden, um das Wasser dieses Bades zu untersuchen, sehr günstig ausgefallen seyn soll. Polen und Russen werden zwar der politischen Constellation halber in diesem Jahre nicht so zahlreich vertreten seyn; nichtsdestoweniger hoffen wir eine zahlreiche hautè volée aller Länder bald in unseren Mauern zu begrüßen. Dr. Z.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 141. Samstag den 23. Mai 1846.

Mutter und Tochter.

Nach Charles de Bernard von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Sey es," fuhr der Baron fort, „daß ich von meinem Vater einen nachdenkenden, etwas zur Melancholie geneigten Charakter geerbt habe, sey es, daß das alte Schloß, worin ich so lange gelebt habe, seine einförmige Traurigkeit auf mich übertrug, ich kenne die mittheilende, leichtsinnige Heiterkeit nur wenig, die ich so oft an Andern beneidet habe. Gewöhnlich ist meine Seele von einem kalten finstern Nebel umgeben, der nur zuweilen von einem Sonnenstrahl durchbrochen wird. Dieser Zustand ließ mich stets die Einsamkeit aufsuchen, selbst mitten in dieser geräuschvollen Stadt, deren Zerstreuungen ich bald müde wurde. Ich vergrub mich also gänzlich in meine Studien, als ich mit einem Freunde meiner und Ihrer Familie zusammen traf. Sie wissen, wie er mich in Ihrem Hause einführte, da er gewiß voraussetzte, daß Ihr Umgang von den besten Folgen für mich seyn müsse. Er irrte nicht, denn in dem Maße, als Sie mich in Ihren vertrauten Kreis zogen, ward es mir leichter um's Herz, ich begann das Leben wieder lieb zu gewinnen, auf welches ich bis jetzt wenig Werth gelegt hatte. Sie haben meine Natur bezwungen, Sie haben mich zu einem Weltmann gemacht; Sie haben mich gewissermaßen gezwungen zu lachen, zu tanzen, Theil an Vergnügungen zu nehmen, was mir bis dahin nur höchst selten begegnet war."

„Und Sie sind sogar einer unserer besten Tänzer geworden," sagte die Präsidentin mit einem verbindlichen Lächeln.

„Das habe ich Ihnen und dem Fräulein zu verdanken. Es kam bald so weit, daß ich die Arbeit, die so lange meine einzige Zuflucht gewesen, vernachlässigte, um zu Ihnen zu eilen, oder um mich süßen Träumen dahin zu geben, deren Ursache und Nahrung stets Ihre Familie ist, gnädige Frau. Mit welchem Eifer leiste ich Ihren Einladungen Folge, sey es, um den Abend bei Ihnen zuzubringen, oder um Sie auf das Land zu begleiten. Ich gestehe Ihnen, daß das Vergnügen, welches ich alsdann empfinde, so groß ist, daß es im Stande ist, meine Seele lange in einer glücklichen Stimmung zu erhalten. Ich habe also vor allen Dingen Ihnen, gnädige Frau, und dem Umgange, welchen Sie mir mit Ihrer liebenswürdigen Familie anzuknüpfen erlaubt haben, die glückliche Umwandlung meines Geistes zu verdanken. Aber das ist noch nicht alles . . . ."

Er legte großen Ausdruck auf die Betonung dieser letzten Worte und sah die Präsidentin mit schüchterner Zärtlichkeit an.

„Und was weiter?" fragte Frau von Klongen, die den jungen Mann mit Blicken voll unaussprechlichen Wohlwollens bethörte.

„Schon ein Mal, gnädige Frau, habe ich empfunden, was ich seit einiger Zeit empfinde. Ich war damals siebzehn Jahr alt. Eine alte Tante brachte einige Monate auf dem Schloß meines Vaters zu; sie war von ihrer Tochter begleitet, die bedeutend älter als ich, aber dabei so gut, so heiter und fröhlich war, daß sie in gleichem Alter mit mir zu stehen, ja selbst noch jünger als ich zu seyn schien; denn ich war ja so ernst."

„Sie haben sich ohne Zweifel in sie verliebt?" fragte die Präsidentin mit gerunzelter Stirne.

„Ich liebte sie, wie man im siebzehnten Jahre liebt — bis zur Anbetung: es war meine erste Liebe."

„Und was ist daraus geworden?"

Der Baron schwieg einige Augenblicke.

„Sie ist gestorben," sagte er endlich.

„Gestorben?" wiederholte Frau von Klongen. „Das war ein unglücklicher Anfang in der Liebe.

„Auch ließ ich lange Zeit vergehen, ohne das Experiment zu erneuern."

„Und haben Sie es jetzt erneuert?" fragte die Präsidentin, indem sie jedes Wort mit geheimer Bewegung betonte.

„Ja, gnädige Frau!" gab ihr der Baron zur Antwort.

Die Präsidentin ward sehr roth, was aber der junge Mann nicht zu bemerken schien. Es trat wieder eine Pause ein, während welcher Frau von Klongen zwischen der Befürchtung und dem Verlangen eines Geständnisses kämpfend, einen Zustand verlängern wollte, dessen Ungewißheit nicht ohne Süßigkeit für sie war, während sie zugleich vor Furcht bebte, ein Wort von des Barons Lippen fallen zu hören, welches den Verdacht ihres Herzens bestätigte. Könneritz ergriff endlich ihre Hände, und sie zärtlich drückend, sagte er mit vor Rührung zitternder Stimme:

„Gnädige Frau! Sie können das Glück meines Lebens begründen, wenn Sie wollen."

Die Präsidentin bebte zusammen.

„Und wie das?" stammelte sie.

„Ich liebe!" hob Könneritz wieder an. „Ich liebe mit der innigsten Liebe einen Engel! mein Schicksal liegt in Ihren Händen, gnädige Frau!"

Die Präsidentin antwortete nur durch einen schwachen Händedruck, und indem sie funkelnde Blicke auf ihn heftete.

„O! Sie sind gütig!" rief der Baron, indem er ihren Händedruck kräftig erwiederte: „ich bin überzeugt, daß sie sich nicht weigern werden, die Wünsche meines Herzens zu befriedigen."

Frau von Klongen fand ihren lieben Daniel bei weitem nicht so schüchtern, als sie vermuthet hatte.

„Ich habe Sie lieb genug, um Ihr Glück zu wünschen," antwortete sie mit eindringlichem Tone; „aber es giebt Pflichten, Verhältnisse, die eine Frau nicht leicht vergessen kann."

Könneritz schien erstaunt.

„Pflichten, Verhältnisse!" sagte er mit einiger Verlegenheit. „Aber handelt es sich denn hier nicht vor allen Dingen um Zuneigung? Zudem, in welcher Verbindung wären die Verhältnisse mehr berücksichtigt. Die ich liebe ist reich, ich bin es auch. Wir

Digitized by Google

gehören beide dem Adel an, obgleich der Adel heut zu tage keine sociale Auszeichnung mehr ist. Was die Pflichten betrifft, so übernehme ich sie alle, und werde sie von ganzem Herzen zu erfüllen suchen."

In dem Geist der Präsidentin ward es etwas dunkel.

„Wie, eine Heirath!" sagte sie lächelnd. „Sie wollen ohne Zweifel scherzen."

„Ich versichere Sie, daß ich dazu nicht die geringste Lust habe."

„Halten Sie mich denn für närrisch genug, einzuwilligen?"

„Närrisch genug! . . ."

Mein Gott, jedoch! Bedenken Sie doch nur den Unterschied des Alters."

„In der That, ich verstehe Sie nicht; ich bin nur fünf Jahre älter als sie, da ich zweiundzwanzig und sie siebzehn Jahre alt ist."

„Aber von wem reden Sie denn?" rief die Präsidentin ganz erstarrt.

„Von ihrer Tochter"

„Von meiner Tochter? . . ."

Frau von Klongen biß sich auf die Lippen, und nachdem sie ihre Hände mit Heftigkeit aus des Barons Händen losgemacht hatte, blieb sie wie betäubt sitzen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pandektensaal zu Heidelberg.

(Fortsetzung.)

Ganz anders der Mann, der nunmehr unser Katheder betritt. Seine äußere Erscheinung steht an Größe oder Höhe der Vangerows nicht nach, aber er ist schmächtig, ich möchte sagen schwächlich gebaut. Der Qualm, in den er tritt, scheint seiner zarteren Natur lästig. Der Raum ist fast noch überfüllter von Menschen, als bei seinem Vorgänger. Aber man bemerkt mehr Aeltere und nur hie und da einen Schreiblustigen. Im Anfang ist sein Vortrag leise bis zum Unverständlichen; allmählich wird er lauter und läuft nun ununterbrochen, in continuirlicher Geschwindigkeit, in gleichmäßiger Lebendigkeit bis zum letzten Schlag der Stunde fort. Die Perioden überhüpfen sich, Zwischensatz folgt auf Zwischensatz. Man muß sehr aufmerksam seyn, wenn man sich des Anfangs der Sätze noch beim Ende erinnern will. Häufig kommt ein „Ich sage, ich meine, ich will sagen", dem Zuhörer zu Hülfe. Es wäre in der That viel, wenn nicht auch manchmal der Redner selbst sein früheres Wort vergessen haben sollte. Indessen, man gewöhnt sich, der Gegenstand ist für Jedermann anziehend — Geschichte, neuere Geschichte, und für den Redner spricht ein weitverbreiteter Name — Gervinus. Sie kennen seine Schriften; ich, der ich den Verfasser hörte, kann Ihnen sagen: sie sind ächte Kinder ihres Vaters. Wenn ich in ihnen blättere, höre ich Gervinus. Lesen Sie dieselben in seiner eben beschriebenen Weise vor und Sie haben seinen Vortrag. Gervinus als Docent und Redner. Nicht als wollte ich G. den Redner und G. den Schriftsteller völlig gleichsetzen. Denn zuerst und vor Allem wird Niemand Gervinus für einen Redner im eigentlichen Sinne des Wortes ausgeben und dann hat der Schriftsteller G. vor dem Redner und Docenten G. noch den großen Vorzug der Gründlichkeit voraus. Seine Katheder-reden sind gesprochene Journalartikel. Der größte Theil der Lehrstunden verstreicht bei G. darüber, daß er auseinandersetzt, was geschehen wäre und jetzt wäre, wenn dies und das damals gewesen oder geschehen wäre. Von Thatsachen nur selten, nur hie und da ein Bröckchen, ein Brosamen, ein Abfällchen. „Glauben Sie mir das einstweilen auf mein Wort, auf meine Erfahrung", oder „wenn Sie jenes Buch gelesen hätten, meine Herren", — sind stets wiederkehrende Redensarten in seinem Vortrage. Daß seine Zuhörer in Masse die Thatsachen nicht kennen, setzt er also voraus, auch die bekanntesten nicht. Was wäre demnach das Natürliche? Sie Ihnen zu geben? Behüte, G. zieht es vor, seine Zuhörer mit Raisonnements zu unterhalten, mit Raisonnements über geschichtliche Gegenstände. — Vangerow erzieht die Seinen zu Ausdauer und Gründlichkeit, und Gervinus? — kann mit V. fast um den Preis der Beliebtheit streiten.

Doch genug! Die Stunde schlägt. Gervinus findet das Ende seiner letzten Periode, indem er nach Hut und Heft sucht. Das akademische Stundenviertel vergeht in der gewöhnlichen Weise und vor dem neu versammelten, etwas minder zahlreichen Publikum tritt auf — Mittermaier, ein kräftiger, derb und hochgebauter Mann in schon vorgerücktem Alter. Wem die fabelhafte Arbeitsamkeit bekannt ist, womit dieser Gelehrte seine Rolle als Schriftsteller in den verschiedensten Dingen, als Lehrer, als Advokat und Beamter durchgeführt hat, muß über die Kraft in seiner äußeren Erscheinung staunen, und ebenso, wer ihn nur sprechen gehört hätte, ohne ihn zu sehen, etwa im Dunkeln, und ihn dann erst von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekäme. Denn in seinem Sprechen sucht er offenbar den feinen Hof- und Weltmann zu zeigen: zugleich aber ringt er auf der anderen Seite, um es Allen recht zu machen (ein Hauptcharakterzug in seinem Bilde), namentlich durch ein nicht ganz ungesuchtes Hineinklingenlassen der schwäbischen Mundart, auch nach dem Namen eines Volksmannes. Ob ihm diese Vereinigung gelingt? Es ist schwer hierüber zu entscheiden. Aber so viel ist Jedem sichtbar, daß sein Wesen nicht ganz Natur, wenigstens nicht primäre, unmittelbare Natur seyn kann. Mittermaier ist Advokat, im Leben, in seinen Büchern, in der Kammer, vor dem Gericht; auch auf dem Lehrstuhl kann er seinen Charakter nicht verläugnen. Zum Präsidenten einer Kammer schickt er sich vortrefflich. Um nicht in denselben Fehler zu gerathen, den man ihm von vielen Seiten vorgerückt hat, darf ich nur kurz hinzufügen: Auch er, wie Gervinus, spricht, wie er schreibt. Belesenheit, Reichthum an Erfahrung, sanfte Personenkritik, Vergleichung aller Rechte und Institute vom Süd- bis zum Nordpol, von einem wahrhaften Standpunkt, einer Grundidee keine Ahnung, man müßte denn einen Standpunkt der Erfahrung oder der Belesenheit gelten lassen wollen. Der einzige Unterschied zwischen M's. Büchern und Vorträgen besteht darin, daß er die letztern mit allerlei Sächelchen aus der Erfahrung, „köstlichen Fällen", wie er wohl sagt, ausschmückt. Dies ist denn sehr bezeichnend für die Vorstellung, die er sich von seinen Zuhörern macht. Vangerow achtet sein Publikum als eine hoffnungsvolle, strebsame Jugend; er nimmt gerührt Abschied von „seinen geprüften Freunden"; Gervinus behandelt dasselbe als Anfänger in einer ihm eigenthümlichen Wissenschaft; Mittermaier als eine Gesellschaft unpraktischer junger Leutchen, die er auf jede Weise dem bevorstehenden Geschäftsleben entgegenzuführen habe. Und daß er auf dieser Seite sehr segensreich wirke, daß er in dieser Beziehung Vangerow ergänze: dies Lob kann und darf man M. nicht vorenthalten, wie denn auch, was Rühmliches an ihm ist, längst allseitig anerkannt worden. M. ist einer unserer bekanntesten und verdientesten Gelehrten; sein Name wird selbst über dem Meere mit Achtung erwähnt.

(Schluß folgt.)

Ein Wort über Kunst.

Das Sonntagsblatt zur Weser-Zeitung leitet eine Besprechung über die Hamburger Kunstausstellung mit folgenden Worten ein:

„Es ist Sonntag! — Wir treten mit herzlich vergnügtem Sinne aus dem Kreis der Werkeltags-Beschäftigungen, und versuchen, uns für eine geweihte Stunde zu stimmen. Wird die Kunst als etwas Göttliches betrachtet, so soll auch der Mensch nicht mit den Alltagsgefühlen an ihre Werke herantreten. Das Höhere, Edlere, Reinere in uns fühlt den magnetischen Zug des Verwandten,

Digitized by Google

soll ihn wenigstens fühlen, wenn die bunte, poetische Welt der Farben, der auf Leinwand gezauberten Gedanken sich dem Blicke erschließt. Um ein Werk der Malerei richtig zu würdigen, ist es nicht genug, daß man sich dem Gemälde gegenüber auf den passenden, den vom Künstler beabsichtigten Licht- und Schatten-Effekten entsprechenden Standpunkt zu bringen sucht. Die Seele darf so wenig umdüstert seyn, als das Auge, der Blick des Gemüthes — man genehmige diesen Ausdruck — darf nicht verschleiert seyn durch Mißstimmung und Einwirkung der prosaischen Außenwelt, ihrer Aergernisse und Trübseligkeiten. — Die Stimmung ist günstig; treten wir in den Hamburger Salon, wo eine bunte Menge ein Mal andere als materielle Genüsse sucht — eine Seltenheit bei uns.

Der Dilettantismus gewinnt auch in der Malerei mit jedem Tage mehr Terrain. Wer zählt die Völker, nennt die Namen alle, die dem Kultus des Pinsels sich gewidmet haben! Es ist kein bloßer Kultus für die Mußestunden mehr; nein, er füllt die Arbeitszeit aus, ohne daß innerer Drang, ein die technische Fähigkeit überschreitendes Talentmaß vorhanden ist, und so wird häufig genug die Kunst zum — erkünstelten Lebensberufe. Am häufigsten findet sich die verwandte Erscheinung in der Literatur, auf dem Felde des Poetisirens ganz besonders — hier reimelt man mit der Feder, dort mit dem Pinsel. Wie wenig ächte, gottgeweihte Dichter giebt es unter dem großen Heere unserer heutigen Maler, die Muse küßt nicht Jeden, der ihr zuruft: „Komm, sey mein, wir wollen miteinander leben, gute Wirthschaft halten und so viel Kinder wie möglich in die Welt setzen." — Man sagte vom Raphael, er wäre auch ohne Hände ein großer Maler geworden. Man darf heute von vielen Dutzenden unserer Maler sagen, sie würden keine Künstler seyn, und wären sie mit tausend Händen zur Welt gekommen."

Mannichfaltigkeiten.

Seit dem 16. Mai werden reife Kirschen zu Stuttgart zu Markt gebracht.

(Griechisches Theater in England.) Seitdem auch in London die „Antigone" des Sophokles mit glücklichem Erfolg aufgeführt worden, hat man mehrere Versuche dort gemacht, antike Tragödienstoffe auf die moderne Bühne zu bringen. Hr. Planché, der auch uns Deutschen als Verfasser des Textbuches zu Weber's „Oberon" bekannt ist, schrieb ein „Goldenes Vließ", in welchem Euripideische Momente benutzt wurden und worin Mad. Vestris die Medea so ausgezeichnet spielte, daß das Stück im vorigen Jahre dem Haymarket-Theater die besten Einnahmen verschaffte. Durch seinen Erfolg aufgemuntert, ist Hr. Planché in diesem Jahre noch einen Schritt weiter gegangen und hat es gewagt, die Vögel des Aristophanes auf die Bühne zu bringen, natürlich nicht die Vögel des Athenischen Spötters selbst, sondern ein Stück, das „The Birds of Aristophanes" heißt und worin, wie in den „Ὄρνιθες Athen, London als nicht mehr zu bessern dargestellt wird. Der König der Vögel, der mit Gefieder und einem redenden Schnabel auftritt, ist niemand Anderes als der König der Götter, Jupiter selbst, der gegen die Thorheiten der Menschen zu Felde zieht, aber, wie es scheint, ohne sonderlichen Eindruck zu machen, denn die uns vorliegenden Berichte über den diesjährigen „Ostermontags-Scherz" des Hrn. Planché sprechen alle von einem Wagstück, das in keiner Beziehung geglückt sey.
(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

(Nordamerikanischer Weinbau.) Aus Ohio meldet die „New-Yorker deutsche Schnellpost", daß man dort nach und nach immer mehr und mehr anfange, Land zum Weinbau zu verwenden, und dadurch einem Kultus fröhlicher Geselligkeit Bahn zu brechen, wo jetzt noch „theeschlürfende Selbstgenügsamkeit" und heimlicher Rumgenuß an der Tagesordnung seyen. Auch in Missouri gedeiht, Dank den deutschen Einwanderern, diese edle Art der Bodenkultur; die dortige deutsche Niederlassung „Hermann" giebt davon erfreuliche Proben, wenn man dem Urtheile des „Anzeigers des Westens" in St. Louis, dessen Herausgeber in die Mysterien des Bacchus-Kultus tief eingeweiht seyn soll, Glauben beimessen darf. Dieser spricht sich in der neuesten Nummer seines Blattes folgender Maßen über das hermanner Gewächs aus: „Weinprobe. Unserm Freunde, Hrn Dr. Widersprecher, sind wir für die Uebersendung von zwei Flaschen Missouriwein, Hermanner 1845r, zu Dank verpflichtet. Um dem Wunsche des Hrn. Einsenders, ein öffentliches Urtheil darüber zu erhalten, nicht nur einseitig zu begegnen, beriefen wir ein Kollegium fachverständiger Männer (tres faciunt collegium!) nach dem Hauptquartier, und nach Entsiegelung und Verschmeckung der zwei Flaschen war das Urtheil der drei Männer folgendes: Nro. 1. Weißwein. Farbe hoch in's Gelbe; Glanz gut; Blume zart, aromatisch, kräftig; Stärke bedeutend; Feuer, den meisten Rheinwein übertreffend; Nachgeschmack eigenthümlich, scheinbar etwas erdig. Gesammturtheil: Ein guter, kräftiger, beinahe zu feuriger Wein; fast allen (wenigstens hieher importirten) Rheinweinen vorzuziehen; milder, blumenreicher und feuriger als aller Cincinnatiwein, der vorbenanntem „Kollegium" noch zum Kosten zugekommen; aber in Milde sowohl als Blume dem weißen „St. Chaelesheimer Nro. 1" (von Hrn. Ziegler) nachstehend. — Nro. 2. Schillerwein. Farbe einem dunkelgefärbten Madeira ähnlich; Blume wanzenartig und unbedeutend; Feuer, nicht genug für „Drei" Mann; Nachgeschmack flatt, etwa emetisch. Gesammturtheil: Ein wenig lohnender Versuch; würde jedoch unfehlbar besser werden, in Farbe sowohl als vielen andern Eigenschaften, bei längerm Liegen auf dem Tröster."

(Berlin, 12. Mai.) Die Turnangelegenheit, welche in unserer Stadt bisher mit einer gewissen Lauheit betrieben wurde, scheint in diesem Jahre einen bedeutenden Schritt gefördert werden zu sollen. Nach langen Verhandlungen haben endlich die Stadtverordneten in ihren letzten Sitzungen die nöthigen Gelder zur Anlegung von zwei Turnplätzen und Anstellung von Turnlehrern für die städtischen Gymnasien und höheren Bürgerschulen bewilligt, und man sieht der Eröffnung des einen Turnplatzes (vor dem Schlesischen Thore) schon zum 1. Juni entgegen. Für jeden Turnplatz sind an Gehalt für den Turnlehrer jetzt 1000 Thlr. bewilligt, wofür sie je 600 Zöglinge aus den erwähnten Schulen auf den Turnplatz aufzunehmen haben; bei größerer Frequenz ist noch eine Tantième bewilligt. Auch soll in der Stadt ein Platz zu Turnspielen für die Jugend der ärmeren Volksklassen hergerichtet werden. Die Zöglinge der übrigen Stadtschulen sind zwar speciell nicht berücksichtigt, doch sind die Turnlehrer zur Annahme derselben, so weit die Frequenz der berechtigten Schüler dem nicht entgegensteht, ermächtigt.

(Baumwollenspinnerei.) Um sich einen Begriff von der ungeheuren Baumwollenindustrie Englands machen zu können, theilen wir unsern Lesern einige Notizen mit, welche in dem Tagblatt „das Ausland" vom 15. und 18. d. M. enthalten sind. Hiernach hat England in den letzten Jahren durchschnittlich 1.500,000 Ballen Baumwolle aus Nordamerika bezogen; schlägt man den Ballen nur zu 6 Pfd. St. an, so hat man eine Summe von 9 Mill. Pfd. Sterl., welche England für die Baumwolle an Nordamerika zu zahlen hat. England, Schottland und Irland besitzen zusammen nicht weniger als 17,500,000 Spindeln, während alle übrigen Länder zusammengenommen nur 10,085,000 Spindeln haben. Von diesen kommen 815,000 auf den Zollverein. Im Jahre 1845 wurden in England 6000 Mill. Pfd. Baumwolle

Digitized by Google

verspannen. Dieser ungeheure, noch im steten Zunehmen begriffene Geschäftsbetrieb giebt in allen seinen Zweigen, Rhederei mit inbegriffen, gering gerechnet 2—3 Millionen Menschen Beschäftigung, also dem zehnten bis vierzehnten Theil der Bevölkerung von ganz Großbritannien und Irland. Eine, wenn auch nur momentane Unterbrechung dieses Geschäftes müßte unabsehbare Folgen nach sich ziehen, und man begreift deßhalb, daß England alles daran setzt, um eine solche Unterbrechung nicht eintreten zu lassen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 19. Mai.

Bei der hiesigen biertrinkenden Menschheit zeigen sich durchaus keine Spuren jenes bösen Bierhumors wie in Baiern, der bereits die Ruhe mehrerer der größten Städte dieses Landes gestört hat, oder jetzt noch zu bedrohen scheint. Das Lagerbier ist hier fast noch einmal so theuer (nämlich 12 Kr. die Maß) als in den Städten München, Augsburg und Nürnberg, und gleichwohl wird es von seinen zahlreichen Verehrern mit einem Eifer und einer Hingebung getrunken, als gälte es, dem großen Nationalgotte der Deutschen, dem alten Wodan, eine Libation zu bringen, oder die Erinnerung an den Cheruskerfürsten Hermann, der im Denkmal mit seinem guten Darmstädter Schwert das neue Rom zu bedrohen scheint, wie er einst im Leben dem alten unter des Augustus mächtiger Herrschaft fürchterlich war. Wäre unser Lagerdier noch einmal so gut als das baierische, so könnte man sich diese Preiserhöhung immerhin gefallen lassen; allein bei mehreren derselben scheint viel Malz und Hopfen durch die Fahrlässigkeit der Aebeiter neben den Brankessel gefallen zu seyn. Dies stört jedoch in keiner Weise das gute Einvernehmen zwischen den Brauern und ihren Kunden, die leicht zufrieden zu stellen sind und einen viel zu friedlichen und loyalen Sinn hegen, als daß es ihnen je einfallen sollte, durch eine Bierrebellion die öffentliche Ordnung zu stören und die Polizei außer Athem zu bringen. — Heute wird die Marktfahne eingezogen werden, da unsere sogenannte Frühlingsmesse zu Ende geht. — Unser Rathhaus glänzt jetzt in einem schöneren Lichte, seitdem es einen neuen zeitgemäßen Anstrich erhalten hat, der es mit den herrschenden Modefarben mehr in Uebereinstimmung setzt. Auf der Firste prangt jetzt ein neues Thürmchen in gefälliger Form, mit dem traurigen Armensünderglöckchen, und in dem Erdgeschoß, welches ehedem in einer Abtheilung als Remise für den städtischen Beleuchtungsapparat, und in der andern als Refugium für die Branntweintrinker diente, erblickt man jetzt mehrere freundliche Verkaufshallen, welche bald bezogen werden sollen. Im Innern des Rathhauses wird es dagegen beim Alten bleiben, vorausgesetzt jedoch, daß keine vorwitzige Schwalbe ihrer verjährten Ansiedelungsbefugniß eine allzu weite Ausdehnung gebe. — In der Industrie wird heutzutage viel probirt und noch mehr projectirt. So soll kürzlich irgendwo der Vorschlag zur Verfertigung „hölzerner Backsteine" (?) gemacht worden seyn. Aus einer Art Mischung von Thon und Sägspänen bestehend, würden sie im gebrannten Zustande etwa dem vulkanischen Produkt der Bimssteine zu vergleichen seyn, und vielleicht auch wie diese auf dem Wasser schwimmen. Einem Maurermeister, der diese neue Kunststeine gebraucht, wird man mit Recht den Vorwurf machen können, daß er zu leicht gebaut habe. — Der hiesige Bahnhof erhält eben starke Zufuhren von Steinkohlen, welche in Erfelden am Rhein geladen werden. Auch dieser Umstand scheint auf die baldige Eröffnung der regelmäßigen Fahrten hinzudeuten.

(Schluß folgt.)

Vom Main, 17. Mai.

In M. wollte sich jüngst ein Israelite, nachdem er bereits civiliter getraut war, von dem benachbarten Rabbiner in W., wo sich ein anständiger jüdischer Tempel befindet, trauen lassen. Der junge Mann, der vermöge seiner Intelligenz gewöhnt ist, stets überlegt zu Werke zu gehen, vielleicht auch vorher gewarnt war, fragt den Rabbiner, welche Fragen er den Brautleuten vorzulegen pflege. Die Antwort lautete: „Ich frage: Geloben Sie, Ihre Kinder, wenn Gott Ihnen deren schenkt, zu frommen, braven Juden zu erziehen, so bekräftigen Sie mir dieses durch ein aufrichtiges, gewissenhaftes Ja." Darauf bemerkte der Andere, sich zu einem solchen Gelöbniß nicht verstehen zu können, denn er wolle und dürfe ihn und sich nicht täuschen; er sey eben nicht „fromm", nämlich nicht, was man so gewöhnlich unter „fromm" verstehe, und gedenke demnach auch seine Kinder nicht fromm zu erziehen. Der Rabbiner erwiederte, das wisse er wohl; es käme aber nicht so genau darauf an, das Gelöbniß dürfe und müsse doch abgelegt werden. Der junge, wegen seiner Rechtschaffenheit und seiner Weltbildung in M. sehr geachtete Mann, erklärt nun, er halte weder Sabbat, noch Ostern, weder Fasten, noch Speisegesetze u. s. w.; er würde also einen Meineid begehen, was Alles aber den Rabbiner nicht irre macht, der auf das von ihm vorgeschriebene Gelöbniß fest bestehen bleibt. Umsonst stellt ihm der Andere vor, wie der Rabbiner eigentlich das Recht gar nicht habe, Jemanden Bedingungen zu stellen, wie das Judenthum keine Kirche, keine Geistlichkeit, folglich auch keine eigentliche religiöse Einsegnung kenne, daß er, indem er bereits bürgerlich getraut sey, von dem ersten, besten Juden, unter Assistenz zweier Zeugen, den Verlobungsakt, nämlich das Anstecken des Ringes, vornehmen lassen könnte; umsonst schlug er vor, zu geloben, seine Kinder zu guten Menschen, zu rechtschaffenen Bürgern erziehen zu wollen. „Nein", lautete die Antwort, „wir gehen von unseren Grundsätzen nicht ab." Die jungen Leute werden sich nun anderswo copuliren lassen, vielleicht in Z., wo ein harmloser Landrabbi von altem Schlag die Sache nach ihrer ursprünglichen Einfachheit, ohne viel Wortgepränge und Umstände, abmacht. Bemerkt muß noch werden, daß jener Rabbine in W. Mitglied der Frankfurter Rabbinerversammlung war.

Salzhausen, im Mai.

„And're mögen Rhodos Glanz erheben."

Die diesjährige Saison des hiesigen Bades nimmt auch dieses Mal, wie gewöhnlich, ihren Anfang mit dem 1. Juni. Nach den vielen bis jetzt stattgefundenen Logisbestellungen scheint das Bad in diesem Sommer mehr besucht zu werden als im vorigen, was es auch hinsichtlich der außerordentlichen Wirkungen, die es seit einer Reihe von Jahren hervorgebracht hat, seiner schönen Lage und bequemen Einrichtungen verdient. Die Aussprüche Liebig's und vieler anerkannt tüchtiger Aerzte über die Heilkräfte der hiesigen Quellen sind zu bekannt, um sie noch einmal zu wiederholen. Ueber die seit länger als zwanzig Jahren vorgekommenen ausgezeichneten Kuren, wobei namentlich die Mutterlaugen-Bäder Unvergleichliches leisteten, besonders bei Scropheln und Flechten, bei sonstigen Hautleiden, Gicht und Rheumatismen, chronischen Nervenleiden, Unterleibsbeschwerden und Dyskrasien, als der Ursache so vieler sonstiger Krankheitsformen, wobei das Trinken der Soole seine heilsame Wirkung vorzüglich äußerte und die Badewirkung wesentlich unterstützte, so wie über die specielle Analyse müssen wir auf die hierüber erschienenen Schriften verweisen, nämlich Dr. Graff: Einige Notizen über die Mineralquelle zu Salzhausen. Darmstadt bei J. W. Heyer, 1825; Dr. Möller: Mittheilungen aus der Erfahrung über die Wirkung und Anwendung der Soolbäder, insbesondere zu Salzhausen. Darmstadt bei C. Pabst, 1835; desselben fortgesetzte Mittheilungen über die Wirkungen der Soolquellen zu Salzhausen, nach ihren Resultaten zusammengestellt. Friedberg, bei Bindernagel, 1842. Liebig's Annalen der Chemie und Pharm. 48. B. 1. Heft, 1843. Für die Belustigung und Erheiterung der Badegäste ist auf jede hier mögliche Weise gesorgt. Namentlich erwähnen wir hier die wirklich ausgezeichneten Gartenanlagen am Kurhaus, wodurch sich Salzhausen vor vielen anderen größeren Bädern auszeichnet, und den geräumigen Kursaal, worin Sonntags Ball und öfters musikalische Unterhaltungen stattfinden. Auch findet sich Gelegenheit zur Zerstreuung in den Spielzimmern, worin aber alle Hazardspiele verboten sind, Declamationen, theatralischen Vorstellungen u. s. w. Ferner bietet die Umgegend von Salzhausen die freundlichen Orte Echzell, Bingenheim, Staaden, Geisnidda, Bootsdorf, Kohden, so wie mehrere Mühlen und Höfe und das nur eine Viertelstunde entfernte Städtchen Nidda, dessen Geselligkeit in der hiesigen Gegend bekannt ist, hinlängliche Partieen zu Spaziergängen und Landpartieen dar. Zur Ausführung von größeren Partieen, wie z. B nach Ortenberg, wo bekanntlich die schönsten Frauenzimmer der hiesigen Gegend sich befinden, nach Büdingen, der romantischen, mit Weinbergen bekränzten Residenz des Fürsten von Isenburg, oder nach Schotten im Vogelsberg, sind stets einige Wagen bereit. Die Frau Gastwirth Seum, welche die Gastwirthschaft im Kurhaus behalten hat, wird auch dieses Jahr Alles aufbieten, um sich die fortwährende Zufriedenheit der resp. Badegäste zu erhalten. Auch können Badende in mehreren Privathäusern in Salzhausen Wohnung erhalten. D. S. L.

Auflösung der Charade in Nro. 139:
Schlafrunk.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 142. Sonntag, den 24. Mai 1846.

Mutter und Tochter.

Nach Charles de Bernard von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

II.

Eh' ich Dir entsage,
Eh' nahe sich das Ende meiner Tage.
Schiller, (die Braut von Messina.)

Die Enttäuschung, welche die Präsidentin erfahren, hatte sie dennoch nicht aller Gegenwart des Geistes beraubt. Sie bezwang sich und gab sich den Anschein, als überlege sie die Eröffnung des jungen Mannes, während in Wirklichkeit ihr Herz sich in solch einem zerrütteten Zustand befand, daß sie nicht im Stande war zu sprechen.

Gleichzeitig in ihrer Liebe und in ihrer Eigenliebe verletzt, empfand sie diese Verletzung auf das empfindlichste. Verkannte Liebe, beleidigte Eigenliebe vergeben selten. Auch ermangelte die Präsidentin nicht, die nach und nach ihre Gegenwart des Geistes und ihr kaltes Blut wieder erlangte, auf Rache für eine Beleidigung zu denken, welche nur in ihrer Einbildung existirte.

„Ich bedaure recht sehr, Herr Baron," sagte sie mit einer Stimme, deren trocknen Ton sie vergebens zu verbergen suchte, „daß ich die mir gemachte Eröffnung nicht nach Ihrem Wunsche beantworten kann. Ich habe bereits einen Gatten für meine Tochter gewählt, und da diese Wahl durch meine mütterliche Liebe geleitet ward, so kann ich nicht mehr davon abgehen. Empfangen Sie daher meinen Dank, mit den besten Wünschen, daß Sie in einer dritten Liebe glücklicher seyn mögen, als in den beiden vorhergehenden."

Diese letzten Worte waren so hart und verriethen so viel Aerger, daß der Baron leicht den wahren Grund der abschläglichen Antwort hätte errathen können, hätte er nicht zu viel Bescheidenheit besessen, mit welcher eine gänzliche Unkenntniß des weiblichen Herzens vereinigt war, die ihm nicht erlaubte, einem derartigen Verdachte Raum zu geben. Es kamen ihm Thränen in die Augen.

„Sie sind sehr grausam, gnädige Frau!" sagte er: „ich war weit entfernt, eine so harte Antwort zu erwarten."

„Sie haben meine Worte ohne Zweifel falsch ausgelegt," sagte Frau von Klongen mit verhaltenem Zorne, indem sie dem brennenden Schmerz, den sie erregt hatte, neue Nahrung zu geben suchte. „Ich wollte Ihnen nur andeuten, wie sehr es mich betrübt, daß Ihre erste Liebe an einem Grabe zerschellte, und die zweite durch eine festgesetzte Heirath zu nichts wird."

„Aber wen soll denn das Fräulein heirathen, daß die projektirte Heirath nicht rückgängig gemacht werden kann?" fragte Könneritz angsthaft.

„Das ist mein Geheimniß, welches Sie mir zu verschweigen erlauben werden."

„So liebt sie ihren Verlobten?"

„Sie achtet ihn, und das genügt."

„Aber sie liebt ihn nicht!" rief der Baron niedergedrückt. „Gnädige Frau!" hob er etwas ruhiger wieder an, „ich bin überzeugt, daß Sie ihren Gefühlen Zwang anthun."

„Würde sie dann so heiter seyn, wie sie ist, wenn ich gegen ihren Willen über ihre Hand verfügte?"

„In allem Diesem ist etwas Unerklärliches und Unmögliches.

„Und warum das, wenn's beliebt?"

„Weil Ferdinande den Mann nicht lieben kann, den Sie ihr bestimmen."

„Sie setzen mich in Erstaunen," sagte Frau von Klongen mit bitterer Ironie. „Warum sollte sie den Mann nicht lieben, den ich ihr bestimme?"

„Weil . . . ."

„Vollenden Sie."

„Weil sie mich liebt!" fügte Könneritz aufgeregt hinzu.

„Wer hat Ihnen das gesagt?" fragte die Präsidentin mit kaum zu bewältigender Wuth.

Der Baron schwieg. Da ward eine Stimme von dem andern Ende des Zimmers laut.

„Ich habe es ihm gesagt, liebe Mutter!" sagte Ferdinande zitternd, indem sie eine angelehnte Thüre, welche in das Zimmer führte, vollends aufstieß.

„Du," rief Frau von Klongen, indem sie sich zornig erhob. „Wie, Du hast uns belauert?"

„Ja, Mutter!" gab das junge Mädchen mit weinender Stimme zur Antwort. „Ich wollte im Nebenzimmer ein vergessenes Notenheft holen, als ich Sie versichern hörte, daß meine Hand vergeben sey. Da bannte mich eine unsichtbare Macht an meine Stelle fest, und ich habe Alles gehört."

„Es ist gut!" sagte darauf die Präsidentin, indem sie ihrer Tochter einen zernichtenden Blick zuwarf. „Nimm Dein Notenheft und entferne Dich."

Ferdinande that, wie ihre Mutter gebot; aber in dem Augenblick, als sie die Schwelle des Gemachs überschreiten wollte, drehte sie sich um, heftete die Augen flehend auf ihre Mutter, deren finstere Blicke sie verfolgten, kam langsam zurück, kniete vor ihr hin, und blickte sie mit einem Ausdruck unaussprechlicher Betrübniß an.

„Vor einigen Tagen," sagte sie, „hat mir Heer von Könneritz gestanden, daß er mich liebe, und hat mich gefragt, ob ich ihn wieder lieben könne, und zwar hinreichend, um in eine Verbindung mit ihm zu willigen. Ich habe ja gesagt, liebe Mutter. Hierauf sagte er, daß er mit Dir sprechen würde . . . Das ist Alles. Wenn ich gefehlt habe, so bitte ich Dich um Verzeihung . . . und bin bereit zu bereuen."

Frau von Klongen würde ihrer Tochter vielleicht in einem milderen Tone geantwortet haben, wäre sie nicht in diesem Augenblick von der jugendlichen Schönheit ihres Kindes geblendet worden.

Digitized by Google

Sie warf einen heimlichen Blick auf den Baron, und da sie bemerkte, daß er Ferdinande mit bewundernder Traurigkeit anblickte, so schlug die Eifersucht ihre Widerhaken in ihr Herz, und indem sie ihre Tochter durch einen Wink aus dem Zimmer wies, sagte sie:

„Du hast alle Gesetze des Schicklichen überschrittten; ich werde Dir nur dann vergeben, wenn Du Dich fortan unterwürfig unter meinen Willen zeigst. Du verstehst mich doch? . . . Was den Herrn Baron von Könneritz betrifft," fügte sie mit einem Gefühl von Haß hinzu, der sich auf dem Grund einer jeden energischen Liebe befindet und in stürmischen Augenblicken schnell auf die Oberfläche steigt — „so bedaure ich, daß er uns nicht mehr mit seinen Besuchen beehren kann. Unter den eingetretenen Umständen kann uns seine Gegenwart nur peinlich seyn."

„Ich gehe, gnädige Frau," sagte Könneritz niedergeschlagen. „Mögen Sie das Weh nie bereuen, welches Sie mir zufügen. Leben Sie wohl."

Im Begriff, das Gemach zu verlassen, warf er noch einen Blick auf Ferdinande, in welchem seine ganze Seele sprach.

„Glücklich oder unglücklich, Dir gehöre ich auf ewig, Ferdinande!"

Er ging.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pandektensaal zu Heidelberg.

(Schluß.)

Zu noch außerordentlicheren Mitteln, um seine jugendliche Zuhörerschaft zu fesseln, greift der Redner, der nunmehr mit vorgebücktem Haupt, gleichsam mit eingelegter Lanze, oder wie ein Raubvogel auf seine Beute, durch den mittleren Gang des Zimmers auf das Katheder zustößt: Professor Morstadt. Sie lächeln? Morstadt!? Man erzählt sich gar wunderliche Anekdoten von diesem Heidelberger Professor. Und ich kann Ihnen die Versicherung geben, seine äußere Erscheinung und sein Vortrag entsprechen nicht nur seinem Rufe, nein, sie übertreffen ihn noch. Auf sein durch Lithographie mehrfach verbreitetes Bildniß darf ich Sie nicht verweisen: in allen diesen Versuchen fehlt gerade das Dämonische, Unstäte, das Ungestüm-hastige, Uebersprudelnde, also gerade das eigentlich und eigenthümlich Morstadtische. Uebrigens ist M. nicht mehr jung, was Sie leicht daraus berechnen mögen, daß er schon in seinen Mannesjahren dem Wiener Congresse beiwohnte. Gegenwärtig hat er das Ansehen eines kräftigen, handfesten Fünfzigers. Indessen, er mag ein Achtziger werden, auch als Achtziger wird M. seine Champagnernatur nicht verlieren. Wie er in jüngeren Jahren war, weiß ich nicht. Es heißt, er habe lange Zeit an dem allgemeinen Uebel der Gelehrten gelitten und mit diesem Uebel sey auch jener Humor in ihm erwacht, dessen sarkastische bittere Salzlauge er nunmehr täglich, stündlich, jeden Augenblick, schonungslos über alle Welt, über Staat und Kirche ausgießt. Wie dem auch sey, mag nun die Ader seines Humors die goldene oder die des Genies seyn, es gibt nicht leicht eine humoristischere Erscheinung, wenigstens auf dem Katheder nicht, wie M. Wenn er, die Haare à la Robespierre (nach der Sprache des Friseurs, irr' ich nicht) zurückgestrudelt, mit Händen und Füßen auf seinem Lehrstuhl herumtrommelt und auf die, welche dummermaßen das Regiment führen, losschimpft, muß der Ernst selber vor Lachen aus der Fassung kommen. Seinen Vortrag beginnt er gewöhnlich mit „Also." Einleitungsweise folgt alsdann ein Ausfall auf irgend ein mittelalterliches staats- oder kirchenrechtliches Institut, welches er gerade zu erklären hat. Die Leidenschaftlichkeit seiner Phantasie reißt ihn hin, aus allen Enden der Welt, aus Höll' und Himmel, aus Büchern, aus dem Leben, aus Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft schleppt er die originellsten, überraschendsten Bilder und Beispiele herbei. Nicht selten vergißt er, was er sagen und erklären wollte, und gesteht es offenherzig selbst, indem er fragt: „Was wollt' ich?" — Seine Sätze sind wahre Ungeheuer. Keine Feder kann sie wiedergeben. Nach allen Seiten blitzen die herrlichsten Geistesfunken; er gleicht einem Manne, der an der Landstraße im Dunkeln Kiesel zerschlägt. Er flucht, er schimpft, er lästert Gott und Menschen, er lacht wie unvernünftig laut auf, wenn es ihm gelingt, die Miserie unserer Tage von einer Seite in ihrer ganzen Nacktheit darzustellen. Oft, wenn seine Einbildungskraft alle Stränge reißt, fängt man an für das Ende des Schauspiels zu fürchten. Aber plötzlich greift er mit einem „Wollen Sie weiter schreiben, meine Herren?" nach seinem Heft und — dictirt. Bald jedoch unterbricht er sich abermals; die geschilderte Scene erneuert sich; die Bezeichnungen, namentlich die Beiwörter, sind wo möglich noch wunderlicher, zusammengesetzter, gesuchter; bis er endlich abermals mit einem „dixi" und irgend einem lateinischen Lieblingssprüchelchen plötzlich abbricht und nicht selten seinem „Wollen Sie sich bemerken?" hinzufügt, der Stoff, den er zu behandeln habe, sey an und für sich so trockener Natur, daß er mitunter Seitenhiebe geben und den Hanswurst machen müsse, um seinen Zuhörern das Würgen zu erleichtern. Dies also, die Furcht, seine Zuhörer möchten ihm davonlaufen, scheint der geheime Beweggrund, welchem wir alle diese geistreichen und witzigen Extravaganzen, diese beißenden Anekdoten, in welchen die handelnden Personen jedes Mal des Erzählers alte Freunde sind, verdanken? Das beste bei der Sache bleibt, daß er den Nagel fast immer oder doch sehr häufig auf den Kopf trifft; nur schade, daß er durch zu heftiges Anziehen der Sehne den Pfeil meistentheils über das Ziel hinausschnellt, so daß er keineswegs die aufregende Wirkung hervorbringt, welche man nach Obigem erwarten sollte. Und hieraus — böse Zungen freilich führen auch noch andere Gründe an, als z. B. Morstadt meine es nicht so schlimm, als er scheine — erklärt es sich denn auch zur Genüge, warum die Demagogenriecher M. bis zur Stunde verschont haben. Seine Vorlesungen sind übrigens nur eine Fortsetzung seines gewöhnlichen Lebens; im Hause, auf der Straße, im Museum, wo man ihn jeden Nachmittag zum Kaffee gratis et publice lesen hören kann, ist er stets derselbe. Durch diesen täglichen Verkehr, sowie durch seine Reisen in früheren Jahren hat er sich wirklich einen sehr reichhaltigen Schatz an Bekanntschaften und Lebenserfahrungen gesammelt; dabei ist seine Belesenheit ungeheuer. Auch fehlt es ihm keineswegs an Logik und juristischem Scharfsinn. Die Hefte, die er dictirt, gehören nach der allgemeinen Stimme seiner Zuhörer zu den brauchbarsten. Ueberhaupt, wenn M. nicht zur völligen Ausbildung seiner selbst durchdrungen ist, so liegt es mehr daran, daß er zu viel, als daß er zu wenig hat.

Noch manche andere Heidelberger Docenten verdienten in der Gallerie unseres Pandektensaales aufgeführt zu werden. Allein sie selbst, wie es scheint, verzichten auf diese Ehre. Schlosser liest in einem bescheidenen Hörsaal und verbittet sich sogar ausdrücklich alles Hospitiren. Henle, der unermüdliche Forscher in der vergleichenden und mikroskopischen Anatomie, hat sich erst in dem letztvergangenen Semester zu einer volksthümlichen Vorlesung (Anthropologie) verstanden. Henle ist eine der ersten Zierden der deutschen Gelehrtenrepublik, dabei in den besten Lebensjahren und von äußerst ansprechendem Vortrag. Eine Wiederholung des gedachten Versuchs, welche er bei der einstimmigen Anerkennung wohl kaum möchte vermeiden können, wird den anspruchslosen Mann, wenn er anders nicht Schlossers Beispiel folgt, ohne Zweifel zur Wahl des geräumigsten Hörsaales nöthigen. Da ich Henle genannt, so muß ich auch nothwendig Pfeuffers gedenken; diese beiden Freunde ergänzen sich so, daß sie als Repräsentanten und Inhaber der ganzen Medicin genannt werden dürften.

Alle bisher Erwähnten, außer Mittermaier, Morstadt und Schlosser, sind erst seit dem Sommer 1840 nach Heidelberg berufen, wie es aus einem zu Anfang eben dieses Jahrs in den Halle'-

Digitized by Google

schen Jahrbüchern erschienenen Aufsatz über die Universität Heidelberg erhellt. Diesen Aufsatz möge man in Betreff der Uebrigen nachlesen und möchten recht bald wieder ähnliche Musterungen der deutschen Hochschule vorgenommen werden, damit sich die Herren Docenten wieder einmal ihrer öffentlichen Stellung bewußt und zu wahrhafter Benutzung derselben angespornt würden. Nur eines Mannes noch, der gleichfalls zu dem Nachwuchs von 1840 gehört, will ich schließlich noch Erwähnung thun: Prof. Röth. Gerade ihn glauben Viele dazu berufen, auch in den Saal der Pandekten einen neuen Geist, einen philosophischen, zu bringen. Es wird das Gerathenste seyn, der Zukunft die Entscheidung dieser Controverse zu überlassen oder wenigstens zu warten, bis der erste Band der Röth'schen Geschichte der Philosophie (bei Wassermann in Mannheim) erschienen seyn wird. Der Streit dreht sich allerdings um die wichtige Frage: Ob Heidelberg gerade an dem, was die übrigen deutschen Hochschulen in krankhaftem Uebermaße besitzen, an Philosophie, wie bisher immer, Mangel haben soll? Leider hat Röth über den ein halbes Menschenleben umfassenden Vorstudien zu seinem Riesenwerke seine Gesundheit nur zu wenig beachtet. Jeder aber, dem es wahrhaft um Aufklärung und Begründung der Wissenschaft zu thun ist, kann nur wünschen, daß Röth recht bald in der Verfassung seyn möge, um auch öffentlich mit ganzer Kraft seinen zahlreichen Gegnern, den alten Unveränderlichen, die Spitze zu bieten.

Jugend- und Frühlingsfest.

In Folge ungünstiger Witterung öfters verschoben, fand dieses längst von gegen 500 dabei betheiligten Knaben mit Sehnsucht erwartete Fest endlich am 17. Mai statt. Der Tag ließ sich herrlich an. Erhebend und rührend zugleich war der Eindruck, welchen der auf dem Roßmarkte angestimmte Lobgesang machte. Hierauf wohlgeordneter Zug durch die Stadt zur Brücke. Voran etwa 30 ältere Turner mit ihrer Fahne, die Bahn brechend, dann die Trommler der Knaben, rechts und links ehrenwerthe Büeger, welche die Seiten des Zuges deckten, dann die Kinder, der Blechmusikverein, die Knaben und zuletzt die Jungen, im Ganzen 20 Züge oder Spielgesellschaften unter Anführung ihrer Führer und Spielordner. In der Fahrgasse wurde im Vorüberziehen den beiden Herren Bürgermeistern ein Hoch gebracht; unter dem Donner des auf der Maininsel aufgestellten leichten Geschützes bewegte sich dann der Zug über die Brücke, durch Sachsenhausen und erreichte glücklich das Wäldchen, wo zur Einnahme des mitgebrachten Mittagbrodes ein Stündchen eingeräumt war. Um 2 Uhr Nachmittags begannen die zwanzig verschiedenen Spiele am Forsthaus. Ueberall Jubel und Freude, und dennoch, bei dem regen Eifer der Fest- und Spielordner, keine Störung. Man konnte wohl bemerken, daß, so wie das Jugendfest überhaupt schon mehr ein liebes Eigenthum der Bürgerschaft geworden zu seyn schien, auch die Förderer desselben sich seit vorigem Jahr in den Mechanismus desselben besser eingearbeitet hatten. Es that eben Jeder nach Kräften seine Schuldigkeit, und bei solcher Bethätigung, bei der überall gebotenen Abwechslung fehlte es auch nicht an Heiterkeit und der natürlichen Lust, die man bei Festen, wo nur allein dem Magen sein Tribut gezollt wird, so häufig vermißt. Nach eingenommenem 4 Uhr Brod trübte sich der Himmel. Tausende waren schon an Ort und Stelle angelangt, Tausende noch unterwegs; da begann ein etwa halbstündiger aber durchdringender Regen. Wohl würde man dessen gerne ledig geblieben seyn, aber des Geschickes Mächte — — Dennoch mußte auch er der guten, schönen Sache dienen; denn das Fest, statt sich in ein Chaos aufzulösen, blieb geordnet; die Spielgesellschaften gingen in der Nähe ihrer Standarte meist unter Dach, einige spielten sogar weiter, und als mit der Kanone nach dem Aufhören des Regens das Zeichen zur Versammlung und Aufstellung am Hauptort gegeben wurde, da fehlten nur Wenige und hell leuchtete und wärmte die Sonne wieder. Die nachfolgende Rede des Hrn. Ravenstein gab dem Feste den würdigen Schluß. Mit Musik und Gesang zogen die Knaben heim, und wir sagen nicht zu viel, wenn wir dieses Fest den schönsten Zeichen unserer an volksthümlichen Entwickelung so reichen Zeit beizählen. Möge es immer mehr gedeihen und Freude und Segen überall verbreiten.

Festrede.

Gut Heil! so lautet ein alter, unter den Turnern Deutschlands wieder jung gewordener sinnig kernhafter Gruß. Gut Heil! so rufe auch ich der untergehenden Sonne nach, denn die Wetterwolken, die uns bedrohten, sind glücklich vorübergezogen. Gut Heil! so tönt es wieder in der Brust der vielen Hunderte und Tausende, die hier versammelt sind, denn das fröhliche Werk dieses Tages ist ihnen trefflich gelungen. Ja, werthe Mitbürger, liebe Knaben! mit freudigen, seligen Gefühlen blicken wir auf köstliche Stunden zurück, die uns Allen unvergeßlich bleiben werden. — Könnten wir scheiden von hinnen, ohne den Höchsten lobzupreisen, der Alles, Alles, was zu dem Feste in irgend einer Beziehung stand, zu unserm Besten geleitet und gefügt hat? auch der Liebe und Freundlichkeit so vieler unserer Mitbürger haben wir gebührend zu gedenken, welche unsere Pfade ebneten und gleichsam mit Blumen bestreuten. — Dank daher zuvörderst der städtischen Behörde, welche diese wohl gelegenen Räume und sonst Nöthiges freundlichst zur Verfügung stellte, Dank den Ordnern, Zug- und Spielführern, unter deren Leitung das Fest sich so herrlich entwickelte; Dank dem Vereine, welcher mit dem Zauber der Tonkunst unseren Märschen und Liedern den rechten Ausdruck gab; Dank den Vätern, Müttern, Brüdern und Schwestern dieser Knabenschaaren, welche im Vereine mit Tausenden geehrter Mitbürger durch ihre Gegenwart und ihre innige Theilnahme das Fest belebten; Dank endlich auch euch, ihr Knaben, denn ihr habt eueren Eltern und Allen, die euch sahen, eine große Freude gemacht. — Das that aber die Lust, mit der ihr an's fröhliche Werk gingt. Bewahret, o bewahret diese Lust auch für das ernstere Werk in der Schule, im Haus, und dereinst im Berufsleben, und sehet, alle Welt wird sich dann über euch freuen.

Unser Aufwand war gering, und dennoch wie groß unsere Lust, wie rein unsere Freude, wie ungetrübt der Rückblick auf unser Fest! Freunde der Jugend, des Volkes und des Vaterlandes! es giebt noch Feste mit großem Aufwande an Speise und Trank und köstlichen Gewändern! und dennoch — wie zweifelhaft oft ihre Lust, wie unrein oft ihre Freude, wie getrübt nicht selten der Rückblick auf solche gedankenlos durchlebten oder gar wüst verschwelgten Tage? — Lasset uns Hand anlegen, diese Art der Volksbelustigungen, da, wo sie noch immer sich zeigen mögen, auszurotten, denn sie stammen aus einer finsteren Zeit, wo der Deutsche in einen tiefen Schlaf versunken war; nun wir mit Gottes Hülfe erwacht sind, nun wir das Bessere, Edlere erkannt, selbst mitgefühlt, mitgelebt und mitgenossen haben, ziemt es, dem Schlechteren, Unedleren Valet zu sagen. — Und so stehen denn auch wir hier, vereint zu dem schönen Zwecke, der angestammten deutschen Sitteneinfachheit in der Wiederbelebung würdiger Volks- und Jugendfeste den wahren, richtigen Ausdruck zu geben und eine höhere geistige Weihe damit zu verbinden. — Es ist die schöne, aber auch große Aufgabe der Sänger und Turner zunächst, dieser heitern Seite des Lebens immer neue Reize abzugewinnen. — Unsere Vaterstadt, welche bei allem Luxus, der ihr als Sitz eines blühenden Handels und verhältnißmäßigen Reichthums eigen ist, noch innere Gemüthlichkeit und feste Bürgertugend genugsam bewahrt hat, unsere Vaterstadt ist schon längst im Besitze zahlreicher Gesangvereine, welche für die gute Sache bereits Großes geleistet haben, —

Digitized by Google

Ein tüchtiger Turnverein hat sich diesen nunmehr zugesellt. Was der vorjährige Festredner an dieser Stelle als einen Gegenstand froher Hoffnung angedeutet hatte, ist unter dem wirksamen Schutze der hohen Oberen unserer Stadt und unter der thätigen Betheiligung vieler Bürger zur schönen Wahrheit geworden. Fortan sollen Leibes- und Geistesbildung Hand in Hand miteinander gehen; das versitzende Geschlecht soll zu neuer Lebenslust aufgerufen, das stockende Herzblut zu neuem Flusse gebracht werden. Was unwürdig ist des jungen Menschen, was ihn entnervt und schwächt, soll abgethan, ein neues, kräftigeres Geschlecht soll erzogen werden. Ein Verein aber, der so wahrhaft Edles und Nützliches erstrebt, ist unseres ganzen Zutrauens würdig: ihm übergeben wir daher auch heute feierlichst und vertrauensvollst die Fortführung der Jugendfeste. Er, der natürliche Freund, liebevolle Vater und kräftige Schirmherr der Jugend, wird das begonnene Werk mit immer größerem Erfolge fortsetzen, — und so scheiden wir denn von hinnen getrost mit der Hoffnung, uns, will's Gott, über Jahr und Tag in verstärkter Zahl und wo möglich mit noch größerer Lust an diesem freundlichen Orte wieder zu sehen. Und nun zum Schlusse, ihr Turner alle groß und klein, die ihr hier versammelt seyd, ihr Väter und Mütter von Frankfurt's hoffnungsvoll heranblühender Jugend, laßt uns mit einem dreimaligen kräftigen „Gut Heil!" allen Denen unsern Dank ausdrücken, welchen Frankfurt eine Turnanstalt verdankt, wie sie selten in deutschen Landen wieder zu finden seyn wird. Dem hohen Senate unserer freien Stadt, den hochachtbaren Collegien der ständigen Bürger-Repräsentation und der gesetzgebenden Versammlung und allen Mitgliedern unseres Vereins für körperliche Ausbildung der Jugend ein dreimaliges Gut Heil!

Mannichfaltigkeiten.

(Mannheim, 18. Mai.) Unser Turnverein erfreut sich fortwährend der regen Theilnahme aller Stände, und täglich mehrt sich dessen Mitgliederzahl, wobei es als besonders erfreulich hervorzuheben ist, daß so viele ältere Bürger, wenn sie auch an den Uebungen nicht selbst theilnehmen wollen, dennoch ihre Unterstützung dem Vereine nicht entziehen, und es demselben dadurch möglich machen, etwas Tüchtiges zu leisten.

„Die Herren Stier, Hahn und Hengstenberg", sagte der selige Gesenius in Halle immer, wenn von den orthodoxen Ultras die Rede war. „Die Herren Löffler, Teller und Gabler", erwiederte Tholuck, wenn er den rationalismus vulgaris bezeichnen wollte.

Korrespondenz.

Straßburg, 16. Mai.

Seit vierzehn Tagen spielt die deutsche Operngesellschaft unter Direktion des Hrn. W. Löwe aus Mainz auf dem hiesigen Theater. Zur Zeit, als im hiesigen Stadtrathe bekannt wurde, daß Hr. Löwe beabsichtige, seine Truppe hierher zu führen, bedauerte man den guten Mann, denn allgemein hielt man die Speculation für gewagt, weil einestheils das hiesige Publikum sehr starke Anforderungen macht und durch Gäste aus Paris einigermaßen verwöhnt ist, anderentheils aber auch die Kosten eines solchen Unternehmens äußerst beträchtlich sind und bis jetzt noch wenig Direktoren gute Geschäfte gemacht haben, selbst wenn sie sich einer Subvention von Seite der hiesigen Stadt zu erfreuen hatten. Die Befürchtungen sind aber glücklicherweise nicht in Erfüllung gegangen. Die deutsche Operngesellschaft gefällt in einem so hohen Grade, daß das Theater regelmäßig überfüllt ist und kömmt man nicht zeitig genug an die Kasse, so erlangt man gar keinen Platz, wie das namentlich an Sonntagen der Fall ist. Bis jetzt wurden folgende Opern aufgeführt: Norma, das Nachtlager von Granada, der Freischütz, Stradella, Lucretia Borgia und die Regimentstochter. Die Leistungen der Direktion, so wie der Regie (diese ist Hrn. Kreuzer vom Theater in Darmstadt anvertraut), verdienen allgemeine Anerkennung, denn mit größter Sorgfalt wird auf Alles Bedacht genommen, was in Bezug auf äußere Erscheinung und das Ensemble so nothwendig ist. Als Primadonna ist Fräul. Weixelbaum, die viele Bühnengewandtheit besitzt, engagirt. Ihr Gesang, so wie ihr Spiel überhaupt eignet sich weniger für die Rollen einer Norma und Lucretia, als für die der Regimentstochter. In letzterer gefiel sie so sehr, daß das Stück wiederholt werden mußte. Fräul. Weixelbaum ist eine fleißige und unermüdliche Sängerin, die Talent und Uebung genug besitzt, um sich den Beifall ihrer Zuhörer zu erwerben. Von untergeordneterem Range ist Fräul. Welly, die übrigens sehr richtig singt und eben deshalb eine gute Schule bekundet. Der Tenorist, Hr. Chrudimsky aus Frankfurt a. M., bewährt sich als Sänger ersten Ranges, der eine um so schwierigere Aufgabe auf unserer Bühne zu lösen hatte, als einige Wochen vor seinem Auftreten Poultier aus Paris dahier gastirte. Die kräftige und klangvolle Stimme Chrudimsky's weiß den Zuhörer zu fesseln und dem competenten Kunstrichter zu zeigen, daß es der Künstler nicht an Studien fehlen läßt. Chrudimsky gefiel in allen Rollen außerordentlich und wird auf unserer Bühne sehr gern gesehen. Der Bassist Abt bewährt sich ebenfalls als ein gewandter, mit der Bühne vertrauter Sänger, der in seinem Fache ganz Hervorragendes leistet. Hrn. Kreuzer haben wir bis jetzt außer in Stradella in keiner größeren Rolle gesehen, weshalb wir uns unser Urtheil in Bezug auf seine Leistungen als Sänger auf einen nächsten Bericht vorbehalten wollen. Zum Schlusse müssen wir jedoch der thätigen und umsichtsvollen Leitung des Orchesters, die Hrn. Müller aus Sondershausen anvertraut ist, erwähnen, der allein zu danken ist, daß namentlich von Seite der Chöre in ihrem Zusammenwirken eine Einheit erzielt wird, die man bis jetzt auf unserer Bühne noch gar nicht kannte. Der erste Sologeiger unseres Theaters, Hr. Rudersdorff, ist als Meister auf seinem Instrument zu sehr bekannt, als daß dieses hier wiederholt zu werden brauchte. Fährt die deutsche Operngesellschaft in ihrem Wirken dahier so fort, wie sie begonnen, so stehen uns noch recht genußreiche Theaterabende bevor und die Mitglieder der Truppe selbst werden mit ihrem Aufenthalte dahier zufrieden seyn. Das hiesige Publikum ist ein kunstliebendes und weiß tüchtigen Leistungen seine Anerkennung zu zollen.

* * *

Darmstadt, 19. Mai.

(Schluß.)

Unter unseren jungen Kunsttalenten verdient eben jetzt Hr. Heinrich Hofmann eine rühmliche Erwähnung, da zwei seiner Portraits in der großh. Gemäldegallerie ausgestellt sind, die, in Oel ausgeführt, so viele Vorzüge in sich vereinigen, daß sie allgemein gefallen und auch von Seiten der minder leicht zu befriedigenden Kenner die verdiente Anerkennung gefunden haben. Hr. Hofmann berechtigt für die Folge noch zu weit größeren Erwartungen und wir glauben hoffen zu dürfen, daß er diese bei seinem anerkennenswerthen schönen künstlerischen Streben nicht unbefriedigt lassen werde. — Unsere Gesellschaft „Harmonie" ist gestern Abend von ihrem Bardenzug an die Ufer der Mümling, wo Schloß Fürstenau dem Wanderer einladend entgegen strahlt, mit hoher Befriedigung zurückgekehrt. Von Sr. Erl. dem Hrn. Grafen Albrecht von Erbach-Fürstenau mit der größten Liberalität aufgenommen, war ihr die schöne Bestimmung geworden, in dem Schloßgarten daselbst zu der großen Gesangesproduction vom 17. d. in Gemeinschaft mit vielen Sängerchören aus der Nähe und Ferne, von Michelstadt, Offenbach, Frankfurt ꝛc. mitwirken zu helfen. Die Mitglieder unserer „Harmonie", welche an dem Zuge Antheil nahmen, rühmen aber auch eben so sehr die wahrhaft gastfreundliche Aufnahme der biederen Bewohner von Michelstadt, die in der guten Aufnahme und freundlichen Behandlung ihrer Gäste gegenseitig zu wetteifern schienen. Das Weitere mögen Augenzeugen erzählen, die kein anderes als höchst anziehendes Bild von dem schönen Gesangesfest an Schloß Fürstenau's Mauern werden entwerfen können. — Man sage nicht, daß in der hiesigen mosaischen Gemeinde ein Stillstand, oder eine Abneigung gegen den Fortschritt bemerkbar sey. Am vorigen Donnerstag wurde ein junges israelitisches Paar (Emilie Lindheim und S. Meyer) nicht nach dem alten Ritual der Synagoge, sondern in einer den Anforderungen der Zeit entsprechenden Weise durch den Rabbiner Hrn. Dr. Auerbach getraut. Rede, Gesang mit Orgelbegleitung, und die Braut im weißen Kleide, mit einem Myrthenkränzchen um das jugendliche Haupt, ohne alle Vermummung, gaben dem Trauungsakte jene Weihe, die den Forderungen unserer Zeit, die auf veraltete symbolische Handlungen keinen Werth mehr legt, völlig gemäß zu seyn scheint.

Redacteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 143. Montag, den 25. Mai 1846.

Mutter und Tochter.

Nach Charles de Bernard von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Frau von Klongen erbebte; die Mundwinkel ihrer Lippen waren fürchterlich nach unten gekrümmt; ihre Physiognomie drückte die größte Reizung aus. Der Liebe wie dem Haß fast auf elektrische Weise zugänglich, wie alle robusten Organisationen, fühlte sie, wie ihre Zuneigung für den Baron sich plötzlich in Abneigung verwandelte.

„Gehe nur hin," murmelte sie, „Du bekommst meine Tochter nimmermehr."

Ferdinande weinte.

Am folgenden Tag saß die Präsidentin wieder in ihrem Wohnzimmer. Sehr bleich und mit über der Brust gekreuzten Händen in das Sopha zurückgelehnt, glich sie einer Bildsäule des Nachdenkens. Ihre mit blauen Ringeln umgebenen Augen verriethen eine schlaflose Nacht, ihre zerstörten Züge ein tief empfundenes Leiden. In dem Alter, in welchem Frau von Klongen stand, gleicht ein entschwundener Wahn oft einem Gewitter, welches eine schnelle Verheerung hervorbringt, und ein Weib, das heute noch jugendlich scheint, sieht am nächsten Morgen durch einen heftigen Stoß die weit entfalteten Blätter ihrer Blumenkrone auseinander fallen, und den Eindruck der Jahre auf ihrer farblosen Stirne erscheinen. Frau von Klongen hatte diese furchtbare Umwälzung ihrer Schönheit erlebt, aber sie ahnte sie noch nicht. Nur mit ihren Erinnerungen beschäftigt, ließ sie dieselben zum hundertstenmale an ihrem Geist vorübergehen, sey es nun, um deren Bitterkeit bis auf die Hefe zu erschöpfen, oder um sich in ihrem Entschluß zu stärken, nicht in eine Heirath ihrer Tochter mit dem Baron zu willigen. Ohne gerade der vollkommene Typus einer bösartigen Mutter zu seyn, war die Präsidentin doch weit entfernt, eine gute Mutter zu seyn: die Zärtlichkeit für ihr Kind war nie sehr groß gewesen, denn die Gefallsucht hatte zu viel Raum in ihrem Herzen eingenommen, um der Familienliebe einen gehörigen Platz zu lassen. Man wollte wissen, daß der verstorbene Präsident durch diese leichtsinnige Anlage seiner Frau viel zu leiden gehabt habe; ja, man erzählte sogar, daß sein Tod dadurch beschleunigt worden sey. Doch wie dem auch sey, Frau von Klongen war Weib, bevor sie Mutter war, und besaß nicht genug mütterliche Hingebung, um ihre eigenen Gefühle den Gefühlen ihrer Tochter aufzuopfern. Es giebt genug solcher Mütter! Wir kennen welche, die ihren Töchtern stets die Ehre anthun sie häßlich zu finden in Gegenwart Derjenigen, welche Gefallen an ihrer Anmuth und Jugend zu finden scheinen; doch muß man zur Ehre der weiblichen Menschheit anerkennen, daß stets anderthalb gute und hundert erträgliche Mütter gegen eine böse zu finden sind.

Frau von Klongen bildete den Uebergang zwischen den bösen und der erträglichen Mütter; sie neigte sich jedoch mehr auf die Seite der ersteren, wie wir gleich sehen werden.

Selbst in den Baron verliebt, konnte sie den Gedanken nicht ertragen, ihm Ferdinande zu geben. Sie schien an diesem jungen Manne zu hängen, wie man an einer letzten Liebe hängt, und fand die schönsten Gründe von der Welt, um ihr leidenschaftliches Herz vor ihrem Gewissen zu rechtfertigen, als auch um einen Plan zu motiviren, den sie gefaßt hatte. — Daniel ist wirklich zu jung, dachte sie, er hat noch zu wenig gelebt, um eine Frau glücklich zu machen. Meine Tochter bedarf eines erfahrenen, nicht allzujungen Mannes, dessen Rathschläge sie vor den Gefahren bewahren können, welche eine junge Frau bei ihrem Eintritt in die Welt bedrohen. Nach zweijähriger Ehe würde Daniel mein Kind vernachlässigen, um jene Neugierde zu befriedigen, welche den Menschen früher oder später antreibt nach Dingen zu forschen, die er nicht kennt, und dem Teufel der Zerstreuung, der ihn stets in Anspruch nimmt, seinen Tribut zu bezahlen. Nein, Daniel darf Ferdinande nicht heirathen, denn ich bin überzeugt, daß sie nicht glücklich mit ihm seyn würde. Ich weiß einen bessern Mann für sie.

So bedeckte sie ihren Egoismus mit dem Schleier mütterlicher Sorgfalt, als ein Bedienter den Hofrath von Mildau meldete.

„Sie sind es, lieber Freund!" rief sie ihm entgegen, indem sie sich von ihrem Sitze erhob; „seyn Sie mir willkommen."

„Ich habe Ihr Briefchen erhalten, schöne Frau! und beeile mich, Ihre Befehle entgegen zu nehmen."

„Ich habe an Sie geschrieben, um Ihnen einen Plan mitzutheilen, der mir seit einiger Zeit am Herzen liegt. Ich glaube, daß seine Ausführung Sie und noch eine andere Person glücklich machen würde."

„Mich glücklich machen?" wiederholte der Hofrath erstaunt. „Wäre diese andere Person vielleicht . . .? Doch nein, das ist nicht möglich; die förmliche Weise, in welcher sie sich gestern ausgesprochen haben, läßt mir keine Hoffnung übrig."

„Auch handelt es sich in der That nicht um mich, bester Hofrath. Ich bin weniger als je geneigt, mich wieder zu verheirathen. Ich will frei bleiben, weil ich Gefallen daran finde, aller Aufsicht entledigt, nach eigner Willkür zu leben. Sollte mir das Cölibat später langweilig werden, so ist es ja noch immer Zeit."

„Nehmen Sie sich in Acht, daß die Heirathslust nicht zu spät in Ihnen lebendig wird, meine gute Dame, man bleibt nicht ewig jung und hübsch."

„Das heißt mit andern Worten, ich sey jetzt noch ganz passabel, aber in kurzer Zeit würde ich alt seyn," fuhr Frau von Klongen mit einem Gutturalton fort, der eine verhaltene Bitterkeit verrieth. „Nun, das ist ja ein Grund mehr für Sie, um eine andere Wahl zu treffen, als diesen Sonnenstrahl, der bald im Abendnebel untergehen wird, und, um meine Metapher zu vollenden, um Ihr Leben mit dem frischen Glanz eines Morgensterns zu verschönern."

Digitized by Google

„Ich verstehe diese figürliche Sprache nicht."

„Sie werden sie verstehen, Sie prosaischer Mensch. Ich will in gewöhnlicher Sprache zu Ihnen sprechen. Wie gefällt Ihnen meine Tochter?"

Mildau war wie versteinert. Frau von Klorgen wiederholte ihre Frage.

„Verstehen Sie denn die Prosa eben so wenig als die Poesie?" fügte die Präsidentin achselzuckend hinzu.

„Wie mir Ihre Tochter gefällt?" sagte der Hofrath, welcher anfing, den Grund der Frage zu ahnen.

„Das ist ja eben, was ich frage."

„Sie gefällt mir .... sie gefällt mir ganz ungemein .... das habe ich Ihnen ja schon oft gesagt; sie ist eine wahre Perle."

„Gut! und sind Sie nicht der Meinung, daß, sich mit dieser wahren Perle zu bereichern — Sie selbst führen mich zum Bilderstyl zurück — ein wahrer Glücksfall für einen Mann wäre?"

„Gewiß, gewiß .... Aber was hat das mit meinem Glück gemein?"

„Sie sind ungeduldig, Hofrath, und das ist ein gutes Zeichen. Ich bin überzeugt, daß Sie mich schon verstanden haben."

„Ich bin noch im Zweifel."

„Wohlan, so hören Sie. Ferdinande ist in dem Alter sich zu verheirathen. Wie ihr Vater, so kann auch ich plötzlich sterben, denn Niemand kann hienieden auf den andern Morgen bauen. Die Vorsicht erheischt daher, daß ich an ihre Versorgung denke, daß ich ihre Zukunft so viel als möglich sicher stelle. Sie ist ein wenig unbesonnen, sogar ein wenig romantisch, daher will ich einen Mann für sie, dessen Alter und Charakter mir sichere Bürgen ihres Glücks zu seyn scheinen. Diesen Mann habe ich gefunden, und Sie, lieber Mildau, sind der Mann, auf den ich die Augen geworfen habe."

„Ich, meine Gnädige?" rief der Hofrath weniger erstaunt, als er den Anschein haben wollte; denn die Vorrede hatte ihn hinreichend vorbereitet.

„Ich bitte Sie, was ist so erstaunend dabei?"

„Aber bedenken Sie doch, ich bin mehr als doppelt so alt."

„Was liegt daran! Das Herz altert nicht, besonders das Ihrige .... Wollen Sie nicht?"

„Sie wollen spaßen, gnädige Frau! Wenn ich diesen Vorschlag annähme, so würden Sie meine Beständigkeit in Bezug auf Sie, nicht übel verspotten, und Sie hätten meiner Seele recht. Ihre List ist so leicht zu durchschauen, daß man keiner besonders guten Augen dazu bedarf."

(Fortsetzung folgt.)

Die Erläuterungen und Zusätze des Fürsten von Oettingen-Wallerstein.

Das vom Hrn. Fürsten v. Wallerstein seiner Schrift ein verleibte Beispiel, wie um die erwähnte Zeit ultramontane Zeloten von den baierischen Kanzeln herab gegen die Protestanten und den Protestantismus wütheten, setzen wir hierher: „Wenn es aber traurig ist, so viele Menschen außer der Kirche, und schon deswegen außer dem Heile zu wissen, verführt von leidenschaftlichen Menschen, wie Luther war, der selbst nicht glaubte, was er gelehrt hat, wie er mit eigenen Worten gesteht; wenn es traurig ist, so das liebe Volk um die Wahrheit, um das ewige Leben betrogen zu sehen; so muß es doppelt schmerzen, wenn man sieht, daß selbst Katholiken die Zahl dieser Unglücklichen so leichtsinnig und auf so niedrige Weise vermehren. Die katholische Kirche ist die alleinseligmachende Kirche. Wehe dir, Katholik, der du deine Kinder aus Unglaube oder aus Versorgungsliebe verkaufst an die Hölle, so viel an dir liegt! Rette deine Seele durch die Buße, heute noch am Tage des Heils!... Unnatürliches Weib! Also so viel an dir liegt, hast du dein Kind, noch ehe es geboren wurde, dem ewigen Verderben verkauft, du verdienst den Namen einer Mutter nicht, da dir nicht einmal die Gefühle einer Mutter heilig sind. Rabenmutter, du hättest verdient, Nattern unter deinem Herzen zu tragen, die deine Eingeweide durchfressen. Diesen Schmerz statt der Freude einer Mutter hättest du verdient." Nach solcher Hervorhebung dieses einen der vielen authentischen Denkmale, wie noch vor Kurzem in der Haupt- und Residenzstadt Baierns von der katholischen Geistlichkeit die Religion der Liebe traktirt wurde, weist der Hr. Fürst nach, welchen namenlosen Unsegen diese unerhörten Uebertreibungen eines bodenlosen Fanatismus im Familienleben der Hauptstadt und des Landes angestiftet. Der Geist des rohesten Zelotismus, der auf den katholischen Kanzeln waltete, ergriff nicht allein die untern Volksschichten, sondern goß den größten Unfrieden auch in die mittlern und höheren Stände; protestantische Dienstboten wurden aus katholischen Häusern entfernt; gemischte Ehen, in welchen zwanzig und mehr Jahre hindurch Friede und Segen gewaltet hatten, verfielen mit einem Male allem Unheile tiefgreifenden Zerwürfnisses. Zahlreiche Fälle religiöser Wahnsinnes traten ein. Hauptsächlich über München lagerte sich eine Stimmung, mahnend an die Gewitterschwüle vor dem 30jährigen Kriege. — Nun geht der Hr. Fürst in eine nähere Charakteristik des Ultramontanismus und dessen staats- und volksfeindlichen Tendenzen ein, schildert dann mit Würde den universellen Charakter des Katholizismus und kommt, nachdem er in seinen Auseinandersetzungen einige weitere Stationen passirt hat, zu eingreifenden Zeichnungen der Jesuiten und der Redemptoristen, welchen letztern er ähnliche Bestimmungen wie den erstern zuschreibt und von ihnen behauptet, daß sie, anstatt eines guten, vielmehr einen heillosen Einfluß auf das Volk ausübten. „Das Wirken der Redemptoristen", sagt der Hr. Fürst, „trägt auch bei uns ganz den südlichen Charakter. Alle Menschen a priori als verworfen annehmend, von der Voraussetzung beherrscht, nur Furcht und Schrecken könne das durch und durch verworfene Geschlecht in Schranken halten, treten sie auf als Sendboten mit dem flammenden Schwerte. Sie ziehen den Kreis der Sünden in's Unendliche (so unter Andern auch den freiwilligen Umgang mit Ketzern als Sünde bezeichnend), stellen dem diesen Zauberkreis Vermeidenden ein Reich der Glorie in Aussicht von fabelhafter Ausschmückung, mit goldenen Häusern, diamantnen Fensterscheiben, smaragdnen Bäumen, dann zahllosen Begierden und Genüssen ähnlicher Art. Den die verbotene Linie wie immer Ueberschreitenden verurtheilen sie zu den gräulichsten schaudererregendsten Qualen. Sie erzählen ihnen von einem Reinigungsfeuer, dessen Flamme als von Gott eigens zum Zwecke der Peinigung erschaffen, weit schmerzerregender brenne, als das gewöhnliche, von einem Reinigungsfeuer, worin überdies von Zeit zu Zeit jeder der Reinigung unterliegenden Person eine glühende Pflugschaar in den Leib gesteckt werde. Sie erzählen von dem Orte ewiger Verdammniß und von seinen mit Ketzerschädeln gepflasterten Vorhöfen — Scenen, hundertfach überbietend die Phantasie Dante's. In dem Beichtstuhle macht die Gewissenserforschung der Redemptoristen Viele mit Sünden bekannt, wovon sie bis jetzt noch keine Ahnung gehabt, donnert ihre Ermahnung nieder, statt aufzurichten, verweigert ihr Mund häufig die Lossprechung wegen Handlungen und Unterlassungen, die sonst die eifrigsten Priester lediglich als Uebertretungen behandeln. Von der Kanzel aus verarbeiten sie ihr Auditorium mittels aller denkbaren Manipulationen bis zu förmlich krankhaftem Ueberreize. Nach systematischem Bemühen, in sämmtlichen Anwesenden jedes Gefühl eigenen Werths zu ersticken und dieselben insgesammt in ihren eigenen Augen als Abschaum der Menschheit erscheinen zu lassen, werden

Digitized by Google

die erschütterten Gemüther erst durch das entrollte Bild aller erdenklichen zeitlichen und ewigen Drangsale geängstiget, sofort stufenweise vom stillen Weinen bis zum lauten Geheul und zu einem lang anhaltenden Schrei allgemeinen Entsetzens gebracht, und zuletzt veranlaßt, die einzig mögliche Rettung in einem lautgesprochenen Tugendgelübde, mitunter auch im Beitritt zu dem dritten Orden, zu allgemeinen Bruderschaften, oder zu besondern Vereinen von Junggesellen, Jungfrauen u. dgl. zu suchen." In dieser Weise schildert der Hr. Fürst aus eigener Anschauung das Wesen und das Treiben der Redemptoristen-Missionen, welche noch jüngst in der Reichsraths-Kammer so großes Lob gefunden und sich abseiten unseres Ministeriums des Innern der möglichsten Protektion erfreuen; ob wohl deshalb, weil, wie der Herr Fürst von Wallerstein mittheilt, die Thätigkeit der Redemptoristen das Vollgepräge der fcritisten geistlichen Inquisition darstellt, und in Folge dessen ihr rasches Bekanntwerden mit den innersten Fäden und Beziehungen jedes Hauswesens über die ganze Gegend, wo sie jeweils wirksam sind, eine drückende, athemverhaltende Atmosphäre verbreitet? — Der Fürst ergeht sich nun in seinen weitern Ausführungen noch über die sonstigen männlichen und weiblichen Orden in Baiern, weiß aber eine gebührende Anerkennung blos den Benediktinern zuzuwenden, den Gegenfüßlern der Jesuiten und Redemptoristen, und den Gegenständen des bittersten Hasses der Ultramontanen. In seinen „Schlußbemerkungen" endlich wirft der Herr Fürst von Oettingen-Wallerstein einen so geistvollen als stechenden Rückblick auf die staatsgefährlichen, den Volksgeist demoralisirenden Richtungen und auf die Angriffe *), die ihm eine Vertheidigung abgenöthigt haben, und läßt bei dieser Gelegenheit auch einige Streiflichter auf zwei Professoren des Staatsrechts und der Geschichte (Moy und Philipps) fallen, die dem Leser zu merkwürdigen Wahrnehmungen verhelfen. Wir bezeichnen zum Schlusse die Schrift des Fürsten von Wallerstein nochmals als eine der interessantesten und wichtigsten Erscheinungen der Tagesliteratur, aus welcher man sich eine untrügliche Kenntniß hierländischer Richtungen und Zustände verschaffen kann, und empfehlen sie dem auswärtigen Publikum mit gutem Gewissen zur Theilnahme und zur Selbstprüfung. (Rhein. Beob.)

*) Es muß bemerkt werden, daß sich der Hr. Fürst v. Wallerstein bei allen Anführungen seiner Schrift, welche unter baierischer Censur erschien, und bei allen seinen Angriffen auf die unseligen Richtungen und die Anmaßungen der Ultramontanen als warmen Katholiken bethätigt und dies Prädikat auch strengstens für sich in Anspruch nimmt. Anmerk. des Korrespondenten.

Sommervergnügungen in Frankfurt a. M.

(Von Wilh. Wagner.)

Es pflegt einer meiner Freunde zu sagen, daß er jeden Tag in drei gleiche Theile zerlege, einen für die Arbeit, einen andern für die Erholung und den dritten für den Schlaf, bei welcher Eintheilung er vergnügt lebe und, wofern es Gott gefalle, ein hohes Alter erreichen könne. Seine Eintheilung ist so übel nicht und kann zwar von manchem, doch nur von den wenigsten Menschen nachgemacht werden, denn die meisten müssen der Arbeit, dem Broderwerb, der Ernährung der lieben Familie den größten Theil ihrer Zeit opfern, und sind froh, wenn ihnen am späten Abend, in der sogenannten Feierstunde, noch so viel Freiheit übrig bleibt, um ein wenig auszuschnaufen, etwas frische Luft zu schöpfen und im Kreise der Ihrigen oder bei einigen Freunden ein Stündchen zu verplaudern und sich über die Stadtneuigkeiten oder über die kleinen Leiden und Freuden des Tages zu unterhalten. Wir sind Alle mehr oder minder an die Maschine der sechs Werktage gefesselt und nur an den Sonn- und Festtagen dürfen wir sie verlassen. Doch braucht der Bewohner Frankfurts nicht weit zu gehen, um grüne Bäume und blauen Himmel vor sich zu haben. Die Promenaden, welche unsere Mainstadt umgeben, sind reizend, und ihr Begründer hat sich ein unberechenbares Verdienst erworben. Wenn die vielbeschäftigten Leute diesen allgemeinen Lustgarten nicht besäßen und erst weit laufen müßten, um in's Freie zu gelangen, so würden sie fast verlernen, wie Bäume und Blumen aussehen, und würden der Natur nicht mehr ihre persönliche Aufwartung machen können, sondern ihr eine Visitenkarte zusenden müssen. Die Bewohner von Frankfurt sind fleißig und tragen rastlos den Arbeitstagen ihre Schuld ab, aber auch ihren Sonntag wissen sie zu benutzen und dessen froh zu werden. Die Umgebungen unserer Stadt bieten hierzu Gelegenheit genug. Sie sind nicht großartig, aber freundlich schön, und man könnte sie mit einem Mädchen aus dem Bürgerstande vergleichen, das zwar nicht durch außerordentlichen Reiz überrascht, wohl aber in seiner ruhigen Anspruchslosigkeit liebenswürdig erscheint. Wie Goethe's Poesien zeichnen sie sich aus durch einfache und naive Schönheit, durch liebliches Colorit, durch heitere Perspectiven und durch angenehme Abwechselung; sie reißen beim ersten Anblick den Fremden nicht allgewaltig hin, aber er gewinnt sie immer lieber, je länger er sie beschaut. Man kann, wie Jemand ziemlich wahr gesagt hat, bei uns jährlich 365 Spaziergänge und doch jeden Tag einen andern machen, wobei freilich manche Variation nur gering von der andern abweichen wird. Einzelne Naturschilderungen würden hier zu weit führen, und so erinnern wir nur an die Ginnheimer Höhe mit ihrer malerischen Aussicht auf einen Kranz von Thürmen, Palästen, Landhäusern, Dörfern und Taunusgipfeln! An das ländliche Bornheim, wo mehrmals in der Woche die frischen Butterkuchen duften und der edle Hohenasteimer kredenzt wird. An das herrliche Belvedere des Mühlbergs, von wo aus der Anblick eines Sonnenunterganges ein so prachtvolles Schauspiel gewährt, und an unsern schönen Wald, dessen große Pfingsttage einen Glanzpunkt im Jahre bilden und dessen Forsthaus durch seine reizende Lage berühmt geworden ist. Alles zusammengefaßt, welch' ein reiches und schönes Rundgemälde!

Diese schönen Umgebungen sind an Sonn- und Feiertagen die Zielpunkte ländlicher Ausflüge. Jung und Alt eilt dann hinaus, um der schönen Jahreszeit froh zu werden. Hier sieht man den Familienvater, umgeben von seinen Kindern, dort ein verliebtes Pärchen, sich von den Träumen einer glücklichen Zukunft unterhaltend; hier eine Gruppe munterer Gesellen, von den Abenteuern und Erlebnissen der zurückgelegten Wanderschaft plaudernd, dort ein paar junge Mädchen, in harmlosen Scherzen die Vorübergehenden musternd; hier einen einsamen Spaziergänger, der in Betrachtungen vertieft scheint, dort einen von längerer Krankheit Genesenen, dem man es ansieht, wie er sich der wärmenden Sonne freut; hier einen Schwarm munterer Knaben, die Botanisirbüchsen auf dem Rücken und von dem Lehrer geleitet, und dort ein paar Alte aus dem vorigen Jahrhundert, wo nach ihrer Meinung die Welt noch schöner und glücklicher war als jetzt. Es geht Jeder seinen eignen Weg, und während die Einen der kühlen Waldeinsamkeit sich zuwenden, wandern Jene nach dem belebten Dörfchen, wo bereits im wohlbekannten Gartenlokale ein freundlicher Nachbar ihrer wartet und ihnen ein Plätzchen reservirt hat.

Besonders lebhaft sind diese sonntäglichen Auswanderungen, wann an dem einen oder dem andern Orte ein Kirchweihfest [illegible] findet. — „Kirchweih!" — Dies ist die Ueberschrift eines der freundlichsten Kapitel im Vergnügungsbuche der Frankfurter und schließt alle Sommerfreuden, Wiesengrün und Waldeskühle, Lindenblüthen und wogende Erntefelder in sich; es ist ein Fest der Ländlichkeit und der ungezwungenen, alle Stände vereinigenden Lust. Welch' ein buntes Treiben herrscht an solchen Tagen! In den ländlichen Wirthschaftsgärten geht es zu wie im Schlaraffenlande, und in den Bauern- und Landhäusern, die heute den befreundeten

Digitized by Google

Städtern gastlich offen stehen, macht die Milchfrau die Ehrendame. Während die Kinder unter den Apfelbäumen oder auf der Wiese hinter dem Häuschen sich herumtummeln, während von allen Seiten Musik ertönt und die Menschenmasse auf und ab wogt, theilt sich die Fröhlichkeit des Einen dem Andern mit. Wie man unter Traurigen traurig, so wird man auch fröhlich unter Fröhlichen, und in der Gemeinsamkeit von so Vielen liegt Etwas, was dem Herzen wohl thut. Dieselben Menschen, mit denen wir in einer Stadt, in einer Straße, in einem Hause die Arbeit und Mühe, vielleicht die Noth und Krankheit von Wochen und Monaten ertragen oder getheilt haben, dieselben laben sich jetzt mit uns am warmen Sonnenstrahl und erquicken sich an der balsamischen Luft. Die Mutter führt ihre Kinder in die große und heitere Sonntagsschule, aus welcher aller Zwang verbannt ist; der Dienende fühlt sich auf ein paar Stunden frei und der ernste Geschäftsmann vergißt die Mühseligkeiten seines Berufes. Ueberall fröhliche Gruppen, überall Scherz und Gesang, überall Drängen und Treiben, und geht es auch manchmal bunt durcheinander, muß man sich auch ein spärliches Plätzchen oder einen labenden Trunk Hohenasthemers erkämpfen, wird man auch gestoßen und vom Staube belästigt, so amüsirt man sich doch und nimmt die kleinen Unannehmlichkeiten mit in den Kauf. Der praktische Frankfurter weiß sich in Alles zu finden; er verschmäht die städtischen Tafelfreuden, von einem französischen Koche bereitet, nicht und gefällt sich in einer glänzenden Equipage, aber er geht auch zu Fuß und nimmt mit gewässertem Aepfelwein und mit hartem Schinken vorlieb.

Wem es Zeit und Geld verstatten, längere Ausflüge zu machen, dem bieten Eisenbahnen und Dampfschiffe dazu Gelegenheit. In weiterem Umkreise ist Frankfurt von anziehenden Orten aller Art umgeben, und wo es sonst ganzer Tage bedurfte, um hin zu gelangen, da hat man jetzt nur noch nach Stunden zu messen. Die berühmten Taunusbäder, das paradiesische Rheingau, der Odenwald und die Bergstraße sind uns jetzt so nahe gerückt, als ob sie zum Bereiche unserer Stadt gehörten, und wir können sie besuchen, ohne darum auf die Beruhigung verzichten zu müssen, noch an demselben Tage wieder unter dem Dache des eigenen Hauses übernachten zu können. Wer es dagegen vorzieht, sich nur um wenige Schritte von Haus und Hof zu entfernen, der durchwandelt die herrlichen Promenaden um unsere Stadt, läßt sich unter dem grünen Laubdache der immer gern besuchten Mainlust nieder oder kehrt in einem jener zahlreichen Gärten dicht vor den Thoren bei einem Freunde ein, wo er willkommene Aufnahme und gute Gesellschaft findet. So ist für den Naturfreund in jeder Hinsicht bestens gesorgt.

Das Leben in volkreichen Städten hat so viel Betäubendes, daß es deren Bewohner wohl thut, sich demselben mitunter zu entziehen und in der freien Natur sich zu erholen und zu erquicken. In den Städten herrscht ein stets unruhvolles Treiben; Einer sucht den Andern zu überbieten und zu verdrängen; der ewige Streit über das Mein und Dein entzweit die Menschen und der traurigste Egoismus zeigt sich in seiner ganzen Häßlichkeit; die verletzte Eitelkeit und der blasse Neid sind immer wach und in allen Ständen befehden sich die Parteien; überall Krieg mitten im Frieden, überall Leidenschaft und Gehässigkeit, und dazu noch die mancherlei Sorgen um die Existenz, die Sucht zu glänzen, das Jagen nach den Bedürfnissen des Luxus, die Begierde, eine Rolle zu spielen und sich geltend zu machen und endlich jene ungestüme Hastigkeit, die überhaupt im Charakter der Zeit liegt, jene Elemente der Aufregung, welche die Gegenwart bewegen, — dies Alles betäubt den Städter und trübt den klaren Blick seines Geistes. Es thut ihm noth, sich wieder zu sammeln, und diese Ruhe der Beschaulichkeit, diesen Frieden der Einkehr in sich selbst findet er am besten auf einem Spaziergange in's Freie, wo er fern vom Gewühl und allein mit seinen Gedanken ist. Die Natur ist nicht nur ein belehrendes, sondern auch ein an Trost und Erbauung reiches Buch und eine immer frische Quelle, „aus der ein Trunk den Durst der Seele stillt." Die Freuden, welche sie bietet, sind die reinsten und schönsten von allen. Warum wollt Ihr den Reichen beneiden, weil er prächtige Gemächer, weite Gärten und kostbares Hausgeräthe besitzt? Steht doch der große Garten der Natur Jedem offen und wenn Ihr vom begrünten Hügel herab die weite Ebene überblickt, vom Strome durchzogen und in blauer Ferne von den Bergen begränzt, ist da nicht ein herrliches Besitzthum vor Euch ausgebreitet? oder, wenn Ihr unter den hohen Laubgängen und Säulenhallen des Waldes wandelt, durch deren grünes Baldachin das klare Gold der Sonnenstrahlen blinkt, seyd Ihr da nicht in einem Prunksaal, welcher den des Reichen an Glanz und Größe weit übertrifft, oder wann Ihr Euch auf den blumigen Matten des Thales, an der murmelnden Quelle gelagert habt, werdet Ihr da den seidenen Teppich und die künstlichen Blumen, von Menschenhand gefertigt, vermissen? Kann dem Reichen sein köstliches Mahl besser schmecken als Euch Euer ländliches, wenn dieses durch Lust am Genuß gewürzt ist, und sind die Konzerte Eurer Stadtvirtuosen erfreulicher, als die der besiederten Waldessänger oder der schlichten Dorfmusikanten, deren oft mangelhaften Harmonien die Schönheit eines Sommerabends und der milde Glanz des aufgehenden Mondes nachhilft? So genießet denn die schönen Sommertage, die so schnell vorübereilen, und jeder im Verkehr mit der freien Natur glücklich und harmlos verlebte Sonntag möge Euch mit neuer Kraft, mit neuem Lebensmuth, mit neuer Heiterkeit erfüllen, und die kleinen Sorgen, den stillen Kummer des Herzens, den Mißmuth und die Verstimmung von Euch nehmen! Diese Quelle des Trostes und der ungetrübten Freude wird Euch nie versiechen und Ihr werdet ihre stärkende Heilkraft immer bewährt finden.

Korrespondenz.

Mainz, 27. Mai.

Am 20. d. M. ließ der Gutsbesitzer Hr. G. M. Pabstmann im Hotel Baeth zu Castel bei Mainz seine selbst gezogenen Weine versteigern. Es wurden 93 Nummern (ohngefähr 70 Stück) ausgeboten und größtentheils zugeschlagen. Die Feinheit, die edle Gohr und das treffliche Bouquet des bessern Theils dieser Weine überstieg alle Erwartung; man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man die Preise berücksichtigt, welche dafür erlöst wurden. 2 Ohm Hochheimer Auslese von 1844 wurden für 545 fl. zugeschlagen; 1 Zulast Hochheimer Auslese von 1841 zu 905 fl.; 1 Zulast Hochheimer Auslese von demselben Jahrgange für 1205 fl. und 1 Zulast Hochheimer Auslese von 1842 für 2100 fl., also ohngefähr 4000 fl. für ein Stück. Solche Preise müssen die Aufmerksamkeit der Weinbergsbesitzer in hohem Grade erregen und zur Nacheiferung sie anfeuern; denn das Geheimniß, so edle Weine zu erzielen, liegt einzig in der hohen Stufe der Kultur, in dem Bau, der Mischung des Bodens, in der Auswahl der Trauben, in Benützung von Licht und Wärme, in dem langen Hängenlassen der Trauben und in der sorgfältigen Auslese. Wer diese Mittel wie Hr. Pabstmann mit Sachkenntniß anwendet, der wird auch ähnliche Resultate erlangen. Wir müssen noch eines großen Fortschritts gedenken, den dieser intelligente Gutsbesitzer mit einem in der Gemark von Hochheim gelegenen Weinberge erlangt hat. Eine Wüste von 20 Morgen an dem Ufer des Mains, an der die Taunusbahn vorbeiführt, hat er mit großen Kosten zu einem Wingertsfelde umgeschaffen, dessen Anlage, was die Nivellirung, die Mischung des Bodens und die Traubensorten betrifft, ausgezeichnete Resultate voraussehen läßt. Die Lage des Weinbergs ist der Art, daß die Wasserfläche des Mains alle Sonnenstrahlen nach ihm zurückwirft und durch diesen Reflex die Kraft des Lichts und der Wärme verdoppelt. In dem gegenwärtigen Jahre trägt dieses Besitzthum die ersten Trauben und man bezweifelt nicht, daß das hier erzielte Produkt den besten Weinen, die man bis jetzt am Rhein und Main erzeugt hat, an die Seite gestellt werden kann. Die Weinbergsbesitzer der hiesigen Gegend hat diese Versteigerung mit Freude erfüllt; sie sehen darin, was man bei richtiger Anwendung der von der Natur gebotenen Mittel Vorzügliches erlangen kann.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität

Nro. 144. Dienstag, den 26 Mai 1846.

Mutter und Tochter.

Nach Charles de Bernard von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Ich rede im Ernst, Hofrath!“ sagte Frau von Klongen in gemessenem Tone: „die Eröffnung, welche ich Ihnen hier mache, geschieht sowohl in dem Interesse meiner Tochter als in dem Ihrigen, aber keineswegs in der vorausgesetzten Absicht, Sie zu mystifiziren. Sie sind ein Ehrenmann, Herr von Mildau, und besitzen ein vortreffliches Herz; ich sehe in Ihnen alle Eigenschaften vereinigt, die zu einem guten Ehemann unerläßlich sind, und diese Wahrnehmung bestimmt mich, Ihnen das Loos meines geliebten Kindes anzuvertrauen. Ueberlegen Sie .... Ich erwarte Ihre Antwort.“

„Aber, gnädige Frau, Ferdinande liebt mich nicht.“

„Sie achtet Sie, und das ist der Hauptpunkt in der Ehe. Die Liebe ist ein Irrlicht, welches auf den leisesten Hauch erlischt. Ein solideres Gefühl ist jedenfalls vorzuziehen, sobald es sich um eine Heirath handelt. Nehmen Sie meinen Vorschlag an?“

„Noch nicht. Ich kann kaum glauben, daß Alles mehr als ein Scherz seyn soll. Dieses plötzliche Projekt, worin gestern noch keine Rede war, muß mich, wie Sie zugestehen werden, in Erstaunen setzen. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Ihr Vorschlag aufrichtig gemeint ist, und erlauben Sie mir, selbst mit Ferdinanden über die Sache zu reden. Wenn Sie alsdann darauf beharren, eine passendere Verbindung zwischen uns nicht einzusehen, so werde ich Ihnen gehorchen.“

„Sie werden mir gehorchen?“ rief die Präsidentin mit unmerklichem Spott. „Gut denn, ich zähle darauf, und gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich aufrichtig mit Ihnen verfahre. Sind Sie jetzt beruhigt?“

„Beinahe.“

„Jetzt will ich Ferdinande rufen lassen, und wir wollen sie miteinander befragen. Sie ist schon vorbereitet.“

„Ich würde es vorziehen ....“

„Allein mit ihr zu reden? wozu das? Ist es nicht vernünftiger, es in Gegenwart der Mutter zu thun?“ Bei diesen Worten griff sie nach dem Schellenzug. Ein Bedienter erschien.

„Sagt meiner Tochter, daß ich sie sprechen will.“

Die Präsidentin und der Hofrath harrten stillschweigend auf Ferdinandens Erscheinen, indem sich Beide ihren verschiedenartigen Gedanken überließen. Frau von Klongen fürchtete, daß sich ihre Tochter in der stattfindenden Unterredung allzu aufrichtig äußern würde, obgleich sie ihr am selbigen Morgen ihren unwandelbaren Willen angekündigt hatte. Der Hofrath dagegen, angenehmer überrascht, als er es selbst dachte, verlor sich in einem Labyrinth von Vermuthungen, und wußte nicht, welcher Grille er den neuen Plan der Präsidentin zuschreiben sollte. Da er aber ein Mensch war, und da man im Grunde genommen über der schönen jungen Ferdinande wohl ihre Mutter vergessen konnte, so bangte ihm fast vor dem Ausgang des Auftritts, welcher statt finden sollte.

Jetzt ging die Thüre auf und Ferdinande erschien. Sie war blaß und traurig; ihr Gang hatte nicht mehr die vogelartige Leichtigkeit, welche ihr so viel Reiz verlieh. Der Glanz ihrer schönen blauen Augen schien in Thränen erloschen zu seyn; ihre reine weiße Haut hatte hin und wieder einen gelben Wiederschein. Der Hofrath konnte nicht ermangeln, die Veränderung ihrer Gesichtszüge und ihres Benehmens zu bemerken.

„Du hast nach mir verlangt, Mutter?“ sagte sie mit umschleierter Stimme, deren Ton sonst immer so silberhell gewesen war.

„Ja, mein Kind,“ antwortete die Präsidentin, indem sie sie mit affektirter Güte neben sich niedersetzen ließ. „Wir haben nothwendig mit Dir zu reden.“

„Sind Sie krank, meine gute Ferdinande?“ erkundigte sich der Hofrath angelegentlich.

„Ein wenig,“ flüsterte das junge Mädchen, dessen von Thränen geschwelltes Herz im Begriff war überzuströmen.

„Es hat nichts zu bedeuten,“ hob Frau von Klongen ruhig an. „Sie hat diese Nacht ihre gewöhnliche Migraine gehabt. Morgen wird keine Spur mehr davon da seyn.“

Sich sodann an Ferdinanden wendend, fügte sie mit jener gebieterischen Sanftmuth hinzu, welche sie so gut auszuüben verstand, daß der Hofrath sie hinsichtlich ihrer Gefühle befragen wollte, und daß sie darauf rechne, sie als eine liebe gehorsame Tochter darauf antworten zu hören. Sie betonte ganz besonders die beiden Eigenschaftsworte, indem sie dabei einen vielbedeutenden Blick auf ihre Tochter heftete.

Hierauf nahm der Hofrath das Wort. Er fragte Ferdinande, ob sie einwillige, trotz seiner fünfundvierzig Jahre und seiner bereits ergrauenden Haare, seine Frau zu werden. Ferdinande antwortete nicht gleich; sie neigte ihre erröthende Stirne, so daß diese Offenbarung des geheimen Schmerzes für jungfräuliche Scham gehalten werden konnte. Der Hofrath wiederholte seine Frage, die durch einen kurzen aber nachdrücklichen Verweis der Mutter unterstützt, endlich eine Antwort erhielt. Ferdinande hatte eine zarte, schwächliche Natur, eine Seele, die leicht zu beherrschen war, die daher keine Kraft zum Widerstand, keinen Muth zu einem freien Bekenntniß hatte. Sie war so sehr gewöhnt, sich den Beschlüssen ihrer Mutter unabänderlich zu unterwerfen, daß sie es für unmöglich hielt, ihrem Willen bei dieser Gelegenheit widerstehen zu können. Vielleicht hatte sie auch einen undeutlichen Begriff, daß eine Heirath sie der mütterlichen Herrschaft entziehen würde. Wie dem auch sey, so gab sie endlich zur Antwort, daß sie den Hofrath zum Gatten annähme, doch geschah dieses nicht ohne eine Art Herzkrampf, welcher ihr fast eine Ohnmacht zuzog.

Sie dachte an Daniel, für den sie eine um so heftigere Liebe

Digitized by Google

empfand, da es die erste war, welche Eingang in ihr junges Herz gefunden hatte.

Bei dem Hofrath erregte Ferdinandens Antwort nur eine mittelmäßige Befriedigung. Da er aber zu vernünftig war, um Liebe von einem jungen Mädchen zu verlangen, so schob er einen Theil der Bestürzung seiner schönen Braut auf ihre Schüchternheit, und gelobte sich selbst, ihre ganze Zunrigung durch Güte und Hingebung verdienen zu wollen. Er glich darin ein wenig den Leuten, die sich ohne großes Bedenken einen Schatz zueignen, und die darauf rechnen, ihn durch den guten Gebrauch, den sie davon machen wollen, zu verdienen.

Man kam überein, daß die Vermählung bald statt finden sollte. Der Hofrath versprach, alle Vorbereitungen thätig zu betreiben.

Noch ganz betäubt von seiner unvermutheten Bräutigamsschaft, hatte er kaum das Haus verlassen, und Ferdinande hatte mit gepreßtem Herzen und niedergeschlagener Seele kaum ihr Zimmer erreicht, als Daniel von Könneritz bei der Präsidentin erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Gruft dreier Helden.

(1836.)

Im Dom zu Krakau ruhen
Die Jagellonen süß,
Da stehen ihre Truhen
Im heiligen Verließ,
Da in des Domes Grunde
Ruht manches Königsherz
Kalt in des Todes Schlunde,
Fest in des Sarges Erz! —

Im Dom zu Krakau liegen
Drei Helden auch im Grab,
Zu denen wird gestiegen
Wohl oft und still hinab,
Und zu der Helden Zelle
Tritt mancher Pole ein
Und an der heil'gen Schwelle
Wird oft gebetet seyn!

Nicht bei den Jagellonen?
Wer mögen die denn seyn,
Die hier gar einsam wohnen
In stiller Särge Schrein?
Nicht bei den Jagellonen?
Ihr sollt allein hier seyn?
Ihr sollt's, das soll belohnen
Solch edeles Gebein!

Wer sind die großen Helden?
Der Kirchenwärter naht,
Der kann von ihnen melden,
Still folge seinem Pfad.
Er bringt dich zu den Särgen,
Und wenn er leise spricht
Von Denen, die sie bergen,
Dann wecke sie nur nicht!

Der Kirchenwärter wanket,
Sein Haupt ist kummerbleich,
Von Locken ist's umranket,
Die sind an Schnee wohl reich:
In's Antlitz ist geleget
Ihm hin ein blasses Erz
Und in das ist geprägt
Polonia's großer Schmerz!

Es flimmert trüb die Leuchte,
Die hält des Wärters Hand,
Seltsam schwimmt hin die feuchte
Luft an der Zelle Wand.
Sie glänzt wie Mährchen-Nebel
Aus einer fernen Zeit;
„Weißt du's? Sobiesky's Säbel
Der hat einst Wien befreit.

Der hat in harten Tagen
Sich ritterlich bewährt,
Wie hat das Schwert geschlagen
Sobiesky's Helden-Schwert!
Doch der das Schwert getragen
In jener Siegesschlacht,
Ruht hier; was hilft mein Klagen?
Still, daß er nicht erwacht!"

So spricht der Wärter leise;
Den Sarg, den kennst du nun.
„Wer mag zu Polens Preise
Im zweiten Sarge ruh'n?"
Der Wärter murmelt wieder:
„„Ein feurig Heldenblut,
Es stieg zum Tode nieder
In eines Stromes Fluth.

Es hatte brav gefochten
In mancher heißen Schlacht,
Den Lorbeer sich geflochten
Um's Haupt in schöner Pracht;
Und Poniatowsky's Glieder
Deckt hier des Sarges Nacht.""
„Und er kommt nimmer wieder?"
„„Still, daß er nicht erwacht!""

„Wer mag zu Polens Preise
Im dritten Sarge seyn?"
Der Wärter betet leise:
„„Das edelste Gebein!
Schlaf' aus vom größten Schmerze
Und von dem tiefsten Weh
Kosciusko's Helden-Herze —
Finis Poloniae!""

Günther Nicol.

Mannichfaltigkeiten.

Die treffliche und gehaltreiche Gedächtnißrede, welche Hr. Dr. med. J. M. Mappes bei der diesjährigen Jahresversammlung der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft gehalten und deren wir bereits mit gebührender Anerkennung gedacht haben, ist nun bei J. D. Sauerländer im Druck erschienen. Sie gilt dem Andenken jenes Dahingeschiedenen, welcher dem we-

Digitized by Google

sten Stifter Senckenberg Einer der nächsten ist; denn — sagt Dr. Mappes — zeugt nicht jede Stelle dieses Hauses, ja zeugt nicht das ganze Gebäude selber von seinem begeisterten Schaffen, seinem thatkräftigen Wirken. Die großen und vielseitigen Verdienste Dr. Cretzschmar's sind noch zu lebendig in der Erinnerung seiner dankbaren Mitbürger, als daß diese seinem Leben und Wirken gewidmete Gedächtnißrede irgend einer Bevorwortung bedürfte, und wir haben nur anzuzeigen, daß der Ertrag derselben zur Aufstellung von Cretzschmar's Büste im naturgeschichtlichen Museum bestimmt ist. Das Schöne und Gute, was er vollbracht, wird ewig dauern und Schönes und Gutes fort und fort erzeugen, aber den Nachkommen soll sein Bild immerdar die körperliche Hülle weisen, in welcher der herrliche Geist unter uns wohnte. Friede ihm, Ehre seinem Gedächtniß!

Bekanntlich liegt der tapfere Major Schill in Stralsund begraben, und man wünscht zu wissen, ob es wirklich wahr ist, daß kein Denkmal sein Grab ziert? — Leider war es ihm nicht vergönnt, die herrliche Morgenröthe, welche vier Jahre später (1813), für Deutschland heranbrach, zu erleben, wie der unvergeßliche Körner und seine Freunde Graf Hardenberg, v. Berenhorst, Friesen u. s. w. Als Deutschland darnieder lag in tiefster Schmach, leuchtete der tapfere Major Schill wie ein Stern in dunkler Nacht, und wahrlich, sein Tod und der seiner Getreuen blieb nicht ungerächt! (Eingesandt.)

(Mannheim, 22. Mai.) Wir erhalten so eben eine Nachricht, welche ein schöner und selbst für Badens Volk ehrenvoller Beweis ist, daß nämlich auch im fernen Lande die volksthümlichen Abgeordneten zur zweiten badischen Kammer hohe Achtung genießen. Es hat zu Ukermünde in Pommern der Schiffscapitain August Völtz mit seinen vier Brüdern, sämmtlich Schiffscapitainen, ein dreimastiges, 101 Fuß auf dem Kiele langes Schiff, etwa 250 preuß. Lasten, à 4000 Pfd. tragend, erbaut, worauf es am 12. Mai d. J. von Stapel gelassen, demselben der Name „v. Itzstein" beigelegt, und dieser dadurch zum Schiffspathen ernannt wurde. Das erste Hoch wurde bei dieser Gelegenheit „dem weit über sein engeres Vaterland hinaus Verehrten, für alles Gute und Wahre begeisterten Mann, dem Schiffspathen" gebracht, und dabei bemerkt, der Name „Itzstein" habe ja nicht bloß im deutschen Lande, sondern auch in allen civilisirten Staaten einen so guten Klang, daß er, der Schiffscapitain, denselben auch für sein Schiff, was er selbst führen würde, von guter Vorbedeutung halten müsse. Diese Nachricht hat uns wahrhaft erfreut und wir halten uns verpflichtet, dieselbe auch zur Kenntniß der Bewohner des badischen Landes zu bringen, welche unsere Gefühle über diese eigenthümliche Auszeichnung eines verehrten Abgeordneten gewiß theilen werden. (Mannh. Journ.)

In einer Theaterkritik der „Allg. Preußischen Zeitung" heißt es unter Anderm: „Die übrigen Hauptmitwirkenden erkennen es wohl als das beredteste Lob, wenn wir von ihren Leistungen schweigen." (!!)

(Nürnberg, 19. Mai.) Ein neuer Beitrag zu den Gaunerstreichen, die seit einiger Zeit in unserer Stadt verübt werden, liefert folgender vor ein paar Tagen bekannt gewordener Vorfall: Zu einem Kommissionär kamen zwei Individuen und verlangten gegen einen Hypothekenbrief 2000 fl. zu entlehnen. Der Kommissionär verschaffte denn auch für die üblichen Prozente Provision die verlangte Summe, welche aber der Darleiher nur bei dem Gerichte hinterlegen wollte, oder der Kommissionär sollte sich zur Bürgschaft verstehen. Letzterer, im guten Glauben auf die Richtigkeit des Hypothekenbriefes, leistete diese Bürgschaft und die beiden Individuen verschwanden mit dem Gelde. Später zeigte sich's, daß der Hypothekenbrief falsch, das Siegel nachgemacht und zwar nur in Holz nachgeschnitten war. Die Betrüger werden nun steckbrieflich verfolgt, allein man ist allgemein der Ansicht, daß sich dieselben bereits auf dem Wege nach Amerika befinden. Dieser Beitrag zum Gaunerwesen dürfte der Veröffentlichung um so mehr werth seyn, als er aufmerksam macht, wie sehr man sich jetzt mit Urkunden in Acht nehmen darf.

(Stuttgart, 20. Mai.) Der „Schwäbische Merkur" enthält heute folgende Bekanntmachung des Ministeriums des Innern in Betreff der Auswanderung nach Amerika: Amtliche Berichte bestätigen die in öffentlichen Blättern gemeldete Nachricht, daß in diesem Jahre an allen See-Plätzen eine Anhäufung von Auswanderern stattfindet, daß es überall an Schiffsgelegenheit mangelt, und viele Reisende, welche sich nicht duech Ueberfahrtsverträge im Voraus genügend sicher gestellt haben, dadurch in die größte Bedrängniß gekommen sind. Das Ministerium sieht sich daher veranlaßt, an alle Diejenigen, welche nach Amerika auszuwandern beabsichtigen, die öffentliche Warnung ergehen zu lassen, sich in dieser Beziehung vorzusehen, und die Reise nicht bälder anzutreten, als bis sie sich über den Zeitpunkt ihrer Einschiffung in den betreffenden Seehäfen hinreichende Sicherheit verschafft haben. Außerdem werden die Auswanderungslustigen mit Rücksicht auf mehrere in der jüngsten Zeit wieder vorgekommene Fälle, in welchen Auswanderersgesellschaften, obgleich sie sich durch Ueberfahrtsverträge sicher gestellt zu haben glaubten, auf's Gröbste hintergangen worden sind, dringend ermahnt, bei Abschließung von dergleichen Verträgern mit Schiffsunternehmern und deren Agenten die größte Vorsicht anzuwenden, sich insbesondere mit blos mündlichen Zusicherungen, auf welche hin ihnen im Auslande keine Rechtshülfe geleistet wird, nicht zu begnügen, sondern sich stets schriftliche, von einer öffentlichen Behörde beglaubigte Urkunden ausstellen zu lassen, in welchen sowohl die Route und das Ziel der Reise, als auch die Zeit, von welcher an sie im Falle der verspäteten Einschiffung in den Seehäfen von dem Schiffsunternehmer Wohnung und Verköstigung zu fordern berechtigt sind, genau angegeben ist. Die Oberämter werden angewiesen, für die gehörige Bekanntmachung dieser Warnung an ihre Amtsuntergebenen besorgt zu seyn, und die Auswanderungslustigen nachdrücklich auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen sie besonders in den Seehäfen ausgesetzt sind, wenn sie sich nicht vorher durch Abschließung von Ueberfahrtsverträgen mit zuverlässigen Schiffsgesellschaften und deren Agenten auf die angegebene Weise sicher stellen. Den 16. Mai 1846. Schlayer.

Das „Baselandschaftliche Volksblatt" erzählt von Vater Zschokke, der neulich die Waldungen des Kantons besuchte: „Seit Dienstag den 5. Mai in Liestal angekommen, durchwandert der noch immer rüstige alte Zschokke zu Fuß (den Reitgaul lehnte er ab) auch bei Wind und Regen mit den HH. Gemeinderäthen die hiesigen Waldungen. Alles hört dem biedern, jugendlich heiteren Greise, so oft er — ernst oder schelmisch lächelnd — die Lippe bewegt, mit besonderer Aufmerksamkeit und hohem Interesse zu. Im Laufe des Gesprächs fragte ihn ein Bürger: Glauben Sie wohl, daß die Einheitsregierung in der Schweiz sich hätte fortbehaupten können, wenn Bonaparte gewollt hätte? Er: schwerlich! Das Volk war vor 50 Jahren ganz anders wie jetzt. Sie, meine Herren, würden es im mindesten nicht mehr kennen, ausgenommen Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, denn diese sind nun akkurat wie sie damals gewesen, außer in der Stadt Luzern, wo es bedeutend besser aussah; sie zählte mehrere ausgezeichnet tüchtige Staatsmänner damals und die Jesuiten waren ex (aus), jetzt aber sind sie rex (König). Einer (Prof. Snell) einfallend: doch nicht über die ganze grex (Heerde). Zschokke (lächelnd): Nein! Und sie sollen's auch nicht werden, fürwahr nein! So ging das Gespräch zu mehrerer Anwesenden Ergötzlichkeit noch eine Weile fort, bis Zschokke sein Glas Bier bezahlte und sich empfahl."

Digitized by Google

(Mannheim, 22. Mai.) Gestern Abend wurde dahier die Frau eines „Deutschkatholiken" zur Erde bestattet. Es mußte in der Brust des Menschenfreundes ein erhebendes Gefühl erwecken, zu sehen, wie beinahe sämmtliche männlichen Mitglieder der jungen Gemeinde sich in ernster, würdiger Haltung dem Leichenzuge anschlossen, während viele weiblichen Mitglieder vorher sich am Grabe eingefunden hatten. Um so erhebender mußte dieses Gefühl seyn, als die Verstorbene dem wenigbemittelten Bürgerstande angehörte, und als demnach die junge „deutschkatholische" Gemeinde ein nachahmungswürdiges Beispiel gab, gegenüber der leider nur zu häufig vorkommenden Thatsache, daß, ehe man sich für das Geschick seiner Mitmenschen interessirt, zuerst gefragt wird, ob der Betreffende auch Rang, Titel, Geld oder Protektionen besitzt, und hiernach die Theilnahme bemißt. Auf dem Friedhofe angekommen, hielt der „deutschkatholische" Prediger, Hr. Carl Scholl, welcher die Leiche bis über den Stadtetter hinaus zu Fuß begleitete, und erst dann für die weitere Wegstrecke sich des mitgehenden Wagens bedient hatte, eine ergreifende, eindringliche Rede, in welcher er nicht allein die Mitglieder seiner Gemeinde, sondern auch Diejenigen, welche andern Confessionen angehören, aufforderte und feierlich beschwor, wenn sie auch in Glaubensbegriffen und Ansichten auseinander gingen, sich deßwegen doch nicht gegenseitig zu hassen und zu verfolgen, sondern vielmehr in ächt christlicher Liebe zu einigen. Wo solche Lehren gepredigt werden und in der That bewähren, da hat die wahre Christusreligion ihren Sitz aufgeschlagen, und es können die kleinlichen Anfeindungen unwissender fanatisirter Menschen, wie sie auch bei diesem Begräbniß sich in Spöttereien kund gaben, nur Mitleid erregen. (Mannh. Journ.)

(Gratz, 27. April.) Unter dem heutigen Datum ladet der Vorstand der zehnten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe, Erzherzog Johann und Ludwig Freiherr v. Mandell, zu dieser Versammlung nach Gratz in Steyermark ein, welcher Ort bei der neunten Versammlung zu Breslau 1846 als der nächste Versammlungsort einstimmig gewählt worden, und welche Wahl der Kaiser genehmigt hat. Die Versammlung wird in der ersten Hauptsitzung am 14. September eröffnet und in der letzten am 20. Sept. l. J. geschlossen werden. Zu Geschäftsführern der Versammlung sind Dr. Fr. X. Hlubeck und Edler v. Lewenau bestimmt worden.

Am 7. Mai ist der berühmte Wallfahrtsort Maria-Pletrovics in Untersteiermark ein Raub der Flammen geworden; 38 Wohn- und Wirthschaftsgebäude sanken binnen wenigen Stunden in Trümmer und Asche.

Korrespondenz.

Braunfels, im Mai.

Das zweite Sängerfest des Lahn-Sängerbundes, der aus den Gesangvereinen der Städte Gießen, Wetzlar, Weilburg und Braunfels besteht, wird am nächsten 5. Juli dahier gefeiert werden. Es wird dieses Fest, wenn die Sonne demselben ihre Gunst nicht entzieht, sehr schön und glänzend seyn, denn man sieht schon Vorrichtungen aller Art dazu entstehen. Namentlich im nahegelegenen fürstl. Wildparke, wo das eigentliche Fest abgehalten wird, und den der hohe Protector des hiesigen Vereins, Se. Durchlaucht der regierende Fürst, auf's Huldvollste zu dem Behufe geöffnet hat, sind schon viele Anlagen, Lustgänge u. m. dgl. zur Erheiterung und Bequemlichkeit der fremden Gäste, die wie recht zahlreich erwarten, hergerichtet. Sowohl unsere lieben Bundesbrüder, wie auch unsere fremden verehrten Gäste, so viele deren auch seyn mögen, werden die freundschaftlichste Aufnahme bei uns finden und können wir denselben schon im Voraus einen recht genußreichen Tag zusichern. S. K.

Gewerbsausstellung in Frankfurt a. M.

Bei mehrseitiger Besprechung der Gewerbsausstellung und der damit verbundenen Verloosung unter Freunden und Bekannten mußten wir häufig die Bemerkung machen, daß in Betreff der Verloosung manche irrige Ansicht herrschte und Viele über eine solche Verloosung im Unklaren waren, was uns um so mehr überraschte, als dergleichen hier sowohl, wie anderwärts mehrfach statt gefunden haben. Da von Seiten der Verwaltung des Gewerbvereins aus diesem Grunde wohl keine nähere Erläuterung zu erwarten steht, so glauben wir, daß es manchem Leser dieser Blätter angenehm seyn dürfte, etwas über das zu Grunde liegende Princip zu vernehmen. Die Anordnung einer Verloosung gewerblicher Gegenstände erscheint von zwei Gesichtspunkten aus betrachtet gleich wünschenswerth. Daß dem Gewerbstande baares Geld daraus zufließt, erhellet auf den ersten Blick und es bedarf dazu keiner besonderen Hinweisung unserer Seits; dagegen dürfte es vielfach unbrachtet bleiben, daß durch Verloosung die meisten Gegenstände der Concurrenz entzogen werden und deshalb den Verkauf nicht vermindern; denn nicht häufig fällt Jemand das zu, was er gerade nöthig hat und wie er es nöthig hat; dagegen öfters, was er wohl gebrauchen kann, aber sich auch entbehren ließe. Eine Verloosung bringt mithin dem Gewerbstande einen wirklichen und nicht einen blos vermeintlichen Gewinn. Ziehen wir nunmehr die sich Betheiligenden in Betracht, so ersehen wir, daß die Verloosung wenigen den Reichen, als den Mindervermöglichen begünstigt; denn Ersterem kostet es nur ein geringes Opfer, um in den Besitz des Kostbarsten zu gelangen, während Letzterer weniger ungehindert seiner Neigung folgen darf. Durch die Verloosung aber gelangt er im glücklichen Falle zu einem so werthvollen Gegenstande, zu dessen Anschaffung er sich nicht so leicht entschließen dürfte; im unglücklichsten Falle verliert er eine so kleine Summe, daß sie unter den sonstigen Ausgaben gänzlich verschwindet und dürfte er sich dafür getröstet finden, dazu beigetragen zu haben, daß Anderen ein Vergnügen zu Theil werden konnte. Aus dem Vorangestellten ergibt sich daher, daß es angemessener erscheint, beim Ankauf mehr auf Gegenstände von mäßig hohem und allmählich minderem Werthe zu achten, als auf Gegenstände von geringem Werthe, die anzuschaffen eines Jeden Kasse leicht erlaubt. Wie wir auf einem gedruckten Anhängzettel ersehen, hat die Verwaltung die Gewinnste zu 10% festgesetzt, d. h. auf 100 Loose sollen 10 Gewinnste fallen. Bei dieser festen Bestimmung und den oben aufgestellten Grundsätzen liegt es nicht nur im Interesse der Verkäufer von Gegenständen, daß eine möglichst große Anzahl Loose abgesetzt werde, sondern auch in jenem der Looseninhaber selbst, wie aus folgender Betrachtung ersichtlich. Gesetzt der Loosenabsatz beschränke sich auf 100 Stück, so würden an baarem Gelde à fl. 1. 30 kr. pr. Stück fl. 150 eingehen. Sollten hierfür nun 10 Gewinnste angekauft werden und als höchstes ein schönes Möbel zu fl. 100, so blieben nur noch fl. 50 für die übrigen neun Gewinnste, die etwa, wie folgt, eingetheilt werden könnten: 1 Gewinn zu fl. 16; 2 Gewinne zu fl. 8; 2 zu fl. 5; 4 zu fl. 2. Erhöht sich der Absatz auf das 10fache, also auf 1000 Loose, so wäre die Einnahme fl. 1500; würden nun die kleineren Preise beibehalten, so betragen

	40	Gewinne	à fl.	2 — fl.	80
	20	„	„ „	5 — „	100
	20	„	„ „	8 — „	160
	10	„	„ „	16 — „	160
zusammen	90	Gewinne			fl. 500; es bleiben also für
	10	„		noch	„ 1000 zu verausgaben.

dafür kann nun

	1	Gewinn	zu	fl.	300
	1	„	„	„	150
	2	„	„ fl.	100 — „	200
	2	„	„ „	75 — „	150
	4	„	„ „	50 — „	200
zusammen	10	Gewinne	für	fl.	1000 angekauft werden,

wodurch dieselben mehr in steigender Progression erhalten und überdies der Hauptgewinn höher gegriffen werden können. Von selbst versteht es sich, daß auch eine andere Eintheilung getroffen werden kann, wo die Zahl der kleinen Gewinne sich vermindert und die der mittleren sich vermehrt, also immer zum Vortheil der Betheiligten. Daß die Verloosung vor Notar und Zeugen geschieht, ist wohl zur Genüge bekannt.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 145. Mittwoch, den 27. Mai 1846.

Mutter und Tochter.

Nach Charles de Bernard von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

III.

Wie der Wurm verzehrend
Oft in der schönsten Knospe weilte, so haust
Verzehrend oft die Lieb' im klügsten Kopfe.
Shakespeare. (Die beiden Verweser.)

„Sie hier?" rief Frau von Klongen in der größten Aufregung.

„Warum dieses Erstaunen?" sagte der Baron, „haben Sie mir Ihr Haus verboten?"

„Das nicht," sagte sie, ruhiger werdend, „aber ich glaubte, daß Sie einsehen würden, daß mir Ihre Besuche, wenigstens auf einige Zeit, lästig seyn würden."

„Ich glaubte den Hofrath von Mildau hier zu finden. Ich war vorhin in seiner Wohnung; sein Bedienter sagte mir, daß er zu Ihnen gegangen sey, darum kam ich her."

„Er hat mich vor wenig Minuten verlassen; ich wundere mich, daß Sie ihm nicht begegnet sind."

„Ich bedaure es, gnädige Frau! denn da ich weiß, daß er Ihr vertrauter Freund ist, so wollte ich ihn beschwören, den Vermittler bei Ihnen zu machen, und . . . wenn es möglich wäre, Ihre . . . Härte zu erweichen."

„Sie konnten Ihren Vermittler nicht schlimmer wählen," sagte die Präsidentin ironisch. „Ich bezweifle sehr, daß der Hofrath einwilligen wird, das zu erreichen, was Sie auf so anmuthige Weise meine Härte zu nennen belieben."

„Herr von Mildau erschien mir stets als ein guter Mensch, als ein Mann von Herz; ich bin überzeugt, daß er es sich zur Pflicht machen würde, Ihnen begreiflich zu machen, wie grausam es ist, zwei vereinigte Herzen zu brechen, indem Sie sie trennen; zwei Herzen, die Ihnen so sehr ergeben sind."

„Ich bin wirklich gerührt von dieser Ergebenheit," versetzte Frau von Klongen mit einem gehässigen Lächeln, „aber ich kann deshalb eine eingegangene Verpflichtung doch nicht rückgängig machen. Ich rathe Ihnen freundschaftlich, nicht allzusehr auf die Vermittlung des Hofraths zu zählen; er hat gewichtige Gründe, um Ihnen nicht zu willfahren."

„Und welche, wenn ich bitten darf?"

„Wie! Sie verstehen mich nicht?"

„Nein."

„Nun! Ferdinandens künftiger Gemahl . . . ."

„Sprechen Sie."

„Ist . . . ."

„Der Hofrath von Mildau?"

„Er selbst."

„Das ist unmöglich. Er warb um Sie."

„Ja, um die Hand meiner Tochter zu erhalten."

Könneritz war wie vom Blitz gerührt. Die Präsidentin betrachtete ihn mit Triumph und Zorn zugleich. Der Haß, der oft nur eine Verwandlung der Liebe ist, hatte seinen Urzustand in dem rachesüchtigen Herzen der Frau von Klongen noch nicht so gänzlich zerstört, daß die Eifersucht sie nicht gehindert hätte, diese Befriedigung in ihrer ganzen Ausdehnung zu genießen. Zudem war Daniel so schön in seinem Schmerz, daß sie sich bald von einer geheimnißvollen Verwirrung ergriffen fühlte, und plötzlich eine wohlwollende Physiognomie annehmend, hieß sie ihn neben sich niedersitzen.

„Nun, Kind," hob sie an, „machen Sie keine so trostlose Miene, und lassen Sie uns vernünftig sprechen, wie zwei Freunde."

Daniel glaubte in diesen Worten eine Hoffnung aufblitzen zu sehen; er setzte sich auf den ihm angewiesenen Platz.

„Was habe ich Ihnen nur gethan?" sagte er sanft und traurig, „daß Sie mich mit freudigem Herzen auf die Folter spannen?"

„Was Sie mir gethan haben? . . . ." antwortete Frau von Klongen langsam, indem sie die Augen voll Vorwürfe und Zärtlichkeit auf ihn heftete: „nichts haben Sie mir gethan."

Sie ließ diese Worte mit einer so ausdrucksvollen Betonung fallen, daß der Baron erstaunt war.

„Nichts? Sie sagen das in einem so sonderbaren Ton, daß ich versucht seyn könnte, das Gegentheil zu glauben. Wohlan! habe ich Sie je beleidigt, in was es immer sey, so sagen Sie es mir, damit ich meinen Fehler durch meine Entschuldigungen und Reue tilgen kann."

Er nahm die Hand der Präsidentin, die er in den seinigen drückte, und fuhr in dem melancholischen einschmeichelnden Ton, den die Jugend zu treffen weiß, also fort:

„Warum antworten Sie mir nicht? ist mein Fehler denn so groß, daß er weder eingestanden noch vergeben werden kann?"

„Vielleicht!" flüsterte die Präsidentin, deren innere Bewegung bei dem Anblick des schönen jungen Mannes zunahm, der so innige Bitten an sie richtete.

„Vielleicht? . . . so bin ich denn schuldig?."

„Das sage ich nicht."

„O! Sie haben es gesagt, gnädige Frau! Sie haben es gesagt! widerrufen Sie nicht. Treiben Sie die Aufrichtigkeit bis auf das äußerste, und Sie sollen sehen, ob ich meine Fehler, selbst wenn sie unwillkürlich sind, nicht wieder gut zu machen verstehe."

„Dieser ist nicht wieder gut zu machen," sagte Frau von Klongen mit Hitze.

„Nicht wieder gut zu machen? das ist nicht möglich. Mag ich doch mein Gewissen erforschen wie ich will, und mein Gewissen ist nicht so beschwert, als Sie voraussetzen mögen."

„Was ich Ihnen vorwerfe, beschwert das Gewissen nicht," fuhr Frau von Klongen fort, deren weibliche Klugheit vor Daniels Unbefangenheit zu nichte ward.

Digitized by Google

„Wäre es etwa das Geständniß, welches ich Ferdinanden abgelegt habe? O, gnädige Frau! ich wollte mich ja nur versichern, ob ihr Herz mit mir einverstanden sey, um mich bei der Werbung zu unterstützen, welche ich an Sie zu richten beabsichtigte."

Das Gesicht der Präsidentin ward wieder finster. Sie schwieg stille.

„Habe ich das Rechte getroffen?" fragte der Baron mit Angst.

„Nicht ganz," murmelte Frau von Klongen. Dann sah sie ihm nicht ohne Rührung in's Gesicht, und fügte, die Achseln leise zuckend, hinzu: „Sie können nicht rathen; Sie sind zu naiv dazu."

Da ward des Barons Geist plötzlich von einer Entdeckung erleuchtet. Er bebte zusammen, sein Gesicht ward von einer brennenden Röthe überzogen und eine Thräne hing an seinen langen blonden Augenwimpern.

„Ich glaube jetzt zu errathen," sagte er.

„Was?" fragte Frau von Klongen mit sichtbarer Besorgniß.

Er antwortete nicht, aber er preßte die Hand der Präsidentin achtungsvoll an die Lippen, dann den Kopf mit einer schönen Empfindung des Mitgefühls erhebend, sagte er:

„Gnädige Frau! ich glaube, daß Sie leiden?"

„Woraus schließen Sie das?"

„Ich weiß nicht, aber mein Herz sagt es mir jetzt. Obgleich mehr zu beklagen als Sie, fühle ich mich jetzt gerührt, so sehr ich auch vorhin gereizt war. Ja, gnädige Frau, ich verstehe Sie, und ich glaube, daß ich jetzt nur noch schweigen und weinen darf."

„Warum das?" fragte die Präsidentin in heimlicher Aufregung.

„Weil .... weil ich zu errathen glaube, daß Sie, die sie so schön sind, eine Person lieben, die es nicht verdient, da Sie die Sympathie, mit welcher Sie dieselbe zu beehren würdigen, nur durch die zärtlichste Freundschaft erwiedern kann .... Aber vielleicht mache ich mich hier einer stolzen und thörigten Voraussetzung schuldig, und in diesem Falle, Frau Präsidentin, entwickele ich in Ihren Augen eine solche Geckenhaftigkeit und Dummheit, daß Sie hinlänglich gerächt sind."

Aus des Barons Sprache leuchtete so viel Offenherzigkeit hervor, daß sich die Präsidentin, durch ihre Leidenschaft hingerissen, nicht enthalten konnte auszurufen:

„Sie sind weder ein Geck noch ein Dummkopf, Daniel! Sie haben vielmehr die entgegengesetzten Fehler."

„Haben Sie Dank für diese Versicherung!" rief Daniel feurig. „Seyn Sie überzeugt, daß mein Herz tief betrübt ist wegen der unwillkürlichen Kümmernisse, welche ich in Ihr Leben gebracht habe. Mit Thränen bitte ich Sie, mir zu verzeihen; aber mit Thränen beschwöre ich Sie auch, sich selbst zu bezwingen und zwei Wesen zu vereinigen, welche Sie mit ewiger Dankbarkeit überhäufen werden."

„Das ist unmöglich!" versetzte Frau von Klongen, deren Zorn jedes Mal gereizt ward, so oft der Baron diese Seite berührte. „Ich habe mein Wort gegeben."

(Fortsetzung folgt.)

Die orientalischen Studien und ihr Verhältniß zur Gegenwart.

Darmstadt, 21. Mai.

Man hat von dem in neuerer Zeit in Europa so sehr in Aufnahme gekommenen Studium der orientalischen Sprachen eine viel zu geringe gemeinnützige Anwendung gemacht, als daß das größere Publikum dabei besonders interessirt seyn könnte. Gelehrte Reisende, mit dem Sprachschatze des Orients ausgestattet, sind dahin gereis't, um in den Trümmern der altasiatischen Welt betrachtend zu verweilen, bald in den Grabgewölben der ägyptischen Pyramiden, bald in Memphis, bald in Babylon und Palmyra, in Mitte der herrlichen Denkmäler eines längst entschwundenen Zeitalters, wo mächtige, in Kunst, Wissenschaft und Industrie blühende Staaten jene Länder bedeckten, die nun, in Entvölkerung und Barbarei verfallen, kaum noch einige andere Spuren ihrer ehemaligen Größe aufzuweisen haben, als eben jene Denkmäler, welche die Neugierde der europäischen Reisenden erregen. Es mag angenehm seyn, in den Hieroglyphen der Pyramidenkammern neue Zeugnisse für die berühmte Herrschaft der alten Pharaonen zu finden, den Reichthum der Alterthümer der imposanten Ruinen von Palmyra zu durchforschen und auf einer umgestürzten Säule oder den Trümmern eines Tempels für die große Königin Zenobia zu schwärmen, oder in andern Gegenden des mit Trümmern besäeten Morgenlandes die letzten Spuren längst untergegangener Reiche und ihrer glänzenden Kulturstufen durch unwiderlegliche Thatsachen zu erforschen. Die alte Geschichte gewinnt jedenfalls dabei, und was in dieser Beziehung über die Phönizier, Chaldäer und andere alte Völker des Orients Neues und Interessantes aufgefunden wird, ist jedenfalls als ein schätzbarer Erwerb für die historischen Studien zu betrachten und mit Dank entgegen zu nehmen. Allein man sollte doch dabei nicht allein stehen bleiben, sondern auch Asien in seinen heutigen Kulturzuständen, namentlich in Beziehung auf Künste und Industrie, um so mehr gebührend berücksichtigen, als es eine anerkannte Thatsache ist, daß Europa von dem Morgenlande in unterschiedlichen Industriezweigen weit übertroffen wird. Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, diese näher kennen zu lernen und auf europäischen Boden zu verpflanzen? Von bloßen orientalischen Sprachgelehrten, welche mit der Entzifferung der alten Keilschrift und der Aufwühlung der klassischen Schutthaufen der Vorzeit schon genug zu thun haben, läßt sich dies freilich nicht erwarten. Nur Männer, welche die r e a l e n Studien im vollen Sinne des Wortes gemacht haben und zugleich die nöthigen orientalischen Sprachkenntnisse besitzen, würden in der Lage seyn, für die europäische Kunst und Industrie in Asien schätzbare Eroberungen machen zu können. Männer dieser Gattung, welche mit Nutzen beobachten und prüfen können, sollten von den großen handeltreibenden Staaten nach Persien und andern Ländern dieses Welttheils auf öffentliche Kosten geschickt werden, und ihre Sendung dahin dürfte wohl schwerlich erfolglos bleiben. Welch' ein unermeßliches Feld der Beobachtung bietet nicht das an Künsten und Gewerben so erstaunlich reiche chinesische Reich dem unterrichteten Europäer dar, und wie verhältnißmäßig wenig ist bis jetzt davon zu unserer Kenntniß gelangt! Jener Amerikaner, der vor etwa drei Jahren mit der, während seines langjährigen Aufenthalts in dem „himmlischen Reich" zusammengebrachten, reichen Sammlung von chinesischen Kunst- und Industrie Erzeugnissen, bei deren öffentlicher Ausstellung in den vereinigten Staaten und in England von allen Kunstliebhabern und Gewerbfreunden als ein wohl accreditirter Bote des chinesischen Gewerbfleißes freudig begrüßt wurde, hat durch die Vorzeigung der mitgebrachten vielen Produkte thatsächlich bewiesen, daß die chinesische Kunst und Industrie größerer Aufmerksamkeit und eines tieferen Studiums würdig sey. In dieser Beziehung läßt sich von der jetzigen innigeren Handelsverbindung der Engländer mit den Chinesen für die Folge viel Interessantes erwarten. Dieselben befinden sich zunächst in der günstigen Lage, um ihre Forschungen in dem erwähnten Betreffe nicht nur über bedeutende Länder des asiatischen Kontinents, sondern auch über die wichtigsten Inseln, Japan z. B., ausdehnen zu können. Von jenen möchten, außer China, auch der birmanische Staat und die Reiche von Siam und Lahore in der angegebenen Beziehung ein besonderes Interesse darbieten. Leider ging das Streben der Europäer bei ihren früheren Niederlassungen in den asiatischen Küstenländern gewöhnlich nur dahin, gute Handelsfactoreien anzulegen und unter den Völkern dieser Länder durch fanatische Missionäre den verderblichen Samen religiöser Zwietracht ausstreuen zu lassen, im Uebrigen aber von dem Stande ihrer Kultur, wenn nicht au-

Digitized by Google

gefällige Handelsvortheile hierzu aufforderten, wenig oder keine Notiz zu nehmen. Dr. Wilh. Dieffenbach.

Deutsch-katholische Glockentöne.

Von J. Pirazzi.

(Aus einem demnächst erscheinenden Sonettenkranz.)

I.

Noch hört man sie von Thürmen nicht erschallen,
Noch stumm für uns sind ihre ehrnen Zungen,
Noch sind sie nicht für uns im Chor erklungen,
Still müssen wir zu unsern Tempeln wallen.

Auch diese finden wir oft nur in Hallen,
Wohin noch nie ein fromines Wort gedrungen,
Worin kein Christenlied je ward gesungen,
Die, alt und morsch, oft drohen einzufallen. —

So tönt statt Glocken denn, ihr meine Lieder,
Und ruft herbei die gläubige Gemeinde,
Weit trag' euch der Begeisterung Gefieder!

O daß der Klang recht Viele doch vereinte!
Weckt nicht den Haß, bringt uns stets neue Brüder,
Und wenn ihr könnt — versöhnt auch uns're Feinde.

II.

Umgaukelt mich, ihr süßen Jugendbilder,
Kehrt wieder, längst entschwund'ne holde Träume,
Wo mich des Vaterhauses traute Räume
Umfingen und wo Alles schöner, milder.

Nie schlug das Herz von reiner Lust erfüllter!
Im Haus und unterm Blüthenschmuck der Bäume,
Warn's auch nur bunter Seifenblasen Schäume,
Es winkten überall der Freude Schilder.

Als Meßner stand ich oft vor dem Altare
Und schwang das Rauchfaß hin und her behende,
Dem Priester dienend in dem Prachtalare.

In Andacht faltete ich meine Hände,
Noch kannt' ich nicht das Falsche und das Wahre,
Ich wußte nicht, was leuchte oder blende.

III.

Ein Priester, wie man selten ihn nur findet,
Ward damals uns durch Glückes Gunst gegeben;
Kein Finsterling, ein Geist von reinem Streben,
Hat er das Christenthum uns rein verkündet.

Und wer die Wahrheit so wie er ergründet,
Der kann nicht Trug- und Lügennetze weben,
Macht ihn auch oft des Zweifels Nacht erbeben,
Weil ihn ein unheilvoll Gelübde bindet.

Warum bist du so früh von uns geschieden,
Eh' noch die Morgensonnenstrahlen kamen,
Die Licht gebracht und nach dem Kampf den Frieden!

Sie reifen herrlich deiner Lehre Saamen;
Nimm jetzt den Dank noch, den wie liebend bieten,
Die Birkenfeld, uns ewig theurer Namen!

Mannichfaltigkeiten.

(Kunstnotizen.) Der Violinvirtuose und gewesene Schüler der Mozartstiftung J. Bott gab neuerlich in Göttingen ein sehr zahlreich besuchtes Konzert und entsprach darin vollkommen den gehegten Erwartungen. Er besitzt nicht nur eine große technische Fertigkeit und Bravour, sondern auch einen edeln und ausdrucksvollen Ton; man kann ihn den Meistern auf diesem eben so schönen als schwierigen Instrumente beizählen, sowie auch seine Compositionen als gediegene und ansprechende zu bezeichnen sind. Wie wir hören, werden noch in diesem Jahre mehrere derselben sowohl für Klavier als auch für die Violine bei Schuberth u. Comp. in Hamburg erscheinen. Der Saal war überfüllt und der Beifall enthusiastisch, besonders als Hr. Bott zum Schlusse noch einige seiner neuesten ergötzenden Klavier-Etüden auf einem prachtvollen Flügel von Ritmüller vortrug. — In Kopenhagen hat die bekannte und ausgezeichnete Sängerin Mad. Montenegro in mehreren Konzerten außerordentlichen Beifall erhalten und sich der freundlichsten Aufnahme in den höchsten Kreisen der Stadt zu erfreuen gehabt. Auch bei Hof fanden zwei musikalische Soiréen statt, in welchem das Talent der genannten Sängerin die Anerkennung der höchsten Herrschaften fand. Am Tage vor ihrer Abreise erhielt sie von ihrer Majestät der Königin von Dänemark eine reich mit Edelsteinen besetzte Brosche zum Geschenk, welche ihr von der hohen Gönnerin unter Versicherung des huldvollsten Beifalls behändigt wurde. Mad. Montenegro hat Kopenhagen bereits verlassen und begibt sich nach London, wo sie zu Konzerten erwartet wird. Besonders wären es ihre spanischen und italienischen Volkslieder, welche enthusiastische Aufnahme fanden und meist wiederholt werden mußten.

Zu den beachtungswerthen Flugschriften über oft schwebende Tagesfragen gehöret Dr. H. Palmer's: „Die confessionellen Fragen der Gegenwart von kirchenrechtlichem und theologischem Standpunkte. Darmstadt, Verlag von Reinhold von Auw." Nicht um einen neuen Beitrag zur gehässigen und leidenschaftlichen Polemik unserer Tage zu liefern, noch um Andersglaubende zu verketzern und zu verdammen, hat der Verfasser dieser Blätter die Feder ergriffen, sondern der Zweck seines Schriftchens besteht darin, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus sine ira et studio sein Votum zu geben. Der Ton der Besprechung ist ruhig und besonnen und die Ansichten des Verfassers sind gemäßigt. Er sucht die Wahrheit nicht in den Extremen und wendet sich daher an die Männer des Rechts, welche dem vernünftigen Fortschritte huldigen und ihn fördern, so viel sie vermögen. Der Verfasser wird, wenn auch nicht Uebereinstimmung in allen einzelnen Punkten, doch Beifall im Ganzen und Allgemeinen finden, und sein Schriftchen verdient der Beachtung und Prüfung empfohlen zu werden.

(Breslau, 19. Mai.) Gestern hat sich hier ein Ereigniß zugetragen, welches wohl in den Annalen der Criminal-Polizei zu den seltensten Erscheinungen gehören dürfte. Es ist dies zweifacher, von zwei Brüdern in ein und derselben Stunde und in den amtlichen Lokalen der königl. Polizei-Verwaltung versuchter und wirklich ausgeführter Selbstmord durch Vergiften und Erschießen. Der jüngere Bruder, der sich vergiften wollte, wird gerettet werden; der ältere, der ein Terzerol gegen sich abschoß, blieb auf der Stelle todt.

Mehrere Berliner Lokalblätter, unter andern auch der „Figaro" (109) erzählen Folgendes: „Tamburini, der über eine Million im Vermögen hat, zeigte sich auf die kleinlichste Weise habgierig und knauserig. Da zwei seiner Gastrollen durch den Tod und das Begräbniß der edlen Prinzessin Wilhelm ausfielen, wollte er das Honorar mit unbillig drängender Forderung von der Direktion des (Königsstädter) Theaters ersetzt haben. Er krümmte und ge-

Digitized by Google

bährdete sich, als müßte er Hungers sterben, weil er an den beiden Abenden nichts verdiente. Da die Direktion den Sänger mit dieser antiverschämten Forderung natürlich zurückwies, mußte er doch Mittel und Wege zu finden, daß er dafür von dem großmüthigen Hofe mit 1500 Thalern entschädigt wurde!!!" (Die besser armen Leuten zugekommen wären.)

Die französische Akademie konnte den diesjährigen poetischen Preis nicht vergeben. Vorwurf der Preisaufgabe war der Dampf, und es liefen 80 Gedichte darüber ein, darunter aber nicht Ein preiswürdiges.

(Regierungsbezirk Aachen, 22. Mai.) Bekanntlich sind durch des Königs Gnade den Elementarlehrern, welche bis jetzt noch kein Einkommen von 100 Thlr. jährlich hatten, 45,000 Thlr. für ein Jahr geschenkt worden und diese allerdings bedeutende Summe soll nun so vertheilt werden, daß die Lehrer einen solchen Zuschuß bekommen, wodurch die 100 Thlr. complet werden. Nimmt man nun an, daß ein Lehrer von dieser Summe durchschnittlich 20 Thlr. erhält, so folgt daraus, daß es in unserm Staate, der in Betreff seines Schulwesens als Muster hingestellt wird, noch 2250 Stellen gibt, die nicht einmal 100 Thlr. jährlich einbringen. So dankenswerth nun auch die Unterstützung ist, so kümmerlich ist dennoch in dieser theuren Zeit die Lage der unterstützten Lehrer. Denn Lehrer, die in einem gemeinen Jahre sogar fünf Tage fasten wollen, haben nach diesem Einkommen täglich nur 8 Sgr. und 4 Pf. zu verzehren. Rechnet man nun eine Lehrerfamilie auf fünf Personen, so kommen auf jeden Kopf täglich 20 Pf., wofür alle Bedürfnisse bestritten werden müssen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 23. Mai.

Die zweite Aufführung der neuen Mangold'schen Oper: „Tanhäuser" fand am 20. d. M. statt; die Hoftheater-Intendanz entsprach durch die so baldige Wiederholung der Oper dem allgemeinen Wunsche des Publikums, welches sich denn auch bei der zweiten Aufführung zahlreich einfand und der herrlichen, ächt deutschen Musik abermals eben so sehr den freundlichsten Beifall spendete, wir den wirklich ausgezeichneten Leistungen der Darstellenden. Die zweite Aufführung war noch gelungener und gedrängter, als die erste. Die Partie des Tanhäuser gehört zu den besten des Hrn. Breiting, und man darf wohl sagen, daß er sie in musikalischer und dramatischer Hinsicht mit wahrer Virtuosität durchführt. Seine Romanze im vierten Akt wurde auch bei der zweiten Darstellung da Capo verlangt. Mad. Pirscher (Inmigt) stand ihm würdig zur Seite und sang jede Nummer mit aller Kunst, durch welche ihre herrliche Naturgabe brillirt. Desgleichen sangen die Herren Reichel (Eckhard) und Pasque (Patriarch), so wie Dem. Renkäufler (Venus) bei der zweiten Darstellung fast noch ausgezeichneter als bei der ersten, und das Publikum erfreute sich wahrhaft an dem effektvollen ersten Quartett (Hr. Breiting und Reichel, Mad. Pirscher und Dem. Renkäufler), an dem ergreifenden Terzett im zweiten Akt (Hr. Breiting, Hr. Reichel und Mad. Pirscher) und an dem Glanzpunkt der Oper, dem grandiosen dritten Akt, in welchem Hr. Pasque gleich von Anfang her die Herzen gewinnt. Carl Mangold's Oper ist eine Bereicherung der deutschen Bühne und wird gewiß von jedem Publikum eben so willkommen geheißen werden, wie von dem hiesigen. Recht dramatischen Sängern gibt sie vollauf Gelegenheit, ihre Talente zu zeigen.

Gießen, 24. Mai.

Wir haben hier fast in jedem Sommer Gelegenheit, einige Opfer des Badens zu beklagen und es ist zu bedauern, daß hierbei die anzureichenden oder vielmehr gänzlich mangelnden Rettungsanstalten einen großen Theil der Schuld tragen. Es sollte an den gewöhnlichsten Badstellen doch zum wenigsten ein Kahn liegen, um in solchen Fällen möglichst schnelle Hülfe zu leisten; denn um ein Menschenleben zu retten, sollte man einige Kosten nicht scheuen. So war am 23. d. M. ein junger Mensch dem Ertrinken nahe; der in der Nähe liegende, einer Badegesellschaft angehörende Kahn bewegte sich so schneckengleich der Stelle zu, daß, wäre der Hr. Studiosus Friedrich nicht noch halbbekleidet in die Lahn gesprungen und hätte den Versinkenden mit eigener Lebensgefahr gerettet, wir sicherlich ein neues Opfer zu beklagen gehabt hätten. Es wäre zu wünschen, daß diese Zeilen dazu dienen möchten, auf's Neue auf diesen Mißstand aufmerksam zu machen, damit in der jetzt beginnenden Badezeit die Zahl der Ertrinkenden nicht noch weiter vermehrt wird.

Limburg an der Lahn, 19. Mai.

Eingedenk der Worte des großen deutschen Dichters: „Dem Verdienste seine Kronen" können wir es nicht unterlassen, in diesen vielgelesenen Blättern von einer Feier zu berichten, die zum Beweise dienen mag, daß auch die Israeliten unseres gesegneten Herzogthums dem besonnenen religiösen Fortschritte die Thüre nicht verschließen, und daß das Schöne und Zeitgemäße auch hier Eingang findet. Am 16. d. M. wurde zum ersten Male in hiesiger Synagoge von Hrn. Bezirks-Raddiner Dr. Wormser aus Diez eine Confirmation von einem Knaben und drei Mädchen abgehalten. Die gelungene, passende Rede des genannten Geistlichen und das Erhebende des Aktes selbst wirkte sichtbar wohlthätig auf die Zuhörer, unter denen alle Confessionen repräsentirt waren und die von den Confirmanden öffentlich abgelegte Religionsprüfung, so wie das einfache, gehaltvolle Glaubensbekenntniß derselben waren sprechende Zeugen von dem unermüdeten Wirken des mit Recht allgemein geachteten Religionslehrers Hrn. Hofmann, der in der kurzen Zeit seines Hierseyns doch des Guten schon Vieles wirkte. Besondere Erwähnung verdient es, daß durch den von ihm gegründeten und mit stetem Fleiße eingeübten Chorgesange, dessen Präcision und Vollendung wohl im ganzen Herzogthum nicht übertroffen werden möchte, der Gottesdienst ungemein verschönert wurde, was bei der berührten Feier besonders auffiel.

Unterliederbach, 17. Mai.

Hat man schon manchmal, namentlich in der vielgelesenen Didaskalia, der segensreichen Wirkungen bestehender Sängervereine gedacht, so, glaube ich, wird es nicht am unrechten Orte seyn, das ehrenvolle, rastlose Streben eines Vereins zu erwähnen, der bisher in der nächsten Umgebung kaum dem Namen nach bekannt war; ich meine den Verein „Concordia" in dem Städtchen Hofheim. Mit wahrem Vergnügen und der gespanntesten Aufmerksamkeit hörte eine zahlreiche Gesellschaft heute Nachmittag im Saale des Nassauer Hofes dahier diesen Verein unter der Leitung seines wackeren Direktors, des Hrn. Lehrers Uebereck, mehrerr schwierige, trefflich eingeübte Gesänge sehr gelungen vortragen. Viele davon, namentlich ein Jägerchor mit Echo, mußte auf Verlangen mehreremal wiederholt werden. Der Verein verdient aber um so mehr den ungetheiltesten Beifall, da er erst seit October v. J. besteht. Sind auch wirklich ausgezeichnete Stimmmittel bei diesen kräftigen Sängern vorhanden, so muß man es doch unbrzweifelt dem rastlosen Bemühen und der umsichtigen, geschickten Methode des Hrn. Direktors Uebereck mit dem lebhaftesten Danke zu gut halten, dirselben so vortrefflich geübt und gebildet zu haben.

Frankfurt a. M., im Mai.

Wer an den gegenwärtigen so schönen Maitagen unsere herrliche Promenaden um die Stadt besucht und sich der so mannigfaltigen und üppigen Blüthenpracht erfreut, erkennt gewiß stets auf's Neue mit Dank die große Sorgfalt, welche auf die Pflege dieses öffentlichen Gartens verwendet wird, der unserer Stadt zur schönsten Zierde gereicht. Je schöner uns aber hier die Natur überall entgegen lacht, je mehr muß es auffallen, daß schon seit geraumer Zeit gerade eine der lieblichsten Partieen durch Schutt und Baumaterialien verunstaltet wird, die sich dort wohl zum Bau des projectirten Musiktempels aufgehäuft finden und die Vorübergehenden schon oft zu der verwunderten Frage veranlaßten, welches schwer zu überwindende Hinderniß denn wohl der Ausführung dieses lobenswerthen Projects entgegen getreten seyn mag? Schwerlich kann es dazu an dem nöthigen Fond oder an dem Material fehlen, was längst dafür vorbereitet zu seyn scheint. Sollte die hindernde Ursache vielleicht also nur in einer Meinungsverschiedenheit zu suchen seyn, so werden gewiß alle Verehrer der Promenaden sich mit uns zu der ergebensten Bitte vereinen, bis zu deren Ausgleichung mindestens den so beliebten Platz aufräumen und der Benutzung wieder geben zu lassen, da es in der That schade ist, wenn der Gesang der Nachtigalen zwischen Rüsthölzern und Bausteinen verklingt und die Lustwandelnden darüber zu stolpern Gefahr laufen.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 146 Donnerstag, den 28. Mai 1846.

Mutter und Tochter.

Nach Charles de Bernard von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Ihr Wort ist nicht unwiderruflich, gnädige Frau," sagte der Baron, „Sie können es um so eher zurücknehmen, da der Hofrath viel zu alt für Ferdinande ist. Diese Heirath ist unpassend. Sie werden ihre Tochter unglücklich machen, und werden Ihr Lebenlang bereuen, daß Sie sie aufgeopfert haben."

„Ich opfere Niemand auf," entgegnete die Präsidentin, indem sie wieder in den trockenen Ton verfiel, den sie aufgegeben hatte. „Ich vertraue Ferdinande einem guten mäßigen Manne, der zwar die Gluth der Jugend, aber auch ihren Leichtsinn und Unbeständigkeit hinter sich hat. Seyn Sie überzeugt, daß ich weiß, was ich thue."

„Ich für meinen Theil," sagte Daniel mit einem trostlosen Kopfschütteln, „ich weiß, daß Sie sich Reue bereiten. Wenn Sie nach Rache verlangen, so nehmen Sie sich in Acht, Sie werden Sie vollständig erhalten."

„Wie, Drohungen?" rief Frau von Klongen mit einer Mischung von Verachtung und Bewegung.

„O, seyn Sie ruhig, diese Drohungen werden nur mich treffen."

„Wohl! ich verstehe, was Sie sagen wollen; aber ich kenne diese Theorie auswendig. Drei junge Leute haben mir früher auch gedroht, daß sie sich umbringen würden, und alle Dreie befinden sich jetzt noch in vollkommener Gesundheit. Sie werden es machen wie jene, und werden wohl daran thun."

„Sie irren sich über die Natur meiner Empfindungen, gnädige Frau!" gab Daniel mit wachsender Exaltation zurück: „Was ich für Ihre Tochter empfinde, ist keine jener flüchtigen Zuneigungen, die das erste beste Hinderniß gleich aus dem Herzen vertilgt; keine jener Stroh-Neigungen, die schnell auflackern und sich eben so schnell verzehren, und deren Asche der Wind bald weggeweht hat Nein, was ich für sie empfinde, ist eine tiefe Sympathie, die bei ihrem ersten Anblick meine Seele wie mit einem elektrischen Fluidum durchdrungen hat. In der Hingebung an diese himmlische Liebe, in der nicht eingestandenen Hoffnung eines entfernten Glükkes, enthielt ich mich aller Demonstration, die mein Geheimniß hätte verrathen können. Meine natürliche Schüchternheit legte mir ohnedies Schweigen und Zurückhaltung auf. Aber es ist darum nicht weniger wahr, daß diese Liebe mein Leben ist, und daß nur der Tod allein sie aus meinem Herzen zu reißen vermag."

Diese letzten Worte wurden mit solcher Energie ausgesprochen, daß die eifersüchtige Strenge der Präsidentin beinahe erweicht wurde. Der Baron fuhr mit gefalteten Händen fort:

„Seyn Sie großmüthig, gnädige Frau! geben Sie den Beweis einer großen edeln Entsagung. Jede Aufopferung zieht einen unaussprechlichen Trost nach, der uns in unsern eigenen Augen erhebt. Wie schön ist es, wenn man sagen kann: diese beiden Wesen verdanken mir ihr Glück, und dieses Glück habe ich ihnen auf Kosten des meinigen geschaffen. Begreifen Sie, wie rührend, wie erhaben, wie heilig ein solcher Aufschwung der Seele ist?... oder stehen Sie unter einer so muthvollen Handlung?"

Frau von Klongen lächelte mit bitterer Traurigkeit.

„Sie sind sehr beredt," sagte sie.

„Ich besitze die Beredsamkeit Derjenigen, die keine andere haben, die Beredsamkeit des Herzens. Sehen Sie mich zu Ihren Füßen," fuhr er fort, indem er vor ihr auf die Kniee sank: „ich bitte, ich beschwöre Sie! Sprechen Sie ein Wort, nur ein einziges Wort, das mir Hoffnung giebt, und ich werde Sie lieben wie eine Schwester, wie einen Engel, wie eine Mutter."

Indem er sich mit leidenschaftlicher Stimme also ausdrückte, drückte er die Hände der Präsidentin mit gewaltiger Kraft und benetzte sie mit seinen Thränen. Frau von Klongen war wirklich gerührt, aber ihr Herz war nicht erhaben genug, um die edle Rolle zu begreifen, welche ihr der Baron mit vieler Lebhaftigkeit vorschrieb, und noch weniger, um sie unter diesen Umständen anzunehmen. Ohne einen festbestimmten Plan hinsichtlich des jungen Mannes zu haben, konnte sie sich doch nicht entschließen, ihn aus eignem Antrieb mit einer Andern zu verbinden. Sie wollte schon darum nichts zu seinem Glücke beitragen, weil ihr Stolz als schöne Frau durch den Vorzug beleidigt war, den er Ferdinanden gab, und mehr noch fühlte sie sich durch des Barons ungeschickte Versicherung verletzt, daß er sie wie eine Mutter lieben würde. Dieses Wort war hinreichend gewesen, ihm ihr Herz zu verschließen, welches angefangen hatte, sich dem Mitgefühl zu öffnen. Als Erwiederung auf ihre Liebe, will kindliche Freundschaft den Frauen durchaus nicht schmecken, welche das Alter der Präsidentin erreicht haben.

„Liebste, beste, gnädige Frau! wollen Sie mir denn gar nichts sagen," fragte der Baron mit einem innig bittenden Blick.

„Was soll ich Ihnen sagen?" gab ihm die Präsidentin kalt und fest zur Antwort. „Ich wiederhole Ihnen, daß ich Ihnen nicht gewähren kann, was Sie von mir verlangen; ich habe nur ein Wort."

„Also wird der Hofrath Ferdinande heirathen?"

„Das ist ausgemacht."

Der Baron stand mit anscheinender Ruhe auf, verbeugte sich kalt und verließ das Zimmer, ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Er schlug den Weg nach der Wohnung des Hofraths ein, den er aber nicht zu Hause fand. Da begann er mit wundem Herzen, mit brennender Stirne, und indem ihm tausend thörigte Pläne durch den Kopf gingen, einen Theil des Tages in der Stadt herum zu irren, indem er bald mit Gedanken des Selbstmords umging, bald den Entschluß faßte, Ferdinande zu entführen, und dann wieder den Hofrath zum Zweikampf fordern wollte. Er würde vielleicht eines dieser Vorhaben ausgeführt haben, hätte nicht ein Brief,

Digitized by Google

den er nach seiner Zukunftskunst vorfand, den Lauf seiner Entschlüsse geändert. Dieser Brief war von seinem Vater und lautete also:

„Mein lieber Sohn!

„Ich bin sehr krank, und habe nur noch wenige Tage, vielleicht nur noch wenig Stunden zu leben. Ich wünsche Abschied von Dir zu nehmen, Dich noch ein Mal zu umarmen, bevor ich sterbe. Eile Dich, mein Sohn, dem sterbenden Greis diesen letzten Trost zu bringen, der Dich bis in das Grab mit Liebe umfaßt.

Dein Vater.

Baron Caspar v. Könneritz."

Daniel liebte seinen Vater. In dem Zustand, worin er sich befand, drückte ihn diese Nachricht vollends nieder. Genöthigt, schnell abzureisen, während es von der höchsten Wichtigkeit für ihn war, da zu bleiben, um auf die eine oder die andere Art die projektirte Heirath zu verhindern, schwankte er, was er thun sollte. Liebe und Pflicht kämpften einen harten Kampf in ihm; endlich trug das bessere Gefühl den Sieg über seine egoistischen Empfindungen davon. Er schrieb an Ferdinande, ohne zu wissen, wie er den Brief in ihre Hände spielen sollte. Er schilderte ihr mit glühendem, aufrichtigem Schmerz seine Leidenschaft für sie, seine Qualen, und die gebietende Nothwendigkeit, welche ihn abzureisen nöthigte, um seinem sterbenden Vater die Augen zuzudrücken. Er schloß damit, sie zu beschwören, dem Willen ihrer Mutter mit aller Kraft zu widerstehen, und gab ihr die gewisse Versicherung, daß es ihm nach seiner Rückkehr sicher gelingen würde, diese verzweifelte Heirath rückgängig zu machen. Diesen aus der Seele geschriebenen, mit seinen Thränen benäßten Brief vertraute Daniel seinem Diener an, der es übernahm, ihn in die Hände des Fräuleins zu bringen, der aber von der Präsidentin bestochen, ihn dieser überlieferte. Noch an demselbem Abend bestieg der Baron eine Postchaise und fuhr nach Norddeutschland.

Er fand seinen Vater dem Tode nah in seinem alten Schlosse. Daniel besaß ein edles Herz; der Anblick des sterbenden Greises machte einen tiefen Eindruck auf ihn, so, daß er darüber fast seine Liebe und die ihr drohenden Gefahren vergaß. Als der alte Baron seinen Sohn erkannte, kam er noch ein Mal aus der äußersten Schwäche zu sich, welche ihn seit einiger Zeit befallen hatte. Er glich einem Lichte, das noch ein Mal aufflackert, bevor es völlig erlischt, und so schleifte er denn seine erlöschende Existenz noch vierzehn Tage hinaus, ehe er den letzten Seufzer in den Armen seines Sohnes aushauchte, der sein Bett nicht verlassen hatte. Nachdem der Todte zur Erde bestattet war, übergab Daniel die Sorge für seine Angelegenheiten einem Anwalte, und eilte in aller Hast in die Stadt zurück, welche Ferdinande bewohnte. Die verschiedenen Leiden, welche auf ihn eingestürmt waren, hatten ihn krank gemacht; er hatte das Fieber, und diese physische Disposition, die das Auflodern seiner Einbildungskraft begünstigte, war schuld, daß er unterwegs allen Folterqualen zur Beute war, welche aus Furcht, Ungeduld und Schmerz entstehen. Ein Gedanke lag ihm besonders schwer auf dem Herzen, denn er fürchtete, daß Ferdinande während seiner dreiwöchentlichen Abwesenheit verheirathet seyn könnte. Als er endlich am späten Abend das Ziel seiner Reise erreichte und in die Stadt einfuhr, war er zermalmt von Müdigkeit, und als er im Posthause ausstieg, knickten ihm die Beine ein. Er stieg in einen Miethwagen, doch statt dem Kutscher seine Wohnung anzugeben, gab er ihm in der Zerstreuung die Adresse der Präsidentin. Bald hielt der Wagen vor einem Einfahrtsthore, dessen Flügel weit offen standen. Das Vorhaus war auf ungewöhnliche Weise beleuchtet, und aus einem unter dem Thorgewölbe haltenden Wagen stiegen mehrere Damen in Ballkleidung aus. Daniel streckte den Kopf zum Schlag heraus und erkannte das Haus der Präsidentin. Er blickte in die Höhe und sah die Fenster des ersten Stockwerks auf das glänzendste erleuchtet. Musiktöne drangen in sein Ohr. Er fühlte sich von Frost durchschauert, sprang aus dem Wagen und eilte auf einen Hausbedienten zu, der ihn kaum wieder erkannte.

„Es scheint Ball bei Frau von Klongen zu seyn?" fragte er in der größten Aufregung.

„Ja, mein Herr," gab ihm der erstaunte Diener zur Antwort.

„Warum?"

„Warum? je nun, wegen der Hochzeit.

„Wegen welcher Hochzeit?"

„Nun, wegen der Hochzeit unsers Fräuleins mit dem Hofrath von Mildau."

Der Baron unterdrückte einen Schrei, sprang in den Wagen zurück, und gab diesmal dem Kutscher seine richtige Adresse an.

Als er seine Wohnung erreicht hatte, fand er seinen Bedienten, der nicht von seiner Rückkehr unterrichtet war, nicht zu Hause. Er kleidete sich in der größten Eile um, stieg wieder in den Wagen und ließ sich an das Haus der Präsidentin zurück fahren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Maindampfschifffahrt.

Hat irgend ein Unternehmen der Ausdauer bedurft, um zu ersprießlichen Resultaten zu gelangen, so ist es die Maindampfschifffahrt. Dem Unternehmen konnte vorab bei dem mißglückten Versuch einer Dampfschifffahrt zwischen Frankfurt und Mainz vom Jahre 1830 ein günstiges Prognostikon nicht gestellt worden. Denn wenn das Unternehmen zu einer Zeit nicht Bestand gewinnen konnte, als ihm keine Conkurrenz entgegenstand — die Frankfurt-Mainzer Eisenbahn wurde 1840 eröffnet —, was war von der neuen Entreprise zu hoffen, die aus den Jahren 1841 und 1842 datirt? Der Anfang war in Folge großer Ungunst der Witterung überdies außerordentlich entmuthigend. Im ersten Fahrjahre, als zu der Frequenz der Dampfschifffahrt bei einer überhaupt mangelhaften Einrichtung der Grund gelegt werden sollte, mußte (im Jar. 1842) des außerordentlich niederen Wasserstandes wegen plötzlich die Schifffahrt eingestellt werden. Man hegte damals allgemein die Besorgniß, daß das neue Unternehmen, welches von den Uferbewohnern des Mainstroms so freudig begrüßt worden war, abermals gescheitert sey. Die Gesellschaft hatte übrigens durch diesen schlimmen Anfang das Vertrauen in die Richtigkeit ihrer Voranschläge und Voraussetzungen nicht verloren, sich in ihren Planen nicht irre machen lassen. Der Dienst (zwischen Würzburg und Mainz) war im Jahre 1842 mit zwei Booten begonnen worden; im Jahre 1843 fuhren deren vier; im Jahre 1844 schon sechs; im Jahre 1845 endlich sieben Schiffe. Welche Bedeutung die Maindampfschifffahrt für den Verkehr in der kurzen Zeit ihres Bestandes erlangte, geht daraus hervor, daß während des Dienstjahres 1845 nicht weniger als 103,079 Personen und 38,642 Centner Handelsgüter befördert wurden. Ein ungleich günstigeres Resultat wird, nach der starken Frequenz zu urtheilen, welche die Maindampfschifffahrt im laufenden Jahre bereits wahrnehmen läßt, nach dem Abfluß desselben sich herausstellen. Uebrigens wird die Maindampfschifffahrt ihre volle Bedeutung für den Verkehr erst dann erlangen, wenn Hemmnisse beseitigt sind, die in verschiedenen Beziehungen ihren Aufschwung jetzt noch lähmen. Ist die Mainkorrektion einmal erfolgt, so, daß Aushilfstransporte zu Land nicht, oder in nur geringrem Maße mehr erforderlich sind, ist die abgeschlossene Uebereinkunft wegen Herabsetzung der Mainzölle einmal in Vollzug gesetzt, alsdann wird die Wasserstraße des Mains, in ihrer Verbindung mit der Donau, den ihr gebührenden Rang unter den Handelswegen des Vaterlandes einnehmen. Was die Einrichtung der Schifffahrt betrifft, so ist das reisende Publikum damit im Ganzen vollkommen zufrieden. Die Schiffe sind angemessen construirt und gewähren Bequemlichkeit in dem Maße, als es

Digitized by Google

ihre Ausdehnung zuläßt. Die Fahrpreise sind billig. Nur sind früherhin zuweilen Klagen über die Restaurationsanstalten auf den Booten laut geworden. Wäre es auch unpassend, wollte man bei Beurtheilung der Verhältnisse der Maindampfschifffahrt den Maßstab der Rheinschifffahrt anlegen, so können — bei dem engen Zusammenhange beider — Vergleiche der einen und andern Art gleichwohl nicht gänzlich ausbleiben, und es kann von Seite der Maindampfschifffahrtsgesellschaft in so ferne nicht sorglich genug auf den Comfort der Reisenden Bedacht genommen werden, als die noch wenig bekannten großen Reize des Mainthales (besonders zwischen Aschaffenburg und Wertheim) bei entsprechender Einrichtung der Dampfschifffahrt, aus den Städten Frankfurt, Darmstadt, Hanau, Offenbach, Friedberg, Homburg ꝛc. unbezweifelt mit jedem Jahre den Maingegenden mehr Vergnügungsreisende zuführen werden. Die thätige Direktion in Würzburg wird diesen wohlgemeinten Wink gewiß beachten. (Wochenbl. f. d. Transportw.)

Die ultramontane Anklage des Protestantismus wegen dessen Verhalten der katholischen Reform gegenüber.

(Aus der Darmst. Allg. Kirchenztg.)

Daß sich der Ultramontanismus bei der immer fortschreitenden Verbreitung der deutsch-katholischen Reform tief betrübt und daß er sich über die freudige Theilnahme beklagt, welche die beregte Reform unter den Protestanten nicht bloß Deutschlands, sondern auch anderer Länder findet, ist der Natur der Sache gemäß. Rücksichtlich der letzteren Klage fragt es sich jedoch, ob sie nach ihren Bewegungsgründen eine gerechte sey. Die römischen Blätter behaupten, der Protestantismus beweise durch seine Theilnahme für die Dissenters, daß seine alte Abneigung gegen die römische Kirche ihn immer noch beseele. Wenn wir diese Abneigung auch gar nicht in Frage stellen wollen, so müssen wir doch behaupten, daß sie eine von den Römischen hervorgerufene sey. Können wir Euch denn lieben, wenn Ihr auf Eueren Kanzeln und in Eueren Schriften uns überall als Verdammte, als der Gnade Gottes also unwürdig und verlustig schildert? Können wir Euch lieben, nachdem Ihr die ehelichen Verbindungen mit uns für Verbrechen erklärt habt, sie nicht einsegnen, unsere Pathen nicht an Eueren Taufsteinen, unsere Todten nicht auf Eueren Kirchhöfen aufnehmen wollt? Wundert Ihr Euch, daß wir Katholiken, die wie die Reformer, uns nicht mehr entehren, sondern als Brüder behandeln wollen, mehr lieben, als Euch, und sie vorkommenden Falls unterstützen? Aber die Römischen erklären diese protestantische Unterstützung für einen Friedensbruch von unserer Seite, für einen Angriff auf die durch den westphälischen Frieden und die deutsche Bundesacte ihnen garantirten Rechte. Daß zwischen den Römischen und den Protestanten dermalen kein friedliches Verhältniß stattfinde, ist allbekannt. Aber wo hat dies denn je stattgefunden? und da es vor 30 Jahren einmal sich zu bilden anfing, wer hat es denn zerstört? Wer hat denn vor wenigen Jahren erst die Kinder aus gemischten Ehen „zweischlächtige Bastarde", die protestantischen Preußen „hundegepeitschte Bestien" genannt? Wer hat denn seit dem Kölner Streite die Protestanten ohne Maß und Ziel in Schriften und auf den Kanzeln angegriffen? Die dies gethan haben, sind die Friedenstörer, aber nicht die Protestanten, welche Ronge und Genossen freudig empfingen und den Deutschkatholiken Herz und Haus öffneten. Und wie könnt Ihr denn den westphälischen Frieden und die deutsche Bundesacte anrufen? Sind sie nicht von dem Papste, Eurem Herrn, sogleich bei ihrem Erscheinen vernichtet worden? Folglich bilden diese Acte auch in römischen Augen keine Garantie weder für den Protestantismus, noch für das Römerthum in Deutschland mehr. Das Römerthum kann sich vielmehr in Deutschland nur durch sich selbst halten, wenn es seine veralteten Prätensionen selbst aufgibt und seinem gleichbürtigen Bruder, dem Protestantismus, selbst gleiche Rechte zuerkennt und ihn achtet. Dann wird auch dieser, aus Grundsatz der Religionsfreiheit hold, die der Römischen ehren und sie nicht zu beschränken suchen. So lange aber Rom durch Grundsatz, Wort und That den Protestantismus befehdet, darf es sich nicht wundern, wenn dieser alle antirömische Bestrebungen beifällig betrachtet und unterstützt.

Herrn Pfarrer Kerbler.

Zur Erinnerung an die Weihe der Kreuznacher deutsch-katholischen Gemeinde am 25. Mai 1845.

Es ist ein Jahr dahin geschwunden,
Hinab gerollt im Strom der Zeit,
Seit du in ernsten, großen Stunden
Mit Himmelsbalsam uns erfreut;
Seit du des Geistes großes Streben,
Ein neues Auferstehungs-Leben,
Verkündet deinen Brüdern hast.

Da flocht man Blumenkränze dir
Und jubelnd grüßt dich jede Brust,
Begeistrungsvoll entflammten wir,
Wie niemals noch, in reinster Lust;
Die Menschen wurden alle Brüder,
Es einte die Idee sie wieder,
Es wuchs die neue Kirch' empor.

Nun ist es still und ernst geworden,
Doch tief im Herzen glänzt das Gold,
Und hier, wie an so vielen Orten,
Bleibt man dem neuen Geiste hold.
In heil'ger Liebe freiem Streben
Durch dieses ganze Erdenleben
Wirkt mächtig fort der Geist der Zeit!

C. L.

Mannichfaltigkeiten.

(Zürich, 19. Mai.) Gestern war ich in Horgen, wo die Sänger des Zürichsee's sich zu ihrer jährlichen Gesangaufführung, nach 18 Jahren zum ersten Male wieder an diesem Orte, einfanden. Der heiterste Himmel begünstigte ihre Zusammenkunft, und der herzlichste Empfang des Lokalvereines, sowie die geschmackvollen Einrichtungen, die getroffen waren, zeigten, wie sehr unsere Freunde dort sich freuten, uns bei sich zu sehen. Die Schilderung der musikalischen Aufführung, welche nach dem Urtheile von Kennern unter die gelungenen gerechnet werden darf, überlasse ich einer kundigeren Feder und beschränke mich darauf, Ihre Leser in die Sängerhütte zu führen, wo gegen 500 Personen einige Stunden im traulichen, nicht durch den leisesten Mißton gestörten Zusammenseyn verlebten. Wenn auch stets in den letzten Jahren die Harmonie der Herzen der der Töne nicht nachgestanden hatte, so kam doch in diesem Jahre die erhöhte Stimmung der Freude, welche die Ereignisse des Mai's hervorgerufen hatte, hinzu, die sich nicht nur in den sämmtlichen Vorträgen der Sprecher, sondern auch in der ganzen Haltung der Versammelten deutlich bemerkbar machte. Unter den Trinksprüchen steht, wie immer, der des Hrn. Pfarrer Sprüngli obenan. Seine Paralelle zwischen der Hütte der Sänger und dem Hüttenbau im Bergersee enthielt des Treff-

Digitized by Google

lichen und Geistreichen, in heiterer und ernster Rede, so viel, daß außer mir es wohl Viele bedauern, daß kein „Raderer" da war, der dieselbe aufzeichnete und dadurch vielleicht einem größern Publikum zugänglich machte. Einen Auszug zu geben, scheint mir unmöglich, derselbe würde nur ein sehr unvollkommenes Bild für Ihre Leser liefern. Viele Aufmerksamkeit und nicht geringen Beifall erregte der Toast von Schreiner Hitz in Langnau. Mag auch seine Sprache vielleicht Manchem zu derb geschienen haben, so wird doch Niemand den wahren Kern, der in dieser rauhen Schaale lag, wegläugnen können. Tiefen Eindruck machten die Worte des biedern Schnyder von Wartensee: „Dreißig Jahre", sagte er, „war ich von meinem Vaterlande fern, und glaubte fast Weltbürger geworden zu seyn, die lange Abwesenheit hatte den vaterländischen Sinn in den Hintergrund treten lassen. Allein als ich wieder zu Euch kam, da fühlte ich mit aller Stärke der Empfindung wieder, daß ich Schweizer, daß ich der Eure sey." Wer von Ihren Lesern die liebenswürdige Persönlichkeit Schnyder's kennt, der wird wissen, daß diese Worte aus der Tiefe seines Herzens kamen und kann begreifen, wie sie zum Herzen der Hörer sprechen mußten. Mögen alle spätern Feste unserer Sänger dem letzten gleichen. Wir haben denn gewiß nichts mehr zu wünschen!
(N. Zürch.-Ztg.)

Schon wieder hat sich in Berlin ein Dienstmädchen durch plötzliches Hinwerfen auf die Schienen der Stettiner Eisenbahn den Tod gegeben. — Auf der Terrasse von Sanssouci hat ein heftiger Sturm großes Unheil angerichtet und unter andern der Büste des Kaisers Nero den Kopf förmlich vom Rumpfe gerissen.

Unlängst wurde in Prag die Oper „Alessandro Stradella" in böhmischer Sprache aufgeführt.

Korrespondenz.

Berlin, 24. Mai.

Gestern in den Abendstunden von 6 — 8 Uhr fand im Thiergarten die erste diesjährige Corsofahrt statt. Dieselbe war, obgleich es den ganzen Tag hindurch nicht so geschienen hatte, dennoch von der schönsten Witterung begünstigt. An der Fahrt hatten sich von den höchsten Herrschaften Se. königl. Hoh. der Prinz Carl mit hoher Familie, so wie Ih. königl. Hoh. die Prinzessin von Preußen nebst hoher Familie, eben so Se. königl. Hoh. des Prinzen Albrecht hohe Familie, ingleichen die Fürstin Liegnitz und die verschiedenen Gesandten am hiesigen Hofe betheiligt. An neuen glänzenden Equipagen fehlte es nicht, wenn gleich wir uns nicht verhehlen können, daß wir in unseren Erwartungen eigentlich getäuscht wurden. Doch läßt sich voraussehen, daß die Theilnahme an diesem hier in Berlin neu aufgenommenen Vergnügen heute sowohl, wie in den nächsten Tagen, eine ungleich größere seyn dürfte; denn gestern fand zu gleicher Zeit in der hiesigen Singakademie ein Konzert zum Besten einer Familie statt, deren Vater, bisher Mitglied der Akademie, jetzt geistig erkrankt ist; es hatten sich zur Mitwirkung zwei alte bewährte Sängerinnen, Mad. Decker, geb. Schätzel, und Fräul. Hähnel, die berühmte Altistin der Königsstadt, bereit finden lassen, und bringt man noch die vorzügliche Auswahl von Gesangstücken, „Schöpfung, Orpheus von Gluck, Paulus von Mendelssohn" in Anschlag, so unterliegt es von vornherein keinem Zweifel mehr, daß dies Konzert ein sehr besuchtes war. Die genannte Anstalt wird zu Pfingsten wieder die allgemein beliebte Radzivill'sche Musik zum Faust zur Aufführung bringen. Dies sind noch die Ausläufe der Wintersaison; damit aber dürfte diese dann wohl ihren Abschluß nehmen. — Auf den Feldern der Politik und der Kirche ist es augenblicklich etwas stiller geworden; es hat dies fast den Anschein einer Windstille, die einem Orkan vorher zu gehen pflegt; zwar will man es als Theilnahmslosigkeit, Indifferentismus auslegen, daß man von der bevorstehenden Reichssynode so wenig spricht und noch viel weniger erwartet, doch dürfte auch diese Stimmung bald eine Aenderung erfahren.

Darmstadt, 23. Mai.

Wenn auch in der heutigen Didaskalia, Nro. 141, in dem von hier mitgetheilten Artikel angeführt ist, daß die Maß hiesiges Lagerbier 12 Kreuzer, die Maß baierisches dagegen in loco München nur 6 Kr. koste, so folgt doch daraus noch nicht, daß das hiesige Bier noch einmal so theuer sey als das Münchener. Unser Maß ist fast noch einmal so groß als das baierische, mithin die Preisdifferenz eine ganz unbedeutende, wie man leicht berechnen kann, wenn man das Verhältniß: daß 4 großh. hess. Maß so viel betragen als 7 baierische Maß, in Erwägung zieht. Dies als berichtigender Zusatz zu dem Eingangs erwähnten Artikel, dem wir unsere Zustimmung insoferne nicht versagen können, als derselbe den Wunsch ausspricht, daß das hiesige Lagerbier durchgängig dem baierischen an Güte mehr gleich kommen möge. Wird dieser Forderung für die Folge kein Genüge geleistet, so ist nicht zu hoffen, daß der so wichtige Industriezweig der Bierfabrication bei uns zu dem Grad von Blüthe gelange, der ihm durch die Gunst äußerer Umstände als erreichbares Ziel vorgesteckt zu seyn scheint. Der großh. Gewerbverein hat für normalmäßig eingerichtete große Bierkeller ansehnliche Prämien bezahlt, und zwar, wie wir glauben, in keiner anderen Absicht, als diese Keller nur für die Aufbewahrung von durchgängig gutem und preiswürdigem Bier benutzt zu sehen.

Aus Rheinhessen, im Mai.

Unter die erfreulichen Erscheinungen der Gegenwart gehören mit Recht die Gesangvereine, die sich jetzt auch in den meisten Landgemeinden unserer Provinz bilden und bereits gebildet haben. Es sind diese Vereine ein Beweis, daß die Schuldildung der letztern Decennien nicht ohne Früchte geblieben ist. Dieselben berechtigen zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft, denn sie fördern Sittlichkeit und Anstand und verdrängen die Rohheit, der man früher bei jedem Schritt auf dem Lande begegnete. Während noch vor wenigen Jahren keine Kirmiß abgehalten werden konnte, bei der es nicht unter der erwachsenen männlichen Jugend einer Prügelei absetzte, steht man jetzt mit freudigem Erstaunen, wie bei ähnlichen Lustbarkeiten, die diese Vereine zuweilen veranstalten, Freude und Wohlanständigkeit stets Hand in Hand gehen. Was dieselben in der edeln Kunst des Gesangs leisten, davon kann man sich im künftigen Monat Juni in Mainz überzeugen, wo die dortige Liedertafel, durch die Förderung der Kunst wohlbekannt, einen Weltgesang unter den Vereinen der nächsten Umgebung veranstalten wird. Gewiß wird dort, wenn auch nicht Ausgezeichnetes, doch Erfreuliches geleistet werden. Auch im westlichen Theile unserer Provinz blühen die Gesangvereine in vielen Gemeinden, und es verdienen besonders die in Fürfeld, Wöllstein, Flonheim, Wendelsheim ꝛc. einer Erwähnung. Dieselben haben schon einigemal durch öffentliche Produktionen dargethan, daß es ihnen um Veredelung des Volksgesangs Ernst ist, und man darf von ihnen für die Zukunft die schönsten Früchte hoffen, wenn dieselben in der bisherigen Weise fortfahren. Erfreulich ist es auch, daß diese Vereine sich des besonderen Schutzes der Behörden erfreuen, die, eingedenk ihrer Wichtigkeit als Bildungsmittel für die Erwachsenen, ihr Gedeihen fördern helfen. Namentlich verdient unter Anderm einer öffentlichen Erwähnung und Anerkennung, mit welchem Eifer der Ortsvorstand der Gemeinde Wendelsheim den dortigen Gesangverein unterstützt. Am verflossenen zweiten Osterfeiertag konnte man sich hiervon überzeugen, als bei einer öffentlichen Gesangprobe im benachbarten Tannenwald der würdige Bürgermeister dem Verein eine Fahne mit freundlichen Worten der Aufmunterung überreichte. Nicht so glücklich ist der Gesangverein zu Flonheim. Als derselbe neulich seinem würdigen Direktor, dem Schullehrer Sch., zur Anerkennung seiner Verdienste, die er sich seit 2 Jahren durch Gründung und Leitung dieses Vereins erworben, bei Gelegenheit seiner Vermählung Abends ein Ständchen mit Fackelbeleuchtung brachte, hatte man von Seiten einer gewissen Ortsbehörde am andern Tag nichts Eiligeres zu thun, als den Verein „wegen nächtlicher Ruhestörung" am Polizeigericht zu denunciren, obgleich die Erlaubniß zur Bringung dieser Serenade gegeben war, und auch dabei nicht im Entferntesten etwas vorfiel, was man eine Ruhestörung nennen könnte. Welche Motive diese Denunciation veranlassen konnten, bleibt Ref. unbegreiflich: es soll, wir gesagt wird, die Meinung seyn, „daß einem Schulmeister solche ehrenvolle Auszeichnung nicht gebühre!" Jeder unbefangene Leser mag sich dieses Factum in seiner Weise commentiren. Uebrigens wurde die Anklage von dem gr. Polizeigericht in Alzei am 8. Mai als unbegründet erkannt, und sämmtliche Angeklagte zur Freude aller Wohlgesinnten gänzlich frei gesprochen. Möge der Verein darin einen neuen Sporn finden, seinen schönen Zweck so eifrig, wie bisher zu verfolgen.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 147. Freitag, den 29. Mai 1846.

Mutter und Tochter.

Nach Charles de Bernard von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

IV.

Leben ist nur Fiebertraum,
Heilung bringt der Tod.
Walter Scott.

Vorhin so schwach, daß er sich kaum aufrecht halten konnte, fühlte sich der Baron, sobald er die Ballmusik vernahm, von galvanischer Kraft belebt. Er glitt über die Stiege wie ein Schatten, durcheilte die ersten Gemächer, ohne bemerkt zu werden, und gelangte an den Eingang des Tanzsaals, der mit Hochzeitsgästen gefüllt war. Doch bald vermochte sein Blick wie der Blitz in den Saal zu dringen, und er unterschied sogleich die Präsidentin, den Hofrath und Ferdinande. Frau von Klongen unterhielt sich mit einigen Damen; sie lächelte. Der Hofrath schien der glücklichste Mensch von der Welt zu seyn, er theilte links und rechts Händedrücke aus. Ferdinande, von einem Kreis junger Mädchen umringt, war bleich wie der Myrthenkranz, den sie im Haare trug; sie lächelte auch zuweilen, aber dieses Lächeln war erzwungen und traurig. Der Baron erlag fast unter dem Druck eines heftigen Schmerzes. Er war genöthigt, sich an dem Thürgesims festzuhalten. Seine Blicke ruhten starr und fürchterlich auf der Braut, und als hätte ihre Anziehungskraft magnetisch auf das junge Mädchen gewirkt, sah Ferdinande nach der Saalthüre, und ihr Blick begegnete den Blicken des Barons. Sie empfand eine tiefe Erschütterung, ihr Gesicht ward mit Purpurröthe überzogen, und es fehlte wenig, so wäre sie ohnmächtig geworden. Sie sammelte jedoch alle ihre Kräfte, um diesem unerwarteten Stoß zu widerstehen, und suchte ihre heftige Bewegung zu verbergen, indem sie mit dem gestickten Taschentuch, welches sie in der Hand hielt, eilig nach der Stirne fuhr.

Jetzt begann das Orchester das Vorspiel eines Walzers; die Tänzer stellten sich im Saale auf und flogen bald in einem bunten Wirbel dahin. Der Baron bemerkte, daß Ferdinande, die gern und zum Entzücken schön walzte, auf ihrem Platze blieb. Durch die geheimnißvolle Wirkung der Musik überreizt und durch die Gewalt seiner Leiden kühn gemacht, brach er sich Bahn durch die Menge, schlich sich bis zu Ferdinanden hin und setzte sich auf einen leeren Stuhl neben sie.

„Lassen Sie uns tanzen," sagte er mit schneidender Betonung.

„Ich habe so eben eine Aufforderung ausgeschlagen," antwortete Ferdinande mit dumpfer Trauer.

„Was liegt daran! lassen Sie uns immerhin tanzen; es ist die letzte Bitte, die ich an Sie richte. Sie werden mich nie wiedersehen."

„Aber meine Mutter . . ." flüsterte Ferdinande furchtsam.

„Sie sind ihr nicht mehr unterthänig, da Sie verheirathet sind," stieß Könneritz mit dumpfer Heftigkeit heraus.

Er ergriff ihren Arm und zog sie mehr todt als lebendig in die Fluth der Tänzer, und ihre schlanke Taille umschlingend, flog er wirbelnd mit ihr dahin. Das Orchester war vortrefflich, der Walzenden waren nicht allzuviele. Das bleiche schmächtige Paar, wie ein Doppelschatten um den Saal gleitend, ward von den Zuschauern bewundert, die es unter allen Tanzenden auszeichneten. Die Präsidentin war in diesem Augenblick nicht in dem Saal. Der Hofrath hatte sich an einen Spieltisch gesetzt. Beide konnten nicht ahnen, was vorging. Daniel und Ferdinande überließen ihrem musikalischen Takt und ihrer großen Geschicklichkeit die Sorge sie zu leiten, während sie mit leiser Stimme, in fieberhafter Heftigkeit, abgebrochene Reden austauschten.

„Wie!... Sie haben meinen Brief nicht erhalten?" fragte Daniel.

„Nein."

„Der Elende! Was mag er damit angefangen haben?"

„Ich hielt Sie für ergeben . . . mich für . . . vergessen . . ."

„Und jetzt sind Sie vermählt! . . ."

„Ich mußte wohl . . . meine Mutter zwang mich dazu."

„Fluch ihr!"

„Sie glaubte mein Glück zu gründen."

„Ihr Glück?"

„Indem sie mich mit einem erfahrenen Mann verbindet."

„Arme Ferdinande! . . . wenn Sie wüßten!"

„Was?"

„Es giebt entsetzliche Dinge im Leben! . . . Ihre Mutter opfert Sie auf."

„Aus welchem Grunde?"

„Aus Rache."

„Gegen wen?"

„Gegen mich."

„Gegen Sie?"

„Sie haßt mich."

„Und warum?"

„Weil ich Sie liebe."

Ferdinande sah den Baron mit der größten Bestürzung an. Ihr Geist schien plötzlich von einer Offenbarung erleuchtet worden zu seyn.

„Ich glaube Sie zu verstehen," sagte sie endlich. „Meine Mutter . . . ."

„Sprechen Sie aus."

„Liebte auch Sie?"

„Sie besitzt keinen mütterlichen Heroismus."

„O! Mutter! Mutter!" stöhnte Ferdinande.

Zwei schwere Thränen hingen sich an ihre langen schwarzen Augenwimpern. Leicht auf des Barons Schultern geneigt, der sie mit seinem magern aber nervigten Arm unterstützte, berührte

Digitized by Google

sie kaum den Fußboden, während sie in ein schmerzliches Nachdenken versunken war, welches Könneritz bald unterbrach.

„Ferdinande!“ flüsterte er.

„Daniel!“ seufzte sie.

„Lieben Sie mich noch?“

„Ich darf nicht.“

„Was sagen Sie da?“

„Ich bin nicht mehr Ferdinande . . . ich bin . . .“

„Die Hofräthin von Mildau.“

„Ach!“

„Lieben Sie den Hofrath?“

„Ich schätze ihn hoch.“

„Hochschätzung! . . . ist ein trauriges Gefühl, wenn es allein vorhanden ist in der Ehe.“

„Es ist geschehen.“

„Noch nicht.“

„Wie so?“

„Das Unglück ist wieder gut zu machen.“

„Nicht doch.“

„Ferdinande! Ferdinande! . . . wenn Sie wollten . . .“

„Nun?“

„Mit einiger Willenskraft . . .“

„Sprechen Sie weiter.“

„Würden Sie der Marter entgehen.“

„Durch welches Mittel?“

„Durch die Flucht.“

„Das wäre Entehrung.“

„Nein, Freiheit.“

„Unmöglich!“

„O Ferdinande! . . . wir flöhen in ein fernes Land.“

„Ich würde dadurch den Namen beflecken, den ich führe.“

„Wir würden glücklich seyn und die ganze Welt vergessen.“

„Dieses Glück würde mir durch Gewissensvorwürfe vergiftet werden.“

„Welcher Vorwurf könnte Sie drücken?“

„Der, einen Ehrenmann beschimpft zu haben.“

„Einen Ehrenmann?“

„Ja!“

„Hat er Sie um Ihre Neigung befragt?“

„Ja.“

„Und Sie haben ihm nicht gesagt . . .?“

„Meine Mutter war zugegen.“

„Schwaches Herz! . . . schwache Liebe! . . .“

„Daniel!“

„Nein, Sie lieben mich nicht, Ferdinande.“

„Ich Sie nicht lieben! . . .“

„Sie fügen sich so leicht in Ihr Schicksal.“

Ferdinande gab ihm keine Antwort; sie unterdrückte ihre Thränen.

(Schluß folgt.)

Ausführlicher Bericht über die dritte General-Versammlung der Actionaire der hessischen Ludwigsbahn.

* Mainz, 26. Mai.

Gestern wurde diese General-Versammlung unter dem Vorsitze des Hrn. Anton Humann, Vater, und der Theilnahme von mehr als 300 Mitgliedern abgehalten. Der Vorsitzende eröffnete sie mit der Ankündigung, daß die in der vorigen General-Versammlung beschlossenen Aenderungen der Statuten von der Staatsregierung sämmtlich genehmigt worden seyen und äußerte dann, der durch den Art. 40 des Handelsgesetzbuchs vorgeschriebene Akt sey nun gemacht und bei dem Handelsgerichte hinterlegt. Zweck der heutigen Versammlung, fuhr er fort, sey die Wahl von zwei Verwaltungsräthen und vier Ersatzmännern. Zu diesem Ende müßten vorerst zwei Sekretäre und fünf Skrutatoren ernannt werden, und er stelle es dem Willen der Versammlung anheim, ob sie dieselben durch geheimes Skrutinium oder durch Zuruf bestimmen wollte. Da das Letztere beliebt wurde, so berief der Herr Präsident die Herren Dr. Dael und Falkenberg zu Sekretären und die Herren Notar Klein, Gg. Dael, Vater, von Mainz und Hrn. Zell von Worms zu Skrutatoren, denen die Versammlung durch Acclamation die Herren Franz Werner und Eduard Probst als Skrutatoren beifügte.

Nach Bildung des Bureau's verlangte Hr. Belli-Gontard von Frankfurt das Wort: Er verwahre sich und die mit ihm einverstandenen Actionaire vor jedem Nachtheile, der in ihren Verhältnissen zu dritten Personen durch ihr Erscheinen bei der heutigen Versammlung erwachsen könne und er verlange, daß diese Verwahrung im Protokoll angeführt werde. Der Präsident bemerkte hierauf, der Zweck der heutigen Versammlung sey lediglich die Vornahme der noch rückstehenden Wahlen; wenn er über diese sprechen wolle, so gebe er ihm das Wort, sonst nicht.

Nun erhob sich Hr. Steuerrath Mathy von Mainz und äußerte: Nach § 11 der Statuten könne Niemand mehr als zehn Stimmen in der Versammlung abgeben; er trage daher, um die Festhaltung dieses Grundsatzes zu sichern, darauf an, daß ein Wahlregister eröffnet und daß eines Jeden Abstimmenden Namen so wie die Zahl seiner Stimmen angemerkt werde. Dieser sehr praktische Antrag fand allgemeine Unterstützung und wurde dessen Vollzug alsbald vom Präsidenten zugesichert.

Hr. Goldschmitt von Mainz bemerkte hierauf, er könne es nicht gut heißen, daß bei so veränderten Verhältnissen Diejenigen, welche vor zwei Jahren für Auswärtige gezeichnet hätten, zu der Einzahlung der zwanzig Prozent angehalten und sogar mittelst Zwang dazu vermocht werden. Der Präsident und einige andere Mitglieder erklärten, daß, wenn man von dieser in den Statuten vorgeschriebenen Verfahrungsweise abginge, dieses die Auflösung der Gesellschaft nach sich ziehen würde.

Hierauf verlangte Hr. Spiro das Wort. Er erklärte die Verwahrung des Hrn. Belli dahin, daß derselbe allein im kaufmännischen Interesse gesprochen und nichts dem Fortbestehen der Gesellschaft Nachtheiliges habe beantragen wollen.

Eine darnach vorgebrachte Anfrage des Hrn. Maier von Mainz, ob Diejenigen, welche die fünf Prozent nicht eingezahlt hätten, zu stimmen berechtigt wären? wurde von dem Vorsitzenden so beantwortet, daß der Verwaltungsrath Niemand in seinen Rechten beeinträchtigen wolle, und da die Zahl der noch rückhaftenden Einzahlungen sehr gering wäre, sie ohne Anstand stimmen könnten.

Hr. A. Lauteren, Mitglied des Verwaltungsraths, fügte bei, von 500 rückstehenden Actien seyen noch heute früh 460 einbezahlt worden. Eine Nachricht, die unverkennbare Zufriedenheit bei allen Anwesenden hervorbrachte.

Nach diesen Erörterungen wurde das geheime Skrutinium zur Wahl der zwei Verwaltungsräthe vorgenommen. Das Resultat desselben war Folgendes: Von 1229 Stimmenden bildeten 615 die absolute Majorität; Hr. Eduard Probst von Mainz erhielt 552 Stimmen, Hr. Spiro von Frankfurt 538 und Hr. Obergerichtsrath Glaubrecht von Mainz 525 Stimmen. Da keiner derselben die absolute Majorität hatte, so mußte nach den Statuten eine zweite Wahl vorgenommen werden. Ehe man zu derselben schritt, äußerte Hr. Fr. Heyder von Frankfurt: Da, wie der Herr Präsident zuvor bemerkt, die Herren Ingenieurs den Actionairen Mittheilungen zu machen hätten, so trage er an, daß nach vollendeter Wahlhandlung und während die Herren Skrutatoren das Deponillement vornähmen, die Herren Techniker ihre Vorträge halten möchten. Diesem Begehren wurde sogleich die

Digitized by Google

Gutheißung des Verwaltungsraths. Hr. Belli machte nun die Versammlung noch aufmerksam, sie möchte bei der Wahl eines Mitglieds zum Verwaltungsrathe bedacht seyn, eine Person zu bezeichnen, die auf der Börse bekannt und mit derart Geschäften vertraut sey. Es wurde hierauf zur Wahl geschritten. Nach deren Beseitigung sprach sich Hr. Provinzialbaumeister Opfermann über den Bahnbau folgendermaßen aus: Er bedaure sehr, daß er nur wenig sagen könne; erst seit drei Monaten wäre man mit den Aufnahmen und Messungen beschäftigt; die früher ausgesteckten Linien hätten mehrfach geändert werden müssen. Man habe anfänglich mehr Rücksicht genommen auf gerade Linien; er halte aber für vortheilhafter, die Bahn mit einigen Umwegen in die Nähe bevölkerter Orte und Gegenden zu führen und ihre Benützung lebhafter zu machen. Es sey gegenwärtig Alles so weit geordnet, daß nur noch an einigen Punkten, nämlich zu Mainz, Worms und Oppenheim, Aenderungen bevorständen. Innerhalb vierzehn Tagen würde jedoch alles Ungewisse beseitigt seyn und der Bau dann beginnen.

Hr. Belli nahm aus diesem Vortrage Veranlassung zur Frage, wie es sich mit dem Bahnbaue von Ludwigshafen nach der hessischen Gränze verhalte?

Hr. Baurath Denis von Speyer erwiederte darauf: Man warte nur ab, bis hessischer Seits definitiv gebaut werde, um den Bau sogleich zu beginnen. Am 15. Juni würde eine General-Versammlung in Frankenthal statt haben und dort das Nöthige beschlossen werden.

(Schluß folgt.)

Nachruf an Gleisweiler. *)

Ein grünes Blättchen meiner Dankbarkeit,
Eh' noch des Jahres letztes Grün verschwunden, **)

Holdselig Thälchen, sey dir nachgeweiht
Für all' den Reiz, womit du mich umwunden!
Der Sänger dankt am liebsten der Natur,
Denn sie verlangt ja keine Schmeicheleien,
Auch kann in ihrem treuen Arme nur
Ein warmes Lied, ein herzliches, gedeihen.

Geflüchtet war ich aus dem schwülen Thal,
Wo Baden's Thermen aus dem Marmor sieden,
Ich sehnte mich nach frischer Quellen Strahl,
Nach reinerm Bergeshauch und Wälderfrieden;
Doch eh' noch fest ich das Wohin? beschloß,
Da winkten mir von drüben die Vogesen:
„Komm' auch einmal in unsern Nachbarschooß,
Im Schwarzwald bist du ja schon oft gewesen!"

Und gerne folgt' ich ihrer Stimme Ruf,
Zugleich noch eines Freundes Ladungsworte,
Der einen Tempel der Genesung schuf
Nah' bei des Haardtgebirges schönster Pforte;
Gleisweiler, du warst diesmal mein Asyl
Nach vielen arbeitsmüden Sommerstunden;
Du, wo so mancher Kranke schon das Ziel
Kaum mehr gewagter Hoffnungen gefunden!

Du heit're Bucht in grüner Hügel Wall,
Mit der Kastanienhaine kühler Stille,
Wo nie der Sturm mit kühner Flügel Schall
Zu stören wagt den Frieden der Idylle!
Mit deiner Bronnen klarem Bergkrystall,
Mit deinem sonnengold'nen Kranz von Reben!
Nimm dieses Lied als schwachen Wiederhall
Von tausend Zungen, die dein Lob erheben!

Sey mir gegrüßt in der Erinn'rung Schein,
Der mir dein Bild zum Nachgenuß verkläret!
Im Geiste kehr' ich oft noch bei dir ein,
Wenn Trübsinn wieder mir im Herzen gähret;
Dort spült dein Quell im stattlichen Palast,
Mit Sturz-, Well-, Regenbädern, Tropfen, Douchen,
Des Siechthums Schlacken ja von manchem Gast,
Den Apothekerbüchsen sonst verpfuschen.

Zieh' hin, o Kranker! wenn zu Gottes Geist
Ein ächt Vertrauen du vermagst zu hegen,
Daß dem Gewässer, über dem Er kreist,
Die frisch entblühe der Genesung Segen;
Und Wunderkräfte sprudelt dir der Born,
Von jungem Leben fühlst du dich durchflossen,
Dort, wo Natur des Ueberflusses Horn
Mit so verschwenderischer Hand ergossen!

Zwar, der Empfehlung einer Wasserkur,
Aus eines Dichters Mund ist schwer zu glauben;
Vor allen Heilungsmitteln der Natur
Schwört er am liebsten auf den Saft der Trauben;
Doch süß, wie dieser in Gleisweiler quillt,
Darf er getrost zur Kur empfohlen werden;
Zieh' hin, o Kranker! Dieser Nektar stillt
In dir gewiß die brennendsten Beschwerden!

*) Die Wasserheilanstalt in Gleisweiler, dem in einem Seitenthälchen der Vogesen-Vorhügel reizend gelegenen Dörfchen, eine Stunde von Landau und drei von Neustadt a. d. Haardt entfernt, von welchen beiden Städten aus während der Saison täglich Omnibus dahin fahren, erfreut sich seit der noch kurzen Dauer ihres Bestehens eines bereits sehr zahlreichen Besuches, der sich bis auf einige Hundert kurbesuchende Gäste steigerte. Der Begründer und Eigenthümer dieser in der Rheinpfalz einzigen Anstalt, Hr. Dr. Schneider, practischer Arzt von Landau, hat weder Mühe noch Kosten gescheut, dieselbe auf eine Stufe der Vollkommenheit zu bringen, die Alles vereinigt, was die berühmtesten Kaltwasseranstalten Deutschlands zu bieten vermögen. Das palastgleiche, mit schöner Colonnade gezierte Haupt- und die Nebengebäude enthalten 74 bequem eingerichtete Zimmer, eine Gallerie von Bodencabinetten mit allen Einrichtungen zu Schwitz-, Wellen-, Tropfen-, Regen- und Sturzbädern, Douchen &c., zu denen eine reiche Quelle des reinsten Bergwassers, dicht oberhalb des Hauses entspringend, das Wasser liefert. Eine eigene Schweizerei besteht dabei für Molken- und Kräuterkuren und die nahen Hügel spenden vortreffliche Trauben für Denjenigen, der diese Kur vorzieht. Für eine passende Restauration durch einen Wirthschaftspächter, für Unterhaltung durch ein Lesecabinett, Flügel, Musikalien, Billard &c. ist bestens gesorgt, so wie anderseits die geräumigen englischen Gartenanlagen mit ihrem herrlichen Springbrunnen, die zahlreichen in der Nähe liegenden Burgen Trifels, Madenburg, Marbueg (Hambach) u. s. w. mit ihren reizenden Waldpartieen und Fernsichten in das vom Melibocus bis zum Straßburger Dom sich entfaltende Panorama des Rheinthals, zu immer neuen Ausflügen einladen. Möge das unermüdliche Bestreben des rühmlich bekannten und beliebten Arztes Dr. Schneider, seine Anstalt zur immer reicheren Segensquelle für Leidende aus fern und nahe zu erheben, von denen schon so Manche sich der überraschendsten, bereits ausgegebenen Heilung erfreuen, in obigen Strophen einen kleinen Zoll der Dankbarkeit und Huldigung im Namen aller seiner Gäste hinnehmen. A. S.

**) Gegenwärtiges Gedicht, welches wohl von Vielen, namentlich von Bewohnern der schönen Pfalz, mit Interesse gelesen werden dürfte, wurde uns schon im vorigen Herbste zur Veröffentlichung mitgetheilt; da wir aber damals im Raume unseres Blattes sehr beengt waren, so unterblieb dessen Abdruck, welcher jetzt beim Wiederbeginn der Badesaison um so zeitgemäßer seyn möchte. Dies zur Erklärung einiger Strophen der schönen Dichtung. Die Red.

Digitized by Google

Und scheuchen Wasser dir und Trauben nicht
Fort von der Stirne deines Leidens Wolken,
Wenn Schmerz durch die bekommne Brust dir sticht, —
Ein Schweizerhäuschen tadl sie dort mit Molken;
Der Kräuter Würztrank, und der Kiefern Duft,
Umhauchend jene segensvollen Hügel,
Sie tragen fern dich von schon naher Gruft
In Hygieia's Reich auf sanftem Flügel.

Dort blickst du in ein Paradies hinein,
Ersteigst du nur die niederste Teerasse:
Durch's Pfälzer Lustgefilde wälzt der Rhein
Die Aehrengoldumrahmte Silbermasse;
Rings unabsehbar, bunte Stickerei'n
Von Städten, Dörfern, Fruchtgeländ' und Reben,
Und rückwärts der Vogesen schroffe Reih'n,
D'rauf stolzer Burgen Trümmre sich erheben.

Luft, Quellen, Trauben, Flurglanz — welch ein Trank,
Das Herz, das heiße, dürstende, zu laben!
Dem Arzt, dem wackern, doch vor Allen Dank,
Der in den Zauberkranz so reicher Gaben
Als Zier der Pfalz den Heilpalast verwob,
Laut mit mir sei're Gast auf Gast sein Lob!
Doch Wasser thut's hier nicht! — Kommt, Rebengeister!
Hoch leb' Gleisweiler und sein Quellenmeister!

August Schnezler.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus Böhmen.) Ein Geistlicher, hat ein gutes Mittel erfunden, seine katholischen Kirchkinder, die auch von fern von Neukatholiken gehört hatten, zu beschwichtigen, indem er ihnen sagte: sie hätten alle Ursache, über diese Erscheinung sich nur zu freuen: unter den Neukatholiken hätten sie solche Protestanten zu verstehen, die im Begriffe wären, nun auch katholisch zu werden.

Unter den Preisfragen der belgischen Akademie für das Jahr 1847 befindet sich auch folgende, die ihre Lösung nur aus Deutschland erwarten kann, und wirklich eine Ironie auf die Sorglosigkeit der deutschen Regierungen gegenüber der Auswanderung schrint: „Man soll — verlangt die Akademie — die Ursachen der deutschen Auswanderungen im 19. Jahrhundert angeben und Nachsuchungen anstellen über den Einfluß, welchen diese Auswanderungen auf die Sitten und die Lage der Bewohner von Mitteldeutschland ausgeübt." Die Arbeiten müssen lateinisch, französisch oder vlämisch geschrieben nnd vor dem 1. Januar 1847 franco an Hrn. Quetelet, Sekretär der Akademie, eingesandt werden. Der Preis ist 600 Frcs.

Der Weser Zeitung wird aus Frankfurt geschrieben: Die hiesige Bühne ist seit gestern auf 14 Tage geschlossen worden, um ein neues Podium herzustellen. Die Direktion, welche die Concession auf die Zeit von zehn Jahren erhalten hatte, unter der Resolutivbedingung, daß dieselbe ihr nach dem Ablauf von fünf Jahren entzogen werden könne, wenn dieser oder jener Grund eintrete, ist, wie zu erwarten stand, in ihrer Stellung verblirben. Es handelte sich nicht um eine neue Concession, atso auch nicht um eine Concurrenz, und da sim Uebrigen die casus fortuiti: Krankheiten, Unfälle sonstiger Art, wozu namentlich der Mangel ausreichender Talente in Deutschland überhaupt gehört, nicht als Gründe angeführt werden konnten, auch die Rechnungsbücher der Direktoren, die unter der Controle eines Comité's hiesiger angesehener Bürger stehen, erwiesen haben, daß die Kasse nicht auf Kosten der Kunst pousstrt worden ist, so hat man es bei'm Alten gelassen.

Schon wieder wurde eine tragische Katastrophe durch die Unvorsichtigkeit von Eltern herbeigeführt, die ihre Kinder sich allein überlassen hatten. Am 23. d. früh ward man in der langen Gasse in Berlin von einem Garten aus Rauch gewahr, der durch die Fenster einer Wohnung drang. Man eilte nach derselben und fand darin ein 2½ Jahr und ein 9 Monat altes Kind erstickt und zwei ältere Kinder, ebenfalls in Folge eingeschluckten Rauchs, bedeutend erkrankt. Es fand sich im Zimmer angebrannte Wäsche und Bettwerk vor, wodurch der Rauch entstanden war. Die Kinder scheinen mit Schwefelhölzchen gespielt und dadurch den Brand herbeigeführt zu haben. — Möchte dieses neue traurige Beispiel fahrlässige Eltern zur Vorsicht gegen ihre Kinder spornen!

Mlle. Polin und Hr. Gasperini aus Berlin haben in Breslau mit großem Beifall zwölf Gastrollen gegeben. Bei der letzten Vorstellung tanzte Mlle. Polin zum Schlusse die Cracovienne, welche einen solchen Enthusiasmus im Publikum erregte, daß aus dem Parterre und allen Logen Blumen und Kränze geworfen wurden, ja in der Hast sogar ein Hut mit auf die Bühne flog, indem der Enthusiast in seinem Eifer diesen warf und den Kranz in der Hand behielt.

In Aberdeen, der englischen Missionsanstalt, sind drei junge zum Christenthum bekehrte Chinesen angekommen, um sich als Missionäre ausbilden zu lassen. Seit die Engländer sich durch ihre Kanonen bei den Chinesen in Respect gesetzt haben, geht es auch mit der Heidenbekehrung besser.

Auch die Weinhändler können in China gute Geschäfte machen, die Chinesen trinken jetzt nichts lieber als Wein, doch darf dieser 1) nicht sauer und 2) nicht theuer seyn. Es sind sonderbare Leute, die Chinesen.

(Neue Auswanderungen.) Es ist bedauerlich, daß jetzt so viele Singvögel in Deutschland eingefangen werden, um über's Meer nach Westindien zu wandern. Kürzlich ist wieder ein großer Transport von Finken, Dompfaffen, Stieglitzen und Hänflingen in die neue Welt gezogen. Sie sollen dort sehr gut bezahlt werden.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 26. Mai.

Wie wir aus sicherer Quelle vernehmen, findet nächsten Samstag den 30. d. Mts., Nachmittags 5 Uhr, die öffentliche Religions-Prüfung der deutsch-katholischen Confirmanden durch Hrn. Pfarrer Kellmann statt. Zu diesem wichtigen Akte werden sich recht viele Zuhörer von hier und der nahen Umgegend einfinden und Jedermann wird sich hierbei ein allfälliges Urtheil über die eigentliche Lehr- und Glaubensgrundsätze des Deutsch-Katholizismus bilden können.

Theater-Anzeige.

Montag, 1 Juni. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 148. Samstag den 30. Mai 1846.

Mutter und Tochter.

Nach Charles de Bernard von Kathinka Zitz.

(Schluß.)

Jetzt nahm der Walzer eine raschere Bewegung an, und nur noch drei bis vier Paare widerstanden der Ermüdung. Leicht wie Geister, schienen der Baron und Ferdinande neue Kraft in dieser Belebung des Orchesters zu schöpfen, und drehten sich mit einer fast erschreckenden Schnelligkeit.

„Bedenken Sie nur ....“ hob Könneritz verzweiflungsvoll wieder an.

„Was denn?“

„Daß Sie in wenig Stunden mir auf ewig entrissen sind.“

„O stille.“

„Das ist mein Tod.“

„O Himmel!“

„Es ist mein Tod, sage ich Ihnen!“ fuhr der unerbittliche junge Mann mit dumpfer Stimme fort. „Seit drei Wochen bin ich um zehn Jahre älter geworden! ... Ich sah meinen Vater sterben! ... habe seinen Todeskampf, seinem Begräbniß beigewohnt ... während ich mit zerrissenem Herzen an Sie dachte, die indessen hier aufgeopfert ward ... Endlich komme ich an ... und finde Sie als Gattin eines Andern ... Sie, meine einzige und höchste Zuneigung auf Erden! ... Sie, meine einzige und höchste Qual! ...“

„Beruhigen Sie sich, bester Daniel.“

„Ich soll mich beruhigen?“

„Ja ... denn ich leide sehr.“

„Du leidest?“ rief Daniel bebend.

„Mein Herz zieht sich zusammen .... wie unter dem Druck einer eisernen Hand.“

„So wollen wir aufhören.“

„Nein ... lassen Sie uns fort tanzen.“

„Warum?“

„Ich fühle mich glücklich.“

„Ja, ja! laß uns forttanzen, meine süße Liebe!“

„Tanzen bis an's Ende.“

„Tanzen bis zum Tode.“

„O! mitten in diesem Walzer sterben,“ flüsterte Ferdinande.

„Ja, ja, Ferdinande ... sterben! sterben!“

„Meine Seele scheint entfliehen zu wollen.“

„Fürchtest Du Dich, Kind?“

„Nein ... aber mir wird schwach!“

„In der That ... Du bist bleich wie der Tod.“

„Mein Herz ... zieht sich ... immer ... mehr zusammen.“

„Unglückliche! ... Du fühlst die Annäherung des Todes?“

„Ja.“

„Laß uns aufhören zu tanzen.“

„Nein! nein!“

„Was sagst Du?“

„Der Tanz allein ... hält mich vielleicht ... noch aufrecht ... Ich glaube, daß ich ... todt hinsinken würde ... wenn wir aufhörten.“

„Du erschreckst mich.“

„Jetzt fängst Du an, Dich zu fürchten?“

Bei diesen Worten erschrak Ferdinande heftig zusammen.

„O mein Gott!“ rief sie aus.

„Was ist Dir?“

„Meine Mutter!“

„Nun?“

„Dort ... dort ... sie hat mir einen entsetzlichen Blick zugeworfen.“

„Sie wird das Orchester aufhören lassen.“

„Ohne Zweifel! ... In der That, eben spielen sie den Schluß.“

„So lebe denn wohl, Ferdinande!“

„Lebe wohl, Daniel!“

„Morgen reise ich in mein einsames Schloß, um Dich dort zu beweinen und zu sterben.“

„Und ich ... ich! ... ich werde Dich im Himmel erwarten.“

Das Orchester verstummte. Der Baron und Ferdinande standen still; aber kaum hatten sich ihre engverschlungenen Arme auseinander gelöst, als Beide zu Boden stürzten.

Man bemühte sich um sie, aber Beide gaben kein Lebenszeichen mehr. Endlich gelang es dennoch, sie wieder einigermaßen zu beleben. Ferdinande wurde auf ihr Zimmer und der Baron auf sein Zimmer gebracht, wo er zwei Tage lang in einem heftigen Fieber lag und beständig Ferdinandens Namen aussprach, die er im weißen Todtenkleide vor sich sah. Wohl zwanzig Mal hatte er sich nach ihr erkundigen lassen, aber man hatte sich jedes Mal geweigert, ihm Nachricht von der Kranken zu geben. Endlich nach zwei Tagen voll Angst, welche sein Fieber genährt hatten, wußte er den Bedienten und die Krankenwärterin unter verschiedenen Vorwänden zu entfernen; dann stand er auf, kleidete sich unter fortwährendem Schwindel dennoch mit aller Schnelligkeit an, verließ das Haus, und gelangte in die Wohnung der Präsidentin. Die Dienerschaft wollte ihm den Eintritt verweigern; er warf ihnen seine Börse zu und schob sie zur Seite. Er kannte Ferdinandens Zimmer und ging darauf zu. Die Thüre stand offen, und lautes Schluchzen drang daraus hervor. Er trat hinein und sah die Präsidentin in der Attitüde des tiefsten Schmerzes neben dem Bette. Der Hofrath stand unbeweglich neben ihr und hielt die thränenfeuchten Augen auf eine leblose Gestalt gerichtet, die weißer als die sie umgebende Leinwand auf dem Bette lag. Der Baron begriff Alles, doch seine Verzweiflung war stumm. Er lehnte sich an die Wand, und ein Strom von Thränen floß über seine Wangen, während er am ganzen Körper zitterte. Nach einigen Minuten, da er sich, vom Fieber erschöpft, vom Schmerz fast überwunden fühlte, schleppte er sich bis an das Bett, ohne die

Digitized by Google

beiden Personen, welche Ferdinanden beweinten, aus ihrem Schmerz zu ziehen. Er beugte sich über das Lager, küßte Ferdinande auf die Stirne, und die durch seinen Anblick jetzt aufgeregte Präsidentin mit unaussprechlicher Bitterkeit ansehend, sagte er mit schneidender Stimme:

„Sie haben sich vollkommen gerächt, weil ich keine Liebe für Sie empfand. Böses, selbstsüchtiges Weib! Ihr Haß gegen mich hat Ihre Tochter getödtet. Und Sie hätten doch eine so schöne Rolle spielen können: die der mütterlichen Entsagung! aber Ihre Seele war zu klein und zu gemein, um solch eine edle Rolle zu begreifen. Sie haben die Rache der Aufopferung vorgezogen. Triumphiren Sie denn! Ihre Tochter ist todt . . . und ich . . . ich sterbe . . .“

Indem er diese Worte mit immer schärfer werdender Stimme aussprach, brach er endlich in sich selbst zusammen. Seine Zähne klapperten. Ein klagendes Gestöhne drang über seine Lippen, der Hofrath wollte ihn aufheben. Er war todt.

— — — — — — — — — —

Auf Anordnung des Hofraths, der der beste aller Menschen war, wurden der Baron und Ferdinande in dasselbe Grab beerdigt.

Die Präsidentin hat einige Zeit ihre Tochter, doch niemals den Baron bewrint, denn der Haß eines derartigen Weibes lebt ewig fort. Später hat sie sich wiedee verheirathet, ohne ihren zweiten Mann glücklicher zu machen als den ersten, und zuletzt ist sie eine Brtschwester geworden.

Ausführlicher Bericht über die dritte General-Versammlung der Actionaire der hessischen Ludwigsbahn.

* Mainz, 26. Mai.

(Schluß.)

Hr. Schlieck von Frankenthal, Mitglied des dortigen Verwaltungsraths, gab dieselbe Versicherung.

Hr. Obergerichtsrath Glaubrecht von Mainz bemerkte in einem längern Vortrage, die Concession zu dem Bahnbaue sey unter der Voraussetzung gegeben, daß bis Ludwigshafen gebaut werde.

Hr. Belli von Frankfurt verlangte Auskunft, ob der Verwaltungsrath von Mainz sich mit jenem von Frankenthal wegen des Baues in Korrespondenz gesetzt hätte? Der Präsident bejahte dies und He. Schlieck von Frankenthal bekräftigte es.

Hr. Staatsprokurator Knyn äußerte hierauf: Die Erbauung der Bahn bis Ludwigshafen sey in dem ersten § der Statuten ausgesprochen, dies sey der Zweck des Zusammentritts der Gesellschaft und das einzige Augenmerk, auf das ihre Thätigkeit gerichtet sey.

Hr. Dr. Bernais von Mainz: Er für seine Person finde die Anfrage des Hrn. Belli ganz an ihrer Stelle; er habe wissen wollen, wie man mit dem Verwaltungsrathe von Frankenthal stehe.

Hr. Belli: So habe er gemeint; er habe wissen wollen, in wieweit man sich hiesiger Seits mit Frankenthal in Verbindung gesetzt, ob Frankenthal sich zum Fortbau anheischig gemacht, ob es bereits eingezahlt habe?

Hr. Schlieck: Frankenthal hätte noch nicht eingezahlt, den 15. Juni finde die General-Versammlung statt und dann würden die Einzahlungen beginnen und wahrscheinlich schneller von statten gehen, als an andern Orten, wo man größere Strecken zu bauen hätte (Diese, in der Hitze der Discussion vielleicht ohne Anspielung vorgebrachte Aeußerung erregte ein lautes Mißfallen in allen Theilen des Saals.)

Hr. Hansemann von Aachen, ein, wie wir hören, im Eisenbahnwesen sehr erfahrener Mann, gab nun in kurzen aber kräftigen Worten zu erkennen, daß der Bau von Ludwigshafen bis zur hessischen Gränze eine leicht zu lösende Aufgabe sey, da er mit Schwierigkeiten nicht zu kämpfen hätte. Es wäre, fügte er bei, eine Thorheit, auf bayerischem Gebiete eher zu bauen, als auf dem hessischen; man bedürfe dazu nicht nur weit weniger Zeit, sondern auch weniger Kapitalien; man brauche dazu nicht einmal einer Actiengesellschaft; einzelne Kapitalisten könnten das Werk unternehmen, das in achtzehn Monaten vollendet werden könne.

Hr. Spiro: Man wolle nach den Statuten in die Bexbacher Bahn bauen; es sey aber Niemand da, der die Zusicherung gebe, daß von der hessischen Gränze bis Ludwigshafen gebaut würde. Habe man diese Zusicherung nicht, so würde es thöricht seyn, bis Worms zu bauen. Er verlange nichts als eine Zusicherung von Seiten der Frankenthaler, daß gebaut würde, denn obschon der § 1 der Statuten diesen Bau als Zweck angebe, so müsse man diese Zusicherung vor allen Dingen haben.

He. Belli speach in demselben Sinne und am Schlusse seiner Rede erscholl Bravorufen von mehreren Seiten.

Hr. Staatsprokurator Knyn: Es bestehe gegenwärtig mit Frankenthal noch keine feste Uebereinkunft, aber es sey schon unterhandelt worden, und er sey überzeugt, daß die definitive Uebereinkunft nächstens zu Stande kommen werde; man möge sich dabei und mit der Versicherung des Präsidenten, daß nichts in dieser Hinsicht versäumt werden würde, einstweilen beruhigen. Von diesem Gegenstande abgehend, lenkte der Redner die Aufmerksamkeit der Versammlung auf die Kosten des Bahnbaues von Mainz bis zur hessischen Gränze und fügte bei, daß, der Angabe der Sachverständigen zufolge, das gezeichnete Kapital vollkommen ausreiche.

* Hr. Baurath Denis: Er hätte im Allgemeinen Kenntniß vom Terrain genommen; dasselbe sey auf sechs Stunden günstig und nur auf drei Stunden fänden beim Baue Schwierigkeiten statt. Einer vergleichsweisen Berechnung mit den Kosten anderer Bahnen zufolge glaube er die Versicherung aussprechen zu können, daß der Bahnbau mit 4 bis 5 Millionen vielleicht mit 4½ Mill. beendigt werden könne.

Nach dieser lebhaften Discussion, die eben deßhalb, weil man sich gegenseitig offen aussprach, Vertrauen hervorrief, wurde das Resultat der Wahl bekannt gemacht. Von 1172 Stimmen hatten He. Eduard Probst von Mainz 973 und Hr. Spiro von Frankfurt 662 erhalten und wurden als Mitglieder des Verwaltungsraths proklamirt; nach diesen beiden hatte He. Obergerichtsrath Glaubrecht die meisten Stimmen, nämlich 431.

Nun wurde die Wahl der vier Ersatzmänner des Verwaltungsraths vorgenommen; das Resultat war, daß Hr. Theodor Zell von Worms von 923 Stimmen 531 erhielt, Hr. Franz Werner von Mainz 499 und Hr. Karl Spirlmann 476; nach ihnen bekam He. Dr. Dael 328 Stimmen; da diese aber keine absolute Majorität bildeten, so wurden die drei ersten als Ersatzmänner proklamirt und für den vierten eine neue Wahl angeordnet. Ehe und bevor man zu dieser schritt, verlangte Hr. Spiro im Namen mehrerer auswärtigen Actionaire, daß das Protokoll über die bis jetzt stattgefundenen Verhandlungen verlesen werden möchte; es wurde jedoch diesem Begehren nicht entsprochen, sondern der Herr Präsident erklärte, nach beendigter Wahl würde die Sitzung auf den folgenden Tag, Vormittags um 11 Uhr, ausgesetzt und sowohl das Resultat der letzten Wahl bekannt gemacht, als das Protokoll verlesen werden. Die Wahl fand also statt. Nach deren Beendigung überreichte Hr. Belli von Frankfurt noch eine schriftliche Verwahrung, ganz in dem Sinne, in dem er am Morgen die mündliche ausgesprochen hatte.

Am heutigen Tage wurde das Resultat der Wahl bekannt gemacht; von 276 Stimmen waren 272 auf Hr. Dr. Dael gefallen, und derselbe wurde als Ersatzmann proklamirt. Hierauf erfolgte die Vorlesung des Protokolls vor einer geringen Anzahl von Actionairen, so wie dessen Unterschrift nach einer von Hrn. Dr. Bernais veranlaßten nicht bedeutenden Rectifizirung.

Digitized by Google

Auf diese Weise endigte die dritte Generalversammlung, die zahlreich besucht war und bei der es lebhaft herging, deren wohlthätige Folgen aber auf die Consolidirung des Unternehmens jetzt schon unverkennbar sind, da die Actien, die am Tage vor derselben zu 97½ angeboten wurden, gestern zu 99 nicht mehr zu bekommen waren.

Mannichfaltigkeiten.

(Schwyz, 24. Mai.) Auch in unserem Kantone fängt es allmählig und theilweise an zu tagen; die Jesuitenburg ist noch kein Felsen Petri und auch kein Glaubensartikel geworden, das beweis't folgender Umstand. Sonntag, den 17. Mai, versammelte sich hier die Schützengesellschaft. Der Schützenmeister berichtete, daß dem Schützenschreiber, einem Jesuitenzögling, sowie überhaupt allen Zöglingen derselben, der Besuch des Schützenhauses von den frommen Vätern verboten worden sey. Die ganze Gesellschaft wurde ob solchen Zumuthungen und Verdächtigungen von tiefer Indignation ergriffen, wobei es, wie natürlich, an derben Ausfällen gegen die Gesellschaft Jesu nicht fehlen konnte. Im Sturm der Meinungen fielen verschiedene Anträge, worunter in der Hitze des ersten Augenblickes selbst Folgendes bis auf zwei Stimmen genehmigt wurde: „Die Schützengesellschaft solle dahin zu wirken suchen, daß die Jesuiten sofort aus dem Lande möchten verwiesen werden." Bei etwas ruhig gewordener Stimmung ergriff ein Mitglied der Versammlung das Wort und sprach folgendermaßen: „Auf dieser Stätte hätten sich unsere Vorväter versammelt, um unsere Nationalwaffe, den Stutzer, handhaben zu lernen, damit in Zeiten der Noth die Feinde des Vaterlandes uns nie unvorbereitet fänden. Auch sie hätten, treu der Sitte der Väter, stets zu gleichem Zweck sich hier eingefunden. Nun komme eine fremde Gesellschaft, für deren vorgeblichen Schutz noch erst vor einem Jahre man hätte das Leben wagen müssen, und verbiete nun ihren Untergebenen den Besuch der Schützengesellschaft, wodurch sie ganz offen die Verachtung unserer nationalen Sitten und Gewohnheiten an den Tag legen. Er beantrage daher, daß auf geeignetem Wege dahin gewirkt werde, daß die Jesuitenzöglinge das Schützenhaus besuchen dürften." Nach längerem Hin- und Herreden wurde endlich dieser Antrag genehmigt und beschlossen: Es solle von der Schützengesellschaft eine Bittschrift an den Bezirksrath eingereicht werden, damit dieser den Jesuiten befehle, ihr Verbot gegen den Besuch der Schützengesellschaft aufzuheben. — Wie verlautet, soll nun dieses Verbot von der Gesellschaft Jesu bereits wieder zurückgezogen worden seyn. (N. Zürch.-Ztg.)

(Schädlichkeit der Zündhütchen.) Bekanntlich hat noch keine europäische Macht seit Einführung der Percussionsschlösser einen großen Krieg geführt, die Franzosen in Afrika ausgenommen; aber gerade dort will man allmählig bemerkt haben, daß Krankheitszufälle in Spitälern vorkommen, welche sich weder durch die gewöhnlichen Folgen großer Anstrengung, noch durch den Einfluß des Klima's erklären lassen. Ein Arzt und Chemiker, Dr. van den Broek, hat schon im Jahre 1841 an den belgischen Kriegsminister eine Denkschrift über die Schädlichkeit der Percussionsschlösser, wegen der sich durch die Explosion entwickelnden Quecksilberdämpfe eingereicht. Er hat nachgewiesen, daß in 40 000 Zündhütchen nicht weniger als ein Kilogramm Quecksilber steckt, dessen Dämpfe nur zum Theil in die Luft fliegen, zum Theil aber von den Truppen eingeathmet werden oder sich auf die Kleider niederschlagen, und er hat gezeigt, daß das Niederschlagen des Dampfes von nur fünfzehn Zündhütchen das Quecksilber auf einem Stück Zeug schon dem Auge bemerkbar macht. Der größte Nachtheil aber, der namentlich auch von dem englischen Bearbeiter hervorgehoben wird, ist die Wirkung der Dämpfe in geschlossenen Räumen, Casematten, Schiffen u. dergl., in denen der Dampf in kurzer Zeit das Athmen erschwert. Auch in Frankreich sind Untersuchungen in der Sache angestellt worden, noch hat aber von dem Ergebniß nichts verlautet.

In der Deutschen Allgem. Zeitung lies't man von Leipzig, 24. Mai: Hr. Philipp Reger, ein geschätztes Mitglied unserer Bühne während der frühern Direktion und jetzt Regisseur des Stadttheaters zu Frankfurt a. M., begann gestern eine Reihe von Gastrollen mit der Partie des Königs in Gutzkow's dramatischer Anekdotenmosaik: „Zopf und Schwert". Das Haus empfing ihn als einen alten Freund mit herzlichem Gruß, und begleitete seine ganze Darstellung mit lebhaften Beifallsäußerungen. Hr. Reger ist ein Künstler, den weniger das Studium als fast ausschließlich sein Naturell auf die Stufe der glücklichen Wirksamkeit erhoben hat, auf welcher er sich jetzt befindet. Seine Auffassung hat etwas Schlichtes, denn sie wird überall viel mehr durch ein gesundes Gefühl bestimmt, welches sich eher instinktmäßig als klar bewußt, und denoch stets mit sicherm Takte zurechtfindet; aus seiner Darstellung blickt keine kühle Berechnung hervor, wohl aber ein Zug des Herzens, durch welchen Reger gleichsam unwillkürlich zu den Resultaten gelangt, die Andern oftmals trotz der mühseligsten Anstrengungen ihrer sorgfältig ausgebildeten Empfindungs- und Urtheilskraft unerreichbar bleiben. Zu dieser Eigenschaft innerer Begabung tritt bei unserm Gaste in ihrem höchsten Grad eine Fähigkeit, ohne welche alle Charakterdarstellung ohnmächtig bleibt, nämlich die Fähigkeit glaubhaften und überzeugenden Ausdrucks. Sein Ton, seine Geberden und Haltung, kurz die ganze Form seiner Schauspielkunst ist von ergreifender Wahrheit. Sein Zorn ist kein bloßer Theaterzorn, seine Herzlichkeit liegt nicht blos in dem geschickten Gebrauche der Stimme und Gesichtszüge, seine Liebe und sein Haß haben jene Wirklichkeit, die uns bald rührt, bald erschüttert, weil sie nicht blos mit äußerlichem Scheine, sondern in leibhafter Wesenheit auftritt. Dadurch gewinnen Reger's Gestalten die Tüchtigkeit, die wir mit solchem Wohlgefallen an ihnen gewahren, daß wir ihnen selbst dann nicht Unrecht geben mögen, wo sie von unsern Voraussetzungen abweichen, wie ich z. B. der Meinung bin, daß der Gast die Rolle des Königs gestern etwas zu derb, gleichsam zu sehr auf die Gesundheit und Natürlichkeit seines Ausdrucks pochend, vorführete. So viel nach der ersten Leistung unsers Gastes, dessen fernere Vorstellungen wir mit Aufmerksamkeit und Liebe verfolgen werden.

(Stuttgart, 23. Mai.) Der Dichter Lenau, dessen schwärmerische Dichtungen zugleich Melancholie und Schwermuth, Poesie und ein tiefes Gefühl athmen, ist noch immer in Winnethal; jedoch haben die Aerzte Hoffnung, ihn noch vor einem Jahre wieder herzustellen. Allgemein ist er in dieser Anstalt beliebt, die ganze Umgebung hegt für ihn eine Zuneigung, welche durch sein Benehmen in den jetzt nur noch selten vorkommenden Anfällen der Wuth nicht geschmälert wird. Die Anmuth seines Wesens in den Augenblicken des klaren Selbstbewußtseyns harmonirt vollkommen mit seinen Gedichten, welche ja mit so vielem Interesse gelesen werden. Er dichtete sehr viel während seines Aufenthalts in Winnethal, und war schon früher eine leise, zitternde Wehmuth durch seine Dichtungen geweht, diese sind es weit mehr. Wer Lenau's Charakter kennt und ihn in Verbindung bringt mit den Schicksalen seines Lebens, welche besonders seinen jetzigen Zustand herbeiführten, der mag begreifen, wie sehr jene Gedichte der Anklang einer trauernden Seele sind.

Korrespondenz

Bensheim a. d. Bergstraße, 25. Mai.

Ein in dem heutigen Journal erschienener Artikel — datirt Bensheim 1c., 20 Mai — soll manchen Personen dahier unerwünscht gekom-

Digitized by Google

men seyn; ja einige — so sagt man — wollten sogar, unklug genug, persönliche Beziehungen darin wittern und darauf hin seyen sie höchlich erzürnt gewesen und sollen sich auch gegen den anonymen Verfasser des Artikels, gegen das Journal und weiß Gott, gegen wen noch mehr in gar unzarten Ausdrücken ausgesprochen haben. Der Einsender jenes Artikels erklärt hiermit, daß er denselben nicht aus Bosheit, Tücke oder irgend aus einer andern Leidenschaft, sondern in der besten Absicht, die Wohlfahrt der Commune im Auge habend, niedergeschrieben, wie es ja auch, für Jedermann ersichtlich, seinen Artikel ganz allgemein gehalten und keine Person genannt hat. Derselbe erklärt aber auch zugleich, daß er über die ihm wichtig scheinenden Gegenstände seine Ansichten und Meinungen, die er der Wahrheit gemäß und für rechtlich hält, jederzeit, unverhohlen, offen und frei, mündlich und schriftlich, wie es eben kommt, so wie auch sonst in einer ihm gerade beliebigen und passend dünkenden Form furchtlos aussprecht. Am allerwenigsten beachtet er das unüberlegte, bodenlose Geklätsch unbesonnener Personen, die etwa, aus was immer für Beweggründe geleitet, Partei für irgend Jemand nehmen und die vielleicht mit offenen Augen die Flecken im Monde und anderwärts nicht sehen wollen, schwarz weiß nennen, tadelnswerthe Facta beschönigen oder ableugnen und mit denen man am Ende gar in Streit gerathen könnte über den mathematischen Satz, daß zweimal zwei vier sey. Hätte der Verfasser specialitäer über den angeregten Passus, insbesondere von den in manchen Gemeinden von gewissen Personen sein und auch plump angelegten Treibereien berichten wollen, er gesteht es, an Stoff hätte es ihm nicht gefehlt. Ohnehin sind die berührten Wahlformen wegen den dabei schon stattgefundenen mannichfaltigsten Unfugen ein so ernst wichtiger Gegenstand geworden, daß wohl anzunehmen ist, die betreffenden Staatsregierungen ziehen denselben in die ernstlichste Erwägung. — Dem Vernünftigen braucht man endlich bei beraetigen allgemein gehaltenen Artikeln, so wie bei Predigten, worin der Geistliche von der Kanzel herunter die menschlichen Schwachheiten, Gebrechen ꝛc. berührt, nicht den guten alten Rath vorzuführen: „Prüfet Alles, das Beste behaltet!"

Darmstadt, 27. Mai.

Die orientalische Frage hat seit der denkwürdigen Epoche der Kreuzzüge so mannichfache Wandlungen erlitten und ist von den Staatsmännern älterer und neuerer Zeit in einem so verschiedenen Sinne aufgefaßt und beurtheilt worden, daß sie mit allen ihren Consequenzen selbst jetzt noch zu den unaufgelöst'en Problemen der europäischen Politik gezählt werden darf. Friedrich der Große hat in seinem „Tableau de l'Europe en 1740" die wahre Ursache davon angegeben, die bis jetzt alle Pläne der höheren Staatskunst in Bezug auf den Orient scheitern gemacht hat. Ganz abgesehen von der Politik der Kabinette und den Interessen, welche sie verfolgt, ist in Europa die religiöse Sympathie für das Morgenland, die Wiege des Christenthumes, noch keineswegs erloschen; im Gegentheil hat sie sich bei den den Orient berührenden wichtigen Zeitereignissen, die zu der christlichen Kirche in irgend einer Beziehung stehen, vielfältig und höchst bezeichnend durch die That zu erkennen gegeben. Dieser Gesinnung verdanken wie den hier im Monat Mai 1844 zusammengetretenen Hülfsverein zur Unterstützung der Christen im Orient, wie auch andere im Interesse der christlich-morgenländischen Kirche getroffenen Anordnungen, welche theils in der thätigen Fürsorge der Monarchen, theils in der Privatmildthätigkeit und in der Intelligenz von Gelehrten ihren Grund haben. In letzterer Beziehung machen wir mit Vergnügen aufmerksam auf die bei Leske so eben erschienene interessante Schrift: „Geschichtliche Darstellung der Leiden der Christenheit durch osmanische Glaubenswuth und Eroberungssucht, von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten." Der Verfasser, Hr. C. Bender, den die innigste Theilnahme für das wenig beneidenswerthe Geschick der morgenländischen Christen unter türkischem Scepter beseelt, schließt sich durch sein mit Fleiß und Eleganz ausgearbeitetes Werk den philanthropischen Bestrebungen Europa's zu Gunsten der orientalischen Christenheit in harmonischer Weise an, indem er ein treues Gemälde der Schicksale der christlich-morgenländischen Kirche in der Absicht entwirft, das Interesse für dieselbe in dem christlichen Europa stets rege zu erhalten und wo möglich noch zu steigern. Er hat unseres Erachtens seine Aufgabe glücklich gelöst und sein einer so wichtigen Zeitfrage gewidmetes Buch kann, unter Umständen, viel Gutes bewirken.

Von der Lahn, im Mai.

In diesen Tagen haben die Lehrer der Inspection Löhnberg nachstehende Dankadresse an den Deputirten, Hrn. Decan Senfft in Usingen, abgeschickt: „Hochwürdiger Herr, hochzuverehrender Herr Decan! Es sind der Jahre viele, daß Sie unsere freundliche Lahngegend verlassen haben, um an einem andern Orte unseres Vaterlandes für das Reich Gottes zu wirken. Glauben Sie jedoch nicht, daß Ihr Andenken in den Herzen der hiesigen Bewohner, welche Sie kannten und hochschätzten, erloschen sey! Nicht den deutschen Mann, am allerwenigsten den deutschen Lehrer soll man des Undanks zeihen. Die herzlichsten Segenswünsche waren es, die Ihnen zu den Höhen des Taunus folgten, und theilnehmende Blicke begleiteten Sie jederzeit in die Kammer der Volksvertretung. Auch dort vergaßen Sie den Stand nicht, für dessen Wohl Sie schon hier so eifrig besorgt waren. Ein wahrer Diener des Evangeliums, glühend für die heilige Sache der Volks- und Jugendbildung, ergriffen Sie öfters das Wort für Schule und Lehrerwohl. Theurer Mann! Was wurde und was wird Ihnen für Ihre edlen Bemühungen zur Hebung der Volksschule und für das kräftige, derbe Wort, welches Sie einer besseren Stellung des Lehrerstandes widmen? Kostbare Gaben der Erkenntlichkeit, so gerne wir es auch wollten, können wir nicht darbringen; aber das ist uns doch vergönnt, daß wir, dem Zuge unseres Herzens folgend, in schlichten Worten dem Freunde der nassauischen Lehrer unsere Dankbarkeit aussprechen. So nehmen Sie denn von uns hin den tiefgefühlten Dank für Alles, was Sie zum Besten der Schule und der Lehrer gethan! Aeltere Männer, in ihrem Kreise gram geworden, so wie jüngere, die noch auf viele Jahre eines segensreichen Strebens und Wirkens hoffen, alle dringen Ihnen freudenerfüllt ihr einfaches Dankopfer und reichen Ihnen als ihrem würdigen Vertreter im Geiste ihre Rechte. — Hochwürdiger Herr Decan! Ist's auch hauptsächlich das Materielle, für welches Sie sich in der Ständekammer verwendeten, es steht im innigen Zusammenhange mit dem Höheren. Denn der Lehrer ist und bleibt immer ein Mensch und bedarf deßwegen einer einigermaßen sorgenfreien Existenz, wenn er mit Freudigkeit und mit gutem Erfolge in seinem Berufe arbeiten soll. Darum, hochgeehrtester Herr Decan, werden Sie den schönsten Lohn für Ihre Bemühungen in dem stets wachsenden Gedeihen der vaterländischen Elementarschulen finden. Welchen unter den nassauischen Lehrern muß nicht schon der Hinblick auf den Mann, der so unermüdlich für das Wohl seines Standes Sorge trägt, zu einem treuen und gewissenhaften Berufsleben begeistern! Nochmals sagen wir Ihnen, hochgeehrtester Herr Decan, den schon längst schuldigen Dank. Ihr Name ist mit Flammenschrift in unser Herz gegraben und wird es immerdar bleiben. Gott erhalte Sie noch lange dem Vaterlande und den Lehrern!

Ew. Hochwürden ergebenste

Löhnberg, 20. Mai 1846. (Folgen die Unterschriften.)

Die Frankfurt-Mainzer Local-Dampfschifffahrt.

Trotz der bedeutenden Concurrenz der Taunusbahn und der Dampfschiffe der Würzburger Gesellschaft schaffen sich dennoch die beiden eben so schönen als bequemen Dampfschiffe Delphin Nro. 1 und 2 die Anerkennung des reisenden Publikums. Für den kleinen Zeitverlust, welcher sich bei der Thalfahrt gegen die auf der Taunusbahn herausstellt, finden sich die Reisenden, namentlich wenn sie Gepäcke bei sich führen, dadurch daß sie sogleich in Mainz ankommen und für die Ueberschaffung derselben auf die Rheindampfboote gesorgt ist, vielfach entschädigt. Die Schiffe selbst stehen in keiner Hinsicht irgend welchen der kleineren Flußdampfboote sowohl in ihrer äußeren Construction, als ihrer inneren Einrichtungen nach; sie enthalten beide eine große Cajüte, Salon und sehr schöne Pavillons und eben so ist für gute und billige Restauration Vorsorge getroffen. Hat sich nun auch schon erwiesen, daß bei sehr hohem Wasserstande, wie wir ihn voriges Jahr mehrere Tage hatten, wo die Taunusbahn nicht befahren werden konnte, diese Schiffe die einzigen Reisemittel waren, welche benutzt werden konnten, so ist nur zu wünschen, daß auch dieses Unternehmen sich die Gunst des Publikums erhalten möchte, wofür die Thätigkeit der Unternehmer bürgt. Den Wünschen des Publikums zu begegnen, geht das größere Schiff den ersten Pfingsttag bis Bingen und den Freunden des schönen Rheingaues ist so eine billige und angenehme Reisegelegenheit geboten, die, wenn einigermaßen der Himmel sich freundlich gestaltet, gewiß auch vielfach benutzt werden wird.

Theater-Anzeige.

Montag, 1 Juni. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 149. Sonntag, den 31. Mai 1846.

Der Pfingstmorgen.

(Von Wilh. Wagner.)

Es war ein heit'rer Frühlingsmorgen
Und friedlich lag der kleine Raum
Des Gärtchens hinter'm Haus, umhegt
Von grüner Wand mit blüh'ndem Saum.
Die Bienen summten in den Zweigen
Des Lindenbaums und würz'ger Duft
Entquoll den weißen Fliederbüschen;
Blau war der Himmel, mild die Luft.

Ein ernster Mann, der Herr des Hauses,
Saß sinnend unter'm Lindenbaum
Und freute sich der Lenzesfülle
In seines Gärtchens stillem Raum;
Er hörte, wie das Pfingstgeläute
Zum Gotteshaus die Gläub'gen rief,
Und was die Feierklänge künden,
Das fühlt er in der Seele tief.

„Wie schnell das Leben uns enteilet!"
Sprach er. — „Schon wieder ist's ein Jahr,
Seit ich im Kreise meiner Lieben
Des schönen Tags theilhaftig war.
Schon ist er wiederum erschienen,
Uns mahnend an den heil'gen Geist,
Der Licht und Wahrheit Allen spendet
Und Allen segnend sich erweist."

„Ein Jahr schon wieder! — Bunten Wechsel
Hat es nach altem Brauch gebracht,
Hier frohe Stunden uns bereitet,
Dort trübe Tage uns gemacht,
Hier stark und muthig uns gefunden,
Dort arm an Glauben und verzagt,
Hier uns zum schönen Ziel geleitet,
Dort, was wir lang gehofft, versagt."

„Ein Jahr schon wieder! — Bitt'res Scheiden
Und Trennung hier, dort Wiedersehn,
Hier einer Freundschaft Band zerrissen,
Dort einer Blüthe früh' Vergehn,
Hier Myrthengrün um blonde Locken,
Dort Blumen auf der Theu'ren Gruft,
Hier Morgenroth auf Bergesgipfeln,
Dort Blitzstrahl aus umwölkter Luft!"

„Des Lebens schnelle Stunden eilen.
Wohl Dem, der frommen Glauben nährt
Und dem der reine Strahl von oben
Den trüben Pilgerpfad verklärt!
Wohl euch, die ihr aus jenem Bronnen
Des ew'gen Heils die Seele labt,
Die ihr das Friedenswort der Liebe,
Den Ruf des Herrn vernommen habt!"

„Euch kümmert nicht die Flucht der Jahre.
Ob ihr dem Ziele nah', ob fern,
In Gottes Hand steht euer Leben
Und ihr vertraut dem Rath des Herrn.
Er wird euch liebevoll geleiten,
Ein treuer Führer immerdar,
Wie er auch mir im bunten Leben
Ein Tröster und Beschützer war."

Er sprach's, indessen mahnend wieder
Das hehre Pfingstgeläut' ertönt,
Und heller schien der Tag zu strahlen
Und Alles ringsum schien verschönt,
Der Blüthenkelch am Zweig der Linde,
Die Rose an der grünen Wand.
Wie Alles rings im Morgenglanze,
Das schöne Fest verklärend, stand!

Die Glocken tönten fort, da nahte
Die Mutter mit den Kindern schon;
Sie gingen all' zum Gotteshause,
Begrüßt von Sang und Orgelton.
O tönet fort, ihr heil'gen Klänge,
Und füllt mit Andacht jede Brust;
Nehmt allen Kummer den Gebeugten
Und gebt dem Herzen Himmelslust!

Eine Feldbergreise.

Von Fr. Emminghaus.

Gott schuf das Land und der Mensch nur die Stadt.
Cowper.

Wir wandeln auf Gräbern, wie die Geschlechter vor uns und nach uns, denn der Tod ist die Folie und Grundlage des Lebens. Die Ueberzeugung von der Vergänglichkeit alles Irdischen giebt allein dem Leben seinen Werth, seinen Reiz, seine Erhabenheit und

Digitized by Google

seinen Ernst. — Diese Gewißheit erschreckt den Peiniger und winkt dem Gepeinigten als ein freundlicher Stern der Erlösung; sie giebt uns die weise Lehre, unser Dasein zu veredeln, unsere Mitmenschen zu beglücken und dem Schönen und Guten hienieden Altäre und Tempel zu gründen, sie giebt uns den Muth, für die Tugend zu leiden und das Leben ohne Adel, ohne Hoffnung und ohne Freiheit als eine entehrende Bürde zu verachten.

Diese Betrachtungen werden dann besonders überzeugend für mich, wenn ich der fast zwei Jahrzehnte hinabgeschwundenen Zeiten gedenke, wo ein deutscher Feldenmann „vom Normgehalt des himmlischen Werdens", von seinen Schülern und Freunden umgeben, dieselben Wege wandelte, die mich jetzt zu den Höhen unserer Gebirge führen. Dieser reine Mensch, dessen großes Herz in wärmster, glühendster Begeisterung der Ehre und dem Glück des Vaterlandes schlug, ist nun emporgestiegen in den historischen Himmel, und wenn ich auch weiß, daß sein Name der Unsterblichkeit geweiht ist, so bleibt mir doch nur der Gram, die Klage und die Thränen um ihn. —

Die blühende, immer gütige, in diesem Mainmond in ihrem holdesten Brautschmucke prangende Natur ist stets die treueste Freundin der Poeten gewesen und aller Menschenkinder, in welchen Krähwinkelei und Philisterthum nicht die Empfänglichkeit für große Empfindungen vernichtet haben. Nur da ist das wahre Glück, wo der wahre Friede ist. Ist nicht jede Stadt, sey sie groß oder klein, eine Art Gefängniß und einer Arche Noah's vergleichbar, wo alle Charaktere, von dem reißenden Wolf und der zischenden Natter bis zum harmlosen Lamm und der holdseligen Lachtaube sich finden, und wenn auch in ihrer Natur durch Sitte und Gesetz gebändigt, doch gar häufig gegen einander fahren und selten zum wahren Frieden kommen. — Aber draußen in den blühenden Gefilden, in den stolzen Eichenwäldern und unter dem freien blauen Himmelsdome ist Friede und seliges Glück, überströmende Liebe, Vergessenheit des Schmerzes und Theilnahme an Allem, was menschlich, gut, schön und nützlich ist. —

Die Poesie ist allerwärts, in jeder Zeit und in jedem freien Lande, wo das poetische Auge ist. — Wie es Wieland nicht möglich war, den Begriff des Schönen zu bestimmen, so ist es auch nicht möglich, das Wort Poesie und Dichtkunst zu definiren. Es giebt nicht allein Dichter des Wortes, sondern auch Dichter der That, wie Hutten, Kosciusko ꝛc. Jede Zeit, jedes freie Volk hat seine Poesie, und wenn die Welt des neunzehnten Jahrhunderts die finsteren, rauhen Zeiten des Mittelalters für die bevorzugte Epoche poetischen Lebens hält, so ist es nur darum, weil sie dieselben in den Zauberspiegeln eines Shakespeare, Tasso, Walter Scott und Tieck erblickt. Auch der Nutzen, der Sieg des Verstandes und der Thatkraft über Unwissenheit und Erschlaffung, sind poetische Momente; und als ich auf meiner Wanderung Schaaren fleißiger und zufriedener Menschen Sümpfe trocknen, Höhen und Dämme abheben, Tiefen ausfüllen, Wüsteneien in blühende Wiesenfluren verwandeln sah, Alles nach einem verständig durchdachten Plane, fühlte ich, daß es auch eine Poesie des Nutzens gebe, und wie ich es für ganz Deutschland als das größte Heil betrachte, daß wir durch festgeschlossene Handelseinheit eine Flotte und Nationalflagge, dem geistigen Ruhm unseres Volkes eine sichere, unerschütterliche materielle Basis, zu geben uns bemühen, so wünschte ich auch meiner Heimath Glück zu den rastlosen, erfolgreichen Arbeiten eines Mannes, der durch sein Beispiel den Schlendrian beschimpft, den Wohlstand fördert und durch nützliche Arbeit fleißige Menschen kleidet und nährt.

In Ansbach saß ich in der Laube des freundlichsten Wirthes, den bittersüßen Trank zu schlürfen, den Seume stygisches Wasser und Jean Paul das Pferd der Poeten nennt, und dem es also in Lob und Tadel wie jedem Verdienste ergeht. — In dieser stillen Gemeinde wohnt Glück und jämmerliches Elend nahe bei einander; hier blühet unter sechszähriger Leitung des beharrlichen und ehrenwerthen Hrn. Steinhäuser einer der gebildetsten Sängerbunde der liederreichen Taunusgegend, und hier nagen bei einiger Stockung der Weberei, wie eben jetzt, einige Hundert Familien im wahrhaften Sinne am Hungertuch. Hier ist eine tüchtige Landwirthschaft nur auf etliche 20 Familien beschränkt, indem die andern, welche noch Geld und Geldeswerth genug besitzen, von hinnen ziehen nach den Staaten Missouri und Illinois, wo bereits seit Jahren Befreundete und Verwandte wohnen, welche unermüdlich sind in ihren Briefen im mystischen Tone von den Freuden des Himmels und den pekuniären Vortheilen Amerika's zu reden. Wäre es möglich, mit diesen ehrbaren Auswanderern auch den armen bleichen Webern in jenen gepriesenen Gegenden auch eine bessere Heimath zu schaffen, so wäre dies ein Werk der ächtesten Humanität; denn Jedermann weiß, daß Amerika bereits das für Deutschland geworden ist, was Jonien, Sicilien ꝛc. für das alte Hellas war, und daß die Worte des Wiener Poeten keine lüftige Illusion sind:

Ich seh' mein Vaterhaus so deutscher Art,
Als ob's ein Engelpaar in luft'ger Fahrt,
Wie einst Loretto's Gnadenhaus, hieher
Gerad vom Rhein getragen über's Meer.

D'rin grüß' ich heimisch Larenpaar Dein Bild,
Dich großer Fritz, Dich Joseph, weiß und mild,
Am Fenster klimmt ein Rosenstrauch hinan,
Auch er durchmaß als Zweig des Meeres Bahn.

Es ist mit der Heimath wie mit Allem, was unserm Herzen am nächsten und theuersten ist. Der Schmerz um den Verlust ist der Maßstab unserer Liebe; wer nie den Tod geliebter Eltern und treuer Freunde beweinte, hat nie jene Liebe und jene Treue gekannt; wer nie in der Wüste geirrt, kennt das Labsal der erfrischenden Quelle nicht, und wer nie als „Fremdling in Blut, Sitte und Sprache" in der Fremde geschmachtet hat, kennt auch das Glück nicht, in der Heimath, im Lande der Väter zu leben, wo uns jeder Berg und jedes Thal, jedes Feld und jeder Wald, jedes Dorf und jede einsame Wohnung an süßer Erlebnis erinnert, wie die Skizzen eines Tagebuchs, in welchem die geheimsten Gefühle unserer einsamsten Stunden angedeutet und niedergeschrieben sind. — Diese Erinnerungen, mit freundlichen Hoffnungen wechselnd, begleiteten mich von Berg zu Berg, von einer sonnigen Höhe und labender Fernsicht zur andern, von einem Dorf in das andere durch sanfte Wiesengründe, prachtvolle Wälder, am Fuße altender Burgen entlang zu den hochaufsteigenden, die milde Nacht durchleuchtenden Feuern am Brunhildisfelsen, wo das lustigste Leben wogte und Reisegesellschaften aus verschiedenen Gegenden vereinigt waren, den Morgen hier oben zu erharren. — In unsern Tagen vorgeschrittenster Bildung fehlt bei solchem Begegnen in solcher Stunde nie ein tüchtiger Gesang, und eine tiefe Stille herrschte, als von einem wohlgeübten Chor gesungen Weidig's Berglied an die Herzen der Naturfreunde schlug:

Hier auf diesen frohen Höhen
Sey Dir, Herr, mein Lied geweiht,
Hier, wo Himmelslüfte wehen,
Preis' ich Deine Freundlichkeit.

Wie des Taunus Berge steigen,
Steig' mein Lied empor zu Dir,
Wie sich seine Thäler neigen,
Neige sich mein Geist vor Dir.

Herr, so weit die Augen reichen,
Seh'n sie Deutschlands Herrlichkeit;
Hier willst Du dem Deutschen zeigen
Deine Macht und Gütigkeit.

Deine Allmacht lehret mich Demuth,
Deine Gütigkeit Gebet,
Daß das Herz in freud'ger Wehmuth
Kindlich, Vater, zu Dir fleht.

Digitized by Google

Wie des Rheines Fluth im Thale
Unversiegbar strömt und kühn,
So laß Deutschland in dem Strahle
Frommer Andacht ewig blühn.

Daß Dein Segen es umwehe,
Daß es, Herr, Dein Tempel sey,
Und wie seines Altkings Höhe,
Sey es ewig froh und frei! —

Die wahre Lust eines Morgens ist beschränkt auf die Stunde vor Sonnenaufgang, wo männiglich in gespannter Erwartung lebt und wir das allmächtige Erwachen der Natur und den unendlichen Sieg des Tages über Nacht und Finsterniß beobachten. In diesen Tagen bequemen Friedens sehnen sich die rüstigsten Jünglinge unseres Volkes nach den weiland verpönten Turnspielen, und gleichwie ein Sängerleben sich über das Vaterland ausgebreitet hat, wie es die Geschichte nicht kennt, so entstehen auch schnell allerwärts Turngemeinden, namentlich in allen Städten rings um unser Gebirge. — Aus diesem Turnerleben könnte in Deutschland das werden, was Franzosen und Russen durch die Kriege in Algier und am Kaukasus hauptsächlich beabsichtigen, nämlich die Heranbildung tüchtiger Heere für einen nächsten Krieg unter sich selbst oder mit England oder Deutschland. — Auch hier erblickte man einige dieser frisch fromm fröhlich freien Söhne der Turnerei, und es wurde von Sängern und Turnern heftig über das nächste Feldbergfest und die Art seiner Feier gestritten. — Nachdem man einig war, daß das Fest auch in diesem Jahre ein improvisirtes seyn müsse, konnte man sich schwieriger darüber verständigen, wer von beiden gleich herrlichen Vertretern unsers jungen hoffnungsreichen Nationallebens die Initiative zu dem Feste geben solle. Einige, in denen die Erinnerung des ersten stets denkwürdigen Turnerfestes vom Jahr 1844 in aller Lebendigkeit erwachte, meinten, die Turnspiele der Gemeinden zu Hanau, Frankfurt und Mainz sollten wiederum der Mittelpunkt seyn; Andere waren der Ansicht, daß der edle Liederkranz zu Frankfurt a. M. als der eigentliche Vater und Erzieher aller wetterauischen und taunensischen Sängerbünde den Impuls geben und das Ganze organisiren sollte. Als wesentlich zu einer großartigen Feier wurde der Wunsch ausgesprochen, daß die Vereine nicht kahl und nackt, sondern mit ihren Bannern und Standarten heranziehen möchten, und als wir uns trennten nach Norden und Süden, nach Osten und Westen, reichten wir uns die Hand zur brüderlichen Freundschaft und gaben uns das Versprechen, daß Jeder in seinem Kreise dahin wirken solle, daß beide Repräsentanten des nach ächter Nationalgröße ringenden Deutschlands, die Sänger und Turner, sich in die hohe Aufgabe theilen und vereint ein Fest feiern sollten, das von allen deutschen Volksfesten bestimmt scheint am längsten zu dauern und den olympischen Spielen am nächsten zu kommen.

Vorläufige Erläuterungen

zu den, im Journal Nro 135 mitgetheilten Stellen aus einem Schreiben von Czerski, d. d. Schneidemühl, 20. April 1846.

Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.
Math. 7, 1.

Czerski bespricht darin auf eine ihm eigenthümliche Weise seine Stellung zu Ronge. Da dieselbe nun schon längst bekannt und Czerski sich neuerdings in seinem zweiten Sendschreiben vom 12 März 1846 darüber ausgesprochen hat, so hätte man wohl die mitgetheilten Stellen mit Stillschweigen übergehen können; weil die gedachten Stellen aber einmal veröffentlicht sind und man sich von gewissen Seiten über die Verschiedenheit beider Männer in ihren Glaubensrichtungen freut, so ist es um so mehr Pflicht, darauf einzugehen, als man nunmehr zur Ueberzeugung gelangt ist, daß die reformatorische Bewegung in der römischen Kirche weder von Ronge noch von Czerski getragen, noch ihr ein bestimmter Charakter mitgetheilt wird, wie es die unbefangene Beobachtung der jungen Gemeinden immer mehr lehrt. Denn wie diese Bewegung im unwiderstehlichen Drange nach Treue und Aufrichtigkeit im religiösen Glauben und Leben im Volke selbst entstanden ist, wie eben dieses Bedürfniß das neue Bekenntniß und die neue Form der christlichen Gottesverehrung und des christlichen Gemeindelebens geschaffen hat, so wird sie auch durch diese innere Macht über die Herzen der Menschen getragen und weiter geführt, ja darin ruht die Gewißheit ihres Sieges, der dann kommen wird, wenn alle denkenden Christen sich klar und bewußt werden über ihren Glauben, wenn sie nicht mehr unverstandene Worte und Bibelsprüche gedankenlos nachsprechen, und sich nicht mehr damit begnügen, veraltete, geist- und gehaltlose Ceremonien mitzumachen, sondern in Allem auf das Verständniß und die Bedeutung dringen, wenn, um es mit Einem Worte zu sagen, ihr Glaube zu einer lebendigen Ueberzeugung und damit allein zu einem beseligenden Christusglauben, zu einem wahrhaftigen Trost und zu einer göttlichen Kraft zum neuen Leben geworden ist; dann werden es die Christen, gerade als solche vor ihrem eigenen Gewissen für unehrend und unwürdig halten, sie werden sich schämen, Etwas zu bekennen, oder bloß äußerlich zum Schein mitzumachen, was sie nicht glauben, von dessen Wahrheit sie nicht überzeugt sind, und das Bessere in ihnen, die Treue und Aufrichtigkeit, wird auch im Höchsten, in ihrem religiösen und christlichen Leben den Sieg erlangen; die Wahrhaftigkeit, die allein vor Gott gilt, wird auch vor den Menschen alle anderen Rücksichten überwinden, und sie dahin bringen, daß ihr Bekenntniß, sowie ihr ganzes religiöses Leben, ein treuer Ausdruck ihrer innern lebendigen Ueberzeugung sey und immer mehr werde. Dahin aber geht das Streben der neuen Reform, darum kämpft sie für Glaubens- und Gewissensfreiheit und ehrt jede Glaubensrichtung, wofern ihr nur eine wahrhaftige christliche Ueberzeugung innewohnt, die sich dann nur gewiß in christlichem Sinn und Wandel, im Geiste der christlichen Liebe, offenbaren wird und muß, was der einzig sichere Maßstab für den Christen bei seiner Beurtheilung seyn kann, wie denn auch Christus der Herr die Liebe allein zum Kennzeichen seiner Jüngerschaft gesetzt hat und wenn er sagt: „Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander lieb habet. Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt." *) Darum stellt die neue Reform dieses Wort des Herrn oben an, gibt nun laut den Bestimmungen des Leipziger Concils einen allgemeinen Inhalt ihrer Glaubenslehren im aufgestellten Bekenntniß, der um so weniger jede andere Glaubensrichtung ausschließt, als ausdrücklich völlige Gewissensfreiheit, freie Forschung und Auslegung der heiligen Schrift gestattet wird, und deßhalb die Verschiedenheit der Auslegung keinen Grund zur Absonderung oder Verdammung gibt, sondern nur allein alle Heuchelei und alle Lüge verabscheuungswürdig macht. Hieraus ersehen wir, daß Ronge und Czerski recht gut neben einander wirken können, ohne sich gegenseitig zu richten, wie wir denn auch ihr Verdienst um die Reform um so weniger verkennen, als wir sie gerade um deswillen beide hochachten und lieben. Dies aber drängt uns, die mitgetheilten Stellen aus dem Schreiben Czerski's etwas näher zu prüfen, weil sie nicht allein Ronge, sondern auch die Anhänger des sogenannten Leipziger Bekenntnisses betreffen und insofern ungeziemend verletzen, als ihnen der positive Boden des christlichen Glaubens streitig gemacht wird, was doch vorerst noch unerwiesen ist. Ja, wir müssen uns um so mehr verpflichtet fühlen, darauf einzugehen,

*) Joh. 13. 34 — 35.

Digitized by Google

als wir uns frei wissen von dem stets gehässigen und verkehrenden Parteigeist, und festhaltend an dem Grundsatz allgemeiner Glaubens- und Gewissensfreiheit, den Frieden und das Heil des Einzelnen, und damit der Gesammtheit, als das Ziel des Strebens im Auge behalten wissen wollen. Czerski sagt: „Meine Stellung zu Ronge ist noch immer die frühere", was nichts anders heißen kann, als daß er noch immer an dem sogenannten apostolischen Bekenntniß festhält, während Ronge das Leipziger zu dem seinigen gemacht hat, und daß die in Rawicz versuchte Vereinigung in diesem Stücke nichts geändert hat. Dagegen kann nun Niemand etwas einwenden, so wie wir auch weit entfernt sind, die Treue und Wahrhaftigkeit der Ueberzeugung Czerski's deßhalb in Zweifel zu ziehen. Allein etwas Anderes heißt es, wenn Czerski fortfährt: „Ich darf und kann den positiven Boden des christlichen Glaubens nicht verlassen, dies wäre gegen mein Gewissen"; dabei wird als gewiß angenommen, daß die Anhänger des Leipziger Bekenntnisses denselben verlassen hätten, und dies aus dem einzigen Grunde, weil sie sich nicht an das sogenannte apostolische Bekenntniß halten, gleich als sey der Boden des christlichen Glaubens durch dies Bekenntniß allein zu einem positiven gemacht und für alle Zeiten bestimmt und planirt worden, und als dürfe man nun in keinem Punkte davon abweichen, ohne sogleich den positiven Boden des christlichen Glaubens verlassen zu haben. Dies ist aber bis jetzt noch nicht erwiesen, wohl aber schon oft und vielseitig auf eine mehr oder weniger menschliche und großsprecherische Weise behauptet worden. Bedenken wir nun, daß das apostolische Bekenntniß erst nach den Aposteln bestanden und vielleicht besonders veranlaßt wurde durch verschiedene Ansichten über die Person Christi, weßhalb auch dieser Glaubensartikel am ausführlichsten und bestimmtesten ausgesprochen ist, und aus demselben Grunde auch in den beiden folgenden Bekenntnissen in dem Nicäischen und Athanasianischen nach der in der Kirche zur Geltung gelangten Ansicht erörtert und bestimmt wurde; bedenken wir, daß dieses Bekenntniß nur aus dem Evangelium genommen ist, und eben dadurch allein als Ausdruck des positiven christlichen Glaubens angesehen werden konnte, so müssen wir doch gewiß zugeben, daß Diejenigen, welche die heilige Schrift einzig und allein als die Grundlage ihres Glaubens anerkennen, auch mit ihrem Bekenntniß auf dem positiven Boden des Christenthums stehen, zumal es deutlich aus der Schrift hervorgeht, daß die Apostel bei der Aufnahme in die christliche Kirche durch die Taufe durchaus keine Ablegung eines bestimmten Bekenntnisses verlangten, sondern einfach den Glauben an Christum den Gekreuzigten und Auferstandenen, wobei sie sich auch nicht überzeugten, ob der Täufling bis ins Einzelne ihre Ansicht über Christum theile.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 23. Mai.

Eine große Anzahl hiesiger Bürger hat in einer besonderen Eingabe dem Gemeinderathe der Residenz vorgestellt, daß der Glockenthurm der Stadtkirche nicht blos reparirt, wie bereits beschlossen, sondern in seinem oberen Theile auch umgebauet werden müsse, wenn er an Festigkeit gewinnen und im Baustyl mit der so zweckmäßig und schön wiederhergestellten Stadtkirche übereinstimmen solle. Man darf den altersgrauen Thurm mit seiner höchst geschmacklosen Bedachung nur gesehen und mit der daran stehenden erneuerten Kirche verglichen haben, um von der Richtigkeit der Ansicht jener Petitionäre vollständig überzeugt zu seyn. Es ist hierzu, wie sie anführen, allerdings ein größerer Geldaufwand erforderlich; allein derselbe wird, ihrer Versicherung zufolge, die als bloße Reparaturkosten veranschlagte Summe von 5000 fl. kaum um eben so viel übersteigen. In unserem Publikum ist es übrigens allgemeiner Wunsch, die Bitte der Petitionäre erfüllt zu sehen.

Offenbach, im Mai.

Wenn man an anderen Orten von Seiten der Gesundheitspolizei Alles thut, um das Baden im Sommer zu erleichtern und zu befördern, so scheint man hier gerade das Gegentheil zu bezwecken und die Hoffnungen vieler Menschenfreunde, einmal eine öffentliche Anstalt hier entstehen zu sehen, die Jedem die Wohlthat des Badens zugänglich mache, erscheint unter diesen Umständen eine Chimäre. Seit 15 Jahren zieht unser Schwimmlehrer Lenz an einer Weidenpflanzung um seine beiden Badeanstalten, und es war erquickend, vor dem Bade in ihrem Schatten zu ruhen. Leider gab man zu, daß diese Pflanzung ohne Rücksicht auf die Anstalt, die für eine Einwohnerzahl von 10,000 Seelen ein wahres Bedürfniß ist, ohne Rücksicht auf das Publikum, ohne Rücksicht auf den Unternehmer, der durch vielfache Rettung von Menschenleben selbst den Dank der Behörden verdient, daß diese Pflanzung rings umher bis auf den Grund abgeschoren wurde und beide Anstalten der Sonnenhitze nun preisgegeben sind, so daß im heißen Sommer fast jede Abkühlung vor dem Bade unmöglich ist. Mit wahrer Betrübniß sieht man solche Mißachtung einer der Gesundheit nothwendigen Anstalt.

Rödelheim, im Mai.

Das hiesige, in früherer Zeit seiner ungleichen Flächen wegen weithin berühmte Straßenpflaster hat nun endlich eine totale und zwar sehr vortheilhafte Umgestaltung erfahren, eine Nachricht, die besonders den vielen Auswärtigen interessant seyn wird, die uns gewöhnlich zur österlichen Zeit besuchen, denen es aber auch in der Zwischenzeit, einige Pausen abgerechnet, nicht an Stoff zur kurzweiligen Unterhaltung mangeln dürfte. Weniger günstig gestalten sich die Aussichten in Betreff des schon vor geraumer Zeit von dem Ortsvorstande angekauften Gemeinde- und Schulhauses, bei dessen projectirtem Umbau, dem Vernehmen nach, sich persönliche Sympathieen und Antipathieen geltend zu machen trachten, die eben nicht immer mit dem wahren Gemeinwohl Hand in Hand zu gehen pflegen. Der Verzögerung dieses Umbaues ist es denn auch zuzuschreiben, daß die beiden Feuerspritzen, deren eine, von Sachkennern als ausgezeichnet gerühmt, den hiesigen Schlosser und Mechaniker Hrn. Baumann zum Verfertiger hat, in einem Behälter stehen, der sich von der offenen Straße nur wenig unterscheidet. Daß unlängst die beiden Schwanenhälse entwendet worden sind, ist eine Calamität, die eben nicht vorgekommen seyn würde, wenn sich die Spritzen in einem passenden Verwahrungslokal befunden hätten. Es wäre zu wünschen, daß unser umsichtiger Dr. Kreisrath sich bei dieser Bauangelegenheit in's Mittel legen und dadurch den durch die Verzögerung hervorgeführten Uebelständen endlich Einhalt geschehen möge!

Frankfurt a. M., im Mai.

Dieser Tage ist ein sehr interessantes Kunstblatt erschienen, auf welches wir die zahlreichen Verehrer von Johannes Ronge als auf eine gewiß willkommene Gabe aufmerksam machen. Es ist dieses nämlich ein nach einem ausgezeichneten Daguerreotyp meisterhaft gestochener Kupferstich, welcher nicht allein von überraschender Aehnlichkeit ist, sondern auch das Geistreiche und Gemüthvolle dieses Kämpfers für religiöse Freiheit auf das Naturgetreueste wiedergibt. Der Preis von fl. 1 dieses schönen Blattes, welches in der Friedrich Wilmans'schen Buch- und Kunsthandlung dahier erschienen ist, muß in Anbetracht dessen Vollendung auffallend billig genannt werden, was dadurch seine Erklärung findet, daß der Herausgabe dieses Blattes keine Speculation zu Grunde liegt, vielmehr der ganze Erlös dem deutsch-katholischen Kirchenfond überwiesen wird.

Main-Wasserwärme: 30. Mai, Morgens, 8 Uhr: 14 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 1 Juni. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 150. Dienstag, den 2. Juni 1846.

Robespierre's Taufe.

Eine Novelle von M. Dornwald.

1. Die Brüder.

Nach der Einberufung der Nationalversammlung im Mai des J. 1789 strömte eine unzählbare Menschenmenge zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde durch die Thore von Paris täglich ein und aus. Alle ahneten den baldigen Eintritt eines außergewöhnlichen Zustandes der Dinge. Die Mehrzahl der Gebildeten hoffte auf die Möglichkeit der Verwirklichung Rousseau'scher Ideen vom Staate, und der Pöbel auf die Auflösung alles Gesetzlichen, um die Oberhand zu gewinnen. Personen jedweden Standes schlenderten, das Tagewerk ruhen lassend, wie an hohen Festtagen, in den Straßen umher, und hatten sich gegenseitig so viel zu erzählen.

Von Seiten der Regierung wurden die alten Verordnungen gegen Aufläufe und Zusammenrottungen wiederholentlich in Erinnerung gebracht, aber die Polizei mußte ihre Thätigkeit verdoppeln, und doch schienen alle Gewaltmaßregeln fruchtlos, wie wenn den Polizeidienern die Aufgabe gestellt gewesen wäre, eine unabsehbare Menge Flugsandes zu fixiren und urbar zu machen. Die große Theurung erreichte gerade in diesem Frühlinge in der Hauptstadt den höchsten Grad, und der nagende Hunger trieb um so leichter jene Tausende von herumschleichenden Menschengerippen zu Excessen an, als bei Hofe gerade damals Feste auf Feste folgten. Wie leicht fiel es da einem bemittelten oder beredten Manne, bei einiger Freigebigkeit auf die bewegliche Menge bedeutenden Einfluß auszuüben.

„Das Herz wollte mir brechen," sprach der Bäcker Charles Doulon zu seinem Bruder Louis, einem Schmied aus Lyon, „wenn ich das Jammergeschrei der abgezehrten Kinder vor meiner Thüre hörte. Kaum aber fing ich an, einiges Brod unter sie vertheilen zu lassen, als schon die Polizeidiener herbeieilten und die Erbarmungswürdigen gewaltsam auseinander trieben."

Charles Doulon war einer von denjenigen pariser Bäckern, die jährlich wohl für eine Million Brod umsetzen; doch war ihm die Prunksucht anderer seiner Kollegen zuwider. Den größten Theil seines baaren Gewinnes verwandte er mit wahrer Menschenliebe zu wohlthätigen Zwecken. Die armen Kinder nannten ihn gemeinhin: le bon père. Uebrigens versäumte er, als gebildeter Mann, es nicht, mit dem Zeitgeiste fortzuschreiten, und so sahen wie ihn denn regelmäßig unter dem zuhörenden Publikum in dem Sitzungssaale der Nationalversammlung, so wie des Convents, an den Berathungen Theil nehmen, weil die Natur seines Geschäftes ihm am Tage dazu Muße genug gewährte.

Louis Doulon, genannt der Lyoneser Vulkan, ein Bild von körperlicher Kraft, war gleichfalls ein Mann von bedeutendem Vermögen, nicht ohne Bildung, aber von feurigerem Temperament als sein Bruder. Mit den hauptsächlichsten Begebenheiten aus der Geschichte seines Vaterlandes ziemlich vertraut, voll Haß gegen die Tyrannei der Minister und die Bedrückungen der zahllosen Steuerbeamten, dabei persönliche Beleidigung schwer ertragend, war er im Juni 1789 nach Paris gekommen, um gemeinsam mit seinem Bruder die Entwickelung des begonnenen, großartigen Drama's abzuwarten. Die abschreckende Schilderung, welche ihm sein Bruder von der herrschenden Noth und Theuerung gab, machte auf ihn einen tiefen Eindruck; als er aber mit gesteigerter Aufmerksamkeit vernahm, wie die hungrigen Kinder vor der Thüre seines Bruders gemißhandelt worden waren, da rief er im aufwallenden Zorn aus: „Wehe! Wenn die Teufelsbraten nicht von höherer Hand mit Blindheit geschlagen wurden, konntest Du sie nicht mit Hülfe einiger entschlossenen Leute von Deinem gastlichen Hause bannen?"

„Bruder, wo denkst Du hin?" entgegnete der Bäcker. „Ein solches Unterfangen hätte mir die Freiheit gekostet und eine lebenslängliche Einsperrung in der Bastille zur Folge gehabt."

„Pah — Bastille!" rief Jener mit lebhafter Geberde aus, „zeige mir den verrufenen Ort des allgemeinen Abscheues! Allons tout à l'heure!"

Sie gingen, den Faden des Gespräches fortspinnend. „Wie heißt denn dieser menschenleere, traurige Stadttheil?" fragte der Gast nach einiger Zeit.

„Die Faubourg St. Antoine," antwortete der Einheimische, — „Fluch des Himmels und der Menschheit scheint auf ihr zu lasten, daß in ihrem Weichbilde der abschreckende Zwinger der Tyrannei Platz gefunden hat."

„Recht so, Bruder! ich verstehe Dich," fiel der Vulkan lebhaft ein, „hier also steht die Bastille?"

„Jene kolossale Steinmasse dort vor dem Thore, aus der eine kleine Stadt gebaut werden könnte," sprach der Bäcker, „ist das von der Regierung sogenannte Staatsgefängniß."

„Wie alt ist das umfanggroße Gebäude?" fragte der Vulkan. „Sein Ursprung muß in graue Zeiten fallen."

„Vor länger denn vierhundert Jahren," erörterte der Befragte, „soll der Bau begonnen und bis zu seiner Vollendung in beinahe 15 Jahren den Aufwand schwerer Summen verursacht haben."

„Das alterthümliche, großartige Bauwerk," fuhr der Lyoneser fort, „imponirt dem aufmerksamen Beobachter eben so sehr durch den Gesammteindruck, als durch das schöne Verhältniß und kühne Hervortreten seiner einzelnen Theile. Das Ganze von einer 10 Fuß starken Ringmauer umschlossen, erscheint als eine Wiege jener riesigen Weltenstürmer, eines Attila, Dschingis-Khan, Tamerlan, und nöthigt uns Bewunderung und Staunen ab über die Kühnheit des menschlichen Geistes und die Ausdauer seines Fleißes; während die Spitzbogen über den tief hineingehenden Thoren, den Nischen in den Anschlagmauern und den erhabenen Fenstern mit bunten Scheiben eben so wohl als die spitzigen Thürme unserm

Digitized by Google

Gemüthe eine heilige Scheu und Ehrfurcht einflößen. Sage mir, Bruder, wie heißt diese kühne staunungswürdige Bauart?"

Der Bäcker antwortete: „Man nennt sie die gothische, auch wohl altdeutsche."

„Beschreibe und erkläre mir, Bruder Charles, die innere Einrichtung und Bestimmung des Riesenbaues, so viel Dir davon bekannt ist. Außer dem Untergeschoß bemerke ich an dem Gebäude vier Stockwerke von beträchtlicher Höhe."

„In dem Souterrain," erklärte der Bäcker, „ist die Oekonomie. Die runden Oeffnungen dicht über der Erde, die wir in den Entfernungen von 20 zu 20 Schritte wahrnehmen, sind Ausgänge von Casematten, Geschützstücke von beträchtlichem Kaliber in sich bergend. Je zur Hälfte gegen einander gekehrt, laufen sie schräg aus, um vermittelst eines Kreuzfeuers die Gegend umher vollständig zu beherrschen. In Form eines regelmäßigen Octogon gebaut, kann dieses Staatsgefängniß im Fall eines Angriffs ringsum von 200 groben Stücken vertheidigt werden. — In dem Stockwerke zu ebener Erde befinden sich die Kasernen für zweitausend Mann, wie auch Waffenvorräthe jeglicher Art, hinlänglich zur Ausrüstung eines Armeekorps. Die Beletage dient zur Wohnung des Kommandanten und des Offizierkorps. Auch sollen hier jederzeit verschiedene Zimmer bereit stehen, um Gefangene von sehr vornehmer Abkunft unterzubringen. So erzählt man, es habe die eiserne Maske dort rechter Hand gleich neben den Zimmern des damaligen Befehlshabers gewohnt."

„Die Fenster des dritten Stocks sind dicht mit starken Eisenstäben versehen," sprach der Lyoneser Vulkan mit lebhafter Bewegung. „Es scheint ganz, als wolle man der lieben Sonne verwehren, dort hinein zu schauen, aus Furcht, sie könnte, was im Finstern gesponnen worden, an's Tageslicht ziehen."

„Du hast Recht, Bruder. In jenen schaurigen Räumen wird, kraft allerhöchster, aber geheimer Ordre der sogenannten Lettres de cachet *), das Leben so vieler unglückseligen Opfer grausam verkümmert."

(Fortsetzung folgt.)

Vorläufige Erläuterungen

zu den, im Journal Nro. 135 mitgetheilten Stellen aus einem Schreiben von Czerski, d. d. Schneidemühl, 20. April 1846.

(Schluß.)

Es gab damals noch keine Symbole, und deßhalb auch keinen Streit darüber, sondern nur eine evangelische Predigt in Wort und Leben. Sagt Czerski weiter: „Ich will und kann in keinem andern Heil und ewige Glückseligkeit suchen, als nur in Christo dem Gekreuzigten, denn ich weiß, daß kein anderer Name den Menschen auf Erden gegeben worden ist, als der Name Jesu Christi, worin die Menschheit ihr Seelenheil suchen soll, und worin sie dasselbe finden wird", so liegt darin eine stärkere Beschuldigung, denn man wird veranlaßt, zu glauben, die Anhänger des Leipziger Glaubensbekenntnisses suchten ihr Seelenheil in etwas Anderem als in Christo, was doch bis jetzt nur eine unerwiesene persönliche Verdächtigung ist. Der Unterschied besteht allein darin, daß die Deutschkatholiken sich selbst und alle Anderen als Suchende betrachten und sich also gebärden, als hätten sie das Seelenheil schon gefunden, und nur lächerlicher Weise noch von einem Suchenden reden, was ganz und gar gegen die Schrift ist, welche sagt: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sey; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin." **) Will man aber annehmen, daß Alle auf dem Weg zu ihrem wahrhaftigen Seelenheil seyen, so muß man auch gestatten, daß jeder Einzelne nach dem Bedürfniß seines Herzens und Lebens und nach der Kraft seines religiösen Geistes dasselbe suche, weil es nur dann ein wahres Seelenheil für ihn seyn kann, und hierin muß man um so nachsichtiger, schonender und verträglicher seyn, als wir immer mehr erkennen, daß „unser Wissen Stückwerk ist, und daß wir es jetzt sehen in einem dunkelen Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise, dann aber werde ich es erkennen, gleich wie ich erkannt bin." *) Fährt Czerski aber also fort: „Mag Ronge, mögen Andere, und seyen es auch Millionen, in dem Labyrinthe menschlichen Wissens ihren Frieden und ihrer Seelen Seligkeit suchen, ich will mich den Irrenden nicht anschließen", so möchte man doch veranlaßt werden, zu fragen, ob denn Czerski ein anderes Wissen habe oder haben könne, als ein menschliches? Fast sollte man glauben, er sey mit dieser Einbildung gestraft, indem er so bestimmt alle Andere für Irrende erklärt, denen er sich nicht anschließen will. Dies zeigt uns aber nur, daß Czerski noch ganz auf römischem Standpunkt steht, sonst würde er nicht Alle, welche seine Ansicht nicht theilen, als Irrende bezeichnen, denn dabei fehlt nicht viel, daß man auch mit den Pietisten für dieselben betet und mit den Römern sie verdammt. Wenn Czerski sagt: „Die Gemeinden, welche am positiven Christenthum festhalten, sind groß am Geiste", so ist dies nur eine leere Redensart, davon er die Ueberzeugung sicher nicht haben kann, welche wohl auch die Andern mit gleichem Recht von sich gebrauchen können, wie es denn auch nur als eine beliebte pietistische Floskel angesehen werden kann, wenn er als Grund der Schwierigkeiten, womit sie zu kämpfen haben, in eine Klammer hinzufügt: „Denn wir sind von den Kindern dieser Welt verlassen." Wir wissen, daß die pietistischen Herrn, wenn sie wegen ihres unchristlichen Eifers oft eine gehörige Zurechtweisung erfahren, sogleich bei der Hand sind, Alles als ein Leiden um des Herrn willen zu ihrer Seligkeit anzusehen, und sich überaus in der Idee zu gefallen, als müsse der leidende Christus in ihnen, seinen wahren Gläubigen, sich darstellen, und dabei nichts auf sich beziehen, sondern Alles in stolzer Demuth, äußerlich scheinbar ruhig, aber im Geheimen entgegenwirkend, ertragen. Zuletzt sagt Czerski noch: „Ich wiederhole, was ich Ihnen gesagt habe: ich kenne keinen andern Erlöser, als nur Christum den Gekreuzigten, den Sohn des lebendigen Gottes, und rufe mit dem Apostel: mein Herr und mein Gott! aus", und wir setzen hinzu, daß auch die übrigen Deutschkatholiken gewiß keinen andern Erlöser kennen, als Jesum Christum, den Gekreuzigten, den Sohn des lebendigen Gottes, da sie, nach ihrem Bekenntniß, an Jesum Christum, den Heiland, glauben. Was aber zuletzt noch den Ausruf: „mein Herr und mein Gott!" betrifft, so wissen wir, daß Thomas denselben that, als ihm der Auferstandene erschien, und dies möchte schon hinreichen, zu erkennen, daß Czerski in diesem Leben niemals in einem ähnlichen Zustande war, noch kommen wird; zugleich ist es ein Ausruf des höchsten Staunens und zugleich der Beschämung über den Zweifel an der Aussage der übrigen Jünger, den man um so weniger als Beweisstelle für einen bestimmten Glaubenssatz gebrauchen kann, als es noch ganz und gar unerwiesen bleibt, ob der Apostel beide Bezeichnungen auf Christum bezogen hat, ob er nicht vielleicht mit den Worten mein Herr den Auferstandenen meint und das Wort mein Gott auf Gott selbst bezieht, durch dessen Kraft nach den Aussprüchen Jesu und der Apostel die Auferstehung bewirkt worden war, wo dann der Apostel seinen Glauben an den Herrn und an Gottes Macht ausgesprochen hätte. Jedenfalls kann es uns nicht bestimmen, mit Neander in seinem Leben Jesu, vierte Auflage, Seite 779, beide Worte auf Christum zu beziehen, weil Christus das Prädikat, welches ihm Thomas beilegt, nicht zurückweis't; bei einer solchen Erklärungsweise könnte man zuletzt Alles wörtlich nehmen,

*) Verhaftsbriefe.

**) Phil. 3, 12.

*) 1. Cor. 13, 12.

Digitized by Google

und dann bleibt wieder unentschieden, ob denn nicht vielleicht Christus so verstanden habe, wie wir es eben erklärten, wobei denn nichts zu entgegnen blieb. Vor Allem hat man sich davor zu hüten, daß man sich durch die hergebrachte Lehrweise der Kirche nicht bestimmen läßt, dieselbe durch die heilige Schrift bestätigt zu finden, ein Fehler, den von jeher so viele Theologen bis heute gemacht haben und noch machen, wodurch die größten Künsteleien herauskommen. Soweit unsere vorläufigen Erläuterungen; wir behalten uns vor, die Stellung des Ronge und Czerski nach den bis jetzt vorliegenden Aeußerungen beider Männer näher zu prüfen.

Offenbach, im Mai 1846.

Mannichfaltigkeiten.

Bei Beurtheilung einer Rede, welche Dr. Gustav Thaulow in Kiel zur Säkular-Geburtsfeier Pestalozzi's gehalten und zur Rechtfertigung und Versöhnung herausgegeben hat, befindet sich in dem neuesten Monatsheft der Berliner Jahrbücher für Erziehung und Unterricht unter Anderm folgende bemerkungswerthe Stelle: „Erst eine große, allgemeine That deutscher Dankbarkeit, erst Gestaltung der Volksschule, die seit drei Jahrhunderten darniederlag und nicht in drei Dezennien von ihren Schäden geheilt werden kann, erst die volle Ernte der immer noch spärlichen Saat aus der Schule Pestalozzi's, dann kommt, messet, berechnet und schnüret ihn ein in den spanischen Stiefel des Systems, obgleich sein Leben dessen spottet und sich stets inkommensurabel dazu verhalten wird. Wie alle große Befreiungskriege von Themistokles bis auf Blücher und Wellington durch ungemessene Begeisterung vollbracht worden sind, eben so kann es nur mit der Erlösung der Volksschule gehen. Bis dahin bleibe dieser Mann ein Panier, das der deutschen Lehrerwelt voranleuchte und sie wach halte in dem Streben nach Entwickelung dieser Schule. „„Ihn jammerte des Volkes““, dies ist unsere Parole, unser Feldgeschrei, und wer ein Herz im Busen trägt, wer sich Christi rühmt, der muß sich gedrungen fühlen, einzustimmen."

(Göttingen, 22. Mai.) Der Vorschlag einiger Studenten, Bürger's Grab durch einen Denkstein zu bezeichnen, hat bei der gesammten Studentenschaft lebhaften Anklang gefunden und eben so auch in weiteren Kreisen bedeutendes Interesse erregt, so daß von vielen Seiten sowohl von hier als von auswärts die Wünsche laut geworden sind, sich bei einer so allgemein deutschen Sache betheiligen zu können. Es ist deßhalb der ursprüngliche Plan, wonach die zur Legung einer einfachen Marmorplatte erforderlichen Geldmittel nur durch freiwillige Beiträge der Studenten zusammengebracht werden sollten, dahin erweitert worden, daß auch anderweitige Beiträge gern angenommen werden, ohne daß jedoch ausdrücklich zur Unterzeichnung aufgefordert werde.

Die österreichische Hofkanzlei hat ein Verbot erlassen gegen das sogenannte Abkoppeln oder Aushängen einer Lokomotive während des Fahrens bei solchen Eisenbahnzügen, welche durch zwei Lokomotiven befördert werden, wobei häufig das Abkoppeln in der Absicht geschieht, um durch das Vorauseilen einer Maschine das Einnehmen von Brennmaterial und Wasser auf den Stationsplätzen zu beschleunigen. Es ist dieses aber nicht nothwendig, weil jede Eisenbahn-Unternehmung, der es um Zeitgewinn bei der Beförderung zu thun ist, durch die Aufstellung von 2 Wasserkranichen auf den Stationen den Zweck der gleichzeitigen Füllung von zwei Tendern vollständig erreichen kann. In Berücksichtigung der Gefährlichkeit dieses sogenannten Abkoppelns der Lokomotive wird zwar bei dem Unterrichte für die Lokomotivführer auch hierauf Bedacht genommen und dasselbe durch ein ausdrückliches Verbot gesetzlich untersagt werden; die Behörde hat sich aber veranlaßt gefunden, zur Vermeidung von Unglücksfällen, noch vor dem Erscheinen jener allgemeinen Instruktion das erwähnte Aushängen ausdrücklich jetzt schon zu untersagen.

Die Presse kündigt einen neuen Roman von Alexander Dumas an, der sein Lieblingswerk seyn soll, und dem er besondere Mühe gewidmet hat. Dieses Werk, das circa zwanzig Bände stark werden dürfte, heißt: Memoiren eines Arztes. Es beginnt bei der Vermählung Marien Antoinettens, und der erste Theil geht bis 1786, der zweite umfaßt die sechs Jahre von 1789 bis 1794, und so folgen das Direktorium, das Kaiserreich, die Restauration und die Jetztzeit. Eugene Sue, dessen Nebenbuhler Dumas ist, und dessen „Ewigen Juden" er durch seinen „Grafen von Monte-Christo" ganz in den Hintergrund gedrängt hat, veröffentlicht zu gleicher Zeit im Constitutionnel: „Memoiren eines Kammerdieners."

Die dritte Kurliste der diesjährigen Saison in Kissingen zählt bereits 185 Kurgäste und viele Passanten auf.

(Celle, 20. Mai. — Corresp.) Bekanntlich hat unsere Stadt in der vortrefflichen Loos'schen Medaillenmünze in Berlin auf die Geburt unseres Erbprinzen eine Medaille prägen lassen, die, in imponirender Schönheit, dem Künstler alle Ehre macht. Die Hauptseite dieser großen Pracht-Medaille zeigt eine Ansicht der Stadt Celle. In dem Abschnitt darunter ist das Stadtwappen angebracht. Die höchst feine Ausführung tritt bei Betrachtung mit einer Lupe erst recht hervor. Umschrift: „Als Erinnerung an den XXII. Sept MDCCCXXXXV. Die treue Stadt Celle." Auf der Kehrseite befinden sich, in einem mit großer Sorgfalt ausgeführten Eichenkranz eingeschlossen, die Worte: „Dem Durchlauchtigsten Erbprinzen von Hannover."

(Freiburg, 24. Mai.) Bei der heute dahier eröffneten ersten Sitzung der Forstwirthe fanden sich 144 Theilnehmer ein, darunter aus Würtemberg 5. Als Präsident wurde erwählt der baierische Regierungsrath Waldmann aus München, als zweiter Präsident der badische Oberforstmeister v. Kettner. In dieser Sitzung wurden Vorträge gehalten: über die bei der Abschätzung der badischen Domänen-Waldungen, namentlich bei der Konstruirung des allgemeinen Wirthschaftsplanes, zu treffenden neuen Einrichtungen; über den Rindengehalt der Bau- und Nutzhölzer; Mittheilungen über interessante Witterungs-Einflüsse auf Waldungen des bayerischen Hochgebirges; das Kulturverfahren des königl. preuß. Oberförsters Biermann aus Höven bei Aachen; Erweiterung der Erfahrung im Gebirt der forstlichen Statik.

(Malten's neueste Weltkunde.) Diese Zeitschrift hat sich die Aufgabe gestellt, in allgemein verständlicher Fassung die neuesten Ergebnisse der Länder- und Völkerkunde, sowie der Naturlehre in ihrem weitesten Umfang mitzutheilen und die gegenwärtig alle Gemüther bewegenden politischen und religiösen Fragen freimüthig und in mehr ausführlicherer Weise zu besprechen, als dieses in den Tagsblättern möglich ist. Zur Anstellung von Vergleichungen werden auch wohl geschichtliche Züge aus frühern Zeiten, welche Aehnlichkeit mit der Gegenwart bieten, dem Leser in's Gedächtniß zurückgerufen. Die Zeitschrift bringt, außer den kurzen Notizen am Ende jedes Monatheftes, lauter Originalartikel. Außer mehreren ausführlichen Aufsätzen, welche Beziehung auf Deutschland haben, enthalten die fünf ersten Hefte des laufenden Jahrganges geschichtliche Rückblicke auf Magdeburgs Fall, Maria Stuarts Hinrichtung, über welche Ereignisse neue Actenstücke mitgetheilt werden, und auf das Leben am Hofe Friedrich Wilhelm's I., endlich eine faßliche Darstellung der neuesten Ansichten über die Entstehung und den Bau der Erde nach A. v. Humboldt, v. Leonhardt, Vogt und

Digitized by Google

Burmeister. Kürzere Mittheilungen enthalten Nachrichten über die religiösen Ereignisse unserer Tage, über den Eisenbahnbau, die Bevölkerung und den Handel der europäischen Staaten und Anzeigen neuerschienener Bücher. Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um die Reichhaltigkeit dieser Zeitschrift zu zeigen und unsere Leser auf dieselbe aufmerksam zu machen.

(Leipzig.) Die hier erschienenen „harmlosen Gedichte eines Anti-Muckers" enthalten einen „Abendsegen Michels" mit dem frommen Schluß:

So, lieber Gott, erhalte mich
Im traulichen Dunkel ewiglich,
Und sollte Licht es dennoch werden,
So nimm mich lieber von der Erden.

Einem ultramontanen Korrespondenten des westphälischen Merkurs aus Breslau, der sich gegen die Deutschkatholiken ausgelassen hatte, weist die „Schlesische Zeitung" nicht weniger als vierundsiebenzig Unwahrheiten nach! Allerdings viel für einen einzigen Artikel und für einen frommen, glaubenseifrigen Briefsteller.

Neben dem abgeschmacktesten Kunst-Enthusiasmus treiben die Wiener Kunst-„Enthusiasten" auch eine schmähliche Deutschverderberei. So schreibt einer von ihnen: „Direktor Pokorny hat der Gesangslionne der Jetztzeit 100,000 Frcs. angetragen" ꝛc. Gesangslionne und Jetztzeit — was für scheußliche und sprachwidrige Zusammensetzungen!

Korrespondenz.

Stuttgart, 24. Mai.

Bei unserem Hoftheater gehen noch immer eine Menge wichtiger Veränderungen vor und es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß eine fast völlige Umgestaltung erfolgt. Uebrigens können Sie bei dieser Gelegenheit auch sehen, wie weit die Sucht gewisser Leute nach Berichtigungen öffentlicher Besprechungen von Dingen geht, die vielleicht nicht gerade in ihren Wünschen liegen, und was davon zu halten ist. Ich habe Ihnen seiner Zeit geschrieben, daß Mad. Dessoir bestimmt sey, Fräul. Stubenrauch zu ersetzen, daß Baron v. Taubenheim als Intendant abtrete und daß wahrscheinlich Fräul. Walter als Primadonna hieher zurückkehren werde. Dagegen erschien in Ihrem Blatte (Didaskalia Nro. 358 v. 29. Dec. 1845) eine Berichtigung, welche wörtlich also lautete: „Eine dieser Tage in Ihrem Blatte enthaltene Mittheilung aus Stuttgart muß dahin berichtigt werden, daß Mad. Dessoir nicht bestimmt ist, Fräul. Stubenrauch zu ersetzen, daß Baron v. Taubenheim nicht seinen Posten als Intendant verläßt und daß Fräul. Walter nicht als Primadonna zurückkehrt." Wer hat nun Recht gehabt? Hr. Baron v. Taubenheim ist abgetreten und durch Hrn. v. Gall ersetzt; Fräul. Stubenrauch hat sich von der Bühne zurückgezogen und Mad. Dessoir ist in der That bestimmt, einen Theil ihrer Rollen zu übernehmen, die jener Berichtiger wahrscheinlich einer andern hier bereits angestellten Dame zugedacht hatte. Was Fräul. Walter betrifft, so sind allerdings die Unterhandlungen seither ganz abgebrochen worden und sie wird vorerst wenigstens nicht hieher kommen, zum großen Bedauern aller Derer, die unbefangen nur das Beste unserer Oper im Auge hatten. Allein es ward bedeutend gegen sie intriguirt, weil Einige gerne die Marr hier gesehen hätten, und da dot ein Ausbleiben über den gesetzlichen Urlaub Vorwand genug. Ich glaube aber, daß man es bereits genug bereut hat. Mad. Fehringer vom Hamburger Theater hat bereits in drei Rollen, Lucretia, Marie und Desdemona, in Cannstatt gastirt, allein man ist ohne Zweifel zur Einsicht gekommen, daß ihre Acquisition nicht im Interesse der Anstalt läge. Gutes Spiel, kolossale, kräftige Stimme, die namentlich in den Mitteltönen ausgezeichnet, Coloratur und Schule lassen sich ihr gar nicht absprechen, dagegen ermangelt sie schon gar sehr der Jugendfrische, kurz sie ist eine Primadonna zur Retour. Fräul. Walter dagegen, die gar manche Fehler hat, ist in der Blüthe ihrer Jahre, ich glaube erst 23 Jahre, hat eine schöne, jugendfrische, kolossale Stimme, die sie nur zuweilen etwas zu sehr forcirt, eine herrliche junonische Gestalt, gutes Spiel, vielleicht zuweilen etwas outrirt, und was ihr an Schule abgegangen, kann sie sich seither in Wien und Berlin, wo sie große Vorbilder gehabt, angeeignet haben, oder kann es noch thun; jedenfalls besitzt sie alle Mittel für eine erste Sängerin und ist noch nicht im Abnehmen. Fräul. Marr, auf die man rechnete, kann nicht. Sollte es sich freilich bestätigen, was fortwährend behauptet wird, daß Jenny Lutzer (Frau Legationsrath Dingelstedt) engagirt würde, oder schon sey, so wäre das ein ungemeiner Gewinn und diese Erwerbung jeder andern vorzuziehen. Uebrigens sollen fast alle Stellen doppelt besetzt werden, und es wäre also doch noch eine andere erste Sängerin nothwendig. Als zweiter Bassist neben Hr. v. Kaier soll Dr. Held, früher in Karlsruhe, engagirt seyn, der mit einer herrlichen Stimme begabt ist. Eines jugendlich frischen ersten Tenors zu dem tüchtigen, aber auch bereits in Abnahme begriffenen Hrn. Rauscher wären wir noch benöthigt, da Hr. Jäger, der zweite Tenor, zwar eine ungemein melodische, liebliche Stimme, eine ausgezeichnete Schule, vollkommene Taktfestigkeit besitzt, aber voraussichtlich leider nicht von langer Dauer, wenigstens etwas schwacher Stimme ist. — Fräul. Aldini, vom Frankfurter Theater, gastirte vergangene Woche zweimal im Hoftheater zu Cannstatt und gefiel besonders in der Rolle des Lochen im „verwunschenen Prinzen", wo sie wiederholt gerufen wurde. — Für's Ballet geschieht unter dem neuen gediegenen Balletmeister Fenzl aus Wien gleichfalls wieder sehr viel, was aber auch höchst nothwendig war, wollte man es nicht ganz eingehen oder auf ein Nichts herabsinken lassen. Das Wichtigste, was man indeß in Betreff unseres Theaters hört, ist, daß der Hr. Intendant v. Gall demnächst eine größere Reise zur Anwerbung neuer Mitglieder durch ganz Deutschland antreten wird, wozu er mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen seyn soll, um das hiesige Theater wieder auf den Rang, den es früher als eines der ersten Kunstinstitute Deutschlands inne gehabt, zu erheben. — Mit dem neuen Theaterbau schreitet es rasch vorwärts und soll nach den Versicherungen Aller im Innern jeden Anforderungen der Neuzeit sowohl an Eleganz, Zweckmäßigkeit, vorzüglicher Maschinerie, Beleuchtung (mit Gas) u. s. w. entsprechen.

Mainz, 29. Mai.

Morgen wird hier die schon längst vorbereitete große Blumenausstellung eröffnet. Die Anstalten dazu werden in einem grandiosen Style getroffen und machen, so viel man jetzt schon sehen kann, wo noch bei weitem nicht Alles vollendet ist, einen auffallenden Effect. Die Personen, welche die Leitung übernommen haben, stellten sich die Aufgabe, etwas Neues, etwas Ueberraschendes zu liefern, und wir glauben, es ist ihnen gelungen. Bei dem Eintritte in die geräumige Halle fällt das Auge des Beschauers auf einen in der Ebene befindlichen Garten im Rococostyle, mit Wasserkunst, Statuen, Verzierungen und Gruppen von Gesträuch und Blumen mit Beeten aller Art, dessen Anordnung ungemein gefällig und, wir müssen sagen, reich ist. Hat er hier zur Genüge sich umgesehen, hat er die schönen Beete umgangen, die Gruppen betrachtet, so empfangen ihn auf beiden Seiten Blumen und Gesträuche und leiten ihn nach der Mitte des großartigen Gebäudes, wo er mit Staunen eine tyroler oder schweizer Gegend im Hintergrunde sieht, die beinahe bis zum Dache des Gebäudes reicht und auf deren Höhe eine Kapelle steht. Ein überraschender, ein wunderschöner Anblick, diese Felsen, diese Berge und Hügel, die bemoosten Erhöhungen, das Gerölle und die einfache Einsiedlerkirche! Nie hat man die Natur besser copirt. — Die Preisvertheilung, die morgen Abend im großen Casinosaale stattfindet, ist gleichfalls des Besuches werth und wir glauben, nicht zu viel zu sagen, wenn wir annehmen, daß mehrere Hunderte daran Theil nehmen werden. Bis zum Dienstag Abend bleibt die Ausstellung dem Publikum geöffnet.

Main-Wasserwärme: 1. Juni, Morgens, 8 Uhr: 14 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 1 Juni. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Donnerstag, 5. Juni. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 151. Mittwoch, den 3. Juni 1846.

Robespierre's Taufe.

Eine Novelle von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

„Welche Bewandtniß hat es denn eigentlich mit diesen geheimen Verhaftsbefehlen, deren Erwähnung schon die Pariser — Hoch und Niedrig — so sehr in Harnisch jagt, als fürchteten sie, das Theuerste in der Welt gewaltsam einzubüßen? Wer erläßt die Befehle? gegen wen? von wem und wie werden sie vollstreckt?" So jagte eine Frage des aufgeregten Vulkan die andere.

„Laß mir nur Zeit, Bruder," entgegnete bedächtiger der Bäcker, „gerne will ich Dir diese eben so merkwürdige als wichtige Sache, so geheim sie vor dem Volk gehalten wird, nach meiner Wissenschaft davon aufklären. — Eine große Anzahl Blanquets von diesen Lettres de cachet, mit dem Namenszuge des Königs versehen, befindet sich in den Händen der Minister. Da finden sich denn viele Abnehmer zu dieser seit Jahrhunderten gangbaren Waare. Alles saubere, respektable Leute: Günstlinge der Minister oder ihrer Maitressen und wirkliche Käufer."

„Käufer?" fuhr der Vulkan auf, — nun und der Kaufpreis?"

„Dieser richtet sich je nach der Würde des käuflichen Objets —" lautete die Antwort. „Der redliche Vorgesetzte z. B. zahlt für die geräuschlose Aufhebung eines vorwitzigen Subalternen, der ihm zu tief in die Karten geblickt hat, 2 — 500 Livres, der noble Graf, dessen Ehre seine Tugend ist, für die Einsperrung seines verhaßten Gegners 500 — 1000 Livres."

„Potz Element! welcher einträgliche Handel!" rief der Vulkan aus. „Wie ist das weitere Verfahren in dieser interessanten Rechtssache?"

„Der Inhaber eines Blanquets," fuhr der Bäcker fort, „füllt dasselbe mit dem Namen des Aufzuhebenden aus, und erhält von dem Minister eine angemessene Zahl Häscher und einen verdeckten Wagen zur unbeschränkten Disposition. Es bleibt nun seine Sache, die günstigsten Orts- und Zeitumstände zur Abfertigung des seiner Rache oder seinem Zorn Verfallenen zu benutzen."

„Wird die Sache nicht vor die kompetente, richterliche Behörde gebracht und daselbst verhandelt?"

„Bewahre!" erwiederte der Bäcker, „wer möchte sich so muthwillig an den Pranger stellen? Sobald das Opfer der Bosheit in der Bastille eingesperrt ist, wird der Verhaftsbefehl kassirt. Die Mehrzahl ist dann todt für die Welt, so wie die Welt für sie, es sey denn, daß der Eine oder der Andere, nach dem gangbaren Ausdruck, gebessert der bürgerlichen Gesellschaft wiedergegeben werden soll, in welchem Falle Namen und Zelle be- und verzeichnet werden."

„Ein entsetzlicher Zustand der Rechtspflege unseres Landes!" murmelte dumpf der Vulkan. „Die Unglücklichen werden hier wenigstens, zum Ersatz für den Verlust ihrer persönlichen Freiheit, gut gehalten, verpflegt und behandelt?" —

„In dieser Hinsicht blicken wir vergebens mit erweiterter Pupille in die Finsterniß einer rabenschwarzen Nacht. Ist aber Volksstimme Gottesstimme, so höre einen Fall an, der unter dem Volke von Mund zu Munde geht und Glauben hat. — Niemand hat wohl Lettres de cachet mehr gehandhabt, als unter der vorigen Regierung der verworfene Abbé Terray, Finanzminister und öffentlicher Räuber. In seinen Bureaux arbeitete ein talentvoller junger Mann Namens Garnier, dessen Vater, ein verabschiedeter Offizier, seine zahlreiche Familie von einer mäßigen Pension aus der Staatskasse ernährte. Jener Wolf in Menschengestalt hatte die Grausamkeit, die Pension zum Besten der Staatsfonds — wie er dekretirte — einzuziehen und die Familie dem bittersten Elende preiszugeben. Der tiefgebeugte, seinen Vater verehrende Sohn entschloß sich, in einem Immediatvorstellen dem Könige darzulegen, wie wenig dankenswerth die Verwaltungsweise der Finanzen sey, namentlich in Betreff der Einziehung von Pensionen, da einerseits Tausende von achtbaren Familien dadurch zur Verzweiflung gebracht, andererseits die erpreßten Gelder von zügellosen Höflingen vergeudet würden. Unglücklicher Weise fiel durch Verrath das Manuscript in die Hände des entmenschten Financiers, und ehe noch zwölf Stunden vergangen waren, saß der unglückliche Garnier in der Bastille. Dieses ereignete sich im Frühjahr 1772, also zwei Jahre vor dem Regierungswechsel."

„Wurde der junge Mann bei dieser Gelegenheit aus seinem Kerker entlassen?" fragte der Vulkan.

„Nein, denn leider erst nach dem Verlauf eines langen Jahres, nach der Thronbesteigung des regierenden Königs, wurde der nichtswürdige Staatsdiener seines Amtes entsetzt. Der Kommandant erhielt die strengsten Vorschriften in Hinsicht der Verpflegung des jungen Garniers. Dem zufolge erhielt der Gefangene Anfangs 5 Pfund Kost täglich. Alle acht Tage kam 1 Loth von diesem Gewicht in Abzug, so daß nach nicht vollen drittehalb Jahren dem grausam Gemißhandelten täglich 1 Pfund Nahrungsmittel verabreicht wurde, und dabei verblieb's ein rundes Vierteljahr. Darauf ward ihm eröffnet, Se. Excellenz seyen ihm wiederum in Gnaden gewogen und gewillet, ihm nach 24 Stunden ein einträglicheres Amt zu verleihen, und hätten demgemäß Befehl gegeben, den Schwergeprüften und Gebessertbefundenen reichlich mit Speis' und Trank zu versorgen. Es wurden nun für den Gefangenen sechs Gänge von den ausgesuchtesten Leckerbissen und diverse Flaschen des köstlichsten Burgunders und Champagners aufgetragen."

„Nun, das nenne ich eine fürstliche Tafel!" bemerkte frohlockend der Vulkan, „wenn die Speisen und Weine nur nicht vergiftet waren."

„Das eben nicht," fuhr der Erzähler zögernd fort, „und dennoch wurde der junge Mann, ein Opfer des Todes. Er aß und

Digitized by Google

trank im Uebermaß — und wie viel bedurfte es dessen? — und starb in der nächsten Stunde am Schlagflusse."

„Teuflische Grausamkeit!" fuhr der Vulkan grimmig auf, „wo ist das Ungeheuer, daß ich es, seinen Schädel zerschmetternd, in die Hölle fördere?"

„Der Raubmörder empfängt seit 11 Jahren seiner Thaten Lohn," antwortete der Bäcker. „Laß uns heimkehren, Bruder, mein Herz ist so beklommen, als wäre die Luft im Bereiche dieser Stätte vergiftet und als wanke der Boden unter meinen Füßen."

„Gut," sprach der Vulkan, „wir wollen nach Hause zurück; denn mir ist's nicht besser zu Muthe. Zu welchem Zweck die vierte Etage und die Thürme dienen, kannst Du mir auf dem Heimwege erklären."

„Der vierte Raum," erörterte der Bäcker weiter, „soll zum Munitions- und Montirungs-Magazin und zur Aufbewahrung der alten Parlamentsakten dienen, so wie bedeutende Getreideschüttungen und Vorräthe von Särgen enthalten. Zur Zeit eines feindlichen Angriffs kann in den acht Thürmen Militär postirt werden, durch welche Maßregel die Besatzung um die Hälfte vermehrt wird.

„Wer ist der jetzige Kommandant und wie ist sein Charakter?"

„Kommandant von der Bastille ist ein alter, braver Oberst, Namens Launoy, allgemein geachtet. Er macht den Gefangenen ihr Schicksal nach Kräften und Möglichkeit erträglicher, und läßt auch mich jährlich einige Tausend Livres verdienen."

„Das ist lobenswerth," entgegnete der Vulkan darauf; „den Mann möcht' ich gern von Person kennen lernen."

„Den Besuch können wir ihm nächster Tage machen," erwiederte der Pariser, „nur merke Dir's wohl, von Staatsgeheimnissen, die er zu bewahren hat, darf man mit ihm nicht sprechen."

(Fortsetzung folgt.)

Neue Weise. *)

Es klang in deutschen Landen
Ein lieblicher Gesang
Von süßen Liebesbanden,
Von grünem Frühlingsdrang.

Da war ein sorglos Reimen,
Da kam nur „Herz" auf „Schmerz",
Da ließ man sich nicht träumen
Den starken Reim von „Erz."

Das war ein Sang von „Lauben",
Von „Pracht" und „Sternennacht",
Da wollte man nicht glauben,
Daß sich auch reimt „erwacht"!

Das ist nun anders worden,
Es tönt ein neuer Sang —
Der deutsche Sängerorden
Erweckt nun lautern Klang.

Die kleine Lieb' der Herzen,
Die ist nun groß und stark,
Das Spiel mit Frühlingsscherzen
Ward Völkerfrühlingsmark.

Der Nachtigallen Klage
Wird bald verstummen ganz,
Daß nur die Lerche trage
Ihr Lied zum Morgenglanz.

Von stiller Lauben Flüstern
In süßer Sternennacht
Läßt nimmer sich umdüstern
Der Geist, der aufgewacht.

Und siegentflammend wettert
Des Tages stahlend Erz,
Und Lerchenjubel schmettert —
Statt Nachtigallenschmerz!

*) Aus den „Frühlingsboten aus Oesterreich" von Hermann Rollett, Jena. Fr. Luden, 1846.

Die Luftfahrten des Aëronauten Christian Lehmann in Wien.

(Wien, 27. Mai.) Schon seit langer Zeit hatten wir nicht das Schauspiel eines kühn in die Lüfte emporsteigenden Aëronauten gesehen, als im Herbste des verflossenen Jahres Hr. Lehmann wieder einmal eine ähnliche Reise mit glücklichem Erfolge zurücklegte. Die lebhafte Theilnahme, welche sein muthiges Unternehmen gefunden, schien ihm Anlaß gegeben zu haben, seine hochfliegenden Pläne weiter auszudehnen. Er construirte einen sogenannten „Gesellschaftsluftballon", den „Adler von Wien", welcher längere Zeit hindurch in der k. k. Winterreitschule zur Besichtigung aufgestellt war. Dieser Aërostat gehört wohl zu den größten, die je verfertigt worden; er hat 32 Fuß im Durchmesser und 50 Fuß in der Höhe, trägt eine Last von 900 Pfunden, und bedarf zur Füllung 17,154 Kubikfuß Wasserstoffgas. Er ist sammt dem oder demselben angebrachten Fallschirme aus 1200 Ellen Groode Napits verfertigt und mit zwei Flügeln versehen, mit welchen der Luftschiffer den Lauf seines Fahrzeuges lenken wollte. Mit diesem Ballone stieg Hr. Lehmann, begleitet von Hrn. Dr. Natterer, am 20. April d. J. zum ersten Male vom Feuerwerksplatze im Prater empor; die Luftschiffer erreichten eine Höhe von 6000 Fuß, blieben in derselben bei einem Thermometerstande von 0 Grad R. erst lange Zeit auf einem Punkte stehen, trieben dann gegen die Auen jenseits der Leopoldstadt, wo sie sich bis auf ungefähr 40 Klafter der Erde näherten, stiegen hierauf wieder im raschen Fluge 9000 Fuß hoch bis zu den Wolken empor, wo sie bei einer Temperatur von — 8° R. Schnee und Reif auf ihre Gondel niederfallen sahen, und kamen endlich um 7 Uhr Abends zwischen Floridsdorf, Süßenbrunn und Leopoldau glücklich wieder zur Erde.

Auch die zweite Luftfahrt des Hrn. Lehmann, welche am 23. Mai d. J. im Prater von derselben Stelle aus unternommen wurde, ward vom schönsten Frühlingswetter und vom glücklichsten Erfolge begünstigt. Die Reisegesellschaft bestand diesmal aus Hrn. Lehmann, Hrn. Dr. Natterer und der ungefähr siebenzehnjährigen Tochter des Ersteren. Um ¾ auf 6 Uhr war die Füllung des Ballons beendigt; nun wurde die Gondel, auf einem etwas erhabenen Gerüste stehend, mit den nöthigen Geräthschaften, physikalischen Apparaten u. s. w. ausgerüstet, die Reisenden stiegen ein, schüttelten noch einmal ihren Freunden die Hände, und im stolzen Fluge erhob sich 1 Minute vor 6 Uhr das scheinbar so schwache und gebrechliche Fahrzeug zu einer namhaften Höhe. Von da aus wurden Gedichte, Papierbänder von 200 Fuß Länge u. dgl. herabgeworfen, bald unterschied man mit freiem Auge nur mehr die wehenden Fahnen, und gegen halb 7 Uhr hatte der Aerostat eine solche Höhe erreicht, daß er nur mehr einer kleinen Kugel glich. Von da an begann er zu sinken, verschwand um ¾ auf 7 Uhr

Digitized by Google

aus dem Gesichtskreise, und kam um 1/4 auf 8 Uhr in Oberalbeck im Dornbacher Gebirge glücklich zur Erde. Um 1/4 auf 9 Uhr sahen wir die muthigen Luftschiffer in einem Lienfiaker wieder wohlbehalten durch die Rothenthurmstraße nach Hause fahren, und freuten uns dessen um so mehr, als wir nicht ohne bange Besorgniß drei Menschen in einem leichten Korbe zu den Wolken emporsteigen gesehen hatten. Sie hatten, wie wir aus sicherer Quelle wissen, eine Höhe von 8200 Fuß erreicht, wo sie einen Thermometerstand von unter 0 Grad R. und gänzliche Windstille fanden.

Das Glück findet immer seinen Mann.

Im Jahr 1827 sprach der Schustergeselle Heinrich Brisch aus Herschberg bei Zweibrücken um Arbeit an bei dem Schuhmachermeister Friedrich Weisbender zu Dürkheim. Der ärmliche Anzug des Gesellen, wergene Hosen und ein abgewaschenes Nanking-Wämmschen, vermochte dem Meister nicht viel Vertrauen einzuflößen. Auf die Frage, ob er im Stande sey, einen solchen Stiefel, wie der ihm vorgezeigte, zu sohlen, antwortete er: „So Arbeit han euch noch net gemacht." Er wurde darauf mit einem Geschenk entlassen. Doch ließ ihn der Meister bald wieder in der Stadt aufsuchen, um ihn zum Flicken zu verwenden. Das offenherzige, ehrliche Gesicht des Gesellen gefiel Allen; er war fleißig und aufmerksam und brachte es bald dahin, daß er die feinsten Saffian-Schuhe ohne Beihülfe fertigen konnte. Brisch war sparsam und machte nie blauen Montag. Sein erspartes Geld gab er dem Meister aufzuheben, und bald hatte er sich nicht nur anständig gekleidet, sondern sah sich auch im Besitze einiger Rothpfennige. Da bekam er einen Brief, daß er der Militärpflichtigkeit Genüge zu leisten habe. Das Schicksal wollte, daß er eine sehr geringe Nummer zog. Statt die Muskete auf den Rücken zu nehmen, ging er mit seinem Felleisen über die französische Gränze, in der Absicht, nach Amerika zu reisen. Bald war seine Baarschaft verzehrt und Noth und Mangel sah ihm aus jedem Knopfloch heraus. Fast wollte es ihn bedünken, daß ihn das Schicksal verfolge, weil er dem Vaterlande untreu geworden, und der Entschluß, reuevoll wie einst der verlorne Sohn zurückzukehren, wäre zur Ausführung gekommen, wenn ihm nicht beigefallen wäre, daß man Denen, die auf diese Weise den Reißaus nehmen, keine gemästeten Kälber schlachtet, wenn sie ins Vaterland zurückkehren. So kam er mit dem nackten Leben in Havre an. Wo aber die Ueberfahrtskosten hernehmen? Er war so glücklich, daselbst Arbeit zu bekommen, und nach vielfachen Anstrengungen und Entbehrungen hatte er sich die Ueberfahrtskosten erspart.

Am amerikanischen Boden angekommen, warf er seinen Geldbeutel in die Luft und er fiel, so lang er war, quer und langsam herab. Brisch bekam in Newyork Arbeit. Nach drei Jahren hatte er sich eine ansehnliche Summe erspart und verheirathete sich. Durch seine Geschicklichkeit als Schuster erhielt er im Jahr 1835 in der Industrie-Ausstellung zu Newyork die erste Prämie. Er wurde Meister und ist jetzt Herr seiner großen Schuhfabrik und — eines großen Vermögens.

Von vielen Hundert Deutschen wurde er schon besucht; er ist ihnen ein Vater und Freund. Aber seine Güte wurde auch schon oft mißbraucht. Das Zutrauen, das er in Newyork genießt, ist so groß, daß ihn die Stadt und die deutsche Gesellschaft zum Agenten für die Auswanderer ins Innere berufen hat, und kürzlich las man: „Brisch und Compagnie ist das einzige Bureau, durch welches die Auswanderer gut, sicher und ohne geprellt zu werden ins Land kommen können."

Ein edler Mensch ist nie undankbar. Vor nicht langer Zeit erhielt Brisch's Meister in Dürkheim ein Geschenk in Gold, dessen Werth auf einige Hundert Gulden geschätzt wird. Aber er liebt nicht allein seinen Dürkheimer Meister, sondern auch den Dürkheimer Wein, von dem er zuweilen ein Faß bezieht, das aber nicht unter 600 fl. per Fuder kosten darf. Kommt ein Deutscher zu ihm, so wird der deutsche Geist aus dem Keller heraufbeschworen und ihm die Freiheit geschenkt.

Vergesset es nicht, ihr deutschen Söhne, wenn ihr nach Newyork kommt, den edlen Mann aufzusuchen. Er wohnt 43 Curtlant Street. (Dürkh. Anzeigebl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Aachen, 28. Mai.) Freundlicher hat sich uns seit lange nicht das Pfingstfest genaht, als in diesem Jahre. Immer hat Aachen, so oft unter den rheinischen Schwesterstädten der alten Kaiserstadt die schöne Aufgabe zufiel, das von ihnen ins Leben gerufene Musikfest zu begehen, sie auf das würdigste zu lösen gewußt. Aber gewiß werden wir erst diesmal das Fest sich zu seiner schönsten Blüthe entfalten sehen. Noch nie verbürgten die Zahl und Tüchtigkeit der Mitwirkenden im Chor und Orchester, die von allen Seiten ihre Theilnahme zugesagt haben, so wie die glänzenden Namen, welche für die Solopartieen gewonnen wurden, einen so großen Erfolg. Sämmtliche Partien sind durch die besten Kräfte besetzt, und wenn wir obenan Fräul. Lind nennen, so stehen ihr doch Talente zur Seite, welche sie auf das würdigste zu unterstützen vermögen. Die lebhafteste Freude erregt es aber, daß wir zum ersten Mal auch bei uns Hrn. Mendelssohn als Leiter des Festes begrüßen können, der schon am Rhein so Herrliches geleistet und dort überall eine so dankbare Erinnerung zurückgelassen hat. Nachdem er gestern mit Fräul. Lind hier eingetroffen, wurde er denselben Abend durch ein Ständchen unserer trefflichen Gesangvereine, der Liedertafel und der Concordia, herzlichst bewillkommnet und hat heute schon begonnen, die Proben zu dirigiren. Die große Zahl der zu erwartenden Gäste wird in den gastlichen Mauern unserer Stadt, die diesmal ihre Saison unter den heitersten Aussichten eröffnet, wie immer die freundlichste Aufnahme finden.

(Trier, 26. Mai.) Hier, wie in Koblenz, hat sich von Seiten der jesuitischen Propaganda eine Nachcensur gebildet, ein Verein von Herren, der auf allen Cafés umherschleicht und dorten aus den Zeitungsheften in der Weise Kater Murrs Auszüge macht, d. h. die Seiten ausreißt, welche Stellen enthalten, die den hochwürdigen, im Dunkeln schleichenden Vätern mißliebig sind, wozu alle freisinnigen Aeußerungen, wie bekannt, zu rechnen. Diese Nachcensurmaßregel ist weit strenger als die vielfach besprochene russische Maßregel: mißliebige Stellen mit Druckerschwärze zu überstreichen, die wenigstens dem Leser die Rückseite unverkümmert sichert; sie ist übrigens wirkungslos, da in Deutschland eine solche Erdrückung der Wahrheit wohl unmöglich seyn und bleiben dürfte.

(Eine uneigennützige Schiedsrichterin.) Unlängst warf in einer Menagerie einer der Wärter zwei jungen Löwen einen Schafskopf vor, den sie unter ergötzlichem Knurren und Heulen in Empfang nahmen. Sofort entspann sich unter ihnen ein heftiger Streit über das Mein und Dein, da die beiden Genossen, gleich Schuljungen, wenn sie etwas finden, statt sich zu einer gleichen Theilung zu verstehen, nach dem eigennützigen Grundsatze „Mir Alles, dem Andern Nichts" verfuhren. Mehr als ein Mal wandelte der Schafskopf während des Kampfes aus den Krallen des einen in die des andern; bis endlich die Löwin sich als Schiedsrichterin erhob und durch zwei tüchtige Püffe die Streitenden trennte, welche sich sogleich niederduckten und in den Hintergrund des Käfigs schlichen. Darauf legte sich die Löwin wieder ruhig nieder und theilte mit den Zähnen und Krallen die Beute geschickt

Digitized by Google

in zwei gleiche Theile, die sie ihren beiden Jungen vorlegte, ohne selbst einen Bissen anzurühren.

(Aus Franken, 24. Mai.) Dieser Tage ist in der Umgegend vom Bamberg wieder ein Opfer des Jagdmonopols gefallen. Ein Jagdaufseher hatte einen berüchtigten Wilddieb, den Sohn eines begüterten Bauers, in der Nähe seines Dorfes mit einem geschossenen Rehe betreten und verhaftet. Auf seinen Hülferuf eilten aber die Dorfbewohner herbei, den Gefangenen zu befreien, wobei einer derselben, der Vater einer zahlreichen Familie, einen Schrotschuß in den Unterleib erhielt, woran er hoffnungslos darniederliegt. Aehnliche Fälle wiederholen sich fast mit jedem Jahre.

(Aus Oberitalien, Mitte Mai.) Die Eisenbahn zwischen Lucca und Pisa schreitet zwar sehr voran, wird aber schwerlich vor dem nächsten Jahre ganz fertig seyn. Der Bahnhof in Lucca wird ein wahrer Palast, ganz im Prachtstyle ausgeführt, was freilich dem Beutel der deutschen Aktionäre nicht sehr zu statten kommen wird. Nichtsdestoweniger erhalten die luccheſischen Eisenbahnunternehmer so reichliche Geldsendungen aus Deutschland, daß sie gar nicht mehr wissen, was sie damit anfangen sollen, und daher Bankgeschäfte damit treiben. Vor kurzem sprach ich darüber mit einem eben so wackern als gescheuten luccheſischen Signore, der mir sagte: „Die Deutschen müssen doch eine sehr reiche und zugleich sehr gutmüthige Nation seyn, denn sie schicken Millionen nach Lucca, um eine prachtvolle Eisenbahn für uns errichten zu lassen, wozu wir nicht einen Soldo hergeben."

In Mailand ereignete sich letzthin der gewiß seltene Fall, daß ein zum Tode verurtheilter Raubmörder, nachdem er bereits drei Tage in der Kirche ausgesetzt gewesen, wegen plötzlicher Erkrankung des Scharfrichters aus Bergamo nicht gehenkt werden konnte, da sich Niemand zu diesem Geschäfte fand. Da die ausgestandene Todesangst in der Regel als Strafe angesehen zu werden pflegt, so ist man begierig zu erfahren, was mit dem Delinquenten nunmehr geschehen wird.

In Teplitz hat die jüdische Gemeinde einen wichtigen Schritt vorwärts gethan, indem sie mit Beistimmung ihres Rabiners die zweiten Feiertage für sich abgeschafft hat. Dieses Beispiel steht in Deutschland noch einzig da und verdient allgemeine Nachahmung. Mehrere Gemeindeglieder haben indessen gegen diese Abschaffung protestirt und beim Kreisamt eine Beschwerde eingereicht; man ist auf den Entscheid der Behörde gespannt.

Hr. Vidocq erklärt im „Morning Herald": er sey weder in der Nachbarschaft von Brüssel gestorben, noch sey er so arm, wie wie einige Zeitungen ihn gemacht haben, sondern er lebe zur Zeit bei leidlicher Gesundheit und in leidlichen Umständen in der großen Stadt London, Lisle-Street, Leicester-Square.

Korrespondenz.

Büdingen, 29. Mai.

Am gestrigen Tage feierten wir im hiesigen Kreise ein landwirthschaftliches Fest ganz eigener Art, welches aber gewiß zu den schönsten, die seither in unserm Lande stattgefunden haben, gezählt werden darf. Es wurden nämlich die in den Gemeinden Stockheim und Ostermorstadt gemachten Wiesenanlagen resp. die sie betreffenden Flächen den Gemeinden übergeben und waren hierzu, in Folge öffentlicher Bekanntmachung, viele Freunde der Landwirthschaft selbst aus entfernten Gegenden erschienen, die gewiß alle höchst befriedigt über die ausgezeichnete Ausführung der fraglichen Anlagen sich entfernt haben. Wir können aber auch nicht umhin, unsere Anerkennung Demjenigen, welcher sie mit so unermüdlicher Thätigkeit und ausgezeichneter Umsicht in's Leben gerufen, zu Theil werden zu lassen. Es ist dies der seit vorigem Jahre hierher berufene Secretär und Technikr des landwirthschaftlichen Vereins für die Provinz Oberhessen, Hr. E. Fries, ehemaliger Offizier in königl. preußischen Diensten. Wie die betreffenden Gemeinden seine anspruchslose, mit würdiger Haltung vereinte Wirksamkeit anerkannten, war daraus zu ersehen, daß die Bürgermeister von Stockheim, Ostermorstadt, Niedermorstadt und Staden in Auftrag der betreffenden Ortsvorstände, Namens der Gemeinden, Hrn. Fries in schriftlichen Urkunden ihren innigst gefühlten Dank zu erkennen gaben; es waren dies wirklich erhebende Momente, wie diese Leute mit wahrhafter Rührung in ungeschminkter Rede Demjenigen den Dank der Gemeinde darbrachten, der ihr früher fast werthloses Gemeindeeigenthum zu einem bedeutenden Ertrage gesteigert und dabei mit so uneigennützigem Streben und mit der nicht allen Technikern eigenen Rücksicht zu Werke gegangen war. Das Vereinspräsidium des landwirthschaftlichen Vereins der Provinz Oberhessen, so wie der in- und Ausländer als thätiger Beförderer unserer landwirthschaftlichen Zustände rühmlichst bekannte ge. Oeconomierath Dr. Zeller haben uns mit ihrer Gegenwart beehrt und sprachen laut ihre vollste Anerkennung über die ausgezeichneten Leistungen des Hrn. Fries aus und auch wir glauben, daß unser Verein eine Acquisition gemacht hat, wie sie wohl nicht besser hätte gemacht werden können. Er hat nunmehr sein Probestück bestanden und kann ihm jede Gemeinde oder Private mit ruhiger Zuversicht, ohne nur nach Kosten oder Voranschlag zu fragen, die Verbesserung ihrer Wiesen anvertrauen.

Mainz, 28. Mai.

Ein Artikel aus Rheinhessen in Nro. 146 dieses Blattes spricht sich anerkennend über ein Wettgesangfest rheinhessischer Singvereine aus, das im Juni d. J. zu Mainz stattfinden soll. Berichtigend mag hier erklärt werden, daß dieses Fest nicht von der Liedertafel zu Mainz, sondern von einer Anzahl Mitglieder derselben veranstaltet wird. Der Vorschlag dazu ging allerdings von der Liedertafel aus, hatte sich der ungetheilten Zustimmung des Vorstandes und des Ausschusses dieses Vereines zu erfreuen, wurde auch von der Majorität der Generalversammlung der Liedertafel, die aus activen und inactiven Mitgliedern besteht, genehmigt, scheiterte jedoch durch das Verfahren einer verhältnißmäßig sehr kleinen Anzahl activer Mitglieder, welche das Project, das statutengemäß von drei Viertheilen der activen Mitglieder gutgeheißen seyn mußte, in geheimer Abstimmung aus bis jetzt unbekannt gebliebenen Gründen verwarfen. — Viele fanden sich dadurch veranlaßt, das schöne Unternehmen unter eigenem Namen zur Ausführung vorzubereiten, und wurden in ihrem Vorhaben durch die Theilnahme des bei weitem größern Theils der Liedertafel unterstützt. — Das Fest wird nun in entsprechender Weise am 8. Juni nächsthin, Vormittags 10½ Uhr, in der hiesigen Feuchthalle, die so trefflich zu musikalischen Aufführungen sich eignet, stattfinden. — Die Wettgesänge, ein ernstes und ein heiteres Quartett von jedem der concurrirenden 12 Vereine, deren Mitgliederzahl über 450 beträgt, gesungen, wechseln mit allgemeinen Gesängen ab, die von sämmtlichen Vereinen unter der Mitwirkung der hiesigen Vereine „Liederkranz" und „zum Einklang" und von Mitgliedern der hiesigen Liedertafel, zusammen nahe an 600 Sängern, vorgetragen werden. Die Vertheilung der von auswärtigen Preisrichtern zuerkannten vier Preise beschließt die Feierlichkeit. — Möge der edle Zweck des Unternehmens, die Gesangsbildung zu fördern und neue Gesangvereine in's Leben zu rufen, deren heilsame Folgen auf Erstlung so lebendig sich zeigen, nicht vereitelt werden!

Main-Wasserwärme: 2. Juni, Morgens, 8 Uhr: 15 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 3. Juni. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Redacteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 152. Donnerstag, den 4. Juni 1846.

Robespierre's Taufe.

Eine Novelle von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

2. Robespierre.

An einem Nachmittage im Juni des Jahres 1789 saß der alte Kommandant von der Bastille, Oberst Lounoy, in seinem gepolsterten Armsessel, wie es schien, mit vielem Interesse einen Brief lesend. Der Oberst war ein loyaler Unterthan und königlicher Mann aus innerer Ueberzeugung, und die Regierung konnte zur damaligen Zeit keinem würdigeren Offizier den wichtigen Posten eines Bastillen-Kommandanten anvertraut haben. Der Bischof von Arras, welcher ein naher Verwandter der verstorbenen Oberstin war, hatte ihm einen Empfehlungsbrief zugesendet, um seinen Zögling, Maximilian Robespierre, von dem er in den damaligen bewegten Zeiten große Hoffnungen hegte, dem gastfreien Biedermanne zu empfehlen.

Die Kaffeemaschine stand vor ihm auf einem kleinen Tisch. Er blickte auf, bewegte schmunzelnd sein Haupt und rief halblaut vor sich hin: „Antoinette, der Kaffee läuft, der Krahn ist nicht gehörig zugedreht!" — Aber sein Ruf ward von Niemand vernommen. Er las etwa zehn Minuten weiter. Darauf bemerkte er wieder aufblickend, daß der braune Trank schon den Tisch erreicht hatte, und rief lauter: „Antoinette, meine Tochter, der Kaffee läuft!" — Wo in aller Welt mußte die Gerufene gewesen seyn, daß sie auch diesmal die väterliche Stimme nicht hörte? — Der Oberst las noch immer weiter. Endlich brach der Kaffee sich Bahn vom Tische und drohte den Leser zu überschwemmen. Das war dem alten Manne zu kraus; seinen Platz jedoch immer noch behauptend, rief er so laut, daß er auch im Nebenzimmer gehört werden konnte: „Antoinette, mein Kind, um's Himmelswillen, der Kaffee läuft! Was hast Du auch Deinem Viennimé so eifrig mitzutheilen, daß Du meinen wiederholten Ruf nicht vernahmst?"

Erschrocken eilte das Mädchen, von ihrem Geliebten gefolgt, aus dem Nebenzimmer herbei und entdeckte nun, noch mehr bestürzt, den Grund der väterlichen Entrüstung. Augenblicklich bemmte sie mit einem Griff die Kaffeefluth, und eine Dienerin trocknete Tisch und Boden.

„Warte mit Sorgfalt Deines Amtes," sprach der Vater begütigt und belehrend, „so ersparst Du mir die doppelte Mühe. Der heutige Nachmittag ist für Dich, mein Kind, recht unglücklich; Du wirst noch ein Mal für den Kaffee Sorge tragen müssen."

„Aber, lieber Vater," sprach die Tochter einschmeichelnd, und drückte einen Kuß auf die väterliche Hand, „Sie hätten mich dieser Mühe leicht überheben können."

„Freilich wohl, meine Tochter, aber Du weißt doch, daß ich vorsichtig bin und denke, was Deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz."

Nach einer Viertelstunde war der Kaffee wiederum aufgetragen, und Vater, Tochter und Bräutigam saßen in traulichem Gespräch um den Kaffeetisch. „Nun, meine Kinder," nahm der Oberst das Wort, „sagt mir doch aufrichtig, wie gefällt euch unser Gast von Arras, der zu einer Verlobung mit eingeladen war?"

„Aufrichtig gestanden, lieber Vater," antwortete die Jungfrau, „wenn er ja einen Eindruck auf mich gemacht hat, so war es ein unangenehmer."

„Ich merke schon," gegenredete der Vater lächelnd, „Deine Sinne und Dein Herz werden nur durch einen Gegenstand angezogen, alles Andere langweilt und berührt Dich unangenehm. Hüte Dich, ungerecht zu urtheilen und zu seyn! Wir wollen mit dem Zufälligen anfangen. War Herr Robespierre nicht elegant gekleidet?"

„O ja, das läßt sich nicht bestreiten, seine Kleidung war nett und von kostbarem Stoff, kontrastirte nur zu sehr gegen sein bleiches Angesicht; ich möchte sagen, er sah fast revolutionär aus."

„Gemach, mein Kind, daß Deine Zunge sich nicht versündige! Das Gesicht können wir uns nicht selbst geben. Es ist wahr, Herr Robespierre sieht bleich aus, das machen aber die Studia. Dein bayer Onkel, der hochwürdige Bischof, der ihn hier in der Hauptstadt erziehen und bilden ließ, hat vollgültige Zeugnisse seines Fleißes und Wohlverhaltens in Händen."

„Er ist ein Dreißiger," bemerkte sehr schelmisch die Tochter, „aber sein verloschener Blick und sein dünnes Haupthaar wollen, wie hämisch, ihm eines reiferen Alters zeihen."

„Männer von ausgezeichneten Talenten werden früh reif, das wissen wir aus Erfahrung," sprach der Apologet, „aber die Minderzahl mag und kann sich bei dem schönen Geschlecht so einschmeicheln, wie unser Maupertuis, der, trotz seiner auffallenden Häßlichkeit, die Damen in den vornehmsten Zirkeln durch Witz und eine unnachahmliche Leichtigkeit in der Conversation bezauberte."

„Diese beiden Gaben vermiß ich eben an dem Herrn Robespierre," versetzte das Mädchen; „er giebt sich zwar die Mühe, durch Anbringung von erlernten Redensarten zu witzeln, aber von eigentlichem Mutterwitz, der wie ein elektrischer Funke uns erschüttert, ist dabei gar nicht die Rede. Uebrigens ist der Ton seiner Rede heiser und schnalzend."

„Du nimmst es mit der Beurtheilung junger Männer haargenau, seitdem Du verlobte Braut bist; aber Dein Urtheil über den Herrn Robespierre ist unbillig und von der Wahrheit abweichend. Ich bleibe dabei, er ist ein Mann von Talent; mag ihm immerhin die Volubilité der Zunge abgehen. Wie mächtig ergreifend, ja begeisternd ist der schriftliche Ausdruck des unsterblichen Buffon, und in welchem auffallenden Gegensatz ließ er sich in der Conversation gehen! Dieses Loos mag auch unser Gastfreund

Digitized by Google

aus dem dunkeln Schoß der Natur gezogen haben. Du solltest diese seine Schutzschrift lesen, und Du würdest mit mir ausrufen: welche neue, treffliche Ansichten! welcher Gedankenreichthum, welch edler, würdevoller Ausdruck! Der Verfasser verdient unsere Hochachtung und Freundschaft; er ist der Gnade unseres guten Königs würdig, dessen landesväterliche Fürsorge er so innig fühlt und öffentlich rühmend anerkennt!"

„Was bürgt uns dafür lieber, guter Vater," widersprach das geistreiche Mädchen, „daß die neuen, trefflichen Ansichten und die Gedankenfülle in dieser Broschüre, bis auf den Ausdruck, ächt und kein gelehrter Diebstahl sind, kompilirt aus wissenschaftlichen Werken, die uns, da wir meistens nur belletristische Sachen lesen, unbekannt sind. Können wir ferner behaupten, daß der Kompilator das gefühlt, was er aufs Papier geworfen hat? Wollte er nicht aus Ehrgeiz der mächtigsten Partei im Staate nur schmeicheln, um sich den Weg zu Ehrenstellen zu bahnen?"

„Ich sehe wohl," beschloß der Oberst, ein wenig schmollend über dieses Zwiegespräch, „ich muß zum ersten Mal im Streite mit Dir die Retraite schlagen lassen; hier ist an das Tribunal der Billigkeit nicht zu appelliren. Verliebte werden von dem Glanz der Glorie, in welcher sie den Gegenstand ihrer Liebe beständig sehen, geblendet, und man muß es schon für verzeihlich halten, wenn sie in diesem traurigen Zustande unfähig sind, die Vorzüge Anderer zu würdigen. — Und nun Ihre Meinung, Herr von St. Hilaire."

„Convenio," sprach der Angeredete.

„Bravo, mein Sohn! doch mit mir?" —

„Um Vergebung! — mit Antoinetten."

„Aha! Sie denken wohl, es ist Pflicht, dem schwächeren Theil beizustehen," versetzte der Oberst darauf.

„Ih, Sie haben ja die Retraite schlagen lassen; doch wollen wir unserm mächtigen Gegner gern eine goldene Brücke bauen."

„Ei, ei, nur nicht zu großmüthig," begann der kampflustige Alte von neuem, „über Sie gedenke ich auch auf dem Rückzuge Vortheile zu erhalten. Was haben Sie noch in specie an meinem Clienten, für den ich die Waffen ergriffen habe, auszusetzen?"

„Herr Robespierre schien Antoinetten mehr Aufmerksamkeit zu beweisen, als mir gefiel," sprach der Verlobte mit einiger Betonung.

(Fortsetzung folgt.)

Das Buch der Narrheit.

Von Ludwig Kalisch.

Mit Holzschnitten. Mainz, Verlag von J. Wirth. 1845. 8.

Die trefflichen Aufsätze der Narhalla vom Jahre 1845 werden hier, an Gestalt und Gehalt veredelt, in einem eleganten Bande, dem eine vorzüglich gelungene Titelvignette nebst klassischer Erklärung beigefügt ist, den Freunden heiterer Lektüre geboten. Der unerschöpfliche Reichthum des Verfassers an schlagenden Witzen und ergötzlicher Laune ist zu bekannt, als daß wir auf die Vorzüge seiner Leistungen besonders aufmerksam zu machen nöthig hätten. Wer in der Absicht sich zu erheitern — und auch der Ernsthafteste dürfte mitunter ein solches Bedürfniß fühlen — das Buch der Narrheit in die Hand nimmt, der darf mit Gewißheit erwarten, seinen Zweck zu erreichen. Ref. hörte vor einiger Zeit, ein Mann, den man sonst selten lachen sieht, sey, mit dem Buche „der Narrheit" in der Hand, in ein solches Lachen gerathen, daß ihm die Thränen von den Wangen herunterliefen. — Solche Thatsachen sind für den Werth dieses Buches vielleicht nicht minder entscheidend, als die günstigste Kritik. Wir theilen unsern Lesern einige Aphorismen, wenn auch nicht solche närrischen Inhaltes, nachstehend mit:

Die Perle verliert nichts an Werth, wenn sie auch auf dem Miste läge; und dieser verliert nichts an Verachtung, selbst wenn er auf der Perle ruht. Und so muß man eine einzige Tugend selbst in dem Herzen eines Verbrechers schätzen, und so das kleinste Laster verachten, selbst wenn es sich in das Herz eines Weisen verirrt.

Die Hunde werden nie von den Löwen, sondern die Löwen von den Hunden gehetzt.

Eigenlob ist von Selbstbewußtseyn sehr genau zu unterscheiden. Dieses ist das Fundament, auf welchem die Individualität eines wahren Menschen fest und sicher ruht; jenes aber ist ein plumper, aber morscher Balken, mit dem ein hohler wankender Mensch sich am besten zu stützen glaubt. Man braucht nur ein bischen an dem Balken zu rütteln und der ganze Mensch sinkt augenblicklich zusammen.

Die Menschen nach den Vorzügen der Geburt ordnen, ist eben so lächerlich, als wenn man sie nach dem Alphabet ordnen wollte.

Nur durch bittere Erfahrungen eignet man sich die Satyre an, so wie die Kinder erst nach den heftigsten Schmerzen Zähne bekommen.

Ein kokettes Frauenzimmer betrachtet die Welt als ein Liebhabertheater.

Die Menschen schenken gewöhnlich der Lüge im Gewande der Wahrheit viel mehr Glauben, als der Wahrheit im Gewande der Dichtung; daher finden falsche Priester viel mehr Anhänger als wahre Poeten.

Das Leben läßt sich so gut von der rosigen Licht- wie von der dunkeln Nachtseite betrachten. Es gibt keinen hellen Glücksstern, der nicht von einem hellern verdunkelt, kein großes Unglück, das nicht von einem größern übertroffen werden könnte. Wer über eine Million zu gebieten hat, kann sich unglücklich fühlen, daß ihm nicht zwei Millionen beschеert worden; und wer keinen Heller besitzt, kann sich glücklich preisen, daß er keine Schulden hat. Wer im Alter eine feste Gesundheit genießt, kann sich immer noch beklagen, daß er nicht ewig Jüngling geblieben, und ein Jüngling, der an Gicht leidet, kann sich glücklich preisen, daß er weder blind noch lahm geboren.

Kann sich nicht ein gesunder, reicher, angesehener Mann unglücklich schätzen, daß er nicht zugleich ein schöner Mann ist? Und wie glücklich kann sich am Ende der an heftigen Zahnschmerzen Leidende fühlen, daß er nicht auch noch von der Kolik heimgesucht worden? Ich habe einen frommen Gelehrten gekannt, der, als er auf dem Glatteis ein Bein gebrochen, mit wahrer Inbrunst Gott, dem Herrn, für die Wohlthat dankte. Als man ihn fragte, worin die eigentliche Wohlthat bestünde, antwortete er: „Ist es nicht eine Wohlthat, daß ich nur ein Bein gebrochen? hätte ich nicht Hals und Bein zugleich brechen können?" — Dieser Mann war durchaus nicht unglücklich zu machen. Mit einem Wort: Unser Glück wie unser Unglück liegt in uns selber, in der Art und Weise, wie wir, durch unser Temperament bestimmt und gestimmt, unsere Lage auffassen. Das wahre Glück besteht demnach darin, daß man sich durch kein Unglück niederbeugen lasse, so wie umgekehrt, das wahre Unglück darin besteht, daß auch das heiterste Geschick uns nicht glücklich zu machen vermag.

Als Ludwig XIV. dem Kritiker Boileau die von Seiner allerchristlichen Majestät eigends verfertigten Gedichte zeigte und ihn um ein Urtheil ersuchte, erwiederte Boileau: „Sire, Ihnen ist nichts unmöglich. Sie wollten schlechte Gedichte machen und es ist Ihnen ganz trefflich gelungen."

Der Deutsche gleicht der Rebe. Den wahren Geist erhält er erst, nachdem er gepreßt wird.

Digitized by Google

Wenn Schweigen der Gott der Glücklichen ist, so sind die Deutschen das glücklichste Volk auf Erden.

Oft genug werden schlechte Bücher von guten Menschen, noch öfter aber gute Menschen in schlechten Büchern beurtheilt.

Mannichfaltigkeiten.

(Passau, 28. Mai.) Heute Vormittags um 11 Uhr trat ein bei dem Sprengen der oberhalb Passau in der Donau befindlichen Felsen verwendeter Arbeiter mit einem 12 Pfund Schießpulver enthaltenden Sacke auf dem Rücken in die Schmiedewerkstätte des Hrn. Gschaider, um reparirte Bohrwerkzeuge abzuholen. Während er sich, um diese Werkzeuge vom Boden aufzuheben, niederbeugte, wurde das Pulver im Sacke durch die umhersprühenden Funken entzündet, und es erfolgte eine so heftige Explosion, daß die drei in der Nähe arbeitenden Schmiedegesellen sehr bedeutend verletzt und alle Fenster und Thüren der Werkstätte zertrümmert wurden. Auch in den nahe gelegenen Häusern zersprangen viele Fensterscheiben. Auffallend genug kam der Arbeiter, auf dessen Rücken sich der Pulversack entzündete, nur mit einer leichten Beschädigung davon. In allen Gebäuden der Nachbarschaft ward die Erschütterung verspürt.

(Koblenz, 1. Juni.) Gestern Mittag nach 12 Uhr hatten wir das seltene Schauspiel einer Windhose; dieselbe kam bei gänzlicher Windstille von dem Kemperhof, durchzog zwei Häuser hoch das Rauenthal, mächtige Sandwirbel aufwerfend, bis zur Nähe des Judenkirchhofs, ging von da an dem Montalembert'schen Thurme vorbei und löste sich auf an der Allee des Weißerweges; auf der Moselbrücke, von wo aus diese Erscheinung häufig beobachtet wurde, war gänzliche Windstille, und dauerte an fünfzehn Minuten.

(Ein Schwabenstreich.) Der „Stuttgarter Beobachter" meint, die allgemeinen Klagen über Egoismus und Darniederliegen aller patriotischen Aufopferungsfähigkeit seyen auf Stuttgart wenigstens noch nicht passend. Als Beleg führt er folgenden Vorfall an: „Die Aufopferungsfähigkeit für gemeinschaftliche Zwecke ist Gottlob noch nicht ganz von hinnen gegangen. Der Ausschuß einer hiesigen Gesellschaft hatte den Auftrag, in einem Gasthof ein gemeinschaftliches Essen zu bestellen. Um nun den Auftrag der Gesellschaft pünktlich und zur Zufriedenheit zu vollziehen, um in der Lage zu seyn, dem Wirthe etwaige Bemerkungen machen zu können, welche dem gemeinschaftlichen Zwecke dienen würden, entschließt sich der Ausschuß zuvor zu einem Probe-Essen. Ist das nicht Gewissenhaftigkeit? — Jedenfalls aber — liegt in einem solchen Beschlusse nicht ein köstlicher Humor?"

(Berlin.) Eins der originellsten Industrie-Projekte soll mit dem 1. Juni hier ins Leben treten, das Institut eines „Pfeifen-Abonnements", errichtet von dem Erfinder einer neuen Art von Pfeifen, L. Schramm, Königsstraße Nr. 44. Jeder Abonnent erhält jeden Morgen (oder, nach Wunsch, jeden Abend) eine oder mehrere Pfeifen, völlig gereinigt und mit gutem Varinas fertig gestopft, so daß sie nur in den Mund genommen und angezündet zu werden braucht. Für je eine Pfeife täglich ist der monatliche Abonnementspreis 15 Sgr., bis 9 Pfeifen täglich monatlich 3 Thlr. Es werden neue, anständige Pfeifen geliefert. Jeder Abonnent zeichnet die seinigen, um gewiß zu seyn daß er immer dieselben erhalte. Auf diese Weise hofft der originelle Unternehmer die Pfeife wieder in ihre alten, heiligen, historischen Natur-, Familien- und Menschenrechte einzusetzen und die usurpirte Macht der Cigarre, welche jetzt von den schmutzigen Mäulern der Schusterjungen bis zu den rosigen Lippen emanzipirter Damen alle rauchenden Individuen beherrscht, wieder zu brechen. Alles raucht Cigarren der Bequemlichkeit wegen, obgleich es viel theuerer und namentlich für die Augen schädlicher und nicht so wohlschmeckend ist, als das Tabakrauchen aus guten, reinen Pfeifen. Wird eine Filial-Anstalt in einer andern Stadt gewünscht, mag sich vorläufig ein Comité dort bilden.

(Stuttgart, 27. Mai.) Das Schillersfest wurde hier in der gewöhnlichen Weise, von herrlichem Wetter begünstigt, gestern auf der Silberburg abgehalten. Der Ort der Festlichkeit war namentlich auch in Folge der eben stattfindenden Maimesse besonders zahlreich besucht. Die Rede für das Fest hatte Professor L. Bauer noch vor seinem Tode verfaßt. Es war ihm nicht mehr vergönnt dieselbe vorzutragen. Seinem eigenen letzten Wunsche folgend, hatte Hr. Hofsänger Pezold den Vortrag übernommen. Man mag sich denken, daß der Eindruck auf die Zuhörer kein gewöhnlicher war, indem die Feier dadurch eine gedoppelte wurde, die Feier zum Andenken Schillers und eine Todtenfeier für L. Bauer, dessen Geist auf diese Weise an die Stätte beschworen wurde, wo er auch das vergangene Jahr in so beredter Weise dem großen Dichter seine Verehrung dargebracht hatte.

Der amerikanische Präsident giebt große Staatsgesellschaften, wie sie an den europäischen Höfen gebräuchlich sind, und die amerikanischen Journale schildern dieselben regelmäßig und ausführlich. Man ersieht aber aus diesen Beschreibungen, daß in jenen Gesellschaften eine seltsame Mischung von Menschen und Trachten aller Art erscheint. Während die Gesandten der fremden Mächte in großer Uniform, mit allen ihren Orden geschmückt, und ihre Frauen und Töchter in glänzenden Ballkostümen sich einfinden, kommen viele Amerikaner mit ihren Frauen oder Männer allein und Frauen allein in den ganz gewöhnlichen Anzügen, und es sieht sehr komisch aus, wenn die amerikanischen Journale in Nachäffung der Londoner die Personen namentlich aufführen, welche erscheinen und den Anzug jedes Einzelnen beschreiben. Da heißt es z. B.: Die Frau Auctionator D— aus Washington: blaues Atlaskleid und eben solche Schuhe, großer Kopfputz mit einem ungeheuer großen silbernen Kamme im Haar; Frau L.: grobes rothes Wollenkleid, Häubchen von Mouslin, Stiefeln; Fräulein D.: scharlachrother Spenzer, weißes Gazekleid, einfach geflochtenes Haar; Hr. W.: brauner Jagdrock, große Ueberschlagstiefeln und dicker Stock ꝛc. So geht es Spalten lang fort, und man kann sich darnach eine Vorstellung von der gemischten Gesellschaft machen, welche sich in dem Hause des Präsidenten bewegt. — (Allg. Modenztg.)

Korrespondenz.

Leipzig, 30. Mai.

Wir hörten hier die Vorträge eines jüdischen jungen Literaten, Wolfsohn, aus Posen gebürtig, über deutsche Literaturepochen (Minnesänger, Luther, Lessing, Jean Paul). Diese sorgfältig einstudirten Vorträge bieten allerdings durchaus keine Tiefe der Auffassung, bestechen aber durch Rededecoration und wohllautenden declamatorischen Vortrag Diejenigen, die mit dem befriedigt sind, was klingt. — Daß der flotte Journalist Oettinger sich über das dem Theaterdichter Oettinger mit einem seiner Kindlein hier widerfahrene Unheil den Kopf nicht abreißen würde, war zwar gewiß. Für die Zweifler beweist es seine neueste Nummer des Charivari, die seiner Aufführung und ihren Kritikern ein wahres Charivari bringt.

Mainz, 30. Mai. — Eingesendet.

In die Mainzer Korrespondenz in Nro. 147 und 148 der Didaskalia über die hiesige dritte Generalversammlung der Actionäre der hessischen Ludwigsbahn sind mehrfache Unrichtigkeiten eingeflossen, die eine Berichtigung fordern. Es war nämlich nicht Hr. Fr. Heyder, der

Digitized by Google

veranlaßte, daß zwischen dem Scrutinium die Herren Techniker ihre Berichte erstatteten sondern Hr. Spiro. Ebenso war es nicht Hr. Belli der vor der zweiten Wahl aufmerksam machte: bei dieser wiederholten Abstimmung auf einen Auswärtigen Bedacht zu nehmen, der an der Böse Einfluß habe ꝛc., — sondern es war dies Hr. Fr. Heyder, welcher Letztere auch, als man ihn ersuchte, der Versammlung einen solchen zu nennen, den Hrn. Spiro empfahl. — Die Mittheilung aber über die Debatte wegen des Anschlusses und Baues der Frankenthaler Bahn ist noch weit wesentlicher entstellt wiedergegeben. Hr. Belli war es allerdings, der diese Frage zuerst aufwarf; allein, nachdem der Verwaltungsrath ihm darauf erklärt hatte, daß zwischen der Mainzer und Frankenthaler Verwaltung bereits Verhandlungen statt gehabt, diese aber zu keinem Abschluß hätten gebracht werden können, weil bis jetzt hierzu beide Unternehmungen noch nicht weit genug vorangeschritten gewesen seyen; nachdem auch Hr. Denis erklärt hatte, daß die Frankenthaler Voraedeiten bereits weiter angefertigt seyen, als die hessischen, daß ferner Baiern sicher wohl dann werde, wie Hessen begonnen habe, und daß jene Bahn so ohne alle Schwierigkeiten und leicht ausführbar sey, daß sie im Vergleich zur hessischen selbst in der halben Zeit vollendet werden könne; nachdem endlich noch von den anwesenden Frankenthaler Verwaltungsmitgliedern Schlinck und Zöller dies Alles wiederholt erklärt und bestätigt worden war, Ersterer sogar noch seine Privatansicht dahin ausgesprochen hatte, daß er nicht zweifle, daß die Frankenthaler gewiß bauen würden, wie Hessen seinen Bau ernstlich in Angriff genommen haben würde, und dies selbst dann, wenn die Fortsetzung von Speier nach Steaßburg auch noch nicht bis dahin definitiv sollte entschieden seyn; nachdem von demselben ferner noch vorgeschlagen worden war, daß die Mainzer Verwaltung deshalb eine Anfrage an die Frankenthaler stellen möge, die dann in deren nächster Generalversammlung, am 15. Juni, gleich könnte erledigt werden, welchen Antrag Hr. Fr. Heyder ebenfalls unterstützte, — nachdem alles dies vorausgegangen war, ergriff He. Belli wiederholt das Wort und glaubte sich mit allen diesen Erklärungen nicht beruhigt, „da er in Frankenthal noch kein Geld sehe." *) Da aber nach Größe und Lage beider Staaten es sich ganz von selbst versteht, daß Hessen größeres Interesse haben muß, die Bahn gebaut zu sehen, wie auch, daß Hessen nochmal so viel Zeit zum Bau nöthig hat als Frankenthal; da ferner auch alle Welt weiß, wie bisher die Opposition bei der hessischen Bahn öffentlich die ausgeschriebene Einzahlung der ersten 5 resp. 4% erschwerte und selbst verweigerte; endlich noch die Frankenthaler einen sicheren Tadel gerade von dieser Opposition sich zugezogen haben würden, hätten sie während diesen dieseitigen Kämpfen ebenfalls für ihre Strecke Zahlungen erheben wollen. — so lag doch gewiß als Erwiderung für Hrn. Belli — der vor Allem nur Geld in Frankenthal sehen wollte, die Versicherung jenes Frankenthaler Verwaltungsmitgliedes ganz nah: „in Frankenthal seyen zwar noch keine Einzahlungen ausgeschrieben worden, er sey aber gewiß, daß, wenn dies nächstens geschehe, sie prompter wohl erfolgen würden, als dies bei Andern geschehen." **) Daß dies kein „lautes Mißfallen in allen Theilen des Saales" erregen konnte, selbst bei entschiedener Betonung, begreift sogar Der, der nicht anwesend war, wenn er nur unparteiisch das Vorausgegangene zusammenstellt; Jene aber, die zugegen waren, die wissen, daß kein lautes Mißfallen, wohl aber ein lautes Bravorufen erscholl. Diese Erwiderung konnte natürlich höchstens nur Jenen mißfallen, die nicht prompt ihren Verbindlichkeiten nachgekommen waren, und kein Artikel wird doch wohl — selbst in die Ferne nicht — die Welt glauben machen wollen, daß Jene die Majorität des Tages gebildet hätten. Ebenso wird von Denen, die anwesend waren, Niemanden ein „mehrseitiges Bravorufen" gehört haben, das den Schluß der Rede des Hrn. Belli begleitet haben soll, wohl aber war dies der Fall bei Hrn. Spiro, der mehreremalen die Worte, Wünsche und Anträge des Hrn. Belli zu allgemeiner Verständigung sehr glücklich interpretirte.

*) Seine eigenen Worte.
**) Seine eigenen Worte.

Usingen, im Mai.

Es freut mich, Ihnen aus zuverlässigster Quelle melden zu können, daß alle Schwierigkeiten, die dem Bau unserer wetterauischen Chaussee bis jetzt im Wege standen, glücklich gehoben sind und nunmehr der Bau auf nassauischer Seite in der Kürze beginnen wird. Diese Verbindung mit Hessen ist uns um so nothwendiger, als die jetzigen Wege nach Butzbach und Friedberg bei schlechtem Wetter ganz unpracticabel und lebensgefährlich sind. Auch bleibt ohne diese Straße unsere Gegend von den Vortheilen der wetterauischen Eisenbahn ganz ausgeschlossen. — Der große Fleiß, welchen man bei uns der Wiesencultur zuwendet und die Erfahrungen, die man seit einigen Jahren gemacht hat, haben unseren großen und kleinen Landwirthen die Ueberzeugung beigebracht, daß ein Wiesencultur-gesetz eine unabweislich nothwendige Bedingung fernerer Fortschritte ist. Auch wird die Anstellung eines intelligenten Wiesenbaumeisters für unser Amt dringend gewünscht und die Zweckmäßigkeit der Consolidation unserer Stadtgemarkung wird weit allgemeiner eingesehen, als dies je früher der Fall war. Unendlich viel könnte zur Förderung dieser Reformen geschehen, wenn unsere reifere Schuljugend über Gegenstände von so naheliegender practischer Wichtigkeit aufgeklärt würde, anstatt sie mit den Gräuelthaten der römischen Kaiser und der Geographie von China und Afghanistan zu plagen. Wir hoffen dies um so mehr, als unsere sogenannte Realschule endlich eine Totalumwandlung erlitten hat, zur großen Freude unserer gesammten Bürgerschaft.

Sirßen, 27. Mai.

Am gestrigen Abend gab hier im Saale des Gasthauses zum Einhorn der Pianist Hr. J. A. Pacher aus Wien ein Konzert vor einem gewählten Auditorium, unter welchem sich auch die hohen Herrschaften von Lich befanden. Dieser Klavierkünstler fand hier einen so ungetheilten Beifall, wie noch keiner von Allen, welche vor ihm hier Konzerte gegeben. Besonders gefiel an ihm, daß er bei außerordentlicher Fingergeschicklichkeit die Bravour doch immer nur in den Hintergrund stellte und den poetischen und melodiösen Theil stets vorwalten ließ. Er spielte auf einem vorzüglichen Steicherflügel, welchen Hr. Postmeister Kempf mit freundschaftre Zuvorkommenheit dem Konzertgeber offerirt hatte.

Gelnhausen, 27. Mai.

Daß auch unser von der Natur so reich begabtes Kinzigthal von den Schwingen des Zeitgeistes nicht ganz unberührt geblieben ist und namentlich dem Sinne für gesellige Einigung, obwohl noch in der Dämmerung begriffen, eine baldige Morgenröthe in Aussicht zu stehen scheint, davon lieferte der verflossene Sonntag einen unumstößlichen Beweis. Angeregt und geleitet von mehreren Gesangsfreunden der k. baierischen Stadt Orb fanden nämlich an diesem Tage unter Concurrenz der Liedertafeln von Steinau, Wächtersbach, Gelnhausen, Meerholz und Langenselbold in der Nähe des eine Stunde von hier gelegenen Dorfes Wirtheim, Landgerichts Orb, in dem durch Napoleon's Rückzug 1813 bekanntee gewordenen Engpaß verschiedene Gesangsproductionen statt, welche unseren Erwartungen vollkommen entsprachen. Die Vorbereitungen resp. Anordnungen zu diesem Feste konnten nicht anders als zweckmäßig genannt werden. Speisen und Getränke ließen nichts zu wünschen übrig.

Berichtigung.

In den Schluß des Artikels: „Vorläufige Erläuterungen" in Nro. 150 der Didaskalia hat sich durch Ueberspringen einer Zeile ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen, der gerade das Gegentheil von dem sagt, was gesagt werden sollte. Es muß nämlich dort Sp. 1, Z. 9 von unten der zweiten Columne heißen: „Der Unterschied besteht allein darin, daß die Deutschkatholiken sich selbst und alle Andern als Suchende betrachten und sich also benehmen, während ihre Gegner sich also gebärden, als hätten sie das Seelenheil schon und lächerlicher Weise noch von einem Suchenden reden u. s. w."

Main-Wasserwärme: 3. Juni, Morgens, 8 Uhr: 15 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 5. Juni. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Akth., Musik von Mozart.

Redacteur: J. L. Holbein. — Druck und Verlag von Keller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 153. Freitag, den 5 Juni 1846.

Robespierre's Taufe.

Eine Novelle von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

„Aber, lieber Armand," fiel die Jungfrau eifrig ein, „er könnte mich auf Händen tragen, so würd' ich ihm wahrhaftig weniger Dank wissen, als einer Sänfte, die uns einen bessern Dienst leistet."

„Halt!" bedrohte sie der Vater, „bekämpfe ihn nicht; er hat es mit mir zu thun, und ich hoffe, ihm gewachsen zu seyn. Mein ehrenwerther Gegner, schon so früh hat die Schlange der Eifersucht ihr Gift in Ihr Herz fließen lassen? Zu meinem Wohlgefallen liefert Ihre Bemerkung uns zwar den Beweis, daß das so eigenthümlich ausgeprägte Zeitalter Louis quatorze und Louis quinze, wo die Ausübung wahrer Liebe durch ausgebildete Galanterie alle Eifersucht verbannte, bereits der Geschichte angehört; aber sollen wahre Liebe und anständige Galanterie nicht neben einander bestehen können? Wer ist wohl galanter als ein Franzose? und Herr Robespierre ist nach meinem Dafürhalten ein Franzose von ächtem Schrot und Korn."

„Ich pflichte Ihnen bei, verehrter Herr Oberst," entgegnete der Verlobte, „man kann und muß gegen das schöne Geschlecht galant seyn, aber in den Schranken einer gewissen mittelalterlichen Ritterlichkeit, frei und offen vor aller Welt; die Blicke des Besprochenen dagegen schienen mir so lauernd. — Gleich einem Chevalier d'industrie, gab er sich Mühe, Antoinetten vertraut in's Ohr zu flüstern. Dieser Umstand müßte, urtheile ich, den Anstand verletzend seyn."

„Verzeihen Sie, wenn ich widerspreche. Herr Robespierre ist als Empfänger großer Wohlthaten aus der Hand eines unserer würdigsten Blutfreunde so gut wie mit uns verwandt; dazu habe ich ihn um seiner loyalen Gesinnung willen recht lieb gewonnen, und so können wir ihm immerhin in Ansehung seines Betragens gegen ein Mitglied unserer kleinen Familie einen Grad von unschuldiger Vertraulichkeit gestatten. Ich hoffe, Sie werden bald die Ueberzeugung gewinnen, daß diese kleine Gunstbezeugung von unserer Seite, unbeschadet Ihrer Rechte an Antoinetten, ihm eingeräumt werden könne."

„Im Punkte der Verletzung meiner Rechte an meine Verlobte ist eben die Vertraulichkeit die Pointe meiner Besorgniß," nahm Armand de St. Hilaire das Wort. „Robespierre spielt nebenher den verkappten Schleichhändler, wenn schon auf die Gefahr hin, seine Waare nicht abzusetzen. Er schwatzte Antoinetten von dem Eindrucke vor, den ihre Reize auf den Grafen Mirabeau gemacht hätten."

„Bei welcher Gelegenheit sah Dich der Graf, meine Tochter?" fragte der Oberst aufmerksam.

„In einer Assemblée bei der Frau v. Staël tanzte er einigemal mit mir," antwortete die Jungfrau unbefangen.

„Nun," schloß der Oberst, „wenn der Graf Dein Aeußeres gegen einen Deiner Bekannten einer vortheilhaften Beurtheilung würdigte, so wollen wir ihm insgesammt dafür Dank wissen, denn sein Geschmack ist der eines Kenners weiblicher Grazie, und unsern Gastfreund wollen wir entschuldigen, daß er ein wenig aus der Schule geplaudert hat. Die Zeit jenes gewaltigen Geistes wird von der Leitung wichtiger Staatsgeschäfte zu sehr beansprucht, als daß ihm einige Stunden zur Ausspinnung von Liebesintriguen übrig blieben. Ueberdies sind Sie, Herr v St. Hilaire, Offizier und zum Schutze der Rechte aller Stände auserkoren. Sie, dächt' ich, dürften am wenigsten bloßen Einflüsterungen wegen besorgt seyn." —

3. Graf Mirabeau.

Graf Mirabeau ging in seinem Hotel, in Gedanken vertieft, auf und nieder. Endlich setzte er sich auf einen mit Leder bezogenen Stuhl an den Arbeitstisch und ergriff die Feder. Da klopfte zu wiederholtenmalen eine furchtsame Hand an die Thüre seines Kabinets. Als das Klopfen zum dritten Male stärker und vernehmlicher wurde, rief er fortschreibend: „Entrez!" Jetzt machte er Punktum, sah sich über die linke Schulter nach der Thür um, erhob sich aber, als er den Hereingetretenen und Harrenden erblickte, mit der Gewandtheit des vollendeten Weltmannes vom Stuhle und sprach mit jener sonoren Stimme, die den Beherrscher der Geisterwelt ankündigt: „Ah, bon jour Mr. le Deputé d'Arras! Welcher Umstand verschafft mir die Ehre Ihres heutigen Besuchs? Ja, ja, das war ein heißer Tag, der 24. Juni! Ich danke Ihnen für die Bereitwilligkeit, mit der Sie meinen Vorschlag zur Verfertigung der Assignaten unterstützt haben. Wir wollen doch sehen, was die dekretirten 400 Millionen wirken werden. Nach meiner Berechnung freilich wenig. Aber es bricht mit diesem Dekret, hoffe ich, die Morgenröthe besserer Zeiten an, als die jetzigen unter Mr. Neckers Finanzministerium sind. Nicht wahr? Herr Kollege."

„Herr Graf," antwortete Robespierre, „Ihre Initiative hat stets so entschieden die öffentliche Meinung für sich und ist so sehr in der Natur der Sache gegründet, daß sie sich nie und von Niemand wird ablehnen lassen. Darf ich aber gehorsamst bitten, von Staatsangelegenheiten zu abstrahiren? Ein ganz heterogener Gegenstand gibt mir heute Gelegenheit, Ihnen meine Aufwartung zu machen."

„Eh bien!" nahm der Graf wieder das Wort, „mag der Mund übergehen, wovon das Herz voll ist! Kein Gegenstand ist so trivial, daß er dem Manne von Geist nicht eine interessante Seite zeigte."

„Der ehrenwerthe Graf," bat Robespierre, „wolle an die Assemblée bei der Frau Staël-Holstein zurückdenken."

„Die Königin der Assemblée," fiel Mirabeau lebhaft ein, „war

Digitized by Google

nicht Antoinette von Frankreich, sondern **Antoinette von Launoy**, die schöne Tochter des Commandanten von der Bastille — nicht wahr?"

„Ganz recht!"

„Wahrhaftig, eine mediceische Venus, dazu voll Feuer, Leben und Geist! Lebte sie zu Alexanders oder Cäsars Zeiten, ich weiß nicht, ob die Geschichte von Rorolanen und Cleopatraen spräche. Geben Sie ihr Helm, Schild und Speer — welche Venus Urania! Setzen Sie ihr den Myrthenkranz auf — welche Venus Eustephanos! Schauen Sie mich an, Robespierre, potz Element! seh' ich nicht dem häßlichen Vulkan, bis auf das lahme Bein, ähnlich? Ich wiederhol' es: ließen mir die Götter die Wahl zwischen einem Königreiche und **ihrem Besitz**, ich wäre keinen Augenblick wegen der Wahl verlegen. — Nun, was ist das Resultat Ihrer Forschung?"

„Sie ist **verlobt**," antwortete der Späher.

„Ventre saint gris! mit wem denn?"

„Mit einem Capitain von der Bastille, Namens de St. **Hilaire**, ich war zu dem Akt der Verlobung mit eingeladen."

„Pah!" versetzte der Graf in gedehntem Tone, „**die** Nachricht kitzelt fatal und spannt die Nerven ab; doch wenn ich auch pflichtgemäß allen und jeden verliebten Gedanken mir aus dem Kopf und Herzen schlage, das steht fest: das Mädchen ist **schön**, sehr schön und liebenswürdig und ihr Verlobter ist zu **beneiden**! Und wer mit ihr nur eine Viertelstunde spricht, muß gestehen, daß sie entzückt."

„Ein **wahres** Wort," stimmte Robespierre ein, „sie hat **mich**, wenn sich eine Gelegenheit darbot, mit ihr zu sprechen, oft in die **Enge** getrieben."

(Fortsetzung folgt.)

Waldkrieg der Russen im Kaukasus.

Die „Times" enthalten in einem Bericht ihres Korrespondenten darüber folgende interessante Mittheilung. Die Generale Freytag und Neskorow hatten vom Fürsten Woronzow den Auftrag erhalten, einen für die Beförderung von schwerem Geschütz gangbaren Weg durch die Forsten der Provinz Tschetnaja hindurch zu eröffnen und zu diesem Zweck die reiche Vegetation alter Eichen und anderer werthvollen Bäume, welche dieses Gebiet bedeckt und den Eingebornen die besten Vertheidigungsmittel liefert, niederzufällen und zu durchbrechen. Aber obgleich hiezu mehr als 10,000 Mann verwandt worden sind und diese Tag und Nacht gearbeitet haben, ist doch den Russen ihr Zerstörungswerk nur theilweise gelungen. Die natürlichen Hindernisse in Ost-Kaukasien sind schrecklicher Natur und die kräftige Vegetation dieser jungfräulichen Forsten trotzt nicht allein allen menschlichen Bemühungen, sondern selbst der zerstörenden Macht des Feuers. Es ist den Russen freilich gelungen, etwa 20 Werst weit eine Straße zu eröffnen; aber das reicht bei Weitem nicht aus, um den Erfolg der gegen die neue Residenz Schamyl's beabsichtigten Unternehmung zu sichern. (Diese Residenz heißt Weden und liegt auf dem rechten Ufer des Argun, nicht weit von der Quelle dieses Stromes.) Das Feuer, welches die russischen Bataillone nach allen Richtungen zu verbreiten sich bemühten, schwärzte zwar die Stämme der alten Eichen auf einer weiten Strecke; aber diese riesenhaften Bäume widerstanden dem zerstörenden Element, und es ward überall nothwendig die Art anzulegen. Unter den Truppen brachen nun, da sie während dieser kalten Winterquartiere sehr viel litten, fürchterliche Fieber aus, woran innerhalb sechs Wochen mehr als 500 Mann starben, während mehr als doppelt so viel von den Soldaten so entkräftet wurden, daß sie kaum die Waffen zu tragen im Stande waren. Aber der entschieden ausgesprochene Wille des Kaisers Nicolaus, so wie die Befehle des Oberbefehlshabers mußten vollzogen werden, und trotz des Murrens der Kranken und der auf dem Schneebett hingestreckten Sterbenden, mußten die vorgeschriebenen sechs Wochen in diesen Forsten verbracht werden. Die Angriffe der Gebirgs-Bewohner während dieser Arbeiten blieben weit hinter der Energie zurück, die sie voriges Jahr an den Tag gelegt; man kennt die Beweggründe nicht, weßhalb der Prophet Schamyl nicht in Person seine besten Truppen befehligte, welche das Innere des Bezirks von Taschkerie, des eigentlichen Kriegsschauplatzes, besetzt hatten. Er sandte an seiner Stelle zwei Häuptlinge, die Naibs Hadji Mahoma und Dschewad-Chan, mit 1000 Fußgängern und einen kleinen Trupp Reiter, um die entmuthigten Einwohner der niedern Tschetschnja zu zwingen, ihre Waffen zu ergreifen und den Feind zu belästigen. Aber General Freytag, einer der geschicktesten Offiziere der russischen Armee, der Gebirgs- und Forsten-Krieg lange Zeit studirt und betrieben hat, nahm treffliche Vorsichts-Maßregeln. Vier Bataillone wurden von ihm hinter den Bäumen im Hinterhalt aufgestellt, welche eine dreifache Linie versteckter Scharfschützen bildeten und die Arbeiten der Regimenter beschützten. Die Gebirgs-Bewohner wagten es in Folge dieses Hindernisses nicht, vorzudringen, da sie ohne Zweifel zu große Verluste befürchteten. Sie begnügten sich, aus der Entfernung zu feuern. Als aber die Russen ihre kalten Quartiere in den Forsten verließen und den Rückzug antraten, da wurden die Angriffe der Tschetschenzen wieder sehr lebhaft. Als der Vortrab der Russen bereits die Souja-Ufer erreicht, ward es nöthig, dem Nachtrab wiederum Verstärkungen zukommen zu lassen, da derselbe in einem schrecklichen Kampfe mit 5 — 600 Berg-Bewohnern verwickelt war, welche in fanatischem Eifer die Linie der Scharfschützen durchbrachen und mit dem Bayonett kämpften, während eine andere Abtheilung der Tschetschenzen fortfuhr, auf die rechte Flanke der russischen Colonne ununterbrochen zu feuern. Es war sogar dem Nachtrab schon eine Kanone weggenommen worden, aber die zwei Bataillone, die ihm zu Hülfe kamen, eroberten dieselbe wieder zurück. Der Verlust der Russen in diesem letzten Kampfe war größer, als der während ihres sechswöchentlichen Aufenthalts in den Wäldern von ihnen erlittene; er wird auf ungefähr 800 Mann angeschlagen, obgleich der amtliche Bericht des Generals Freytag nur von einem Drittheil dieser Zahl spricht. Die Gebirgsbewohner haben alle Leichen ihrer Gebliebenen mit sich fortgenommen. Nach diesem unglücklichen Ausgange scheint es sehr zweifelhaft, ob die große Unternehmung, welche Fürst Woronzow gegen das Dorf Weden, wo Schamyl seine Hauptvertheidigungsmittel concentrirt hat, beabsichtigt, einen besseren Erfolg zu haben bestimmt ist. Die russischen Colonnen können übrigens ihre Operationen im Gebirge erst gegen Ende Mai wieder beginnen.

Der dritte Pfingsttag in Frankfurt a. M.

(Von Wilh. Wagner.)

Die beiden schönsten Feste des Jahres, obwohl ganz verschiedener Art, sind die von Weihnachten und von Pfingsten, und an sie reihen sich sowohl die reinsten Freuden, als auch im späteren Alter die seligsten Erinnerungen. Jenes ist ein Fest der Liebe und Eintracht im häuslichen Kreise, ein Fest der Kindheit und der bunten Traumwelt, wo an dem hell erleuchteten und buntgeschmückten Christbaum die Mährchen der Tausend und Eine Nacht sich zu verwirklichen scheinen; — dieses ist ein Fest der Natur, wo deren Leben auf seinem Glanz- und Höhepunkt steht, wo Alles in Licht und Wärme, in Duft und Frische wundervoll erglänzt, wo der Strom und das Gefilde wogen, die Wälder und die Bäche rauschen, wo Baum und Busch ihr bestes Kleid angezogen haben, und wo über und unter uns Alles in Pracht und Fülle steht. Das lieblichste Fest ist Pfingsten; sein Tempel reicht, so weit der blaue

Digitized by Google

Himmel sich wölbt, seine Blumenglocken läuten überall und seine Altäre sind mit Blüthen und mit Sonnenlicht geschmückt. Den Stadtbewohnern ist es besonders lieb und werth, und denen von Frankfurt in hohem Maße, denn unsere Waldfeier und Waldlust an diesen Tagen ist allgemein und durch langes Herkommen geweiht. An diesem Tage haben sich unsere Eltern und Voreltern, haben sich liebe Freunde und Jugendgenossen, die heute nicht mehr unter uns weilen, gefreut; an ihm haben wir vor längerer oder kürzerer Zeit die Lust der Kindheit da draußen im Grünen verlebt oder die seligen Stunden der ersten Liebe und ersten Freundschaft verbracht; an ihm gedenken wir eines theuren Sohnes oder einer geliebten Tochter, die heute weit von uns weilen und doch gewiß so gerne bei uns wären; an ihm erinnern wir uns der mancherlei Mühen und Kämpfe vergangener Jahre und freuen uns, daß wir endlich von der Pfennignoth bis zum Nothpfennig gekommen sind. Doch nicht nur persönliche Beziehungen regen uns an, sondern heute erhebt uns auch das Gefühl der Gemeinsamkeit und einer gleichen Stimmung von Tausenden unserer Mitbürger. So kalt auch im Alltagsleben die Menschen an einander vorübergehen, und so wenig den Einen die Freuden oder Leiden des Andern auch zu kümmern pflegen, so gibt es doch Stunden, wo man dem Weltgeist näher ist als sonst und wo der im Herzen glimmende Funken der Humanität zur Flamme oder doch wenigstens zum Flämmchen erwacht. Diese Stunden sollten häufiger kommen, und in unserm kurzen, so mühseligen, so wandelbaren und so flüchtigen Leben sollten wir uns treuer und herzlicher an einander schließen, als Brüder und Freunde, die nicht wissen können, wie bald Einer des Andern in Noth und Ungemach bedürfen wird.

Seit Jahren war unser Pfingst- und Waldfest vom Himmel nicht so begünstigt wie diesmal, und kein beängstigendes Wölkchen trübte den reinen, tiefblauen Himmel. Der ganze Wald schien sich zum Empfang seiner Besucher und zu einem Lustlager vorbereitet zu haben. Wie schön ist's im grünen Wald! Tausende von Blättern flüstern durch einander und tausend Sonnenstrahlen spielen mit ihnen; Tausende von Aesten und Zweigen umschlingen und küssen sich, und es baden sich die wogenden Baumwipfel in der krystallenen Luft; es rauschet umher und summt, es singt und athmet; ein schöner Sommertag im Walde ist zu herrlich, um beschrieben werden zu können, und darum möge auch hier ein solcher Versuch unterbleiben. Eben so schwierig würde es seyn, dem Leser nur ein schwaches Abbild von den wogenden Menschenmassen und den tausendfältigen Gruppirungen derselben zu geben. Der Anblick solcher Massen hat immer viel Imponirendes, und es liegt ein ganz eigenthümlicher Reiz im Anschauen der im friedlichen Aufruhr begriffenen Bevölkerung einer großen Stadt, die man alsdann einem aus seinen Ufern getretenen und das Land überschwemmenden Strome vergleichen kann. Während der Nachmittagsstunden war der Main von den Quais bis zum Sandhofe hinab mit Kähnen, und diese wieder mit Menschen fast Kopf an Kopf übersäet, und mit nervigem Arme trieben die rüstigen Schiffer ihre Fahrzeuge dahin; eben so drängte es sich von Wagen und Fußgängern auf allen nach dem Walde hinführenden Straßen und Pfaden. Die Menschen schienen aus der Erde zu wachsen und sich immer zu mehren, anstatt zu vermindern. Das eigentliche Festlocal, zu dessen sommerlich-prachtvoller Herrichtung es keines Comité's und keiner Sitzungen bedurft hatte, dieser weite und grandiose, grün dekorirte und mit dem brillantesten von allen Lüstern erleuchtete Conversationssaal, dieses reizende und herrliche Amphitheater in der Nähe des Forsthauses war diesmal in allen Räumen überfüllt, und ein Theaterdirektor hätte sich wohl ein solches, versteht sich aber zahlendes Publikum wünschen mögen. Da wogte und fluthete es in den buntesten Mischungen durch einander und da entfaltete sich den Blicken eine Scala von Jung und Alt, Reich und Arm, Vornehm und Gering, wie man sie nur ein Mal im Jahre hier sehen kann, und für den Physiognomiker, Sittenschilderer, Maler, Humoristen, Dichter und Modekünstler war das reichste Material zu Studien vorhanden. Es hätte Einer hundert Augen haben müssen, um sich hier gehörig zu orientiren, hier in dieser großen Ausstellung von Kunst und Natur, von Geschmack und Ungeschmack, von ländlicher Einfalt und städtischer Ueberladung, in diesem weiten Gesellschaftssaale, wo sich Menschen sehen und begrüßen, die sich seit Jahresfrist nicht begegnet haben und wo man wohl mitunter ein Gesicht gewahrt, dessen man sich noch aus der Schule oder aus den Tagen der Flegeljahre erinnert. Wenn für die geistigen Anschauungen gesorgt war, so gewiß nicht minder für die leiblichen Bedürfnisse; denn heute darf es an Speise und Trank nicht fehlen und die Verproviantirungen werden en gros betrieben, dermaßen als gelte es eine Wanderung durch die Wüste oder eine Reise über's Meer, dermaßen, als sey der Durst eines Menschen unersättlich und sein Hunger furchtbar. Wäre eine statistische Nachrechnung der hier stattfindenden Consumtion möglich, so würde sich daraus ein sehr beruhigendes Resultat für den Gesundheitszustand unserer verehrten Mitbürger und Mitbürgerinnen ergeben, sowie auch anderseits die allseitige Gastfreundlichkeit derselben manchen sonst bescheidenen Magen in einige Verlegenheit versetzt haben mag. Doch heute, wo es die Ehre der Vaterstadt, die freundlichen Familienbeziehungen und den Glanz des schönen Festes gilt, heute thut jeder ein Mögliches und ein Uebriges, und wenn er noch mehr thut, so wird dies von Billigdenkenden als ein Opfer pro Patria entschuldigt werden. Heute ist die Welt aus ihren Angeln getreten und nur ein trübseliger Philister könnte da mit dem gewöhnlichen Alltags-Maßstab noch messen wollen. So geht es fort und fort stets wechselnd und sich stets erneuernd und von Stunde zu Stunde wird es lauter und lärmender, hier unter dem zauberischen Einfluß des edeln Rebensaftes, der den Kopf warm, das Herz weit und die Zunge beredt macht, dort unter den Inspirationen des vaterstädtischen Hohenastheimers, der zwar kein gebornes Poet, doch zu Zeiten ein ganz erträglicher Gesellschafter und guter Junge ist und durch genossene Quantität der mangelnden Qualität nachhilft. Wenn köstlicher Labetrunk in den Gläsern perlt, dann pflegt man eine andere Ansicht über Welt und Menschen zu haben. Man ist dann nachsichtig gegen ihre Fehler, duldsam gegen ihre Unarten, verträglich bei ihren Anmaßungen; man verzeiht denen, die uns beleidigt haben, nennt nur Thorheit, was man sonst für Schlechtigkeit hält, wird ein zärtlicher Familienvater, bringt dem Gemeinwohl jedes Opfer und faßt so viel gute Vorsätze, daß die Erde bald zu einem Himmel werden würde, kämen nur die Hälfte dieser Vorsätze zur Ausführung. Heute bei der heißen Witterung hatte die Menschheit mehr Durst als je und wurde darum auch absonderlich vergnügt, und so ging es fort bis im Osten der Mond aufstieg und seine silbernen Wellen über die Waldesdämmerung goß. Ueber allen Wipfeln war Ruhe, aber nicht unter denselben, wo die fröhlichen Menschen sich durch die verlängerten Schatten und die Einkehr der Nacht nicht stören ließen. Die warme Nachtluft und der balsamische Waldesduft gaben den Anwesenden eine poetische Stimmung, welche nur dadurch etwas gestört wurde, daß dichte Wolken des irdischen Staubes, wie ein niederschlagendes Pulver den weiten Umkreis umhüllten und den Blick zur Sternenwelt umdüsterten. So muß es immer etwas geben, was unsere Wonne stört und sich mit irdischer Last auf unsre Geistesschwingen legt.

Es würde die Gränzen eines Journalartikels weit überschreiten, wenn wir uns in malerische Schilderungen der Einzelnheiten unserer Pfingstbelustigung im Wäldchen einlassen wollten. Wo gegen 30,000 Menschen aus allen Ständen und allen Altern zu Lust und Fröhlichkeit beisammen sind, von denen es Jeder in seinem Kreise auf seine eigne Weise treibt, der Eine besonnen und bedächtig, der Andere ungemessen und überschäumend, da gibt es so viel Buntes, Ernstes und Tolles durcheinander, daß man mit der Beschreibung davon ganze Bände füllen könnte und doch nicht fertig werden würde. Wir verweisen daher unsere freundlichen Leser und

Digitized by Google

schönen Leserinnen auf das Erinnerungs- und Skizzenbuch ihrer eigenen Phantasie, in welchem Alles in noch ganz frischen Farben verzeichnet stehen wird und dazu noch bei Jedem gerade Dasjenige, was ihm das Liebste gewesen ist. Unseren fern von uns weilenden lieben Freunden und Bekannten aber und unseren Nachkommen, welche dereinst diese unsterblichen Blätter für Geist und Gemüth lesen werden, ihnen wollen wir berichten, daß unser Fest, von dem herrlichsten Wetter begünstigt, ein ganz ausgezeichnetes und in seiner Art klassisches gewesen ist, von den friedlichen und kühlen Morgenpromenaden bis zu der stürmisch bewegten und in arabische Sand- und Staubwolken eingehüllten nächtlichen Heimkehr, von den idyllischen Tête-à-têtes am murmelnden Waldbach bis zu den lustigen Bombardements der Jugend mit Tannenzapfen und harten Kümmelwecken, von der traulichen Zwiesprache der Philosophen bis zum lärmenden Gerassel des Carroussel, von den weinenden verlorenen Kindern, die nach ihren Eltern suchen bis zu den zärtlichen Herzen, die sich am heutigen Tage gefunden und erklärt haben, von den unter den Bäumen sich schaukelnden Kindern bis zur Bestürmung des Brückchens am Sandhof, von — doch unser Verzeichniß selbst droht schon zu lang zu werden. Also nochmals die Versicherung, daß Alles trefflich von statten gegangen, daß die Haltung unserer löbl. Bürgerschaft musterhaft gewesen und daß nichts vorgefallen, was Staatsmänner oder ängstliche Gemüther beunruhigen oder für das europäische Gleichgewicht besorgt machen könnte. Erst spät kehrte man nach Hause zurück und wenn auch Mancher an seinem heutigen Frstvergnügen etwas auszusetzen hatte, so pflegt das ja nicht anders zu gehen. Vor dem Genuß Sehnsucht und freudige Erwartung und nach demselben Uebersättigung und nicht selten Mißstimmung! Wann aber die Wirklichkeit um ein paar Wochen oder gar Jahre in den Hintergrund getreten, dann verschönt und verklärt sie sich wieder und das von ihr zurückbleibende Bild der Erinnerung ist dem Herzen lieb und werth. Somit bis zum fröhlichen Wiedersehen im nächsten Jahre! —

Korrespondenz.

Darmstadt, 25. Mai.

Unsere Theatersaison, obschon geschlossen, hat noch einen Anhang von Benefizvorstellungen, die nun ihrem Ende entgegen gehen, da die letzte übermorgen stattfinden wird. Dann erst werden die langen Sommerferien bis gegen die Herbstnachtgleiche eintreten, während denen das Gros unseres Bühnenpersonals für die künftige Saison neue Kräfte wird einsammeln können. Mißgönnen wir nicht diese verdiente Ruhe dem Kapellmeister, der auf so lange seinen kleinen Zauberstab, mit dem er den Geist Mozart und andere abgeschiedene große musikalische Geister mit unwiderstehlicher Gewalt aus der Unterwelt heraufbeschwor, bei Seite legen darf, freuen wir uns vielmehr, daß er nach einem langen strapazvollen Winterfeldzug das einladende Sommerquartier in dem Kreise des häuslichen Stillebens, wo die Kunst fast unbewußt neue Antriebe für das Schöne und Bessere erhält, beziehen darf und daß die Regisseure der Oper und des Schauspiels, der Balletmeister, kurz das ganze singende, redende und tanzende Kunstpersonal von ihren Mühen, Sorgen und Studien nunmehr ausruhen dürfen. Die Kunst erscheint in ihren Darstellungen so reizend und läßt uns Die, welche ihr mit Hingebung dienen, in einem so phantastischen Lichte erblicken, daß die Bühne mit ihren Herrlichkeiten dem Zuschauer fast wie ein Eldorado vorkommen muß, wo nur Zufriedene und Glückliche wohnen. Aber ach! dieser vertraute Umgang mit den Musen ist öfter das theuer erkaufte Gut großer Selbstüberwindungen, die in ihren Ursachen, wie in ihren Folgen für den redlichstrebenden Künstler, den der Drache „Eitelkeit" nicht zu verschlingen droht, eine unversiegbare Quelle unsäglicher Leiden und Schmerzen sind. Entlassen wir den Gedeugten in die freie Natur, auf blumige Auen und in der Wälder kühlendes Grün, und wir werden später die Befriedigung haben, ihn neu gestärkt und belebt in die enge Bretterwelt, wo der Schein Alles, die That Nichts ist, wieder zurückkehren zu sehen. — Neue Kräfte sind unserer Bühne bereits zugeführt worden und andere sollen noch nachfolgen. Unter ersteren verdient auch Hr. Dieffenbacher einer beifälligen Erwähnung, da er gleich bei seinem ersten Auftreten einen sehr günstigen Eindruck auf das Haus machte, der durch die Auffassung und Darstellung seiner späteren Rollen keineswegs geschwächt wurde. — Wenn die Pforten unseres Kunsttempels auf längere Zeit geschlossen sind, so übernehmen unsere musikalischen Vereine die Sorge, während der schönen Jahreszeit den Musen zu huldigen. In der letzten Abendunterhaltung des Mozart-Vereins wurden nicht nur vorzüglich gelungene Chöre aufgeführt, sondern auch eine Probe von älterer italienischer Musik (Quartett von Bocherini) mit großer Präcision und Feinheit gegeben. — Der Clavierviruose Hr. Pacher aus Wien war kürzlich hier und hat, wie wir hören, in einem höheren Kreise ein Konzert gegeben. — Von dem als Architekt rühmlich bekannten Hrn. Ludwig Lange, der mehrere Jahre in Griechenland zubrachte und sich dort mit der Untersuchung und dem Studium der altgriechischen Baukunst beschäftigte, ist das erste Heft seiner Bauentwürfe erschienen, welches den Entwurf zu einem fürstlichen Hause enthält und wohl geeignet seyn dürfte, das Interesse der Männer vom Fache zu erregen. Die schönen Aufnahmen, welche Hr. Lange während seines Aufenthalts in Griechenland gemacht hat, besonders die Grund- und Aufrisse von merkwürdigen alten Bauten, als Tempeln, Säulen, Wasserleitungen ꝛc., und seine landschaftlichen Gemälde aus jenem altklassischen Lande — diese interessanten Darstellungen sollte er, unseres Erachtens, der Kunstwelt nicht länger mehr vorenthalten.

Charade.

(Zweisylbig.)

An das Ganze.

Wer, wie du, den Vater kennt;
Wie du, achtet dessen Söhne,
Sich nicht blos dein Erstes nennt,
Daß er seinen Meister höhne,
Nein, das Herz dem Gotte weihet,
Den der Menschen Wohl erfreuet,
Wer, wie du, der Liebe Saat
Pflegt in Wort und in der That:
Der ist fromm, wie du es bist,
Heiß' er Jude oder Christ.

Wer, wie du, das Recht ersteht,
Gerne ihm die Kräfte weihet
Und, so wie sein Herz ihm glüht,
Ihm auch heiße Worte leihet,
Wer als Zweites Wahrheit ehrt,
Frei von jedem Vorurtheil,
Sie, nur sie allein, begehrt
Als der Menschheit Glück und Heil:
Solchen rühme, wer nur kann,
Denn er ist, wie du, ein Mann.

Schätzet auch der Mann das Gute
Höher, als daß Ruhm ihm lohne,
So bekennt doch Christ und Jude:
„Dem Verdienste seine Krone!"

Edenkoben, im Mai 1846. Elsasser.

Maiu-Wasserwärme: 4. Juni, Morgens, 8 Uhr: 10½ Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 5. Juni. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 151. Samstag den 6. Juni 1846.

Robespierre's Taufe.

Eine Novelle von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

„Sie haben mich und sich doch nicht unnützer Weise kompromittirt?“ fragte der Graf, scharf betonend, „da Sie doch wissen mußten, daß ein Postillon d'amour unter so bewandten Umständen sich als eine lächerliche Personage präsentiren müßte.“

Robespierre biß sich auf die Unterlippe und sagte zögernd: „Bewahre!“

„So?!“ versetzte der Graf zweifelnd, und fixirte den Läugner mit einem durchdringenden Blick. „Für diesen Fall — sehr verbunden. Nun aber wollen wir die Sache für immer reponiren; ich habe sie verloren. Der Kostenpunkt habe seine Erledigung in dem Dank, den ich hiermit gegen Sie ausspreche. — Apropos! skizziren Sie mir doch gefälligst den derzeitigen Kommandanten von der Bastille, Obersten Launoy. Allgemein sind die Gemüther im Zustande solcher Aufregung, daß zu besorgen steht, es werde in unmittelbarer Folge der Entlassung Neckers, die doch nicht lange ausbleiben kann, ein wüthender Sturm gegen die Bastille, die verhaßte Stätte der Willkür und Zwingherrschaft, unternommen werden.“

„Soll ich mein Urtheil in wenige Worte zusammenfassen,“ sagte Robespierre, „so ist Herr v. Launoy ein Aristokrat im besten Sinne des Wortes, aber ein Phlegmatikus erster Klasse.“

„Sie meinen damit,“ bemerkte Mirabeau, „die Erstürmung der Bastille wäre, trotz der drohenden Vertheidigungsmaßregeln, die daselbst ergriffen werden können, wegen der Langsamkeit des Befehlshabers gar zu schwer nicht. Sonst rühmt man aber den Obersten als einen besonnenen, exakten, zuverläßigen Offizier.“

Auf die Frage: „Darf ich mir die Freiheit nehmen, durch ein Beispiel die letztere Behauptung zu widerlegen?“ erhielt Robespierre zur Antwort: „Ich bitte d'rum, Ihre Erzählung werd' ich mit Interesse anhören.“

Darauf erzählte er: „Eines Tages war ich des Obersten Gast. Nach dem Abendessen ward uns Thee gereicht. Ich nahm eine Pfeife, reichte eine andere dem Obersten, der in seinem Armsessel vor einem kleinen Tische Platz genommen hatte, auf dem eine Wachskerze brannte, und legte einen Fidibus zu seinem Gebrauch hin. Wir paralleliſirten den regierenden König und Heinrich IV. Er war ganz Ohr, wenn ich eine Anekdote zum Besten gab. Ich rauchte eine Pfeife aus, auch die zweite, und langte nach der dritten. Da bemerkte ich, daß er die seinige, etwa nach Ablauf einer Stunde, noch immer so in der Hand hielt, wie ich sie ihm gereicht hatte. „Herr Oberst, Sie sind wohl kein Liebhaber der Tabackspfeife?“ fragte ich verwundert. „O, ein großer Liebhaber, zumal nach dem Abendessen bei einer Tasse Thee,“ antwortete er gelassen. „Ihre Pfeife hat gewiß keine Luft?“ — „Bitte um Vergebung,“ sagte er, und zeigte auf den vor ihm liegenden Fidibus, „aber sie brennt nicht.“ Da mußte ich schon mit einem angezündeten Fidibus zu Hülfe eilen.“

„Seltsam und possierlich,“ nahm der Graf wieder das Wort, „doch mag er das Phlegma vielleicht nur bei Dingen zeigen, die nicht seines Amtes sind, gelte es gleich seinen Bedürfnissen, um desto mehr militärische Energie bei der Erfüllung seiner Pflichten zu entwickeln. Ich bin so gut wie überzeugt, bei der Bestürmung jenes Staatsgefängnisses wird's eine harte Nuß zu knacken geben.“ —

Robespierre empfahl sich. Unterwegs brummte er vor sich hin: „Seinen postillon d'amour nannte er mich! Ein Glück für mich, daß dies unter vier Augen geschah. Doch wer mag den Zorn dieses Giganten an Geist und Körper erregen, ohne zu fürchten, von ihm niedergeschmettert zu werden? Man muß um seine Gunst buhlen, um nur in seiner Nähe bleiben zu können. Mag er mich ohne Zeugen immerhin wie seinen Schüler demüthigen, fühl' ich doch die Wahrheit dieses bedeutungsvollen Wortes: „Sage mir, mit wem Du umgehst, so will ich Dir sagen, wer Du bist,“ — und will dieses Wort als Motto meiner politischen Rolle, bis mein Glücksstern aufgegangen ist, mit unauslöschlichen Zügen tief in das Herz mir schreiben. — Von der Liebesintrigue will er nichts mehr wissen. Gut! mit einem Nebenbuhler wäre also die Rechnung abgeschlossen; das war der mächtigste und gefährlichste. Mit dem andern hoffe ich auch fertig zu werden. Oeffentlich will ich, von ihm unerreichbar, ihn prostituiren, daß man mit dem Finger auf ihn zeigen und das Mädchen sich seiner schämen müsse. Ist meine Carrière unterdessen gemacht, so wird sie meine Hand nicht ausschlagen, und thut sie es, so will ich sie Beide vernichten.“

4. Der Commerz.

„Ah, mon cher! Die Sessel schon fertig?“ sagte Robespierre, in sein Logis eintretend, zu seinem Diener Jacques. „Gut, gut! äußerlich sind sie zur Verwechslung ähnlich gestaltet und drapirt. Welcher von beiden ist nach meinen Angaben construirt?“

„Dieser hier,“ antwortete Jacques, einen großen, dem Anscheine nach bequem eingerichteten Sessel präsentirend.

Robespierre untersuchte ihn aufmerksam und sagte mit tückischem Lächeln: „Superbe! Der Spaß wird sich machen. Paßt die Wanne darunter? —“

„Sehr wohl,“ hieß es.

„Wie viel Eimer faßt sie? —“

„Beinahe 4“ war die Antwort.

„Zu dem Zwecke genug,“ murmelte der Gebieter für sich, und alsdann zu seinem Diener gewandt, begann er: „Heute Abend veranstalten wir die Probe. Du wirst denn folgende Personen einladen: Unsern Hauswirth, dann den Strohfabrikanten, den Schlosser, meinen Schneider, Schuster und Friseur. So bilden wir einen anständigen Klubb von 8 Mann; per Mann 3 Fla-

Digitized by Google

schen. Man muß sich bei den Leuten beliebt machen. Ihre Dienste können uns ein Mal öffentlich zu statten kommen. — Aber — wer wird der Betrogene seyn? — wähle Du, Jacques."

„Ich wähle den Friseur," erwiederte der Diener lachend. „Das ist ein wahrer Puderbeutel, gleich dem, den er trägt. Vorgestern trieb er seinen gewöhnlichen Genieſtreich mit mir. Er rasirte mir nur die linke Seite, packte dann seine Sachen zusammen und lief wie ein Windhund davon, ungeachtet meiner kläglichen Bitten, mich doch dem Gelächter nicht preiszugeben. Gestern erst nahm er mir den Bart auch von der andern Seite ab, indem er sich nicht wenig damit breit machte, daß die Welt den Ursprung jenes originellen Spasses seinem erfinderischen Kopfe zu verdanken habe."

„Nein, Jacques," widersprach Robespierre, „den Friseur wollen wir ungeschoren lassen; er übt durch seine Zungengeläufigkeit großen Einfluß auf das Publikum aus. Der Schuster nimmt eher was voraus: il prend la goutte. Du ranginst die Leute, nimmst den Spaß auf Dich und setzest dem Gefoppten, wenn er aufbrausen sollte, zur Niederschlagung seines Aergers eine Flasche mehr vor. Zwei Flaschen werden im Nebenzimmer stehend getrunken, Zur Leerung der dritten nehmen wir um den Tisch Platz. —"

Der Abend kam, mit ihm die entbotene Gesellschaft zum Gelage. Robespierre befand sich im Kreise der Handwerksleute so wohl, wie ein Fisch in seinem Elemente. Er schwatzte geläufig und anziehend, war unerschöpflich im Auskramen von Anekdoten und Scherzen, und las recht naiv dem einen und dem andern Anwesenden zur allgemeinen Ergötzung ein Federchen ab.

Die Leutchen tranken in tüchtigen Zügen auf das Wohl des liberalen Herrn Deputirten und Patrioten, ein Pereat den Blutegeln von Steuerbeamten und der Bastille.

Da nahm der Gastgeber das Wort: „Mes amis, mit schnellen Schritten rückt die Zeit heran, daß jener Zwinger des abscheulichsten Despotismus erstürmt und dem Erdboden gleich gemacht werde. Dann bricht die Morgenröthe des schönen Tages unserer Freiheit an. Ihr werdet mich unter den Vordersten der Stürmenden sehen. Kann ich dann auf Eure Treue und Ergebenheit rechnen?"

„Treue bis in den Tod für einen so verehrten Patrioten!" rief Jacques voran, während die Uebrigen in diesen Ruf brüllend einstimmten.

„Jeder brave Mann," fuhr Robespierre fort, „schenke sich den Rest der zweiten Flasche ein und stoße mit mir an auf die ewige Dauer unseres Freundschaftsbundes!"

Nachdem ihm einmüthig Bescheid gethan worden, sprach er weiter: „Der Wein wirkt auf Kopf, Herz und Zunge. Allons, mes amis! placiren wir uns im Nebenzimmer um den Tisch! Jacques, bestimme die Plätze. Bevor wir uns aber setzen, wollen wir der Reihe nach zu einem Becher ein kurzes sinniges Trinklied anstimmen. Wer fängt an?"

„C'est moi", fiel der mehr als halbtrunkene Schuster ungestüm ein, „der Vorschlag war gut; ich kenne ein feines Liedchen."

„Eh bien, mon cher, commencez donc!" ermunterte Robespierre schalkhaft nickend.

Da füllte der lustige Schuster sein großes Weinglas, schwenkte es auf und nieder und sang dazu folgende komische Strophe:

Rum, rum, und noch mal rum,
Dem Hahne steh'n die Federn krumm!
Das Gläschen ist so rein,
Vortrefflich unser Wein.
Er macht uns
Den Kopf schwer,
Den Beutel leer,
Den Mantel kahl,
Die Hose fahl, —
Kluck, kluck, kluck, kluck!
Schau, wie der Schuster trinken kann!
Ein braver, braver, braver Mann!
Hab's brav gemacht und setz mich nieder,
An Dich kommt nun die Reihe wieder.
Rum, rum, und noch mal rum,
Dem Hahne steh'n die Federn krumm,
Kluck, kluck u. s. w.

Dem Sänger ward durch lautes Klatschen einstimmiger Beifall zu Theil, als er in seinen Sessel taumelte. Dieser aber hatte kein Kissen zum Sitze, dessen Stelle verrätherisch nur ein Stück grünes Tuch vertrat, das fest darüber ausgespannt war. Dieses gab dem Drucke des Niedersitzenden nach, und er sank, unvermögend sich zu helfen, in die unterstehende Wanne mit Wasser, während sein Hals auf eine Leiste der Lehne sich stützte und die Füße in den schweren Stiefeln hoch aufwizsten.

Die übrigen Anwesenden stießen ein wieherndes Gelächter aus, und Robespierre war wie außer sich vor Lachen. Vergeblich zappelte und plätscherte der arme Trunkenbold in seiner Schwebe, bis Jacques die Hand reichte und ihm aufhalf.

Als er sich von seinem ersten Schreck erholt hatte, hob er drohend die Faust gegen Jacques und rief zornig: „Esel, Ihr seyd's gewesen? wollt' ich die gute Laune Deines Herrn und dieser meiner Zechbrüder stören, Du solltest mir wenigstens ein blaues Auge davon tragen für die Malice, ehrliche Leute gefoppt zu haben!"

Jacques hielt ihm nun eine Weinflasche vor's Gesicht und sprach besänftigend: „Nehmt sie, lieber Meister, und spült damit den Schreck und Aerger hinunter. Zechbrüder müssen ihre Handlungen gegeneinander nicht so genau nehmen. Dazu will ich sogleich Euer Nachfolger auf diesem Neptunsthrone seyn, damit auch Euer Zwergfell sich erschüttere."

Der triefende Schuster griff hastig nach der Flasche und versetzte darauf: „Nun, unter solchen Umständen will ich den Groll schon fahren lassen, aber hütet Euch wohl, mich ein ander Mal wieder zum Besten zu haben."

Jacques wiederholte nun zur allgemeinen Belustigung den Schwank, und bald darauf wünschten die trunkenen Zecher mit lallender Zunge ihrem gastfreien Wirthe eine gute Nacht und taumelten nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Gelehrte Ferdinand Höfer in Frankreich.

(Lyon, 21. Mai.) Im Sommer 1831 tritt ein blutjunger blonder Soldat der Fremdenlegion zu mir ins Zimmer, weiset sich als einen mit dem Zeugniß der Reife vom Rudolstadter Gymnasium entlassenen, also gut unterrichteten Menschen, Namens Ferdinand Höfer aus, genießt ein frugales Mittagsmahl mit mir, wird, um besser vorgestellt werden zu können, in alte bürgerliche Kleider geworfen, und an mehrere Privatanstalten empfohlen. Die Zeit war ungünstig, nichts zu finden. Der junge Mann hatte nach Verlassen der Rudolstadter Schule von einer offenen Lehrerstelle in Belgien gehört, und war dahin gezogen. Unterwegs war er um sein Geld gekommen, entschloß sich deßhalb, mehr vielleicht noch um auf wohlfeile Weise die Welt zu sehen, in die Fremdenlegion zu treten. Nach deren Auflösung unternahm er vom Peloponnes aus eine Küstenreise nach Afrika und Konstantinopel, fiel Räubern in die Hände und rettete sich nur mit erstaunlicher Mühe. Zu Schiffe nach Marseille gekommen, befällt ihn der Bücherdurst auf so ungewöhnliche Weise, daß er einen Geistlichen in einem lateinischen Briefe — Copie oder Original befanden sich in der mir zurückgelassenen Feldkappe — anging, ihm ein lateinisches Buch, vielleicht nur des Augustinus Bekenntnisse, zu schenken. Hier in Lyon wurde, ehe er zu mir kam, für die letzten fünf Sous ein Virgil gekauft. Höfer erhielt von Etappe zu Etappe einige Sous. Um diese nicht zu verlieren, wollte er nicht nach dem kleinen Städ-

Digitized by Google

den Nantua gehen, wo man einen Lehrer des Deutschen verlangte. Seine Zweifel wurden beseitigt. Er kam nach Nantua und blieb dort, gab Stunden im Griechischen, Deutschen, Englischen und im Clavier, componirte zwölf Walzer, die er für etwa 100 Fr. verkaufte und dachte nicht mehr ans Heimreisen. Das nächste Jahr bot sich eine Stelle beim Communalcollege in St. Etienne dar. Dort findet der Grammatiker Burnouf als Generalinspektor unsern Höfer als Lehrer der dritten Classe, will ihm, dem zu gut französisch Sprechenden nicht glauben, daß er ein Deutscher sey, plaudert viel mit ihm über deutsche grammatikalische Arbeiten, und gibt ihm entzückt seine Visitenkarte, damit er bald nach Paris komme. Das geschieht in den Ferien. Höfer tritt bei Cousin als eine Art Secretair ein, findet aber — die Eklektiker sollen zu gut rechnen — seine eigene Rechnung nicht dort. Sein ehemaliger Chef von Nantua ist nach Roanne an der Loire versetzt. Er bleibt bei ihm ein Jahr als Lehrer und kehrt nach Paris zurück. Die naturhistorischen Studien, welche er früher mit höchster Verachtung behandelt, da nichts ihm höher stand als Philologie, beginnen ihn anzuziehen. Er wirft sich ganz auf dieses Feld, schreibt Kritiken in mehreren Blättern, wird einer der Redakteurs der Revue du Nord, studirt Medizin, wird nach einem glänzenden Examen Doktor, wird durch eine Geschichte der Naturwissenschaften rühmlichst unter dem gelehrten Publikum bekannt, erhält endlich von der Regierung den Auftrag, die medizinischen Anstalten Deutschlands zu bereisen, um darüber Bericht zu erstatten. Korrespondenzen von Paris haben über diesen, den deutschen medizinischen Facultäten nicht ganz günstigen Bericht gesprochen. Seine Uebersetzung des Diodor von Sicilien, gut französisch, ist kürzlich erschienen, und heute lese ich in den Blättern, daß Höfer das Kreuz der Ehrenlegion erhalten. Man bemerke, daß seine etwas radicalen politischen Ansichten ihm lange hinderlich gewesen. Nicht jeder unserer Landsleute, wenn er auch schöne Kenntnisse besitzt, reise auf's Gerathewohl nach Frankreich. Hunderte, und ganz gescheidte Leute, sind hier verkümmert und verhungert, und trotz Hülfs- und Trostvereinen verkommen deren noch täglich. (A. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Aachen, 2. Juni.) Die beiden Haupttage unseres Musikfestes sind vorüber und nicht leicht wird es eine musikalische Feier geben, die so ungetrübte, so freundliche Eindrücke bei allen Theilnehmern zurückgelassen hätte. Und wie die Zahl der Mitwirkenden größer als sonst, so waren auch wohl noch nie so viele Fremde herbeigeströmt, um an den ihnen gebotenen Genüssen sich zu erfreuen. Unsere Gesangvereine, die Liedertafel und die Konkordia, welche beide durch ihr vortreffliches Zusammenwirken sich auch auswärts schon einen so guten Namen gemacht, hatten sich vereinigt, die Gäste auf das Entsprechendste zu begrüßen. Nachdem sie schon früher dem Hrn. Generalmusikdirektor Mendelssohn, welcher in dem Hotel zum großen Monarchen bei Hrn. Dremel seine Wohnung genommen, so wie Fräul. Lind, eine Serenade gebracht, wurden von ihnen am Sonntag auch die anwesenden Fremden in dem imposanten Saale unseres Rathhauses durch den gelungensten Vortrag einer Anzahl ausgewählter Chöre auf das Schönste bewillkommnet. Der Saal, so wie in den letzten Proben, und in der Aufführung selbst das Theater, waren im wahrsten Sinne überfüllt und dennoch konnten die neu geschmückten Räume nicht die Zahl Derer fassen, welche den Zutritt begehrten. Glücklich Diejenigen, welche zeitig genug für einen Platz gesorgt hatten und die des glänzenden Festes sich in Ruhe erfreuen konnten! Sie werden mit dankbarer Erinnerung der herrlichen Leistungen dieser beiden Abende gedenken. Zwar wurde nur Bekanntes geboten, dieses Bekannte bestand aber aus Meisterwerken und diese Meisterwerke wurden mit der höchsten Vollendung zur Darstellung gebracht. Mozart, Weber, Haydn, Cherubini, Beethoven und Händel, alle die großen Todten, die Heroen der klassischen Musik hatten ihr Kontingent geliefert. Die Schöpfung und eine Symphonie Mozarts am ersten Abend, am zweiten das Alexanderfest, die Ouvertüre zum Oberon, die Emol-Symphonie und eine Hymne Cherubinis reihten sich an einander, um den Genuß der begeisterten Zuhörer in dauernder Steigerung zu erhalten. Und eben in dieser genauen Bekanntschaft aller musikalisch Gebildeten mit jenen großen Werken lag der wahre Genuß, wie auch darin die Schwierigkeit lag, dennoch einen immer wieder auf's Neue überraschenden Eindruck hervorzubringen, was nur durch die bis in die kleinsten Details vollendetste Ausführung möglich wurde, an welcher die mitwirkenden Kräfte ihr volles Verdienst in Anspruch nehmen können, für welches aber vor Allem auch dem unermüdlichen Eifer und dem genialen Wirken des Leiters jener großartigen Masse, dem trefflichen Mendelssohn, zu danken ist. Es fehlt uns hier an Raum, um den mächtigen Eindruck der herrlichen Chöre, die Größeres leisteten, als je auf einem Musikfest, die wunderbare Gewalt des Orchesters in jenen großartigsten Schöpfungen der Musik, die bezaubernde Kunst, namentlich der Fräul. Lind, in allen Einzelnheiten zu schildern, wir können nur sagen, daß Alles mit einem unbeschreiblichen, nicht enden wollenden Enthusiasmus aufgenommen wurde, der nur in der Hoffnung seine Befriedigung fand, auch noch in dem Konzerte des heutigen Abends alle die Kräfte wiederzufinden, von denen es schwer ist, sich zu trennen, die in solcher Harmonie zusammen nicht leicht noch einmal wieder angetroffen werden. (Aach. Z.)

Laut Berichten aus München haben die Schwestern Milanollo am 25. und 30. Mai dort Konzerte gegeben und jenen Beifall geerntet, der ihnen seit Jahren aller Orten zu Theil wird. Die Allg. Ztg. und der Bair. Landb. enthalten ausführliche Berichte, welche des Lobes voll und an poetischen Ergießungen reich sind. So viel bleibt gewiß, daß die gefeierten Namen der genialen Schwestern in der Kunstgeschichte verbleiben und stets als hervorragende Kunstnotabilitäten unserer Zeit genannt seyn werden. Dem Vernehmen nach begeben die Schwestern Milanollo sich vorläufig nach ihrem Heimathlande Italien zurück.

Aus Aachen wird der Kölner Ztg. berichtet: Wie wir vernehmen, ist es Hrn. Kapellmeister Guhr während seiner Anwesenheit bei'm hiesigen Musikfeste gelungen, Fräulein Jenny Lind für ein Gastspiel in Frankfurt a. M. zu gewinnen. Die gefeierte Sängerin wird dort zwischen dem 15. Aug. und 15. Sept. nächsthin zehn Rollen vortragen und erhält dafür ein Honorar von 5000 Thlrn. — Ein Musikfreund äußerte sich über Fräulein Lind in einem Privatschreiben: „Wer diese Stimme gehört, hat Großes gehört. Es ist die schönste, herrlichste Natur in ihrer erhabensten Einfachheit. Da ist kein Schmuck, keine Coloratur, kein Flitterstaat — auch nicht eine Note, nicht ein leiser Ton, der nicht da seyn sollte. Ich habe mit der ängstlichsten Aufmerksamkeit die längst bekannten Tonwerke verfolgt und immer diese triumphirende Einfachheit gefunden und bewundert."

Korrespondenz.

Wiesbaden, 31. Mai.

Zur Erweiterung des Packes, welcher unser Kurgebäude umgibt, sind in diesem Jahre abermals mehrere Grundstücke angekauft worden, vermittelst welches man diese herrlichen öffentlichen Anlagen mit den Privatgärten der südöstlich vom Kursaale gelegenen Landhäuser in Verbindung brachte. Dadurch gewann nicht nur der öffentliche Garten neue Ausdehnung und neuen Reiz, sondern auch diese Landhäuser, welche

Digitized by Google

gleichsam in den Park hereingezogen wurden und nun einen schönen Theil desselben auszumachen scheinen. Ueberhaupt geschieht von Seiten der Kurhausverwaltung Alles, was nur immer zur größeren Annehmlichkeit des Publikums beitragen kann. Bei so sichtbarem Bestreben, den Gästen ihren Aufenthalt dahier angenehm zu machen und ihren Wünschen entgegen zu kommen, bleibt es uns um so räthselhafter, warum gerade einem so sehr auffallenden Mißstande nicht abgeholfen wird. Wir meinen die Lage des Musikzeltes. Die besten Leistungen der Musiker gehen für das Publikum verloren und der größere Theil der Anwesenden muß sich begnügen, mit einem dann und wann wiederkehrenden Paukenknall oder Posaunenschall, die etwa kräftig genug sind, sich von der felsigen Höhe des Eiskeller herab und bis zum entgegengesetzten Ende des Kreisgräubs fort zu wälzen. Sollte sich denn in den weiten Räumen des Gartens, ganz in der Nähe des schattigen Platzes hinter dem Saale kein passender Platz für das Musikcorps herrichten lassen? Diese Aeußerungen wurden so oft gemacht und so vielseitig wiederholt, daß die verehrliche Verwaltung sich gewiß alle Musikfreunde zum wärmsten Danke verpflichten würde, wenn sie sich veranlaßt fänden, zue Beseitigung dieses Uebelstandes die geeigneten Verfügungen zu treffen. — In der vorletzten Woche hatten wir das Vergnügen, Fräul. Oswald vom Frankfurter Theater in drei Gastrollen auf hiesiger Bühne zu hören und zwar als Gabriele im „Nachtlager", als Julia in „Romeo und Julia" und als Irene in „Belisar." Fräul. Oswald ist eine sehr angenehme Erscheinung auf der Bühne. Ihr Spiel ist gefällig, edel, kurz ächt weiblich im besten Sinne des Wortes. Ihre Stimme ist weich, biegsam und ungemein wohlthuend. Die Sängerin hatte sich in allen Rollen eines ungetheilten Beifalls des hies„en Publikums zu erfreuen. — Am 22. d. M kehrte Fräul Rummel von ihrer Kunstreise nach Brüssel und London wieder zurück, nachdem am 19. ein Konzert am Hofe der Königin Victoria stattgefunden hatte, worin von deutschen Künstlern sie und Hr. Pischek mitzuwirken hatten. Die „Literary Gazette" vom 18. Mai sagt: „Fräul. Rummel hatte sehr guten Erfolg während ihres kurzen Aufenthalts in London. Sie ist eine Sängerin ersten Ranges und muß ein besonderer Liebling des Publikums werden." Gestern trat Fräul. Rummel zum Erstenmale wieder bei uns auf, und zwar in der Rolle der Lucia von Lammermoor. Sie wurde mit Blumen und Kränzen empfangen. Diese Zeichen der Gunst des Publikums wiederholten sich am Schlusse der Oper als Tribut für die ausgezeichneten Leistungen der Künstlerin. D.

Darmstadt, 28. Mai.

Endlich ist der von den Theaterfreunden schon lange befürchtete Augenblick eingetreten, wo die Pforten unseres Kunsttempels sich auf 3 — 4 Monate schließen werden. Gestern Abend war nämlich die letzte Vorstellung, und zwar zum Vortheile des Hrn. Pasque, der mit seiner Auswahl seinem Publikum nicht etwa eine einzelne Oper, sondern vielmehr einen großen dramatisch-musikalischen Prachtstrauß, würdig der Jahreszeit, in der wir leben, in der sinnigsten Weise zu bieten wußte. Zuerst ward uns aus Fidelio vorgeführt die Ouvertüre und der zweite Act. Der erste Auftretende war Hr. Watzinger, als Fidelio essen im Gefängnisse. Man schätzte seine künstlerische Darstellung heute noch wie frühere, wo er unserer Bühne angehörte, und das Publikum bewies zu wiederholten Malen, daß es gegen einen braven Künstler dankbar und gerecht seyn könne. Mit spanischer Grandezza trat Hr. Pasque in der Rolle des Pizarro auf, und die übrigen Mitspielenden, He. Döring, Mad. Pischer, Hr. Reichel ꝛc., brauchen dies genannt zu werden, um von ihrem bedeutenden Antheile an der Darstellung sich überzeugt halten zu dürfen. Auf Fidelio folgte ein von Hrn. Tescher sehr sinnvoll arrangirtes ländliches Fest in der Form eines Ballet-Divertissements. Die Tänze und Gruppirungen boten viel Interessantes und machten den Uebergang zu dem dritten Act von „Zampa", wo He. Pasque als Corsar und Mad. Pirscher als Camilla auftrat. Als vierte Abtheilung kam „Cortez" daran, und zwar der zweite Act (Scene der Empörung.) Hr. Breiting sang und spielte den Cortez mit viel Bravour und großer Lebendigkeit der Darstellung, welche allgemein gefiel. Als Moralez stand ihm Hr. Birnstill zur Seite. Zuletzt ward dem durch herrliche Kunsteffecte schon vielfach überraschten Hause noch vorgeführt: „des Sängers Fluch." Die so sehr ansprechende Musik des Componisten, des Hrn. Conradin Kreutzer, bewährte sich auch hier wieder in ihrer ganzen Fülle, um so mehr, als die Herren Reichel und Pasque und die Damen Pirscher und Neukäufler sich in den Vortrag seiner so einnehmenden Tonsprache getheilt hatten. So viel Schönes und Gediegenes, in den Raum von wenigen Stunden zusammengedrängt, muß angenehme Erinnerungen zurücklassen, unter welche sich auch die Gefühle des anerkennenden Dankes gegen unser Orchester mischen, welches heute wie immer seiner Bestimmung nachzukommen wußte. Die Ouvertüre zu Fidelio ward mit rauschendem Beifalle begrüßt. — Kürzlich war wieder eine Anzahl von Candidaten im Finanz- und technischen Fache hier versammelt, welche bei der mit ihnen angestellten Prüfung von den Examinatoren bis in die Tiefen der Integral-Rechnung geführt wurden.

Friedberg, 2 Juni.

Das diesjährige Himmelfahrtfest wurde in dem Orte Södel auf eine Herz und Gemüth erhebende Weise begangen — ein freudiges Ereigniß, wenn man sieht, daß nicht allein in Städten sich Vereine gründen, sondern daß auch auf dem Lande nach Veredlung gestrebt wird. In Södel nämlich hat sich unter Leitung des Hrn. Schulvikar Loos ein Gesangverein gebildet, welcher bis jetzt schon an 60 Mitglieder zählt. Diesem Vereine lieh nun die Gemeinde eine kostbare Fahne, geziert mit den Farben des Landes und ihres Landesherrn, fertigen, welche am Nachmittag des Himmelfahrtags eingeweiht wurde. Es versammelten sich nämlich gegen 3 Uhr Nachmittags sämmtliche Mitglieder vor dem Schullocale, wo ihnen von ihrem Lehrer, Hrn. Loos, die Fahne überreicht wurde. Von da ging es in schönster Ordnung, begleitet von etwa 2000 Menschen aus der ganzen Umgegend, in den schönen Wald, um hier das Fest der Fahnenweihe in den grünen Hallen zu begehen. Angekommen in den sinnig eingerichteten Waldesräumen, hielt He. Schulvikar Loos eine eben so sinnreiche, als der Sache angemessene Rede, worin er namentlich sagt: daß sie sich zwar mit Sängern vom Fach, mit Gesangvereinen der Städte nicht messen wollten, daß sie aber nichtsdestoweniger voran zu streben sich bemühen würden. Hierauf wurden dann Vaterlandsgesänge mit Gefühl und Präcision vorgetragen, so daß sich ein Jeder, da auch in dem Walde bestens für Speise und Getränke gesorgt war, recht behaglich fühlte und einen heiteren Nachmittag genoß. Als sich der Abend nahte, traten die Sänger den Rückweg an, zogen wiederum vor's Schullocal und brachten hier noch ihrem alten treuen Lehrer, Hrn. Zinser, ein dreifaches Lebehoch, gedachten auch gleichsam des anwesenden Ortsvorstandes, der sie so kräftig unterstützt, mit einem donnernden Hoch. Es unterliegt keinem Zweifel, daß solche schöne Bestrebungen auf Sittlichkeit und Religiosität der Landkinder den besten Einfluß äußern. Darum öffentlichen Dank die, Lehrer, Dank euch, Sänger, für eurre Leistungen und herrlichen Bestrebungen! Ihr aber in andern Dörfern, erkennt die hohe Wichtigkeit solcher nach Veredlung strebenden Vereine an, weshalb man euch zuruft: Gehet hin und thuet desgleichen!

Bad Homburg, 1. Juni.

Wie zu erwarten stand, hat das herrliche Pfingstwetter früher als sonst die Saison in volle Blüthe gerufen; unsere Wohnungen, namentlich die für vornehme Familien bestimmten, sind größtentheils für die Dauer der ersten Junihälfte gemiethet, die Fremden treffen täglich in zahlreichen Caravanen ein und im reinsten und hellsten Sonnenschein glänzen unsere freundlichen Bergesabhänge im Festschmucke des reizendsten Frühlingswetters. Heute am zweiten Feiertage war es hier so belebt, daß man sich in eine große Stadt versetzt glaubte. Fußgänger, Wagen und Reiter bevölkerten in Massen unsere Straßen, alle Hotels waren besetzt und die Promenaden des Kurgartens, so wie die geräumigen Hallen des Conversationshauses faßten kaum die Zahl der Gäste, die von nah und fern herbeigeströmt waren. Einen freudigen Anblick gewährten die kräftigen Gestalten der Mainzer Turner, die eine Turnfahrt hierher gemacht hatten, um die hiesige Turngemeinde zu besuchen. Mitten unter all diesen geputzten und geschniegelten Gestalten gewährten die jungen, von Sonne und Luft gebräunten Männer, in leichter Turnkleidung, die Cocarde am Hut, die Schärpe umgürtet, einen angenehmen Contrast, als sie je drei und drei den Kurgarten durchzogen. — Unter den Gästen von Auszeichnung, die bereits zahlreich diese Woche zur Badekur eingetroffen, nenne ich Ihnen Se. Durchl. den Prinzen Friedrich zu Hessen, so wie Se. Herrl. den Lord Gainsborough aus England. Auch die russische Aristokratie ist in unserer Kuliste, die heute zum viertenmale ausgegeben wurde, zahlreich vertreten. Die Frequenz der Kurgäste gestaltet sich diesmal bis jetzt schon lebhafter als im vorigen Jahre.

Main-Wasserwärme: 5. Juni, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Scheerm ister.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 155. Sonntag, den 7 Juni 1846.

Robespierre's Taufe.

Eine Novelle von M. Dornwalt.

(Fortsetzung.)

5. Ein entdeckter Schurkenstreich.

Des andern Tages ging es in einem von dem Deputirten von Arras gemietheten Hotel sehr lebhaft zu. In Lohn genommene Köche, Diener und Dienerinnen hatten vom frühen Morgen ohne Aufhören zu laufen, zu tragen, zu ordnen, zu putzen.

„Jacques!" befahl Robespierre, „diese couvertirte Billets giebst Du dem Bastille-Kommandanten ab. Es steht darauf, daß ich heute Abend, in Erwiederung meiner Einladung zur Verlobungsfeier seiner Tochter, eine Fete geben werde und um die Ehre bitte, das verlobte Brautpaar den ausgezeichnetsten Vertretern Frankreichs vorzustellen. Alsdann besorgst Du diese Billets nach dem beifolgenden Verzeichniß der Eingeladenen. — Im Speisesaal soll folgende Rangordnung stattfinden: Oben an der ersten Tafel liegen zwei Couverts — rechts sitzt der alte Oberst, links seine Tochter — neben dieser um die Ecke der verlobte Bräutigam, neben jenem in gleicher Weise der Graf Mirabeau. Für den erstern von den zuletzt Genannten wird der künstlich eingerichtete Sessel mit vollständigem Apparat hingestellt. In der angegebenen Ordnung legst Du die Zettel, worauf die betreffenden Namen stehen, auf die Couverts. Vergiß bei Leibe nichts! Die übrigen Zettel rangirst Du nach dem Alphabet der darauf geschriebenen Namen. Jener Eisenfresser ist der Gegenstand meines Aergers und Verdrusses. Durch eine kleine an ihm zu nehmende Rache will ich meinem Herzen Erleichterung verschaffen. Ohne Zweifel aber wird er nach der erlittenen Blame sich ungeberdiger stellen, als unser Schuster bei'm gestrigen Commers. Da mußt Du mich mit Entschlossenheit decken, indem Du die Schuld einem von Dir begangenen Versehen zurechnest."

„Mein verehrter Herr," entgegnete Jacques affektvoll, „auf den Knien werde ich den Herrn Capitain um Verzeihung bitten; ich werde so bitten, als wenn ich einen Stein durch Worte zu erweichen hätte. Und stößt er mich auch mit dem Fuß, um seinen Grimm an mir auszulassen, immerhin! das Leben wird ein Stoß wie doch nicht kosten."

„Brav! mein lieber Jacques," rief Robespierre triumphirend aus, „ein wahres Kleinod besitz' ich an Dir; ich wünsche nichts sehnlicher, als Deine Ergebenheit nach Gebühr recht bald belohnen zu können. —"

Um 5 Uhr Abends stand Robespierre chapeau bas vor dem Hotel und empfing die in ihren Kutschen ankommenden Gäste. Der Kommandant ließ nicht lange auf sich und die Seinigen warten. In einer halben Stunde war die Gesellschaft vollzählig. Außer den uns bekannten Personen waren noch einige und vierzig Deputirte des Tiers-etat eingeladen. Die Unterhaltung der geistreichen Gäste war lebhaft, ungezwungen und darum anziehend. Bald bildeten sich kleinere, bald größere Gruppen, die größeste aber, zu der Robespierre beständig gehörte, um den Grafen Mirabeau, der, wie gewöhnlich, als König der Assemblée angesehen, nicht weniger Streitfälle zu entscheiden hatte. Und er entschied hier durch ein einziges Bonmot, durch ein dem socialen Leben oder der Geschichte entnommenes analoges Beispiel, ein ander Mal wieder durch Raisonnement, mit Angabe triftiger, einleuchtender Gründe. — Der alte Oberst bewunderte und lernte die Talente des Grafen beobachten, so wie ihm wiederum von diesem wegen seiner Biederkeit, Anspruchlosigkeit und besonders wegen der Tugend, Fehlende zu entschuldigen, Achtung und Ehrerbietung gezollt wurde. Zum Thee war der Burgunder nicht gespart worden, und so war die Gesellschaft recht munter, als nach zwei Stunden zur Tafel gebeten wurde.

Schon eine Zeitlang vorher war der Oberst mit seinem Eidam in ernste im Gespräch begriffen. Jetzt, als sie sich in den Speisesaal begaben, sagte der Alte: „Wahrhaftig, Herr v. St. Hilaire, es kommt mir vor, als sähen sie Alles wie durch eine schwarze Brille an. Lassen Sie den Argwohn fahren! Es verbittert uns jedes Vergnügen und läßt uns mit der Zeit an der Redlichkeit menschlicher Gesinnungen, Absichten und Handlungen vollends verzweifeln. Wie oft und leicht können wir, uns demselben hingebend, einem Menschen Unrecht thun, und ist ja besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun."

„Bewahre mich der Himmel davor! einen schuldlosen Menschen durch Argwohn zu kränken," erwiederte der Capitain; „aber ich muß Ihnen bekennen, es ist mir ganz unheimlich in Robespierre's Nähe, die ein Gefühl von Bangigkeit in mir erregt, wie wenn ein düsteres Gewitter über meinem Haupte sich zu entladen drohte. Trotz seiner gezwungenen Freundlichkeit verräth sein Blick, dem eines Tigers gleich, Tücke und lauernden Verrath. Wären wir nicht Alle bereit, uns an dasselbe Mahl zu setzen, ich fürchtete fast, heute den letzten Bissen einzunehmen. Bei jedem Tritt scheint der Boden unter meinem Fuße zu wanken, als beträte ich eine Fallthüre."

„Ich bedaure Sie, mein Sohn," sprach der Oberst ganz leise, als sie jenen verhängnißvollen Sessel erreicht hatten, bei demselben verweilend, „gewiß hätten Sie demnach die Einladung zu dieser Assemblée gern abgelehnt, wenn eine Ablehnung nicht auf Kosten der feinen Sitte geschähe."

„Lieber Vater, hier rechts neben mir ist Ihr Platz," raunte die schöne Antoinette dem Obersten in's Ohr; „zum Nachbar ist Ihnen der Herr Graf von Mirabeau, so wie meiner Wenigkeit Armand de St. Hilaire bestimmt."

„Nein," versetzte der Oberst darauf. „Ehre, dem Ehre gebührt! Ich ersuche den Grafen ergebenst, meine Stelle zu vertreten."

„Verzeihen Sie, mein ehrenwerther Freund!" fiel der Graf

Digitized by Google

ein, „dies könnte unmöglich geschehen, ohne daß der ungünstige Schein auf uns fiele, als wollten wir unsern freundlichen Wirth in Ansehung seines Arrangements meistern.“

„Das wollen wir keineswegs,“ entgegnete der Oberst; „da der Platz mein ist, so steht mir auch die freie Dispposition darüber zu. Unser verehrter Wirth ist zu human, um dieserhalb Einspruch zu thun. Diesem Sessel hier soll ich übrigens um seiner bequemen Einrichtung willen so sehr meinen Beifall, daß ich den Herrn von St. Hilaire zugleich ersuche, mir denselben zu überlassen und von dem Ihrigen dort jenseits Gebrauch zu machen.“

Diese unerwartete Wendung der Dinge griff gar sehr störend in das Rad der Intrigue und machte Robespierre nicht wenig bestürzt. Das Schicksal selbst schien hämisch in ein Bündniß gegen ihn zu treten, um den Verrath an der Gastfreundschaft auf der Stelle zu strafen und den Verräther öffentlich auszustellen. Rasch trat er hinzu und drang in den Obersten mit großem Wortschwall, den ihm bestimmten Ehrenplatz ja einzunehmen. Um so hartnäckiger bestand dieser auf dem proponirten Tausch, und bemerkte dabei: „Unsere gegenseitigen, freundschaftlichen Gesinnungen leisten mir Bürgschaft, daß Sie mich, der ich ungern einen vergeblichen Schritt thue, nicht weiter bestürmen werden, einen Sessel, in dem ich alter Mann recht bequem ruhen kann, gegen einen minder bequemen zu vertauschen. Der Herr Graf wird mich unendlich verpflichten, wenn er mir meine unbedeutende Bitte gewährt.“

„Volenti non fit injuria,“ versetzte der Graf darauf; eh bien, dem Wunsche unseres ehrenfesten, ältern Freundes können wir um so eher Folge geben, als der Ehrenplatz ja überall da ist, wo ihn der Ehrwürdigste und Geehrteste einnimmt.“

„So fahre denn in das nasse Element, Du eigensinniger, alter Phlegmatikus!“ murmelte Robespierre, sich wegwendend; „vielleicht wird das Bad Dich lebendiger und reger machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Des Jägers Look.

Früh, wann im Osten kaum der Morgen tagt,
Im süßen Schlummer noch die Schläfer liegen,
Manch Herrchen sich nicht aus den Federn wagt,
Aus Furcht, es möchte wohl den Schnupfen kriegen,
Da eilet schon zum grünen Wald
Der Waidmann, suchend seine Beute,
Wo's Hüfthorn schallt, die Büchse knallt,
Ist Jägers Lust und seine Freude.

Und naht die Mittagsstunde dann herbei,
Dann ist sein Tisch auf dunkelgrünen Matten
Und es verstummt das frohe Jagdgeschrei;
Man lagert sich im kühlen Eichenschatten.
Wie labet ihn der Quelle Trank!
Konzert ertönt von allen Zweigen,
Sein Kanapee die Rasenbank,
Der Speisesaal ist unter Eichen.

Und ob ein kalter Nord entlaubt den Hain
Und Schneegestöber peitscht durch nackte Wälder,
So lebensfroh wie einst im Sonnenschein
Zieht er im raschen Schritt durch eis'ge Felder,
Des Winters Frost, des Sommers Gluth,
Sie mögen sich mit Schrecken paaren,
Nichts beugt des Jägers hohen Muth
Und männlich trotzt er den Gefahren.

Es lebe hoch! wer's edle Waidwerk übt
Und mit dem Recht dazu die Pflicht verbindet,
Ein jedes Mädchen, das den Jäger liebt,
Der Liebe Glück in seinen Armen findet!
Es grün' und blüh' Dianens Hain,
Ein Heiligthum für ihre Söhne!
Nie kehre hier der Frevler ein,
Nur wer erglühet für das Schöne!

Schweinfurt. August Wurm.

Aus dem Leben Peter des Großen.

(Von M. Dornwald)

Villebois, ein als Schmuggler berüchtigter bretagnischer Edelmann, hatte, aus seinem Vaterlande zu flüchten gezwungen, in Rußland vor dem Arm der französischen Justiz Zuflucht gesucht, und seinen, wenn auch nur mittelmäßigen Kenntnissen von der Marine, verdankte er das Glück, des Czaren Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Peter, von der Marine noch weniger verstehend als der französische Abenteurer, hatte ihn nämlich einmal persönlich am Steuerruder eines Schiffes gewahrt, und dieser Zufall, sowie der feste und entschlossene Charakter des ihm inzwischen näher getretenen Fremdlings, bestimmte ihn, denselben nicht nur zum Galeeren-Kapitän, sondern auch zum Genossen seiner Tafel und sonstiger Freuden zu erheben. Villebois ward bald der Held aller kaiserlichen Feste und stieg rasch in der Gunst des Czaren, zum nicht geringen Verdruß der Bojaren, die in dem neuen Günstling nur den verhaßten Ausländer erblickten und durch allerlei Intriguen seine Stellung zu einer sehr schwierigen machten. Peter änderte, trotz der sichtlichen Aufregung seiner Hofleute, in nichts seine bisherige Stellung zu Villebois, und wie hoch dieser in seiner Gunst gestanden haben muß, beweist folgendes merkwürdige Abenteuer des Günstlings, welches für jeden Andern gewiß einen weit gefährlichern Ausgang genommen haben würde.

Es war nämlich kurz nach seiner Vermählung mit Katharina, als ihn der Czar nach dem Lustschlosse Strelemonz mit Depeschen an dieselbe absandte. Die Kälte war an diesem Tage sehr empfindlich, und der Courier, ein eifriger Verehrer des Bacchus, mochte sich unterwegs wohl über die Gebühr gegen die feindlichen Einwirkungen der Natur durch Spirituosa verwahrt haben, denn als er der bei seiner Ankunft malerisch hingestreckten Czarin die Depeschen übergeben sollte, hatten die bacchischen Genüsse seine Sinne bereits so umnebelt, daß er den Zweck seiner Sendung, den Ort, wo er sich befand, und den Rang der Frau, der er gegenüber stand, vergaß und sie zu küssen Miene machte. Katharine, über diese Kühnheit betroffen, schrie nach Hülfe; Villebois ward ergriffen und in ein Gefängniß geworfen; hier verfiel er alsbald in einen so süßen Schlaf, als wenn gar nichts vorgefallen, gar nichts zu fürchten wäre.

Von diesem Vorfall sogleich benachrichtigt, eilt Peter nach dem nur fünf Meilen weit entfernten Lustschloß und entschuldigt, um Katharina zu beruhigen, die Verwegenheit des Günstlings mit dessen wahrscheinlich trunkenem Zustande. Katharina, über Peters Ruhe entrüstet, fordert strenges Gericht; Peter, in diesem Augenblick zur Strafe eben nicht aufgelegt, läßt sie selbst die Art der Strafe bestimmen. Katharina stimmt für hundert Knutenhiebe. Peter willigt ein und läßt den Gefangenen vorführen, ihn zu fragen, in welcher Art und Weise er sich des ihm gewordenen Auftrags entledigt habe? Villebois, noch halb trunken, erwiedert, daß er den Auftrag pünktlich vollzogen, doch weiß er von Wann, Wie und Wo? keine Rechenschaft abzulegen. Nur des Einen entsinnt er sich deutlich, eines Traumes, in welchem ihm ein hehres Wesen, schön wie die Liebesgöttin, erschienen sey. Vor

Digitized by Google

ihr habe er seine Kniee gebeugt, sie anzubeten, und zu schwach, ihren Reizen widerstehen zu können habe er ihr einen Kuß geraubt, ein Glück, um welches er sein Leben als Preis einsetze.

Peter lächelt, als die Czarin einen prüfenden Blick warf; Katharina's Gesicht gewinnt ebenfalls einen milderen Ausdruck, und die stumme Scene schließt mit einer innigen Umarmung der kaiserlichen Gatten.

„Madame", unterbricht jetzt Peter das Schweigen, sich aus ihren Armen losreißend, „Madame, die von Ihnen über Villebois verhängte Strafe hat mit der Vollstreckung. Sie thun mir leid, Villebois, aber am russischen Hofe stehen auf Träume, wie der Ihrige, hundert Knutenhiebe." — „Sir . . .!" — „Die Czarin hat befohlen. Ihrem Richterspruch müssen Sie sich unbedingt unterwerfen. Entblößen Sie jetzt Ihre Schultern, denn von der Czarin eigner Hand ist Ihnen Ihre Strafe zugedacht."

Villebois, über das Alles mit Staunen erfüllt, unterwirft sich schweigend dem Befehl. Man läßt jetzt das Gefolge des Czaren und der Czarin ins Zimmer treten, und Katharina ergriff die ihr überreichte Knute, um dieselbe hundert Mal hinter einander — in der Luft zu schwingen, ohne auch nur Villebois ein einziges Mal zu berühren. Hierauf übergibt sie das Strafwerkzeug einem Diener und entläßt die Versammlung mit den Worten: „Daß, wie der Galeeren-Kapitän nur im Traume gefehlt habe, so auch seine Strafe nur ein Blendwerk seyn dürfe." — Peter bestätigte lächelnd diese Justiz und verheirathete später Villebois mit der Tochter eines Bojaren, nachdem er ihn zum Kammerherrn der Czarin ernannt und vom Hof verabschiedet hatte.

Nicht so glimpflich verfuhr Peter mit dem unglücklichen Chevalier de Moens, einem Edelmann aus flamländischem Geschlecht und Bruder der Frau von Balk, einer Vertrauten Catharina's. Einer der schönsten Männer seiner Zeit, hatte er auf das Herz der Czarin einen nur zu tiefen Eindruck gemacht, und Peter, durch einen Pagen davon in Kenntniß gesetzt, beschloß, ihn mit dem Kopfe dafür büßen zu lassen. Einige Schriftsteller haben behauptet, daß Peter selbst das Schaffot bestiegen und sein Schlachtopfer bis zum letzten Athemzuge mit den bittersten Schmähungen überhäuft habe. Das ist unwahr: Peter hatte einen raffinirteren Rachеplan ausgesonnen, und Katharina selbst zum Gegenstand desselben auserkoren. Nachdem er nämlich den Befehl für den Tag der Execution ertheilt hatte, daß der Henkerskarren langsamen Schrittes unter den Fenstern des kaiserlichen Palastes vorbei seinen Weg nehmen sollte, mußte die Czarin, an einem der geöffneten Fenster sich niederlassend, eine Stickerei zur Hand nehmen, und während nun, gleichfalls auf seine Anordnung, der Karren sammt der Cortege eine Viertelstundr lang unter eben demselben Fenster Halt machte, verfügte sich Peter an die Seite seiner Gemahlin, um, einen Dolch gegen sie gewendet und den starren Blick nur auf sie und ihre Stickerei richtend, die Gefühle und Regungen der Unglücklichen aus ihrem Mienenspiele herauszulesen. Katharina, die während dieser schrecklichsten Viertelstunde ihres Lebens nicht einmal das Recht gehabt hatte, zu zittern, ging siegreich aus dieser Feuerprobe hervor: sie hatte sich — welche Selbstbeherrschung! welches Herz eines nordischen Weibes! — nicht um einen einzigen Faden auf ihrer Stickerei geirrt.

Am Halse des Enthaupteten fand man, an einer Schnur hängend, das Medaillon der Czarin; das Blut des Schlachtopfers befleckte unter dem, während des tödtlichen Streiches geborstenen Glase, einen Theil ihres Bildnisses. Peter ließ sich dasselbe einhändigen und übergab es mit der größten Kaltblütigkeit Katharinen, verlangend, daß sie es zum Beweise ihrer Liebe für ihn, beständig auf dem Herzen trage. Nur des Nachts durfte sie sich von ihm trennen, jeden Morgen befestigte es der Czar selbst an der gewohnten Stelle.

Erst nach Peters Tode vernichtete Katharina das schreckliche Bildniß, welches ihr seit zehn Jahren die gräßlichsten Seelenqualen bereitet hatte, und erst jetzt durfte sie, einst ein unbekanntes livländisches Bauernmädchen, die Wittwe eines gemeinen schwedischen Soldaten, mit gerechtem Stolze sagen: „Nun bin ich allein die Selbstbeherrscherin aller Russen!"

Mannichfaltigkeiten

(Frankfurt, 5. Juni.) In neuerer Zeit werden die Einwohner hiesiger Stadt häufig von fremden, ausländig gekleideten Personen belästigt, welche mittelst Vorzeigung falscher Scripturen, unter gar mancherlei erlogenem Vorgeben, bald für sich, bald für Andere, um Unterstützungen, Geld und Vorschüsse nachsuchen. Da solche durchgehends arbeitsscheue Subjecte sind, deren Habhaftwerdung aber, ohne Beihülfe des Publikums, für das Polizei-Personal fast unmöglich ist, so glaubt man auf solche Umtreiber aufmerksam machen zu müssen.

(Verz. d. Fremd.)

(Aus der Pfalz.) Ein Vorfall, der gestern zu Edenkoben in einem öffentlichen Garten statt hatte, macht nicht wenig von sich sprechen und ist eben nicht geeignet, die gewünschte Annäherung des Civil an die Militärindividuen zu befördern. Ein junger Offizier, Lieutenant, der Sohn eines Obersten des zu Landau garnisonirenden Infanterie-Regiments Wrede, versetzte nach kurzem Wortwechsel, dem Wirthe, welcher ihn gebeten hatte, seinen Weg im Garten nicht über die von ihm mit nicht unbedeutenden Kosten erst neu hergestellten Pflanzungen zu nehmen, mit seinem gezogenen Säbel drei Verwundungen, wovon eine nicht ganz unbedeutend seyn soll. Eine hierauf eingeleitete Untersuchung wird später zeigen, auf welcher Seite das größere Unrecht sich befand und das Resultat derselben wird seiner Zeit mitgetheilt werden.

(Mannh. Abendztg.)

(Vermuthliche Witterung im Monat Juni 1846.) Heiter und warm bis 3., vom 4. bis 7. öfters Regen mit Wind und Abkühlung, wieder heller und warm am 8., 9., geneigt zu Trübung oder Regen am 10., 11., dann meist heiter und warm bis heiß vom 13. bis 17. Gewitter und Regen vom 17 bis 19, wieder Aufheiterung und warm bis heiß vom 20. bis 23., kühl Regen und Donner vom 24 bis 28 Schluß warm. Im Allgemeinen: Obgleich W-S-Winde vorherrschen und nicht selten Gewitter und Regen bringen, so ist die Witterung doch meist heiter und warm bis heiß.

(Zeus.)

(Aus dem Hubbad bei Bühl, 1. Juni.) Am heutigen Pfingstmontag versammelten sich hier 19 badische Männer-Gesangvereine aus dem Landstrich zwischen Heidelberg und Freiburg, um nach Aufführung einiger Gesangstücke ein gemeinschaftliches Mittagsmahl einzunehmen. Die beiden Vormittagszüge der Eisenbahn brachten zusammen ungefähr 350 Sänger, welche, bei ihrer Ankunft mit Böllerschüssen und Musik empfangen, in geordnetem Zuge in die Stadt und in die betreffenden Wirthshäuser zum Frühstück geführt wurden. Nach 11 Uhr ordnete sich der ganze Zug in der Stadt mit seinen zahlreichen schönen Fahnen und zog, bei schwülheißem Wetter, aus Bühl hieher. An dem vorher ausgewählten Platze stellten sich die Sänger auf und führten unter der trefflichen Leitung des Hrn. Spohn, Direktors des Karlsruher Liederkranzes, mehrere Gesänge vor zahlreichem Publikum aus der Nähe und Ferne vor, das die benachbarten Anhöhen und unser freundliches Thälchen dicht besetzt hatte. Nach Beendigung des Gesangs wurde jeder Verein von seinem Zugführer an die für ihn bereitgehaltenen Plätze zu Tisch geführt. Die Sänger weilten im Freien, im Saale des Badhauses wurden andere Gäste bewirthet, später noch Tanzbelustigung

Digitized by Google

abgehalten. Abends 10¾ Uhr ließ die Direktion der Posten und Eisenbahnen noch einen Extrazug von Bühl bis Karlsruhe gehen.

(München, 30. Mai.) Jenny Lind hat, nachdem sie das Anerbieten der Nürnberger Theaterdirektion abgelehnt, der hiesigen königlichen Hoftheater-Intendanz einen Cyclus von Gastrollen gegen ein Honorar von 1000 fl. für jede Vorstellung zugesichert und wird am 11. Okt. d. J. (so viel bis jetzt sicher steht) zum ersten Male hier debütiren.

(Karlsruhe, 2. Juni.) Zur Charakteristik für die Art und Weise, wie auf der Eisenbahn für die Bequemlichkeit derjenigen Reisenden gesorgt wird, welche zwar keine große Ausgaben machen können, aber doch ebenfalls Menschen sind, mag folgender Vorfall dienen. Am gestrigen Feiertage drängte sich zu dem letzten nach Mannheim abgehenden Zuge eine ungewöhnlich starke Anzahl Menschen hinzu, und besonders wurden die Stehwagenplätze in Anspruch genommen, so daß wohl die hinreichende Anzahl von Stehwagen auf der hiesigen Station nicht vorhanden gewesen seyn mag. Für solche unvorhergesehene Fälle besteht meines Wissens die Verordnung, daß die Reisenden in die vorhergehende Wagenklasse gewiesen werden. Was geschah aber statt dessen? Man schob einige zum Viehtransport bestimmte Wagen heran und sperrte die Ueberzahl ohne viele Umstände hinein. In der Verwirrung, welche das Gedränge hervorbrachte, ließen sich die Leute, ohne für den ersten Augenblick sich lange zu besinnen, weil sie eben fort wollten und fort mußten, Alles gefallen; für die Zuschauer aber war dies gewiß ein höchst indignirender Anblick. Es ist schon genug, wenn man die armen Menschen in schlechten, unbedeckten, jeden schädlichen Einfluß der Witterung zulassenden Wagen haufenweise zusammenschichtet, sie sind verlassen genug, man braucht nicht noch das drückende Gefühl in ihnen rege zu machen, sich mit dem Vieh auf eine Stufe gestellt und in dessen Behälter hineingewiesen zu sehen. (Mannh. Abendz.)

Korrespondenz.

Straßburg, 30. Mai.

Die deutsche Operngesellschaft unter Leitung des Direktors W. Löwe aus Mainz fährt fort, dem hiesigen Publikum recht angenehme Abende zu bereiten. Sänger und Sängerinnen haben sich bei uns eingewöhnt; nur Schade, daß nur noch wenige Wochen uns der Genuß gegönnt seyn wird, ein deutsches Theater zu besitzen. In den letzten Wochen hörten wir die Opern: „Czaar und Zimmermann", „die Montecchi und Capuletti", „Don Juan", „die Puritaner", „Belisar" und eine Wiederholung mehrerer früher gegebenen Stücke. Fräul. Weixelbaum bewährt sich mehr und mehr als eine geübte Sängerin, die zugleich ein treffliches Spiel besitzt und sicher in Paris eben so gefallen würde, als in unserer etwas sächsischen Hauptstadt. Seitdem die Schebest auf unserem Theater gastirte, hat wohl keine Sängerin den Beifall geerntet, der Fräul. Weixelbaum in so reichlichem Maße dahier zu Theil wird. Hr. Ehrudimsky, der so trefflich sang und mit Beifall überschüttet ward, hat uns wieder verlassen. Als Octavio in Don Juan, so wie in den Puritanern entwickelte dieser Tenorist eine wahre Meisterschaft und ungern vermißt man seinen Namen auf dem Zettel, so wie seine Stimme im Theater. Ehrudimsky gehört unstreitig zu den ersten Tenoristen seines Faches und strenge Kunstrichter stellen denselben in dieser Beziehung seinen Pariser Collegen ersten Ranges an die Seite. Der Bassist Abt leistet in seinen Rollen höchst Anerkennenswerthes; mit Tact und Anstand erscheint er in seinem Spiel und eben dieses Gemessene, verbunden mit einer tüchtigen Kehlenfertigkeit, sichert ihm den Beifall der Menge zu. Auch Hr. Stritt hatte sich in den Rollen als Max im „Freischütz" und als „Don Juan" der Anerkennung des Publikums zu erfreuen. Sein Gesang hat etwas Liedliches und sein Spiel zeigt Bühnengewandtheit. Hr. Steinecke kann, falls er mit Fleiß und Studium seinem Berufe obliegt, eine schöne Stellung erreichen, zumal seine Stimme von der Natur nicht vernachlässigt wurde. Nur muß die vorhandene Kraft in gewisser Momenten mehr bewältigt werden. Ein fleißiges und unentbehrliches Mitglied der Gesellschaft ist Hr. Collin, der zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt und ein bedeutender Sänger zu werden verspricht. Hrn. Lehmann, welcher Hrn. Ehrudimsky als Gast folgen sollte, haben wir bis jetzt ein einziges Mal gehört. Er hatte sich einer sehr guten Aufnahme zu erfreuen und gefiel. Sobald derselbe öfters aufgetreten seyn wird, werden wir ein vollständigeres Urtheil über ihn fällen. Die Chöre leisten ganz Ausgezeichnetes; ebenso ist der unermüdliche Fleiß des Kapellmeisters Müller der Anerkennung werth. Unser Orchester bewährt sich in den meisten Fällen als ein aus tüchtigen Mitgliedern bestehendes. — Mad. Pirschee von Darmstadt sang gestern Abend die Agathe im „Freischütz". Ihr Gesang ist ein vortrefflicher, der eine herrliche Schule bekundet. Die Damen Rusch und Welly, die hier und da in ersten Partieen auftraten, leisteten, was in ihren Kräften lag. In Rollen zweiten Ranges werden sie sich gewiß allenthalben eines großen Beifalls zu erfreuen haben. Reichel aus Darmstatt wird im Laufe dieser Woche als Gast erwartet. Der Name des trefflichen Bassisten ist zu sehr bekannt, als daß er nicht günstig auf die Theaterkasse wirken sollte. Hr. Freund aus Mannheim trat zwei Mal als Bürgermeister in „Czaar und Zimmermann" auf und ergötzte durch die schöne Durchführung der Rolle die höchst zahlreiche Zuhörerschaft. — Bis zur Mitte d. M. wird die deutsche Operngesellschaft dahier spielen und dann ihre Wanderung nach Gent beginnen. Wir wünschen ihr daselbst eben so freundliche und von Erfolg begleitete Aufnahme, wie sie deren hier genoß. Hr Löwe bewährt sich als ein Direktor, der seinen Beruf und seinen Vortheil versteht. Das hiesige Publikum ist demselben für das Vergnügen, welches das treffliche Opernpersonal ihm bereitete, vielen Dank schuldig.

* * *

Morgen-Konzerte auf der Mainlust.

Frankfurt a. M.

Die zum Sommervergnügen der hiesigen Bewohner und der zahlreichen Fremden so viel beitragende und seit einer Reihe von Jahren der freundlichsten Beachtung des Publikums sich erfreuende Mainlust unterläßt es nicht, von Zeit zu Zeit Neues zu bieten und sich den Bedürfnissen und dem Geschmack des Tages anzuschließen, wie dies erst neuerlich durch die Einrichtung der sehr brillanten Gasbeleuchtung geschehen ist, wodurch die sommerabendlichen Reunionen in diesem schönen Locale an Glanz und Heiterkeit so viel gewonnen haben. Eine fernere Erweiterung sind die seit Anfang dieses Monats in's Leben getretenen Morgen-Konzerte. Durch die vermehrte Frequenz von Fremden und Durchreisenden, welche uns von den Eisenbahnen und Dampfschiffen zugeführt werden und deren Zahl immer steigen wird, gewinnt unser Frankfurt einen immer großstädtischeren Charakter und es ist verdienstlich, diesen Fremden ihren hiesigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Hierzu werden die neuen Morgen-Konzerte auf der Mainlust viel beitragen und sie sind besonders für Diejenigen veranstaltet, welche erst um vier Uhr zu Mittag speisen oder noch mit den Abendzügen der Eisenbahn abreisen wollen. Sie finden an den durch das Programm bezeichneten Tagen zwischen 12 und 2 Uhr statt und werden in Form eigentlicher Konzerte, nicht zum Behufe einer Restauration, abgehalten. Zum Vortrag gelangen Ouvertüren, Concertante's, Variationen, Märsche und Potpourri's von den beliebtesten älteren und neueren Meistern und die gelungene Ausführung derselben hat bereits verdiente Anerkennung gefunden. Natur und Kunstgenuß vereinigen sich demnach in den Morgen-Konzerten der Mainlust, deren Unternehmer auf zahlreichen Besuch des reisenden Publikums Anspruch machen kann. Möge eine fortgesetzte heitere Witterung dies Unternehmen begünstigen!

Main-Wasserwärme: 6. Juni, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 6. Juni. (Neu einstudirt): Nehmt ein Exempel d'ran. Lustspiel in einem Akt, von Lr. C. Töpfer. Hierauf fest.: Der Freischütz, Oper in einem Act, aus dem Französischen von Jdire, Musik von Domenico della Maria.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 156. Montag, den 8. Juni 1846.

Robespierre's Taufe.

Eine Novelle von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

Unterdessen hatten auch die übrigen Gäste ihre Plätze aufgefunden, und jetzt, wie auf ein gegebenes Zeichen, sich beinahe sämmtlich zugleich niedergelassen. — Nur der Oberst beugte zu dem Zweck, nach alter Leute Gewohnheit, langsam und vorsichtig die Knie. Da bemerkte er, daß der vermeintliche Sitz zu nachgiebig seine horizontale Richtung verließ und keinen Stützpunkt gewährte. Er hielt es darum für gerathen, sich wieder aufzurichten, umzukehren und eine Untersuchung anzustellen. Seine Verwunderung, mit der er das Stück Tuch aufhob und betrachtete, steigerte sich bei dem Anblick der mit Wasser gefüllten Wanne. „Was hat denn das hier zu bedeuten?" rief er etwas betreten aus.

„Was ist's!" schrie wie verzweifelt der Capitain, der den Oberst nicht aus den Augen gelassen hatte und nun auf ihn zustürzte, — „droht uns Verrath und Untergang?" — Als er den Pseudostuhl und den übrigen Apparat einen Augenblick angesehen hatte, fuhr er in demselben furchtbaren Tone, der die Anwesenden von ihren Sitzen aufschreckte, fort: „Diese Prostituirung war also mir, einem Offizier, zugedacht! Meinen Degen her, daß der Verräther durch seinen Tod die gekränkte Ehre sühne und sein Blut die von einem Schufte ausgebrütete Art der Schande abwasche!"

„Ei, ei, Herr Hauptmann v. St. Hilaire," nahm der Graf Mirabeau das Wort, „das hieße einen wehrlosen Mann meuchlings abthun; werfen Sie ihm doch, nach altem Ritter Brauch, den Handschuh vor."

„Wohlgesprochen, Herr Graf!" pflichtete der Oberst besonnen bei; „übrigens würde der Herr Hauptmann nutzlose Hiebe in's Blaue führen, so lange noch in dubio ist, wer ihm die Kränkung zugedacht hat."

In diesem Augenblick stürzte Jacques wie athemlos herbei, warf sich zu den Füßen des erzürnten Offiziers auf die Knie und flehte scheinemüthig: „Erbarmen gnädigster Herr! mein ist die Schuld, ich habe mich an Ihnen vergangen. O, dieser elende Kopf!" rief er aus, und schlug sich mit geballter Faust vor die Stirn.

„Da haben wir's" versetzte der Oberst darauf, „das Blatt wendet sich. Nun Bursche, laß hören, warum Du Dich dieses groben Vergehens anzuklagen hast?"

„Ich bitte Ew. Gnaden," leitete Jacques seine erdichtete Erzählung ein, „mir ein huldreiches Ohr zu verleihen. Ich habe einen Kameraden Namens Jean, das ist ein muthwilliger, durchtriebener Mensch. Er besitzt einiges Schauspielertalent, denn er versteht sich darauf, bekannte Personen in Sprache, Mienenspiel, Gang und Haltung ergötzlich nachzuahmen. Da er besonders meine Person überall parodirt, so war es längst mein Vornehmen, ihm gelegentlich tüchtig mitzuspielen. Zur Ausführung meines Vorsatzes schien heute eine schöne Gelegenheit sich darzubieten. Als wir Vormittags hier im Speisesaal servirten und er seine Spötterei nicht lassen wollte, schickte ich ihn auf eine halbe Stunde dem Koch zu Hülfe, holte — salva venia — diesen Nachtstuhl meines Herrn herbei und setzte eine Wanne darunter, die ich voll Wasser füllte. Ich wußte, daß er den gnädigen Herrn Hauptmann v. St Hilaire sehr gut kopiren würde, da er vor einiger Zeit sein Laufbursche war. — „Schurke," donnerte den Erzähler der Capitain an, den diese Bemerkung verletzte, „einen Offizier muß man nie zum Spott kopiren!" „Dafür sollte der Spottvogel auch auf der Stelle bestraft werden," entgegnete Jacques. „Erlauben Sie gnädigst, daß ich fortfahre. — Als Alles so fertig war, rief ich ihn wieder zu meiner Hülfeleistung. Ich verlas ihm die Namen der eingeladenen hohen Gäste, und fügte die Frage hinzu, wen er unter dieser Zahl am besten kenne. Natürlich antwortete er: den Herrn Hauptmann von St. Hilaire. „Siehe, Jacques, diese Positur hat er bei'm Stehen, diese bei'm Gehen" u. s. w. Ich beklatschte sein Affentalent und sagte dann: „Geh', Jean, rufe die übrigen Domestiken herbei und mach' uns vor, mit welchem Anstand der Herr Hauptmann bei der Tafel sitzen, wie der Accent seiner Rede seyn werde, u. s. w."

„Très volontiers," erwiederte er, lief spornstreichs hinaus, und kam in wenigen Augenblicken mit einer Suite wieder. „Welcher Platz ist denn hier für den Herrn Hauptmann bestimmt?" Dieser hier, antwortete ich, und freute mich innig, daß das Nagethier mir von selbst in die Falle lief. Patsch! da saß er schon im nächsten Augenblick im Wasser und geberdete sich darin unwillkürlich so drollig, daß wir Uebrigen vor Lachen bersten wollten. Das Gezänk, welches wir unter uns abmachten, als ich ihn herausgeholfen hatte, ließ mich vergessen, den Stuhl von diesem Platz zu entfernen und an Ort und Stelle zu schaffen."

Die Anwesenden, die bestürzt sich um die handelnden Personen gedrängt hatten, erholten sich nun von ihrem Schreck und belachten herzlich die Erzählung des possenhaften Vorfalls.

„Dacht ich doch gleich," bemerkte der alte Oberst, „eine so gemeine Veranstaltung, wie diese, könne nur von gemeinen Leuten herrühren, gegen welche der Offizier seine Ehrenwaffe nicht führen darf."

„Wohlan denn," sprach der Hauptmann immer noch entrüstet, „so möge den Buben eine angemessene Strafe treffen für die durch seine Gedankenlosigkeit verursachte Störung!" — Und mit nervigten Armen erfaßte er den Knieenden bei den Schultern und warf ihn so heftig in den künstlichen Sessel, daß dieser prasselte und zu zerbrechen drohte. Aber von neuem befremdet, gewahrte er, daß die einzelnen Theile sich zwar auseinander gaben, jedoch nicht auseinander fielen. Nun zeigte sich der Mechanismus daran

Digitized by Google

und ließ unbedenklich einen andern Zweck der Entstehung dieses Etuis vermuthen, als auf welchen der Diener hingedeutet hatte.

„Meine Herren!“ rief der Offizier mit flammendem Auge, „ein Schurke hat uns eine künstlich einstudirte Lüge aufbinden wollen, um uns Alle zu mystifiziren. Dieses elende Subjekt hier hat seinen Lohn bereits empfangen; ein größerer Schurke aber hat diese abenteuerliche Maschine und jene fade Lüge erdacht, um sich über die Prostituirung eines ehrliebenden Soldaten oder über die Leichtgläubigkeit seiner achtungswerthen Gäste insgeheim teuflisch zu freuen, und dieser größere Wicht, der eine exemplarische Züchtigung verdient, ist Maximilian Robespierre, den ich hiermit zu einem Gange auf Leben und Tod auffordere.“

Darauf nahm Graf Mirabeau das Wort und sagte: „Ich ersuche den Herrn Hauptmann, meinen unmaßgeblichen Einwand anzuhören. Herr Robespierre bekleidet in der Eigenschaft eines Volksrepräsentanten ein öffentliches Staatsamt, seine Person ist während der Dauer dieses Amtes unverletzlich. Seine Absicht auf die Kränkung Ihrer Ehre, die weiter nicht abgeläugnet werden kann, hat eine ernste Privatfehde hervorgerufen, die als solche zur Zeit beigelegt und erst nach Auflösung der Nationalversammlung wieder aufgenommen und ausgefochten werden mag.“

„Ich verstehe mich weder auf die Führung des Degens, noch des Feuergewehrs,“ rief Robespierre in mitten seiner Gäste.

„Ein Grund mehr,“ fuhr der Graf fort, „die Sache in suspenso zu lassen, damit der Gegner Zeit gewinne, sich in dem Gebrauch einer Waffe zu üben.“

„Ich gehe auf diesen verständigen Vorschlag ein,“ erwiederte der Capitain, „und gebe meinem Gegner mit dem Rath, die Fechtkunst besser als bisher zu studiren, mein Ehrenwort darauf, daß er nach abgelaufenem Termin an keinem Orte auf der Erde vor mir Ruhe finden werde.“

Es folgte auf diese Erklärung eine peinliche Stille, und allgemeine Mißstimmung bemächtigte sich der Anwesenden. Das Souper blieb unangerührt und der alte Oberst gab mit den Seinigen das Zeichen zum Aufbruch.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Paris, Ende Mai.) Der Indicateur von Bordeaux eröffnet eine Subscription zu Gunsten einer Frau, welche als Heldin allen unsern Triumphtagen beigewohnt hat. Der Indicateur erzählt ihre Geschichte wie folgt: „Seit einigen Tagen befindet sich eine schon bejahrte Frau in Bordeaux, welche diesen Winter ihre Tage bald da, bald dort bei armen Leuten zugebracht hat, um zu ihrem spärlichen Mahle beigelassen zu werden. Die kalten und feuchten Nächte brachte sie in Scheunen und Ställen zu, da sie sich kein besseres Nachtlager verschaffen konnte. Katharina Rohmer ist 1782 zu Kolmar geboren. Ihr Vater war Sergeant, ihre Mutter Marketenterin. Ihren Vater sah sie sterben bei der Einnahme von Kalabrien, und eine Kanonenkugel nahm ihrer Mutter bei der Schlacht von Fleurus den Kopf weg. 1802 heirathete Katharina Rohmer François Girard, Tambour-Major bei der 62sten Halb-Brigade. Marketenterin, wie ihre Mutter, kam sie mit der Division des Generals Donnadieu nach Spanien, wohnte der Einnahme von Saragossa bei, zog mit der Division nach Portugal und kam dann wieder nach Barcelona zurück. Damals hatte sie acht Söhne. Sie verließ Barcelona, um mit der Division Charriere nach Oesterreich zu marschiren; bei der Schlacht von Wagram wurde sie durch einen Lanzenstich verwundet. Sie wohnte der Einnahme von Wien, den Schlachten von Glockau, Lützen und Bautzen bei; rückte mit Rapp in Danzig ein, blieb einige Zeit in Dresden und kam dann einige Monate in Garnison nach Neapel. Immer bereit, die Strapatzen mitzumachen und ihr Leben jeder Gefahr auszusetzen, um die Verwundeten zu pflegen, kehrte sie nach Spanien zurück, wohnte der Einnahme von Grone bei, wo ihr Mann decorirt wurde. Dieses Mal focht sie selbst mit. Von dort geht sie zu dem russischen Feldzug ab und kommt bis nach Moskau. Bei dem Rückzug geht sie mit der ersten Abtheilung über die Beresina. Sie folgte dem 5. Regimente der Tirailleurs der jungen Garde. Sie wurde unter den 25 Mann gezählt, welche von den vier Bataillonen nach dem Rückzug noch übrig waren. In Courbevoie wohnt sie der Reorganisirung ihres Regimentes bei. Sie nimmt Antheil an den Gefechten bei Chalons, Troyes, Bar-sur-Aube, Brienne. Sie ist in Fontainebleau bei der Abdankung. Sie folgt mit ihrem Manne dem Kaiser nach der Insel Elba. Sie zählte damals zehn Söhne unter den Fahnen. Sie kommt nach Paris zurück und wohnt der Schlacht von Waterloo bei. 1815 wird ihr Mann zum Adjutanten in der Artillerie ernannt. 1823 folgt sie dem Girard nach Spanien; er wird zwischen Barcelona und Gracia von einem Schuß getödtet. Sie kommt allein nach Frankreich zurück und heirathet dann in zweiter Ehe Anton Varin, Sergeant-Major bei den Sappeurs des Genie-Corps. Mit diesem geht sie zur Expedition nach Afrika ab. Ihre zehn Söhne machen gleichfalls den Feldzug mit. Sie wohnt den Einnahmen von Algier, Bone, Mascara, Oran und Constantine bei. Bei dieser letzten Gelegenheit verliert sie ihren Mann und zwei ihrer Söhne, der eine Tambour-Major, der andere Musikmeister. Sie wird durch zwei Schüsse in Bougia und bei der Affaire an dem Maison-Carré verwundet.“

(Heppenheim, an der Bergstraße, 3. Juni) Seit verflossenem Montag haben wir hier — eine gewiß seltene Erscheinung — bereits in voller Blüthe stehende Rebstöcke — sowohl im Garten des Hrn. Gasthalters Frank im halben Monde, als neben der Behausung des Bierbrauers Höhn an den Spalieren!!

Ueber den Tyne zu New-Castle erbaut man jetzt eine Brücke, welche unbezweifelt eines der riesenmäßigsten und merkwürdigsten Bauwerke der neuesten Zeit darstellen wird. Zwei Straßen, eine über der andern, soll sie enthalten, die untere für das Fuhrwerk und die Fußgänger; die obere 22 englische Fuß höher gelegen, für die Eisenbahnzüge; der Schienenweg erhält drei Stränge. Der erste Brückenweg wird 1380 Fuß lang und führt in gerader Linie; der zweite darüber liegende erhält, nach den Enden hin, an jeder Seite noch eine Ablenkung von der geraden Linie von 270 Fuß Länge. Ueber diese Ablenkungen wird der Bahnweg durch zwei höhere Säulenstellungen von gußeisernen Säulen getragen. Die Brücke erhält über dem Flusse sechs Bogen, jeder von 124 Fuß 10 Zoll Weite. Sie werden von Eisen construirt und von Steinpfeilern, jeder von 48 Fuß Breite und 16 Fuß 10 Zoll Dicke, in einer Höhe von 131 Fuß getragen. An jedem Aufgange zur Brücke kommt ein großer Triumphbogen zu stehen, und auf jedem derselben erhält eine Statue ihren Platz. Eine dieser Statuen wird Georg Stephenson darstellen. (Wochenbl. f. d. Trankp.)

Die höchste Einnahme des Conventgarden-Theaters in London war im Jahre 1811; sie belief sich auf 100,000 Pfd. Sterling. In diesem Jahre wurden nämlich zum ersten Male Pferde auf die Bühne gebracht, und es ist bekannt, daß diese ziehen.

(Nekrolog.) Am 25. Mai starb in Luzern Chorherr Joh. Melchior Mohr, 84 Jahre alt, ein Veteran der helvetischen Republik. Er brachte in seiner Jugend einige Jahre als Offizier in französischen Kriegsdiensten zu. Nach seiner Rückkehr wählte er den geistlichen Stand. Beim Eintritt der schweizerischen Staatsumwälzung (1798) verließ er, 36 Jahre alt, diesen, und wurde Sekretär im Bureau des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Später ward er

Digitized by Google

selbst zum Minister der Künste und Wissenschaften ernannt, gab dann aber, in Folge der Ereignisse vom 27. Oct. 1801, seine Entlassung. Im folgenden Jahre sehen wir ihn wieder als Präsidenten der zur Prüfung der Verfassung einberufenen helvetischen Notabelnversammlung; er trat dann in den neuen Senat. Am 2. November 1802, als die schweizerische Konsulta in Paris sich versammelte, wurde er mit der Leitung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt. Mit der Einführung der Mediationsacte im Frühjahr 1803 trat er von der politischen Schaubühne ab und wurde wieder Chorherr am St. Leodegarstift in Luzern bis an sein Ende. Die freisinnigen Grundsätze, zu denen er sich in seiner Jugend bekannte, nahm er nicht in das Alter hinüber und folgte hierin dem Beispiele der übrigen ausgezeichneten Luzerner, die in der Jugend feurige Republikaner waren, später aber einen Irrweg betreten zu haben glaubten und von demselben zurückkehrten, wie ein Schultheiß Rüttimann, Schultheiß Keller, Staatsseckelmeister Meier von Schauensee u. A. m.

In der letzten Sitzung der französischen Deputirtenkammer wurden die Subventionen für die ehemals königlichen Theater votirt, sie betrugen in Summa 1,184,200 Frcs. Hiervon erhielt das Theater français 200,000 Fr., das Odeon-Theater 100,000 Fr., die Opera comique 300,000 Fr. und die große Oper 584,200 Fr.; außerdem zahlt die Regierung noch 200,000 Fr. als Pension für ehemalige Sänger der Oper und 13,000 Fr. als Pensionen für Professoren des Conservatoriums. — Das Frankfurter Theater, das sich keiner Subvention erfreut und dessen Einnahmsquellen nur die im Durchschnitt kärglichen Einnahmen und die Logen-Abonnements sind, zahlt allein fl. 100,000 Gagen, ohne die übrigen Ausgaben für Garderobe, Beleuchtung ꝛc. und hat für den Pensionsfond mit fl. 6000 jährlich einzustehen. Dennoch stellt man Vergleiche an und verlangt hier, was oft von Pariser Bühnen nicht geleistet wird.

(Antwerpen, 27. Mai.) Man schreibt in dem Journal von Brügge: „Der Doktor von D. saß als Geschworner bei der Verhandlung der Anklage gegen van Temsch, welcher seine Frau vergiftet haben sollte. Dieser Mann wurde auch wirklich mit der Majorität von einer Stimme verurtheilt, und der Doktor war von der Partei, welche die Ueberzeugung seiner Schuld hatte. Seit dieser Zeit ist jedoch eine Veränderung mit dem Geiste des Doktors eingetreten; er glaubt die Ursache der Verdammung des van Temsch zu seyn, und diese Idee hat sich dergestalt seiner bemächtigt, daß endlich sein Verstand verwirrt wurde, und er in dem Kampfe mit seinem Gewissen völlig unterlegen hat."

„Hessische Sagen, Sitten und Gebräuche, herausgegeben von H. Kaut. Druck und Verlag von Friedrich Krähe in Offenbach." — Dies Büchlein aus dem Volke und für dasselbe enthält „Sagen und Sittenschilderungen", die in ein einfaches Gewand gekleidet, aber ihrer Aufgabe ganz entsprechend gehalten sind und ihren Grund und Boden in der hessischen Provinz Starkenburg haben. Was die hier geschilderten „Sitten und Gebräuche" betrifft, so sind dies treue Bilder aus dem Leben des Landvolkes, und da diese aus früheren Zeiten herstammenden Gebräuche immer mehr in den Hintergrund treten und von den Bewegungen der Neuzeit verdrängt werden, so war es nicht unverdienstlich, sie vor der Vergessenheit zu bewahren.

Am 24. v. M. ist der Rektor der Musiker und Direktor des königl. Musikcollegiums, Ritter Girolamo Crescentini, aus Urbania, 82 Jahre alt, in Neapel mit Tod abgegangen. Derselbe hinterläßt sowohl als berühmter Sänger wie auch als Gründer der modernen Gesangskunst einen historischen Namen. Seine in 130 Solfeggien bestehende Elementarmethode bildet die Grundlage aller musikalischen Sprachlehren, und das Gesetzbuch des italienischen Gesanges. Crescentini war auch Gesangslehrer der kaiserlichen Familie in Wien und Hofkapellmeister während der Napoleonischen Herrschaft in Paris.

In Grätz nehmen die Bewegungen immer zu. Noch von der Naturforscher-Versammlung her erinnert sich jeder Leser, wie heftig der Streit entbrannte, ob die Stadt Grätz oder Graz heiße. Die alten Grätzer hatten die neuen Grazer förmlich in den Bann gethan. Dazu kam später eine dritte starke Partei, die der Tyroler, die streng auf Grätz hielten. Nun hat sich seit kurzem eine vierte vermittelnde Partei aufgeworfen, deren Motto ist:

Grätz oder Graz,
Was schadt's?

Der Spruch soll, recht angewendet, auch sonst helfen seyn.

Die deutsche Schnellpost schreibt aus Philadelphia: Am 1. Juni wird unser Männerchor im Vereine mit dem Liederkranze von Baltimore, der hiesigen Harmonie (einem Damen-Vereine) und der hiesigen Liedertafel ein großes Konzert geben. Tags darauf werden sich sämmtliche Vereine auf deutsch-gemüthliche Weise zu einem Ausfluge in's Freie vereinen, und unter den Eichen am Ufer der Schuylkill ihre Lieder von Freiheit, Liebe und — Wein erschallen lassen.

(Abschaffung der Todesstrafe.) Der Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe ist von beiden Häusern der Gesetzgebung von Michigan durchgegangen und durch die genehmigende Unterschrift des Gouverneurs zum Gesetz für den Staat erhoben worden.

In dem Zimmer, in welchem einst Friedrich der Große in Berlin bei dem Buchhändler Spener heimlich, ohne Wissen seines Vaters, die neuesten Bücher und Zeitungen beim Scheine einer dunkeln Lampe las, wird jetzt ein großartiges, höchst elegantes Lesekabinet und in diesem eine Denktafel an den geistreichen König errichtet; das Zimmer liegt in der Schloßfreiheit, dem königlichen Schlosse gegenüber, parterre, nach dem Hofe zu.

Hrn. Fedor Wehl ist dieser Tage das Urtheil zweiter Instanz wegen Majestäts-Beleidigung in seiner Broschüre: „der Teufel in Berlin", eröffnet worden. Es lautet auf sechs Monate Festung.

Der Chemiker Raspail zu Paris, welcher Cigarren macht, in welchen medizinische Stoffe vorhanden seyn sollen, so daß er mittelst dieses Cigarrenrauchens alle mögliche Krankheiten kuriren will, ist wegen unbefugter ärztlicher Praxis zu 15 Fr. Strafe verurtheilt worden.

Korrespondenz.

Marburg, 27. Mai.

In Nro. 137 des „Frankf. Journals" wurde berichtet, daß man sich in Marburg mit Petitionen an den Landtag beschäftige, und um die Contraste darzustellen, zugleich erwähnt, daß von Seite der Kaufleute um Monopole und unverdrückliche Zunftschranken petitionirt werde. Gegner nennen in Nro. 144 d. Bl. jene Korrespondenz unwahr, ja sie behaupten unbegreiflicherweise, daß jenem Artikel „nicht ein Tüpfelchen Wahres" inhärire, so weit er die Krämerzunft betreffe. Hintennach räumen die Gegner, um „ganz wahr" zu seyn, ein, daß von einem Mitgliede der Gilde der Antrag geschehen sey, „gehörigen Orts" um strenge Wahrung der Zunftrechte zu bitten, verschweigen aber, daß das betreffende Mitglied mit der Person des ersten Vorstehers ident ist. Ebenso verschweigen die Wahrheitsfreunde, daß dieser Vorsteher in officieller Zunftversammlung die Mitglieder aufgefordert hat, ihre speciellen, hierauf bezüglichen Ansichten schriftlich motivirt einzusenden, um sie bei Abfassung der Petition berücksichtigen zu können; sie verschweigen, daß wenigstens in jener Zunftversammlung keiner der Anwesenden das Project, eine solche Petition einzureichen, angriff oder bekämpfte; sie verschweigen, daß unter dem

Digitized by Google

verklausulirten Ausdrucke „gehörigen Orts" damals die Ständeversammlung verstanden wurde. Was soll man nun hiernach von den Wahrheitsfreunden halten? Wenn die Petition, von der wir sahen sollen, nicht zur definitiven Redaction oder zur Absendung gelangte, so liegt das an uns bis jetzt unbekannten Hindernissen. So viel ist uns indessen aus glaubwürdiger Quelle zugekommen, daß wirklich Eingaben von einzelnen Zunftmitgliedern bei dem Vorsteher eingereicht worden sind. Wenn nun dieses Alles wahr ist, so fragen wir alle Welt, ob wir nicht mit Wahrheit umgingen, berichtend: „daß sich die Leute in Marburg mit Petitionen am Landtag beschäftigen und daß unsere Kaufleute namentlich in Betreff des Zunftmonopols (auch genannt Zunftrechte) petitioniren?" — Daß es übrigens unseren Gegnern trotz ihrer Versicherung nicht um die „ganze Wahrheit" zu thun ist, geht evident aus der Angabe hervor: „wie denn unter den jüngsten Meistern auch nicht ein Kaufmannssohn ist." Wir müssen dem Gedächtnisse der Gegner zu Hülfe kommen und ihnen die Namen G. K..... und H. F..... entgegenhalten, um sie erröthen zu machen. Uebrigens kommt es ja im Allgemeinen nur darauf an, wie die Kaufmannszunft oder deren Vertreter gegen die Meisteraspiranten agiren. Wir wollen nur Beispiele aus der letzten Zeit wählen. G. K....., ein Kaufmannssohn, wurde nach der Meldung trotz evidenter Formfehler sofort in die Zunft aufgenommen. A. F.... wurde wegen angeblicher Formfehler von einer Prüfung zur andern, so wie von Administrativinstanz zu Instanz gedrängt, bis es ihm endlich gelang, fast nach Jahresfrist, in die Zunft recipirt zu werden. H. B... wurde ohne Weiteres in die Zunft aufgenommen. C. Fl..... endlich wird noch im Augenblicke an dem Eintritte in die Zunft gehindert, muß ein über das andere Mal die Administrativbehörden um Schutz ersuchen u. s. w. Wenn wir wollten, so könnten wir noch Dinge erzählen, die einzelnen Herren der Zunft gewiß nicht wie Morgenmusik in die Ohren tönen sollten. Doch wir sind es müde. Hier nach wird man das Auftreten der Herren Ritter ohne Furcht und Tadel in Nro. 141 des Frankf. Journals bemessen können. Sie gingen in den Kampf „der Wahrheit und nur der ganzen Wahrheit" zu Ehre. Und dieser Kampf schien Ihnen so leicht zu seyn, daß sie nur das Anathema „unwahr, nicht ein Tropfchen wahr" dem Gegner an den Kopf schleudern, um ihn mit Stumpf und Stiel zu vernichten. Und warum sollten sich auch die Herren den Kampf schwer machen? Sie sind ja ganz liberal gesinnt, sind ferner, wie man präsumiren darf, wohlhabend und gönnen dennoch dem Nächsten den redlichen Erwerb des täglichen Brodes; sie wollen sich auch nicht nur die preußische Gewerbefreiheit (bei Leibe aber nicht anders, als „so weit sie einem Repräsentativstaate (?) paßt") gefallen lassen, sondern sie haben nicht einmal etwas dagegen, wenn die kurhessischen praktischen Aerzte auf preußischen Fuß gestellt werden sollten. Wenn der Sieg solchen Rittern nicht zu Theil wird, so ist das wahrlich mehr als Tücke des Schicksals und wieder um ein Beweis, daß die Wahrheitsfreunde und Tugendmuster auf Erden nicht immer den gebührenden Lohn empfangen, selbst wenn sie dem Stamme — angehören sollten.

Bensheim, 6. Juni.

Frei von allen Parteitreiben, ruhig und würdig wie vielleicht noch nirgends, ist in voriger Woche binnen vier Tagen die hiesige **Bürgermeisterwahl** vollzogen und als erfreuliches Ergebniß derselben unser seitheriger Bürgermeister, von 591 Abstimmenden mit 568 Stimmen, als Höchstbestimmter, wieder an die Spitze der drei Wahlkandidaten berufen worden, wovon die beiden andern mit 164 und 154 Stimmen aus der Wahl hervorgingen. Und wie hätte man auch ein anderes Resultat erwarten können, da keiner unserer Mitbürger in gleichem Grade wie unser bisheriger Gemeindechef alle nöthigen Qualificationen in seiner Person vereinigt. Jurist von Fach, unabhängig durch seine äußere Stellung gereift durch Erfahrung, gesellig durchgebildet vermöge vieljährigen Verkehrs mit den gebildeten und gebildetsten Ständen und deshalb für äußere Repräsentation in vorzüglichem Grade geeignet, empfänglich für alles Nützliche, Gute und Schöne, gutartig und human von Haus auf, stattlich von Person, — ist unser Bürgermeister ein Mann, der während seiner bisherigen sechsjährigen Verwaltung durch die That bewiesen hat, daß (unterstützt von einem einsichtsvollen Gemeinderath) das hiesige bedeutende Gemeindewesen unter seiner Leitung in den besten Händen ruht. Möge unter manchem Andern nur daran erinnert werden, daß die vielen nutz- und zwecklosen kostspieligen alten Prozesse, welche gleich einem Alp auf hiesiger Stadt lagen, durch seine Sachkenntniß der Verewigung entzogen und größtentheils mittelst Vergleich rc. rc beseitigt worden sind, und so eine schwere Last von hiesiger Stadt gewälzt wurde; daß unter seiner Verwaltung ein großartiges, schönes Schulhaus, nebst andern, der Oeconomie gewidmeten nützlichen städtischen Bauten in's Dasein traten; daß durch seinen Rath und Einfluß die Privatprozesse unter den hiesigen Bürgern sich seither sehr vermindert und durch seine Thätigkeit die verschiedenen hiesigen Stiftungen rc. wesentliche Verbesserungen erfahren haben rc. rc. Nach allem Dem begrüßen wir, gewiß im Sinne der großen Mehrheit aller Besseren der hiesigen Einwohner, das erwähnte Ergebniß der neuen hiesigen Bürgermeisterwahl als ein glücklich-freudiges Ereigniß für unsere Stadt, woraus zuverlässig die besten Folgen für dieselbe erspriessen werden, da zuversichtlich zu erwarten ist, daß nach erfolgter höchster Bestätigung unser Bürgermeister Trumpel mit neugestärkter Liebe und frischem Eifer seine ganze Kraft dem Wohle der hiesigen Gemeinde widmen und Alles, was für ihn erreichbar ist, zu ihrem Flor und Gedeihen realisiren helfen wird.

Im Namen und Auftrag vieler gleichgesinnten hiesigen Einwohner:

— 7. —

Gelnhausen, 26. Mai.

Verflossenen Sonntag wurde von mehreren Gesangsfreunden der Stadt Ord, mit Beihülfe der Liedertafeln Langenselbold, Meerholz, Steinau, Wächtersbach und Gelnhausen, zur Feier des Maifestes, eine große Production im Eichenhaine zwischen Aufenau und Wirthheim gegeben. Um 3 Uhr Nachmittags kamen die verschiedenen Vereine, über 200 Sänger, unter Begrüßung von Böllerschüssen am Festplatze an, wurden sodann vom Festcomité unter Musikbegleitung empfangen und dann von demselben unter immerwährendem Donner der Geschütze auf den Festplatz geführt. Es war ein imposanter Anblick, jeden der Vereine mit einer schönen Fahne einherschreiten zu sehen, so wie die zahlreichen Zuschauer aus Nahe und Ferne, welche am Feste Theil nahmen. Um 4 Uhr wurden die Vorbereitungen zur Gesangsproduction geordnet und diese begann unter Leitung des wackern Direktors Hrn. Reis von Ord. Die Aufführung der Gesänge wurde mit Fleiß gegeben. Der Festplatz war sehr schön an einer kleinen Anhöhe unter großen schattigen Eichen gewählt und vom Comité zur Verherrlichung des Festes nichts versäumt. Der geschmackvolle Triumphbogen, die Menge der Fahnen von verschiedenen Farben machten einen angenehmen Eindruck auf den Zuschauer. Die brüderliche Eintracht, welche unter der zahlreichen Versammlung von Baiern und Kurhessen jeden Standes wahrzunehmen war, mußte für jeden Menschenfreund erfreulich seyn, und man sah, wie herzlich das Freundschaftsband zwischen zwei Volksstämmen, die lange Zeit kein zutrauliches Verhältniß fesselte, inniger geschlossen wurde. Nach Beendigung der Gesänge ließen sich mehrere einzelne Vereine hören; die Fröhlichkeit und muntere Laune wurden bis spät in die Nacht beibehalten.

Feldberg.

Die Theilnahme, deren sich die im Jahre 1844 und 1845 veranstalteten größeren Gebirgsausflüge, verbunden mit dem Besuche des Feldberges, zu erfreuen hatten und vielfache in Bezug auf den bevorstehenden Sommer an die unterzeichnete Commission gestellte Anfragen lassen keinen Zweifel darüber, daß eine Wiederholung jener heiteren Gebirgspartie von sehr Vielen gewünscht wird. Wenn nun gleich die Commission nicht im Stande ist, den auf dem Feldberge eintreffenden Taunusfreunden ein gastliches Obdach zu eröffnen, da die Summe, welche sie bis zu diesem Augenblicke, einschließlich eines sehr dankenswerthen Beitrags Se. Hoh. des Herzogs von Nassau, in Händen hat, erst etwa 1100 fl. beträgt, so wird sie doch Vorkehrung treffen, daß Sonntag am 12. Juli auf dem Feldberge in gewohnter Weise für den Empfang und die befriedigende Bewirthung zahlreicherer Gäste gesorgt seyn wird. Sie hofft, daß bei dieser Veranlassung dem Baue eines Hauses auf jenem großartigen Höhenpunkte neue Freunde, neue Theilnahme und vielleicht auch ein neuer Zuwachs an Mitteln gewonnen werden wird.

Frankfurt a. M., 6. Juni 1846.

Die Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge.

Main-Wasserwärme: 7. Juni, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 7. Juni. Alessandro Stradella, Oper in 3 Akth., von Friedrich, Musik von Flotow.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 157. Dienstag, den 9. Juni 1846.

Robespierre's Taufe.

Eine Novelle von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

6. Die Taufe.

Der Baum gesetzlicher Freiheit wäre in Frankreichs Gartenboden unter der geübten Hand eines geistvollen, treuen Pflegers wie Mirabeau, Lafayette u. A. kraftvoll emporgewachsen, hätte nicht ein giftiger, gefräßiger Wurm, sehr frühe schon in der Blüthe sich bergend, das Mark in der zartesten Frucht verzehret, daß diese einschrumpfte und nutzlos abfiel. Ja, der Baum selbst verwandelte sich sogar, seines schützenden Laubes beraubt, in eine trockene Stange, der eine rothe Mütze zur Zierde gereichen mußte. Dieser schreckliche Feind heißt Jakobinismus.

Während die Nationalversammlung ihre Sitzungen zu Versailles hielt, bildete sich im Schoße der Hauptstadt jene scheußliche Partei von Wütherichen, die nachmals in Strömen von Menschenblut sich täglich sättigte. Von kleinen Anfängen in Privatwohnungen ausgehend, wuchs dieser Verein, dem auch die ältesten Institutionen nicht ehrwürdig genug waren, gleich den Fluthen eines vielarmigen Stromes, in wenigen Monaten dermaßen an, daß er die Kirche eines aufgehobenen Jakobiner-Klosters zu seinem Versammlungsorte bestimmte, woher bekanntlich jener verrufene Name entstanden ist.

Hauptsächlich waren es Bretagner, unter diesen Robespierre, die diesen heiligen Ort zum Herde des Aufruhrs machten, indem sie durch ausschweifende Reden und sinnlose Vorspiegelungen den Leidenschaften des niedrigsten Pöbels schmeichelten, diesem die Pike in die Hand gaben und ihn zur Begehung der furchtbarsten Excesse anfeuerten.

Aus Neugierde erschien anfangs auch mancher rechtschaffene und angesehene Mann an diesem Orte; so befanden sich einstmals, noch in der ersten Hälfte des Juli 1789, die Gebrüder Doulon unter den Zuhörern; ja sogar in Civilkleidung der Capitain von der Bastille, Herr v. St. Hilaire, dessen Aufmerksamkeit die volksverführenden Umtriebe Robespierre's und seiner Consorten nicht entgangen waren. An diesem Tage betrat bei'm Schlusse der Berathungen Robespierre die Rednerbühne und verlas folgende Rede:

„Freunde! noch hat die Welt von unserm Daseyn nichts erfahren; kaum daß man hier in Paris „die Freunde der Revolution" hat nennen hören. Weder eine Zeitung noch ein Tagesblatt weiß zu unserm Lobe etwas zu melden. Kein Geschichtsschreiber hat eine Ahnung von unserer politischen Existenz, und kein Reisender, hier den Mittelpunkt der Welt betretend, erkundigte sich nach uns. Unser Verein ist wie ein Regentropfen, der in das unendliche Meer fällt; unsere großartigen Tendenzen und Pläne sind ein verfliegender Dunst! Wollen wir noch ferner eine politische Null bilden?"

„Nein, nein!" erscholl es donnernd rings umher.

„Wohlan!" fuhr der Sprecher fort. „so thatenarm können wir nicht bleiben. Es ist Zeit, aus der Dunkelheit heraus und an's helle Sonnenlicht zu treten! Schrecklich ist der Gedanke, in den Jahrbüchern der Geschichte nicht fortzuleben; darum zog auch der berühmte Herostrat, den qualvollsten leiblichen Tod einem politischen vor. Ich und diese Heroen, der kühne Danton und der muthvolle Marat, wollen Euch auf den Weg der Ehre und des Ruhms führen; wollet Ihr als tapfere Männer uns folgen und den Lorbeerkranz des Siegers erringen?"

„Wir folgen Euch bis in den Tod!" schrieen tausend und abertausend Männer und Weiber mit wilden Gesichtern.

„Meine Freunde!" sprach Robespierre weiter, „Euer Haar steht zu Berge, Eure Pulse toben wilder, schauet Ihr hin auf jenen furchtbaren Kerker, die Bastille, dem die empörendste Willkür und Zwingherrschaft den milden Namen eines Staatsgefängnisses beigelegt hat, auf den aber der Finger der strenge richtenden Göttin der Geschichte als auf einen riesigen Grabhügel voll modernder Gebeine von unschuldig Gemordeten drohend zeigt, uns, den unerschrockenen Vertheidigern der heiligen Menschenrechte, gleichsam die ernste Mahnung gebend, ihn von dem theuern, vaterländischen Boden, der unter der schweren Bürde seufzt, zu vertilgen."

„Bravo! ein ächter Mirabeau'scher Passus!" rief der wilde, blutgierige Marat aus. — „Bravo, bravo! à bas la Bastille!" donnerte es in dem weiten überfüllten Raume, daß die Mauern in ihren Fundamenten erbebten.

Der Lyoneser Vulkan wandte sich voller Enthusiasmus an seinen Nachbarn, den Hauptmann v. St. Hilaire, mit den Worten: „Ich hörte dort den Namen Mirabeau nennen. Freund, sagen Sie mir, sehe ich in der Person des großen Redners den berühmten Grafen? Ist er's wirklich, so will ich ihn im Triumph auf den Armen nach Hause tragen."

Die Ironie des Schicksals, das in sein eigenes Interesse merkwürdig eingriff, machte auf den Capitain einen so starken Eindruck, daß er mit sardonischem Lächeln antwortete: „Ja, Mirabeau's queue!" das letzte Wort sprach er jedoch leiser, gleichsam für sich aus. Kein Wunder also, daß es bei dem allgemeinen lauten Toben für das Ohr des Fragenden gänzlich verloren ging. In der Ueberspannung seines Geistes stürzte der Vulkan auf den Demagogen zu, hob ihn mit Leichtigkeit vom Boden auf seine derben, muskelstarken Arme und rief begeistert: „Vive le Comte de Mirabeau! à bas la Bastille! Allons, mes amis, suivez moi, portons-le à son hôtel!"

Zwar ließen sich einige widersprechende Stimmen hören, doch wurden sie bald von Denjenigen übertönt, die weder den Grafen noch Robespierre von Person kannten. Robespierre selbst widersprach nicht. Es schmeichelte seinem groben Egoismus nicht wenig, ein Mal, geschähe es auch auf Kosten eines Andern, im Triumph durch die Straßen von Paris zu ziehen. So setzte sich der Zug

Digitized by Google

bald in Bewegung und fort ging's durch die Straßen unter tobendem Lärm und dem unausgesetzten lautentstimmigen Geschrei: „Vive le Comte de Mirabeau! à bas la Bastille!“ —

Diese sonderbare Cavalcade hatte einen eigenthümlichen Reiz für die Pariser Müßiggänger und Straßenbuben, die mit der Anziehungskraft einer Schneelawine fortgerissen wurden. Der Hauptmann v. St. Hilaire, wiewohl mehr getragen, als willkürlich seinen Weg verfolgend, wußte sich in der Nähe des Hauptakteurs zu behaupten, und brannte vor Begierde, zu erfahren, welche Lösung das interessante Qui pro quo endlich haben werde. Der Zug bewegte sich über zwei Stunden langsam fort; denn er hatte einen weiten Weg aus der Rue St. Honoré nach der Vorstadt St. Germain zurückzulegen. Dem beharrlichen Beuder des Atlasbeach endlich, was ihm bei fleißiger Handhabung des schwersten Passikels selten begegnet war, der Schweiß aus, der brachte mehr als ein Mal an das Wort: Länge trägt die Last. Er war recht froh, als der Zug endlich bei dem Hotel des Grafen anlangte.

(Fortsetzung folgt.)

Jesuiten-Justiz im Schweizerkanton Uri.

Die „Mannheimer Abendzeitung“ enthält folgende Erzählung über einen bekannten Vorfall:

„Birsfeld, bei Basel, am 3. Juni. Fast alle Schweizerzeitungen haben in der vorigen Woche eine dem Urnerwochenblatt entnommene Notiz nachgeleiert, des Inhalts: Ein Schneidergeselle, Wilhelm Vogt aus Mannheim, der in Zürich und wahrscheinlich auch in Neuenburg als Kommunist ausgewiesen worden sey, habe sich im Kanton Uri schwerer Gotteslästerungen und Religionsspöttereien schuldig gemacht und sey von der Gerechtigkeit dieses löbl. Kantons zur Ausstellung an den Pranger und zu 50 Ruthenstreichen verurtheilt worden — nachdem er seine Verbrechen, die er Anfangs frech wegzuläugnen gesucht, in einem zweiten Verhör frei und unumwunden eingestanden habe. Da ich hoffe, daß den Bürgern Badens das Schicksal eines ihrer vom Urner Henker gepeitschten Mitbürger nicht ganz gleichgültig seyn werde, so beeile ich mich, Ihnen das Nähere über jene Verbrechen, sowie über die Frech-, Frei- und Unumwundenheit, mit der sie geläugnet und eingestanden wurden, mitzutheilen. Ich habe dieses Nähere von Hrn. Vogt selber, der auf seinem Transport nach Deutschland hier übernachten mußte und also Muße hatte, mir seine Geschichte umständlich zu erzählen. Ich kenne Hrn. Vogt schon seit lange als einen wahrheitliebenden Menschen, und da er keinen Grund hatte, gegen mich in dieser Sache Etwas zu verschweigen, so darf ich behaupten, daß dieser mein Bericht wahr und exakt sey. Jetzt zur Sache. Vogt ist allerdings zur Zeit der ersten Kommunistenverfolgung aus dem Kanton Zürich verwiesen worden — aber mit mehr Unrecht noch, als alle andern Opfer der schelmischen Lärmpolitik der Züridoctrinärs von damals. Er war, wie ich positiv weiß, längst aus dem von Weitling besuchten s. g. Kommunistenverein ausgetreten, als die Jagd begann. Leider stand der Name Vogts noch auf dem Mitgliederverzeichniß — und er mußte springen. Reklamationen, die er machen wollte, wurden nicht angehört. In Lachaux-de-fonds, wo er später arbeitete, war er nicht Mitglied eines Arbeitervereins. Als ein von Bluntschli Proscribirter wurde er jedoch auch eingezogen, bald aber wieder auf freien Fuß gesetzt. Seit Anfang des laufenden Jahres hielt sich Vogt als Zuschneider und Geschäftsführer in Altdorf auf. Er hatte sich nicht dorthin verlaufen, wie es im Urner Wochenblatt heißt, sondern er war von zwei dort eingebürgerten Freunden dahin berufen worden. Vogt wußte wohl, wo er sich befand, und hütete sich wohl, über Jesuiten u. dergl. seine Meinung auszusprechen. Nur ein Mal vergaß er sich. Es war an einem der katholischen Feiertage im April d. J., als die Mutter und die Magd seines Principals aus der Kirche kamen und sogleich ein Langes und Breites über die „gar zu schöne Predigt“ zu erzählen anfingen, welche Professor Fuchs aus Luzern (der berüchtigte Renegat) so eben gehalten habe. „Wer gegen die Freischaaren kämpfe, der werde selig werden, wenn er auch noch so viele Sünden begangen habe; die Jungfrau Maria und die Engel werden den treuen Katholiken gegen die „großen Kanone“ zu Hülfe kommen u. dgl.“ Vogt, der an dergleichen schon gewöhnt war, hörte diese Reden lange geduldig an, bis sich endlich ein anderer protestantischer Arbeiter, ein Schwabe und ein „Maulschwätzer“ ebenfalls in Lobeserhebungen des Prof. Fuchs zu ergießen anfing. Da riß dem armen Vogt die Geduld und er schrie: „Wie? Ein „rechter Mann“ ist dieser Fuchs? Ein rechter Schelm ist er, ein Schelm, der früher ein Radikaler war und kein Wort von Allem dem glaubt, womit er diese armen Leute aufzuhetzen sucht.“ Diese Worte gaben sofort das Signal zu einer heftigen Erörterung. Es waren noch andere Personen zugegen. Vogt gab zur Rechtfertigung seiner schlechten Meinung über Fuchs die sehr bekannte Geschichte desselben zum Besten (Fuchs ist der Verfasser der radikalen Badener Konferenzartikel). Da stellte einer der Anwesenden dem Fuchs die Urner Geistlichen entgegen, indem er sagte: „Aber unsere Geistlichen sind doch brave Leute.“ „Geht mir weg“, entgegnete Vogt, „auch sie sind Pfaffen und Jesuiten; wären sie es nicht, so würden sie das Volk nicht so aufhetzen; die Jesuiten aber sind Spitzbuben u. s. w.“ Einige Wochen nach diesem Auftritt, der indessen das gute Vernehmen Vogts mit seinen Hausgenossen nicht gestört hatte, wurde Vogt verhaftet und es wurden ihm unter Anderm folgende Fragen vorgelegt: Geben Sie zu, gesagt zu haben, die katholische Religion sey ein Gaukelspiel? — Haben Sie gesagt, es gebe keinen Gott und keine Ewigkeit? Haben Sie behauptet, unser Herrgott sey ein Graukopf, der Nichts könne, weil er sonst den armen Leuten helfen würde? — Vogt verneinte diese Fragen, als man ihn aber fragte, ob er die Jesuiten Spitzbuben geheißen habe, sagte er Ja und fügte hinzu: Wären die Jesuiten keine schlechten Menschen, so würde man sie bei mir zu Haus nicht fortgejagt haben. — Im zweiten Verhör wurden Vogt die verneinten Fragen abermals vorgelegt, und als er auch dies Mal verneinte, erschien ein Profoß mit einem Farrenschwanz und es erklärte der Untersuchungsrichter, er habe Befehl, den Gotteslästerer so lange prügeln zu lassen, bis er Ja sage. Vogt berief sich auf das Zeugniß seiner Hausgenossen und der beim Streit zugegen Gewesenen. Umsonst. Vier Kläger, sagte man ihm, haben ihre Anklage beschworen und es bleibe also Nichts übrig, als zu gestehen oder Prügel zu leiden. Hierauf erklärte Vogt: Nehmen Sie die Sachen so, so werde ich zu Allem, was Sie mich von nun an fragen werden, „Ja“ sagen; denn prügeln lasse ich mich nicht. Wenn Sie mich also fragen, ob ich Muheim's das Lotteriegeld gestohlen, oder ob ich das Dorf N. angezündet habe, so werde ich Ja sagen. Der Untersuchungsrichter ließ sich das nicht zwei Mal gesagt seyn, und wiederholte seine Fragen. Vogt beantwortete sie Alle mit: „Ja! wenn ich geprügelt werden soll; Nein! vor meinem Gewissen.“ Auf die freien und unumwundenen Bekenntnisse hin wurde Vogt zu Pranger und Ruthenstreichen und in 62 fl. Kosten verurtheilt. Wohl hatte man ihm, um das Gaukelspiel vollständig zu machen, einen Advokaten gegeben. Aber der muß ein Jesuit gewesen seyn, denn er beschränkte sich in seiner Vertheidigungsrede darauf, hervorzuheben: Vogt sey in einer falschen Religion zum Haß gegen die alleinseligmachende Kirche erzogen; er sey daher schon hart genug gestraft; verdiene jedenfalls mehr Erbarmen und Mitleid als Strafe. Am Menschlichsten unter allen Männern der Urner Gerechtigkeit hat sich der Henker benommen. Er hat das Fleisch nicht aufgehauen, wie es das Gesetz verlangt. Auch das gemeine Volk zeigte sich nicht so schlecht, als die Jesuitenjustiz. Man hatte die Exekution

Digitized by Google

auf den Kreuzsonntag verlegt, an welchem die Bauern der Umgegend nach Altorf kommen, um ihre Kreuze weihen zu lassen. Nur sehr Wenige unter ihnen haben der Exekution beizuwohnen Lust gehabt. Zur Deckung der Kosten wurden die Effekten Vogts mit Beschlag belegt. Nicht einen halben Batzen für Schnupftabak gab man ihm, obgleich er ausdrücklich darum bat. Ist in vierzehn Tagen das Geld nicht da, so verfallen die Effekten, welche für den Besitzer einen größern Werth als 62 fl. haben, dem Fiskus. Vogt besitzt kein Vermögen; er wird in vierzehn Tagen kaum zu Hause angelangt seyn, wenn er wie durch die Schweiz neben den Gensd'armen zu Fuß laufen muß. (Die „Manch. Abendztg." hat eine Subscription zur Deckung dieser 62 fl. eröffnet.)

Mannichfaltigkeiten.

(Bremen.) Am 29. v. M. fand die Grundsteinlegung der neuen evangelischen Kirche zu Bremerhaven feierlich statt. Die Kosten derselben werden nur von allgemeinen Beiträgen bestritten, deren Minimum auf 1 gGr. wöchentlich bestimmt worden. Aus ähnlichen Beiträgen ist auch die Errichtung eines Kinderkrankenhauses bestritten worden. Für den Bau jener Kirche sind 20,000 Thlr. aufgekommen. Bei der Einweihung hielt der Bürgermeister Smidt, der eigentliche Schöpfer Bremerhavens, eine gediegene Rede; Pastor Mallet feierte den religiösen Akt.

(Würzburg, 4. Juni.) Das heutige Kreis-Intelligenz-Blatt enthält folgende Bekanntmachung: Die unterfertigte Stelle sieht sich durch neuerlich vorgekommene Beschwerden von Seite solcher Auswanderer, welche den Weg über Mainz, Rotterdam und Havre de grace nach Nordamerika einschlugen, veranlaßt, an alle Auswanderer die dringende Aufforderung wiederholt zu richten, erst dann ihre Heimath zu verlassen, wenn sie bezüglich ihrer Abfahrt von Mainz, Rotterdam und Havre Akkorde abgeschlossen haben, worin denselben der Tag der Abfahrt genau bezeichnet, und wenn irgend eine Zögerung ohne ihr eigenes Verschulden eintreten sollte, volle Entschädigung für die erhöhten Kosten zugesichert worden ist. Zugleich ergeht an dieselben die weitere Aufforderung: 1) im Falle bei Vollzug der abgeschlossenen Akkorde irgend eine Vertragsverletzung von Seite der Agenten sich ergeben sollte, nicht allein im eigenen, sondern auch im Interesse ihrer etwa nachfolgenden Landsleute, hievon sogleich bei dem nächst gelegen baierischen Konsulate, dessen Sitz sie berühren würden, Anzeige zu erstatten, die Thatsache durch Zeugen möglichst genau bestätigen zu lassen, und zugleich 2) einen Bevollmächtigten zu ernennen, welcher zur Erhebung der ihnen von Seite der Agenten etwa gebührenden Entschädigung befugt seyn sollte. Würzburg, 30. Mai 1846. Königl. Regierung von Unterfranken u. Aschaffenburg. Kammer des Innern. Graf Fugger. e. Nickels.

(Kissingen, 3. Juni.) Die heute erschienene Kurliste schließt mit 459 bis zum 1. Juni angekommenen Fremden, dann 126 Passanten. — Seit Anfang dieses Monats ist die Spielbank wieder eröffnet, was aber keine besondere Epoche dahier bildet, indem derselben nur geringe Theilnahme zugewendet wird. (W. Z.)

Das Liederfest in Detmold beginnt den 4. Juli; am 5. wird eine Festfahrt nach dem Hermannsdenkmale, später ein Zug durch den Teutoburger Wald nach den Externsteinen und nach Meinberg stattfinden. Auch zum deutsch-flämischen Sängerfest in Köln wird die Detmolder Liedertafel Deputirte schicken.

Unter den vielen Edelleuten, welche in Galizien an Bäume gebunden und mit Dreschflegeln geschlagen und todtgeschlagen wurden, wird auch ein Herr B. v. Poll genannt, ein Mann, der ein besseres Schicksal verdient hätte. Er war bei der polnischen Revolution im Jahre 1831 Lieutenant, und trat damals mit mehreren Tausenden nach Preußen über. In Königsberg lebte er den Wissenschaften, bis er 1832 das Land verlassen mußte, jedoch wurde er in Oesterreich amnestirt. Er war ein liebenswürdiger junger Mann und einer der besten neueren polnischen Dichter.

Die Liste der im Jahr 1845 von der englischen Regierung eingegistrirten Aktiengesellschaften füllt nicht weniger als 50 Foliobände. Die Zahl der Gesellschaften beläuft sich auf 1520, darunter 1158 Eisenbahngesellschaften.

Der Schriftsteller Ludwig Buhl wird nun bald wieder die Festung, wahrscheinlich Magdeburg, auf ein Jahr beziehen müssen. Das Urtheil erster Instanz ist rechtskräftig geworden, da Buhl auf das Perhorreszenzgesuch, welches er einreichte, einen abschlägigen Bescheid erhielt.

Der „Graf Suzor" hat etwa ein Dutzend Vorlesungen aus beliebigen französischen Literaturgeschichten zusammengestellt und damit zieht er von Stadt zu Stadt, schon seit mehreren Jahren. Zuletzt war er in Stockholm, jetzt ist er in den überelbischen Herzogthümern. Er war auch in Frankfurt, Weimar, Berlin u., immer dasselbe vorlesend; in Leipzig hatte er unangenehme Auftritte mit dem Advokaten Paul Römisch.

Aus Brüssel schreibt man: Die Angriffe auf Personen und Eigenthum haben sich in der letzten Zeit hier so gehäuft, daß man für nöthig gefunden hat, die Postbriefträger in den Vorstädten mit Seitengewehren zu versehen!

Korrespondenz.

Wiesbaden, 27. Mai.

Da in einem vom Main datirten Artikel der Didaskalia vom 23. d. M. eine Privatunterredung, die ich mit einem jungen Manne aus dem benachbarten M. hatte, vor das Publikum gebracht wurde, so wird sich der geehrte Leser dieser Blätter auch gefallen lassen, daß ich, so viel als zur Berichtigung und Aufklärung des betreffenden Gegenstandes erforderlich ist, hier vordringe. Der israelitische Bräutigam und die israelitische Braut — von einer Mischehe ist natürlich nicht die Rede — haben bei der Copulation zu geloben, alle diejenigen Pflichten zu erfüllen, die aus ihrem Eintritte in den Stand der Ehe für sie entstehen. Von diesen Pflichten werden, als die wichtigsten, ausdrücklich genannt — was der Korrespondent vom Main absichtlich oder unabsichtlich verschweigt — die gegenseitige Liebe und Treue und von Seiten des Bräutigams noch insbesondere die Versorgung und Ernährung seiner Ehegattin. Da die eheliche Verbindung unter Menschen sich von der Begattung der Thiere auch dadurch wesentlich unterscheidet, daß jene ihre Kinder zu erziehen haben, so ist offenbar mit der Eingehung einer Ehe, rücksichtlich der Folgen derselben, auch die Pflicht der Kindererziehung von den beiden Ehegenossen gemeinschaftlich zu übernehmen. Daß dasjenige Brautpaar, das Anstand nimmt, die Erfüllung irgend einer dieser genannten Pflichten zu versprechen, zur Eingehung der Ehe moralisch unfähig ist, wird wohl nicht bestritten. Blos daß das Versprechen abgelegt werden soll, die Kinder zu frommen Israeliten zu erziehen, dagegen wurde Bedenken erhoben. Allein da hier keine Civiltrauung, sondern eine religiöse Trauung stattfindet, so versteht es sich von selbst, daß bei der Trauung eines israelitischen Brautpaars — denn nur als solches erscheint es vor dem den Trauungsakt leitenden Rabbiner — Alles einen israelitisch-religiösen Charakter annimmt, alle ehelichen Pflichten als religiöse übernommen werden, daß die ganze Heiligkeit und Weihe des ehelichen Bündnisses als auf die Religion gegründet sich darstellt. Daß man an dem Ausdruck „frommen Israeliten" — trotz der sich von selbst verstehenden Erklärung, daß es dem Gewissen der Gelobenden überlassen sey, was sie unter dem ganz allgemeinen Ausdruck „fromm" verstehen — einigen Anstoß genommen hat, weil man durch das Uebertreten rabbinischer, wie mosaischer Vorschriften sich für unfromm (!) halte oder wenigstens für unfromm gelten müsse, das hat mich zwar mit einer zu benützenden Er-

Digitized by Google

fahrung bereichert, deren nähere Charakterisirung mir der seitkurtheilende Leser erlassen wird; allein der Hauptanstoß war, daß man das Versprechen, die Kinder als Israeliten zu erziehen, das allerdings das Nichttaufenlassen derselben involvirt, abzugeben Anstand nahm. Ist es aber nicht gelinde gesagt — seltsam, eine israelitisch-religiöse Trauung, d. h. doch zugleich die sittliche Möglichmachung, Kinder zu erzeugen, von einer bestimmten Religion zu verlangen und in demselben Momente den, wenn auch noch so entfernten, Gedanken zu haben, diese Kinder derselben Religion untreu zu machen? Kann eine Religion ein solches Spiel mit sich treiben lassen? Und wie soll man es sich in diesem besondren Falle erklären, daß man eine religiöse Trauung verlangt, die nach der bürgerlichen Trauung, wodurch die Ehe gesetzlich anerkannt ist, stattfinden soll, wenn man das religiöse Moment für so unbedeutend hält, daß die Möglichkeit, die zu erwartenden Kinder wenigstens dem Glauben der Väter zu entziehen, offengehalten werden soll? Aber auch abgesehen von diesem speciellen Falle — so hat man doch das Beispiel selbst in M. erlebt, daß ein Brautpaar fast unmittelbar nach der israelitischen Trauung zur bereits bestellten Taufe hingefahren ist! Wenn solche Beispiele vorliegen, daß man einen religiösen heiligen Act zum bloßen Possenspiel herabzuwürdigen sich nicht scheuet, daß man aus irgend einer Absicht, aus irgend einer Grille vornehmen füe gut findet, kann man es dem Rabbiner verargen, ja muß man es ihm, wenn man es anders ehrlich meint mit unserem Glauben, nicht danken, daß er diesem Unfuge, so viel er vermag, zu steuern sucht? — Es ist ferne von mir, dem allgemein geachteten Charakter des betreffenden jungen Mannes hiermit irgendwie zu nahe treten zu wollen; aber mein amtliches Verfahren, das, nicht wider den Willen desselben, in diesen Blättren angegriffen wurde, mußte ich, wenn auch mit einigem Widerstreben, aus den angegebenen Gründen, die mit der Persönlichkeit jenes Mannes in durchaus keiner Verbindung stehen, vor demselben Forum auch rechtfertigen. Auf den verträchtigenden Ton, den man in dem ganzen Artikel vom Main anzuschlagen für zweckdienlich gefunden hat, etwas zu erwidern, halte ich für ganz überflüssig. Auch wird mir der Korrespondent erlauben, eine israelitische Trauung so lange für einen religiösen Act zu halten, bis er mit Gründen das Gegentheil bewiesen hat. Warum endlich der Korresp. erwähnt, daß ich Mitglied der Frankfurter Rabbinerversammlung gewesen sey, dürfte schwer zu errathen seyn, da weder die Rabbinerversammlung für die Handlungen einzelner ihrer Mitglieder, noch das einzelne Mitglied für seine Handlungen der Versammlung verantwortlich ist.

Süskind, Bezirksrabbiner.

Weinheim a. d. Bergstraße, 3. Juni.

Da in unserer ganzen Gegend, so wie auch den Bewohnern der in unserer Nähe befindlichen Städte Frankfurt, Darmstadt, Mannheim, Heidelberg ꝛc. und Wanderern aus weitester Ferne die am Eingange unseres Weschnitz- oder Birkenauer Thales gestandene Römerpforte noch bekannt ist, welche seit vielen Jahrhunderten des lieblichen romantischen Thales Schmuck gewesen und welche an die entschwundenen Tage mahnte, in denen unsere deutschen Väter die Mauern und Bollwerke der Kaiser Roms muthig und siegreich, Deutschlands Gränzen bewahrend und erweiternd, überschritten, so möchte wohl der Vorschlag, eine Säule aus Granitblöcken des Thales, mit passender Aufschrift, zum Andenken an diese Porta Romana, was sie unstreitig gewesen ist, auf der Stelle, wo sie gestanden, zu errichten, bei Vielen Eingang finden, die gerne zu den unbedeutenden Kosten ein Scherflein beitrügen. Daß diese Pforte, welche unter den Bewohnern Weinheims die „Pforte" oder die „Neu-Mauer-Pforte" genannt wurde und deren letzten Reste erst im vorigen Jahre wegen des Baues der Landstraße abgebrochen werden mußten, eine Porta Romana gewesen, bewies ihre Bauart und die in ihrer Nähe geschehene Auffindung von römischen Pfeilen, so wie von Römermünzen, wie z. B. des Dumnorix, des Kaisers Augustus, des Maximinus, des Christus, eines Sohnes Constantins des Großen ꝛc. Auch soll der nordische Held Gustav Adolph Anfangs Decembers des Jahres 1631 durch diese Pforte als Siegre in Weinheim eingezogen seyn und von hier aus seine tapferen Schweden über den Rhein nach Oppenheim geführt haben, warum die Pforte in etwas früherer Zeit, d. h. vor einigen Jahrzehnten noch, das „Schwedenthor" geheißen habe. (Siehe Kaiser's Chronik von Heidelberg, Seite 387.)

Kapellen am Rhein, 1. Juni.

Maler Hermann Stielke ist vor einigen Tagen hier angekommen, um die letzte Wand der Bildershalle auf Schloß Stolzenfels zu vollenden; er wird mit dem Herbste dieses Jahres sein herrliches Werk beendigt haben, ein Werk so großartig, als bisher keines am Rheine unternommen worden. Dem Vernehmen nach soll der Künstler für eine ähnliche Arbeit in England gewonnen seyn. Das schöne Reisewetter bringt fortwährend ganze Schaaren von Fremden zu unserer Königsburg, welche jetzt durch einen Kastellan verwaltet wird, der auch die Geringsten mit Zuvorkommen empfängt, leutselig umherführet und unentgeltlich mit den Herrlichkeiten der Räume bekannt macht. Der frühere Burgvoigt hatte, ganz gegen den Willen des hohen Schloßherrn, die Fremden durch seine Barschheit zurückgeschreckt und durch eine Anklage in Erstaunen gesetzt.

Frankfurt a. M., 8. Mai. (Eingef.)

Bei Gelegenheit der Feier, welche gestern in der Paulskirche stattgefunden hat, mache ich die Verehrer Gustav Adolphs und alle Freunde der Natur auf die Schwedenschanze bei Kriftelbach am Main (ein Stündchen unter Höchst) aufmerksam; dieselbe verdient wirklich, mehr besucht zu werden, nicht allein wegen ihrer geschichtlichen Bedeutung, als ein Werk der Vorzeit, sondern auch wegen der herrlichen Aussicht, die man von da aus in die reizende Umgegend genießt. Wie ich höre, soll nächstens ein Sängerfest in derselben gehalten werden und es wäre zu wünschen, wenn der Singverein, welcher dasselbe veranstaltet uns etwas Näheres mittheilte, damit wir Frankfurter uns zahlreich einfinden können, um beim Anschauen einer lachenden Landschaft noch den Genuß des Gesanges zu haben.

Ein Freund ländlicher Ausflüge.

Charade.

(Zweisylbig.)

Die erste Sylbe ist bekannter
Dem Mathematiker als dir;
Auch war es einst ein Abgesandter
Nach Kaisee Marens Hauptquartier.
Ein großer Mann ist es gewesen,
Der Viele in die Enge trieb,
Du kannst noch heute Manches lesen,
Was gegen Luther er einst schrieb. ....

Du stehst in Thälern und in Gründen
Die Zweite als Maschine geh'n,
Auch kannst du sie auf Höhen finden,
Die isolirt und luftig steh'n.
Bald wird auf ihr mit Kunst bereitet,
Was zu dem Leben nöthig ist,
Bald, was gewaltsam von ihm scheidet
In kürz'rer oder läng'rer Frist.

Das Ganz', ein Dorf im Baiernlande,
Wird als historisch angeführt,
Weil einst bei ihm die Schlacht entbrannte,
In der drei Kaiser commandirt.
Viel Macht und Ruhm hat da erworben
Er sich, doch Deutschland sank in Schmach,
Und sind auch Tausend ihm gestorben,
Wie's doch sein großer Waffentag.

Kirchhasel. F. Traub.

Auflösung der Charade in Nro. 153:

Christmann, pfälzischer Landtagsabgeordneter.

Main-Wasserwärme: 8. Juni, Morgens, 8 Uhr: 18½ Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 9. Juni. Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Akten (in 2 Abth.), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „der Nachbar", von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Bruno: Hr. Maersch, vom Hoftheater zu Coburg.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 158. Mittwoch, den 10. Juni 1846.

Robespierre's Taufe.

Eine Novelle von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

Aber wie war dem armen Lastträger zu Muthe, als er einen Mann von seinem eigenen kräftigen Stapel auf dem Altan vor dem Hotel erblickte, der mit der Stentorstimme eines Regiments-Kommandeurs in das Getümmel hinabschrie: „Ah soyez bien venu, Mr. Robespierre!" — Auf diese Anrede folgte ein Augenblick tiefer Stille. Mirabeau fuhr fort: „Wahrhaftig, wir beide müssen unter ähnlicher Constellation geboren seyn, daß die guten Leute da Sie auf den Händen hertragen, während sie mich hoch leben lassen."

„Hör' ich recht," fragte der Vulkan, nicht wenig betreten, „dieser Mann wäre nicht der Graf Mirabeau?" — „Nein, nein!" ertönten viele Stimmen aus der Masse, „der Graf Mirabeau steht ja dort vor Euch auf dem Balkon." „Der Mann, der sich von Euch tragen ließ, heißt Maximilian Robespierre," setzte Herr v. St. Hilaire mit Nachdruck hinzu, und Robespierre warf einen stechenden Blick nach ihm.

„Sacré nom de Dieu!" rief der ergrimmte Vulkan, in dessen Gedächtniß der momentane Eindruck von Robespierre's schwülstiger Rede lange schon vergangen war, — „der Schurke hat mich und euch Alle recht zum Besten gehabt: Welche Strafe diktirt Ihr ihm für seine Eitelkeit und Malice?"

„A la lanterne!" brüllte der wilde Haufen. — Robespierre war leichenblaß, als der furchtbare Ruf an sein Ohr schlug, und zitterte wie vom Fieberfrost geschüttelt. Der Vulkan war im Begriff, den armen Sünder in die Hände des gefühllosen, blutdürstigen Pöbels abzuliefern, und dieser schickte sich an, die Execution zu vollstrecken, da rief der Capitain, in der Absicht, ihn zu retten:

„Nein, meine Freunde! Laßt ihn uns in der Seine taufen." Und abermal erscholl es aus tausend Kehlen, Noyons le trompeur!

„Eh bien!" rief der Vulkan, „ein pikantes Schauspiel! aber welchen Taufnamen soll das Kind erhalten?"

La queue de Mirabeau," flüsterte der Capitain seinen Nachbarn zu, und diese wiederholten die Worte mit lauter Stimme, worauf dieselben von allen Seiten her wiederhallten.

„Fort bien!" jauchzte der Lyoneser, indem er seine Schritte nach dem Strom lenkte, in dessen Nähe jene Faubourg liegt, „la queue de Mirabeau wollen wir den Pseudonym taufen! Allons, mes amis, suivez-moi!" Und wieder setzte sich der Zug in Bewegung unter dem unaufhörlichen Gebrüll: „Voici la queue de Mirabeau! la noyons-nous!"

Robespierre stotterte in seiner Todesangst einige unverständliche Worte, doch wurden sie in dem Getümmel nicht vernommen. Auf der Brücke angekommen, hielt der Vulkan seine Bürde einen Augenblick hoch empor, rief dann, zu der Menge gewandt, spöttisch aus: Regardez-le bien encore une fois — und warf den armen Sünder mit den Worten: Adieu, mon tresor! partez bien! faites mes compliments aux poissons! so heftig in den Strom, daß die Wellen augenblicklich über ihm zusammenschlugen. Fort war er. —

Mit großem Wohlbehagen, das die Befreiung von seiner Last ihm gewährte, schaute der Vulkan in die Fluth hinab; die rohe Masse jauchzte und beklatschte das pikante Schauspiel, als gelte es einem Löwenkampfe zu der alten Römer Zeiten, und die Straßenbuben hüpften, wie von der Tarantel gestochen, um die Wette in die Höhe und riefen: Adieu, la queue de Mirabeau! Adieu, doux repos des poissons!

Nur ein Mann hatte am Ufer die Oberkleider abgeworfen und sich in den Strom gestürzt, um ein Menschenleben zu retten; das war der Hauptmann v. St. Hilaire. — Jetzt nach 2 Minuten tauchte der Unglückliche in einiger Entfernung von der Stelle auf, wo er untergesunken war. Das verschluckte Wasser von sich gebend, rief er in unartikulirten Lauten kläglich um Rettung. Der Hauptmann zertheilte mit kräftigen Armen die Wogen, erreichte ihn eben noch zu rechter Zeit, und zog ihn beim Kragen an's Ufer.

Diese Edelthat und Bravour gewährte der beweglichen Masse ein Schauspiel von eigenthümlichem Reiz, und durch Bravorufen und Händeklatschen wurde dem Menschenfreunde Beifall gezollt.

Als Robespierre sich in etwas von dem ausgestandenen Schreck erholt hatte, sagte sein Retter mit Ernst und Nachdruck zu ihm: „Robespierre! das Schicksal hat auf eine eklatante Weise meine beleidigte Ehre an Ihnen gerächt. Ich halte es daher um so mehr für meine Pflicht, Ihre schriftliche Abbitte wegen der mir zugedachten Unbill zu berücksichtigen und somit von dem vorhabenden Duell abzustehen, als ich Ihrer Versicherung Glauben beimessen will, daß ich es mit einem Gegner zu thun hätte, der jede Art Vertheidigungswaffe mit unüberwindlichem Widerwillen in die Hand nimmt. Adieu!"

Er ging, und der Triefende, der weder aufzustehen noch sich umzusehen wagte, blieb wohl noch eine Stunde lang, bis der Konflux sich zerstreut hatte, der traurige Gegenstand spöttischer, oft beißender Bemerkungen der Straßenjugend.

7. Die verhinderte Feuertaufe.

„Ja, ja, Herr Robespierre! Ihr Triumphzug durch die Straßen nahm vor acht Tagen ein schofeles Ende," so leitete der Graf Mirabeau, sich mit seinem Stuhl umdrehend, seine Unterredung mit Robespierre ein, der, eine Papierrolle in der Hand haltend, furchtsam in das Kabinet des Grafen getreten war. „Ich dachte damals so recht lebhaft an die Triumphzüge römischer Imperatoren; da wollte meinem Geiste wie von selbst sich die Bemerkung

Digitized by Google

aufdringen, daß der Pariser Aufzug als eine burleske Karrikatur sich darstellte."

Robespierre that so, als fühle er sich durch den offenbaren Spott verletzt, und erwiederte darauf: „Herr Graf, wer den Schaden hat, darf für Spott nicht sorgen," und um sich den Schein eines unschuldig Gemißhandelten zu geben, setzte er hinzu: „Jene unwillkommene Ehrenbezeugung hätte ich beinahe um den Preis meines Lebens erstanden."

Der Graf entgegnete: „Auch ich ward im Triumph einhergetragen; das aber weiß ich, und nicht erst heute, daß der Römer wenige Schritte zählt vom Capitol zum furchtbaren Tarpejus. Aber was in aller Welt konnte Ihnen zweideutige Ehre der extravaganten Pöbelgunst verschafft haben?"

Jener antwortete: „Ich feuerte das Volk zur Stürmung und Demolirung der Bastille an; da wollt' es das hämische Fatum, daß man, ich weiß nicht wie, unsere Personen verwechselte. Als aber Sie, Herr Graf, dem Volke den Staar gestochen hatten, da sollte ich, wie ein Sündenbock, die öffentliche Schmach des Irrthums und Mißverständnisses durch meinen Tod abbüßen."

„Der große Haufen," fuhr der Graf fort, „hat eine frappante Aehnlichkeit mit einer Masse Thons in der Hand eines Häfners. Der politische Redner gleicht diesem Meister; beide bilden, jener das Volk, dieser den Thon; jener durch die Macht seines Geistes und seiner Rednergabe, dieser auf der Scheibe und mittelst seiner kunstfertigen Hand; geht diesem Kunstfertigkeit, jenem Genie ab, so schaffen Beide nur geschmack- und werthlose Formen. Wenn aber die rohe Volksmasse ein Mal durch die Macht der Rede in Bewegung gesetzt ist, so gleicht sie einem reißenden Strome, der, alles Gewöhnliche in seinen Strudel hineinziehend, klar und ruhig den Fuß eines Felsens bespült. Wehe dem, der nicht Muth genug besitzt, sich diesem lebendigen Strome mit der Wirkung eines Dammes entgegenzustellen, der, wenn er ihn im Laufe auch nicht hemmen, diesem wenigstens eine andere Richtung geben kann!"

„Ein wahres Wort, furchtbar und markerschütternd!" versetzte Robespierre darauf, „und da weder ich noch Camilla Desmoulins, trotz seiner Popularität, die Widerstandskraft eines Felsens in uns fühlen, so haben wir uns entschlossen, den Herrn Grafen um seinen Beistand in einer wichtigen Angelegenheit zu bitten."

(Schluß folgt.)

Gebet. *)

Urkraft, die du Sterne brennen,
Die du blühen läßt im Feld,
Ja, ich will dich Vater nennen
Meines Lebens, deiner Welt. —

Vater! mit dem Sonnenblicke,
Den ich tief im Herzen trag',
Leite wieder mein Geschicke,
Gib mir wieder frohen Tag!

Deinen Schutz will ich ja immer,
Und mein Herz füllt Liebe aus,
Kenne dich im Sterngeflimmer,
Kenne dich im Sturmgebraus.

Herr! und daß ich liedersingend,
Jubelnd zieh' durch deine Welt,
Daß mir oft — nach Freiheit ringend —
Manch ein lautes Wort gefällt,

Herr! das hat dich nie verdrossen!
Und den Drang der Freiheitslust
Hast du mir ja selbst gegossen
Liebend einst in meine Brust!

*) Aus den „Frühlingsboten aus Oesterreich" von Hermann Rollet, Jena. Fr. Luken, 1846.

Marheineke.

Wir wissen nicht, durch welche Umstände Marheineke, der vor kurzem in Berlin verstorbene wackere Senior der dortigen theologischen Fakultät, von der Wahl der General-Synode fern gehalten wurde; aber Das wissen wir, daß er vor Vielen ein geeignetes Mitglied gewesen wäre, zur Lösung der Aufgaben wesentlich beizutragen, welche den Berathungen jener Synode vorliegen. Durch die wissenschaftliche Richtung, welche Marheineke in der Theologie genommen, ist er frei von den Einseitigkeiten geblieben, welche gerade das theologische Gebiet am meisten beherrschen; seine historischen Studien haben ihn aber gerade auf diejenigen Perioden der kirchlichen Entwickelung geführt, in welchen die Fundamente der heutigen Streitfragen liegen; es gibt nicht leicht einen theologischen Gelehrten, der wie Marheineke auf dem Gebiete der christlichen Symbolik, der historisch-kritischen und dogmatisch-comparativen Darstellung der verschiedenen christlichen Lehrbegriffe, und endlich in der ganzen Reformationsgeschichte so zu Hause war, wie Marheineke. Dazu kommt, daß er praktischer Theologe war, die Bedürfnisse einer großen und vorzugsweise gebildeten Gemeinde aus der täglichen Erfahrung seit länger als zwanzig Jahren kannte. Marheineke hatte noch kürzlich ein kleines Büchlein: „Die Reformation, ihre Entstehung und Verbreitung in Deutschland", ausgehen lassen; daß dies ein Volkbuch seyn soll, besagt der Titel und der Preis, der nur 5 Groschen beträgt; aber auch der Inhalt und seine Darstellung verbürgt, daß der Zweck vollkommen erreicht werden dürfte. Wir kennen in gleicher Kürze keine ähnliche Darstellung, welche in einer so anspruchslosen und doch ergreifenden Weise das große Ereigniß der deutschen Reformation zur klaren Anschauung und Uebersicht brächte. In der gegenwärtig verwirrten, chaotischen Lage der kirchlichen Dinge, sagt der Verfasser im Vorworte, in der fast nur unermittelte Gegensätze durch einander fahren, muß es auch besonders erwünscht und anmuthig seyn, wieder einmal auf das Einfache, Gediegene, Ursprüngliche zurückzugehen, auf die Zeit, da eine große Persönlichkeit, von Gottesgeist erfüllt und vom Volksgeist getragen, sich als den Mittelpunkt einer nachhaltigen Weltbewegung zeigt, wie sie weder der Kaiser, noch der Papst hervorzubringen vermochte. Zweierlei Wirkungen können von solcher nähern Kenntnißnahme der Reformationsgeschichte ausgehen. Einmal in Bezug auf die evangelische Kirche selbst müssen wir daraus lernen, daß auch wir noch in dem von Luther begonnenen Geschäft der kirchlichen Verbesserung begriffen sind; er hat uns die Bahn gebrochen und wir müssen auf dem von ihm eroberten Boden, aber nicht bei dem von ihm erreichten Ziel stehen bleiben, sondern fortfahren, Bahn zu brechen der Wahrheit und ihrer tiefsten Erforschung, der Freiheit und ihrer weitesten Verbreitung." Wie man die Ergebnisse der Reformation aufzufassen habe, geht vielleicht aus keiner Stelle der Marheineke'schen Darstellung so klar hervor, wie aus folgenden Worten: „Eine auf dem Augsburger Reichstage an die protestantischen Stände gestellte Frage, auf welche sie aber höchst weise sich gar nicht einließen, war: ob in ihrer Confession Alles enthalten sey, was sie begehrten, oder ob sie noch mehr Artikel hinzuzusetzen hätten? Denn da Melanchthon an der Confession Vieles nur angedeutet, Mehreres aus Mäßigung zurückgehalten hatte (weßhalb Luther sie mitten in einem lateinischen Brief die apologia Leisetreterin nannte), so hatten sie durch Bejahung der Frage höchst präjudicirlich der weitern Entwickelung des evangelischen Glaubens vorgegriffen und seiner

Digitized by Google

innern Ausbildung Gränzen gesteckt. Sie gaben durch ihre Antwort: „für jetzt nichts weiter", deutlich genug zu verstehen, daß die Konfession zwar für den Augenblick und zu diesem Zweck vollkommen genügend, aber in dieser Gestalt keineswegs auf alle Zukunft hin und für alle weiteren Bedürfnisse derselben ausreichend sey (wie sie denn einige Jahre später schon als unvollständig erschien), und wohl die Bestimmung habe, solchen Gegnern gegenüber ihre Rechtfertigung und für ihre Glaubensbrüder ein sie vereinigendes Band, aber nicht ein von ihnen gegebenes Glaubensgesetz und eine Schranke zu seyn, an welche der christliche Geist sich unfrei und gezwungen müsse gebunden fühlen. Die Augsburgische Confession ist allerdings als eine wesentliche, nicht zu überspringende, geschichtlich bedeutungsvolle, aber keineswegs als die letzte und höchste Stufe der christlich-protestantischen Glaubensentwickelung anzusehen. Auch eine nur zu bald eingeführte Verpflichtung und Vereidung auf die Augsburgische Confession konnte nur Beziehung haben auf eine Zeit, welcher dieser Ausdruck des gereinigten Glaubens als vollkommen genügend und unverbesserlich galt. Denjenigen Gottesgelehrten und Rechtsgelehrten aber, welche jetzt aus dem Standpunkte des Staats und des in ihm geltenden Rechts das erste protestantische Bekenntnißbuch als ein bürgerliches Gesetzbuch ansehen, müssen in dieser ganz äußerlichen und oberflächlichen Ansicht die Frage: ob jene Schrift Alles enthalte, was zu begehren und ob nichts hinzuzufügen sey, bejahen, aber eben damit die Ueberzeugung der ersten protestantischen Bekenner verneinen und sich mit diesen in Widerspruch setzen. Einen Prophet, von Gott gesandt, nennt Marheineke Luthern, die Geistesfesseln mehr als Eines Volkes mit seiner starken Hand zu zerbrechen; er hat nur für die Freiheit der christlichen Kirche geathmet und, wie Melanchthon in seiner Leichenrede sagt, keine Staatsgriffe in die Religionssache eingemengt.

(Schles. Ztg.)

Nassauische Eisenbahnen.

(Aus dem Herzogthum Nassau, 5. Juni.) Bekanntlich trat die Ständeversammlung des Herzogthums Nassau, kurz vor ihrem am 27. Mai erfolgten Schlusse, dem Vorschlage der Regierung bei, eine Eisenbahn längs der Lahn, von Wetzlar bis zum Rhein, durch eine Actien-Gesellschaft bauen zu lassen. In dem bei weitem größten Theile des Herzogthums Nassau, vorzüglich in dessen Hauptstadt Wiesbaden, hofft man jedoch, daß dieser von der Ständeversammlung angenommene „Vorschlag", noch nicht ein unwiderruflicher Beschluß sey. Zu viele und zu gewichtige Gründe sprechen laut gegen eine solche Annahme. Durch die projectirte Lahneisenbahn, von Gießen über Wetzlar, Weilburg, Limburg, Diez und Ems bis Nieder-Lahnstein, würde vor Allem das Interesse des Herzogthums Nassau nur sehr einseitig befördert werden. Denn abgesehen davon, daß die königl. preußische und großh. hessische Staatsregierung leicht den Anschluß der Lahneisenbahn an die Main-Weserbahn ablehnen könnten, weil dadurch das Hauptinteresse dieser letzten beeinträchtigt werden würde, bliebe auch, selbst wenn dieser Fall nicht eintreten sollte, die Lahnbahn am entgegengesetzten Ende ohne den nothwendigen Anschluß an eine andere Eisenbahn, da die königl. preußische Staatsregierung wiederholt den ihr unterstellten Antrag, den Bau einer Eisenbahn längs des Rheins, von Bonn bis Bingen betreffend, als auch am rechten Rheinufer, entschieden abgelehnt hat. Von bei weitem größern Vortheile würde dagegen für das gesammte nassauer Land, eine dasselbe der ganzen Länge nach von Süd nach Nord, durchschneidende Eisenbahn seyn. Diese Eisenbahn würde ihren Anfang zu Wiesbaden, unmittelbar neben dem Bahnhof der Taunus-Eisenbahn, nehmen, das Thal von Sonnenberg und Rambach durchschneiden, jenseit Naurod sich zum grauen Stein erheben, dann vorüber an Königshofen und Nieder-Seelbach nach Jostein gelangen, durch den Thalgrund über Wörsdorf und Würges, Camberg, Nieder-Selters ꝛc., die Lahn bei Limburg erreichen; ferner durch das Elbthal, Hadamar, Langendernbach und Westerburg berührend, ohne außerordentliche Mühe und Kosten in das Nisterthal eindringen, die großen Eisenbergwerke bei Hachenburg in ihr positives Interesse ziehen und bei Wissen, im Siegener Lande, an die von der königl. preußischen Staatsregierung bereits konzessionirte Eisenbahn des oberen Siegthales, wie an ihre unumgänglich nothwendige Fortsetzung bis Deutz, zur Verbindung mit der Köln-Mindener und Rheinisch-Belgischen Eisenbahn, sich anschließen. Die gegen die ebenbezeichnete nassauer Internebahn erhobenen Einwürfe zu großer Schwierigkeit in der Ausführung, werden durch das von dem Ingenieur Karl Bornschein in Wiesbaden mit der größten Genauigkeit aufgenommene Nivellement beseitigt. Es ergibt sich dadurch, daß in Deutschland bereits schwierigere Bahnen ausgeführt worden sind und daß namentlich die Harzburger, Brünn-Prager und Prag-Dresdener Bahnen bei weitem größere Schwierigkeiten geboten haben, als solche bei der in Rede stehenden nassauer Internebahn unter allen Verhältnissen auf dieser bezeichneten Linie sich bieten können. Denn in Hinsicht des Terrains ist diese letzte bei weitem günstiger gestellt, da man auf den schwierigsten Punkten nur eine Steigung von 1 auf 120 und von 1 auf 150 zu gewärtigen hat. Abgesehen von dem Allen, scheint es also nichts weniger als zweckgemäß, eine Bahn durch das Herzogthum Nassau, sey es auf Kosten einer Actien-Gesellschaft oder der Landes-Regierung, mehr am Saume des Herzogthums, als der Länge nach durch dessen größte Ausdehnung, zu ziehen. Eine Lahnbahn, parallel mit dem mit großen Kosten schiffbar gemachten Flusse, mit problematischem Anschlusse auf der einen und mit unmöglichem Anschlusse auf der andern Seite, kann nicht dem wohlverstandenen Interesse des nassauer Landes so richtig entsprechen, als eine recht eigentliche Internebahn, welche, einerseits durch die Taunus-Eisenbahn in Verbindung mit der Main-Weser-, Main-Neckar-, der badischen, Elsaß-, Verbach-Ludwigshafener-, der hess. Ludwigs- und der Mainz-Bingen-Kreuznacher Bahn ꝛc., auf der andern Seite durch die obern Siegener- und die Siegen-Deutzer-Bahn mit der Köln-Mindener-, Kasseler-, Rheinisch-Belgischen und Holländischen Bahnen in unmittelbarem und ununterbrochenen Verkehr treten würde. Welche Unternehmer nun auch eine Lahnbahn in Ausführung bringen möchten, so kann ihnen das Prognostikon eines ungünstigen Erfolges im Voraus gestellt werden; während ein durchaus entgegengesetztes Resultat denen einer Nassauer Internebahn, von Wiesbaden bis zur Gränze des Siegener Landes, augenscheinlich bevorsteht. Es gesellt sich dazu noch der Umstand, daß, wenn die mehrbewegte Nassauer Internebahn im Laufe der nächsten Jahre nicht in Ausführung gebracht würde, die k. preußische Staatsregierung sich veranlaßt finden würde, einer bereits in Köln-Deutz sich gebildeten Aktien-Gesellschaft nicht allein die Konzession zum Bau der Deutz-Siegener Bahn, (welche bereits als zugestanden betrachtet werden kann), sondern auch zur Fortsetzung der obern Siegbahn, zum Anschluß an die Main-Weserbahn, zu verwilligen, wodurch das Herzogthum Nassau gänzlich und für immer umgangen werden würde.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die hiesigen Theatervorstellungen haben mit Anfang dieses Monates wieder begonnen, sind aber noch nicht in den gewohnten, geregelten Gang getreten, da einerseits mehrere Mitglieder noch abwesend und andere erkrankt sind, wie z. B.

Digitized by Google

Hr. Breuer, welcher in Bremen seiner Genesung zwar entgegen geht, aber vorläufig noch für einige Wochen unthätig bleiben muß, und da anderseits die Erneuerung des Maschinenwesens noch nicht vollendet und daher die Aufführung mancher Stücke, welche viel Verwandlung erfordern, noch nicht möglich ist. Es wird übrigens nicht mehr lange währen, bis Alles wieder ins gehörige Geleis getreten seyn wird.

In Berlin ist für ein Gebet, das für die Oeffentlichkeit bestimmt war, die Druckerlaubniß von der Censur verweigert worden.

Korrespondenz.

Aus dem Nassauischen, 5. Juni. *)

Zum zweiten Male wird sich nun in kurzer Zeit die Rabbiner-Versammlung in Breslau vereinigen; hoffen wir, daß diese Sitzung reifere Früchte dem längst durchfurchten Boden entsprossen lassen werde, als es die erste höchst ungenügend gethan. Betrachten wir für's erste die vergangene Zeit, mit den alten Rabbinen, mit ihrer Unwissenheit und ihrem von der ganzen jetzt lebenden Generation verworfenen Talmud. Was war und ist es, das uns so zurückstieß bei ihrem Treiben? Wir wollen es mit wenigen Worten andeuten: Was fühlten wir beim Anblick dieser sich heilig dünkenden Streiter, welche das Verfechten unverständlicher Worte zum Hauptgeschäfte, zum Zweck, ja zum Stolz ihres Lebens machten und zum Theil noch machen? Männer, während ihr Geist an der kürzesten Kette gefangen liegt, wähnen den Himmel zu durchstürzen und die Natur des unendlichen Geistes zu erschauen, sind oft übermüthig in ihrer Armseligkeit, entscheidend trotz ihrer Unwissenheit, herrschsüchtig bei ihrer Knechtschaft, unbarmherzig aus frommem Eifer. Daher bei uns abwechselnd ein Gefühl von Mitleiden, Widerwillen und beinahe Verachtung zum Vorschein kommt, wenn wir an ihr Wirken denken und wie sie die Juden lange Zeit damit zurückgehalten haben. Zum Gegensatz nun die neueren, studirten Rabbiner: Welches Ziel, welche Fragen werden sie sich setzen und der Zeit gemäß beantworten? Doch nicht wieder solche, ob man am Osterfeste Brod oder Hülsenfrüchte essen darf? Doch nicht Badefragen und Almemorplacirungen? Doch wohl nicht, ob man bedeckten oder unbedeckten Hauptes beten darf?! — Hinweg mit diesen Erdärmlichkeiten! Wir haben weit wichtigere Dinge und Anordnungen Euch an's Herz zu legen. Schaffet für's erste einen Gottesdienst, der an Festtagen höchstens 1 ½ bis 2 Stunden dauern darf; dringet uns, mit Ausnahme der Thoravorlesung, nur deutsche Gebete; nehmt Orgelbegleitung und Predigt jeden Samstag als Norm an; suchet die Speisegesetze, die das Volk zum Theil schon lange abgeschafft hat, zu beseitigen; kümmert Euch nicht, ob ein Kind beschnitten oder unbeschnitten ein guter Mensch, ein braver Israelit werde; trauet kirchlich, wenn der christliche Staat Euch auffordert, zu trauen, und machet keine Ausnahme, ob er zur Priesterkaste, oder sie eine geschiedene Frau ꝛc. sey, die es verlangt. Endlich haltet nicht zu viele Concilien, denn das Volk in den Städten hat sie schon längst an Euerer Statt gehalten! Haben doch die uns Allen so werthen Deutsch-Katholiken in einer Leipziger Concil-Versammlung mehr beseitigt und größere Schwierigkeiten überwunden, als Ihr in zwei Versammlungen. Wir haben alle Achtung für Euer Wirken; aber werdet, wir bitten darum, nicht deutsch-langweilig!

Sieghofen im Amte Nassau, 3. Juni.

Welche Theilnahme die schöne Sache des Gustav-Adolph-Vereins auch in unserer Mitte unter allen Ständen gefunden hat, davon überzeugte uns die Feier, die wir gestern hier festlich begingen. Es war nämlich der Stiftungstag des Zweigvereins für das Amt Nassau. Die Feier nahm mit einem Gottesdienste um 10 Uhr Morgens in unserer freundlichen Kirche ihren Anfang. Aus allen Gemeinden unseres Amtes hatten sich viele Theilnehmer an der guten Sache eingefunden. Hr. Pfarrer Spieß von Ems hielt eine kräftige, der Feier ganz angemessene Rede, in welcher er zu beweisen suchte, daß das Reich Christi, welches nicht von dieser Welt sey, durch den Gustav-Adolph-Verein immer weiter ausgebreitet und befestigt werde. Einer besonderen Erwähnung und Anerkennung verdient auch der Gesangverein von Sieghofen, der uns bei dieser Gelegenheit zeigte, daß selbst die Landleute immer mehr sich in der heiligen Kunst der Musik, auszubilden und von ihrem hohen Werthe zu überzeugen suchen. Nach dem Gottesdienste fand ein gemeinsames Festessen in dem Posthause statt, welches zur größten Zufriedenheit aller Theilnehmer ausfiel und viel zur allgemeinen Munterkeit beitrug. Erst am Abende kehrten die Gäste in ihre Heimath zurück. Noch lange wird dieser Tag eine frohe Erinnerung in uns hervorrufen. Möchte der Gustav-Adolph-Verein überall, so wie hier, ein solches Interesse erregen!

*) Von einem Israeliten eingesendet.

Bensheim a. d. Bergstraße, 7. Juni.

Gestern Abend nach 6 Uhr verkündeten Böllersalven von unserem Kirchberge und die an mehreren Häuser ausgesteckten Fahnen die Vorüberfahrt JJ. kk. HH. unseres Hrn. Erbgroßherzogs und der Frau Erbgroßherzogin nebst hoher Dienerschaft in Feder der Locomotive angehängten Personenwagen auf der Main-Neckar-Eisenbahn. Gegen 9 Uhr fand unter Zudrang einer großen freudigen Menschenmenge die Rückfahrt statt. — Unsere Weinberge versprechen heuer ein vorzügliches Product; man findet jetzt schon viele blühende Reben. Auch die Früchte unserer Felder, namentlich die Sommersaat und besonders die Kartoffeln, stehen befriedigend; nur das Korn scheint hie und da etwas dünn zu stehen, hat aber dagegen dicke und lange Halme — 8 — 9 Fuß — und ungewöhnlich große Aehren, so daß auch ein vorzüglich dicker, kräftiger Kern erhofft werden kann.

Mainz, 5. Juni.

In einem unserer jüngsten Wochenblätter bescheinigte der Vorstand der hiesigen Armencommission den Empfang eines Gulden, der ihm zum Besten der Armen unter Beifügung des nachstehenden Motto's von unbekannter Seite zugekommen ist: „Anton! du bist eingebrochen! Halle Wort und kehre um! Friedrich hat kein Wort gesprochen; — warum blieb auch Adam stumm? Anton! Adam! Friederich! Spiriti, wie freu' ich mich!" — Dieses Verschen, so klein es ist, hat hier großes Amusement verursacht und da es Viele mit den Vorgängen in der jüngsten Generalversammlung der Mainz-Ludwigshafener Eisenbahn in Berührung bringen wollen, so wird uns durch dessen Mittheilung in diesem Blatte das auswärtige Publikum, welches jenen Verhandlungen beiwohnte, gewiß Dank wissen.

Bad Homburg.

Die Zahl der Fremden hat sich, Dank der schönen Frühlingswitterung, sehr vermehrt und wir zählen bereits jetzt schon 300 mehr als im vorigen Jahre um diese Zeit. Dienstag den 9. Juni wird somit der erste Ball im Conversationshause stattfinden und man hofft, daß er sehr besucht seyn wird.

An die Turngemeinden Deutschlands und der Schweiz.

Die voriges Jahr in Reutlingen versammelt gewesenen Glieder des schwäbischen Turnvereins haben damals beschlossen, ihr künftiges Turnfest in Heilbronn zu feiern. Indem wir diesen Beschluß nochmals unseren Turnbrüdern nah und fern zur Kunde bringen, laden wir Alle zum Besuche freundlich ein, mit der Zusicherung, daß wir Alles aufbieten werden, um unsern lieben Gästen frohe Festtage zu bereiten. Der Zeitpunkt ist auf Sonntag und Montag den 2. und 3. August d. J. festgesetzt und werden die nöthigen nähern Bestimmungen jeder Gemeinde noch besonders bekannt gemacht werden. Neu entstandene oder uns sonst noch unbekannte Turnvereine, denen eine besondere schriftliche Einladung nicht zukommen kann, werden auf diesem Wege eingeladen, unser Fest zu besuchen, und gebeten, ihren allfälligen Zusagen ein genaues Verzeichniß der Gäste (mit Namen, Zahl und Riegennummer der Turner) beizufügen, was längstens bis Ende Juni geschehen seyn sollte wegen der erforderlichen Vorkehrungen zur Einquartierung.

Heilbronn am Neckar, 28. Mai 1846.

Die Turngemeinde zu Heilbronn.

Main-Wasserwärme: 9. Juni, Morgens, 8 Uhr: 18 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 9. Juni. Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Acten (in 2 Abth.), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „der Nachbar", von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Bruno: Hr. Maersch, vom Hoftheater zu Coburg.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 159. Donnerstag, den 11. Juni 1846.

Robespierre's Taufe.

Eine Novelle von M. Dornwald.

(Schluß.)

„Erklären Sie sich deutlich, wie soll ich an Ihrem Interesse Theil nehmen?“ fragte Mirabeau bedeutsam.

„Wir handeln in öffentlichem Interesse, Herr Graf,“ antwortete Robespierre. „Morgen, den 12. Juli, soll mit der Bestürmung der Bastille der Anfang gemacht werden. Die Behörden der Hauptstadt sind gewonnen und mit uns einverstanden; das Volk ist durch meinen Freund Camille Desmoulins bearbeitet und hinlänglich vorbereitet. Um 12 Uhr Mittags soll die Sturmglocke ertönen. Es fehlt nur an einem umsichtigen Anführer.

„Und an einem unerschrockenen,“ ergänzte der Graf. „Aha, nun versteh' ich's. Ich soll wohl, wie der Affe, die gebratenen Kastanien mit den Fingern aus dem Feuer langen. Ça profit! — Im Falle nun der Angriff nicht glücken würde, so soll ich von der einen Seite der Wuth des Pöbels, von der andern dem Zorne der Regierung mich aussetzen.“

„Das Eintreten dieses Falles ist nicht zu fürchten,“ replicirte Ropespierre.

„Gesetzt nun,“ fuhr Jener fort, „Ihr prophetisches Wort ging in Erfüllung, wie ließe sich alsdann die tigerartige Wuth, welche der Pöbel an der Besatzung ausließe, aller Orten bändigen?“

„Litera non erubescit,“ sprach Robespierre und legte das zusammengerollte Papier vor den Grafen auf den Tisch. — Dieser las: „Plan zur Eroberung der Bastille.“ Hierauf folgte, was wir im Wesentlichen aus dem Vorhergehenden schon kennen, und was auch des Grafen Auge rasch überflog. Nur bei'm Schluß verweilte er länger und aufmerksamer. Dieser lautete: Kostet die Eroberung viel Menschenblut, so soll die Besatzung insgesammt über die Klinge springen, der Kommandant aber, so wie der Capitain v. St. Hilaire sollen noch insbesondere, als Urheber so großen Blutbades, die ehrlose Strafe des Stranges leiden und Antoinette Launoy dem Anführer der Stürmenden zur Beute gegeben werden.

Als der Graf diese Worte gelesen hatte, da erhob er sich entrüstet vom Stuhle, schob voll Abscheu das Papier mit dem rechten Fuße vom Tisch und donnerte den Autor des Planes so gewaltig an, daß dieser beinahe in die Knie gesunken wäre: „Ich mag keines Vandalenkönigs Lehnsmann seyn! Sie sind expedirt.“— Robespierre hob das Papier vom Boden auf und entfernte sich augenblicklich, wie ein gereizter Tiger mit den Zähnen knirschend.

Am folgenden Tage Mittags wurde in allen Stadttheilen Sturm geläutet. Unter Anführung wuthschnaubender Pöbelhäupter, eines Danton, Desmoulins, Marrat u. A. rückten die Pikenmänner, von den hyänenähnlichen Dames de la halle angefeuert und bewaffnet mit Beilen, Aexten, Piken, Flinten, aus allen Quartieren und Straßen gegen die Bastille an. — Der alte Oberst, jetzt an Muth und Tapferkeit mit dem Kriegsgott wetteifernd, empfing die Stürmenden, nachdem er sie vergeblich aufgefordert hatte, sich zu zerstreuen, mit einem wohlgeordneten und anhaltenden Kartätschenfeuer; wie das Haupthaar von der Hand des Scheerers, so fielen sie zu ganzen Rotten, und machten mit ihrem Blute, das in Strömen floß, den Boden schlüpfrig. Trotz aller Barrikaden und Bollwerke aus Steinen, Erde und den Leibern der Gefallenen errichtet, und obgleich sie sich fort und fort wie die Fluthen eines Stromes ergänzten, gelang es ihnen bis zur hereinbrechenden Dunkelheit nicht, sich den Mauern der Feste zu nähern. Der Sturm war für diesmal glücklich abgeschlagen. Auch am 13. Juli machten die Belagerer, bei gleichen Verlusten und gesteigerter Wildheit, keine bessern Fortschritte. Da beschlossen die Anführer einmüthig, daß am folgenden Tage das oberste Stockwerk mit glühenden Kugeln beschossen werden sollte, um dasselbe in Brand zu stecken und den Kommandanten durch die Vernichtung der bedeutenden, daselbst befindlichen Munitionsvorräthe zur Uebergabe zu zwingen. Wie aus der Erde hervorgezaubert, entstanden in der Vorstadt St. Antoine und rings um die Bastille, in der Nacht zum 14t., einige Hundert Feuereſſen, worauf vom frühen Morgen des folgenden Tages ab mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Geschwindigkeit glühende Kugeln geschmiedet und aus herbeigeschafftem Stückgeschütz in die Feste geworfen wurden. Diese Maßregel war von großer Wirkung. Unter fürchterlichem Krachen flog sogleich nach Mittage der obere Theil des Gebäudes auf, hin und wieder züngelte ein Flämmchen oben auf dem stehen gebliebenen Rumpfe, und bald begann das Feuer sich auszubreiten. Zwar machte es wegen der starken Bauart nur sehr langsame Fortschritte, jedoch war es im Innern des Gebäudes nun nicht mehr zu löschen. Die Belagerten nahmen sämmtlich ihre Zuflucht in das Soutercain, der Kommandant stellte die Feindseligkeiten ein und ließ aus einem Fenster die grüne Fahne wehen und die Trompeten schmettern, zum Zeichen seiner Geneigtheit zur Annahme einer Kapitulation. Darauf ward aber von den wüthenden Angreifern keine Rücksicht genommen, die mit Eisenstangen, Aexten und gewaltigen Beilen die Thüren zu stürmen suchten.

Robespierre, der während der Berennung der Bastille nicht ein Mal in der Vorstadt sich zu zeigen gewagt hatte, kam nach Einstellung der Feindseligkeiten mit seinen eben so feigen Commersbrüdern schnell herbei, gewahrte die Fahne und begann die nächste Thüre zu erbrechen und einzuschlagen, als dieselbe von innen her aufgeschlossen wurde. Der Schließer ward im nächsten Augenblick eine Beute des Todes, und bald darauf fand die blutgierige Rotte den Zufluchtsort des Kommandanten und der Seinigen auf. „Voilà, mes amis,“ rief Robespierres, mit dem Finger weisend, „diese beiden Männer schlaget nieder, das Mädchen verschont bei Euerem Leben!“

„Halt, Schurke!“ donnerte der Hauptmann ihn an, indem er rasch auf ihn zusprang und eine Pistole ihm vor die Brust hielt,

Digitized by Google

„Dein fluchwürdiges Leben ist in meiner Hand. Sobald diese Männer einen Schritt vorwärts thun, bist Du den höllischen Geistern verfallen!"

In diesem entscheidenden Moment trat auch der Graf Mirabeau in Begleitung des Lyoneser Vulkans und seines Bruders zur Rettung des Obersten herein. „Herr Graf," redete der Kommandant ihn an, „indem ich Ihnen hier meinen und den Degen meines zukünftigen Schwiegersohnes, des Hauptmanns von St. Hilaire, in die Hände lege, stelle ich mich und die Meinigen, nach gültigem Kriegsbrauch, in Ihre Obhut."

Der Graf erwiederte: „Sie haben als braver Soldat nach Pflicht und Gewissen gehandelt, Herr Oberst, und einen pflichtgetreuen Mann muß auch der Widersacher, geschweige denn ein Landsmann und Freund, ehren. Doch was bedeutet hier diese pittoreske Gruppe?"

„Dieser Kannibal," antwortete der Capitain, „hat so eben diesen Leuten Befehl ertheilt, mich und den Herrn Obersten zu schlachten, um zu seiner beabsichtigten Hochzeit mit meiner Vielgeliebten für sich einen passenden Braten zu haben."

„Attention!" sagte der Vulkan, „das ist ja jener schmucke Pseudonym, den wir vor einigen Tagen im Wasser getauft haben. Sie haben ihn damals aus der Taufe gehoben, Herr Hauptmann, und nun will er seinen Pathen, ganz nach der Weise eines Vasallen des Lucifer, den verdienten Lohn geben. Nun erst weiß ich, in welchem Element ihm seine Taufe behagen werde. Dort oben, oben! Alerte, mes amis, suivez-moi!" — Er schickte sich an, ihn in seine riesigen Arme zu schließen, da umfaßte Robespierre krampfhaft die Kniee des Grafen und rief verzweifelnd: „Ich beschwöre Sie, Herr Graf, retten Sie mich vom Verderben!"

Der Graf wies nach dem Capitain hin und sprach: „Nicht mich, diesen edlen Mann haben Sie um seine Verwendung zu bitten."

In seiner Todesangst rutschte nun Robespierre auf den Knieen zu den Füßen des Capitains und flehte noch beweglicher: „Bei Allem, was Ihnen heilig ist, Herr Hauptmann, beschwöre ich Sie, mir noch ein Mal das Leben zu retten. Ich werde Sie, so wahr mir dieses theuer ist, nie mehr verfolgen!"

„Nun wohl," beschloß der Angeflehete, „ich und die Meinigen wollen Ihnen alle und jede uns widerfahrene Unbill verzeihen und vergessen, wenn Sie sich entschließen können, uns mit Ihrem Anblick für immer zu verschonen. Und somit ersuche ich diesen braven Mann — er wies auf den Schmied hin — seine Hand nicht wieder an Sie zu legen."

Der Vulkan ließ sich erbitten. Der Oberst begab sich mit den Seinigen, unter dem Schutze des Grafen, nach dessen Hotel, wo er so lange logirte, bis der König ihm ein anderes ehrenvolleres Amt zur Verwaltung anvertraute.

Ein flüchtiger Besuch im hiesigen Naturalien-Cabinet.

(Von Joseph Schmölder.)

Frankfurt, im Juni 1816.

Gestern, mein lieber Freund, nachdem ich die brillanten Räume des Städel'schen Museums durchwandelt hatte, machte ich meine erste Visite bei den wilden Thieren im Naturalien-Cabinet, ein Institut, welches demselben hochherzigen Schenker, dem verewigten Senkenberg, sein Daseyn verdankt. Ob es contrastirend ist, aus dem Leben und Treiben einer hocheclairirten und humanen Stadt sich urplötzlich den wilden Bewohnern von Nova Zembla und Mauretanien gegenüber zu finden? Wie meinen Sie, wenn diese Bestien, statt mit Heu und Stroh ausgestopft, plötzlich ihr grausames Blut in sich fließen spürten? Ich wandte unwillkürlich den Kopf weg, bis ich an der scheußlichen Schnauze des Robben vorüber war. Indeß, dem sey wie ihm wolle, lieber Freund! Die Unsterblichkeit hat viel, sehr viel für diese Bestien gethan, denn während nach Jahrhunderten von uns Beiden, dem Schreiber und dem Leser längst keine Rede mehr seyn wird, tritt wohl ein Vater mit seinem Söhnchen, welches eben die Schule verlassen hat, bedeutungsvoll vor, und perorirt ohngefähr wie folgt, nur etwas gelinder, als auf dem hiesigen Paradeplatz während der Messe:

„Siehst Du, lieber Junge, die Hand der Zoologen hat hier strenge, so wie der Griffel der Geschichte gehandelt. Hier in diesem Käfig sind zu schauen die Tyrannen unter den Bestien selbst. Sieh' hier die Hyäne, die Leoparden, den Tiger! Das sind, lieber Freund, die Geschlechter Attilla, Tamerlan, Mulei-Ismael. Geh' nicht nahe d'ran, der Böse möchte sein Spiel treiben, und dieser Schakal noch nach dem Tode nach Dir knappen! Man muß sich nie in Gefahr begeben.

Hier, lieber Freund, ist das unbeholfene Flußpferd mit seinem ungehobelten Jungen. Dieses ist der Tollpatsch in der Geschichte, welches die schönsten Sasten zertritt. Es tritt nur um so fester auf, je weniger Geist es hat, und sein kleiner Verstand muß immer sorgen, wie es den großen Körper erhält.

Hier, lieber Freund, ist das närrische Geschlecht der Affen. Was hältst Du davon? Diese Thiere haben große Aehnlichkeit mit uns, oder vielmehr viele von uns haben große Aehnlichkeit mit ihnen; denn das Thier erhebt sich nie zum Menschen, leider aber erniedrigt sich der Mensch oft zum Thier. Betracht' einmal diesen Orangoutang! Rechnet er nicht eben die Hypothenuse nach, oder will er ein Sonnet machen? Helvetius, Spix und Martius trauen diesem Thiere viel Verstand zu. Ich weiß es nicht.

Hier ist der Bieber, ein Baumeister von Haus aus. Baut er auch nicht so schön wie wir, so baut er doch desto sicherer, und nie ohne Grund, wie wir Menschen. Er baut weder auf Frauen- noch auf Fürsten-Gunst; daher hat sein Bau Dauer und Festigkeit, und von jenen Prachtgebäuden, die wir Menschen oft aufführen, von den Luftschlössern nämlich, hat der Bieber nicht den geringsten Begriff.

Hier ist der Igel, lieber Freund. Bei der Austheilung der Zahnstocher ist er sicherlich nicht zu kurz gekommen. Jedoch macht er's wie der Geizhals, er gibt keinen her, sondern sticht lieber.

Hier ist die Spinne. Sie kommt mir vor wie Caligula, der jeden Tag neue Gesetze machte, und sie so hoch in den Straßen aufhing, daß sie Niemand lesen konnte und daher Jeder in Strafe verfiel. Es ist übrigens nicht die Schuld der Spinne, daß sie Fliegen frißt, es geschieht vielmehr durch den Leichtsinn der Fliege, daß sie gefressen wird. Der Instinkt ist immer zu entschuldigen, und wenn er auch noch so grausam ist, nicht aber der Leichtsinn, der sich nicht belehren läßt und daher auch immer zum Opfer wird.

Hier, mein Sohn, ist zu sehen der Vogel Strauß. Dieser Vogel kann nicht fliegen aber schnell laufen. So schwach sein Kopf ist, so stark ist sein Magen, der alle drei Reiche der Natur vertragen kann und in welchem sich, wie bei vielen Menschen, die höchste Thätigkeit seines Lebens concentrirt.

Dieses kleine Vögelchen ist eine Grasmücke. Das Thierchen singt schön, besonders wenn es sich freut, so daß sein Vergnügen auch Andern zum Vergnügen gereicht. Seine äußere Gestalt ist nicht sehr bedeutend, wie Du Dich leicht überzeugen kannst. Die Singvögel sind überhaupt klein; die großen Vögel singen nicht, sie rauben nur.

Hier, mein Sohn, siehst Du den Adler, den König unter den Vögeln. Er wird wegen seiner Kraft und weil er der Sonne entgegen fliegt, der König der Vögel genannt. Er fliegt übrigens gewöhnlich einsam, weil er selten seines Gleichen findet, was bei den Störchen und wilden Gänsen durchaus nicht der Fall ist.

Mein Sohn, das ist der Gimpel. Von diesem Vogel läßt

Digitized by Google

sich nicht viel sagen, und das ist das schlimmste, was man von einem lebenden Wesen sagen kann.

Dieser Vogel wird Elster genannt. Sie gehört zur Gattung der Raben und ist daher eine Freundin von glänzenden Dingen, die sie gerne stiehlt, ohne irgend einen Gebrauch davon machen zu können, so wie verläumderische Menschen den guten Namen Anderer um so eher rauben, je glänzender er ist. Die Elster ist sehr geschwätzig, fliegt aber sehr schwer, und hierin ist sie wieder den Verläumdern sehr ähnlich, die, aus Lust zu reden, Uebles reden, und bei denen gewöhnlich die Zunge geflügelter ist, als der Geist. Was ich Dir übrigens von Verläumdern noch sagen könnte, wirst Du schon selbst erfahren, wenn Du älter wirst.

Hier ist zu sehen der Fuchs, gewöhnlich Reinecke genannt. Er hat die Eigenschaft, jede süße Traube sauer zu finden, wenn sie ihm zu hoch hängt. Es ist also klug, daß man in seiner Nähe Alles hoch hängt. Wo die Frömmigkeit sich gut rentirt, senkt er den Kopf zur Erde, um ihn desto höher zu tragen, wenn er seinen Zweck erreicht hat. Da er in seiner eigenen Gestalt gemieden wird, sucht er sich so viel wie möglich in fremde Gestalten zu hüllen. Dumm ist er nicht, nur verfolgt seine Klugheit ein schlimmes Ziel.

Hier bemerkst Du das Nashorn. Dieses Thier gehört in die Classe der Dickhäute, zu jenen Thieren nämlich, welche von der gütigen Natur mit einer Haut versehen worden, die gegen Prügel und Hiebe entweder gar nicht, oder nur sehr wenig empfindlich ist. Mein Sohn, es gibt Menschen in Europa, die mit Recht das Nashorn beneiden.

Daß dieses Thier das Kameel ist, siehst Du gleich; das Kameel ist das nützlichste Thier auf Erden, und deßhalb das geplagteste. Seine Kraft ist außerordentlich, seine Geduld aber noch außerordentlicher. Denn wenn es auch jene längst verloren, besitzt es diese doch in ungeschwächtem Maße. Daß es sich so viel Lasten aufladen läßt und sich noch dabei auf die Kniee legt, um es dem Aufladenden bequem zu machen; das, lieber Sohn, liegt eben in der Natur des Kameels, und solche geduldige Naturen, deren es in Deutschland viele gibt, sind wahrlich zu beneiden.

Nun, lieber Junge, steig' einmal herauf in die höchsten Räume dieses hoch interessanten Institutes. Wem begegnest Du hier? Dem Menschen, und wenn auch nur in seinen Gebeinen, in seinen hohlen Schädeln, von dem flachköpfigen Peschere bis zum feingebildeten Kopfe eines Europäers, der vielleicht ein Keppler oder Newton geworden wäre, hätte sein Vater tausend Thaler an seine Erziehung verwenden können. Vergessen, lieber Sohn, und unter den Füßen hast Du auf dieser Stufe das Thierreich, und stehst Deinem versteinerten Ebenbilde, einer Mumie, gegenüber, welche vielleicht vor 4000 Jahren über die Unsterblichkeit, die uns hoch über das Thierreich emporhebt, nachgedacht hat. Sieh', Lieber, auch hier ist der Takt des Naturhistorikers dem System der Gottheit gefolgt — er hat den Menschen hoch über alle Classen der Animalien gesetzt.

Nun zum Schluß, lieber Sohn, noch ein Wort dankbarer Erinnerung an die muthigen Sammler der zahlreichen Individuen dieses Naturalien-Cabinets. Wie manche dieser Thiere, die von allen Enden der Welt herbeigeschafft wurden, sind mit Lebensgefahr des gelehrten Forschers, namentlich unseres hochverdienten Dr. Rüppell, in dessen Besitz gekommen.

Nicht die Alles versengende Gluth der Tropensonne, nicht die starre und erstarrende Kälte der Polar-Länder, nicht der giftige Pfeil des Wilden und nicht der Rachen blutdürstiger Bestien vermögen den Menschen in seinem Wissensdrange zu hemmen. „Nil mortalibus arduum est!“ Nichts ist den Menschen schwer! Rastlos eilt er der Vervollkommnung entgegen; je schwieriger der Pfad ist, der zu dieser Höhe führt, um so mehr Eifer fühlt er, ihn zurückzulegen.“

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 9. Juni.) Vergangenen Samstag Abend wurde bei Sachsenhausen am Mühlgäßchen die nackte und bereits in Fäulniß übergegangene Leiche eines neugebornen, ausgetragenen Kindes weiblichen Geschlechts, an dessen Halse ein Stein befestigt gewesen seyn soll, durch einen angelnden Knaben aus dem Maine gelandet. Derselbe Knabe hatte die Leiche bereits Tags vorher am Mühlwehre vor dem Flutloche bemerkt, aber nicht für die eines Kindes erkannt. Wahrscheinlich liegt hier ein Kindermord vor, auch soll man der unnatürlichen Mutter bereits auf der Spur seyn. — Ein höchst gefährlicher, schon vielfältig wegen Diebstahls bestrafter Gauner aus einer benachbarten Stadt versuchte Sonntag Nachmittage in einem Hause der schönen Aussicht einen Diebstahl mittelst Nachschlüssel, und war auch bereits theilweise zu seinem Zwecke gelangt, als ein in dem Hause dienendes Mädchen dazu kam und durch seine Geistesgegenwart und Unerschrockenheit nicht nur seine Herrschaft vor Schaden bewahrte, sondern auch die Verhaftung des Diebes, der gewaltsam zu entfliehen suchte, bewirkte. — Sonntag Nachmittag wurden in einem Gebüsche der Stadtpromenade zwei große Papierpakete mit Kanonenpulver gefunden und in amtliche Verwahrung genommen. Es scheint hier ein Diebstahl begangen worden zu seyn. (V. d. Fr.)

(Winterthur, 6. Juni.) Morgen wird unser Ehr- und Freischießen eröffnet, das allem Anschein nach recht stattlich zu werden verspricht. Man hat sich bei den Anordnungen bestmöglichst bestrebt, allen billigen Anforderungen der erwarteten Gäste ein Genüge zu leisten, und wir dürfen hoffen, daß diese uns nicht unbefriedigt verlassen werden. Auf dem Dache unsers Schützenhauses ist bereits weithin sichtbar die roth und weiße Fahne aufgepflanzt. Schon erhebt sich eine Speisehütte, welche circa 500 Personen zu fassen vermag. Zwölf Kehr-, vier Stich- und zwei Kreisscheiben sind zur Stunde aufgestellt und laden die Schützen ein, Proben ihrer Fertigkeit zu geben. Auch für die Fahnen der Schützengesellschaften wird zwar nicht eine Fahnenburg gebaut, aber doch eine freundliche Stätte bereitet, von der aus sie allen Besuchern des Festes freundlich entgegenflattern werden. — Die Vorsteherschaft der Schützengesellschaft und die Festordner überhaupt, geben sich alle erdenkliche Mühe, den Schützen ein frohes Fest zu bereiten.

Hr. Leinberger hat im Gasthof zum „goldenen Adler“ in Nürnberg wiederum das Modell eines eisernen Luftschiffes aufgestellt. Der Mann hat auf dem festen Boden keine Ruhe!!

Das „Zollvereinsblatt“, bisher im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung, ist in das ausschließliche Eigenthum seines Begründers Dr Fr. List übergegangen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 4 Juni.

Das Pfingstfest ist vorüber mit seiner kirchlichen Erbauung und mit seinen materiellen Genüssen, die in und außer dem Hause von Küche und Keller gespendet worden sind, und zwar in solcher Fülle, daß die in neuerer Zeit von reisenden Diätetikern so sehr empfohlene Mäßigkeit dabei zu kurz zu kommen schien. Ernst Mahner würde, wenn er in diesen Tagen hier gewesen wäre, den Staub von seinen Schuhen geschüttelt haben und unwillig weiter gezogen seyn, weil man seine Lehre von der „instinctgemäßen Speisung und Urtheilung des Magens“ so schlecht beherzigt hat. Er, der Moses des neunzehnten Jahrhunderts, hat durch seine zwei „güldenen Tafeln“, wovon die eine drei, die andere aber sieben Heilsgebote enthält, der im Wohlleben und Uebergenuß versunkenen Menschheit

Digitized by Google

den Weg gezeigt, den sie zu ihrer Selbstrettung, zu ihrem physischen und moralischen Wohle wandeln müsse. Er ist nur der Vorläufer noch größerer Sendboten jener ewigen Heilslehre, die die Menschen zufrieden und glücklich machen und einen ihrer würdigen Impuls zu allem Guten und Schönen geben kann. Faule Bäuche sind der Ruin der Staaten, wie sie das Grab der Intelligenz und alles höheren menschlichen Strebens sind. Die größten Männer waren öfter auch die mäßigsten, die genügsamsten, und unter ihnen gewahren wir, als nachahmungswürdige Muster, den spanischen Bischof Palafox, Newton, Pascal und Andere. Von der Sinnlichkeit emancipirt (die größte Emancipation, die der muthig entschlossene Mensch im Selbstkampfe erringen kann), kannten sie nur jene höheren geistigen Vergnügungen, die eine Frucht der Wissenschaft und der tiefsten Studien sind. Und in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche gab es solcher Männer gar viele, die nach dem „ewigen Gesetz der Urhygirne", um mit Mahner zu reden, lebten und wirkten. — Unsere städtische Finanzcommission hat, zur Verbesserung der Einnahmequellen des städtischen Aerars, gar nicht übel speculirt, daß sie das untere, seither schlecht benutzte Rathhauslocal zu Läden einzurichten den Vorschlag machte. Dieser ist nun ausgeführt und die Stadtkasse hat von dem vermietheten Local einen Zins von 1100 fl. jährlich einzunehmen. Noch mehrere solcher Einnahmequellen könnten unserem vielfach in Anspruch genommenen städtischen Aerar sehr zu statten kommen. — Seit langer Zeit hat keine Bühnenneuigkeit sich eines so bedeutenden Erfolges erfreut, wie ihn das von Hrn. Dräxler-Manfred aus dem Französischen übersetzte, bei H. Jacoby dahier im Druck erschienene fünfactige Schauspiel: „Ein Weib aus dem Volke" (Preis 30 kr.), auf allen Bühnen gefunden. Die höchst spannende, ganz aus dem Volksleben geschöpfte Handlung, die kräftig durchgeführten Charaktere und die gesunde Moral, die aus dem Stücke spricht und ihre direkte Anwendung im Leben findet, haben ihm so großen Beifall verschafft und werden ihm gewiß auch zahlreiche Leser erwerben. Vorliegende treffliche, von einem anerkannten deutschen Schriftsteller besorgte Uebersetzung ist auf den besten deutschen Theatern gegeben worden, und verdient nach dem einstimmigen Urtheil aller Kenner den Vorzug vor jeder anderen. Auch das Aeußere der Dichtung ist lobenswerth.

Mainz, 7. Juni.

Die große Frühjahr-Ausstellung unseres Gartenbau-Vereins, welche am 30. Mai eröffnet worden war, wurde am Dienstag Abend geschlossen, nachdem circa 6000 Personen dieselbe besucht hatten. Die Ausstellung war diesmal ganz besonders schön und reich garnirt, und namentlich waren die Rosen, welche im vergangenen Jahre, des heillosen Frühjahrs und der Ueberschwemmung halber, keine besondere Rolle gespielt hatten, dieses Jahr ganz vorzüglich vertreten, und die denselben gewordenen Preise waren wohl verdient. Auch die Pelargonien, Calceolarien, Fuchsien, Cinerarien und Cacteen waren in herrlichster Auswahl vorhanden, während die ausgestellten Azaleen, Glorinien und Lilien zu wünschen übrig ließen. Keine Stadt besitzt wohl ein so schönes und geräumiges Local für eine Blumen-Ausstellung, als wir in unserer Fruchthalle besitzen, welche binnen wenigen Tagen, wie durch Zauber, in einen prachtvollen Garten umgeschaffen wurde. Der Hintergrund namentlich bot eine Schweizer-Landschaft von überraschender Wahrheit, und das ganze Arrangement zeugte von dem raffinirten Geschmacke der Decorations-Commission, bestehend aus den Herren Dettmar, Pietsch, Rau-Möllinger, J. F. Bilong und Reiter, welche Herren aus Liebe zur Sache nun schon im dritten Jahre die ganze Sorge für die Ausstellung übernahmen. Die Vertheilung der Preise fand bereits am Samstag Abend im großen Saale des Casino statt, nachdem Hr. Anton Humann, Präsident des Gartenbau-Vereins, eine sehr schöne und passende Anrede an die Versammlung gehalten hatte. Nach der Preisaustheilung waren die Mitglieder des Gartenbau-Vereins im Saale des „Europäischen Hofes" zu einem Abendessen vereinigt, wo unter Musik und Gesang die Stunden rasch verflogen. Auf einen durch den Bürgermeister Hrn. Nack der schönen Eintracht zwischen Civil und Militär gewidmeten Toast antwortete unser Festungs-Commandant, Generalmajor Frhr. v. Jezer, in einer glänzenden Improvisation und bewährte dadurch ein entschiedenes Rednertalent, während die Redner vom Civil diesen Abend mit ihren Toasten höchst unglücklich waren. Wir könnten davon einige Beispiele anführen; allein exempla sunt odiosa! — Am Mittwoch gab die kleine Lina Sarisch von Culmberger ein Konzert in der Anlage, welches trotz der außerordentlichen Hitze ziemlich stark besucht war. Das erst 11 Jahre alte Mädchen spielt bereits mit großer Fertigkeit und berechtigt zu schönen Hoffnungen. Eine Mad. Pietz-Steidler von Wien und Hr. Koch vom Kölner Theater wirkten ebenfalls im Konzerte mit und fanden Beifall. Ein Quintett von Beethoven, von uns unbekannten Künstlern ausgeführt, war fürchterlich anzuhören und, wie man hier zu sagen pflegt, polizeiwidrig; man war allgemein froh, es glücklich überstanden zu haben und wünschte den exekutirenden Künstlern im Stillen von Herzen eine gute Besserung.

Buchstabenräthsel.

3 2 1.

Es besitzt gemeiniglich
Auf dem Land der Reiche mich.

5 4 2.

Wie ich heute dir erschein',
Kann ich ewig fort nicht seyn.

4 5 3.

Wenn ich bin in deinem Haus,
Ziehest oder räumst du aus.

2 5 6.

Ich verbinde Himmel, Erd',
Hohrn mit geringem Werth.

5 4 1 1.

Hast an mir du deine Lust?
Drück' zusammen deine Brust!

1 3 3 4.

Ich bin fremd der feinen Welt,
Denn man braucht mich auf dem Feld.

4 5 6 4.

Alles lass' ich fertig seyn,
Dann erst komm' ich hintendrein.

4 5 1 4.

Schön ist meine Stimme nicht,
Doch man liebt mich als Gericht.

6 4 3 4 5.

Herren tragen mich als Zier,
Oft auch dien' als Waff' ich dir.

3 4 5 2 3.

Wenn du gierig nach mir strebst,
Flieh' ich dich, so lang du lebst.

1 2 3 4 5 6.

Sittliche Vollkommenheit
Deutet man mich alle Zeit.

W.....g. Joseph E. Frank.

Auflösung der Charade in Nro. 157:
Eckmühl (Schlacht am 22. April 1809

Main-Wasserwärme: 10. Juni, Morgens, 8 Uhr: 18 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 11. Juni. (Neu einstudirt): Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Abth., Musik von Weigl.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 160. Freitag, den 12. Juni 1846.

Jupiter als Kuchenfrau vor dem Civilgerichte in Paris. *)

Bei aller Verschlagenheit und Geistesschärfe, die unbezweifelt in Paris vorwaltend sind, findet man in Paris noch eine Leichtgläubigkeit, die allen Glauben übersteigt. Glanz, Schlauheit und raffinirtes Mißtrauen vereinigen sich hier mit einem Böotismus, der nirgends stärker ist und üppigere Wucherpflanzen treibt, als in der Hauptstadt der gesitteten Welt. Was ist die Ursache davon? Man behauptet, daß die vielfachen, wunderbaren Verschlingungen, welche in den häufig aufgeführten Melodramen und den am meisten gelesenen Romanen vorkommen, eine Menge Köpfe verwirren, und selbst das durchaus Unmögliche, wie das augenscheinlich Erdichtete, in den Augen solcher Impressionables mit den authentischen Formen der Möglichkeit und der Wahrheit bekleiden. Folge davon ist, daß es an Leuten nicht fehlt, welche die vorwaltende Neigung solcher leicht zu bethörenden, auf jede Weise auszubeuten sich bemühen. Zu den letzteren gehören vorzugsweise alte Personen beiderlei Geschlechts, in deren Köpfen noch die Ueberreste der unter dem Regiment der Republik in ihnen aufgefrischten, römischen Mythologie spuken. Ein Ereigniß, das vor kurzem seine Lösung vor dem königlichen Gerichtshof gefunden, beweis't auf's klarste, in welchem Maße die Leichtgläubigkeit mit dem steigenden Alter wächst und endlich zur vollständigsten Narrheit wird.

Der Sockenmacher Mongin, der Schuhmacher Jomini und die Frau Scholastika Aigne-Barnabé bilden ein ehrwürdiges Triumvirat, das eigens geschaffen zu seyn scheint, um als Zielscheibe aller möglichen Anführungen und Hintergehungen zu dienen. Für diese drei Leute ist unterm Monde durchaus nichts unmöglich, vielmehr scheint ihnen nur das, andern vernünftigen Menschen Unglaubliche, Wahrheit, und nur auf das, was man mit gesundem Menschenverstande gar nicht hören mag, legen sie eine tiefere Wichtigkeit. Der Prozeß, in welchem sie als Zeugen auftraten, war hundert Mal komischer als die sogenannten Causes grasses, die in früheren Zeiten durch die karnevalistische Laune der Clercs, der Basoche vor die gerichtlichen Schranken gebracht wurden. Man wird das am besten aus nachstehender einfacher Mittheilung entnehmen.

Eine Kuchenhändlerin, deren gewöhnlicher Verkaufsplatz auf dem Eintrachtsplatze war, weil sie als Wittwe eines ehemaligen Soldaten, Namens Olbert, sich in der Nachbarschaft des Invalidenhauses halten zu müssen verpflichtet fand, figurirte als Angeklagte. Sie bot allen ehemaligen Kameraden ihres Mannes, die auf dem Spaziergange nach dem Tuilleriengarten begriffen waren, ein Gläschen Schnaps, versteht sich gegen Bezahlung, versicherte jedoch aller Welt, daß sie es nicht des leidigen Geldes wegen thue, sondern einzig und allein um das Vergnügen der Unterhaltung zu haben. Im Vertrauen sagte sie wohl auch hin und wieder, daß sie eigentlich etwas ganz anderes sey, als wofür man sie halte, nämlich nichts weniger, als eine Soldatenwittwe, nichts weniger sogar, als ein menschliches Wesen, sondern der alte Obergott der Griechen und Römer, Zeus oder Jupiter in eigener Person. Hätte man nun nicht glauben sollen, daß Jeder, dem sie im Vertrauen dies große Geheimniß hinterbrachte, die arme Frau für verrückt gehalten. Bei den meisten mag dies wohl auch der Fall gewesen seyn; Einzelne schenkten jedoch ihren Worten Glauben, und unter diesen befanden sich die drei obengenannten Zeugen. Da durch ihre Aussagen vor Gericht am einfachsten und treffendsten erhärtet wird, um was es sich eigentlich handelte, können wir uns nicht allein damit begnügen und die sehr umständliche Anklagsakte mit Stillschweigen übergehen. Die Wittwe Olbert hatte ihren Sohn zu Mongin in die Lehre gegeben und nach und nach eine innige Vertraulichkeit mit dem letzten angeknüpft. Schon im ersten Vierteljahre dieser Bekanntschaft hatte sie größere Rechte über des Sockenmachers Herz und Verstand sich erworben, als wenn sie der erste Gegenstand der Jünglingsliebe des überreifen Mannes gewesen wäre. Sie machte von dem Rechte, welches sie sich bei ihm erworben, einen so starken Gebrauch, daß man ihn in jeder Beziehung wohl Mißbrauch hätte nennen können. Sie erzählte ihm Wunderdinge von ihrer Macht als Jupiter oder Donnergott, und bestrickte ihn so sehr mit ihren Vorspiegelungen, daß er blindlings Alles that, was ihm geboten wurde. Unter vielen andern Dingen, welche sie ihm einredete, war auch die Angabe, daß sie zu einer geheimen Gesellschaft gehöre, welche ihre Sitzungen in einem unterirdischen Gemache des Palais-Royal halte. In dieser Versicherungsgesellschaft ganz eigenthümlicher Art, sollten alle vornehmen, mächtigen und reichen Leute aufgenommen worden seyn. Es wimmelte darin von Fürsten, Herzogen, Marquis, Grafen und Ministern, neben Pastetenbäckern, Kaufleuten, Handwerkern und Arbeitern jeder Art. Indeß wurde nicht Allen der Zutritt in den eigentlichen Geheimbund gestattet, und die Wittwe Olbert hatte es übernommen, in einem Saale, welcher zugleich als Küche diente, und wo Feuer unter einem sehr großen Kessel brannte, eine gewisse Anzahl Eingeweiheter um sich zu versammlen. Wenn eins der Mitglieder dieser Gesellschaft einen Angehörigen verlor, so wurde der Leichnam während der Nacht in den Saal gebracht. Es geschah nicht selten, daß zwei bis drei Leichen zu gleicher Zeit anlangten. Alle wurden alsdann nackt in den Kessel geworfen, mit Kräutern bedeckt, die angeblich zu den seltensten gehörten und vom Vorgebirge der guten Hoffnung oder vom Hymalaya-Gebirg bekommen waren. Man kochte sie so lange, bis sie sich vollkommen auflösten, was durchaus nothwendig war, damit die Seele sich

*) Aus Dr. H. Malten's „neuester Weltkunde", zweiten Bandes drittes Heft, einer Monatsschrift, die jedem Gebildeten als eine wissenschaftliche und unterhaltende Lektüre empfohlen werden kann. D. R.

Digitized by Google

vom Körper trennen und im Weltall verflüchtigen könne. Während dieser Kocherei stürzten sich mehrere Teufel und andere höllische Geister mit furchtbarem Gebrüll in den Saal und begehrten unter gräßlichen Verwünschungen die Seelen, welche man ihnen zu entreißen sich bemühte *). In diesem verhängnißvollen Augenblicke erschien Jupiter an der Spitze der Eingeweihten. Er trug eine Krone auf dem Haupte und hielt einen Blitzstrahl von Messing in der Hand. Mit demselben überfiel er die Teufel und bösen Geister, balgte sich einige Minuten mit ihnen herum, schlug sie endlich in die Flucht und eroberte die ihm streitig gemachten Seelen wieder, ungefähr auf dieselbe Weise, wie auf dem Theater ein General persönlich seine bereits umschlossenen Soldaten befreit, unter dem Jubelgeschrei der Menge. Es folgte nun eine Art Feierlichkeit, welche darin bestand, die ausgekochten Leichen Individuen zu übergeben, welche als Engel gekleidet waren, und die jene zu begraben hatten.

Um Mitglied dieser geheimen Gesellschaft und stufenweise Eingeweihter zur Theilnahme an den vorbeschriebenen Geheimnissen zu werden, mußte man nicht allein mehrere Proben bestehen, sondern auch jährlich wenigstens 300 Fr. (140 fl.) an die Wittwe zu Handen Jupiters zahlen. Dagegen war man nicht allein versichert, durch die vorerwähnte Auskochung direkt in die eliseischen Felder zu gelangen, sondern auch auf Erden noch in unbestimmten Terminen 40,000, 50,000 bis 60,000 Fr. zu erhalten. In diesem Falle mußte man jedoch außer der jährlichen Einzahlung noch besondere Rücksichten für Jupiter haben, vorzüglich mußte man ihm das gewähren, was unter dem allgemeinen Namen agremen (Annehmlichkeiten) bezeichnet wurde. Zu solchen Annehmlichkeiten gehörten kleine Geschenke, wodurch sprichwörtlich die Freundschaft erhalten wird. Ferner häufige Mahlzeiten, Spazierfahrten, Theaterbesuche ꝛc. Um die Theilnehmer zu solchen Annehmlichkeiten anzutreiben, erhielten sie von Zeit zu Zeit Briefe, auf denen der Stempel Maison du Roi (Königliches Haus) aufgedrückt war. Zur Erlangung dieses Stempels bediente sich die Wittwe Olbert, welche, wie sich von selbst versteht, jene Briefe eigenhändig schrieb, eines ganz einfachen Mittels. Sie steckte nämlich jene in den am Palais-Royal befindlichen Briefkasten, der auch die für die Tuillerien bestimmten Depeschen aufnahm, und dessen sämmtliche Briefe auf die vorerwähnte Weise gestempelt wurden. Die Mitglieder der geheimen Gesellschaft der Seelenbefreiung hatten ein Erkenntnißzeichen, welches in künstlichen Blumen, roth, für Personen männlichen, und weiß für solche weiblichen Geschlechtes bestand. Jupiter lieferte auch diese Blumen, deren Werth nicht zwei Sous betrug, und wofür er, unter der Bezeichnung levée de la fleur, 20 Fr. erhob.

Alle diese Umstände und noch viele andere weniger bedeutende ergaben sich aus den Aussagen der Zeugen, vorzüglich der drei zuerst genanten, Mongin, Jomini und Scholastika Aigne-Barnabé. Die beiden letzten hatten nicht allein ihre 300 Fr. Aufnahmsgeld und 20 Fr. für die Blumen bezahlt, sondern auch noch die Eine über 200 Mahlzeiten, eine Menge Geschenke an Zucker, Kaffee, Liqueur ꝛc, der Andere ebenfalls viele Mahlzeiten, Spazierfahrten, Theaterbillete u. s. w. Mongin hatte zwar ebenfalls vorläufig 250 Fr. entrichtet, sich aber dagegen eine Schuldverschreibung ausstellen, diese jedoch nicht von Jupiter, sondern von der Wittwe Olbert unterschreiben lassen. Nächstdem hatte er noch 68 Mahlzeiten für sie bezahlt, ihr eingemachte Früchte, Branntwein und andere Gegenstände geschenkt, zwölf Spazierfahrten nach Suresne und Asnières mit ihr gemacht, ihr dort allerlei Leckerbissen auftragen lassen und mit ihr zu Ehren Jupiters und der höllischen Heerschaaren getanzt.

Auf die von dem Präsidenten an die Wittwe Olbert gerichtete Frage, was sie über diese Aussagen zu bemerken habe, entgegnete sie, daß ihr Alles böhmische Dörfer seyen, mit andern Worten, daß sie nicht wisse, was man sagen wolle. Auf die in's Einzelne eingehenden Forschungen erwiederte sie, daß es ihr nicht im Entferntesten eingefallen sey, sich jemals für den Donnergott Jupiter auszugeben, daß sie Kuchen und Schnaps auf dem Eintrachtsplatze verkaufe und sich um nichts weiter kümmere, als um den häufigen Zuspruch der Herren Invaliden, oder anderer Gäste, denen sie sich hiermit ehrerbietigst empfehle. Bei diesen Versicherungen faltete sie andächtig die Hände, schlug die Augen nieder und murmelte etwas vor sich hin, das eben so gut ein Gebet als eine Verwünschung seyn konnte. Obgleich nun die Angeklagte nicht das Mindeste eingestand und alles sie Belastende unbedingt von der Hand wies, wurde sie dennoch in Betracht der übereinstimmend gegen sie zeugenden Umstände als Betrügerin zu einjähriger Haft verurtheilt. Sie entfernte sich mit den Worten, daß ihr großes Unrecht geschehe und die Nachwelt sie besser beurtheilen werde, als die ihr Begehen verkennende Gegenwart.

*) Wir würden diese Angaben wo nicht als ganz erdichtet, doch als sehr übertrieben betrachten, wenn sie nicht durch die Tribunal-Zeitung vom 1. Januar d. J. beurkundet wären. Die Verhandlungen des obigen merkwürdigen Prozesses fanden am 31. Dezember 1845 unter dem Vorsitz des Präsidenten Cauchy zu Paris statt.

Das verhüllte Münster.

Die Morgennebel schließen
Dicht Straßburg's Münster ein,
Den felsenbauten Riesen
Umstrahlt kein Sonnenschein.

Vergebens ist mein Spähen;
Ich kenne doch den Ort,
Und kann es nicht ersehen,
Aufstrebend fort und fort.

Doch trotzt es den Orkanen,
Schlug ja die Wurzeln tief,
Ein Zeuge kräft'ger Ahnen,
Ein fromme Schenkungsbrief.

Geduld! Dort hebt sich's wieder!
Die Sonne bricht hervor;
Besiegt sinkt vor ihr nieder
Der trübe Nebelflor.

Und ob dem Haupt es taget,
Mild glänzt des Himmels Blau,
Empor noch freudig ragt
Der Väter Glaubensbau!

Ein Bild der ew'gen Wahrheit;
Auch die steht felsenfest,
Und ihre reine Klarheit
Sich nicht umdunkeln läßt.

Ob täglich Nebel mehr
Des Aberglaubens Wahn,
Und der Sophisten Lehre,
Sie bricht sich dennoch Bahn!

Was Zweiflers Hände weben,
Durchblitzt des Glaubens Schein,
Die Wahrheit strebt nach oben,
Dort fließt ihr Urquell rein!

Daniel Hetz, Orchsleemeister zu Straßburg. *)

*) Aus dessen so eben in zweiter Auflage erschienenen Gedichten. Straßburg, 1846.

Digitized by Google

Lyrische Gedichte von Victor Hugo, deutsch von F. Freiligrath.

Die gefeierten Dichter der Franzosen aus der sogenannten klassischen Schule ihrer Literatur, wie Corneille, Racine, Boileau, J. B. Rosseau u. A. haben ihre Werke auf Grund und Boden der Griechen und Römer gebaut. Die großen Muster der Alten haben sie zum Vorbild genommen und in einer Weise nachgeahmt, die ihnen gerechte Ansprüche auf die Bewunderung ihrer Nation gegeben; sie haben die Götter und Helden von Rom und Hellas heraufbeschworen und ihren Zeitgenossen vorgeführt; sie haben die großen Tugenden, gewaltigen Leidenschaften und den hohen Patriotismus des klassischen Alterthums ihrer Nation dargestellt und in edeln Sprachformen und gehaltvollen Versen ihr Volk begeistert. Jene klassischen Werke der Franzosen enthalten so viel Vortreffliches und, was den rhetorischen Theil derselben betrifft, Ausgezeichnetes, daß sie ihren Rang stets behaupten werden; — dagegen aber ist nicht zu verkennen, daß sie häufig an hochtrabendem Pathos, an Unnatur und schön gefärbter Deklamation leiden, daß sie mehr der geglätteten Form, als dem geistigen Gehalte huldigen, daß ihnen das eigentliche nationale Element fehlt, und daß sie, wenn auch schöne Nachklänge der Vergangenheit, der Gegenwart ferne standen und stehen. Ihrer Vorzüge unerachtet, mußte eine neue Kunst geschaffen werden, und so trat der klassischen Poesie die romantische gegenüber. Victor Hugo ist als ein Vorkämpfer und Hauptvertreter der letzteren bekannt und seinen siegreichen Thaten verdankt die französische Literatur einen neuen Aufschwung. Wer kennt ihn nicht in seiner romantischen Rittertracht und mit seinem blitzenden Rolandsschwerte, und wer liebt nicht die blühenden Kinder seiner Phantasie und seine neuen und kräftigen Gedanken? Wer bewundert seine stolzen Verse nicht, die hier vom gewaltigen Kaiser und von den Stürmen der Revolution erzählen, dort in die Zauberwelt der Feen und Sylphen uns einführen, hier in den reizenden Thälern und auf den lachenden Gefilden Frankreichs weilen, dort uns in den wunderreichen Orient geleiten? Mag ihn seine romantische Begeisterung häufig zu weit und selbst bis über die Gränzlinien des Schönen hinausgeführt haben, mögen die Kritiker der klassischen Schule ihm manchen unlogischen und selbst barbarischen Vers nachweisen, mögen die Gestalten seiner Dramen und Romane oft bis zur Unnatur ausarten und ins Groteske verfallen, immerhin bleibt er ein genialer Dichter, dessen Vorzüge seine Fehler weit überwiegen, und was seine lyrischen Gedichte anbelangt, so dürfen diese einen Vergleich mit den edelsten Blüthen der Poesie, weß Landes und welcher Zeit sie auch seyn möge, nicht fürchten. Sie sind reich an Schönheiten aller Art, vom Erhabenen bis zum Zarten, von der prachtvollen Ode bis zum einfachen Lied, vom majestätischen Gedankenbau bis zur kindlichen Lieblichkeit, vom düstern Nachtgemälde bis zum freundlichen Blumenbilde, von der ernsten Betrachtung des Mannes bis zu den schwärmerischen Träumen der Jugend, überall voll Glanz und Farbenfrische, voll Kraft und Kühnheit, überall neu und eigenthümlich. Gerade seine lyrischen Dichtungen sind es, die auch in Deutschland am meisten Beifall und vielfache Nachahmungen und Uebertragungen gefunden haben. Unter den letzteren sind die vorliegenden Uebersetzungen von F. Freiligrath (Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer 1845) besonders hervorzuheben, nicht nur wegen der glücklichen Auswahl, sondern auch wegen der gelungenen Bearbeitung. „Das vorliegende Bändchen" — sagt F. Freiligrath — „beabsichtigt keineswegs eine vollständige Vertretung der Hugo'schen Lyrik, sondern gibt zunächst nur aus denjenigen Liedersammlungen des französischen Dichters, welche ich vor jetzt fast zehn Jahren für die Sauerländer'sche Gesammtausgabe von Hugo's Werken übersetzt, eine Reihenfolge ausgewählter, sorgfältig durchgesehener und da, wo es mir nöthig schien, verbesserter Stücke." — Der Raum dieser Blätter verstattet uns nicht, auf die einzelnen Stücke der vorliegenden Sammlung einzugehen. Wir verweisen nur auf einige derselben, wie z. B. „Moses auf dem Nil", eben so schön componirt als in edler Charakteristik ausgeführt, das „Mädchen von Otaheiti", von dem Hauche jener Schwärmerei der ersten und bis zum Tode treuen Liebe durchweht, die „Lieder der Arena, des Circus und des Turniers", in welchen historische Erinnerungen in glänzendem Colorit erscheinen, „die Wolke", eine großartige und durch ihre herrlichen Schilderungen überraschende Dichtung, „Meine Kindheit", ein liebliches Vergißmeinnicht aus des Dichters eigner Kinderzeit, „der Derwisch" und „der Türkenmarsch", ächt orientalisch gehalten, „die Fee und die Peri", worin beide als Repräsentantinnen der abendländischen und morgenländischen Poesie einen Wettstreit halten, der in dem bunteſten und reizendsten Farbenspiele geschildert wird, und viele der ungemein zarten und sinnigen Elegien und Liebeslieder. — Victor Hugo und Lamartine dürfen als die ersten unter den französischen Dichtern bezeichnet werden, welche in ihren Poesien ein tieferes Gemüthsleben und eine begeisterte Hingebung an die Natur offenbart und den innigsten und edelsten Regungen des Herzens eine früher bei ihren Landsleuten ganz unbekannte Sprache verliehen haben, indem sie an die Stelle des Pathos die Wahrheit und an die der ängstlich abgemessenen Schule das frische Leben treten ließen. Wir sind gewiß, daß jeder sinnige Leser und Verehrer des Schönen die hier angezeigte Sammlung lieb gewinnen und denjenigen beizählen wird, von denen man mit Recht sagen kann: „Meine Bücher sind meine Freunde."

W.

Der Wettgesang in Mainz am 8. Juni d. J.

Ein sehr interessantes Sängerfest, welches die Mainzer Liedertafel sämmtlichen rheinhessischen Singvereinen veranstaltet hatte, interessant durch die Vereinigung selbst, wie durch die, durch den Wettgesang herbeigeführte Nothwendigkeit, die besten Früchte fortgeschrittener Studien darzubringen.

Dieser Sängerstreit erinnerte an jene romantische Zeit, in welcher die edle Sangeskunst öffentlich um den Lorbeer kämpfte, nur mit dem Unterschiede, daß damals Ritter, Grafen und Fürsten sich unter die Sänger mengten, jetzt aber diese Gesänge vom Volke ausgehen und von ihm gepflegt werden. Es ist ein schönes Zeichen des Fortschritts in der Musik, daß jede Provinz, jedes Städtchen und fast jedes Dorf nun seine Liedertafel besitzt. Wo noch vor fünfundzwanzig Jahren ein einfaches Quartett von Call oder Eisenhofer als eine kunstvolle Seltenheit betrachtet wurde, da ertönen jetzt die raffinirtesten Gesänge in chromatischen Weisen und werden die Namen der bedeutendsten Componisten als alte Freunde begrüßt. Jeder Singende erhebt sich nach und nach zum selbstständigen Beurtheiler, und sein Geschmack wird mit dieser Urtheilsfähigkeit gebildet. Auf diese Weise üben sich wechselsweise Componist und Sänger, denn diese Sängerkreise haben unstreitig schon bedeutende Kräfte hervorgerufen, und mancher Componist ist durch diese Gesellschaften populärer geworden, als er jemals durch größere Werke geworden wäre.

Die allgemeinen Gesänge waren Mozart's Bundeslied, Liederfreiheit von Marschner, Schäfers Sonntagslied von Kreutzer, Abschied vom Walde von Mendelssohn und das deutsche Vaterland von Reichardt, sämmtlich von Heinrich Esser dirigirt. Die Wettgesänge der einzelnen Vereine wurden von deren Direktoren selbst bestimmt und dirigirt.

Das Resultat dieses Wettstreites war nun folgendes: Die vier Preise erhielten der Ordnung nach die Gesangvereine von Castel, Oppenheim, Niederolm und Eversheim.

Es wäre eine schwierige Aufgabe für die Herren Preisrichter — die Herren Kapellmeister Guhr, Lachner und Mangold — ge-

Digitized by Google

wesen, wenn sie ihr Urtheil durch andere Rücksichten hätten leiten lassen, als durch den Total-Eindruck dieser Vorträge. Von diesem Standpunkt aber ausgehend, ward ihnen die Entscheidung erleichtert, und von keinem andern konnten sie auch ausgehen, ohne, trotz aller Liberalität, dennoch öfters anzustoßen. Nicht die äußern Umstände, sondern die Sache mußte im Auge gehalten werden. Haben aber die Herren Richter von einem rein ästhetischen Standpunkte aus vollkommen gerecht gerichtet und sich dadurch die allgemeine Zustimmung erworben, so darf jedoch die Reflection weiter gehen und darf sagen, daß es für Gesangvereine, die der musikalischen Civilisation nicht so nahe stehen, ein größeres Verdienst ist, nur mittelmäßig, als für solche gut zu singen, die durch ihre unmittelbare Berührung mit größeren Städten, weit mehr Gelegenheit haben Gutes zu hören und sich zu bilden. So hat z. B., um nur einen Gesangverein herauszuheben, der von Niederingelheim, der größtentheils aus jungen Leuten, fast noch Knaben, besteht, und aus diesem Grunde weder die erforderlich haltbaren Gesangregister, noch hervorstechende organische Mittel und Intelligenzen besitzen kann, durch andere Vorzüge so befriedigt, wie durch ihr eifriges Streben gerührt. Exactes Studium war unverkennbar, und von psychologischen und moralischen Rücksichten geleitet, hätte diesem Verein wohl ein Preis zuerkannt werden müssen. Dieses wohl fühlend, hat auch Hr. Kapellmeister Guhr, als er die Preisanerkennung verlesen, die geeigneten Worte gesprochen, daß alle übrigen Vereine nach den herrschenden Umständen das möglichste Gute geleistet haben; und wir fügen hinzu, daß, wenn ihnen auch keine Medaillen von schönen Händen zu Theil geworden, sie sich doch Preise in der Anerkennung und oft Bewunderung aller Anwesenden erworben haben.

Wenn Männer-Gesangvereine, besonders auf dem Lande, wohlthätigen Einfluß auf das moralische Leben der Sänger ausüben, wenn Dichtungen und Musik ihren Verstand, ihr Herz und ihren Geschmack bilden und sie fortan für edle Freuden empfänglich machen, so haben aber solche Wettkämpfe noch besonders das Gute, daß auch etwas für die Kunst gethan wird, indem die Gesänge nun mit höchst möglichster Sorgfalt aufgefaßt und vorgetragen werden, was bei gewöhnlichen Gesangsfesten, wo die gesellschaftlichen Freuden größtentheils vorherrschen und persönlicher Ehrgeiz nicht besonders anfeuert, nicht immer der Fall ist. Deßhalb verdient ein solcher Wettstreit Nachahmung und Mainz den besondern Dank des Publikums.

Ueber die äußere Gestaltung des Festes ist nur Gutes zu sagen. Es herrschten Frohsinn und Ordnung, und unter den Reden bei Tafel zeichnete sich der den Sängern geweihte Toast des Hrn. Kapellmeister Mangold aus.

Bis spät in die Nacht hinein ertönten Mainz und Castel wieder von Jubel und Gesängen, und wenn in den Träumen der gefeierten Sänger Medaillen, Fahnen, schöne Hände, Kränze und Champagner-Flaschen aufgetaucht sind, so wäre das sehr natürlich.

Korrespondenz.

Darmstadt, 9. Juni.

Das großh. hess. Oberconsistorium hat an sämmtliche Decanate des Großherzogthums Hessen folgenden Erlaß für das Herdersdenkmal gerichtet, welcher eine so friedliche, ächt christliche Gesinnung gegen alle Confessionen und zugleich den ächthumanen Geist dieser protestantischen Oberbehörde athmet, die, wie bekannt, wo es nöthig ist, auch kräftig zu protestiren weiß: „Aus öffentlichen Blättern wird Ihnen bereits schon bekannt geworden seyn, daß zur Ausführung der Idee, das Andenken Johann Gottfried von Herder's durch ein öffentliches Denkmal zu ehren, in verschiedenen Staaten Deutschlands Vereine gebildet und Aufforderungen zur Unterzeichnung von Beiträgen erlassen worden sind, oder demnächst noch erlassen werden sollen. Durch eine Eingabe des für diesen Zweck in Darmstadt zusammengetretenen Comité's ist diese Sache zu unserer offiziellen Kenntniß gelangt. Wenn wir nun gleich Anstand nehmen müssen, eine förmliche Empfehlung und amtliche Mitwirkung zur Förderung der Subscription durch die evangelischen Geistlichen des Großherzogthums eintreten zu lassen, auch im Entferntesten nicht daran zweifeln, daß die Diener unserer Kirche, auf deren Gebiet Herder als Priester der Humanität und des wahren Christenthums, wie nur Wenige vor und nach ihm, gewirkt hat, dessen Verdienste von selbst schon zu würdigen wissen, so entsprechen wir doch gerne dem an uns gerichteten Wunsche, unser Interesse an diesem vaterländischen, einen wahrhaft Verdienstvollen ehrenden Unternehmen, Ihnen hierdurch auszudrücken. Wir haben uns um so bereitwilliger hierzu entschlossen, da die Anregung und Ausführung desselben von Gebildeten aller Stände und Confessionen ausgegangen ist; folglich auch in diesem Falle eine erwünschte Gelegenheit sich darbietet, die Anerkennung des Edlen und Großen der Nation in erfreulicher Gemeinschaft zu bethätigen. Wir überlassen Ihnen, von gegenwärtigem Ausschreiben in Ihren amtlichen Kreisen geeigneten Gebrauch zu machen." Zu bemerken ist noch, daß außer einem protestantischen Geistlichen auch der hiesige katholische Stadtpfarrer, wie auch der Nestor der deutschen Diplomaten und Geschichtsschreiber, der ehrwürdige Freihr. v. Gagern, k. niederl. Staatsminister zu Hornau, dem hiesigen Herder-Comité angehören, das bis jetzt — in kurzer Zeit nahe an Siebenhundert Gulden Beiträge gesammelt hat. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß die verschiedenen Confessionen sich die Hände reichen, um dem Verkündiger der ächten Humanität ein würdiges Denkmal bauen zu helfen.

Frankfurt, im Juni.

Nachstehendes ist das im „Frankf. Journal" Nro. 160 erwähnte Schreiben, welches das zum Zwecke der Wahlen in den israelitischen Gemeindeausschuß erwählte Comité in Circulation setzte: „Die Freunde des Fortschrittes und der inneren Verbesserungen, welche seit mehreren Jahren, frei und offen, wie es sich bei öffentlichen Angelegenheiten ziemt, sich über die Wahl der als Candidaten des Gemeindeausschusses vorzuschlagenden Männer beriethen und das Resultat ihrer Berathung den verehrlichen Gemeindegliedern vorlegten, fühlen sich aufgefordert und gedrungen, auch bei den diesjährigen Wahlen das bisher mit so gutem Erfolge beobachtete Verfahren zu befolgen. Denn fürwahr wir brauchen nur mit ungeblendetem Auge den Blick um uns her zu werfen, um zu erneuter Thätigkeit angespornt zu werden. Große und, wie wir zu hoffen berechtigt sind, auch heilsame Bewegungen haben sich im Gebiete des religiösen Lebens kund gegeben. Der gereifte Menschengeist verlangt, in seine Rechte eingesetzt zu werden; der Glaube und dessen Gebräuche sollen aufhören, ein Werkzeug der Spaltung und Trennung zu seyn. Durch Sonderung der ewigen Wahrheiten von Dem, was nur in einer längst vergangenen Zeit und auf einer niedern Bildungsstufe als Mittel der Gottseligkeit dienen konnte, sollen diese erhabenen und beglückenden Lehren, die den Kern der Religionsurkunden, wie das Bekenntniß aller großen Geister der Menschheit bilden, in jedem Klima und in jeder gesellschaftlichen Verfassung, das Menschengeschlecht durch Eintracht und Liebe zu dem von dem Schöpfer ihm gesteckten Ziele der Veredlung und Humanität hinleiten. In diesem Geiste müssen Lehre und Cultus gestaltet und mit der Bildung des Zeitalters und den Einrichtungen des Lebens in Uebereinstimmung seyn, wenn der gebildete Theil der Religionsgenossen und das heranwachsende Geschlecht für die Religion und deren Bekenner gewonnen und erhalten werden und nicht in eine Indifferenz versinken soll, deren endliche Wirkung nur der Abfall seyn kann. Mit freudiger Theilnahme wurden daher die dahin zielenden Bestrebungen, die auch im Judenthume hervortraten, nicht nur von den Bekennern desselben, sondern auch von den edlen Männern anderer Confessionen begrüßt und die Hoffnung einer größeren gegenseitigen Annäherung und Befreundung darauf gebauet. Allgemein aber hat sich die Ueberzeugung ausgesprochen, daß eine solche wahrhafte Reform von der Gemeinde und deren Vertreter ausgehen müsse. Die erleuchtetste Gesinnung des Rabbiners vermag wenig, wenn er nicht eine thatkräftige, mit Ernst vorwärts strebende Gemeinde zur Seite hat, wie wiederum die Gemeinde in religiöse Erschlaffung und dumpfe Gleichgültigkeit versinkt, wenn die Leitung ihrer religiösen Angelegenheiten Männern überlassen ist, die an den zahlreichen Mißbräuchen nur behutsam zu rütteln wagen und mit den Forderungen der Zeit und der gereiften Erkenntniß bedächtig und furchtsam mäkeln. Diese Betrachtungen sind es, welche die Mitglieder des Wahlcomité's seit seinem Entstehen im Jahr 1839 leiteten; sie sind es, die ihnen auch bei der jetzigen Wahl vorschwebten und sie zum abermaligen Zusammentreten bewogen haben, um eine Liste von Candidaten zu entwerfen. Die hiernnten bemerkten Namen, so wie eine Liste derselben legen sie hiermit den verehrlichen Gemeindegliedern vor, in der Hoffnung, daß solche die Billigung der Gleichgesinnten erhalten und daß sie bei der bevorstehenden Wahl denselben ihre Stimme geben werden."

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 161. Samstag den 13. Juni 1846.

Der treulose Bräutigam *).

Zwischen Alsbach und Jugenheim, an der malerischen Bergstraße, liegt, waldumgeben, ein bedeutender Hügel, der Dachsberg genannt, auf welchem noch einiges altergraue Mauerwerk von einer ehedem hier befindlichen Veste wahrzunehmen ist. So unscheinbar diese Trümmer jetzt auch auf die waldigen Thäler hernederblicken, so fest war einst dieses von zwei Wallgräben umzogene Castell, das öfters den Angriffen zahlreicher Kriegsschaaren Trotz geboten haben soll. Indem ich nun die Untersuchung der Geschichte dieses Schlosses den Historikern überlasse, will ich mich darauf beschränken, dem geneigten Leser eine Sage zu erzählen, wie sie sich von der Art der letzten Eroberung der Veste Dachsberg durch Gustav Adolph im Munde des Volkes erhalten hat.

In der Zeit, als der große Schwedenkönig Deutschland im Siegesfluge durchzog, lag auf dem Dachsberg eine kaiserliche Besatzung unter dem Hauptmann v. Müller, einem zwar tapfern, aber leichtgläubigen und wenig scharfsinnigen Manne. So lang sich der alte Tilly rühmen konnte, noch nie eine Schlacht verloren zu haben, so lange hatte der Veste die Gefahr einer Belagerung nicht gedroht, und Kommandant und Besatzung genossen der ungestörtesten Ruhe hinter den dicken Mauern. Nur durch die Ankunft hoher Offiziere von den in der Bergstraße und am Rheine liegenden spanischen Truppen ward diese Einförmigkeit zuweilen unterbrochen. Glänzende Feste und Jagdpartien wechselten alsdann miteinander ab. Besonders brillant waren die Bälle. Ein Kranz schöner Damen aus der Nachbarschaft schmückte oft die alterthümlichen Säle; aber die schönsten Blumen in diesem Kranze waren unstreitig die beiden Töchter des Freiherrn v. Müller: Anastasia und Emma. Erstere glich einer blühenden Rose, von Lilienschimmer umflossen, und Letztere, erst vierzehn Jahre zählend, einer frisch knospenden Rose, die sich in noch größerer Schönheit zu entfalten versprach. Feurige Liebesblicke schossen aus den Augen der spanischen Hidalgos, deren ernste Grandezza sich in Gegenwart dieser schönen Fräulein in freundliche Geschmeidigkeit umwandelte. Aber Anastasia war, so viel es Höflichkeit und Gastfreundschaft erlaubten, zurückhaltend, und Emma noch zu viel Kind, um Schmeicheleien und Blicke von Männern deuten zu können.

Im Weinmonate des Jahres 1631 waren die Gastfreunde des Freiherrn v. Müller abermals in dem alten Schloßsaale anwesend, aber diesmal fehlten die Damen. Man sprach von sehr ernsten Dingen, und obgleich der Becher öfters im Kreise herum ging, wollten sich die Gemüther dennoch nicht recht erheitern.

„Wir werden uns nach dem Rhein ziehen müssen," sagte ein spanischer Kommandeur, sich mit der Hand über das benarbte Gesicht und den schwarzen Bart streichend, „der schwedische Eisbär kann uns morgen schon auf dem Nacken sitzen. Hinter dem Rheine wollen wir ihn erwarten, und, bei St. Christophal! da wollen wir diese elenden Ketzer übel zurichten."

„Wie mich Hauptmann v. Rugaldo versichert hat," begann der Schloß-Kommandant, „so könnte der Feind in einigen Tagen in der Bergstraße erscheinen."

„Wer ist dieser Hauptmann v. Rugaldo?" frug ein Spanier neugierig.

„Ein sehr wackerer junger Krieger," lautete die Antwort, „schön wie ein Apoll und wahrscheinlich auch tapfer wie ein Achill. Seit Gustav Adolph sich gegen den Rhein wendete, befindet er sich in dieser Gegend mit einem kleinen kaiserlichen Streifkorps, und schon mehrmals hat er mich mit seinem Besuche beehrt."

Jeder Andere außer dem Freiherrn v. Müller hätte in diesem Augenblicke in den Gesichtern der Spanier einen hohen Grad von Mißtrauen gelesen. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen erhoben sich die spanischen Offiziere von ihren Sitzen, dankten für die ihnen zu Theil gewordene Gastfreundschaft, und erkundigten sich nach den beiden Töchtern des Hauses.

Freiherr v. Müller schickte nach ihnen. Emma erschien bald, aber Anastasia war nirgends zu finden.

„Meine Herren! wollen Sie, bevor Sie scheiden, nicht ein wenig die Festungswerke in Augenschein nehmen und mir Ihr Urtheil sagen?" feug der Schloß-Kommandant.

Die Offiziere waren hierzu bereit. Das Mauerwerk betrachtend, erblickten sie, als sie eben um eine Ecke bogen, ein weibliches Wesen, das, an einer Schießscharte stehend, nach außen zu blicken schien. Es war Anastasia, die mit ihrem Verlobten, dem Hauptmann v. Rugaldo, durch Zeichen eine Art zärtlicher Zwiesprache unterhielt. Der Schloß-Kommandant mochte dies ahnen; denn er brummte in den Bart: „Unvorsichtige Dirne!"

Erschrocken fuhr Anastasia zurück, als sie Fußtritte vernahm, und Purpurröthe überflog ihr schönes Antlitz bei'm Anblick der spanischen Offiziere; verlegen stotterte sie einige Worte und entfernte sich.

„Wer ist der junge Kriegsmann jenseits der Wallgräben?" frug der jüngste der Offiziere, der sich seither vergeblich um Anastasiens Gunst beworben hatte.

„Das ist der Hauptmann v. Rugaldo!" antwortete Freiherr v. Müller.

„Ah! ich begreife," sagte der Spanier, und seine Augen schleuderten Blitze, „der soll mir Rede stehen!"

Dies sagend, eilte er zu seinem Rosse, schwang sich hinauf, und sprengte donnernd über die Zugbrücke.

Als Rugaldo den einzelnen Reiter in solcher Hast anprengen sah, legte er die Hand an's Schwert und erwartete ernst und unerschrocken seinen Gegner. Nach wenigen Worten, welche die hin-

*) Kaul: Hessische Sagen, Sitten und Gebräuche. Herausgegeben von G. Kaul, Lehrer zu Götzenhain. Offenbach a. M. 1846. Druck und Verlag von Friedr. Krähe.

Digitized by Google

ter der Schloßmauer Zurückgebliebenen nicht verstehen konnten, durchkreuzten sich die blitzenden Schwerterklingen und ein wüthender Zweikampf begann, in welchem die beiden Rivalen eine außerordentliche Kraft und Geschicklichkeit an den Tag legten. Aber der kaiserliche Offizier war dem Spanier an Kaltblütigkeit und Besonnenheit weit überlegen. Letzterer gab endlich eine Blöße und sank, von Rugaldo's Schwert getroffen, mit zerspaltenem Haupte zu Boden. Furchtbare Schwüre der Rache ausstoßend, eilten die spanischen Offiziere nach ihren Rossen und ritten ohne Gruß so schnell wie möglich davon, um auf der Stelle die geschworene Rache zu üben; aber Hauptmann v. Rugaldo war bereits nirgends mehr zu sehen.

Im altertümlichen Saale auf Dachsberg saß den nämlichen Abend eine Gesellschaft bei'm Mahle, fröhlicher, als man es nach der letzten Begebenheit des Tages hätte erwarten sollen. Sie bestand aus dem Freiherrn v. Müller und — dem kaiserlichen Hauptmann v. Rugaldo, der kosend neben Anastasia saß. In jener Zeit war Blutvergießen an der Tagesordnung, daher wurde des vorhin erwähnten Auftritts nur vorübergehend gedacht. Plötzlich aber ward die heitere Stimmung verscheucht. Ein Bedienter trat nämlich schnell in's Zimmer und meldete, daß die Wache an der großen Schießscharte im Mondschein fremde Soldaten gesehen habe. Freiherr v. Müller wurde von dieser Nachricht überrascht; Hauptmann Rugaldo hingegen hörte so gleichgültig zu, als hätte er dies erwartet.

„Begeben wir uns ein Mal an die große Schießscharte," sagte der Schloß-Kommandant zu seinem zukünftigen Eidam.

Beide Herren verließen nun gemeinschaftlich den Saal, und bemerkten wirklich, an der erwähnten Stelle angekommen, einzelne um Feuer gelagerte Kriegshaufen; Pferde, Geschütze und Munitionskarren standen zur Seite.

„Das ist das tapfere Heer des großen Schwedenkönigs!" sagte Hauptmann v. Rugaldo mit für den Freiherrn v. Müller unbegreiflichem Enthusiasmus. Letzterer aber ließ sogleich die Wachen verdoppeln und ertheilte der Besatzung die schärfsten Befehle.

„Nehmen Sie's nicht übel," sagte Rugaldo, „wenn ich jetzt das Schloß verlasse, um mich zu meinen Leuten, die in jenem Thal stationiren, zu begeben; meine Gegenwart ist der Nähe der Feinde wegen durchaus nöthig."

Die Zugbrücke ward niedergelassen, und der Bräutigam Anastasiens ritt davon, aber anstatt, wie er vorgegeben hatte, sich zu seinen Leuten zu begeben, lenkte er die Schritte seines Pferdes auf einem Umwege nach den gelagerten Soldaten.

„Wer da?" rief ihm die Schildwache entgegen.

„Lieutenant Leonhard!" lautete die Antwort, und ungehindert passirte der falsche Hauptmann v. Rugaldo; einige schwedische Offiziere begrüßten in ihm einen Kameraden.

Kaum graute der Tag, so donnerten die schwedischen Geschütze gegen das Schloß auf dem Dachsberg, dessen Besatzung die Antwort nicht schuldig blieb. Die Schweden schritten zum Sturme, wurden aber zurückgeschlagen; nicht besser ging's ihnen bei einigen wiederholten Stürmen.

Als am andern Morgen die Sonne aufging, erblickte die Besatzung von Dachsberg keinen Feind mehr, und jeder überließ sich der Hoffnung, die Schweden seyen durch den tapfern Widerstand bewogen worden, weiter zu ziehen.

Gegen zehn Uhr des Morgens begehrte Rugaldo Einlaß in's Schloß. Mit Freuden ward die Zugbrücke niedergelassen; aber, o Schrecken! schwedisches Fußvolk drang aus allen Gebüschen, überwältigte die Wachen und war in einem Nu im Schlosse, — voran der falsche Hauptmann v. Rugaldo. Von seinen Getreuen umgeben, warf sich der Schloß-Kommandant den eindringenden Schweden entgegen, entschlossen, sie zurückzutreiben, oder zu sterben.

Zuerst stieß er auf Rugaldo, der ihm zurief: „Ergeben Sie sich, Schwiegervater!" Aber furchtbar ergrimmt wegen dieser Treulosigkeit, an der er nicht mehr zweifelte, schoß ihm Freiherr v. Müller mit den Worten: „Hier, Verräther, Deine Braut!" eine Pistolenkugel in die Brust, daß er todt zu Boden sank. Gleichzeitig ward aber auch der tapfere Kommandant zu Boden gerissen, entwaffnet und gefangen genommen.

Dasselbe Geschick hatte derjenige Theil der Besatzung, der nicht ein Opfer der schwedischen Furie wurde.

Was weiter aus Freiherrn v. Müller und seinen schönen Töchtern geworden, davon schweigt die Sage.

Dem geneigten Leser brauche ich kaum zu sagen, daß Hauptmann von Rugaldo kein kaiserlicher, sondern ein schwedischer Offizier war, der unter einem falschen Namen und Rang, so wie in anderer Uniform, zur Recognoscirung der Bergstraße abgeschickt worden war, und auf diese Weise Aufnahme im Schlosse Dachsberg gefunden hatte.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 6. Juni.) Vorgestern Abend fand, wie bereits erwähnt, das dem Meister Cornelius, nach seiner Rückkehr aus dem klassichen Lande der Kunst, von seinen zahlreichen Verehrern gebrachte Begrüßungs-Ständchen vor seinem, auf dem Exerzirplatz im Thiergarten gelegenen Hause, statt. Die große, weite, bald in einen Garten zu verwandelnde Sand-Ebene (es wird bereits sechs Fuß hoch Mergel aufgefahren) bot einen sehr belebten Anblick dar. Schaaren von Fußgängern, Wagen, Reitern umstanden, in dem Glanze der schönen Abendsonne, das Haus, während die Sänger und Musiker unmittelbar hinter der Anhöhe, der Front des Hauses gegenüber, ihre Plätze eingenommen hatten, in ihrer Mitte der Leiter der Aufführung, unser rühmlichst bekannter Wiepprecht. Bald nach 8 Uhr ertönten die Klänge eines Wiepprecht'schen Festmarsches, welchem sich ein zu der Feier des Tages gedichteter und in Musik gesetzter, dem Gefeierten überreichter „Willkommsgruß an Peter v. Cornelius" anschloß. Kräftig und weit hinschallend erklangen die Worte des Liedes:

„Es mehrte stets dein Künstlerthum
Des heil'gen Vaterlandes Ruhm,
D'rum tönt Dir deutscher Männer Gruß,
Und drei Mal Hoch, Cornelius!"

Firmenich's „Held Friedrich", ein Rheinweinlied und noch ein Instrumentalstück folgten demnächst. Nach Beendigung des letztern erschien Cornelius selbst, bei dem Hinaustreten von vielen unserer namhaftesten Künstler, unter denen wir nur Rauch und Meyerbeer nennen, empfangen. Sobald er sich nur den Fernerstehenden zeigte, begrüßte ihn eine rauschende Fanfare, und nachdem der Gefeierte in den Kreis der Sänger getreten war, sprach er seinen Dank mit lauter kräftiger Stimme aus. Er sagte, der Platz, auf dem die Feier statt fände, heiße der Exerzierplatz, auf ihm hätten sich die Krieger in den Waffen geübt, um die auf dem Thore prangende Victoria zu befreien, jetzt beginne die neue Uebung, um die in Fesseln schmachtende Victoria der Kunst zu befreien. Er (Cornelius) sey ein Marschall der Kunst, welche des Königs Gnade zum Kampfe erkoren. Fünf Male habe er die Alpen, fünf Male die Apenninen überstiegen, um dem Vaterlande das Beste zu holen. So freue er sich denn dieses Empfanges und spreche gern und laut seinen Dank dafür aus. Eine neue Fanfare antwortete diesem Gruße. Es reihten sich noch die Klänge des alten Dessauer Marsches und der Jäger-Chor aus Euryanthe an. Hiermit schloß nach 9 Uhr diese Begrüßungsfeier, und noch lange dauerte das Wogen und Treiben des Volksgewühls fort.

Aus dem Großherzogthum Posen, 31. Mai, wird der „Schles. Ztg." Folgendes gemeldet: Es ist recht zu bedauern,

Digitized by Google

daß die bischöfliche Stelle in Jerusalem nicht mehr vacant ist, wir hätten sonst aus unserer Provinz eine Person in Vorschlag gebracht, welche die Schwerter der Saracenen nicht gefürchtet hätte. Kürzlich machte hier an einer der Simultankirchen (reformirte Kirchen, die zugleich von den Brüdern Augsburg'scher Confession zum Gottesdienst mit benutzt werden) ein Geistlicher seinem reformirten Amtsbruder in dem Augenblick die Trauung streitig, als das Brautpaar vor den Altar treten wollte. Vor seinem Dräun waren Cantor und Chorkinder aus der Kirche geflohen. Die Hochzeitleute suchten Hülfe bei ihrem Geistlichen. Doch der erste hatte mit solcher Miene in der Kirche Posto gefaßt, daß er nur der Gewalt zu weichen erklärte. Drei und eine halbe Stunde kämpfte er mit dem Brautpaare an heiliger Stätte herum. Der herausgeforderte Pastor, in seinen Studentenjahren einst kein übler Schläger, wollte sich jedoch auf einen nach seiner Ansicht dahin nicht gehörigen Zweikampf, weder mit Worten um Recht noch mit der herausgeforderten Gewalt um die heilige Handlung einlassen. Um so schlimmer gelaunt wurde nun jener geistliche Herr in der Kirche. Von den Hochzeitleuten wiederholt mit dem Winke zur Thüre bedeutet, donnert er unerwartet die entflohenen Sänger nebst dem Cantor zurück, läßt die Orgel spielen und singen und nöthigt das fast bewußtlos gewordene Brautpaar zum Altar. Ein Mann, der von 2 Uhr bis halb 6 Uhr in steigender Aufregung rücksichtslos in einem stillen Heiligthume gegen verblüffte Landleute herumkämpfen kann, welch' eine Bravour müßte der nicht beweisen da, wo er keine Windmühlen mehr vor sich hat, sondern leibhaftige Saracenen. Von einem solchen hätten wir gewiß Wunder der Bekehrung zu erwarten."

Niels W. Gade komponirt die „Nibelungen" nach einer Bearbeitung des Textes als Oper von Louise Otto.

(Pestalozzi in Seide.) Ein ganz neues, hübsches Kunstprodukt, des gefeierten Pädagogen Pestalozzi Bildniß, in Seide gewoben, ist bei Orell, Füßli und Comp. in Zürich zu fl. 1 20 kr., im Rahmen gefaßt, zu haben, und gibt eine sehr gelungene, allen Freunden des Hochgefeierten warm zu empfehlende Probe schweizerischer Kunstweberei. Dasselbe enthält in einer Breite von $3^1/_2$ franz. Zoll 1320 doppelte Kettenfaden mit 1000 Schüssen auf 5 Zoll Höhe und wird mit Anwendung von zwei Jaccardmaschinen gewoben.

(Ulm, 8. Juni.) Die hiesige „Schnellpost" berichtet: Nachstehender, höchst eigenthümlicher Vorfall, der sich kürzlich in unserer bayr. Nachbarschaft zutrug, mag wiederholt den Beweis liefern, wie die Aufklärung sich in unserem deutschen Vaterlande leider noch nicht vollständig Bahn gebrochen hat. — Unsere Leser erinnern sich wohl noch eines gewissen Schweighart von Holzheim, königl. bayr. Landg. Neu-Ulm, der in einem Wirthshause zu Blaubeuren Mißhandlungen erfahren mußte, weil er doetselbst eine Dose mit dem Bildnisse Ronge's gezeigt hatte. Bald daeauf wurde bekannt, daß Schweighart geisteskrank sey. Anfangs bestand diese Krankheit in der fixen Idee, daß er überall seiner Person eine Wichtigkeit als Wunder-Vieh-Doktor beizulegen suchte (denn auch in Schelklingen wurde er vom Stadtschultheißenamt wegen Quacksalberei über die Marken der Stadt geschafft); im Laufe der Zeit ging diese Narrheit in Schwermuth über, und in diesem Zustand hat sich der Unglückliche kürzlich erhängt. Als nun der Leichnam auf dem Gottesacker zu Holzheim zur Erde bestattet wurde, herrschte im ganzen Orte eine düstere Stimmung, und Niemand folgte der Bahre, ja, in der darauf folgenden Nacht wurde der Leichnam sogar heimlich ausgegraben, in einen Sack gebracht und unter die Brücke eines dort strömenden Flüßchens geworfen. Begreiflicherweise erhielt die Behörde alsbald Nachricht von der Freveltat und entsandte eine Commission, den Leichnam aufzusuchen. Dies geschah und der Unglückliche sollte zum zweiten Male in die Erde gesenkt werden. Kaum aber hatte sich der Leichenzug in Bewegung gesetzt, als die ganze Ortseinwohnerschaft, vom Gemeinderath mit dem Präsident-Dorfschulzen an der Spitze, ihm — folgte? nein! — den Weg vertrat und jedem Weiterschreiten sich widersetzte, indem sie erklärte, daß ein Selbstmörder neben ihren unfreiwillig heimgegangenen Ahnen nie den Schlaf der ewigen Ruhe schlafen dürfe. Da endlich erschien der Pastor, machte dem Scandal ein Ende und das Begräbniß fand wiederholt statt. — Wenn dieser betrübende Vorfall jedem Vernünftigen weh thun muß, so macht das humane Benehmen des würdigen Priesters einen um so angenehmeren Eindruck, und dieses hauptsächlich ist die Ursache, weßhalb wir Vorstehendem Erwähnung gethan. Denn von so vielen Seiten her wird uns mit vollstem Unrechte der Vorwurf gemacht, daß wir gegen die katholische Kirche überhaupt ankämpfen; dem ist aber nicht so. Unser Streben gilt nur ihren fanatisch-ultramontanen Auswüchsen, deren finsteres Treiben den klaren Verstand zu erkranken sucht, und deren Wirken Ereignisse an's Tageslicht fördert, die, gleich dem oben Angeführten, den duldenden Grundsätzen der christlichen Religion ganz zuwider laufen!

(Braunfels, 9. Juni.) Der Männer-Gesangverein zu Herborn, im Herzogthum Nassau, hat durch das am 29. v. M. zu Bonbaden stattgefundene, in diesen Blättern bereits erwähnte große Brandunglück sich bewogen gefunden, zum Besten der Verunglückten eine Abendunterhaltung zu veranstalten, deren Ertrag der Vereins-Vorstand an die fürstliche Regierung dahier zur angemessenen Verwendung mit 25 Thalern übersendet hat. Es verdient diese Handlung thätiger Menschenliebe um so mehr die ehrendste Anerkennung, als dazu keinerlei Aufforderung ergangen war und der ehrenwerthe Verein dadurch eine ächt vaterländische Gesinnung an den Tag gelegt hat, welche, die engeren Landesgränzen übereschreitend, ihren Wohlthätigkeitssinn auf alle Hülfsbedürftige im ganzen deutschen Vaterlande ausdehnt. Möchte doch dieses schöne Beispiel recht viele Nachahmung und dadurch die große Noth der armen Brandbeschädigten nach Möglichkeit Linderung finden.

Das Getreide und der Raps (berichtet die Dorfztg.) prangt überall in seinem Pfingstschmuck und steht in dichter Fülle. Am Rhein kann der Raps bald geerntet werden. Auch der Hopfen steht trotz der trockenen Witterung sehr erfreulich und es ist mit Ausnahme des Obstes fast allenthalben auf ein gesegnetes Jahr zu rechnen.

Vorgesehen! Es werden absichtlich und geheim Bücher die von Hexen, Gespenstern und Teufelsbeschwörungen handeln, unter dem Volke verbreitet. Es ist Pflicht, die verdienstlichen Verbreiter an das Landgericht zur Belohnung abzuliefern.

(Dorfztg.)

(Stockholm, 29. Mai.) Im skandinavisch-historischen Verein hieselbst ist vom Frhrn. Ihre die Anzeige gemacht, daß der königl. Geschäftsträger in Italien, Hr. Bergmann, eine Menge Briefe der Königin Christine von Schweden und Anderes, sie betreffend, in der Bibliothek des Marchese Azzolini in Florenz entdeckt habe, wovon er Abschriften hierher besorgen werde. Jene Königin hatte den damaligen Cardinal Azzolini zu ihrem Universalerben eingesetzt.

Aus Amerika wird nicht bloß vortreffliches Mehl, sondern auch gesalznes Schweinefleisch von bester Qualität nach Deutschland gebracht.

Der Dorfzeitungsschreiber meint: Am besten haben's die Hasen jetzt in dem Königreich Polen. Alle Gewehre sind weggenommen, und die Förster gehen daher mit dem Stock in den Wald.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Aus der bair. Pfalz, im Juni.

Daß es mit dem Lehrerstande in Deutschland bald besser werden wird, dafür spricht die große Aufmerksamkeit und Theilnahme, welche Hohe und Niedere allgemein seit einiger Zeit dem Schulwesen schenken. Besonders erfreulich ist es, wie manche Gemeinden gleichsam wetteifern, den oft drückenden äußeren Verhältnissen ihrer Lehrer Abhülfe zu verschaffen. In diesen humanen Bestrebungen zeichnet sich unter anderen die Stadt Dürkheim auf eine Weise aus, die ihr zur höchsten Ehre gereicht. Vor nicht langer Zeit wurde daselbst der ehrwürdige Lehrer Cajar mit 350 fl. Gehalt in den Ruhestand versetzt, ein Ruhegehalt, zwar nicht glänzend, aber in Vergleich zu den jetzigen Lehrerbesoldungen doch eine nicht unbedeutende Summe. Am 21. Mai d. J. feierte in Dürkheim der allgemein geachtete Lehrer Kühl sein 25jähriges Amtsjubiläum, und es wurde ihm die Freude zu Theil, daß die Stadt aus eigenem Antrieb seinen Gehalt von diesem Tage an auf 500 fl. erhöhte. Eine solche klingende Anerkennung vermag den Lehrer unter der schweren Bürde seines Berufes mehr aufzurichten, als mancher salbungsvolle Wechsel, der ihm erst in der Ewigkeit honorirt werden soll. Doch fehlte es auch nicht dem Jubilar an Anerkennungen anderer Art. Während in vielen Gemeinden die Ortscollegen nicht auf sehr freundschaftlichem Fuße zu einander stehen und eine Auszeichnung, die ihrem Amtsbruder zu Theil wird, leider oft mit Neid und Mißgunst ansehen, versammelten sich die Dürkheimer Lehrer aller Confessionen, um dem geliebten Freund und hochgeachteten Collegen ihre Glückwünsche, welche von einem passenden Festgeschenk begleitet waren, in seiner Wohnung darzubringen. Einen tiefen Eindruck auf den Gefeierten und die umstehenden Lehrer machte die Anrede des Lehrers Baab, in welcher derselbe hauptsächlich hervorhob, daß das Leben und Wirken des Jubilars den Beweis liefern, wie sehr durch unermüdliches Streben nach Berufstüchtigkeit und nach sittlicher und geistiger Vervollkommnung das Ansehen des Lehrers wachse, wie durch Eintracht und Friede mit den Collegen, durch gegenseitige Achtung, Freundschaft und Liebe sich die Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens, die dem Lehrer gewöhnlich nicht in reichlichem Maße zugemessen seyen, vermehrten und einen Schild bildeten gegen manches Ungemach, das dem Lehrer widerfahre. Ein einfaches Festmahl, an welchem der Bürgermeister, die Geistlichkeit, Beamten, Bürger, Freunde und Collegen des Gefeierten Antheil nahmen, erhöhte die Festlichkeit des Tages. So wissen die Dürkheimer einen braven Lehrer zu ehren.

Darmstadt, 1. Juni.

Der Artikel „Darmstadt, 23. Mai" in Nro. 149 der Didaskalia, vom 31. Mai, ist eben so treffend, als richtig und wohlgemeint. Nur wäre der Punkt des Umbaues dahin zu berichtigen, daß kein wirklicher Umbau vorgenommen werden soll. Es handelt sich blos um die geschmacklose Form des Daches, der oberen Fenster ꝛc., welche bei der projectirten Reparatur, nach Aussage von Sachverständigen, beinahe neu hergestellt werden müßten, weil Alles alt und morsch ist. Diese Reparatur wäre am Ende kostspieliger und für die Handwerker (namentlich Dachdecker) gefahrvoller. Wir behielten die alte, geschmacklose Form, welche auch kostspieliger und gefährlicher zu unterhalten wäre und dabei doch dem Wetter wieder widerstehen würde, wie seither. Bis zur Hälfte ist der Thurm bereits von unten, der Kirche anpassend, schön hergestellt und es ist nun der allgemeine Wunsch: „auch die obere Hälfte dieses Thurmes (gleich der untern) der schönen Kirche anpassend hergestellt und in einigen Theilen geändert zu sehen." Alle Gründe sprechen für diesen gerechten und frommen Wunsch, der, von den angesehensten hiesigen Bürgern unterzeichnet, hinlänglich beweist, daß er ein allgemeiner ist. Obgleich die Arbeiten meist schon vergeben sind, was durchaus kein Hinderniß ist, so hofft man doch, daß diesem Wunsche wird entsprochen werden und Darmstadt eine neue Zierde erhält.

Frankfurt a. M., 11. Juni.

Mit Hindeutung auf unsern Bericht in Nro. 159 des Frankf. Journals übergehen wir die darauf erfolgte Entgegnung in Nro. 160, die wir keiner weitern Beleuchtung würdigen, lassen hier vielmehr, um die Debatten zum Schluß zu bringen, den Abdruck des gedachten ersten Briefes sowohl, als des zweiten folgen, der nach der Veröffentlichung des Schreibens der Gegenpartei erschienen ist; sie lauten:

Nro. 1. „P. P. — Mehrere Freunde des bürgerlichen und religiösen Fortschritts unter unseren Glaubensgenossen, von dem Wunsche beseelt, daß die bevorstehenden Gemeindewahlen zur Förderung desselben im edelsten Sinne des Wortes beitragen mögen, sind zusammen getreten und haben sich dahin vereinigt, den auf beifolgender Liste verzeichneten Männern ihre Stimmen zu geben. Die Ansichten, die Stellung und die bisherige Wirksamkeit dieser Männer sind zu bekannt, als daß es nöthig seyn sollte, unseren verehrten Mitbürgern mehr hierüber zu sagen. Sie erlauben sich daher nur die Bitte, denselben bei den nächsten Wahlen auch Ihre Stimme geben zu wollen und sind von Ihrer erprobten Gesinnung überzeugt, daß Sie dazu beitragen werden, daß keine Zersplitterung der Stimmen eintrete und wegen allenfallsiger unwesentlicher Verschiedenheit in einzelnen Ansichten die gute Sache nicht Schaden leide." (Folgen keine Unterschriften.)

Nro. 2. „Frankfurt, 9. Juni 1846. In einem, den Wählern der hiesigen israelitischen Gemeinde gestern zugegangenen, Schreiben wird der gleich anmaßende, als tadelnswerthe Versuch gemacht, Ehrenmänner, die als Männer der Zeit und des Fortschritts hinlänglich bekannt sind, als solche zu verdächtigen, die „an den zahlreichen Mißbräuchen nur behutsam zu rütteln wagen und mit den Forderungen der Zeit und der gereiften Erkenntniß bedächtig und furchtsam mäkeln." Wir brauchen es unseren verehrten Mitbürgern nicht erst zu sagen, daß gerade Diejenigen, welche, leerem Ceremonienwesen fremd, veralteten Einrichtungen und Ansichten durchaus abhold, dabei aber ein für religiöse Befriedigung und Erbauung warm fühlendes Herz und Sinn für practisch-religiöse Institutionen haben, durch solche Einflüsterungen nicht herabgesetzt zu werden vermögen. Diese Männer sind eben so entfernt davon, den Wust finsterer Zeiten bestehen lassen zu wollen, als sich in die hohlen Verneinungen zu verlieren, welche eine, Gottlob nur schwache Coterie allein in unserer Mitte beabsichtigt, und welche in jenem Sendschreiben höchst sonderbarer Weise als auf Erhaltung der Religion gerichtet bezeichnet sind. Es haben die vorgeschlagenen Männer auch für die bürgerliche Verbesserung unserer Glaubensgenossen ein warmes Gefühl und ernstes Streben, welches zu verunglimpfen nicht gelingen wird. Solche Mittel werden, dessen halten wir uns überzeugt, an den Einsichten und den guten Gesinnungen unserer verehrten Mitbürger scheitern. Wir lassen nun zum Schlusse nochmals die Namen derjenigen Candidaten folgen, welche behufs der bevorstehenden Wahlen mit bestem Gewissen empfohlen zu werden verdienen: Hr. Mayer Sigm. Beyluß. Hr. Simon Nathan Cahn. Hr. Moritz Löb Geg. Hr. Michael Grünebaum. Hr. Emanuel Höchberg. Hr. Jacob Zeidels. Hr. Sed. Oppenheim. Hr. Elias Ullmann. Hr. Dr. Jacob Weil."

Charade.

(Zweisylbig.)

Die Erst' und Zweit, fremd unsrer Sprache,
Sind dennoch unverfälscht und rein;
Ich lieb' sie wohl an allen Dingen,
Absonderlich am deutschen Wein.

Ehrfurcht erweckend ist das Ganze,
Es muß den Königsthron umzieh'n
Und schön ist neben gold'nem Glanze
Sein tiefes wunderbares Glüh'n.

Noch schöner ist sein festlich Prangen,
Wenn es von Osten zu uns strahlt,
Am schönsten doch, wenn auf den Wangen
Der Liebe Hochgefühl es mahlt.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 159.

Tugend.

Main-Wasserwärme: 12. Juni, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 13. Juni. (Zum Erstenmale): Johanna und Hannchen, Lustspiel in 3 Abth., nach Scribe und Varner von B. A. Herrmann. Hierauf folgt: Der Ehrgeiz in der Küche, Posse in einem Act, nach Scribe und Mazars von Lembert.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 162. Sonntag, den 14. Juni 1846.

Die Rose des Meeres.

Schottische Volkssage. Mitgetheilt von Josef Seller.

Wo die Küsten von Schottland sich am schroffesten und wildesten erheben und in zackige Felsenvorgebirge auslaufen, da stand einst ein hohes, mächtiges Schloß. Es mochte schön anzusehen seyn, wie die stolzen Zinnen und Thürme von den Klippen wiederstrahlend herniedersahen und sich spiegelten in der donnernden Brandung. Aber das ist schon lange, sehr lange her, und kein Mann in den Hochlanden kennt mehr die Zeit, wann die Burg gestanden, wann sie zerstört worden ist. Nur so viel ist gewiß, daß auf der Veste ein Mal ein wunderschönes Fräulein wohnte, die Kentigerna geheißen war. So roth waren ihre Wangen, so veilchenblau ihre Augen, so golden ihre Locken, daß die Sage ging, in all' den Hochlanden sey keine schönere Frau als Kentigerna, welche ihrer Lieblichkeit wegen die Rose des Meeres genannt wurde.

Aber auch keine stolzere gab es in aller Welt. Nicht Einer der vielen Freier, welche, von ihrer Schönheit gelockt, um sie warben, konnte sich ihrer Gegenliebe rühmen. Wenn Kentigerna lange genug ein grausames Spiel mit ihnen getrieben, so ließ sie, Einen wie den Andern, unter Spott und Hohn von dannen ziehen. Nicht leicht hätte man unter den hochländischen Edlen Einen finden mögen, der nicht ein Stücklein von ihrer Hoffahrt und Falschheit zu erzählen gewußt hätte. So kam es, daß die Ritter immer seltener den Pfad nach dem Felsenschlosse hinantrabten, daß es immer einsamer und stiller dort oben herging. Das war aber der stolzen Rose des Meeres gerade recht. Nur zu ihrer eigenen Lust wollte sie blühen, hoch auf unzugänglicher Klippe.

Nach Jahr und Tag aber zog ein Mal wieder Einer aus, die Rose des Meeres zu brechen. Es war ein stattlicher Knabe, wohl schöner und treuer als die frühern Alle. Dazu war er der mächtigste Than in ganz Schottland. Aber es ging ihm darum nicht besser wie jenen. Kentigerna hörte seine Schwüre, erwiederte seine Küsse, und eine Zeit lang glaubte der Jüngling im Paradiese zu leben. Der Arme! — Die Tage der trügerischen Lust verrannen gar schnell, und als er ein Mal ernster in Kentigerna drang, zeigte sie sich bald in einer andern Gestalt. Der Getäuschte sah leider ein, daß er all' sein Werben und Lieben an ein eisigkaltes Herz verschwendet hatte. Vernichtet war sein Hoffen; fast bewußtlos verließ er das Schloß, den Ort seiner Wonne wie seiner Qual. — Der Kummer verschmäheter Liebe, der an seinem Herzen nagte, ließ ihn fortan keine frohe Stunde mehr erleben. Seine Wangen wurden blaß, seine Augen fielen ein, seine Kniee begannen zu beben, und ehe noch der Herbst kam — war er todt.

Aber dem armen Knaben lebte ein alter Oheim, der aller Zauberkünste mächtig war. Der schwur hoch und theuer, das Leid des Jünglings, der in seinen Armen gestorben war, zu rächen. Und alle Nächte berief er nun die ihm dienstbaren Geister der Luft und der Bergestiefen, braute Wundertränke, und grub nach geheimnißvoll kräftigen Wurzeln und Steinen. Nimmer rastete er in seinem unheilvollen Wirken. Endlich war die Zeit um, der Zauber vollbracht. Und da nun die Sonne heraufkam aus dem Meere, zog er den Felsenpfad hin nach dem Schlosse der stolzen Kentigerna. Doch nicht wie ein gebeugter matter Greis, in eines anmuthigen Jünglings verlockender Gestalt begann er seine Fahrt. Statt der bunten Tracht schottischer Männer hüllten fremde, pomphafte Gewande seine Glieder. Ein kurzer Mantel von purpurfarbenem Sammet, mit goldner Spange zusammengehalten, bedeckte das veilchenblaue, reichgestickte Wamms und den eng anliegenden Koller von Wildleder. Eine kostbare Laute hing an goldener Kette über seiner Brust, und ein kleines Schwert, mehr zur Zierde als zur Wehr, an seiner Seite. Auf dem blonden Lockenkopfe saß verwegen ein schwarzes Barett mit hochwallender Feder. Ein edler, reichgeschirrter Rappe trug die anmuthige Ruggestalt die Felsen hinan.

Als Kentigerna den blühenden, feurigen Jüngling erblickt, fühlte sie alsobald, daß endlich auch ihre Zeit gekommen sey. Hastig schlug ihr Herz gegen die Brust, ihre Wangen färbten sich mit hoher Röthe, das Blut rann kochend in ihren Adern. Wie sie sich auch sträubte, die stolze Rose, der Zauber hat's ihr angethan. Sie mußte sich bekennen, daß heiße, unbezwingbare Liebe zu dem fremden Knaben in ihrem Busen auflodere. Nachdem sie sich von der ersten Verwirrung etwas erholt hatte, hieß sie den fremden Sänger in ihrer Burg willkommen. Er dankte ihr auf's Zierlichste, und sagte dann, wie er auf und nieder die Länder durchziehe mit Saitenspiel und Liedern. Und so habe er denn auch den Weg in die schottischen Gebirge und zu ihrem Schlosse gefunden. Er bitte die Herrin, ihm einen Tag zur Rast hier zu gönnen. Freundlich nickend sagte Kentigerna die Gewährung seiner Bitte zu.

In Lust und Freude vergingen nun Stunden und Tage, von des Sängers bunten Liedern und Geschichten verschönt. Ein Mal, es war in einer lindenduftigen Sommernacht, saßen die Beiden in einer Jasminlaube unter traulichem Gekose. Zwischen ihren Reden erklangen einzelne leise Akkorde der goldenen Leier, klagend und sehnsüchtig. Da bat Kentigerna den zu ihren Füßen ruhenden geliebten Sänger, wieder eins seiner Lieder zu singen. Dieser neigte sich, gehorsam ihrem Befehle, rührte sein Saitenspiel zu kräftigern Tönen und sang mit weicher, schmeichelnder Stimme von der stolzen Rose des Meeres, und wie Keiner würdig gewesen, sich ihres Duftes zu erfreuen. — Besiegt lag Kentigerna in des Sängers Arme; in schwellender Lust hob sich ihr Busen und sie seufzete: „Du bist werth der Rose des Meeres — Du sollst ihre Blüthe brechen!"

Da fuhr es wie ferner Donner über das Schloß. Die Felsen erbebten in ihrem tiefsten Grunde, das Meer brauste in unbändiger Wuth. Entsetzt fuhr Kentigerna auf — des Buhlen Ge-

Digitized by Google

stalt war verschwunden. Ernst stand der greise Zauberer vor ihr und sprach drohend und feierlich: „Du triebest mit Liebe und Treue Spott. Manch' edles Herz, auch das meines armen Verwandten, brach Deine Falschheit. Sie Alle zu rächen bin ich hier. Höre Deine Strafe: In der Tiefe des Meeres sollst Du von heute an wohnen; und wie früher Alle vergebens um Liebe bei Dir warben, so sollst Du von jetzt an nach Liebe suchen und ringen, und sie soll Dir nicht zu Theil werden. Und nicht eher sollst Du Ruhe finden, nicht eher soll der Zauber sich lösen, bis Einer sich freiwillig entschließt, Dein Buhle zu werden und hinabzusteigen auf den Grund des Meeres!" So sprach der Greis zu der halb ohnmächtigen Kentigerna. Und die Strafe begann. Der Boden wankte, die Mauern brachen, die Zinnen und Erker stürzten ein. Endlich ein gewaltiger Erdstoß — und Schloß und Thürme und Felsen und Alles versank in die Tiefe. Die Wogen gingen schäumend darüber hin. — —

Wenn ein verspäteter Fischer mit seinem Kahn in einer hellen Mondnacht der Stelle naht, wo einst das Schloß gestanden, so hört er es oft wie aus der Ferne und wie aus dem Wasser tönen und singen, wollüstige, bethörende Klänge. Ja bisweilen glaubt er fast die Worte verstehen zu können, Worte der glühendsten Liebessehnsucht. Dann aber, oder wenn er gar eine hohe nebelhafte Trauergestalt aus dem Meer heraufsteigen sieht, eilt er von der gefeiten Stelle wegzukommen, denn das ist Kentigerna, die Rose des Meeres, die ihn berücken will mit ihren Gesängen, und die bis heute noch den Buhlen, der ihren Bann lösen soll, vergeblich erwartet. (Allg. Moden-Ztg.)

Das russische Heer und dessen Offiziere.

** (Von dem Rhein, 9. Juni.) Das Werk: Révélations sur la Russie, ou l'Empereur Nicolas et son empire en 1844 par un resident anglais, enthält unter anderem auch eine Stelle über das russische Heer und insbesondere über die russischen Offiziere. Diese letzteren werden in jener Stelle als feig geschildert und der Poltronie beschuldigt.

Ein Jeder, welcher die Geschichte kennt, oder die russischen Truppen im Kampfe gesehen hat, kann unmöglich dem obigen Urtheil über den russischen Offizierstand beipflichten, sondern wird dasselbe für ungerecht und gehässig erklären müssen. Insofern bedürfte es denn gar keiner Widerlegung jenes offenbar boshaften Urtheils. Um indessen auch Personen, welche nicht durch eigene Anschauung oder durch geschichtliche Erinnerung auf dem Punkte stehen, sich selbst ein Urtheil über diesen Gegenstand bilden zu können, in den Stand zu setzen, sich von der Grundlosigkeit und dem verläumderischen Charakter jenes Urtheils über die russischen Offiziere zu überzeugen, will ich nur Folgendes bemerken:

Der Einsender dieses hat von frühester Jugend in dem russischen Heere gedient und dasselbe vielmals im Feuer gesehen, aber stets wahrgenommen, daß die Offiziere sich mit der äußersten Tapferkeit und mit kaltem Muthe geschlagen haben. Was soll man zu jenem Urtheil sagen, wenn man an die Schlachten an der Trebia und Novi unter dem Feldmarschall Suwaroff, bei Preußisch-Eilau, Friedland, Heilsberg, Borodino, Smolensk, Krasnoi (wo die heldenmüthige Infanterie-Division unter Neverofski wie ein feuerspeiender Knäul der ganzen Reiterei des Königs Murat von Neapel widerstand); ferner: Bautzen, Leipzig, Brienne, Montmirail, Champ-Aubert, Paris, Kalefscho, Warschau, Ostrolenka (wo die russischen Grenadiere, geführt von ihren Generalen und Offizieren, über die Balken der zertrümmerten Brücke stürmten, unter dem Regen von Kartätschen und Granaten) ꝛc. denkt? Hat sich die russische Armee in diesen Schlachten nicht Lorbeeren erworben? Sind diese nicht mit dem Blute der tapferen Generale, Offiziere und Soldaten erkauft? Ich frage jeden Unparteiischen, welche Armee verlor mehr Offiziere in den Schlachten, als die russische? Zählte man nicht nach der Schlacht bei Warschau in neuerer Zeit 9000 Soldaten und 500 Offiziere und 10 Generale, Blessirte und Todte? Sind Offiziere feig, die sich so exponiren? Bei Ostrolenka verlor das erste Seeregiment der ersten Division des ersten Infanteriecorps den Brigade-General, den Regiments-Commandeur, 3 Stabsoffiziere, 5 Compagnie-Chefs, ohne die andern Offiziere. — Kann man ehrlicher Weise von solchen Offizieren sagen, sie hielten sich hinter der Fronte? Nimmt man in neueren Zeiten den Krieg im Kaukasus, so finden sich auch hier in allen Affairen Beweise von wahrer Tapferkeit, nicht allein der Soldaten, sondern auch der Offiziere des russischen Heeres. So fielen bei Dargo unter 700 — 800 Soldaten an 40 Offiziere. — Einem Infanterie-Capitain mit seiner Compagnie war ein kleiner fester Platz im Kaukasus zur Vertheidigung anvertraut. Nachdem er den größten Theil seiner Soldaten und Offiziere verloren, ruft er den Rest seiner Mannschaft zusammen und theilt derselben mit, er werde sich nicht ergeben, sondern sich in die Luft sprengen. In dem Augenblicke, wo die Tscherkessen eindringen, vollbringt er die That, eine That, von der alle Zeitungen voll wären, wenn sie von englischen oder französischen Truppen ausgeführt worden wäre.

Es ließen sich derartige Beispiele noch viele anführen; allein die angeführten genügen zur Widerlegung eines Urtheils, welches viel eher ein Pamphlet, als der Ausdruck der Wahrheit genannt zu werden verdient. — Wer Kritiken schreiben will, bleibe vor allem wahr, sonst sinkt er zu einer Stufe herab, wo dem Menschen kein Glauben mehr gebührt.

Der größte Feldherr seiner Zeit, Napoleon, urtheilte anders über die Thaten des russischen Heeres. Er äußerte sich anerkennend über die Ausdauer und Tapferkeit der Russen im Kampfe, sowohl der Generale als der Offiziere und Soldaten.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, um tapfer seyn zu können, müsse man so groß und schön seyn, wie die Reiter der englischen Garde.

Schließlich glaube ich die Ansicht gerechtfertigt, daß der Herr Verfasser der Eingangs erwähnten Broschüre mit seinem grundlosen und in jeder Beziehung unwürdigen, ungerechten Urtheile ziemlich allein stehen, ja daß das Urtheil wohl nicht einmal seine eigene Ueberzeugung seyn dürfte. †

Aus dem Skizzenbuche eines Mainreisenden.

Seit Eröffnung der Maindampfschifffahrt, bei der man die anmuthigsten Punkte des schönen Frankenlandes berührt, hat die Reise dahin so viel Anziehendes, daß wir sie Denjenigen, welche nur am Rhein Lust und Freude zu finden glauben, mit allem Rechte empfehlen können.

Wer einmal genaue Einsicht von den romantischen Ufern des Maines genommen, die herrlichen Ruinen, die lieblichen Haine, die freundlichen Städte und Ortschaften, umgeben von den üppigsten Feld-, Obst- und Weinpflanzungen, erschaut und sich von dem Gemüthsleben der dortigen Einwohner überzeugt hat, wird gerne zugeben, daß der Main wohl einen Vergleich mit dem Rhein aushält, ja in mancher Beziehung sogar noch Vorzüge gegenüber seinen vielbesungenen Freuden haben dürfte.

Ruinen wie die bei Wertheim und Stadt Prozelten, Kunstwerke wie die Brücke bei Marktheidenfeld, Gegenden wie bei Karlstadt, Gemünden, Triesenstein, Wertheim, Freudenberg, Kleinheubach u. s. w. gehören zu den schönsten, seltensten und pittoreskesten der deutschen Gauen.

Der Dienst der Maindampfschifffahrt ist jetzt geregelt und be-

Digitized by Google

durch die Theilnahme des reisenden Publikums sehr gewachsen. Die Schiffe legen, mit Ausnahme einiger wenigen, die 65 Wasserwegstunden von Würzburg nach Frankfurt in 13—14 Zeitstunden zurück; es sey denn, daß sie unterwegs durch Aufnahme von Passagieren und Gütern zu sehr aufgehalten oder durch elementarische Hindernisse in ihrem Lauf gehemmt wären. Capitaine und Conducteure kommen den wißbegierigen Touristen mit aller Bereitwilligkeit entgegen und entsprechen so den allgemeinen Anforderungen; dahingegen lassen die Schiffs-Restaurationen noch Manches zu wünschen übrig.

Bei der Bergfahrt ist es dem Reisenden anheim gestellt, entweder in Wertheim zu übernachten und den andern Morgen die Strecke bis Würzburg weiter per Dampfschiff zu machen, oder nach $1^1/_2$ stündigem Aufenthalt mit den von der Main-Dampfschifffahrt-Direktion aufgestellten Gesellschaftswägen die Reise in der Nacht fortzusetzen.

Wer es einrichten kann, thut wohl, sich der nächtlichen Fahrt in Mitte von Bergschluchten zu entziehen. Wir erreichten auf solch' einer Fahrt Roßbrunn, die einzige Anhaltsstation, erst des andern Morgen 3 Uhr und gelangten gegen $5^1/_2$ Uhr nach Würzburg, wo wir übrigens nur kurze Rast hielten.

Unser Ziel war Bamberg, wohin wir Abends noch bei guter Zeit kamen und im Gasthofe zum deutschen Hause abstiegen. Dessen Besitzer, Poststallmeister Röhring, hat sich zur Aufgabe gemacht, seinen Gästen alle erdenklichen Comforts zu bereiten. Er ist ein gefälliger und sorgsamer Wirth; in seinem Hauswesen ist eine musterhafte Ordnung wahrzunehmen; die Bedienung ist prompt und die Küche so gut, als man sie in den bedeutenderen Städten des Rheines finden kann. Was man diesem Hause überdem noch zum Ruhme nachsagen muß, sind die genauen Aufschlüsse, die man in Bezug auf die verschiedenen Beförderungsgelegenheiten, selbst bis in die entferntesten Distanzen finden kann, das um so angenehmer überrascht, als gar viele Wirthe des lieben deutschen Vaterlandes davon gar keine Notiz nehmen und so den Reisenden die Alternative stellen, entweder persönlich Erkundigungen bei den betreffenden Behörden einzuziehen oder sich durch ungenaue Angaben irre führen zu lassen.

Bamberg ist eine schöne Stadt und überrascht beim ersten Anblick auf erfreuliche Weise durch seine herrlichen Gebäude, Paläste und Kirchen, ausgebreitet, theils auf den Abhängen von fünf Hügeln, theils an den Ufern der Regnitz, die, umgränzt mit den freundlichsten Gartenanlagen, die pittoreskesten Gruppirungen bilden.

Hier werden Gelehrte, Künstler, Naturforscher, Oeconomen und Forstmänner von vielfältigem Interesse angeregt, denn Bamberg und seine Umgebung besitzen seltene Schätze der Kunst und der Natur. Der Dom, aus dem elften Jahrhundert herstammend, wovon der hintere Theil mit dem Peterschor 1081 in Asche gelegt, 1111 aber von Bischoff Otto dem Heiligen in seiner ursprünglichen Pracht wieder aufgerichtet wurde und in dessen Mitte der Sarkophag des Kaiserpaars Heinrich und Kunigunde steht, gehört zu den reichsten und glänzendsten Monumenten der Kunstepoche, die ihn geschaffen. Dieser prächtige Tempel, dessen nähere Beschreibung wir uns des beschränkten Raumes wegen enthalten müssen, besitzt der Schönheiten und Sehenswürdigkeiten viele, und verweisen wir deßhalb auf den trefflichen Aufsatz in die Biene Nr. 39, Jahrgang 1837 vom Architect Rey, der dieses Kunstwerk mit großer Sachkenntniß beschrieben.

Das unter Fürstbischof Fr. Ludw. von Erthal (rühmlichst bekannt durch seine Theilnahme an allen gemeinnützigen Anstalten Bambergs) begründete und mit den vorzüglichsten Gegenständen ausgestattete Naturalienkabinet excellirt durch die seltene Ordnung des Arrangements. Großes Interesse für den Gelehrten bietet die Bibliothek, ausgeschmückt mit den gediegensten und seltensten Schriften und Manuscripten; sie hat in Professor Jäck, dem jetzigen Bibliothekar, den würdigsten Vorsteher. Seine Beschreibung der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg, drei Theile, ist äußerst interessant.

Gegenüber der Domkirche steht die neue, 1698 bis 1708 durch Fürstbischof Lothar Franz von Schönborn im neu-römischen Styl erbaute dreistöckige Residenz, die, wenn sie nach dem ursprünglichen Plan ausgeführt worden wäre, den ersten Residenzen Deutschlands beigezählt werden dürfte.

Der darin befindliche Kaisersaal enthält sehr schöne Fresken; auch ist in den Räumen des Schlosses die königliche Bildergallerie aufgestellt.

Aus einem Zimmer des dritten Stockes stürzte sich 1815 Berthier, Fürst von Neufchatel, und fand augenblicklich den Tod. Von der alten Residenz hat blos der Vorbau aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts stammend, Interesse, und ist die Treppe besonders schön zu nennen.

Eine entzückende, vielleicht die schönste Fernsicht des Frankenlandes, genießt man auf der eine halbe Stunde von Bamberg entfernten, auf einem mäßig hohen Berg belegenen Schloßruine Altenburg, auch Babenburg genannt. Dem Beschauer bietet sich von da herab der Anblick eines großen fruchtreichen Thales, der Main, die Regnitz, viele Teiche und an siebenzig Ortschaften, das prächtige Schloß Banz, die Schloßruine Giech mit dem Giegel, die gegenüber stehenden schöngeformten Berge, im Hintergrunde die Schlösser Rathsberg und Abelsberg bei Erlangen, nebst der Burg und den Kirchthürmen von Nürnberg.

Die Altenburg wurde Anfangs des zehnten Jahrhunderts vom Grafen Adalbert von Bamberg bewohnt, der 905 bei dem Kloster Theres hingerichtet wurde. Der lombardische König Berenger starb daselbst als Gefangener im Jahr 966. Der Markgraf Albrecht von Baireuth brannte 1553 die ganze Burg aus, die später zwar wieder, aber nicht mehr in der früheren Pracht und Größe, aufgebaut wurde.

Im Innern der Schloßmauern sind Gartenanlagen, Wirthschafts- und Oekonomie-Gebäude, ein Saal, von Doktor Marcus eingerichtet, und eine kleine Kapelle mit guten Glasmalereien.

Den Centralpunkt der sonntäglichen Reunions bildet der Theresien-Hain und Bug eine höchst freundliche, an der Regnitz gelegene und von derselben zum öfteren durchschnittene Parkanlage. Es befinden sich in derselben zwei Wirthschaftsgebäude, woselbst gute Getränke und Speisen verabreicht werden. Wir besuchten während unseres Aufenthaltes in Bamberg auch den Hauptsmoorwald, der eine Ausdehnung von beinahe 10.000 Tagwerk hat und einen Lerchenschlag, wie er nicht leicht auf europäischem Continente zu finden seyn dürfte.

Der Forst besteht meistens aus Eichen-, Buchen-, Föhren-, Lerchen- und Ulmenholz, aus dem jährlich an 3500 Klafter gehauen werden.

Eine halbe Stunde oberhalb Bamberg tritt der Donau-Main-Kanal — eines der großartigsten Schöpfungen unserer Zeit — in die Regnitz. Sein günstiger Einfluß auf die Mainschifffahrt hat sich seit seiner Eröffnung schon vielfach geäußert und wird sich im Verlauf der Zeit immer bestimmter aussprechen. Bei Bughof ist eine Schleuße nach römischer Art aus unbehauenen Steinen wahrzunehmen, die einen imposanten Eindruck macht.

Was diesen Kanal vor vielen andern auszeichnet, ist sein großartiger Styl, sowie die Solidität und Eleganz des ganzen Werkes. Ihm zur Seite steht als schnelles Verbindungsmittel die Eisenbahn, welche dermalen von Nürnberg bis Lichtenfels befahren wird und lobenswerthe Einrichtungen hat. Wir benützten diese Gelegenheit zu einer Excursion nach Coburg, Schloß Banz und retour nach Bamberg und legten diese 32 Wegstunden mit Inbegriff von $5^1/_2$ Stunden Aufenthalt in circa 12 Stunden zurück.

Indem wir hier unsere Mittheilungen schließen, glauben wir noch beifügen zu müssen, daß dieselben weder Anspruch auf Vollständigkeit, noch auf literarische Bedeutung machen wollen, sondern nur

Digitized by Google

deßhalb der Redaktion dieser Blätter zur Veröffentlichung übergeben worden sind, um das reisende Publikum wiederholt auf die mannichfachen Genüsse hinzuweisen, welche an den Ufern des Mains und in dem schönen Frankenlande dargeboten und durch die Verbindungen der Dampfschifffahrt so billig und bequem zugängig gemacht werden. Der Zweck dieser Mittheilungen ist erreicht, wenn wir hierzu durch diese Zeilen Einiges beigetragen haben.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 6. Juni.) Hr. Lußberger, königl. Hofschauspieler von Stuttgart, dem ein ehrenvoller Ruf von den Bühnen in Hamburg, Frankfurt, Stuttgart und andern Orten vorausgeht, wird kommende Woche einen Gastrollen-Cyclus an unserer Hofbühne beginnen, welchem man mit schönen Erwartungen entgegen sieht.

(Aus Lothringen, 5. Juni.) Seit dem Anfang dieser Woche ist in Metz der archäologische Congreß versammelt. Etwa 100 Mitglieder sind vereinigt, und unter diesen bemerkt man den der „société des antiquaires" in London angehörenden William Brommet Esq., den Suffraganbischof Müller von Trier, Caumont, Direktor der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler aus Paris ꝛc. Sehr viele Erzbischöfe und Bischöfe ließen durch besondere Schreiben ihr Bedauern ausdrücken, daß sie an den Arbeiten des Congresses keinen Theil nehmen könnten. Täglich werden zwei Sitzungen gehalten, und außerdem zahlreiche Ausflüge für archäologische Zwecke gemacht. Alle Kirchen wurden bereits von den Congreßmitgliedern besucht, eben so die alten Festungswerke und viele alterthümliche Häuser genau besichtigt. Die Stadt Metz läßt es nicht an Festlichkeiten für ihre Gäste fehlen. Ein besonderes Dampfboot bringt sie in diesen Tagen nach dem altehrwürdigen Trier, wo ihnen, wie wir hören, ebenfalls ein besonderes Fest geboten werden wird. — In Metz hat sich ein Verein von Kaufleuten gebildet, die sich gegenseitig verpflichten, ihre Magazine weder an Sonn- noch an den übrigen Festtagen zu öffnen.

Spruch.

Der Mann, der erst ein Scheim geworden, wird nie bieder;
Aus Wein wird Essig leicht, nie Wein aus Essig wieder.

Fr. Rückert.

Korrespondenz.

Heidelberg, 10. Juni.

Einen geräuschlosen, aber sicheren Fortgang nimmt die deutschkatholische Sache in hiesiger Stadt und Gegend und alle Beschränkungen und Reskripte kommen hier viel zu spät, weil sich das Licht nun einmal nicht mehr unter den Scheffel stellen läßt. Wenn äußerer Druck der Schnelligkeit des extensiven Wachsthums hemmend entgegentritt, so ist es Gottlob! vermöge eines unabänderlichen Gesetzes in der Natur, wie im Geisterreiche, gerade derselbe Druck, der die intensive Kraft der Gemeinde, die Kraft ihrer werkthätigen Frömmigkeit und Liebe erhöht. Einen unschätzbaren Gewinn hat der Deutschkatholicismus durch den Uebertritt des bisherigen römischen Priesters, Hrn. Dr. theol. Brugger, gemacht, den die hiesige Gemeinde bekanntlich vor einigen Wochen zu ihrem Geistlichen erwählt hat und dessen Bestätigung an höherem Orte man mit jedem Tage entgegensieht. Ja, man kann wohl sagen, der Genius des deutschen Vaterlandes hat sich, beim heißen Kampfe gegen Gewissenszwang und römische Priesterherrschaft, in diesem Manne ein Rüstzeug auserkoren, wie deren für die junge Kirche noch wenige erstanden sind. Mit der Besonnenheit und Erfahrung eines schon vorgerückten Alters ist in dem ehrwürdigen Manne die Kraft und Begeisterung des Jünglings, mit tiefer Gelehrsamkeit ein practischer, dem Leben geöffneter Sinn und ein reines, für die Menschheit schlagendes Herz vereinigt. Seine Predigten, in denen er sich der freiesten, die neuesten Forschungen der Wissenschaft berücksichtigenden Auslegungsweise der h. Schrift bedient, fangen an, von den Gebildeteren unter den höheren Ständen immer zahlreicher besucht zu werden; denn es steht Hrn. Pfarrer B. eine gewaltige, tiefergreifende, hinreißende Rednergabe zu Gebote, so daß, wer ihn nur einmal zu hören das Glück hatte, die folgenden Vorträge nicht leicht mehr versäumen mag. Wer bisher der jungen Kirche einen blos negirenden und destruirenden Charakter zuzutrauen und zu glauben geneigt war, es mangle ihr ein positives Element, der komme doch einmal in den von Hrn. B. geleiteten Gottesdienst, und er wird in solchen hehren Weihestunden bald genug das Positive am eigenen Herzen deutlich gewahren und es mit hinaus in's Leben tragen, d. h. nichts mehr und nichts weniger Positives, als — gerade das Wesen und den Kern des Christenthums. — Vergangenen Sonntag fand die Wahl des neuen Gemeindevorstandes statt; es wurden sämmtliche bisherige 6 Vorsteher wieder gewählt, diesen jedoch, in Anbetracht des Wachsthums der Gemeinde, 6 neue Mitglieder hinzugefügt. — In diesen Tagen wird von dem für die deutschkatholische Sache, wie für alles Gemeinwohl rastlos thätigen Dr. Rüchler eine Brochüre über die Lage der Deutschkatholiken in Baden erscheinen, die sowohl in philosophischer, als staatsrechtlicher Hinsicht für das gesammte deutsche Vaterland von hohem Interesse seyn dürfte.

Wiesbaden, im Juni

Der Besuch der hiesigen Heilquellen setzte mich in Stand, einige sehr interessante und, wie ich überzeugt bin, zuverlässige Notizen über die Fortbildung des nassauischen Gewerbvereins zu erhalten, welche ich Ihrem Blatte anvertraue, weil ich glaube, daß dieselben allen Freunden des Aufschwungs deutscher Gewerbe erfreulich seyn werden. Die Mitgliederzahl, welche übrigens fortwährend rasch steigt, beläuft sich schon auf 600 — 700, wobei zu bemerken ist, daß, indem Städte, wie z. B. Weilburg, durch 80 Mitglieder bei dem Vereine vertreten sind, andere, eben so gewerbfleißige Städte, wie z. B. Herborn, bis jetzt nicht mehr als ein Mitglied stellen. Dieser auffallende Unterschied ist, wie es mir scheint, nur in der Neuheit und Jugend des Unternehmens zu suchen. Der Verein und seine Wirksamkeit nach allen Seiten hin wird als eine Ehrensache des Landes betrachtet, nicht allein von den höheren Ständen, sondern von allen Klassen der Gesellschaft. Hauptsächlich erscheint das Bemühen sehr lobenswerth, in den Landstädten Gewerbschulen in's Leben zu rufen, wie dies bereits in Weilburg geschehen ist. Möchte dieses Beispiel Nachahmung finden und möchte ein tüchtiger Wetteifer der Sache zu statten kommen! Vorzüglich bewährt sich die Industriehalle (in der Colonnade) in ihrer Nützlichkeit, und gewiß erregt es freudiges Staunen, daß die Einnahme für verkaufte Gegenstände seit November v. J. schon 6000 — 7000 Gulden betragen soll und unser reicher Vetter John Bull sich hier fleißig einfindet und an der Anstalt sein großes Wohlgefallen hat. Nach dem, was ich von Personen vernommen habe, welche zu einem Urtheile am berufensten sind, wird die im August beginnende und bis zum Ende Septembers dauernde erste nassauische Gewerbsausstellung sehr Erfreuliches leisten, indem von allen Seiten und den bedeutendsten Industriellen beständig Anmeldungen eingehen. Möchte das Gesagte vortheilhaft wirken und dem Unternehmen neue Freunde gewinnen!

Auflösung der Charade in Nro. 161:

Purpur.

Main-Wasserwärme: 13. Juni, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Serlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 13. Juni. (Zum Erstenmale): Johanna und Hannchen, Lustspiel in 2 Abth., nach Scribe und Varner von B. A. Herrmann. Hierauf folgt: Der Ehrgeiz in der Küche, Posse in einem Act, nach Scribe und Mazars von Lembert.

Sonntag, 14. Juni. Zampa, oder: die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth., Musik von Herold.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 163. Montag, den 15. Juni 1846.

Zwei Bettelkinder.

Eine wahre Geschichte.

I.

Ich stand am Fenster, meinen jüngsten Knaben auf dem Arme, und sah hinab in die Straße. In dem kleinen Landstädtchen, das ich bewohnte, war gerade Jahrmarkt, und vor meinem Hause breitete eben ein altes Weib einen Teppich aus, um ihren Gefährten, einen schmutzigen, in türkische Tracht gekleideten Mann, seine Sprünge und Verrenkungen darauf machen zu lassen. Wenn ich sage: „türkische Tracht", so ist das eigentlich nur Gutmüthigkeit von mir, denn der Mann wollte türkisch aussehen, ob es ihm aber gelang, wird man entscheiden, wenn ich seinen Anzug näher beschrieben habe. Ein alter zerrissener Foulard war um den Kopf geschlungen, eine Uhlanenjacke, von der man die Aufschläge abgetrennt, offenbar früher das Besitzthum eines bei weitem stärkeren Mannes, war um seine schmalen Schultern gehängt; ein Paar weite Hosen aus rothem Baumwollenstoffe vollendeten sein Costüme.

Der Mann legte sich der Länge nach auf den Teppich, ein Orgelmann spielte „God save the king", und das Schauspiel begann. Ein weiter Kreis von Zuschauern hatte sich gebildet, Kinder die Mehrzahl — als ein leises Schellengeklingel ertönte. Ein blondes Kind in Bajazzotracht drängte sich durch die Menschen und lief zu dem Manne, der es zum Empfang als erstes Kunststück hoch in die Luft schleuderte. Es war ein auffallend schöner Knabe mit dem zartesten rothen und weißen Gesichtchen. Sein Figürchen war für ein Kind ungemein schlank und zierlich. Die alte Frau schlug auf ihr Tambourin, und der Gaukler machte mit dem Knaben die merkwürdigsten salto mortale; mir wurde bei dem Anblick unbeschreiblich traurig zu Muthe. Da lag der Mann wieder mit dem Rücken auf dem Teppich, die Sonne schien ihm in sein blasses, abgehärmtes Gesicht, und seine matten Augen konnten ihren Glanz nicht ertragen; er schloß sie, und machte blind seine Kunststücke mit dem Kinde. Deßhalb kam es, daß er es mit dem Gesichtchen auf die spitzen Pflastersteine fallen ließ — die alte Frau sprang hinzu und hob es auf, es war mit Blut überströmt. Man riß den Knaben aus ihrem Arm und trug ihn in mein Haus, weil es das nächste war; ich eilte die Treppe hinab und befahl der Magd, kaltes Wasser zu Aufschlägen herbei zu bringen. Obgleich das Kind fürchterlich schrie, so entdeckte sich doch, daß es keine bedeutenden Verletzungen empfangen. Als die alte Frau dies sah, wollte sie es gleich wieder mit hinaus nehmen, der Junge weinte aber und klammerte sich an mich; ich bat sie, ihn bis zum Abend bei mir zu lassen, und nach einer Berathung mit ihrem Genossen draußen willigte sie auch, wiewohl ziemlich ungern, ein.

Kaum war sie fort, so ließ ich dem kleinen Fremdling, der acht bis zehn Jahre zählen mochte, die blutbefleckten Hanswurstkleider ausziehen und dafür die abgelegte Garderobe meines ältesten Sohnes anlegen. Der Junge sah in den alten schlechten Kleidern wie ein kleiner Prinz aus.

„Wie heißt Du?" fragte ich ihn.

„Amadeus."

„Sonderbarer Name für den Sohn eines Zigeuners!"

„Ich bin nicht sein Sohn, und Koloman ist kein Zigeuner."

Diese Antwort sprach der Kleine in so entschiedenem, zurechtweisendem Tone, daß ich ihn ganz verwundert ansah. Ueberhaupt redete das Kind ganz gutes, reines Deutsch, und hatte etwas in seinem Benehmen meinen Kindern gegenüber, daß man ihm ansah, er hielt „gebildete Kinder gebildeter Eltern", um mit Münchhausen zu reden, für seines Gleichen.

Ich fragte ihn, wie lange er seine jetzige Lebensweise führe.

„Noch nicht lange. Als Mutter und Vater todt waren, hat die alte Margreth mich zu sich genommen — da hatte ich nie satt zu essen; dann kam der Koloman, ihr Sohn, zu ihr, und seitdem wir mit dem herum ziehen, geht es besser mit dem Essen."

„Wer war Dein Vater?"

„Ein Offizier."

„Was für ein Offizier?" — Das Kind sah mich fragend an, ich sah, daß ich deutlicher reden müßte, und fragte, ob sein Vater ein baierischer, preußischer oder österreichischer Offizier gewesen. Aber auch darauf wußte es nichts zu sagen, bis ich es nach den Rockfarben seines Vaters fragte. Da sagte es mir denn: Grau mit Roth, und wenn er recht geputzt gewesen, Weiß mit Roth. Dann sprach das Kind noch von den Türken und der Gränze; sein Vater war also gewesen, was man in Wien einen Gränzler nennt, — ein Posten, den man dort nicht gerade für eine Auszeichnung hält.

Als am Abend seine Pflegerin erschien, um ihn abzurufen, ließ ich sie allein in mein Zimmer kommen.

„Wie seyd Ihr zu dem Jungen gekommen, gute Frau?" fragte ich sie.

„O, Sie glauben wohl, wir hätten ihn gestohlen? Nein, lieber Herr, wahrhaftig, das Kind habe ich schon längst rechtmäßig bei mir, und früher war es mir eine große Last — hauptsächlich seinetwegen bin ich zu meinem jetzigen Geschäfte gegangen, denn — so kann er sich doch selbst sein Brod verdienen."

„Wer waren denn seine Eltern?"

„Offiziersleute. Ach, das ist eine traurige Geschichte! Seine Mutter war eine Gräfin, die sich hat entführen lassen. Da haben die Verwandten nichts mehr von ihr wissen wollen, ihr kein Geld gegeben und sie verkommen lassen mit ihrem Mann an der türkischen Gränze, wo er als Unterlieutenant bei dem Regimente stand. Sie ist aus Elend gestorben, er aus Kummer und Reue hinterdrein, und das Kind hier, das wäre aus Hunger gestorben, wenn ich mich nicht seiner erbarmt hätte."

Digitized by Google

„Wie heißt denn die Familie seiner Mutter?“ — Die Alte nannte mir eine der angesehensten österreichischen Grafen-Familien. Das Haupt derselben hatte ich bei einem Bade-Aufenthalt in Ischl zufällig kennen gelernt und durch eine kleine Gefälligkeit mir etwas verpflichtet. Es war der Großvater des Knaben, wie mir die Frau sagte, und an ihn beschloß ich zu schreiben — hatte er auch die Tochter wegen eines Fehltritts unbarmherzig verstoßen, so konnte er das unschuldige Enkelkind doch nicht in dieser Lage mit Gauklern herumziehen lassen. Margarethe war mit diesem Plane zufriedener, als ich glaubte; sie war das Vagabondenleben auch herzlich satt, und die Trennung von ihrem Sohne, dem Athleten, oder, wie sie ihn nannte, dem Aleten schien ihr nicht sehr weh zu thun. — „Der Peter mag nun wieder allein sein Brod gewinnen. Ich habe es satt, für ihn bei'm Straßenvolk mit dem Teller in der Hand zu betteln. Ich kann mich schon allein erhalten. Ich stricke und spinne lieber.“

Ich behielt Amadeus und die Alte in meinem Hause. Der „Alet“ schloß sich einer englischen Reitertruppe als Stallknecht an, und zog wieder in die weite Welt.

Bald, sehr bald erhielt ich eine Antwort auf meinen Brief an den Grafen. Sie war nicht von ihm selbst, sondern von seinem Sekretär in seinem Namen geschrieben, und beschied den Knaben sammt der Alten in das großväterliche gräfliche Haus, indem ein Wechsel für die Reisekosten beilag. Anstatt mir dankbar zu seyn, daß ich sein eigenes Blut vor Prostitution und schlechtem Lebenswandel bei Zeiten gewahrt, sagte der Graf einige banale höfliche Worte. Ueberhaupt schien seine Großmuth gegen seinen Enkel nur eine Folge davon, daß er sich schämte, anders zu handeln.

Die Abreise des Knaben that mir und meinen Kindern leid. Es war ein interessanter, talentvoller, aufgeweckter Junge; nur entstellte ihn ein heftiger Jähzorn, so heftig, wie ich ihn nie vorher und nie nachher gesehen, er besaß dann die Kraft eines erwachsenen Menschen, und war im ganzen Sinne des Wortes auch nicht zu bändigen. Er weinte heftig, als er in den Wagen stieg, und bei einem neunjährigen Kinde galt mir dieses als ein Beweis tiefen Gefühles.

Amadeus und Margarethe hatten versprochen uns zu schreiben, und Beide hielten Wort. Man hatte sie nur ein paar Stunden im gräflichen Palaste geduldet und dann sogleich expedirt auf eines der Güter des Grafen, wo ein ehemaliger Schullehrer Verwalter war. Der sollte für die geistige, Margarethe für die körperliche Wohlfahrt des Knaben sorgen! Hätte ich mehr Vermögen gehabt, als ein deutscher Beamter in der Regel hat, so hätte ich es bereut, den Knaben nicht bei meinen Kindern gelassen zu haben, so aber ...

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Klein-Kinderschule in Frankfurt a. M.

Unter den mancherlei wohlthätigen Anstalten, welche wir der fortschreitenden Aufklärung und dem humanen Sinne der neueren Zeit verdanken, nehmen die Klein-Kinderschulen eine der ersten Stellen ein und ihre heilbringende Wirksamkeit wird wohl von Niemanden in Abrede gestellt werden. Sowohl in den Städten wie auf dem Lande gibt es in den untern Volksklassen der Eltern viele, welche durch ihre Berufsarbeit und durch die Nothwendigkeit, ihrem Broderwerbe nachzugehen, selbst beim besten Willen verhindert sind, das leibliche und geistige Wohlseyn ihrer Kinder gehörig zu überwachen. Diese Unmöglichkeit der Ueberwachung ist bei denjenigen Kindern am nachtheiligsten, welche noch im zarten Alter stehen und zum eigentlichen Schulbesuche noch nicht reif sind. Somit war es ein schöner Gedanke, diese Bewahr-Anstalten für kleine Kinder ins Leben zu rufen, die eine große Lücke ausfüllen und des Guten so viel stiften. Ihre Aufgabe besteht darin, die ihnen anvertrauten Kinder vor leiblichem und geistigem Schaden zu bewahren, ihren physischen Kräften eine freie Entwickelung zu vergönnen, ihrem Gemüth eine sittlich-religiöse Richtung zu geben, sie zur Ordnung und Reinlichkeit, zum Gehorsam und Fleiße zu erziehen und sie durch Beibringung einiger ihrem Alter angemessener Kenntnisse zur Volksschule vorzubereiten. Auch unsere Stadt, die in keinerlei Weise hinter den Fortschritten der Zeit zurückbleibt, besitzt seit einer Reihe von Jahren zwei wohleingerichtete, sorgfältig geleitete und segensreich wirkende Anstalten dieser Art, die Eine in Sachsenhausen, die Andere im nordöstlichen Theile der Stadt, unfern der Peterskirche. Gegenwärtig soll nun eine dritte im westlichen Theile von Frankfurt ins Leben treten, da sich das Bedürfniß einer solchen als dringend herausgestellt hat. Die Erfahrung hat hinreichend bewiesen, daß, so gerne und fleißig auch die beiden Schulen benutzt werden, die an der Peterskirche gelegene dennoch von dem westlichen Theile der Stadt so weit entfernt ist, daß es zu den Ausnahmen gerechnet werden muß, wenn dort wohnende Eltern ihre kleinen Kinder bis auf die Schäfergasse schicken. Niemand hat diese Nothwendigkeit einer dritten Schule mehr erkannt und gewürdigt, als unser in Mailand wohnender verehrter Mitbürger, Hr. Heinrich Mylius sen., der großmüthige Beförderer gar mancher wohlthätiger und wissenschaftlicher Anstalten unserer Vaterstadt, der auch den Kleinkinderschulen schon mehrmals ansehnliche Geschenke gemacht hat. Damit diese dritte Anstalt ihre Wirksamkeit eröffnen könne, hat er unterm 28. Juni 1845 zum genannten Behufe ein Geschenk von fl. 20,000 gemacht. Der neunte Bericht über die Wirksamkeit der Kleinkinderschulen enthält nicht nur den Schenkungsbrief des genannten hochherzigen Mannes, sondern auch eine ausführliche Darlegung des gegenwärtigen Zustandes der Kleinkinderschulen, sowie Desjenigen, was zur Begründung der dritten derselben bis jetzt geschehen ist und woraus wir ersehen, daß das ehemalige Schulhaus der deutsch-reformirten Gemeinde, welches der Weißfrauenschule gerade gegenüber liegt, zum erwähnten Zwecke erkauft worden ist. Die Lage dieses Hauses ist in jeder Beziehung sehr geeignet, eben so die Lokalität selber, welche alle erforderlichen Räumlichkeiten und Vorzüge besitzt. Indessen bedarf die neue Anstalt, trotz der großartigen Schenkung des Hrn. Mylius, noch immer der weiteren Unterstützung und Nachhülfe, um vollkommen gesichert und wirksam seyn zu können. Solche Theilnahme ist in unserer Vaterstadt bei wahrhaft nützlichen Werken noch nie ausgeblieben, wo es galt, nahe oder ferne Noth zu lindern, dem Kranken Genesung, dem Alter ein Obdach, dem arbeitslosen Armen Beschäftigung, dem Blinden und Taubstummen Unterricht, dem jugendlichen Körper kräftige Entwickelung zu gewähren, oder bei all den vielen ähnlichen gemeinnützigen Bestrebungen. Wo könnte sie sich abermals schöner bethätigen als bei der Begründung eines neuen Kindergartens, in welchem die zarten und lieblichen, aber auch leicht verletzten Blüthen der ersten Entwickelung gepflegt, einer Pflanzschule, in welcher die ersten Keime und Knospen der erwachenden Geistesthätigkeit entwickelt und gefördert, einer Freistätte, in welcher die sonst vielleicht hülflos und verlassenen Kleinen ein sicheres Obdach und ein zweites Vaterhaus finden werden. Von allen Menschenfreunden ist es ja längst anerkannt, daß auf einem guten Grund und Boden, auf die ersten Eindrücke beim noch empfänglichen Kinde, auf die ersten und rechten Mittel beim Entwickeln der geistigen Kräfte Alles ankommt und daß der sittlichen Rohheit, der Verderbtheit und dem Pauperismus gerade hier an der Wurzel am kräftigsten entgegen gearbeitet werden könne. Indem wir diese Andeutungen und den genannten Jahresbericht der Beachtung auf's dringendste empfehlen und nicht bezweifeln, daß dem edeln Beispiel des Hrn. Mylius sich noch Viele, Jeder nach seinen Mitteln — und auch das Schärflein des Armen ist hier willkommen — anschließen werden, hegen wir den Wunsch, diese Zeilen nicht vergebens geschrieben zu haben, und hoffen, daß dies neue Werk der Humanität unter Gottes Hülfe freudig gedei-

Digitized by Google

den und zum schönsten Baum der Lust und des Lebens für die unter ihm spielenden und von ihm beschirmten Kinder werden möge!

W.

Mannichfaltigkeiten.

(Die jetzige Theuerung und der Fruchthandel.) Von vielen Seiten werden Diejenigen, die in Zeiten der Theuerung mit Frucht Handel treiben, als Kornwucherer bezeichnet, selbst wenn ein solcher Kaufmann zum Besten seiner Mitbürger aus entfernteren Ländern Frucht bezogen hat und sie mit dem gewöhnlichen Gewinne abgibt. Was ist der Erfolg? Der redliche Kaufmann wird sich von einem Handel zurückziehen, der bei sehr vielem Risiko noch einen verabscheuten Namen mit sich bringt; in Zeiten der nahen Noth wird man alsdann aus andern mit Getraide gesegneten Ländern nicht zeitig genug Einkäufe machen und so die Noth vergrößern. Das Beste ist, man lasse den redlichen Speculanten seine Geschäfte machen, nur verbiete man allen Schwindel als Verkauf auf Differenzzahlung, auf Zeit, ꝛc. Mit Leichtigkeit kann diesem Unfug dadurch abgeholfen werden, daß man allen solchen Händeln und daraus entstehenden Klagen durch ein Gesetz allen Rechtsweg sperrt, wie man es in Preußen mit dem Actienschwindel gethan. Wenn aber, wie es mit dem Oel oft stattfindet, wo man 100,000 Ohm kauft, wirklich aber nur 100 Ohm zum Verbrauch vielleicht bedarf, dann ist es kein Wunder, wenn ein Schwindelhandel eintritt. — Die Bestimmung dagegen, keine verbindliche Käufe ohne wirkliche Naturalablieferung, tödtet den Schwindel und macht vorsichtig. — Dies meine Meinung über den Fruchthandel, in dem ich seit beinahe vierzig Jahren weder direkt noch indirekt (gerade der öffentlichen Meinung wegen) keine Geschäfte machte.

Ernst Emil Hoffmann.

(Vom Vogelsberge, 8. Juni.) Das Korn steht jetzt, vom herrlichsten Wetter begünstigt, hier in reichlicher Blüthe und ist bei der trockenen Witterung zu einer bedeutenden Höhe herangewachsen. So wurden gestern dem Einsender dieses von dem Freiherrlich Riedeselischen Gute Reichlos und den benachbarten Orten Halmen von 8½ bis zu 9 Fuß Länge vorgezeigt. Auch auf dem Gute des gr. Bürgermeisters Diez in Heisters, sowie in der Umgegend, findet man das Korn in solch' üppigem Wuchse, was zur Hoffnung einer überaus gesegneten Ernte berechtigt. Besonders günstig scheint das trockene warme Wetter von gutem Einflusse auf die Kartoffeln und die Gerstensaat zu seyn.

(Speyer, 8. Juni.) Der Stadtrath hat beschlossen, daß den hiesigen Armen das Brod während der jetzigen Theuerung um einen geringern als den laufenden Preis verabfolgt werden soll, indem die Stadtcasse einen Zuschuß leistet.

Aus Westphalen, 7. Juni, wird der „Trier'schen Zeitung" geschrieben: Vor einigen Tagen berichtete die „Kölnische Zeitung" (auch die „Weser-Zeitung", und nach dieser die „Mainzer Ztg.") aus Hamm, daß der dortige Landrath eine Bekanntmachung erlassen, worin er von unerlaubtem Raisonnement über Kirche und Staat, das, wie er vernommen, in den Wirthshäusern geführt würde, spricht, und mit Hinweisung auf den § 71 der Gewerbe-Ordnung von den Gast- und Schenkwirthen verlangt, daß sie ihm die „Raisonneurs" zur Anzeige bringen sollen, damit sie zur Bestrafung gezogen werden können. Der § 71 handelt über Entziehung der Conzessionen; damit also droht der Herr Landrath denjenigen Wirthen, die seinem Gebote nicht Folge leisten wollen. Nun verlangt aber die allgemeine Gewerbeordnung unter den für einen Gast- oder Schenkwirth erforderlichen Eigenschaften nicht auch die eines Polizeibeamten; sie verlangt von ihm nicht, daß er die Funktion eines Denunzianten gegen seine Gäste übernehme, und von dem Belieben des Landraths hängt glücklicher Weise die Conzessionsentziehung nicht ab. Der Herr Landrath scheint also nur einen Schreckschuß gethan zu haben, denn verwirklichen würde er seine Drohung erforderlichen Falls doch nicht gut können.

(Karlsruhe, 11. Juni.) Dem Vernehmen nach sind der Keßler'schen Maschinenfabrik von Seiten der königl. hannover'schen Regierung Aufträge wegen Lieferung einer Anzahl Locomotive zu Theil geworden. Es ist dies ein neuer erfreulicher Beweis der Anerkennung, welche diese Anstalt mehr und mehr auch außerhalb der Gränzen unseres Landes findet, und welche am deutlichsten für die fortschreitenden Leistungen derselben spricht. Erfreulich ist es aber auch, daß deutsche Regierungen durch die Unterstützung solch' großartiger Unternehmungen deren Aufblühen förderlich sind; möchten sie dadurch in den Stand gesetzt werden, die ausländische Concurrenz nach und nach ganz zu verdrängen.

(Heidenheim, im Königreich Würtemberg, 10. Juni.) Adam Gayring, Schäfer in Gussenstadt, 64 Jahre alt, seit 33 Jahren verheirathet und Vater zweier Töchter, ein in aller Beziehung gut prädizirter und eben darum werthgeschätzter Ortsbürger, erscheint den 8. d. M. Nachmittags mit ganz unbefangener Miene und aller Gemüthsruhe bei seinem Schultheißen und macht die Meldung: er habe so eben seine Frau todtgeschlagen. Hierüber näher befragt, erzählt er vor den aus Veranlassung des Ruggerichts auf dem Rathhause anwesenden Oberbeamten und dem versammelten Gemeinderath: Wie Jedermann zur Genüge wisse, kränkle seine Frau schon mehrere Jahre und sey namentlich oft so mit den fürchterlichsten Kopfschmerzen geplagt, daß sie fast wahnsinnig werde. Wenn der Schmerz auch je zuweilen sich einige Tage verloren, so habe er sich doch nachher in einem erhöhten Grade wieder eingestellt. Verflossenen Winter sey sie anhaltend bettlägerig gewesen. Auf diese Art, und da sie alle Hoffnung auf Besserung aufgegeben, sey ihr das Leben eigentlich eine Qual geworden. Ueberdem — dies erwähnt in spätern Berichten — habe sie gefürchtet, wenn er vor ihr sterbe, möchte sie darben müssen. Als er daher heute mit ihr das vierte Kapitel im Buch der Richter gelesen — (Gayring war ein eifriger Bibelleser) — habe sie an ihn das Begehren gestellt, er solle ihr — wie Jael dem Sissera — auch einen Nagel durch den Kopf schlagen, das sey ohne Zweifel ein eben so leichter, als schneller Tod und mache all ihrem Erdenleiden ein Ende. Sie verzeihe ihm zum Voraus und spreche ihn schuldlos vor Gott und Menschen. Ein Nagel verursache weder eine starke Verblutung, noch gebe er eine große Wunde; wenn sie dann todt sey, solle er das zerquetschte Fleisch über den Nagel herziehen und ihr eine weiße Schlafhaube aufsetzen, dann bleibe Alles verborgen und er sey sicher. Jede Vorstellung sey fruchtlos gewesen. Endlich habe er nachgegeben; aber der Nagel, den er ihr durch den linken Schlaf in den Kopf habe eintreiben wollen, sey zu weich gewesen und habe sich auf den Knochen genietet. Ganz denselben Erfolg habe ein weiterer Versuch mit einem kleinen, am Hefte abgebrochenen Bohrer gehabt. Hierauf habe ihm seine Frau erklärt: Es sey jetzt schon angefangen, er solle nur fortmachen und sie mit dem Hammer vollends umbringen, welch letzten Wunsch er ihr auch sogleich gewährt und ihr das Hirn eingeschlagen habe. Zu Hause liege sie, die Herren können sich von dem Thatbestand mit eigenen Augen überzeugen. Natürlich durchzuckte eine solche schauerliche Nachricht die ganze Dorfschaft und Umgebung wie ein elektrischer Schlag. Man fand die Leiche ganz in dem angegebenen Zustande, einen Pantoffel am Fuß und Wergabfall auf der Schürze, auf dem Bette ausgestreckt. Etwas oberhalb des linken Backenknochens gewahrte man deutlich die durch das versuchte Eintreiben des Na-

Digitized by Google

geis und Bohrers entstandene kleine Wunde. Die Hirnschale der rechten Seite aber war bis unter den Schlaf herab von den Streichen eines Scheerhammers gänzlich zerschmettert. Nebenan stand ein irdenes Gefäß mit Wasser, in dem der Mörder, vor seinem Gang auf's Rathhaus, die besudelten Hände gereinigt hatte. Noch bei seinem Transport nach Heidenheim behielt er alle seine Fassung und eine eiserne Gemüthsruhe. Er lebt fort und fort des Glaubens, den ausdrücklichen Willen seiner Frau erfüllt und ihr durch Erlösung von ihren Leiden ein besseres Loos bereitet zu haben. (Aus der Ulmer Chronik. Auch das Heidenheimer Wochenblatt gibt die gleiche Nachricht.)

Korrespondenz.

Oberstein an der Nahe, 11. Juni.

In Folge großherzoglicher Genehmigung konnte am verflossenen Dienstag der erste deutschkatholische Gottesdienst hier stattfinden. Der Demraur'sche Saal war zu diesem Ende unter Mitwirkung evangelischer Brüder auf's bereitwilligste und sinnigste in aller Kürze geschmückt worden. Schon früh strömten von nah und fern die Mitglieder der Gemeinde mit ihren Angehörigen und Freunden dem Locale zu, welches schon um 9 Uhr dichtgedrängt in aller Ordnung besetzt war. Eine Anzahl bestieg den hinter dem Hause befindlichen Felsen, von wo aus der Pfarrer wahrgenommen und deutlich verstanden werden konnte. Der Hr. Pfarrer Winter, vom Vorstande begleitet, verfügte sich hierauf unter Voranschreiten der Gemeinde und des Obersteiner Gesangvereins zum Bethaus. Nach einer kurzen Begrüßung von Seiten des Hrn. Pfarrers wurde sodann die Liturgie nach bekannter, vorgeschriebener Weise abgehalten. Die Gesänge und Responsorien wurden vom Gesangverein, wenn gleich ohne Orgel, sehr präcis und gemüthvoll ausgeführt. Der Text zur Predigt war aus 1. Corinther XIII. 1 — 13 entnommen und die demselben zu Grunde liegende Idee: „der Glaube trennt, wo die Liebe einigt" wurde von dem Hrn. Pfarrer auf eine eben so würdevolle, vernünftig beweisende, als auch ergreifende Weise geschildert, daß viele Hoch- und Niederstehende mit Thränen im Auge wahrgenommen werden konnten. Alle sprechen sich einstimmig darüber aus, daß die Predigt eine gediegene war und der Beitritt von 11 Personen nach beendigtem Gottesdienst zeugt von gutem Erfolg. Die Vorbereitung zum heiligen Abendmahle und die dabei gehaltene Rede hat nicht minder den allgemeinen Beifall erhalten. An dem Abendmahle selbst nahmen 42 Personen Theil. Was noch besondere Erwähnung verdient, ist, daß nach beendigter Liturgie, nachdem bereits viele der Zuhörer sich entfernt hatten, zwei Männer vortraten und um Ertheilung des Abendmahls nachträglich baten, weil sie durch die dichte Masse zur Zeit nicht durchkommen konnten, aber auch nicht ferner ohne den Genuß des Abendmahls bleiben wollten. Der eine war ein Greis, dessen Anzug keineswegs von hohem Stande zeugte, aber um so mehr die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich zog, weil er sich so sehr nach dem Genuß des heiligen Abendmahls sehnte.] Der Andere, ein gewesener Strenggläubiger, war von der vernommenen Wahrheit so hingerissen, daß er nichts Freudigeres thun konnte, als sogleich seinen Beitritt zu erklären. Nachdem Hr. Pfarrer Winter beide auf geziemende Weise zum Abendmahle vorbereitet hatte, spendete er ihnen dasselbe nachträglich. — Möge die kleine Gemeinde immer mehr erstarken und mit Hülfe ihrer evangelischen Mitchristen recht bald dahin kommen, sich in Vereinigung mit der Aschbacher Gemeinde für die Folge einen Geistlichen zu gewinnen, was im allgemeinen Interesse sehr zu wünschen ist. Ein zur Verherrlichung dieses frohen Tages veranstaltetes Mittagessen in der Post vereinigte verschiedene Confessionsverwandte. Die herzliche Theilnahme und die bei dieser Gelegenheit ausgebrachten sinnigen Toaste zeugen von dem ächten, liebevollen Geiste, welcher die Bewohner von Oberstein und der Umgegend beseelt. Ein schönes, im Druck erschienenes Gedicht wurde den Deutschkatholiken zum Willkomm überreicht.

Wiesbaden, 8. Juni.

Am Pfingstsonntage hatte in der hiesigen deutsch-katholischen Gemeinde die Confirmation von 6 Kindern statt. Dieselben wurden am vorhergehenden Abend in dem gottesdienstlichen Local der Gemeinde öffentlich geprüft. Wer dieser Prüfung und der Feier am Pfingstfeste beiwohnte, hatte Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß der Deutschkatholizismus seine Stütze weniger in Formen, welche der Wechsel der Zeiten stets gebrochen hat und brechen wird, sondern in der geistigen Auffassung der Christuslehre, und, in Folge dieser Auffassung, in wahrer, die ganze Menschheit umfassender Liebe und eigener innigster Gottesrechtschaffenheit sucht. Es war diese schöne Feier eine wirkliche und wahre Pfingstfeier für die Gemeinde. Wer die Menge der nach den Confirmanden das Abendmahl nehmenden Christen aller Confessionen sah, mußte wohl die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß diese Erscheinung keine vorübergehende, sondern eine in Millionen Menschen bereits lebende und auf diese Art sich jetzt erst äußerlich gestaltende Nothwendigkeit unserer Zeit sey. — Daß aber die äußere Gestaltung der Gemeinde sich ebenfalls befestige, zeigte der gestrige Tag unserer Gemeinde. Der Vorstand und das Aeltestencollegium legten ihre seit Jahresfrist begleiteten Aemter in die Hände der Gemeinde zurück, ihre einjährige Wirksamkeit mit einem Bericht über den Stand der deutschkatholischen Sache im Allgemeinen, so wie in unserem Herzogthum, namentlich in hiesiger Gemeinde insbesondere, schließend. So wie im Allgemeinen die deutschkatholische Kirche im Voranschreiten und weiterer Ausbildung ihres Innern begriffen ist, so zeigte der Haushalt hiesiger Gemeinde, daß trotz vieler Anschaffungen von den Einnahmen doch fl. 700 erspart werden konnten. Nach Beendigung dieses Berichtes schritt die Gemeinde zur neuen Wahl. Dieselbe fiel ohne Ausnahme wieder auf die früheren Beamten, deren Zahl, wegen Vergrößerung der Gemeinde, durch neue Glieder vermehrt wurde. Wie thätig unsere evangelischchristlichen Mitbürger unsere Gemeinde unterstützen, zeigte die Rechnungsablage. Aber nicht allein die Gaben an sich, sondern auch die Art, wie gegeben wird, ist eine wohlthuende. Die Beiträge werden von Gliedern der protestantischen Kirche unter sich gesammelt und jährlich dem Cassirer der deutschkatholischen Gemeinde abgeliefert. Außer diesen Beiträgen, welche gewiß keine andere Stadt reichlicher steuert, brachten protestantische Mitbürger zur Feier des ersten Confirmationsfestes eine silberne Kanne und ein Altartuch zum Geschenk. Einen Kelch mit Hostienteller hatten früher schon Frauen in Dietz der Gemeinde als Andenken überreichen lassen. Weitere Worte des Dankes hierfür auszusprechen, möchte dem wahren Gefühl Eintrag thun. Die evangelische Bevölkerung unserer Stadt und des Landes hat erkannt, daß wir in Liebe mit ihr leben wollen, daß wir nicht annehmen können, die Religion unseres Herrn und Meisters verböte es, oder nehme Anstand, wenn rechtschaffene Menschen verschiedener Glaubensansichten in die innigsten bürgerlichen und Familienbande treten. Auch den römisch-katholischen Bewohnern Wiesbadens muß man nachrühmen, daß sie, in der größten Mehrheit wenigstens, mit den Deutschkatholiken auf demselben Fuß, wie früher, verblieben sind. Mit geringen Ausnahmen leben hier alle Confessionen in freundschaftlicher Einigkeit und beweisen in der That einen ganz zeitgemäßen Tact. Die Regierung hat sich der ganzen Angelegenheit gegenüber — ohne vorher große Phrasen zu machen — auf den in der Bundesacte und eigenen Landesverfassung niedergelegten Grundsatz voller Glaubens- und Gewissensfreiheit gestellt. Sie stellt bei keinem Deutschkatholiken ein Staatsbürgerrecht in Frage und leuchtet so den eigenen Unterthanen jeder Confession mit gutem Beispiel vor. Auf diese Weise ist in unserem Lande der Grundsatz des großen Friedrich, „Jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen", Wirklichkeit geworden, und an den Staaten, welche sich, wie der unsere, des gewaltsamen Seligmachens ihrer Bürger entschlagen, werden viele Wirren vorübergehen.

Straßburg, 11. Juni.

Die deutsche Operngesellschaft unter Direktion des Hrn. Löwe aus Mainz wird schon am 17. d. M. ihre Vorstellungen beschließen. Reichel aus Darmstadt, der seit acht Tagen dahier gastirt, erregt durch seine großartigen Leistungen wahrhaft Bewunderung. Im Allgemeinen bedauert man den schnellen Abgang der Truppe. Die französischen Vorstellungen nehmen erst im September ihren Anfang und werden bis zum April dauern.

Main-Wasserwärme: 14. Juni, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 14. Juni. Zampa, oder: die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth., Musik von Herold.

Montag, 15. Juni. Dornen und Lorbeer, oder: Das ungekannte Meisterwerk, Drama in 2 Abth., nach E. Lafont, von W. Friedrich. (Gastrolle) Rolla: Hr. Herter, vom Hoftheater zu Oldenburg.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 164. Dienstag, den 16. Juni 1846.

Zwei Bettelkinder.

Eine wahre Geschichte.

(Fortsetzung.)

II.

Es war ein Jahr vergangen und wieder Jahrmarkt. Ich stand an derselben Stelle am Fenster und dachte an Amadeus, als der bekannte Ruf: Scheerenschleifer aus Paris! meine Blicke auf die Straße lenkte. Es war ein alter Mann in blauem Leinenkittel, der so rief. Mir fiel ein, daß meine Papierscheere nicht mehr gehörig ihre Dienste versehen wollte, und ich rief den Mann herauf. Es war ein gesprächiger Franzose mit verschmitztem Gesicht; er drängte, ihm mehr als die Scheere zum Schleifen zu geben; Hackmesser, Küchenmesser, Federmesser, Holzbeil oder Scheere, Alles wird vortrefflich, wälschte er mit unglaublicher Zungengeläufigkeit in unserer, ihm doch so schweren Sprache. Ich rief meiner Frau: „Hast Du nichts für den Mann zu schleifen?“

Sie schüttelte mit dem Kopfe, aber unterdessen trat ich schnell in mein Zimmer zurück und überließ ihr nach ächter Ehmannsart den zudringlichen Schwätzer, mit dem ich nicht fertig zu werden wußte. Sie sprach Französisch mit ihm, und noch lange, nachdem ich schon wieder an meinem Schreibtische saß, hörte ich die heisere Stimme des alten Franzosen und die sanfte Stimme meiner jungen deutschen Frau.

Eine Stunde darauf kam sie in mein Arbeitszimmer, ganz schüchtern und ängstlich, denn sie wußte, daß ich nicht gern gestört bin, und in diesem Falle auch nicht besonders liebenswürdig.

„Ulrich, sey nicht böse, ich habe Dir nur ein paar Worte zu sagen!“

„So sage sie.“

„Hier ist vor allen Dingen Deine Scheere, sie ist geschliffen — deßwegen kam ich auch. Ziehe die Augenbraunen nicht so zusammen, Ulrich, dann kann ich wahrhaftig nichts sagen. Komm nur einen Augenblick heraus und sieh das kleine Mädchen, die Tochter des Scheerenschleifers, die mir die Sachen gebracht — was das Kind für Augen hat!“

„Meinetwegen!“

„Nein, Ulrich, sey so gut und komm, Du mußt das Kind sehen.“

Aergerlich stieß ich meinen Stuhl zurück und trat vor die Thür. Da stand die kleine Französin vor mir und machte mir einen Knix.

„Wie heißt Du, mein Kind?“

„Annette, Monsieur.“

Ich glaubte nun für meine Frau genug gethan zu haben, und ging wieder in mein Zimmer.

Als ich zu Tische kam, saß die kleine Scheerenschleiferin zwischen meinen drei Jungen; ich sah verwundert meine Frau an. Sie lächelte. Die Kleine hat so mein Herz erobert, daß ich ihrem Vater habe bitten lassen, sie mir zum Mittagstische herzuschicken. Sie ist so manierlich und zierlich wie ein Dämchen. Ich nehme Revanche, Du hast ja voriges Jahr auch den kleinen Amadeus vom Jahrmarkt aufgefischt — das ist das Gegenstück.

Sie war wirklich das Gegenstück: wie Amadeus blond und rosig, so war sie schwarz und braun. Ein Paar Augen, um die Cigarre daran anzuzünden! das ganze Gesichtchen wie aus Bronze und die kleinen Züge so regelmäßig wie bei einer Antike. Bewundernswürdig, bei ihrem herumziehenden Leben, war die Ordnung und Reinlichkeit ihres Anzuges. Als wir ihr dies sagten, erzählte sie, wie der Papa ihr Kleidchen immer selbst wasche. Als wir nach ihrer Mutter fragten, antwortete sie, daß diese Fischhändlerin sey und von ihrem kleinen Dorfe immer die Fische nach Marseille auf den Markt trage, und zu vielen vornehmen Kunden, sagte die Kleine mit einem gewissen Selbstgefühl.

Wenn man sie nicht fragte, sprach sie auch nicht; sie sah schüchtern, ja sogar traurig aus. Als ich vom Tische aufgestanden, beschäftigte sich meine Frau noch mit ihr, und zwar nach ihrer liebevollen Weise, daß sogar die kleine Fremde Muth und Zutrauen faßte und ihr nach einer kleinen halben Stunde schon ein merkwürdiges Geständniß machte.

Ihre Mutter lieferte auch Fische in das Kloster der Sacrés grises in Marseille, und hatte die hübsche Kleine oft mit dorthin genommen. Da hatte denn die Frau Aebtissin sie gesehen, und eine besondere Zuneigung zu dem Kinde gefaßt. Die Frau Aebtissin war selbst noch jung, und gehörte zu einer reichen Kaufmanns-Familie in Marseille. Sie bot der Mutter der kleinen Annette an, sie wolle das Kind im Kloster unentgeltlich erziehen. Damit war die Frau sehr zufrieden, bis Annette ihr erklärte, daß sie nicht nur sehr gern als Kostgängerin jetzt schon in's Kloster gehen, sondern auch es nie mehr verlassen werde, denn sie wolle durchaus Nonne werden. Damals war Annette zehn Jahre alt, jetzt elf, aber ihre Mutter gab sie nicht den Nonnen, denn sie wollte ihr einziges Kind nicht verlieren. Der Vater war eben so sehr dagegen, und hatte sie deshalb jetzt mitgenommen, „pour me distraire de ces idées,“ wie die kleine altkluge Person sagte.

Das war also eine Zerstreuungsreise, daß sich Gott erbarme! Den Tag mit dem Vater durch die Straßen ziehen und Messer und Scheeren abliefern, Nachts auf der Streu schlafen — zu Fuß laufen oder auf einem elenden Bauernkarren, aus Barmherzigkeit des Besitzers, ein paar Meilen gerüttelt werden, du lieber Gott! da mußte ihr ja das stille, ruhige Kloster immer wünschenswerther, immer beglückender vorkommen. Und so war es auch. Das frühreife Kind weinte, indem sie mit meiner Frau sprach von ihrem geliebten Kloster daheim: wo Alles so ruhig, so reinlich und so schön sey!

Meine Frau, obgleich eine Protestantin, hatte das lebhafteste Mitleid mit der Klostersehnsucht der kleinen Französin. Sie ließ

Digitized by Google

den Vater rufen und redete ihm zu, dem Kinde, das offenbar für seine jetzige Beschäftigung viel zu fein organisirt sey, nachzugeben. Wenn sie erst ein paar Jahre im Kloster gewesen ist, sehnt sie sich gewiß nach Euch zurück; die klösterliche Stille wird ihrem erwachenden Jugendsinne gewiß nicht mehr behagen, und die Welt wird dann auch schon ihre Rechte geltend zu machen wissen.

Der Alte schüttelte ungläubig den Kopf, aber versprach meiner Frau doch, sich die Sache zu überlegen. Jetzt wollte er zurück, denn der Winter war vor der Thür, und den pflegte er immer zu Hause zuzubringen. Meine Frau schenkte der kleinen Annette ein abgelegtes Kleid, verschaffte ihr durch ihre Fürsprache ein Mäntelchen und Schuhe von dem Töchterchen einer Freundin, und so wohl ausgestattet zog denn endlich die kleine Annette aus dem Thore, meiner Frau das Versprechen zurücklassend, ihr schreiben zu wollen, wenn die Eltern sie in's Kloster gehen ließen. Im Winter kam wirklich ein Brief, den der alte Scherenschleifer eigenhändig construirt hatte. Mit vieler Mühe fanden wir den Sinn — Annette war seit acht Tagen im Kloster, hauptsächlich als Folge des Zuredens meiner Frau, wie der Alte versicherte.

(Schluß folgt.)

Der Essener Tumult vom 22. Mai 1845.

(Aus dem Kreise Duisburg, 31. Mai.) Vor ungefähr einem Jahre machte die Erzählung eines zu Essen, im Regierungsbezirk Düsseldorf, bei Gelegenheit der Frohnleichnams-Prozession stattgehabten Tumultes großes Aufsehn und ward deßhalb in sämmtlichen Organen der Presse mitgetheilt. Der Vorfall fiel in eine Periode, wo öffentliche Scandale, die in religiösem Fanatismus ihren Grund hatten, durchaus nicht zu den Seltenheiten gehörten, gewann jedoch dadurch eine besondere Bedeutung, daß nicht, wie bei den gleichartigen Vorfällen zu Tarnowitz, Halberstadt ꝛc. das directe Auftreten der Deutsch-Katholiken, sondern vielmehr lediglich das durch herrschsüchtige Priester heraufbeschworne Gespenst von Religions- und Kirchen-Feinden den Anlaß zum Ausbruche des Fanatismus gab. Jetzt ist in zweiter Instanz von dem Ober-Landes-Gerichte zu Münster über die wegen der vorgefallenen Excesse zur Untersuchung Gezogenen das Urtheil gesprochen, welches die von der Tumult-Commission und dem Ober-Landes-Gerichte zu Hamm gefällten, gegen 21 Personen auf Bestrafung lautenden Erkenntnisse fast durchgängig bestätigt und uns, da somit die rechtlichen Ermittelungen der Sache aufhören, in den Stand setzt, dem sich dafür interessirenden Publikum schließlich ein wahrheitsgemäßes Bild des Vorfalls und zugleich einige Ueberblicke in die bodenlosen Unwürdigkeiten eines zur bloßen Form herabgesunkenen Christenthums zu verschaffen.

Schon lange Zeit vor der Frohnleichnams-Prozession, welche am 22. Mai v. J. zu Essen stattfinden sollte, hatte sich dort, sowie in der ganzen Umgegend das Gerücht verbreitet, daß die Protestanten eine Fahne aus dem Prozessions-Zuge herauszureißen beabsichtigten. Wer der Erfinder dieses Gerüchts gewesen, das ist nicht ermittelt worden. Namentlich hat sich nicht das Mindeste herausgestellt, woraus man schließen dürfte, daß vielleicht irgend ein Protestant durch fanatische Aeußerungen zu dem Gerüchte Anlaß gegeben habe. Auch scheint das Gerücht vorzüglich bei den Katholiken Verbreitung und Anklang gefunden zu haben, während es bei dem protestantischen Theile der Bevölkerung kaum Berücksichtigung fand. In dieser Beziehung verdient es erwähnt zu werden, daß die Katholiken bei der bevorstehenden Prozession einen besondern Glanz zu entfalten beabsichtigten, und zu diesem Zwecke verschiedene Fahnen, wie die mit dem heiligen Rocke, angefertigt hatten, welche zum ersten Male umhergetragen werden sollten, und von denen eine, die heilige Gertrudis vorstellend, den localen Verhältnissen zufolge, eine gegen die Essener protestantische Kirche gerichtete Demonstration enthielt, da die protestantische Kirche eine ehemalige St. Gertrudis-Kirche ist, und nach dem auf der fraglichen Fahne gestickten Bilde die heilige Gertrudis auf die protestantische Kirche mit weinendem Angesichte, gleichsam auf eine abgefallene, treulose Tochter hinweis't. Will man nun auch, was in der That nicht juristisch erwiesen ist, nicht annehmen, daß das oben bezeichnete Gerücht von einem beabsichtigten Raube dieser Fahne zum Zwecke der Aufregung absichtlich ersonnen sey, so wird man doch geneigt und auch wohl berechtigt, bei der Entstehung und Verbreitung des Gerüchtes an den Mann zu denken, der den Teufel an die Wand malt, und sich nun vor seinem eigenen Fabrikate fürchtet, oder eine Parallele mit jenem Juden der Fabel zu ziehen, der eine Pfanne gestohlen hat und, als er auf die Straße tritt, von jedem Menschen angefaßt zu werden fürchtet, ja in der Angst seines bösen Gewissens den Einfall hat, Jeden zu fragen: „Guckt der Stiel auch unter dem Mantel hervor?“ Dem sey aber auch wie ihm wolle; genug, das Gerücht selbst, welches namentlich bei dem fast ausschließlich katholischen, niedern Volke und den Bauern unbedingten Glauben fand, macht Dasjenige erklärlich, was sich nun am Frohnleichnams-Tage selbst ereignete.

Eine ungewöhnliche Menschenmasse strömte von nah und fern in Essen zusammen. Anfangs ging die Prozession ruhig durch die Straßen. Plötzlich durchzog ein dumpfes Gemurmel die Massen. Alsbald, wie im Sturm nach drückender Gewitterschwüle, rissen die Reihen der Prozession aus einander. Der Ruf: „Die Luther'schen haben die Fahne genommen!“ gab das Zeichen zur Entfesselung des rohesten Fanatismus. Welche Fahne und wo dieselbe genommen sey, das wußte Anfangs Niemand. Es rannte Alles wuthentbrannt durcheinander, bis zuletzt die Wüthendsten sich auf dem Markte versammelten und den ganzen Haufen nach sich zogen. Jetzt begann die Raserei sich an dem unschuldigen Rathhause auszulassen. Fenster wurden eingeworfen, die Thüren erbrochen. Einige bezeichneten den im Rathhause wohnenden Polizeidiener als den Fahnenräuber. Es ward also dessen Wohnung erstürmt, er selbst mißhandelt, Betten, Tische ꝛc., Alles durcheinander geworfen, bis Einer das Christus-Kreuz an der Wand hängen sah und meinte, wo der hänge, könne ein Räuber ihr Heiligthum nicht verstecken; worauf die Eingedrungenen sich bald wieder entfernten. Unterdessen hatten die bei der Prozession zur Aufrechthaltung der Ordnung fungirenden Gensd'armen vergebens versucht, das Volk zur Ruhe zu bringen; sie wurden vom Pferde gerissen, mißhandelt und unter Steinwürfen bis in die entlegensten Theile der Stadt verfolgt. Die Bande der Ordnung waren gesprengt, und kein Mittel zur augenblicklichen Aufrechthaltung des Gesetzes vorhanden. Endlich gelang es den Anfangs höchst zweideutigen Bemühungen eines katholischen Geistlichen und mehrerer angesehener Katholiken, den Haufen wenigstens in etwas zur Ruhe zu bringen. Nur gegen Abend desselben Tages, und einige Zeit später, fanden noch einige fanatische Excesse statt, welche namentlich gegen die Pfarrwohnungen der protestantischen Geistlichen gerichtet waren, jedoch wegen der durch Bildung einer Bürgergarde und Requisition von Polizei-Beamten getroffenen Sicherheits-Maßregeln ohne ansteckenden Einfluß blieben.

(Schluß folgt.)

Stille Freude. *)

Was weinst du, Blümlein,
Im Morgenschein?
Das Blümlein lachte:
Was fällt dir ein!

*) Aus den „Frühlingstönen aus Oesterreich“ von Hermann Rollett. Jena, Fr. Luden, 1846.

Digitized by Google

Ich bin ja fröhlich,
Ich weine nicht' —
Die Freudenthräne
Durch's Aug' mir dringt!

Ich frug das Bächlein:
Was rinnst du dahin
Wie ein Thränenstrom
Durch's Wiesengrün?

Da klang es heraus
Aus der Wellenbrust:
Mein Strömen ist Freude,
Ist Brausen der Luft!

Du Morgenhimmel,
Bist blutig roth,
Als läg' deine Sonne
Im Meere todt?

Da lacht der Himmel
Und ruft mich an:
Ich streue ja Rosen
Auf ihre Bahn!

Und flammend hoch
Die Sonne hervor,
Die Blumen blühten
Jubelnd empor,

Des Baches Wellen
Jauchzten auf,
Und die Sonne lachte
Freudig d'rauf.

Mannichfaltigkeiten.

(Der Münze Kehrseite.) Ueber Hoffmann von Fallersleben, dessen Schicksal seiner Zeit so viele Theilnahme erregte, fällt ein Hamburger Korrespondent der Trierer Zeitung folgendes Urtheil, das der Wahrheit um so weniger ganz entbehren möchte, als er aus anerkannt liberaler Feder fließt: „Hoffmann von Fallersleben", sagt der Bericht, „hält sich seit einiger Zeit wieder in Hamburg und der nächsten Umgegend auf. Die Theilnahme, welche man dem Dichter der „unpolitischen Lieder" Anfangs widmete, ist hier sehr erkaltet, und, wie uns dünkt, mit Recht. Das Leben und Treiben dieses Mannes verdient nicht so ganz das warme Interesse, das man ihm unter Andern noch am Rhein zu zollen scheint. Das burschikose Wesen, mit dem Hoffmann überall hervorragt, das Lotterbett, auf dem er sich so wohl gefällt, und der Gebrauch, den er von den Geldgeschenken macht, die ihm von allen Seiten zufließen, ohne daß es ihm genug schiene, können ihm die Achtung nicht erhalten, welche man seinem Talent und seinem Mißgeschick zollte. Ist es nicht trostlos, diesen liberalen Sänger von Morgens früh bis Abends spät in den Kneipen, bei Schauspielern und jungen, unerfahrnen Liberalen herumliegen sehen, ihnen, Allen die es wollen und nicht wollen, seine alten und neuen Gedichte vorsingen, vordeklamiren hören zu müssen; trostlos, wenn ein Mann, der Witz und Verstand besitzt und einen unverwüstlich gesunden Körper, der also sehr wohl im Stande seyn müßte, sein eigen Brod zu verdienen, von öffentlichen Almosen lebt, die den Armen, Unglücklichen entzogen werden; trostlos, wenn es scheinen muß, als mäße der Empfänger dieser Almosen, die Ehrerhaftigkeit der deutschen Nation nur nach der Höhe ab, welche ihm ihr Mitleiden, oder ihr Enthusiasmus für Freiheit und Poesie geben läßt? Der Stand der Dichter hat aufgehört, so gut wie jeder andere außer dem Menschenstand aufhören soll und muß. Der Mensch, den Herr Hoffmann uns produzirte, ist nicht sonderlich liebens- und achtungswürdig, und der Dichter, den es ewig juckt und prickelt, daß er nur Zuschauer und Zuschauer habe, denen er seine Verse vortragen könne, muß mit der Kritik arg zerfallen seyn. Das jüngste Geschenk, dessen sich Hr. Hoffmann rühmen kann, sind einige Hundert Morgen Landes in Texas. Ob er wohl die Zweideutigkeit dieser Gabe einsieht?"

(Berlin, 9. Juni.) In dieser Woche findet eine Reihe religiöser Feste statt, die viele Geistliche aus der Nähe und Ferne herbeiführen. Heute Nachmittag nämlich begeht die Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden ihre Jahresfeier, und Abends ist eine Missionskonferenz, wozu man Abgeordnete aller deutschen Missions-Gesellschaften erwartet. Morgen früh hält der Pastoralverein eine Generalversammlung, und Nachmittags feiert die Gesellschaft zur Verbreitung protestantischer Missionen unter den Heiden ihren Stiftungstag. Donnerstag findet eine Besprechung der mehr als 200 hier versammelten Pastoren statt. Freitag wird der Märkische Zentralverein zur Enthaltsamkeit vom Branntwein seinen Begründungstag feiern und Sonnabend sollen vom Frauenverein zur christlichen Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande zwei Lehrerinnen nach Ostindien feierlich entlassen werden. Trotz allen diesen Vereinen dürfte in religiöser Beziehung in keiner andern Hauptstadt ein so großer Indifferentismus herrschen, als grade in Berlin.

Die Mailänder Eisenbahn wird binnen zwei Jahren eine Strecke von 166 italienischen (41½ deutschen) Meilen durchlaufen und wird vor allen europäischen Bahnen den Vorzug haben, sieben der reichsten, merkwürdigsten und bevölkertsten Städte zu verbinden, nämlich Venedig, Padua, Vicenza, Verona, Mantua, Brescia und Mailand, mit einer Gesammteinwohnerzahl von nahe an einer halben Million Seelen, die von der Bahn durchschnittenen Gebiete, welche von 2½ Millionen Menschen bewohnt werden, ungerechnet.

(München, 7. Juni.) Das Modell der nach Weimar bestimmten colossalen Herderstatue, welches sich unter den Händen des genialen Bildhauers Schalter befindet, wird nun in kürzester Zeit vollendet seyn und sodann in der k. Erzgießerei gegossen werden.

(Braubach, 4. Juni.) Auch in unsern Gauen ist der Sinn für alte Denkmale, für die volksthümliche Kunst erwacht, hat sich das Streben, welches am Niederrhein durch den Kölner Dombau in's Volksleben überging, mehr und mehr bemerkbar gemacht. Von Seiten unserer Regierung geschieht jetzt das Mögliche, dieses edle Streben zu unterstützen und zu fördern, und so sind denn auch Schritte geschehen, die zwischen hier und Lahnstein liegende Wenzel-Kapelle, in welcher der verschollene Kaiser Wenzel von den deutschen Fürsten entsetzt wurde, eine Kapelle, die noch ziemlich erhalten ist und sich, beinahe dem Königsstuhl gegenüber, einer herrlichen Lage erfreut, wieder stylgerecht und passend auszuschmücken und von dem Schwulst der geschmacklosen Zeit zu reinigen.

In einer Theaterkritik der „Allg. preußischen Zeitung" heißt es unter Andern: „Die übrigen Hauptmitwirkenden erlegnen es wohl als das beredteste Lob, wenn wir von ihren Leistungen schweigen." (!!)

Digitized by Google

Korrespondenz.

Mainz, 14. Juni.

„De mortuis nil nisi bene!“ Das traurige Ende, welches hier vor wenigen Tagen der Reallehrer Dr. W — genommen hat, rief gar vieles Gerede über den Todten hervor, von dem leider nur sehr Weniges von jenem humanen Geiste geleitet war, der uns Lebenden in unseren Urtheilen über Solche stets vorschweben sollte, die, unseren kurzsichtigen Blicken entrückt, bereits vor dem Richterange des ewigen Vaters stehen. Damit nun aber die entsetzliche That, welche gewaltsam das hohe Lebensgut vernichtete, in engeren und weiteren Kreisen eine mildere Beurtheilung finden könne, sey, aus guter Quelle hervorgehend, hier gesagt, daß eine amtliche, sehr genaue innere Leichenschau eine organische Begründung zum Wahnsinn ergeben hat, und zwar eine so triftige Begründung, daß, auf sie gestützt, die irdischen Reste des unglücklichen Mitbruders die kirchliche Einsegnung zum ewigen Frieden empfingen. Wir sind erfreut, so die Erinnerung an einen im Leben strebsamen Mann minder getrübt zu sehen. Aus einem vielbewegten Geschicke hatte Dr. W — die Kraft gerettet, sich ohne die dahin zielenden Vorstudien zu einem tüchtigen Lehrer an einer höheren Schulanstalt heranzubilden. Seine Tüchtigkeit hat öffentliche weitverbreitete Anerkennung in der Aufnahme gefunden, welche den von ihm verfaßten Lehrbüchern zu Theil geworden ist; sie ist bestätigt worden dadurch, daß die philosophische Facultät einer deutschen Hochschule ihm auf sein Ansuchen die Doctorwürde verlieh. Neben der Verrichtung seiner Berufsgeschäfte gab Dr. W — sich in seinen beiden letzten Lebensjahren dem rastlosen — vielleicht nicht durchführbaren, daher übertriebenen — Streben hin, den Armen wohlfeileres Brod zu schaffen. Wir glauben, daß bei solchem Motive auch der Irrthum freundliche Entschuldigung finden müsse, und aus diesem Grunde hat es uns oft schmerzlich berührt, wahrzunehmen, daß, statt der freundlichen Entschuldigung, dem Dr. W — bittere Scherz- und verletzende Stichelreden entgegentraten. Wer gleichsam von der Wiege an dem Glücke im Schooße sitzt, — wem das Leben sich leicht und freundlich so gestaltete, daß er im Rückblicke auf alle engere Beziehungen des Lebens nur auf Lichtbilder sieht, — der vermag nicht, die Regungen in dem Herzen des minder glücklichen Mannes zu fassen, dessen Rückblick auf dunkle Schatten stößt, — der vermag nicht, die Bitterkeit zu ermessen, welche von leichtem Spott und verkennenden Witzeleien in dem Herzen eines Mannes hervorgerufen worden, der, wenn auch ehrgeizig, aber ehrbar, sich zu heben trachtet; — der bedenkt in der Regel nicht, daß andauernde Verkennung, daß leichtsinniger Spott den Keim zur Verzweiflung in das Gemüth eines strebsamen Verkannten zu legen vermögen! — Möchten doch alle Menschen stets in der Liebe bleiben!

Wiesbaden, 10. Juni.

Das Saisonleben hat, vom herrlichsten Badewetter begünstigt, seit mehreren Wochen begonnen und der Personenverkehr mit den durch die Eisenbahn verbundenen Städten Frankfurt und Mainz ist insbesondere an Sonn- und Festtagen sehr groß; die Kurliste weist schon über 2.000 Gäste nach, unter ihnen mehrere markante Namen. Der erste große Kursaalball fand am zweiten Pfingsttage statt, während die Hazardspiele in gewohnter Weise schon mit dem 1. Mai begonnen hatten. — Auf unserer Bühne regnet es nicht allein Blumenkränze, wie neulich die Didaskalia berichtete, sondern auch Gäste; der Theaterzettel, welcher hier nicht minder als anderwärts fabelt, verkündigt oft mehrere Gäste für eine Oper, die nicht zur Aufführung kommt und wofür auch kein Ersatz durch eine andere Vorstellung gewährt wird. Die Theaterpforten bleiben alsdann geschlossen, und das zurückgewiesene Publikum begibt sich, wie es geduldigen Deutschen ziemt, ruhig und still nach Hause. So war für gestern Abend die Oper „Robert der Teufel“ mit drei Gästen angekündigt; doch die Vorstellung unterblieb, ohne daß das Publikum von der Ursache in Kenntniß gesetzt ward! Ein fremdes Publikum gewöhnt sich ungern an dergleichen Maßnahmen. Die gegenwärtig mit Erfolg gastirenden Damen in Oper und Schauspiel sind: Fräul. Kern vom Hoftheatre in Schwerin und Fräul. Georgine Fürst von jenem in Darmstadt. Erstere, welche die demnächst von hier abgehende beliebte Primadonna, Mad. Schmidtgen, ersetzen soll, gastirte als Valentine (Hugenotten), nicht als Valentin, wie der Theaterzettel besagte, und als Pamina (Zauberflöte) und wirkte hier wie dort mehr noch durch ihre Persönlichkeit, als ihre Gesangsmittel. Letztere, Fräul. Fürst, wirkte eben sowohl durch ihre Persönlichkeit, als ihr Spiel in „die schöne Müllerin“ und „die Einfalt vom Lande.“ Als deren letzte Gastrolle verkündigt der heutige Theaterzettel jene des Käthchen von Heilbronn. Dieselbe soll übrigens für die hiesige Bühne bereits gewonnen seyn. — Fremde Konzertgeber beginnen gleichfalls dahier einzutreffen. Den Anfang machte Hr. Homeyer, Organist des Herzogs von Lucca. Dieser in der Musikwelt vortheilhaft bekannte Organist hat durch das von ihm am 8 d. in der hiesigen evangelischen Kirche veranstaltete Orgelkonzert allen Verehrern und Kennern dieser erhabenen Gattung der Tonkunst einen hohen Genuß geboten. Seine Behandlungsweise vermag Orgelkonzerten wieder die Achtung und Anerkennung zu verschaffen, welche der Charlatanismus mancher reisenden Organisten vermindert hat. Wenn schon die Wahl der vorgetragenen Stücke — voll Ernst und Würde — viel Geschmack bekundeten, so entwickelte er auch in dem Vortrage der schwierigsten Compositionen eine solche bedeutende technische Fertigkeit und Präcision, daß dem Konzertgeber der ungetheilte Beifall Aller zu Theil ward. Diese Eigenschaften traten besonders glänzend hervor in den vorgetragenen Fugen von Händel und Joh. Seb. Bach. In dem Schlußsatz einer Improvisation über das Thema: „Eine feste Burg ist unser Gott“ begeisterte den Konzertgeber eine reiche, frische und schöpferische Phantasie, die in überraschenden Wendungen, künstlerischen Fügungen und Verschlingungen hervortrat und den Beifall zur Bewunderung steigerte. Hr. Homeyer, den an ihn gerichteten mehrfachen Aufforderungen entsprechend, beabsichtigt, dem Vernehmen nach, ein zweites Orgelkonzert künftigen Montag den 15. d. in der hiesigen evangelischen Kirche zu veranstalten.

Beim Herannahen des 18. Juni verfehlen wir nicht, anzuzeigen, daß wie auch dieses Jahr das historisch denkwürdige Fest wie bisher feiern werden. Auswärtige, welche Antheil nehmen wollen, werden ersucht, sich bis spätestens zum 17. d. bei dem Vorstande anzumelden. Es freut uns, daß dieses Fest noch von allen Mitgliedern in rüstiger Weise kann begangen werden, und wünschen wir, daß es von uns Allen nah und fern, welche noch nicht zur großen Armee abgegangen sind, noch viele Jahre als ein Fest des Friedens möge gefeiert werden.

Weilburg, 12. Juni 1846.

Der Vorstand des Waterloo-Vereins.

Frankfurt a. M.

Das zweite Concert matinal auf der Mainlust findet Dienstag den 16. d. M. statt und zwar von 11 — 1 Uhr. Da das Arrangement und die kunstgerechten Leistungen des ersten Morgenkonzertes beifällige Aufnahme gehabt und da sich gegenwärtig zahlreiche Fremden in unserer Stadt befinden, so wird auch diesem zweiten ein freundlicher Besuch nicht fehlen. Billets à 30 kr. sind bei Hrn. C. A. André auf der Zeil und an der Kasse zu haben.

Charade.

(Zweisylbig.)

Meiner ersten Sylbe Kinder fliehen,
Wenn die Zweite schmettert in ihr Ohr.
Aus dem Ganzen, Melodieen
Lockt der Künstler oft hervor.

W.....n. B. Stemmler.

Main-Wasserwärme: 15. Juni, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 15. Juni. Dornen und Lorbeer, oder: Das unbekannte Meisterwerk, Drama in 2 Abth., nach E. Lafont, von W. Friedrich. (Gastrolle) Rolla: Hr. Häser, vom Hoftheater zu Oldenburg. Hierauf folgt (zum Erstenmale wiederholt): Johanna und Hannchen, Lustspiel in 2 Abth., nach Scribe und Varner von B. A. Herrmann.

Dienstag, 16. Juni. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. (Gastrollen) Constanze: Mad. Fischer-Achten, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig. Osmin: Hr. Fischer, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig.

Redacteur: J. L. Hellee. — Druck und Verlag von Hellet und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 165. Mittwoch, den 17. Juni 1846.

Zwei Bettelkinder.

Eine wahre Geschichte.

(Schluß.)

III.

Und es verstrichen zehn Jahre, während deren ich nichts von der Geschichte meiner beiden kleinen Helden zu sagen weiß — von meiner Geschichte freilich desto mehr, aber das ist so traurig, daß ich es lieber auch nicht sagen will — nur mit ein paar kurzen Worten berühren will ich, was im Zusammenhange mit jenen ist.

Die Beschützerin Annettens, meine Frau, die Mutter meiner Söhne, der Stolz meines Hauses, war gestorben. Ihre süße Stimme war verklungen, ihr leichter, leiser Tritt verschollen, nur zwei Trauerweiden draußen auf dem Kirchhofe, die ich selbst mit zitternden Händen auf ihrem Grabe gepflanzt, nur die allein, wenn die Blätter im Winter aufrauschten, mahnen mich noch wie ein Lebenszeichen, das mit ihrem Leben in Zusammenhang stände. Mein jüngstes Kind war ihr gefolgt und ruhte an ihrer Seite, die beiden ältesten waren in der Erziehungsanstalt — ich einsam und allein — deßhalb beschloß ich eine Reise zu machen, und mir fiel dabei die kleine Scheerenschleiferin ein, die auch mit ihrem Vater eine Reise gemacht: pour se distraire de ses idées! Viel angenehmer war meine Reise auch nicht. Einsam und traurig mit beschränkten Geldmitteln zog ich fort — ich wollte nach dem Elsaß, meiner Heimath, die ich seit meiner Kindheit nicht wiedergesehen, und dann nach dem südlichen Frankreich, dem Eldorado meiner Träume — meine Frau hatte auch seit je eine solche Sehnsucht dahin gehabt! Ich pilgerte und pilgerte, und mir wurde wirklich besser — es liegt eine unglaubliche Aufmunterung zum Mitgenuß in der freien, fröhlichen Natur; auch mich rissen ihre Zauber aus meiner Traurigkeit heraus und erweckten wieder Theilnahme und Lebenslust in mir. So kam ich mit wiedererwachten Sinnen nach Marseille; das Meer, die Schiffe, die Matrosen, die alte Hafenstadt selbst — Alles war mir neu und interessant, Alles verschlang ich mit Augen wie ein Jüngling. Ich wandelte oft stundenlang an der See hin und her und rauchte dabei meine Cigarre. Eines Tages zerbrach mir mein Bernstein-Mundstück, ohne welches ich als ächter deutscher Philister mich angewöhnt habe, keine Cigarre genießen zu können. Ich ging zurück durch die kleinen Straßen am Hafen und lugte an allen Läden nach einem Drechsler. Endlich war ich so glücklich, etwas Derartiges zu entdecken. Amedée. tourneur stand mit großen Buchstaben auf einem Schilde geschrieben.

Als ich die Thür, worüber das Schild sich befand, geöffnet, wollte ich wieder zurücktreten, denn ich war offenbar in ein kleines Modemagazin gerathen. Pardonnez — sagte ich zu der bildhübschen Eigenthümerin, die mit einem Paar lächelnder Flammenaugen mir entgegen getreten, pardonnez, je désire voir Monsieur Amedée.

C'est bien, on passe par ici, venez Monsieur, und dabei öffnete sie eine Thür, die in eine nach dem Hofraume zu liegende Drechsler-Werkstatt führte.

Herr Amedée kam mir ganz bekannt vor. Ich besann mich und sah ihn an. Wahrscheinlich hielt er mich für verrückt, weil ich nichts sagte.

„Plait-il, Monsieur?“ sagte er verwundert.

Nun brachte ich endlich mein Anliegen wegen eines Mundstücks vor. Der junge Mann lächelte — seine blonden Haare, seine rothen Wangen, seine blauen Augen erschienen mir immer bekannter.

„Sie sind wohl ein Deutscher?“ fragte er plötzlich.

„Gott sey Dank, ja, und Sie sind mein Landsmann?“

„Ich kann leider nicht sagen: Gott sey Dank — denn ich bin aus meiner Heimath verbannt.“

„Verbannt — sind Sie ein Demagog?“

Amedée lächelte wieder. „Nein, nein, ich bin aber ein Deserteur. Den Klauen des österreichischen Doppeladlers entflohen, darf ich nicht mehr dahin zurück, wo er mit seinen schwarzen Flügeln die Atmosphäre schlägt.“

Ich richtete noch einige Fragen an Amedée, er murmelte etwas von vornehmen Verwandten, unnatürlichen gräflichen Großvätern.

Mir schoß es wie ein Blitz durch den Kopf. „Mein Gott, Ihr Großvater ist doch nicht der Graf ***?“

„Ja wohl — woher wissen Sie?“

Statt aller Antwort schloß ich ihn in meine Arme, denn war er auch zehnmal ein Deserteur, er verdiente noch vollkommen die Umarmung eines Ehrenmannes, das las ich in seinen reinen, ehrlichen Augen.

Ich nannte ihm meinen Namen, und natürlich genug erinnerte er sich nun auch sogleich der Begebenheit, die uns zusammen geführt; denn es war wirklich Amadeus, der kleine Gaukler, von dem ich im Anfang erzählte. Seine Dankbarkeit für den Dienst, den ich ihm erwiesen, rührte mich wahrhaftig; hatte ich doch dabei mehr guten Willen, als wirkliche Hülfe an den Tag gelegt.

Wir wurden unterbrochen, er begleitete mich bis an die Thür und lud mich auf den folgenden Tag zum Mittagessen bei sich ein.

„Sie werden den Handwerker um des Landsmannes willen vergessen und nicht zu stolz seyn, meine bescheidene Einladung anzunehmen!“

Ich sagte natürlich mit Freuden zu, und nachdem mir Amadeus noch in aller Eile die schöne Besitzerin des Modemagazins als seine Frau vorgestellt, ging er zu seinen Kunden, ich in meinen Gasthof.

Am folgenden Tage war ich zu richtiger Zeit bei meinem jun-

Digitized by Google

gen alten Freunde. Ich wurde in ein allerliebstes Zimmer des obern Stockwerks geführt. In einem weißen Kleide empfing mich die reizende Hausfrau — offenbar eine Französin, das sah man an den Augen, dem Benehmen, der Toilette. Die Franzosen liebe ich nicht besonders, die Französinnen desto mehr. Amadeus kam bald, nach ihm die Suppe. Begieriger als nach dem Essen war ich übrigens, seine Lebensgeschichte zu hören. Endlich kam das Dessert, und auf meine Bitte begann dabei endlich Amadeus seine Erzählung, und zwar in deutscher Sprache, nachdem er sich deßhalb bei seiner Frau entschuldigt.

„Sie wissen, daß meine sehr mangelhafte Erziehung auf dem Gute meines Großvaters durch dessen Verwalter sehr mangelhaft vollendet wurde; dann kam ich als Kadet in ein Infanterie-Regiment an der böhmischen Gränze. Der Chef des Regiments, ein früher abgewiesener Liebhaber meiner Mutter, behandelte mich durchaus nicht als den Sohn seiner Angebeteten, sondern einzig und allein als den Sohn meines Vaters, seines Rivals. Er chicanirte mich auf alle Weise. Um jedes kleinen Versehens willen bekam ich Arrest, wurde ich sogar krumm geschlossen. Ich explodirte endlich und kam glücklich nach Frankreich, wo ich mich nach Algier einschiffte, um zur Fremdenlegion zu stoßen. Dort habe ich gefochten und gelitten, gearbeitet und geschmachtet. Ich wurde verwundet und bekam ein schleichendes Fieber; da schickte man das unbrauchbare Subjekt nach Frankreich zurück, und hier steckte man mich in das erste beste leere Spitalbett. Nun fängt der Roman meines Lebens an. Ich war bis dahin noch nicht verliebt gewesen; bei einem so bewegten Leben, wie das meinige, ist das auffallend, aber wahr. Und nun endlich verliebte ich mich in eine Nonne, und zwar in die barmherzige Schwester, die mich pflegte. Ihre Augen heilten und vermehrten mein Fieber — mein Körper wurde gesund und mein Herz todtsterbenskrank. Meine Pflegerin war von dieser letzten Krankheit angesteckt worden, und da sie glücklicher Weise keine ewig bindenden Gelübde abgelegt hatte, sondern zurücktreten konnte, nun, so faßten wir endlich einen kurzen Entschluß: wir heiratheten uns — beide zusammen achtunddreißig Jahre alt, indem jedes von uns neunzehn zählte. Wir sind jetzt schon ein altes Ehepaar — beinahe zwei Jahre verheirathet — n'est ce pas, Annette? Er reichte ihr lächelnd die Hand, sie nickte und schlug ein, obgleich sie nicht wußte, wovon die Rede war.

„Verzeihen Sie, Madame, Sie heißen Annette?"

„Ja wohl."

„Sind Sie vielleicht auch die Tochter eines — Scheerenfabrikanten," setzte ich lachend und doch verlegen hinzu, denn auch sie kam mir jetzt bekannt vor.

„Ich bin die Tochter eines armen Scheerenschleifers."

„So ist kein Zweifel, Sie sind der Liebling meiner Frau, ihre kleine Portégée. Erinnern Sie sich nicht einer jungen Frau, in Deutschland, in . . .?"

„Ach, und Sie sind der Herr? Nun weiß ich auf ein Mal wieder Alles."

Ich erzählte nun dem neugierigen Amedée, woher ich seine Annette kannte, und er erzählte mir dagegen, wie ihre Klugheit und Industrie ihn in seine jetzige glückliche Lage gebracht. Wie sie ein Modegeschäft angefangen und er seine Drechsler-Geschicklichkeit, das Einzige, was ihn der Verwalter seines Großvaters gründlich gelehrt, hervor gesucht, und wie sie beide sich jetzt ganz hinreichend Geld verdienten.

Die kleine Frau holte mit stolzen Blicken aus ihrem Schiebsach ein Papier von 500 Franken, das sie erspart.

„So etwas kann ich noch nicht aufweisen," sagte Amadeus, „aber freilich habe ich auch keine solche Augen, für die mir die Braut den doppelten Werth meiner Waaren bezahlen."

„Ah bah," lachte Annette und hielt ihm den Mund zu.

Und nun bitte ich schließlich um Verzeihung, diese Geschichte erzählt zu haben; sie ist freilich nur merkwürdig für mich selbst, indem das Schicksal darin auf seltsame Weise meinen Schützling und den meiner Frau zusammen führte. Sie ist sonst nur merkwürdig, weil eine prädestinirte Nonne darin — Putzmacherin, und ein kaiserlich-königlicher Kadet Drechslermeister geworden. Freilich für andere Leute ist das alles nichts; aber für Viele ist doch etwas daran, nämlich daß meine Geschichte von Anfang bis zu Ende wahr ist, besonders für Philister, wie ich selbst einer bin, und diesen meinen lieben Brüdern widme ich sie auch hiermit zum Schlusse.

Der Essener Tumult vom 22. Mai 1845.

(Schluß.)

Es ist bekannt, daß geraume Zeit, ungefähr vierzehn Tage nach diesem Vorfalle, eine auf Grund des Gesetzes vom 30. September 1836 organisirte Commission des Ober-Landes-Gerichts zu Hamm zur Untersuchung der vorgefallenen Ungesetzlichkeiten in Essen zusammentrat. Der Thatbestand des Tumultes im Sinne der Verordnung vom 17. August 1835 ward alsbald festgestellt und gegen vierzig Personen, männlichen und weiblichen Geschlechts, die zum Theile den niedrigsten Volksklassen angehören, die Criminal-Untersuchung eröffnet. Es kann nicht unser Zweck seyn, diese im Einzelnen mitzutheilen, obschon darin wirklich seltene Proben eines, jeder Cultur, jedem Vernunftfunken Hohn sprechenden Fanatismus ans Licht gekommen sind, und dieselben somit für Einen, der die Culturgeschichte unseres Jahrhunderts studiren will, von großer Wichtigkeit wären. Wir müssen uns damit begnügen, in dieser Beziehung das Resultat zu berichten, daß nach durchlaufenem Rechtswege gegen 17 auf Bestrafung erkannt ist, daß die Richter beider Instanzen die landrechtlichen Strafen des Tumults resp. der Verordnung vom 30 Dec. 1798 zur Anwendung gebracht haben, und demnach die Urtheile theilweise bis zu 3- und 4jähriger Zuchthausstrafe gehen. Wahrlich, eine harte Strafe.

Dem Tumulte selbst lag, wie erwähnt, das Gerücht von einem beabsichtigten Fahnenraube wesentlich zum Grunde, und am Tage des Tumultes war der Ruf: „Die Luther'schen haben die Fahne genommen!" das Signal zur Entfesselung der rohen Leidenschaften. Als man aber zur Ruhe und Besonnenheit zurückkehrte, suchte man vergebens nach einer festern Gestaltung der Tumults-Ursache. Die verschiedenartigsten Gerüchte durchkreuzten sich. Schon die einfache Erwägung, daß es wirklich Wahnsinn gewesen wäre, wenn Jemand eine Fahne hätte aus dem Zuge reißen wollen, und daß Derjenige, der eine solche wahnsinnige Frevelthat gewagt hätte, sicher auf der That von der dicht versammelten Menschenmasse ergriffen und mißhandelt, oder den Händen der Gerechtigkeit überantwortet worden wäre, erweckte billige Zweifel an einem wirklich stattgehabten Fahnenraube, so daß die vernünftigen Katholiken bereits nicht mehr daran glaubten. Erklärlicher Weise dehnte jedoch die gerichtliche Tumults-Commission ihre Untersuchungs-Geschäfte auch auf die Ursachen des Tumults und namentlich den angeblichen Fahnenraub aus. Von sämmtlichen Fahnenträgern der Prozession ward eidlich ausgesagt, daß sie von Außen nicht gestört, viel weniger ihnen eine Fahne weggenommen sey. Auch andere Indicien stellten sich nicht heraus, welche auf einen Fahnenraub hinwiesen. Eine Aufforderung der Tumults-Commission in der Essener Zeitung, daß Jeder, der von der Wegnahme einer Fahne, überhaupt einer Störung der Prozession etwas wisse, sich melden möge, blieb ohne Erfolg, bis plötzlich ein katholischer Geistlicher der Stadt ein Protokoll einreichte, wonach acht Personen vor ihm erschienen, und es beschworen zu wollen erklärten, daß ein Polizeidiener die Fahne mit dem heiligen Rocke aus dem Zuge gerissen habe. Es ward jedoch gegen den beschuldigten Polizeidiener die förmliche Untersuchung wegen Störung des öffentlichen Gottesdienstes

Digitized by Google

eingeleitet. Die Vernehmung der Entlastungszeugen gab ein Resultat, welches die Aussage der vom Geistlichen vorgeschlagenen Zeugen immer mehr verdächtigte. Keine von den vielen Personen, welche in den Fenstern der benachbarten Häuser gelegen hatten und dem Gange der Prozession aufmerksam gefolgt waren, hatte die Wegnahme einer Fahne, oder den angeschuldigten Polizeidiener zur Zeit, wo der Tumult losbrach, bemerkt. Der Polizeidiener machte es sogar sehr wahrscheinlich, daß er sich zu derselben Zeit, wo nach Angabe der Zeugen die Fahne weggenommen seyn mußte, in einem ganz andern Stadttheile befunden habe. Endlich ward es völlig constatirt, daß der Tumult bereits an einem andern Orte der Stadt in vollem Gange war, als da, wo der Fahnenraub stattgehabt haben sollte, noch Alles in der schönsten Ordnung war.

Es ist, wie dies Alles in den Erkenntnissen des O.L.Gerichts zu Hamm und Münster ausdrücklich hervorgehoben ist, glänzend nachgewiesen, daß durchaus keine Störung der Prozession stattgefunden hat, welche den Tumult veranlaßte; der Polizeidiener Vogt ist von der Anschuldigung der Störung des öffentlichen Gottesdienstes völlig freigesprochen worden, die erwähnten Zeugen, welche den Fahnenraub bekundet haben, sind auf den einstimmigen Antrag sämmtlicher Gerichtshöfe, welches die Acten vorlagen, wegen Meineids zur Criminal-Untersuchung gezogen. Das Gesetz hat deßhalb dem Gerechtigkeitssinne jede Satisfaction gegeben. Wir können aber mit dem zweiten Richter nicht umhin, Denjenigen, welche sich unter dem Einflusse demoralisirender Verhältnisse zu fanatischen Excessen, ja zum Meineide hinreißen ließen, als unglücklichen Verblendeten unsere menschliche Theilnahme und unser Bedauern über ihre Bestrafung zuzuwenden.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien, 3. Juni.) In dem hiesigen photographischen Atelier des Hrn. Gerothwohl (aus Frankfurt a. M.) ließ unlängst ein galanter Ehemann seine Gattin abconterfeien, und war über die Schnelligkeit und Vorzüglichkeit des Portraits so außerordentlich überrascht, daß er im ersten Ausbruche des Entzückens ausrief: Diese Copie ist mir noch lieber, als das Original!

(Wiener Theater-Ztg.)

Das hier und da emsig verbreitete Gerücht, als ob das Gelbwerden mehrerer Blätter am Korn und am Spelz eine Krankheit bedeute, von welcher diese befallen seyn sollen, veranlaßt uns, eine hierauf bezügliche Stelle aus den Beobachtungen, die Dr. Eisenlohr über die Vegetation im laufenden Jahre in der Karlsruher Zeitung mittheilte, abzudrucken. Sie lautet wie folgt: „Das Gelbwerden mehrerer Blätter am Korn und am Spelz, was vom Mehlthau oder einer Pilzbildung herrührt, hat keinen nachtheiligen Einfluß auf die Ausbildung der Aehren und des Kerns, wovon man sich leicht beim Korn überzeugen kann, wo die Blüthe vorüber ist und das Wachsthum des Kerns in der Aehre selbst in solchen vom Mehlthau getroffenen Halmen schnell und vollständig vor sich geht."

(Winterthur, 11. Juni.) Während am Dienstag unsere Schießstätte meistentheils nur aus Schützen aus dem Kantonsgebiete frequentirt war, trafen den folgenden Tag auch aus entferntern Gegenden wieder viele Theilnehmer ein, worunter manche Namen vom besten Klange. Große Theilnahme erregte die Ankunft der Fahne von Unteregeri, deren Träger erschienen, um den Beweis zu liefern, daß keineswegs, wie so oft vorgegeben werde, die Bevölkerung der innern Schweiz eines Sinnes Opposition leiste den Tendenzen der freisinnigen Kantone, daß sie sich aber hier neuen Lebensmuth zu dem schweren Kampfe gegen das ultramontane und antinationale Lager, das leider schon im Herzen der Schweiz sein Quartier aufgeschlagen, schöpfen wollen. Heute stieg, nach den Registern des Stichdoppel-Büreau's zu schließen, die Zahl der Gäste auf mehr als das Doppelte der bisherigen Frequenz, die sich auch nach zuverlässigen Nachrichten auf der bestehenden Höhe erhalten wird.

(Sternberg, 10. Juni.) Vorgestern ereignete sich ein Unglücksfall eigener Art bei Schonlage auf dem Felde. Drei kleinere Kinder besuchten einen hütenden Knaben, der die Kühe hütete. Sie setzten sich mit ihm in seine Strohhütte. Er, um sie zu belustigen, zündete vor der Hütte vermittelst eines Streichhölzchens ein Feuer an. Das Feuer ergriff die Hütte. Die Kinder, anstatt durch das Feuer ins Freie zu springen, verkrochen sich in die Ecken der Hütte und verbrannten, noch ehe ihnen irgend Hülfe gewährt werden konnte.

Der „Sun" theilt ein Schreiben des Kapitän Warner an Lord Ellenborough mit, worin sich der Erfinder des vor einigen Jahren so viel Aufsehen machenden Zerstörungsmittels beklagt, daß noch immer nicht seine Erfindung von einem unparteiischen Comité untersucht und gewürdigt worden sey. Ich glaube, heißt es in diesem Schreiben, und Andere glauben es mit mir, daß ich mit Leichtigkeit eine Flotte, die in See gesandt wird, zerstören, alle neu angelegten Befestigungen nutzlos, alle Häfen und Flüsse unzugänglich machen kann. Ich bitte daher nochmals um eine unparteiische und vorurtheilsfreie Untersuchung. Wenn Eure Lordschaft mir dieselbe verweigern sollten, so muß ich an die Nation appelliren, und was immer für schlimme Folgen aus der Verkennung, die ich seither so sehr zu vermeiden suchte, entstehen mögen, sie müssen Denen zugeschrieben werden, die mich zu diesem Schritte gezwungen haben.

(Osnabrück, 7. Juni.) Die vierte Generalversammlung der Deputirten des Osnabrück'schen Hauptvereins der Gustav-Adolph-Stiftung wurde am 3. Pfingsttage, den 2. d. M., zu Bramsche gehalten. Eine kirchliche Feier war mit der diesjährigen Versammlung nicht verbunden. Erfreulich war es für alle Anwesenden, die glücklichen Resultate zu vernehmen, welche das herrliche Werk der G.-A.-Stiftung bereits hervorgerufen. Nach der Mittheilung des Präsidenten sind nämlich jetzt in allen protestantischen Gemeinden unseres Landdrosteibezirks Zweigvereine gebildet; sieben Schulen sind durch den Verein während der kurzen Zeit seines Bestehens gegründet und die Gesammteinnahme des Hauptvereins beläuft sich jährlich auf fast 3300 Rthlr. Es wurde noch beschlossen, daß im Herbste d. J. im südöstlichen Theile unseres Landdrosteibezirks eine größere Versammlung gehalten werden solle und wurde dazu Dissen erwählt.

Korrespondenz.

Baierische Pfalz, 10. Juni.

Ein Mainzer Korrespondent vom 5. Juni sucht in Ihrer heutigen Didaskalia einen bereits abgefertigten Lustrags-Witz, der schon vor vierzehn Tagen (am 26. May) im Mainzer Wochenblatt gestanden, wieder aufzufrischen, weil derselbe, zum Aerger des anonymen Hrn. Verfassers, wie es scheint, allzufrüh vom dasigen Publikum vergessen und als ein ladenswerthes Machwerk war abgeurtheilt worden. Daß wenig Witz und noch weniger Kunst, sondern nur Leichtfertigkeit und eigene Wegwerfung dazu gehört, selbst auf den achtbarsten Charakter und den heiligsten Gegenstand ein paar Verse zu fabriciren, die, mit Anonymität hingeworfen, doch ihre allseitigen Leser finden, wird Niemand bezweifeln, so wie es auch Niemand bezweifeln wird, daß für den feindlichen Nemesunterstützer, wenn er den Muth gehabt hätte, sich zu nennen, oder noch sich nennt, leicht sich ein Motto wird finden lassen, was der bessere Theil der Bürger von Mainz mit Einstimmigkeit unterschreibt. Wer

Digitized by Google

wahrhaft und aus lauteren Gründen einer Sache nützen und für sie wirken will, der trete freimüthig und mit offenem Visir für sie in die Schranken, und er wird dann bei guten Gründen und redlichen Absichten ein Recht erkennendes Publikum finden. Anonyme Aussendungen aber sind todende Berge, die zuletzt keine Maus gebähren, können nur dazu beitragen, das Angefeindete in den Augen der Besseren zu befestigen. Hierzu liefern diese Verse, wie die anonymen Zuschriften vom 25. Mai neue Beweise; denn Hr. Anton Humann, der gleich in der ersten Sitzung des verstärkten Verwaltungsrathes seine Präsidentenstelle freiwillig niedergelegt hatte, wurde einstimmig und abermals von dem vermehrten und vollständig versammelt gewesenen Verwaltungsrathe wieder zum Präsidenten ernannt.

Stuttgart, 11. Juni.

In der nächsten Woche wird uns, dem Vernehmen nach, S. M. der König für einige Zeit verlassen, jedoch, wie es heißt, noch zurückkehren, ehe Se. k. Hoh. der Kronprinz, was im nächsten Monat der Fall, zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Olga nach Rußland reis't. J. M. die Königin wird das Landhaus Rosenstein beziehen. Vor der Abreise des Königs soll, nächsten Samstag noch, im neuen Hoftheatergebäude, das seiner Vollendung rasch entgegeneilt, die erste Probe sowohl mit Musik als Gesang und Declamation abgehalten werden, um zu prüfen, ob in akustischer Hinsicht nichts am Bau auszusetzen ist. Den Tag darauf wird der Intendant, Baron v. Gall, seine mehrerwähnte größere Reise antreten. Unter den für unsere Bühne neuengagirten Mitgliedern nennt man auch Fräul. Uetz vom Frankfurter Stadttheater, welche am 3. d. als Preciosa im königl. Theater zu Cannstatt gastirte und deren Spiel, trotz ihrer großen Jugend, sehr gefiel und von welcher man sich, wenn sie mit gleichem Fleiße auf der betretenen Bahn fortgeht, nicht wenig verspricht. Ein hiesiges Blatt sagte von ihr: „Dem. Uetz ist eine höchst freundliche Erscheinung; sie hat ein weiches und dabei doch kräftiges, melodiöses Organ, sie versteht den Vers des poetischen Drama's künstlerisch vorzutragen und besitzt eine für das Alter von erst 17 Jahren schon ziemlich ausgebildete Virtuosität im Spiel. Selbst ihr Gesang in dem Liede: „Einsam bin ich nicht alleine" fand Beifall. Besonders gelangen ihr zu Anfang des Stückes die ersten melodramatischen Stellen, da sie hingegen in den ähnlichen späteren zuweilen etwas ermattete und in eine Art von meinerlichen Pathos verfiel. Das zu viele zitternde Sprechen mit einem pfeifenden Athemholen kann leicht Manier werden. Dies sollte sie jedenfalls möglichst beschränken." — In der Oper, die wir jetzt fast regelmäßig dreimal wöchentlich hören mögen der vielen Fremden, gastirt noch immer Mad. Fehringer von Hamburg und Mad. Palm-Spatzer aus Berlin; gestern traten beide zusammen in Lucrezia Borgia, letztere in der Titelrolle, erstere als Orsino auf; Mad. Palm-Spatzer erntete ungetheilten Beifall durch ihre herrliche Stimme und vortreffliche Schule; sie dürfte wahrscheinlich engagirt werden; für Mad. Fehringer, über welche die Meinungen getheilt sind und der Beifall immerhin ein zweifelhafter und nicht ganz entschiedener ist, so wenig ihr ihre Verdienste abgesprochen werden, ist dagegen schwerlich Hoffnung. — Vor Kurzem gab hier der Physiker Ludwig Winter Vorstellungen in der natürlichen Magie im k. Redoutensaale, welchen die Königin, die Prinzessinnen wiederholt, und die ganze haute volée Stuttgarts anwohnten; er machte durch seine neue originelle Manier, seine geistreichen witzigen und humoristischen Vorträge, welche mit seinen Experimenten verbunden sind, bei der gebildeten Gesellschaft entschieden Glück. Er befindet sich jetzt in Karlsruhe, wo ihm das Hoftheater eingeräumt wurde. — Die Badlisten von Cannstatt und Wildbad fangen zwar an, ziemlich anzuwachsen, doch dürfte die Lebensmittelentheurung nicht ohne Einfluß auf die Frequenz dieser Bäder, wie überhaupt auf den Badebesuch in diesem Jahre bleiben. — Die hier eröffnete Subscription auf Ludwig Bauer's literarischen Nachlaß, meist poetischen Inhalts, nimmt sehr guten Fortgang und so dürfte das Erscheinen derselben — in den Buchhandel kommt die Schrift übrigens nicht — in Bälde erfolgen.

Aus dem Kreise Worms, im Juni.

Mit Recht hat jüngst ein Berichterstatter in diesen Blättern auf die steigende Gesangslust in Rheinhessen aufmerksam gemacht, zugleich auf Vortheile verweisend, die daraus für die allgemeine Bildung und Gesittung erwüchsen. Wenn er dabei jedoch vorzugsweise die Gesangvereine der nördlichen und westlichen Theile der Provinz, die sich kürzlich zu einem Wettsingen in Mainz zusammengefunden, im Auge hat, so müssen seine Bemerkungen auch auf den südlichen Theil ausgedehnt werden. Namentlich ist es der Wormser Gau, in welchem sich seit einigen Jahren fast überall Männervereine zur Pflege des Gesanges gebildet haben, welche trotz der kurzen Dauer ihres Bestehens und trotz der großen mit derartigen Unternehmungen verbundenen Schwierigkeiten mitunter bereits sehr Erhebliches leisten. Als Beleg dieser Behauptung führen wir das Konzert an, welches die Singvereine von Bechtheim und von Dalsheim den 24. Mai zu Bechtheim im Schwanensaale veranstalteten. In drei Abtheilungen wurden von den beiden Vereinen theils zusammen, theils auch einzeln eine Anzahl von Gesängen ausgeführt, unter denen wir hier nur einen doppelchörigen Hymnus von Berner, zwei Motetten von Mühling und Fischer und eine Notturno von Blum besonders hervorheben wollen. Man merkte es dem Vortrage an, daß diese Gesänge nicht blos regelrecht und tactmäßig eingelernt sind, sondern ihrem Inhalt und ihrer Bedeutung nach empfunden, was vor Allem in der Ausführung der Fischer'schen Motette hervortrat, bei welcher nicht nur die schwierigen Zugenmodulationen der drei unteren Stimmen mit Leichtigkeit zum Vorschein kamen, sondern auch die passend nüancirte Tonstärke bewies, wie sehr die herrliche Composition im Ganzen verstanden worden war. Die Dirigirenden, die Herren Lehrer Leonlein aus Dalsheim und Schmitt (welchem Hr. Sauermann kräftig zur Seite steht) von Bechtheim leiten ihre Vereine mit Wärme und Umsicht, sonst wäre es unmöglich, solche Fortschritte mit so verschiedenen Elementen in so kurzer Zeit zu machen. Einen recht heiteren Eindruck auf die Zuhörer machten zu Ende des Konzertes zwei Lieder von Zöllner: das „ABC" und der „Speisezettel", ausgeführt von dem Dalsheimer Verein. Saal und Nebenzimmer waren gedrängt voll Zuhörer, und die lautlose Stille bezeugte die Theilnahme des so sehr gemischten Publikums. Sogar die bedeutende Menschenmenge vor dem Hause auf dem Marktplatze schien den Odem anzuhalten und bezeugte, welchen Respect die Bewohner des Fleckens vor dem Gesang haben. — Auf das Konzert folgte ein Ball. — Sehr wünschenswerth wäre es, wenn auch in Worms im Laufe des Sommers ein Wettsängerfest der verschiedenen Singvereine der Umgegend veranstaltet würde, — eine Idee, die wir schließlich durch Gegenwärtiges in Anregung bringen möchten.

S.

Weimar, im Juni.

Die Abendunterhaltungen auf dem Lande haben auch in dem verflossenen Winter einen guten Fortgang gehabt und man fängt an, die Nützlichkeit solcher Vereine immer mehr zu begreifen und zu würdigen. Das großh. Oberconsistorium hat deßhalb ein Publicandum erlassen, in welchem ebenfalls die Ueberzeugung ausgesprochen wird, „daß diese Winterabendunterhaltungen überall, wo sie verständig und umsichtig geleitet werden, wo insbesondere der Ortsgeistliche sich ihrer annimmt und der Ortsschultheiß Sinn dafür hat, gedeihen und gute Früchte bringen, indem sie dem verderblichen Gasthofs- und Schenkenleben auf dem Lande und den damit verbundenen häuslichen und bürgerlichen Nachtheilen entschieden entgegen wirken und dadurch Sittlichkeit und Ordnung in den Gemeinden befördern." In dieser Hinsicht ist namentlich der Gemeinde Zenalödnitz und ihrem Schultheißen, so wie dem Ortspfarrer Dr. Hertel in Taurabes eine öffentliche Belobung ertheilt worden. — Die Kleinkinder-Bewahr-Anstalt, welche ihre Wirksamkeit auch auf die verflossenen Wintermonate ausdehnte, ist während dieser Zeit mit Liebesgaben an Geld, Lebensmitteln, Spielsachen und Kleidungsstücken so vielfach unterstützt und ersreut worden, daß es möglich geworden ist, 58 Kindern armer Eltern warme Stube, gesunde Kost und sorgsame Aufsicht zu Theil werden zu lassen. Der Kostenaufwand für sieben Monate hat wenig mehr als 176 Thaler betragen.

Auflösung der Charade in Nro. 164:

Waldhorn.

Main-Wasserwärme: 16. Juni, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 16. Juni. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. (Gastrollen) Constanze: Mad. Fischer-Achten, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig. Osmin: Hr. Fischer, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig.

Donnerstag, 18. Juni. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrollen) Norma: Mad. Fischer-Achten, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig. Orovist: Hr. Fischer, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 166. Donnerstag, den 18. Juni 1846.

Die Veteranenfamilie.

Von J. Theodor.

I.

Der 15. August 18..

Es war an einem jener schönen Tage, wie sie der Monat August im Jahre 18.. so häufig brachte, als in der Frühe, noch ehe die Sonne im Osten auftauchte, der Donner der Kanonen und Karthaunen von den Wällen der Festung Mainz seinen Bewohnern ein militärisches wie bürgerliches Fest verkündete.

Die Feier des Tages brachte alsbald die Bevölkerung in's Leben; — im bunten Durcheinander wogten Bürger wie Militär durch die Straßen, inzwischen es schon in den Wirthshäusern summte, hallten die Kasernen von Lust und Gesang wieder, „vive l'Empereur!“ war das Losungswort.

Bei diesem allgemeinen Jubel hätte man nicht denken können, daß ein ergrauter Veteran inmitten der Fröhlichkeit und Lust mit seiner Familie im tiefsten Elend schmachte, und jener Freudentag für sie nur ein Tag des Kummers und der Trauer seyn würde.

In einer krummen, engen Straße waren im Jahr 18.. noch viele kleine, unregelmäßige Häuser. — Das Innere dieser Baracken war feucht und finster, und in einem dieser Häuser ebener Erde war die Wohnung eines halbblinden Invaliden-Sergeanten der kaiserlichen Garde und seiner Familie. — So klein und ärmlich als die Familie war, eben so klein und ärmlich war auch die Wohnung. — Drei hölzerne Tannenstühle mit wackelnden Füßen befanden sich symetrisch am Fenster, am Bett, und ein dritter in einer Ecke vertheilt. — Ein alter eichener Tisch mit krummen altmodischen Füßen stand an eine Wand gelehnt, und diesem gegenüber eine tannene Bettstelle mit zerrissenem Kopfkissen und einer alten Pferdsdecke überdeckt.

Die Ruhe und Stille dieser Wohnung wurde durch nichts unterbrochen als durch den gleichmäßigen Schlag einer in der Ecke des Zimmers aufgehängten Uhr, aber noch seltener durch die furchtsame Bewegung zweier Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, die von Zeit zu Zeit sichtbar wurden. — Bei ihrem Erscheinen waren sie jedoch stets bemüht, so langsam und leise als möglich den Fuß auf den Boden zu setzen und wieder in die Höhe zu heben; kamen sie dann am Bette vorüber, so blieben sie einige Augenblicke stehen und sahen, mit angehaltenem Athem, ängstlich auf ein weibliches Wesen, das zu schlummern schien.

Das abgemagerte fahle Gesicht, der bläuliche Mund, eine welke, knochenartige Hand, die auf dem Bette lag, gaben genugsam zu erkennen, daß sie schwer krank sey. — Am Fenster saß der Invalide, einen Papierschirm über die Augen, in einer alten Uniform, die des hohen Tages wegen mit einem Kreuze geschmückt war.

Das Mädchen kam so eben von seinen Beobachtungen vom Bette an's Fenster zum Invaliden, mit seinem Kreuze spielend, flüsterte es leise:

„Papa, die Mutter schläft.“

„St! Josephine,“ flüsterte eben so leise der Invalide, „mache keinen Lärm, die Mutter hat die ganze Nacht nicht geschlafen.“

Nach einer Weile Stillschweigens, während Josephine sich auf seine Knie setzte, begann sie von neuem zu flüstern:

„Papa, wir sind sehr arm,“ — aber kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so sah sie beschämt, als reue sie es, dies gesagt zu haben, zur Erde.

„Ich weiß es, mein Kind,“ sagte der Invalide mit einem Seufzer.

„Nein, Papa,“ fuhr Josephine fort, ihn mit trübem Lächeln ansehend. — „Ich wollte sagen, wenn wir nur so viel hätten, um der Mutter gute Speisen kochen zu können oder ein Glas Wein, ich glaube gewiß, sie würde gesund. — Wie gerne wollte ich arbeiten Tag und Nacht, wüßte ich Etwas zu verdienen.“

„Du bist ein gutes Kind,“ erwiederte der Sergeant, ihre Wange küssend, „aber noch zu schwach, die Hülfe muß von Oben kommen, Josephinchen, auf Ihn müssen wir vertrauen, drum bete und bitte den lieben Gott.“

„Ach ja, Papa, das thue ich oft des Tags,“ versetzte Josephine rasch, flüsterte dann leise mit weinender Stimme: „Wenn die Mutter schläft, knie ich vor ihrem Bette und bete und weine, und denke, der liebe Gott wird sich ein Mal meiner Eltern erbarmen.“

Der Invalide hörte, in Andacht versunken, diesen Worten zu. Josephine, die während derselben Zeit in seinem Schnauzbart spielte, fühlte, daß Thränen aus ihres Vaters Augen auf ihre Händchen fielen; mit aller Zärtlichkeit warf sie sich an seine Brust, umschlang seinen Hals und schluchzte.

„Papa, Du wirst doch nicht weinen wollen, weil ich sagte wir sind arm.“

„Nein, mein Engel,“ entgegnete der Sergeant, sie in seine Arme schließend. „Ich fühle mich eben reicher als mein Kaiser!“ flüsterte dann wieder leise, um seine Gemüthsbewegung vor dem Kinde zu verbergen.

„St! Josephinchen, wir dürfen nicht so laut reden, jede Minute Schlaf ist kostbar für die Mutter.“

Ein paar Vorübergehende zogen auf einen Augenblick den Blick Josephinens auf die Straße. Nach einigem Verweilen fuhr sie, zum Invaliden gewendet, fort:

„Papa, was werden wir heute essen? — Der Doktor hat der Mutter etwas Wein und Braten verordnet, auch ist des Kaisers Geburtstag.“

„Ja, liebe Josephine,“ entgegnete der Sergeant, „es ist schmerzlich; — dieser Tag, der Lust und Freude für uns seyn sollte, ist voller Kummer. Ach, liebes Kind, wenn das mein Kaiser wüßte,

Digitized by Google

wenn er wüßte, wie ein Veteran der ägyptischen Armee, der so viele Siege miterfochten, jetzt im Unglück darbt; — nicht ein Mal einen Schluck Wein auf seine Gesundheit, sein ferneres Glück zu trinken hat, wahrlich, Josephinchen, er würde diesen Tag nicht froh verleben können." — Nach einer Pause fuhr er fort: „Zu verkaufen haben wir nichts mehr; — meine Gage war durch die Krankheit verschuldet, davon blieb uns nichts übrig. — Betteln bei Kameraden oder Offizieren geht nicht. — — Es wäre schrecklich, Josephine, wenn ich zu einem Offizier in der Art müßte, und doch erfordert's das Leben Deiner Mutter."

„Horch, Papa, es schießt," unterbrach Josephine, um die Gedanken ihres Vaters auf einen andern Gegenstand zu lenken.

„Ich wollte, mein Kind," entgegnete der Sergeant, „ich wäre in Egypten oder vor Madrid von einer Kugel gefallen, da wäre es mir ein Freudenschuß gewesen, jetzt nicht."

Ein zweiter Schuß schallte dumpf, doch stärker als der erstere, worauf die bisher ruhig auf der Decke des Bettes gelegene Hand der Kranken langsam über die Augen fuhr und mit matter Stimme ihrer Tochter rief.

„Ja, liebe Mutter," sagte Josephine, sprang von den Knieen des Sergeanten an das Bett ihrer Mutter.

„Ist Dein Papa ausgegangen, liebes Kind?"

„Nein, er ist hier. Bist Du wohl, liebe Mutter? Du hast recht sanft geschlafen."

Während daß Josephine sprach, war der Sergeant an die Kranke hinzugetreten, ihre Hand fassend:

„Wie hast Du geschlafen, Cäcil; fühlst Du Dich gestärkter?"

„Schwach, Jacques," antwortete sie mit eben so schwacher Stimme.

Nach einer kurzen Pause, während welcher der Invalide die Augen auf sie richtete, fuhr sie fort:

„Ach, welch Verlangen nach ein wenig Wein und Fleisch; ich glaube aber, wir haben weder das Eine noch das Andere." — Vor Erschöpfung schwieg sie, nur mit Mühe und Anstrengung hatte sie die wenigen Worte ohne allen Zusammenhang hervorzubringen vermocht. Der Invalide war tief bewegt, man sah, er hatte einen innern Kampf mit sich selbst zu bestehen. Als er aufathmete, zog er die Hand der Kranken näher und bog sich über sie hin.

„Ein wenig Fleisch, Cäcil, wünschest Du es gebraten?"

„Ja, Jacques, wenn es möglich ist, ohne Euch selbst zu verkürzen."

„Du sollst es haben, und wenn es das Theuerste kosten würde."

Bei diesen Worten lag ein schmerzliches Lächeln auf seinem Munde, sanft legte er ihre Hand auf das Bett nieder, und ein Ring, der früher an ihrem Finger war, blieb in der Hand des Sergeanten.

„Josephinchen, komm, mein Kind," sagte der Invalide zu seiner Tochter, „wir gehen einkaufen."

Als sie vor der Thüre waren, konnte das Mädchen nicht umhin zu fragen, wo er das Geld bekommen habe.

„Wir werden schon Geld bekommen, erst müssen wir was verkaufen," erwiderte der Invalide.

„Doch nicht Dein Kreuz?"

„Nein, liebes Kind, einen Ring."

„Einen Ring!" rief das Mädchen, „hatten wir noch einen Ring?"

„Ja, den Brautring Deiner Mutter," entgegnete der Sergeant düster. „Komm, wir gehen zu einem Goldarbeiter."

„Ach, Papa, die Mutter wird jammern, wenn sie dies erfährt."

Der Invalide seufzte schwer, und eine Thräne rollte über die gefurchte Wange hin.

(Fortsetzung folgt.)

Peinliche Prozesse.

(Darmstadt, 5. Juni.) Das hiesige Hofgericht war in den letzten zwei Monaten zwei Mal im Fall, Todesurtheile auszusprechen. Das erstgefällte ging gegen den Soldaten Bock von Mainz, das zweite gegen die Katharina Boß aus Schlitz. Beide Sachen haben unmittelbar nach ihrem Vorkommen sehr die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen und bieten überhaupt einige interessante Gesichtspunkte, weßhalb ich Einiges davon hier mittheilen will. Bock, welcher hier in Garnison stand, war beschuldigt, in den ersten Tagen dieses Jahres bei nächtlicher Weile eine hiesige leichtfertige Weibsperson, mit der er Umgang hatte, durch einen Schnitt in den Hals ermordet zu haben. Anfänglich, vor dem Militärgericht, läugnete er standhaft, machte aber dann, an die Civilgerichte abgegeben, erst vor dem Stadtgericht und dann vor dem Criminalgericht umfassende Geständnisse, woraus sich zugleich ergab, daß eine Beraubung der Weibsperson dabei von ihm prämeditirt worden sey — ein Vorsatz, welcher durch ihr Geschrei (sie starb erst ungefähr eine Stunde nach der Verwundung an Verblutung, weil nicht gleich wundärztliche Hülfe hatte herbeigeschafft werden können) und durch das Herbeikommen dritter Personen, welche den Bock in Flucht trieben, vereitelt ward. Der Vertheidiger des Bock stützte nun seine Vertheidigung insbesondere darauf, daß er die Glaubwürdigkeit der von Bock gegen sich gemachten Bekenntnisse angriff und insbesondere aus den Umständen eine geringere Schuld desselben, namentlich aber die Abwesenheit des Vorbedachts bei seiner That, darzuthun sich bemühte. Unterstützte ihn hiebei der Umstand, daß Bock die That nach vorher im Zimmer ausgelöschtem Licht, im Hemd und seine Kleidungsstücke im Zimmer da und dort zerstreut, verübte, so war ihm wieder hinderlich, daß Bock das Messer, womit er die That verübte, ein großes Schlachtmesser, (Bock ist von Profession ein Metzger) mit sich gebracht hatte. Dagegen hatte Bock sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß man ihm erlauben würde, nach Amerika auszuwandern: eine Hoffnung, worauf der Vertheidiger ebenfalls einen Theil seiner Ausführungen stützte, als veranlassend, daß Bock Alles, ja eher zu viel als zu wenig gestanden, um den Gang der Untersuchung abzukürzen, und somit um so eher das von ihm geträumte Ziel einer Auswanderung nach Amerika mit dem traurigen Aufenthalt im Arrestshause zu vertauschen. Jedoch ging das urtheilende Gericht nicht auf diese Ausführungen ein, nahm bei Bock Vorbedacht der Tödtung an und verurtheilte ihn demgemäß zum Tode. Neuerdings hat nun Bock ebenfalls in Bezug auf den anfänglich und mehrmals zugestandenen Vorbedacht Einwendungen gemacht, und der Verfolg muß zeigen, in wieweit das nun urtheilende höhere Gericht diesem Gewicht beilegt. — Katharina Boß war beschuldigt, kurz vor Weihnachten vorigen Jahrs ihre uneheliche siebenjährige Tochter mit Vorbedacht getödtet zu haben. Die Boß diente damals in Offenbach in einem Bäckerhause, und die Wegschaffung des Leichnams ihres Kindes durch sie in Form von Zerstückelung u. s. w. war allerdings auf eine schaudererregende Weise von sich gegangen. Anfänglich, nach geschehener Entdeckung des Verbrechens entflohen, hatte nach einigen Tagen sie wieder in die Gegend von Offenbach sich begeben, wie sie versichert, um sich vor Gericht zu stellen, und war daselbst aufgegriffen worden. Auch sie machte erst vor dem großherzoglichen Landgerichte Offenbach, und dann vor dem Criminalgericht dahier umfassende Geständnisse, auch in Beziehung auf den Vorbedacht. Ihr Kind war darnach von ihr Nachts im Schlaf mit einer Binde, welche sie ihm um den Hals schlang, gewürgt worden. Der Vertheidiger der Boß beanstandete zunächst die Zurechnungsfähigkeit, indem ein solches Verbrechen nur im Wahnsinn begangen werden könne, und die Angeschuldigte wirklich in einem verzweifelten Zustande gewesen sey, und bestritt dann eventuell den Vorbedacht. Jedenfalls machte er als Milderungsgrund geltend:

Digitized by Google

die Abkunft der Boß von moralisch tiefgesunkenen Eltern (sie hatten mehrmals Zuchthausstrafe zu erdulden), ihre schlechte Erziehung und die doch in gewisser Art verzweiflungsvolle Lage der Boß, welche, nachdem ihr das Kind von den frühern Kostgebern wegen langsam einlaufenden Kostgeldes zurückgebracht war, und sie Gelegenheit gefunden hatte, es für geringeres Kostgeld in einem benachbarten Dorfe unterzubringen, es dort nicht lassen durfte, weil der Bürgermeister des Dorfs, im Gegensatz zum Bürgermeister des Dorfs, worin es früher sich befand, fünfzig Gulden Caution von der Mutter verlangte. So nach Offenbach zur Mutter zurückgebracht, diese, in der Unmöglichkeit die fünfzig Gulden aufzubringen, rathlos, ohne Vertrauen zu ihrer Herrschaft, das Kind wieder zehn Tage in ihrer Dachkammer heimlich verborgen, mehrere neue Bemühungen, die sie machte, das Kind in Kost zu geben, ohne Erfolg, jeden Tag die Gefahr der Entdeckung und damit die Gefahr der Fortschickung aus ihrem Dienste steigend, kam die unselige Katastrophe. Was nachher weiter mit dem Leichnam des Kindes von seiner Mutter geschehen, so schauerlich es ist, war der Sache nach nur Consequenz der That; sie wollte den Leichnam des Kindes fortschaffen, und kein Artikel des Strafgesetzbuches kam dagegen in Anwendung. Das Hofgericht nahm Zurechnungsfähigkeit und Vorbedacht als erwiesen an, und da nach dem oben erwähnten Strafgesetzbuche, wo keine Strafe ganz bestimmt vorgeschrieben ist, Milderungsgründe von den Gerichten nicht in Anwendung gebracht werden dürfen, so verurtheilte es auch da zum Tode. Gleich der Sache des Bock ist auch diese an's Oberappellations- und Cassationsgericht nun übergegangen. Es besteht dabei bei uns die menschliche Einrichtung, daß in erster Instanz zum Tod verurtheilte Angeschuldigte das Todesurtheil nicht selbst publicirt bekommen, sondern ihre Vertheidiger statt ihrer, die sich dann in den mit ihren Clienten zu pflegenden Unterredungen der Mittheilung der ausgesprochenen Capitalstrafen zu enthalten haben. Beide Sachen geben Anlaß zu tiefen Blicken in den Zustand unserer Gesellschaft, ihre Schatten- und Nachtseiten, und auch eben so kommt die Zulässigkeit der Todesstrafe dabei wieder zur Sprache. Was insbesondere das Schicksal der Boß betrifft, so enthält das neust erschienene Regierungsblatt ein Beispiel, daß wegen mit Vorbedacht verübter Tödtung ihres 24 Tage alten Kindes die Thäterin von den Gerichten zwar zum Tode verurtheilt wurde, diese Strafe jedoch auf dem Wege der Gnade eine Milderung in lebenslängliche Zuchthausstrafe erhielt, und ähnlich geschah es vor kurzem in einem andern ähnlichen Fall: Umstände also, welche, wenn das höchste Gericht im Weg Rechtens nicht anders erkennen sollte als das Gericht erster Instanz, nebst dem bereits Erwähnten, der Hoffnung auf Befreiung von der Todesstrafe wesentliches Gewicht verleihen. (Allg. Ztg.)

Deutsch-vlaemisches Sängerfest.

(Köln, 14. Juni.) So eben kehre ich aus dem Gürzenich zurück, und noch umrauscht von den gewaltigen Harmonieen, will ich versuchen, den Eindruck wiederzugeben, den das großartige Fest auf mich gemacht hat. Fast aus allen Gauen Deutschlands waren die Sänger gekommen, über 1700 an der Zahl; die Gesangesbrüder aus Belgien hatten sich ihnen angeschlossen, ihrer mehr denn 480; und zählt man das Orchester hinzu, das aus 90 Mitgliedern bestand, so war die Zahl Derer, die den Tag verherrlichten, auf 2300 gestiegen. In der That, ein Zusammenwirken von Kräften, wie man es wohl nur selten wieder vereinigt finden wird! Bedenkt man, was für Fleiß, was für Mühe dazu gehörte, all' die Anordnungen zu treffen, welche die Aufführung der schwierigsten Gesangeswerke in solcher Vollkommenheit möglich machten, so muß man innigen Dank spenden den Anregern und Förderern einer Idee, die, zu herrlicher That geworden, in der Geschichte deutscher Gesangeskunst noch lange Zeiten hindurch leben wird.

Alles an dem Feste trug den Stempel der Weihe und Würde. Der große Gürzenichsaal, an 5000 Personen fassend, hatte sich in grünende Laubgewinder gehüllt, und der Glanz zahlreicher Kronenleuchter strömte ein magisches Licht über die Versammlung. Kopf an Kopf standen die Sänger geschaart; aus ihren leuchtenden Blicken sah man, daß sie, der Macht ihres Sanges und des Gelingens bewußt, ungeduldig des Anfanges harrten.

Es war etwa ein Viertel nach sechs, als die Aufführung begann.

Sie wurde auf eine eben so passende, als ergreifende Weise durch Gabriel Seidl's herrliches „Gebet für das Vaterland" eingeleitet, welches der königl. Musikdirektor Weber zu dem Zwecke eigens componirt hatte. Man muß das tiefgefühlte, wahrheitdurchdrungene Gedicht kennen, um zu begreifen, wie eine Composition, die nach allen Seiten hin tief und sinnvoll aufgefaßt war, in deutschen und deutschgesinnten Herzen anklingen mußte. Besonders ergreifend waren die Schlußworte, worin für das Wohl der Fürsten gefleht wurde.

„Segne das Vaterland!
Gib, daß noch lang auf der Fürsten Haupte
Grüne der Kranz, der ihnen blühte,
Den ihm die Liebe des Volkes wand!
Segne mein Vaterland!"

— Worte, die, aus begeisterter Brust quellend, in unserer Zeit das Ohr des denkenden Hörers wohlthuend berühren mußten. Man darf kühn behaupten, daß der deutsche Liederschatz durch diese Composition um ein treffliches Werk reicher geworden. Verdienter Beifall lohnte den Componisten und die Sänger.

Eine „Motette mit Orgelbegleitung" von Bernhard Klein folgte, ebenfalls von Hrn. Weber geleitet. Wie Alles, was der große Kenner der Kirchenmusik und selbst ein Meister darin, geschrieben hat, so war auch die genannte Motette in hohem Grade geeignet, den feierlichen Ernst, die tiefe Bedeutung und die hohe Weihe der Gesangeskunst und die großartigen Wirkungen eines trefflichen Männerchores vorzuführen.

Laut ausbrechenden und lange wiederhallenden Beifall errang sich jedoch das schöne Göthe'sche, von dem hiesigen Kapellmeister C. L. Fischer componirte und von dem Componisten selbst geleitete: „Meeresstille und glückliche Fahrt." Hatte Hr. Fischer als Dirigent des Opernorchesters sich die Zuneigung seiner Kölner Mitbürger in hohem Grade erworben, so war es jetzt, neben der glücklichen Wahl des Stoffes, die allgemein ansprechende Behandlung desselben, welche den ungetheilten Beifallssturm hervorrief. Die Stille der Wasser, die Regungslosigkeit der Luft, die spiegelglatte Meeresfläche — alle diese verschiedenen Ausdrücke vollkommener Windstille, die der Dichter so bezeichnend wiedergegeben, fanden auch in der Composition eine so glückliche Färbung, daß das Gemälde in allen seinen Punkten klar und bezaubernd hervortrat. Noch ansprechender war der zweite Theil, die glückliche Fahrt. Man sah die Nebel zerreißen, den Himmel sich hellen; man hörte die Lüfte säuseln, die Segel schwellend, und das eilig dahingetriebene Fahrzeug unter dem Freudejauchzen der Schiffer dem Lande sich nähern. Der Beifall, wie gesagt, war ein allgemeiner und begeisterter, und er erhob sich von neuem, als Hr. Fischer dem lauten Wunsche der Versammlung nachgegeben und die Composition wiederholt hatte.

Ein schöner Trinkspruch von Fr. Rochlitz:

„Hoch lebe deutscher Gesang!
Blühe Jahrhunderte lang!"

wurde ebenfalls mit verdientem Beifalle aufgenommen.

Jetzt erschien Mendelssohn, um eine „Hymne an Jehovah" von Schneider in Dessau zu leiten. Trompetengeschmetter und ein

Digitized by Google

Beifallssturm, der nicht enden wollte, empfing den gefeierten Meister, der mit so großer Bereitwilligkeit dem Feste seine Mitwirkung gewidmet hatte. Mit erneuter Begeisterung schienen die Sänger Alles aufzubieten, um dem Dirigenten wie dem Componisten Ehre zu machen. Die Solostelle, welche in der Cantate vorkommt, wurde von dem berühmten Kölner Quartette, das im vorigen Jahre zu Brüssel den ersten Preis errang, in einer Vollendung gesungen, welche die hohe Bewunderung nur noch heben konnte. Es versteht sich von selbst, daß auch am Schlusse, womit zugleich die erste Abtheilung endigte, Beifall- und Jubelruf sich von neuem Bahn brach.

Unmöglich würdevoller und erhabener jedoch konnte die zweite Abtheilung eröffnet werden als durch ein Bruchstück aus Schiller's: „An die Künstler", dessen tiefer und begeisternder Sinn durch Mendelssohn's herrliche, eigens für das heutige Fest bestimmte Composition gleichsam verklärt vor's Auge trat. Mit welchem heiligen Schauer hörte man nicht die Worte:

„Der Menschheit Würde ist in euere Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben."

und welche wonnedurchdrungene Seligkeit entfaltete sich nicht in dem Jubel, zu dem die Aufforderung:

„Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Ewigkeit!"

den Dichter des Gesanges begeistert hatte. War es zu verwundern, daß diese Begeisterung sich in der ganzen Versammlung in einer Weise aussprach, die ihr nicht weniger als dem Componisten zum Ruhme gereichte? Am schönsten aber offenbarte sich diese Begeisterung, als nicht allein das Publikum, sondern auch der Sängerchor stürmisch da Capo rief und der bescheidene Meister, aus Besorgniß, daß die Anstrengung zu groß seyn werde, erst auf die Versicherung der Mitwirkenden, daß sie gern noch einmal singen wollten, dem allgemeinen Wunsche nachgab.

Ein „Te Deum Laudamus" von Bernhard Klein, von Mendelssohn dirigirt, machte einen tiefergreifenden Eindruck.

Lauterer Beifall noch wurde dem Chor aus Mozart's Zauberflöte: „O Isis und Osiris ꝛc." zu Theil, der in seiner Einfachheit und kristallenen Klarheit den Genius des großen Componisten an dem würdigen Feste würdig vertrat.

Eine „Hymne" zum Lobe der Schöpfung, von A. Reithardt, und von Hrn. Weber geleitet, bildete einen mit Wohlgefallen aufgenommenen Uebergang zu dem berühmten „Bacchus-Hymnus" aus Sophokles' Antigone (S. 1070 — 1098) nach Mendelssohn's trefflicher Composition. Das Wesen der Strophe und Gegenstrophe in so umfassender und vollkommener Wechselwirkung der Chöre, die schwungvolle griechische Poesie, die begeisterte Anbetung des Thebebeschützers Dionysos — ein langer Jubelruf, von Selbstbewußtseyn und Würde — alles Das wirkte so mächtig auf die andachtsvoll lauschenden Hörer, erfüllte sie so innig mit dem Gedanken von der Erhabenheit des Festes und seiner großen Bedeutung, daß sie gewiß hochzufrieden den Saal verließen, nachdem noch einmal rauschender Beifall dem Componisten gedankt hatte.

Soll ich nun den Gesammteindruck, den die Feier unstreitig auf Jeden in der glänzenden Versammlung machte, zusammenzufassen versuchen, so möchte ich ihn als einen Triumph der Musik und der Gesangeskunst bezeichnen, der zu neuen Triumphen einen fruchtbaren Samen gelegt hat. Das deutsche Lied und die deutsche Gesangesweise haben eine Anerkennung und Ehrung gefunden, wie sie seit den Zeiten des Minnesanges diesen Schöpfungen verbündeter Doppel-Poesie an den Gestaden des grünen Rheinstroms und im deutschen Vaterlande nicht mehr zu Theil geworden. Und mit dem deutschen Liede hat der deutsche Namen, hat unser schönes Vaterland Anerkennung und Ehrung gefunden. Die Stammesbrüder von den Ufern der Maas und der Schelde, die edlen Bläminger, die sich so mächtig zu eigenem Leben aufgerafft, sind gekommen und haben uns die Hand gereicht und unsere Mutter Germania ist um viele neue Söhne reicher, und ihre alten Söhne sind besser, weit selbstbewußter und mutterliebender geworden. Kurz, es war ein Fest, Deutschlands würdig und würdig Derer, die, deutschen Stammes, dem großen Vaterland hingebende Anerkennung zollen!

Der morgende Tag wird zu neuem Hochgenusse laden und dem Fest die Krone aufsetzen, die ihm so einstimmig zuerkannt wird.

(Rh. B.)

Korrespondenz

Aus der Pfalz, 9. Juni.

Unter dem Titel: „die Reform des Judenthums" erscheint im Verlag von Heinrich Hoff zu Mannheim, von den Herren S. Adler, ise. Prediger zu Worms, und H. Wagner, Klausrabbiner zu Mannheim, seit dem 1. April d. J. ein neues Wochenblatt, das sich als „Organ für die Rabbiner-Versammlung Deutschlands" ankündigt und welches wir allen gebildeten Israeliten jeder Richtung auf's Angelegentlichste empfehlen. Nicht daß diese Wochenschrift jedoch Richtung huldigte, d. h. gar keiner und, zwischen allen schwankend, mit jeder liebäugeln wollte. Im Gegentheil, es ist entschieden liberal, offen und entschieden den religiösen Fortschritt vertretend. Allein es verfolgt sein Ziel mit solcher Gründlichkeit, alle Gegenstände auf die Quellen zurückführend, daß es auch den Anhängern des sogenannten Alten willkommen seyn muß, die Ansichten ihrer Gegner mit allen ihren Gründen behandelt zu sehen und ein vollständiges Urtheil sich darüber zu bilden. Dabei herrscht in den Arbeiten eine edle Popularität, so daß sie jeder aufmerksame Leser, ohne daß er Gelehrter oder gar Theologe seyn muß, recht gut verstehen kann. Besonders aber sind es die Fragen, welche die Rabbiner-Versammlungen Deutschlands beschäftigen, die hier gründlich und erschöpfend erörtert werden. Ein solches Blatt that in Wahrheit noth, damit der Streit endlich wieder von den Personen ab und blos auf die Sache gelenkt, und damit Jeder in den Stand gesetzt werde, sich ein eigenes, gediegenes Urtheil über die Streitpunkte und überhaupt über die im heutigen Judenthum nöthigen Reformen und deren Berechtigung zu verschaffen. Auch Beurtheilungen der diese Gegenstände behandelnden Schriften und sehr schöne, vollständige Berichte über die Gestaltung des religiösen Lebens in den Gemeinden werden nicht vermißt. Möchte daher dieses neue Wochenblatt recht große Verbreitung in allen israelitischen Gemeinden finden! Wir sind überzeugt, daß es nicht wenig zur Verständigung beitragen und sehr segensreich wirken wird. Besonders aber sollten alle Diejenigen, welche die Rabbinerversammlung Deutschlands und ihre, die Religion veredelnden Bestrebungen fördern wollen, für die Verbreitung des Blattes Sorge tragen: es wäre dies sicher der Weg, sowohl sich selbst immer mehr zu kräftigen, als ihr Ziel friedlich und bestimmt zu erreichen.

Main-Wasserwärme: 17. Juni, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 18. Juni. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrollen) Norma: Mad. Fischer-Achten, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig. Oroviſt: Hr. Fischer, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 167. Freitag, den 19. Juni 1846.

Die Veteranenfamilie.

Von J. Theodor.

(Fortsetzung.)

II.

Das Festmahl.

Bei ihrer Zurückkunft war Niemand mehr beschäftigt als Josephine, und Niemand zufriedener als der Invalide. — Die Mahlzeit war für diese arme Familie eine fürstliche. — Ein Braten schrie im Topfe, ein Brod lag auf dem Tische, und neben dem Stuhle des Sergeanten stand ein voller Krug Wein. — Die arme Leidende schien an Kräften bei diesen Zubereitungen zu gewinnen; Alles harrte mit Freuden, den festlichen Schmauß zu beginnen.

„Komm, Josephine," sagte der Sergeant, „rücke den Tisch an's Bett; — so mein Kind, aber warte, Cäcilie, ich werde Dir helfen," — die sich vergeblich bemühte, eine sitzende Stellung zu gewinnen.

„Nun, Josephinchen," kommandirte der Veteran, „bringe Deinen Braten, daß wir Sturm darauf laufen."

Josephine brachte ihren Braten, alle Augen waren auf ihn gerichtet; Eines betrachtete das Andere vor Freuden, und besah sich dann wieder den dampfenden Schmauß.

„Herrlich hast Du Deine Sache gemacht, Josephine," sagte der Veteran, als er den bewunderten Braten zerlegte. „Cäcil, er ist delikat; — Josephine, zerschneide dieses Stückchen Deiner Mutter, und nun, meine Kinder, laßt es euch schmecken."

Ein Geklirr mit Gabeln und Messern folgte unmittelbar auf diese Anordnungen, und gleich darauf wurde jeder Mund in die angenehmste Beschäftigung des Lebens versetzt.

„Ein köstliches Mittagsmahl," sagte der Sergeant, „eines Generalen würdig;" — und ein saftiges Stück Fleisch auf der Gabel vor sich hinhaltend, fuhr er zu seiner Familie fort:

„Für dieses Stückchen würde in Egypten Mancher sein Leben gewagt haben. — Selbst der kleine General, unser Kaiser, hätte sich oft glücklich geschätzt, einen Leckerbissen wie diesen zu erhalten. Einst ging es uns recht schlecht, die Armee hatte mehrere Tage kein Fleisch erhalten, — natürlich, wir konnten kein's bekommen — als wir eines Morgens an einem arabischen Dorfe hielten. — Der Jubel war unbegränzt; Hitze, Hunger, Durst, Mühseligkeiten, Alles war vergessen, wir sollten hier Rasttag halten, essen und trinken. — Die Armee blieb vor dem Dorfe in einem herrlichen Thale, unter dem Schatten von Bäumen und Sträuchern sich gemächlich der Ruhe pflegend. — Fleisch hatten wir bald, was von Vieh aufzutreiben war, wurde zusammengestochen, und nun ging es an's Kochen, Sieden und Braten, daß es eine Lust zum Ansehen war. — Unser Bonaparte ging von einem Feuerhaufen zum andern, scherzend und lustig, wie er immer war, wenn es nichts zum Hauen oder Stechen gab; — endlich kam er auch zu uns. Wir hatten ein Fricassée auf dem Feuer, kleine Fleischschnittchen wurden unten geröstet, was denn Alles einen Duft und einen Geruch gab, daß Jeder schon mit der Zunge im Voraus darnach schmatzte. Der alte Tourmail, unser Sergeant, früher ein Traiteur in Paris, konnte dieses auf eine delikate Weise fabriciren, was denn auch kein Wunder war, daß er hier ganz in seinem Elemente gewesen. — Den Kochlöffel in der Hand, den er nie auf dem Marsche vergaß, eine Schürze vor sich, war er, als Bonaparte, ankam, beschäftigt, zu rühren und zu braten.

„Nun, Großvater," sagte er zu Tourmail, „Ihr seyd ja so flink, und greift Alles mit einer Geschicklichkeit an, man sollte schwören, Ihr wäret ein Koch von Profession."

„Ein Koch von Profession, mein General," sagte Tourmail, „nein, ich bin ein Kochkünstler. — Fragen Sie Alle, ob ein Traiteur, ein Restaurateur je superbere Fleischschnittchen geröstet oder ein Fricassée fabricirt hat als Tourmail; und wenn es von Hunden und Katzen wäre, und Tourmail hat es zubereitet, so würde es dennoch jeder ehrliche Christenmensch für den köstlichsten Lendenbraten essen. — Mein General, wenn Sie es nicht verschmähen, unser Gast zu seyn, — und da machte er eine so komische Präsentation mit dem Kochlöffel, daß wir alle und Bonaparte selbst herzlich lachen mußten, — so wird sich der alte Tourmail geschmeichelt fühlen, einen Bewunderer seiner Kochkunst mehr zu haben."

„Du kommst meinem Wunsche zuvor, alter Knabe," sagte Bonaparte, „ich hätte mich sonst von selbst eingeladen, denn es ist mein Lieblingsessen diese geröstete Fleischschnittchen, und wenn sie von der Hand eines Kochkünstlers," sagte lächelnd Bonaparte, „fabricirt sind, ziehe ich sie selbst Pasteten vor."

„Da haben Sie einen ganz natürlichen Geschmack, mein General," sagte Tourmail, indem er sich auf die Erde legte, das Feuer anblies und mit einem Eifer die Schnittchen drehte und wandte, daß wir von neuem lachen mußten.

„Nun Großvater," sagte Bonaparte, „ich habe Hunger, die müssen doch schon längst gar seyn."

„Gleich, mein General," sagte Tourmail, einige herausnehmend und wieder hineinwerfend; „hier ist eins auf dem Sprunge, bald hat es ausgeschwitzt, noch einige Sekunden, mein General; denn dies ist die Kunst, es zu wissen, wenn es gar ist, ohne zu verbrennen. Es ist gut; ein Moment, und Saft und Kraft wären verloren gewesen," sagte Tourmail, das Schnittchen auf seinen Kochlöffel legend und es Bonaparte vor den Mund haltend. „Noch ist es zu heiß, mein General, lassen Sie es erst abdampfen," sagte er; „so, nun können Sie es nehmen."

„Bonaparte nahm also mit den Fingerspitzen das Fleisch, schien sich aber vorgenommen zu haben, unsern alten Tourmail zu ärgern. Tourmail stand, die Hände und den Kochlöffel auf dem Rücken, vor Bonaparte und sah so vergnügt auf den ersten Biß, den der General in sein Fleisch machen würde, und auf sein Lob als Koch-

Digitized by Google

künstler lauschend, daß wir diese Scene nicht ohne Lachen vorübergehen lassen konnten.

„Bonaparte war jetzt im Essen begriffen, als Tourmail, dem die Zeit zu lang wurde, bis er gelobt würde, fragte:

„Nun, mein General, wie schmeckt's?"

„Hart," sagte Bonaparte.

„Hart," wiederholte Tourmail vor Erstaunen.

„Zäh und geschmacklos," sagte Bonaparte, immer fortessend.

„Zäh und geschmacklos," wiederholte kleinlaut Tourmail mit betrübtem Gesichte vor sich hinblickend.

„Und ist verbrannt," sagte Bonaparte unbarmherzig, den der Schrecken Tourmails höchlich ergötzte.

„Verbrannt," seufzte fast tonlos unser armer Koch, und sein Kochlöffel, den er noch rückwärts hielt, fiel zur Erde. — Das war zu viel, sein Künstlerruhm als Koch bei dem ganzen Regimente hatte durch den General den Todesstoß erhalten.

„Bonaparte hatte sein Schnittchen gegessen, und Beide sahen sich eine Weile verwundert an.

„Mein General," begann kleinlaut unser Tourmail, „ist es Ihr Ernst oder war es Scherz?"

„Nein," sagte er, „Großvater, es war mein Ernst."

„Nun sah Tourmail auf uns, und wir auf ihn, aber von keiner Seite wurde gelacht. Ein Allarmschuß und Trommeln machte plötzlich der Scene ein Ende. „Der Feind!" schrie es auf allen Seiten. — „Zu den Waffen!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief vom Lande.

(Von Wilh. Wagner.)

Seit acht Tagen, mein lieber Freund, bin ich nun auf dem Lande und das herrlichste Wetter begünstigt meinen Aufenthalt. Es darf Dich nicht wundern, daß ich erst heute schreibe; denn ich bin nicht hierher gekommen, um mich mit der Feder auf dem Papier zu ergehen, sondern um Wald und Flur zu durchstreifen und mich von allen Beschäftigungen, die an die Stadt erinnern, los zu sagen. Ich will neue Anschauungen und Eindrücke in mich aufnehmen und mein Wanderbüchlein mit flüchtigen Skizzen füllen. Wir Stubenmenschen machen so viel Bücherstudien, daß wir das lehrreichste aller Bücher, die Natur, darüber zu vergessen pflegen, und wir verkehren so viel mit den Gedanken Anderer, daß wir dabei nicht zu den eigenen kommen. Man hört oft sagen, es sey von den Dichtern und Künstlern fast Alles erschöpft und kaum möglich, noch etwas Neues zu gestalten; aber schon dies ist ein Irrthum. Die Welt ist so groß und so schön, daß wir sie sobald noch nicht auslernen oder deren Reichthum erschöpfen werden; ihre Bildergallerie ist so mannichfaltig und fast zu jeder Stunde und an jedem Orte so anders, daß sie uns immer von neuem überrascht; dem aufmerksamen Blicke ist selbst das Kleinste, das Unscheinbarste lehrreich. Unsere gelehrten Systeme bestehen aus Allgemeinheiten und dürren Abstractionen, das individuelle und tausendfach gestaltete frische Leben muß man in der freien Natur suchen, da, wo es blüht und duftet, tönt und athmet, glänzt und sich verhüllt.

Ich gehöre nicht zu Denen, welche die Befürchtung theilen, daß seit Einführung der Eisenbahnen und Dampfschiffe alle Poesie des Reisens verloren gegangen sey. Muß man denn immer auf den Heerstraßen bleiben und gibt es keine ländlichen Wege, keine einsamen Waldpfade, keine unbeschifften Thalbäche, keine steilen Felswege, keine engen Bergschluchten und keine murmelnden Quellen mehr? Ist denn das sogenannte großartige Verbindungsnetz der Eisenbahnen und Dampfschiffe nicht winzig klein in dem großen Garten der Natur, und was sind jene paar Hundert Meilen gegen die unendlich weiten Räume, die Gottes Sonne bescheint? Es hat mir sehr gefallen, was unlängst A. Vogtherr in seinem ächt poetischen Postillions-Lied, welches die Runde durch Deutschland zu machen verdiente, seinen Postillion sagen läßt, nachdem dieser durch eine neue Eisenbahn von der Heerstraße vertrieben worden:

„Jetzt schau'n wir and're Bergeshöh'n,
Mein Gäulchen ich und du!
Jetzt weckt mein lustig Horngetön
Ein and'res Thal aus Ruh'.
Wenn sonst ich große Straßen fuhr,
Fahr' ich die kleinen auch;
Ja, wo noch schön ist die Natur,
Da gilt kein Dampf und Rauch!"

Ja, der Postillion hat Recht, und so gut die reiche Mahlzeit und der Pallast eines Fürsten, das ländliche Haus und die einfache Kost eines Landmannes, das lärmende Gewühl einer Hauptstadt, die friedliche Stille eines einsamen Dörfchens und hundert ähnliche Kontraste neben einander bestehen, so gut auch die Reise mit dem dahineilenden Dampfwagen neben der bescheidenen Fußwanderung.

Den Kranken wird von den Aerzten der Besuch unserer berühmten oder auch noch berühmt zu werdenden Badeorte empfohlen, und wenn diese häufig den gewünschten Erfolg bringen, so liegt dieser wohl nicht nur in der Wunderkraft der Heilquelle, sondern eben so sehr in der veränderten Luft und verbesserten Lebensweise des Patienten. So auch ist dem Städter zu empfehlen, daß er wenigstens einmal im Jahre eine Reise oder einen Ausflug mache, um andere Luft zu athmen, andere Orte und andere Menschen zu sehen. Ihm, der nur gewöhnt ist, von einer Straße zur andern, vom Hause ins Theater, oder, wenns hoch kommt, ein paar Hundert Schritte vor's Thor zu gehen, ihm wird es wohl thun, seinen Blick einmal weiter schweifen zu lassen, als von einer Mauer zur andern, oder von einem Dache zum andern; es wird ihm wohl thun, vom Hügel eine weite Ebene zu überschauen und den Knopf eines fernen Kirchthurmes zu erspähen, oder dem aus der Weite herübertönenden Glockengeläute zu lauschen, statt der Opernsänger einmal der befiederten Troubadoure des Waldes und statt der Passagen der Klaviervirtuosen die freie Phantasie eines über Felsen rollenden Sturzbaches zu hören. Andere Anschauungen bringen andere Gedanken, und wenn man von einem Professor, einem Staatsmann oder einem Industriellen der Stadt etwas lernen kann, so gewiß nicht minder von einem reisenden Handwerksburschen, der mancher Herren Länder durchwandert hat, von einem Bauern, bei dem man stehen bleibt, um sich bei ihm eine Cigarre anzuzünden, oder von einem alten Mütterchen, das vor der Thüre ihrer Hütte sitzt und mit ihrem kleinen Enkel spielt. Besonders sind in dieser Beziehung die Fußreisen anregend, und wenn sie auch mit Ermüdung oder kleinen Unannehmlichkeiten verknüpft seyn sollten. Je mehr man auf solchen Wanderungen sich von der breiten Straße entfernt, je mehr man in die stillen und traulichen Winkel der Natur eindringt, je tiefer man sich versenkt in die friedliche Einsamkeit derselben, desto besser und desto erhebender für Geist und Gemüth. Gottes Werke sind mehr zu bewundern als die der Menschen, und die Natur bleibt eine Meisterin, welcher wir Alle nur nachpfuschen. Darum hinaus zu ihr, und wie der Dichter (Victor Hugo) sagt:

„In einem frischen Thal sey dein beschneiden
Und friedlich Reich! Dort, durch des Weißdorns Weh'n
Glaubst du zu schau'n und durch das Laub der Weiden
Magische Schlösser, wie sie in Gebäuden,
Mit Stroh gedeckt, im Mährchen bunt erstehn.

Vom Berge schau' ein düster Thurmgemäuer
Auf eines See's azurne Spiegelfluth;
Und Abends strahle durch der Dämm'rung Schleier
Fern im Gefilde dir ein Hirtenfeuer
Mit seiner dunkelrothen Gluth!

Digitized by Google

Ich will den vergeblichen Versuch nicht machen, Dir, mein lieber Freund, die mannichfaltigen Schönheiten einer ländlichen Natur zu schildern, was auch lange Seiten erfordern würde. Ein Sonnenaufgang, von der stolzen Bergterrasse aus betrachtet, wo das entzückte Auge im Anblick von Licht und Lebensfülle schwelgt, eine Mittagsrast auf weichem Moos unter dem weiten Blätterdach alter Eichen im hohen Waldesdom, eine Abendwanderung unter den langen Schatten der das Dorf umhegenden Obstbäume und auf dem lieblichen Pfade, der durch bethaute Wiesengründe führt, eine Mondnacht am See, dessen Wellen mit silbernem Schaum am schwankenden Schilfrohr sich brechen und der erhabene Frieden, der vom gestirnten Himmel herniederstrahlt, ein milder Sommerregen nach der Schwüle des Tages, ein Gewitter im Gebirg, das Alles ist zu schön, um beschrieben zu werden und ich will Dir die Ueberraschung solcher Naturgenüsse vorbehalten, da ich nicht zweifle, daß auch Du Deiner städtischen Haft bald einmal entrinnen und zu uns hieher eilen wirst.

Was die Landbewohner betrifft, so sind die Zeiten vorüber, wo man noch an die arkadischen Schäferinnen und die idyllischen Hirten eines Geßner glaubte. Die Landbewohner sind keineswegs ideale Menschen, keineswegs Muster von Sitteneinfalt und patriarchalischer Tugend, keineswegs durchaus liebenswürdig, aber sie sind auch so schlimm nicht, wie sie oft geschildert werden. Sie haben andere Mängel und andere Vorzüge wie die Städter und es ist mehr der äußerliche Schliff, als der innere Kern, was beide unterscheidet. Tugenden und Laster wohnen im Palast, wie in der Hütte und gleichen darin den Pflanzen, daß die einen in diesem, die andern in jenem Boden, die einen in einem fetten, die andern in einem magern besser gedeihen, viele aber überall wuchern und Nahrung finden. Die Fehler der Städter sind feiner und geglätteter, die der Landleute grober und unpolirter, ohne daß darum jene besser wären als diese. So viel ist gewiß, daß Rohheit, Dummheit und Aberglauben unter den Landleuten abnehmen und daß der Einfluß des verbesserten Schulwesens, der guten, durch Dorfbibliotheken verbreiteten Volksbücher, der erheiternden Gesangvereine, der aufgeklärteren Richtung vieler Geistlichen, der humanen Anstalten und Stiftungen, deren auch die Dorfbewohner sich heutigen Tages erfreuen, sich immer mehr geltend macht. Wie den Ackerbau, so hat man auch den Geistesbau verbessert und ohne mich überspannten Hoffnungen hinzugeben, bin ich doch fest überzeugt, daß der Landmann einer besseren Zukunft entgegen geht und zwar im Verhältniß mit seiner verbesserten ökonomischen Lage und seinem erleichterten Lebenserwerb. Der materielle Wohlstand ist überall die Basis des geistigen, und die Regierungen und Ortsbehörden mögen unablässig wirken, daß der Bauer sein im Schweiße des Angesichtes verdientes Stück Brod möglichst unverkürzt und unverkümmert genießen kann.

Der aus den Zeiten der mittelalterlichen Feudalherrschaft noch immer, wenn auch in etwas veränderter Gestalt fortbestehende Druck muß allmälig ganz verschwinden, der Bauer muß seiner schweren Arbeit und seines kleinen Gütchens froh werden, Steuern und Abgaben dürfen ihn nicht erdrücken, und wie ein kräftiger Bürgerstand längst als eine wesentliche Stütze der Städte blüht und wirkt, so soll nicht minder der Bauernstand als ein Grundpfeiler der Wohlfahrt des Staates geehrt und gefördert werden. Verbesserungen in Schule und Kirche können nur dann wahren Segen bringen, wenn die Verbesserung der materiellen Existenz des Landmannes mit ihnen gleichen Schritt hält, und in dieser Hinsicht bleibt allerdings noch viel zu thun übrig.

Mein Brief ist lang geworden. Sein Zweck ist erfüllt, wenn er Dich, mein lieber Freund, veranlaßt, den Wanderstab zu ergreifen und dem Gewühl der Stadt zu entrinnen. Aber die Berufsgeschäfte? Nun, die Welt wird fortbestehen, wenn Du ihr auch auf ein paar Tage Deine Thätigkeit entziehst, und durch die erneuerte Kraft wirst Du etwa Versäumtes bald wieder nachholen. Aber das Geld? Bedarf es denn großer Summen und sind die schönsten Genüsse und die reinsten Freuden nicht gerade die billigsten? Das große Museum der Natur hat vor andern auch den Vorzug, daß es Jedem gratis und ohne Trinkgeld, es sey denn für den eignen Durst, offen steht. Komme also recht bald, denn obwohl die schöne Jahreszeit aus vielen Wochen, Tagen und Stunden besteht, so vergeht sie doch bald, und wenn sie vorüber ist, so ärgert man sich nicht wenig, sie aus dem Schlendrian der Gewohnheit nicht genug benutzt zu haben. Ueberlege nicht zu lange, denn dies raubt die Zeit und macht unschlüssig, sondern handle rasch und besuche mich und die Dich erwartenden Freunde, welche Dich unterdessen herzlich grüßen.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 9. Juni.) Als Curiosum sey hier erwähnt, daß ein gewisser Siegfried Justus I. ein Sendschreiben an die Reichssynode erlassen hat, worin sich derselbe als Apostel Christi gerirt, der Mann wohnt nach dem Datum am Ende seines Machwerks in der Hütte Zion. Es ist übrigens auch in diesem Wahnsinne Methode: da der Verfasser von der Censur ein Imprimatur nicht erlangen konnte, so hat er sein Opus lithographiren lassen, und es so den Mitgliedern der Synode zugesendet, die nun wissen, an wen sie sich um Erleuchtung — nicht zu wenden haben werden.

Mendelssohn-Bartholdy hat ein neues großes Oratorium „Elias" vollendet, welches im August in Birmingham gegeben wird. Auch können wir aus zuverlässiger Quelle berichten, daß Mendelssohn gegenwärtig eine Oper zu schreiben beabsichtigt, zu welcher ihn die Individualität der Jenny Lind angeregt hat. Die Oper wird demnach in ihrer Hauptpartie ganz für dieselbe berechnet werden.

Generalversammlung der Actionäre der pfälzischen Ludwigshafen-Wormser Eisenbahngesellschaft.

Frankenthal, 16. Mai.

Gestern fand hier die zweite Generalversammlung der Actionäre der pfälzischen Ludwigshafen-Wormser Eisenbahngesellschaft statt und zeichnete sich durch eben so einstimmige Abstimmungen, als erfreuliche Resultate aus. Es waren 76 Actionäre erschienen mit 232 Stimmen, welche 1220 Actien à fl. 500 — also mehr als die Hälfte des ganzen Actienkapitals, das auf fl. 1,200,000 festgesetzt ist — vertreten haben. — Hr. Anwalt Willich sen. präsidirte die Versammlung und erstattete mit gewohnter Talente und Tact Bericht über das bisher vom Verwaltungsrath Geschehene. Die Glanzpunkte seiner Mittheilungen waren: a) die Allerhöchsten Rescripte, wonach die bisher in Baiern eingehaltene Spurweite unverändert bleibt; b) die auf wiederholtes Verwenden des Verwaltungsrathes erwirkten Allerhöchsten und für die Gesellschaft wesentlich günstigeren Abänderungen zweier Concessions-Bedingungen, die dahin gehen: 1) daß wenn nach 25 Jahren der Staat Gebrauch macht von seinem vorbehaltenen Rechte der Einlösung, er nicht nur das ganze Bau- und Anlage-Kapital, sondern auch alle Mobilien und Fahrparate nach dem Preise, was dieselben gekostet haben, übernimmt und der Gesellschaft bezahlt, während die Gesellschaft noch außerdem den Reinertrag des nachfolgenden Jahres als Prämie erhalten soll; 2) daß außerordentliche Störungen durch Krieg ꝛc. an der Dauer der ersten 25 Jahre nicht gezählt werden sollen. Auf Einleitung des Präsidenten wurde später die Allergnädigst ertheilte Concession nach den erwirkten günstigeren Bedingungen einstimmig angenommen und der Verwaltungsrath ebenfalls einstimmig beauftragt und ermächtigt: die Ludwigshafen-Wormser Bahn in gesetzlicher, authentischer Form verbriefen und publiciren zu lassen, zugleich auch die Satzungen mit diesem Allen in Einklang zu bringen und einen neuen Abdruck derselben an die Actionäre zu vertheilen. Hr. Baurath Denis legte hierauf, begleitet mit einem sehr klaren Vor-

Digitized by Google

trage, die nun sämmtlich angefertigten Haupt- und Unter-Pläne des ganzen Bahnbaues so vollständig ausgeführt und mit so detaillirten Ueberschlägen und Berechnungen versehen, vor, daß dieselben, die eine ungetheilte Anerkennung gefunden, jetzt unmittelbar zur Allerhöchstru Genehmigung vorgelegt, wie auch, nach deren Erfolgung; als Urkunden zur Vergebung und Ausführung des Baues verwendet werdrn können. Terrain und Lage sind nach denselben so überaus günstig, daß von circa 18,500 Metern, welches die ganze Länge ist, etwa 15,000 Meter in ganz gerader Linie gehen, während der Rest in Curven von sehr günstigen Durchmessern ausgeführt wird, die ganze Linie aber als eine fast durchgängig natürlichr Ebene zu betrachten ist. Daher erreicht auch der neuere, vollständig ausgeführte Gesammtüberschlag auf die ganze Strecke von circa 5½ Poststunden und bei Aufnahme eines vollkommen für den ersten Dienst zureichenden Fahrapparates von 4 Locomotiven und 70 Personen- und Transportwagen nicht fl. 1,100,000, und es bleiben für Administration und sonstigr unvorhergesrzene Fälle, wie zur Entschädigung der Mitbenutzung des Bahnhofes der pfälzischen Ludwigsbahn in Ludwigshafen, noch circa fl 115,000 als Reservefond übrig. Hr. Denis glaubte dabei, nicht nur vollkommen mit seinen angesetzten Summen auszureichen, sondern stellte sogar bei einzelnen Posten wahrscheinliche Ersparungen noch in Aussicht. — Nach ihm gab das Verwaltungsmitglied Hr. Schlinck, der bisher provisorisch im Verwaltungsrath die Stelle eines Cassier und Secrtärs versah, sehr befriedigende Mittheilungen über die bisherigen Gesammtkosten und jetzigen Kassenverhältnisse. Nach denselben haben die Ausgaben bis heute noch nicht die Summe von ein Viertel Procent des Anlage-Kapitals erreicht, während der ganze Einnahme-Rest mit Ausnahme eines Kassenvorraths von fl. 176·38 kr. verzinslich bei dem Banquier der Gesellschaft angelegt ist. Das Präsidium theilte sofort einige Zuschriften von Nachbargesellschaften mit, darunter eine von dem Verwaltungsrath der hessischen Ludwigsbahn, der eine schriftliche Zusicherung über den Bau der diesseitigen Linie wünscht. Hierbei erklärte das Präsidium, der Verwaltungsrath gedenke auf dieses letztere Schreiben Folgendes zu erwiedern: „Daß alle unsere Vorarbeiten vollendet sind, daß der Bauplan nun alsbald nach §. 11 der Satzungen der Allerhöchsten Genehmigung unterbreitet werden soll; daß, sobald diese erfolgt seyn wird, mit der Einleitung des Baues begonnen werden und daß, da derselbe keine Localschwierigkeiten zu überwinden hat, seine Fortsetzung und Vollendung gleichzeitig mit jener der hessischen Ludwigsbahn eintreten soll und wird." — Vor Abstimmung über Gutheißung oder Verwerfung dieser Erwiederung, die Hr. C. F. Heyder aus Frankfurt a. M. für zu sehr bindend hielt, da leicht die Verzögerung der Lauterburger-Straßburger Strecke es könne wünschenswerth machen, auch den Bau der Frankenthaler Linie länger zu unterlassen ꝛc. entspann sich eine kurze Discussion, die damit endigte, daß auf Hrn. Schlinck's Antrag, dessen Begründung mehrfache Unterstützung noch gefunden hatte, die Generalversammlung einstimmig, mit Ausnahme eines Einzigen, dahin entschied: bauen zu wollen, wie Hessen baue, auch wenn bis dahin die Fortsetzungen der Linie bis Straßburg noch nicht definitiv sollten entschieden seyn. Mit gleicher Einstimmigkeit (derselbe Einzelne ausgenommen) ward sodann die obige, vom Verwaltungsrath vorgeschlagene Erwiederung an die Verwaltung in Mainz gutgeheißen. Zuletzt beschloß noch die Versammlung auf Vortrag des Präsidiums und zwar abermals einstimmig: die gewöhnliche Ergänzung des Verwaltungsraths, die im Juli nächsthin stattzufinden hätte, erst im Frühjahr vorzunehmen. — Nachdem hiermit die Tagesordnung erschöpft war, wurde die Versammlung geschlossen, deren schönes und einträchtiges Zusammenwirken sichtbar bei Allen den günstigsten Eindruck hinterließ.

Korrespondenz.

Aus dem Herzogthum Nassau, im Juni.

Nach einem General-Rescript unserer Landesregierung an sämmtliche Schulinspectionen werden die Schulamtscandidaten für die Zukunft nicht mehr, wie seither, gleich definitiv, sondern zwei Jahre provisorisch angestellt, was bisher nur ausnahmsweise bei solchen geschah, die nicht ganz den an sie gemachten Forderungen entsprachen. Jeder, der sich nicht innerhalb dieser Zeit als ein brauchbarer Lehrer bewährt, ist nochmals zum Besuche des Landes-Seminars zu Idstein gehalten, um daselbst zum zweiten Mal den Unterricht als Ergänzung auf eine bestimmte Zeit zu empfangen. Wir können eine solche Anordnung nur als eine höchst zweckmäßige und in ihren Folgen höchst segensreiche bezeichnen, da in ihr die jungen Leute wohl den mächtigsten Sporn zu ihrer weiteren Berufsbildung und ihrer inneren Veredlung finden werden, zugleich aber auch nur dazu dienen kann, dem jugendlichen Leichtsinn und Uebermuth, mit dem so manche junge Lehrer nach ihrer Entlassung aus dem Seminar in's öffentliche Lehru treten, kräftigst zu begegnen und sie von Allem, was eines Jugendlehrers und Jugendbildners unwürdig ist, fern zu halten. — Eine andere, in neuester Zeit getroffene Verfügung unserer Landesregierung betrifft den freien Gebrauch der nicht unbedeutenden Seminarbibliothek zu Idstein für alle Volkslehrer unsres Landes. Es sind zu diesem Behufe an alle Elementarschulen Bücherverzeichnisse der Seminarbibliothek geschickt worden und jeder Lehrer empfängt die von ihm bezeichneten Bücher postfrei, wie denn auch die Rücksendung derselben ohne alle Kosten statt findet. Mit welcher dankbaren Anerkennung von Seiten der Lehrer diese Verfügung aufgenommen wurde, läßt sich wohl denken. Wäre es nun nicht zweckmäßigee, wenn die Beiträge, welche seither die Lehrer zur Landesbibliothek leisteten, zum Besten der Seminarbibliothek verwendet würden? ***

Buchstabenräthsel.

4 5 2 1 2. Ich trenne nicht, ich binde nur,
Beseele gern die Herzen.
Ich bin des Ew'gen treue Spur,
Ich lind're gerne Schmerzen.

1 5 1 2 4. Auf mich legt man sehr hohen Werth,
Ich warne, tröste, stille;
O, wohl Dem, der mich nicht entbehret,
Dies ist des Höchsten Wille.

6 2 1 2 4. Ich bin der dunkeln Nächte Freund,
Erhebe mich zur Höhe;
Entfliehe, wenn die Sonn' erscheint,
Damit das Aug' sie sehe.

1 5 2 6 2. Glied eines Staates nenn' ich mich,
In dem ich eifrig schaffe.
Mein Nutzen ist gar groß für dich;
Schmerz bringt dir meine Waffe.

6 5 4. Der Erde Schooß gibt mir mein Seyn,
Es bricht sich oft mein Spiegel,
Ich überschwemme oft den Stein
Dort auf dem trock'nen Hügel.

1 2 3 4 5 6. Man findet mich im deutschen Land
So groß, so schön, so prächtig.
Als Hauptstadt bin ich anderkannt,
Mein König herrschet mächtig.

Bonames. J. Sch.....

Main-Wasserwärme: 18. Juni, Morgens, 8 Uhr: 17 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 18. Juni. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrollen) Norma: Mad. Fischer-Achten, vom herzogl Hoftheater zu Braunschweig. Orovist: Hr. Fischer, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig.

Freitag, 19. Juni. Konzeet und Scenen im Costüm, in 4 Abth. I. Große Scene der Agathe aus dem Freischütz, gesungen von Fräul. Sähr. II. Arie aus Lucie von Lammermoor, für Baßposaune und Piano-Concertant. von Julius Steen, vorgetragen von den Herren Rosenhain und Radich. III. Scenen aus Belisar (Actus I) IV. Concertino für die Baßposaune, von Fr. David, vorgetragen vom Hrn. Radich. Vorher geht: Der Verräther, Lustspiel in 1 Act, von Holdein.

Redacteur: J. L. Heiter. — Druck und Verlag von Heiter und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 168. Samstag den 20. Juni 1846.

Die Veteranenfamilie.

Von J. Theodor.

(Fortsetzung.)

„Unser Essen war noch nicht gar, Niemand hatte etwas zu sich genommen, selbst der General außer jenem Fleischschnittchen. Hastig rief er:

„Großvater, gieb mir noch eine Fleischschnitte."

„Und eben so hastig frug unser Tourmail:

„Sind sie hart?"

„Nein, sie sind zart," sagte Bonaparte, „mache fort."

„Sind sie zäh und geschmacklos, mein General?" rief unser Koch.

„Nein, sie sind saftig und weich wie Butter; eile Dich, Kochkünstler, und halte mich nicht auf."

„Doch Tourmail ließ sich nicht irre machen, hier galt es, die Ehre seiner Kunst zu retten, und er frug abermals schnell und laut:

„Waren sie verbrannt, mein General?"

„Nein," schrie Bonaparte eben so laut und fast böse; „sie waren köstlich, delicios gebraten."

„Und erst jetzt, nachdem sich Tourmail mit den Worten zu uns wandte: „Habt Ihr gehört, was der General gesagt hat?" holte er ihm zwei Schnitten aus dem Feuer und überreichte sie Bonaparte, der mit ihnen auf die andere Seite des Lagers rannte.

„Die ganze Affaire, von dem Allarmschusse an bis zur Präsentation der Schnitten, währte einige Sekunden. — Wir arme Teufel sollten uns jetzt hungrig schlagen. Da griff Einer mit den Fingern in's Feuer, um sich ein Stückchen Fleisch zu holen, und verbrannte sich Finger und Mund; ein Anderer füllte in seinen Tschacko einige Löffel Fricassée, um es über Weg zu essen, die Meisten bekamen gar nichts, und auf ein Mal hieß es en-avant Marsch, Alles stehen und liegen lassen und mit hungrigem Magen, das Essen vor uns, ging es fluchend, tobend, halb weinend in's Feuer.

„Als wir zurück kamen, war unser Fleisch hübsch gar, doch mancher Gast, selbst unser Kochkünstler fehlte; sein letztes Lob hatte ihm der General gegeben."

„Karchen, gieb die Gläser her. — Cäcil, zuerst auf Deine baldige Gesundheit und Genesung, und dann auf das Wohl unsers Kaisers."

Die Gläser wurden gefüllt, sie klingelten, und ein kurzes „Hoch!" das nur durch die Stimme des Sergeanten hörbar wurde, schallte im Zimmer, und jedes lachte.

Die Fröhlichkeit der armen Familie wurde immer lauter, der Invalide immer fröhlicher; die Kranke war heiter, die Kinder scherzten und lachten, und es wäre schwer gewesen zu behaupten, daß, ungeachtet des großen Jammers und Elends, welches sich überall hier zeigte, in der ganzen Stadt eine zweite Gesellschaft sich befunden haben dürfte, die des stillen häuslichen Glückes in so großem Maße sich zu erfreuen gehabt haben würde, als die Familie des Sergeanten, wäre nicht ein Traum der Kranken in's Spiel gekommen, der auf ein Mal die ganze Freude in Trauer verwandelte.

„Ich träumte diese Nacht," begann sie, „ich sey mit meiner Mutter auf einem Fluß in einem kleinen Kahn stromab gefahren. — Die Gegend, so kam es mir vor, sey das Land meiner Geburt, mein schönes Frankreich. — Die Nationaltracht unserer Mädchen erkannte ich deutlich, sogar die heimathlichen Lieder klangen von nahen Feldern und Fluren in mein Ohr. — Der Fluß war klar wie ein Krystall. — Wir fuhren sehr langsam. Als ich in den Nachen sah, war er mit Wasser gefüllt, das immer mehr und mehr anwuchs. Meine Augen wieder auf das Land gerichtet, standet Ihr am Ufer, die Hände ringend; — „Freund," sprach ich zum Führer des Kahns, „helft, daß wir an's Land kommen, der Nachen ist fast gefüllt." — „Es ist unnöthig," sagte er ganz hohl, wandte sich, und ein Todtengerippe war es, das mich umfaßte. — Ich wollte um Hülfe schreien, sank aber in den Armen des Gerippes in's Wasser."

„Possen," sagte der Invalide, indem er alle Gläser voll schenkte; „Cäcil, stoß an, auf Dein Wohl!"

Die Gläser klirrten. Der Sergeant leerte das seinige auf einen Hup, doch das der Kranken entglitt ihrer Hand, mit einem Schrei sank sie in's Bett zurück.

Ein gleicher Schrei der Kinder unter dem Angstrufe: „sie stirbt, sie stirbt," folgte dem ihrer Mutter nach. — „Rücke den Tisch weg, Josephine," sagte der Invalide, „sie stirbt nicht, seyd ruhig, Kinder;" und an die Kranke hintretend, legte er die Hand auf ihre Stirne:

„Was fehlt Dir?"

„Mein Ring," stöhnte sie.

„Ist es sonst Nichts?"

„Hast Du meinen Ring?"

„Er ist gut aufgehoben, meine Liebe," entgegnete der Invalide.

„Gieb mir ihn gleich, Jacques, ich bitte Dich."

„Was thust Du damit?"

„Gieb ihn mir, ich bitte."

„Der Ring," sagte der Sergeant, und hielt ihne, „der Ring ist —"

„Himmel, verkauft," stöhnte sie, und einen Moment darauf stieß sie einen neuen Schmerzensschrei aus, schloß dann die Augen und ward leichenblaß.

Die Kinder warfen sich über sie her, weinend und schreiend, „sie stirbt, sie stirbt."

Der Invalide rannte im Zimmer umher, sein Unglück bejammernd und beklagend.

„Seyd ruhig, Kinder, dieser Ring, Cäcilie, höre mich! Er ist nicht verkauft, er ist nur versetzt; schlag doch die Augen auf, wer wird denn eines Ringes wegen so viel Lärm machen."

Digitized by Google

Nach einer Weile öffnete sie die Augen, die Kinder schrieen vor Freude, „sie lebt wieder, Papa, sie lebt. — Sterbe nicht, liebe Mutter.“

„Er ist nur versetzt, liebe Cäcil, einer meiner Kameraden wird ihn mir in acht Tagen wieder auslösen.“

„Mein Traum,“ seufzte sie tief.

„Ach, Cäcil, gehe mit diesen albernen Geschichten,“ beschwichtigte sie der Invalide; „wenn es auf Träume ankäme, wäre ich schon hundert Mal gestorben, schon zehn Mal Kaiser, König, Papst, Kardinal und Gott weiß was sonst noch geworden, und bin immer noch, wie die ganze Welt sieht, ein Invalide.“

„Weißt Du denn, Jacques, was es bedeutet?“ — fragte sie tonlos.

„Ach, was bedeuten; — nichts bedeutet es. Träume, was sind Träume?“

„Wer ohne Wissen,“ fuhr sie fort, „seinen Brautring verliert, muß in demselben Jahre sterben.“

„Oh, Cäcil,“ rief der Sergeant, sich zu einem Lachen zwingend, „das sind Dummheiten; Ring ist Ring, und Leben bleibt Leben. — Euch macht man alles weiß. Ein Ring soll Leben und Tod enthalten, baarer Unsinn. — Nehme Vernunft an und folge einer aufgeklärten Zeit. — Meinen Ring habe ich auch verkauft, dann müßte ich also auch dieses Jahr sterben. — Ha, zum Lachen! — Cäcil, erhebe Dich, Du erhältst in acht Tagen Deinen Ring zurück.“

So fuhr Jacques fort, Versicherungen und Verheißungen zu geben, über den Aberglauben zu sprechen, Beweise und Belege von allen Seiten herholend, seine Frau zu beschwichtigen und ihr zu zeigen, wie lächerlich der Aberglaube sey, was übrigens wenigen Eindruck auf ihre Vorurtheile machte.

Der Invalide richtete sie wieder in die Höhe, ein neues Glas wurde an die Stelle des zerbrochenen gesetzt. Er war bemüht, seine Familie, obwohl er selbst sich unheimlich fühlte, von neuem in eine heitere Stimmung zu bringen. — Seine Anekdoten, die sonst Lachen verbreiteten, wurden stumm angehört, Alles hatte ein trübes und düsteres Ansehen. In dieser peinlichen Lage nahm er zum letzten Mittel seine Zuflucht — zum Wein. —

„Gieb das Glas her, Josephinchen, ich will Deiner Mutter einschenken.“

„Hier, Cäcil,“ indem er ihr das volle Glas reichte; „kommt Kinder, stoßt an, auf der Mutter langes Leben und künftiges Glück!“ —

„Es sey,“ sagte Cäcil mit schwermüthigem Lächeln.

Alle drängten sich an sie hin, die Gläser stießen an einander, aber welch' traurig Verhängniß; — ein Theil des Glases blieb in ihrer Hand, der andere fiel auf den Tisch. — Mit wahrer Geisterstimme rief sie: „Es ist mein Todtenmahl!“ und sank als eine Leiche zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsch-vlaemisches Sängerfest.

(Köln, 15. Juni.) Was ich gestern vorausgesagt hatte, daß der heutige Abend dem Feste die wohlverdiente Krone aufsetzen werde, ist in jeder Beziehung erfüllt worden. Nicht allein eine zahlreiche glänzende Versammlung, sondern auch die Anwesenheit des Prinzen Friedrich von Preußen, muthigte die Sänger zu ihren wirklich trefflichen Leistungen auf, wie sie ihnen dafür mit vollem Hände- und Jubelgruß reichlich lohnte.

Auf die überraschendste Weise wurde das Fest eingeleitet durch einen Chor von Konradin Kreutzer, „Frühlingsnahen“, dessen Vortrag durch die Kölner Liedertafel mit einem Beifall aufgenommen wurde, der die allererfreulichsten Aussichten für der Verlauf des Abends erweckte.

Weniger Anklang fand der herrliche Choral: „In allen meinen Thaten“ ꝛc. mit Orgelbegleitung von Bernhard Klein, bei dem sämmtliche Sänger mitwirkten. Man darf bei einem Publikum, wie das versammelte, nicht annehmen, daß Mangel an musikalischem Sinn und Gefühl die verdiente Anerkennung entzogen; richtiger dürfte die Annahme seyn, daß die, wenn auch großartige, doch einfache Musik nicht im Einklange stand mit der reichen, geschmückten und glänzenden Umgebung. Dies zeigte sich um so deutlicher, als ein

„Psalm“ von Kapellmeister Schnabel, der sich von der Einfachheit jenes Chorals weit unterschied und viele glänzende Stellen bot, lauten Beifall fand. Die Ausführung dieser drei Gesangsstücke wurde durch den Musikdirektor Weber geleitet.

Es folgte ein vlämisches Lied, von den vlämischen Mastschappoen gesungen, ein „Koor“ von Mengal. Lauter Jubelruf empfing, noch ehe sie begonnen, die Gesangsbrüder von Maas und Schelde, und, von dieser günstigen Stimmung getragen und begeistert von dem edlen Zweck, der sie an des Rheins Gestade geführt hatte, errangen sie sich allgemeinen Beifall.

Ihnen folgte ein Chor von Knappe, das Hoffmann'sche: „Mein Lieben“, das von dem Düsseldorfer Männergesangverein nicht ohne lebhaften Beifall vorgetragen wurde.

Auch die Liedertafel zu Trier ärntete Anerkennung durch den eleganten Vortrag eines Chores von J. B. Hamm: „Vergißmeinnicht.“

Gleicher, wo nicht größerer Beifall noch wurde der Liedertafel von Elberfeld gespendet, welche durch den Vortrag zweier Uhland'schen Lieder: „Im Walde“ und „Bauernregel“ allgemein ansprach. Wir wollen die Worte der letztern, da sie den meisten unserer Leser nicht erinnerlich seyn möchten, hierhersetzen:

„Im Sommer such' ein Liedchen Dir
Im Garten und Gefild;
Da sind die Tage lang genug,
Da sind die Nächte mild.

Im Winter muß der süße Bund
Schon fest geschlossen seyn;
Du darfst nicht lange steh'n im Schnee
Bei kaltem Mondenschein.“

und fügen nur noch die Bemerkung hinzu, daß die Komposition K. Kreutzer's das Sinnvoll-Humoristische des Textes auf eine unübertreffliche Weise erläuterte.

Den aller stürmischsten Beifall jedoch errangen zwei von der Mainzer Liedertafel vorgetragenen Lieder. Das erste, eine „Hymne an Odin“ von Kunz, war ein eigenthümliches, lebensfrisches Gemälde, voll Schwunges und großer Gedanken. Das zweite, „Lenzfragen“, von Franz Lachner komponirt, mußte wiederholt werden, und der Beifall, welcher dem schmelzenden Vortrag und der Komposition zu Theil wurde, wollte kein Ende nehmen.

Den Schluß der ersten Abtheilung bildete ein „Rheinpreußisches Kriegerlied“ von J. Jos. Reiff gedichtet und von dem Musikdirektor Weber in Musik gesetzt. Die Worte sowohl als die Komposition waren in jeder Beziehung geeignet, das Interesse der Hörer zu spannen und zu reizen, und als die begeisterten Schlußworte:

„Denn wer am Rhein, dem treuen Rhein geboren,
Steht ewig treu, steht treu wie er's geschworen,
Mit Gut und Blut zum Unterpfand
Dem König und dem Vaterland!“

kaum verklungen waren, erschallte ein Beifallsturm, der eben so sehr die Versammlung ehrte, als sie dem Komponisten, der sich um das Zustandebringen und die glückliche Ausführung des großartigen Unternehmens in der rühmlichsten Weise verdient gemacht hatte, anerkennend lohnte.

Die zweite Abtheilung begann mit einem Chor von Mendels-

Digitized by Google

sohn, „der Jäger Abschied" von Eichendorff. Die romantische Dichtung!

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?" ꝛc.

ist eben so bekannt, als die geniale Komposition, die unter der Leitung des Meisters selbst zu dem Ausgezeichnetsten werden mußte, was der Abend bot. Daß der lauteste Jubel erschallte, war natürlich.

In ihrer Art nicht minder ansprechend war der von den vlämischen Maetschappyen und dem Kölner Männergesangverein gemeinschaftlich vorgetragene, zu dem Feste eigens gedichtete und komponirte Chor: „Rhyn en Scheldegaimen" von Ruprecht van Maldeghem.

Auch der Vortrag der verbündeten Männergesangvereine zu Karlsruhe: „Sängergruß", Chor vom badischen Hofkapellmeister Strauß, fand Beifall und Anerkennung.

Besonders aber zeichnete sich die Liedertafel von Münster aus. Die von ihr gewählte „Spanische Canzonetta" von C. G. Reichardt, fand durch den eben so eleganten und präzisen, als seelenvollen Vortrag des Baritonisten eine so begeisterte Aufnahme, daß sie auf allgemeines Verlangen wiederholt werden mußte.

Die Künstler-Liedertafel von Düsseldorf sang zwei Lieder, die allgemeinen Anklang fanden; namentlich anmuthig war das erstere, „der Ritter vom Rhein", ein Loblied auf den edlen Rheinwein, den unbesiegbaren, aber auch mildesten Helden.

„Und ob ihm auch Mancher zum Kampf sich gestellt,
Weiß Keinen, den er nicht endlich gefällt;" ꝛc.

— — — — —

„Da wo es ein Fest zu verherrlichen gilt,
Wie ist er so mild, wie ist er so mild!
Er naht, und die Augen der Gäste erglüh'n,
Und der Sänger greift in die Harfe kühn,
Und selbst die Mädchen im Kreise,
Sie küssen in heimlicher Weise."

Das Gesangesstück, welches die Crefelder Liedertafel vortrug, „das Gebet der Erde", ein Chor von A. Zöllner, war eine eben so poetische und sinnige Dichtung, als der Vortrag ein vollkommener und in jeder Beziehung ausgezeichneter genannt werden mußte.

Den Schluß bildete das, so lange und so weit die deutsche Zunge lebt, mit ewig junger Begeisterung erklingende Arndt'sche: „Was ist des Deutschen Vaterland?" nach der Komposition von Reichardt. Mendelssohn elektrisirte als Dirigent in bekannter Weise die Sänger, welche ihrerseits den Ruhm, den sie an beiden Tagen geerntet, sich durch die ausgezeichnetste Leistung noch einmal verdienen zu wollen schienen. Würdiger und großartiger konnte das Fest nicht geschlossen werden.

Der 14. und 15. Juni des Jahres 1846 werden noch lange in dem Andenken vieler Tausende leben! (Rh. B.)

Rede des Rektors der Leipziger Universität bei der Immatrikulation des Erbgroßherzogs von Oldenburg.

(Aus der Weser-Zeitung.)

(Oldenburg, 7. Juni.) Bei der zu Leipzig am 4. Mai erfolgten Immatrikulation des Erbgroßherzogs von Oldenburg hielt, in der Gegenwart Sr. königl. Hoh. des Großherzogs, v. d. Pforten, der zeitige Direktor der Universität, folgende Ansprache an den jungen Fürsten:

„Ew. königl. Hoheit sind hierher gekommen, um nach dem Willen Ihres durchlauchtigsten Herrn Vaters in unsern akademischen Verband zu treten, und nach dem Rechte, welches die alten Statuten unserer Universität dem Rektor geben, kommt mir nun die Vornahme des Aktes zu, der für Ew. k. Hoheit die Rechte und Pflichten eines akademischen Bürgers von Leipzig begründet. Es ist dieser Akt ehrenvoll für unsere Universität durch das Vertrauen, welche Se. königl. Hoheit der Großherzog, selbst ein Zögling unserer alma mater, auf den sie stolz ist, ihr bewahrt haben. Er ist aber auch für Ew. königl. Hoheit wichtig und bedeutungsvoll.

„Die deutschen Universitäten erstreben für die ihnen anvertrauten Jünglinge ein Doppeltes; sie wollen durch die Wissenschaft den Geist nähren und stärken, das Herz bilden und veredeln, sie wollen aber auch in das Leben einführen, den Charakter gestalten und so in allen Richtungen für den künftigen Beruf vorbereiten. Für das Alles aber bauen sie wesentlich auf die selbstständige Thätigkeit ihrer Zöglinge und sind nicht wie in England und Frankreich abrichtende Spezialschulen, sondern auf Selbstbestimmung berechnete wahre Universitäten. Dies ist der Sinn der akademischen Freiheit; sie soll eine Freiheit der geistigen Selbstentwickelung seyn, nicht eine Freiheit der Unthätigkeit und Unordnung. Darum ist sie durch Gesetze geregelt, auf welche Jeden ohne Ausnahme zu verpflichten der Rektor geschworen hat.

„Diese Idee der Universität leidet aber auch auf den Fürstensohn volle Anwendung, der zum künftigen Regenten berufen ist. Denn auch das Regieren ist ein Beruf und wohl der wichtigste und schwerste. Dem Mann, dem Gott das Wohl eines Volkes anvertraut, thut es vor Allem Noth, daß er Wissenschaft und Leben kennen lerne, und die geistigen Elemente seiner Zeit in sich aufnehme. Die Wissenschaft ist aber dieselbe für Alle, und läßt die Wahrheit und das Recht als die Mächte erkennen, denn auch die Herrscher gehorchen müssen. Und der Schritt aus dem elterlichen Hause in das freie Leben, den der Jüngling mit dem Eintritt in die Universität macht, hat für den Fürstensohn sogar noch eine besondere Bedeutung. Er stellt ihn nicht bloß wie jeden Andern fern von dem liebenden Herzen der Mutter und der weisen Sorge des Vaters auf sich selbst, sondern er bringt ihn auch dem bürgerlichen Leben des Volkes mit einer Unbefangenheit näher, die ihm später kaum mehr zu Theil werden kann. Indem er hier wie jeder Andere den akademischen Gesetzen sich unterwirft, fühlt es der junge Fürst lebendig, daß kein Gemeinwesen ohne rechtliche Ordnung bestehen kann, und, indem er sich einer Obrigkeit fügt, bereitet er sich würdig vor, einst die höchste Obrigkeit nach Gott in seinem Lande zu seyn. Die Erfüllung der Herrscherpflichten hat ihre mächtigste Garantie in der sittlichen Kraft und Freiheit des Herrschers. Wo könnte der Erbe eines Thrones diese besser üben, als in der Freiheit des akademischen Lebens? In diesem Sinne ersuche ich nun Eure königl. Hoheit, mir durch den Handschlag, den unsere akademischen Gesetze fordern, die Anerkennung derselben auch für Ihre Person kund zu geben.

Und hiermit begrüße ich denn Eure königl. Hoheit als den jüngsten akademischen Bürger Leipzigs, und bitte Gott, daß er diese Stunde, und was sich an sie knüpfen wird, für Sie und Ihr Volk gesegnet seyn lassen wolle."

Mannichfaltigkeiten.

(Bremen, 13. Juni.) Unsere heutige „Brem. Ztg." (D. Andree) sendet den deutsch-vlämischen Sängern von der Weser an den Rhein, gewiß im Namen vieler Tausende, herzlichen, innigen, deutschen Gruß nach Köln am Rhein. Wir entnehmen demselben folgende Zeilen: Seither waren es erst zwei Provinzen, welche sich enger an einander schlossen, Flandern und Rheinland; aber in Köln schließen die Flämingen Brüderschaft mit den Vertretern des ganzen großen Deutschlands; sie treten an festlichen Ta-

Digitized by Google

gen ehrenvoll wieder ein in den Kreis der deutschen Familie, der sie ja nach Sprache und Stamm, nach Sitte und Art angehören. Wir dürfen uns solcher Stammesbrüder nicht schämen, und mit Genugthuung darauf hinblicken, daß der Sängertag in Köln ein Tag ist, an dem die geschichtliche Gerechtigkeit sich geltend macht. Es wird ein feierlicher Augenblick seyn, wenn die Schleswiger und die Brabanter sich die Freundeshand reichen, und der Schwabe den Flamingen Bruder nennt. Der Letztere weiß, daß seinem Staate und seiner Freiheit von uns keine Gefahr droht, daß Deutschland kein eroberndes Land ist; er kann überzeugt seyn, daß wir seine Eigenthümlichkeit achten, daß wir keine Hintergedanken haben, sondern ihn offen, frei und uneigennützig als Bruder begrüßen. So möge denn das Sängerfest in Köln die guten Früchte tragen, die wir davon erwarten dürfen. Es ist in dieser wirren und bis ins Innerste aufgeregten und streitsüchtigen Zeit ein Fest des Friedens und der Einigung, auf welchem politischer Zank und Hader schweigen, und wo alle Anwesende sich als Brüder fühlen, gleichviel, ob der Eine im Papste zu Rom sein geistliches Oberhaupt erkennt und der Andere nicht, ob Dieser einem freien Gemeinwesen angehört und Jener einem Staate, der für jetzt noch der bürgerlichen Freiheit entbehrt. Das Bewußtseyn, daß sie sämmtliche Deutsche sind, daß Trennung unter den Brüdern etwas Unnatürliches und Verderbliches ist, wird in der Brust Aller leben.

(Schaffhausen.) Einer Korrespondenz über das eidg. Sängerfest entheben wir heute Folgendes: „Nach der Hauptaufführung fand das Abendessen statt, und nach diesem ging es an die Preisvertheilung. Die drei ersten gekrönten Preise erhielten: Nr. 1 die Sänger von Winterthur, Nr. 2 Küßnacht (Kanton Zürich), Nr. 3 Harmonie in Zürich. Den 4ten Preis die Sänger von St. Gallen (Frohsinn), den 5ten die von Basel, den 6ten die des Limmatthales. Die 1ste Ehrengabe der Stadtverein Zürich, die 2te der Sängerverein Klettgau, die 3te St. Gallen (Konkordia), die 4te Schleitheim, die 5te Unter-Embrach.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 15. Juni.

Die Zahl unserer Gäste wächst von Tag zu Tag auf eine sehr erfreuliche Weise. Die Kurlisten, deren jüngste bis zum 13. d. M. reicht, zählen 2405 Gäste und 9967 Durchgereiste auf. Der gegenwärtige Bestand der Ersteren hat in 40 Gast- und Badehäusern und in 91 Privathäusern sein Unterkommen gefunden. — In Bezug auf die Vergnügungen, welche das Kurhaus den Gästen bietet, ist verfügt worden, daß während der diesjährigen Saison nur alle vierzehn Tage, und zwar des Mittwochs, ein Ball in dem großen Saale stattfinden soll. Die Sonntagabende aber sind der geselligen Unterhaltung gewidmet, und diese Unterhaltung soll durch die Productionen des in dem Vestibule aufgestellten Musikcorps — von 8½ bis 11 Uhr — belebt werden. Wir finden diese Einrichtung sehr zweckmäßig, den Kurverhältnissen — wie dieselben sich in der neuern Zeit gestaltet haben — ganz entsprechend, und — wir haben Ursache, es zu vermuthen — auch mit den Wünschen der meisten Gäste übereinstimmend. Am verwichenen Sonntage fand die erste dieser Abendunterhaltungen statt, und war sehr besucht und belebt. Bei dem herrlichen Wetter konnten die Thüren nach dem Garten hin offen gelassen werden; dadurch wurde ein stetes Hin- und Herwogen der Menge nach den Sälen und dem Garten hervorgerufen, und es gestalteten sich, auch vor den Augen des ruhigen Zuschauers, mit jedem Augenblicke neue unterhaltende Scenen. Die Mittwochsbälle nehmen mit dem 24. d. M. ihren Anfang, und es steht zu erwarten, daß dieselben, eben ihrer Reduction wegen, zahlreicher wie früher besucht werden. Ueber die Eröffnung der Reunions in dem Marmorsaale und die Tage, an welchen dieselben stattfinden werden, ist noch nichts bekannt geworden. — Die Energie, welche die Theaterdirektion bei einem Vorfalle in den letzten Tagen entwickelte und welche wir sehr billigen, sollte sich nur auch weiter ausdehnen und ihre Wirkung namentlich auf das Chorpersonal und die Statisten nicht verfehlen. Trotz der schönen Abende und des Immerwiedergebotenen, wird unser Theater ziemlich stark besucht. Es ist daher wohl leicht zu verzeihen, wenn man es nicht für nöthig hält, sich da mit Novitäten zu befassen, wo man mit dem Alten den Zweck erreicht. — Hr. Homeyer, wie der Anschlagzettel besagt, Musikdirektor Sr. k. H. des Herzogs von Lucca, Infanten von Spanien, gibt heute ein zweites Konzert auf der vorzüglichen Orgel unserer evangelischen Kirche, welches, wie wir wünschen, zahlreicher besucht werden wird, als das erste. — Nächsten Mittwoch findet im Theater das zweite der vier Konzerte statt, die zum Besten des Orchester-Unterstützungs-Fonds alljährlich gegeben werden sollen. Nach dem ersten dieser Konzerte zu schließen, steht auch von diesem und den folgenden nur Gediegenes zu erwarten. D.

Aus dem Großherzogthum Hessen, im Juni.

Unsere Zeit ist eine Zeit der Vereine. Man hat darüber schon viel gespöttelt, hin- und hergeredet und namentlich behauptet, daß gewöhnlich Nichts, oder doch wenigstens nicht Viel dabei herauskomme. Solche Vorwürfe macht man aber gewiß ganz mit Unrecht; denn alle Vereine haben ihr Gutes, und wenn sie nun wohlthätige, des Volkes geistiges und materielles Heil fördernde Zwecke im Auge haben, so kann man nur seine volle Zustimmung geben. Mit große Freude haben denn auch die meisten unserer Landesbewohner die Aufforderung hochachtbarer Männer aus Darmstadt zu einem allgemeinen „Centralvereine der Wohlthätigkeitsanstalten im Großherzogthume" am Ende v. J. gelesen und der Realisirung desselben mit Verlangen entgegengesehen. Wenn auch Viele an der Ausführung zweifelten, so sind sie doch neu ermuthigt geworden durch die vor wenigen Tagen erschienene Benachrichtigung, daß am 24. Juni l. J. zur Berathung der in einer Extra-Beilage zur „Gr. hess. Zeitung" abgedruckten Statuten des Centralvereins eine Versammlung aller Volks- und Menschenfreunde abgehalten werden soll. Unterzeichnet sind diese Statuten von Beck, Dörnberg, Dr. Leidhecker, Pfnorr, Rinck. Möchten nur recht viele und wackere Männer an diesem Tage in der Residenz zusammenkommen, damit dies hochwichtige Werk der Volksbeglückung allgemeinen Anhang und Anklang finde, und die arbeitende Klasse vor völligem Ruine bewahrt werde. Treffliche Winke über alles Das, was der projectirte Verein ausführen kann und soll, enthält das Anfangs d. J. bei L. Pabst in Darmstadt erschienene und auch schon in diesen Blättern erwähnte Werkchen von Pfarrvikar Kromm im Odenwalde, und namentlich das immer mehr Anerkennung und Verbreitung findende deutsche Volksblatt von Dr. Robert Haas, dessen Herausgeber es versteht, für Hohe und Niedrige abwechselnd stärkende geistige Nahrung darzubieten, und trotz aller Anfeindungen die eingeschlagene gerade Bahn muthig weiterhin zu wandeln. Jedenfalls wird das Ergebniß des 24. Juni auch in diesen Blättern andern Ländern zur Aufmunterung und unserem Lande zum guten Zeugnisse bekannt gemacht werden.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 167.

Berlin.

Main-Wasserwärme: 19. Juni, Morgens, 8 Uhr: 18½ Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 19. Juni. Konzert und Scenen im Costüm, in 4 Abth. I. Große Scene der Agathe aus dem Freischütz, gesungen von Fräul. Sähr. II. Arie aus Lucie von Lammermoor, für Baßposaune und Piano-Concertant, von Julius Stern, vorgetragen von den Herren Rosenhain und Radich. III. Scenen aus Belisar (Actus 1) IV. Concertino für die Baßposaune, von Fd. David, vorgetragen von Hrn. Radich. Vorher geht: Der Verräther, Lustspiel in 1 Act, von Holbein.

Samstag, 20. Juni. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. (Gastrollen) Susanna: Mad. Fischer-Achten, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig. Figaro: Hr. Fischer, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig. Cherubin: Fräul. Steinebach.

Redacteur: J. L. Holler. — Druck und Verlag von Holler und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 169. Sonntag, den 21. Juni 1846.

Die Veteranenfamilie.

Von J. Theodor.

(Fortsetzung.)

III.

Der Kaiser und der Stiefelwichser.

Mehrere Wochen nach jenem traurigen Vorfalle waren verflossen, der Invalide war trübsinnig und Josephinchen nicht aufgeheitert. Still und in sich zurückgezogen war Jedes mit den Arbeiten des Tages beschäftigt. Karl saß trauernd in dem Hintergrunde des Zimmers, mit sich selbst überlegend, was wohl von seiner Seite geschehen könnte, um die Leiden seines verkümmerten Vaters und seiner Schwester zu lindern.

Mit dem Tode der Mutter schien ein anderer Geist die Familie zu beleben; Jedes war für das Wohl des Andern besorgt. So jung als der Knabe war, machte er es sich zur Aufgabe, die Stütze seines Vaters und seiner Schwester zu seyn; — Josephine fühlte denselben Eifer. Schwermüthig saßen die Kinder in der einsamen väterlichen Wohnung, kein Wort störte die Stille, einsam für sich beschäftigt, hing Jedes seinen Wünschen nach. Der Invalide sah beglückt auf diese zarten Gestalten, sein Auge weinte, doch seine Seele freute sich des Glückes, Vater dieser geliebten Wesen zu seyn.

„Vater," sagte eines Morgens der junge Knabe, „ich will Beschäftigung suchen, und ich finde sie."

„Wie, mein Kind," entgegnete der Invalide, „möchtest Du diese finden?" — seinen Papierschirm abnehmend und Karlchen mit Augen ansehend, welche die Tageshelle nicht zu ertragen vermochten.

„Wie finden?" sagte Karl, vor seinen Vater tretend, der, um das Licht des Tages zu mildern, die Hand über die Augen hielt. „Die Stadt ist groß, sie bietet Vieles, daß selbst ein Kind nicht darbt, und ich für mich wie für Euch was verdienen mag."

Der Knabe sah seinen Vater und seine Schwester mit einem Ernste an, der weit über seine Jahre war und seinem ganzen Benehmen den Charakter eines Entschlossenen verlieh.

„Und das wäre, mein Sohn?" sagte der Invalide.

„Ich weiß es, Vater, es ist nicht erniedrigend," entgegnete Karl, „noch ist es beschämend für den Sohn eines Invaliden der kaiserlichen Garde. Morgen beginne ich, möge uns der Himmel segnen, daß der Wunsch, Euch zu nützen erhört und belohnt werde."

Der Sergeant traute kaum seinen Augen und Ohren, das schwache Kind und dieser Vorsatz, mit so vielem Muthe gesprochen.

„Lieber Karl," versetzte Josephine, „aber um des Himmelswillen, was willst Du denn beginnen? mit Nichts weißt Du, ist doch Nichts zu erlangen."

„Nun ja," erwiederte Karl; „ich bedarf einen Frank, liebe Schwester, wir haben ein paar Sous darüber, gebt mir diesen Frank und morgen des Tages bringe ich Euch meinen Gewinn."

„Karl," hob der Invalide an, „Du weißt, wie jung Du bist, Du kennst zu wenig die Stadt, aber noch weniger die Welt. — Dein Vorsatz und Deine Hülfe entspringen aus kindlichem Gemüthe, und in Deinem zarten Alter, wie wolltest Du die Stütze Derjenigen seyn, die Du selbst noch als Stütze betrachten mußt."

„Vater," entgegnete der Knabe, „Sie haben Recht, Ihrer Stütze, Ihrer Führung bedarf ich, wie das junge Roß der Führung seines Reiters; doch, theurer Vater und Du, Josephinchen, glaubt Ihr wohl, daß, wenn Ihr auch gleichwohl schon die Zügel des Rosses besitzt, Ihr eher und gemächlicher den Weg der Reise vollenden könntet, ohne dasselbe; nein, ich glaube nimmermehr."

„Kind," sagte der Invalide, „auf Deiner Zunge sind die Haare eines Veteranen. Gehe, Josephinchen, gieb ihm den letzten Frank."

„Hier, Karl," sagte Josephine, ihm den Franken reichend, „noch drei Sous haben wir darüber."

„Zeig', Josephinchen," sagte der Sergeant, den Frank verlangend; „ist das Bild des Kaisers auf ihm."

„Ja, Papa," entgegnete Josephine, ihm den Franken reichend.

Der Invalide küßte das Bildniß, und ihn seinem Sohn übergebend, sprach er: „Hier, mein Kind, möchte er Dir Glück und Segen bringen, wir wünschen es, und Dein Kaiser soll Dir helfen."

Karl nahm den Franken; nicht ohne Thränen in den Augen verließ er mit dem edlen Wunsche die Wohnung seines Vaters, das Werkzeug zur Hülfe und Linderung ihres Elends zu seyn. — Der Invalide und Josephine warfen zugleich einen Blick in die Richtung hin, in die Jeder, selbst der Verstoßene und Verachtete, seine Bitte mit Thränen um Erbarmen sendet, zum Firmament.

Am folgenden Morgen saß auf einem Steine an einem öffentlichen Platze der Stadt ein junger, kaum elf Frühlinge zählender Knabe. Ein munteres Auge, ein schön geformter Mund, den ein schwermüthiges Lächeln umschwebte, und ein bräunlicher mit roth durchmischter Teint, waren so ansprechend, daß kein Vorübergehender unterließ, das Kind mit Wohlgefallen zu betrachten und seiner Bitte scherzend oder mit Freuden entgegenzukommen.

Ein kleines Stühlchen, zwei Bürsten und ein Töpfchen standen vor ihm; die Materialien eines Stiefelwichsers zur Kaiserzeit in dem Jahre 18 . .

Der Knabe war beschäftigt, die Stiefel eines zierlichen Herrchens durch Einwichse in Glanz zu versetzen. Ein halber Frank glitt aus der Hand des jungen Mannes in die des Kindes, das mit seinem Danke „merci, Monsieur," den Augenblick des Fortgehens des Herrn benützte, den Erlös von zwei Stunden aus einer Westentasche zusammenzuzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Deutsch-vlaemisches Sängerfest.

(Köln, 17. Juni.) Durch den allzu großen Andrang des Volkes vor der Wohnung des Hrn. Dr. Mendelssohn-Bartholdy war es am Vorabende des Rheinfestes sowohl den Sängern als den Musikern unmöglich, die demselben zugedachte Serenade darzubringen. So wie der Fackelzug sich vor dem Hause aufgestellt, trat Hr. Dr. Mendelssohn-Bartholdy unter die Sänger und wurde mit weithallendem Freudenrufe empfangen, in den die Tausende der hier Versammelten fröhlich mit einstimmten. Hr. Stadtrath von Wittgenstein begrüßte den verehrten Meister im Namen des Festkomité's, ihm im Namen aller Theilnehmer den herzlichsten Dank aussprechend, indem er besonders hervorhob, daß gerade Hr. Dr. Mendelssohn-Bartholdy durch seine Theilnahme das Meiste zum herrlichen Gelingen der musikalischen Theile des Festes beigetragen habe. Der Gefeierte dankte in wenigen Worten, indem er bemerkte, daß ihm das Rednertalent fehle, daß man versichert seyn könne, daß ihm diese Festtage eine der schönsten Erinnerungen seines Lebens seyn und bleiben würden. Hr. Musikdir. Weber überreichte ihm hierauf im Namen des deutsch-vlaemischen Sängerbundes die in Gold geprägte Erinnerungs-Medaille und Hr. Buchhändler Eisen eine von sämmtlichen Comité-Mitgliedern unterzeichnete Dank-Adresse. Mit einem dreifachen Hoch nahm die Gesellschaft Abschied von dem wackern Manne, der mit so lebendigem Gemüthe und uns ewig unvergeßlicher Bereitwilligkeit die Leitung des musikalischen Festes übernommen hatte. Leider mußten wir hören, daß er an der Festfahrt nach dem Siebengebirge und dem Drachenfelsen nicht Theil nehmen könnte, da er nach Hause zurück müßte. — Früh um fünf am Dienstag-Morgen wimmelte es von Gästen an dem Landungsplatze der Dampfschiffe der kölnischen Gesellschaft, welche mit der an ihr bei solchen Gelegenheiten bekannten Liberalität, für die alle Theilnehmer am Feste ihr den innigsten Dank wissen, zwei ihrer Schiffe: den „König" und den „Grafen von Paris", zur kostenfreien Verfügung gestellt hatte. Unter Böllersalven und lautem Jubel der schon in Menge versammelten Bürger bestiegen die Sänger mit ihren Bannern die Boote, und munter klangen Lied und Musik durch die heitere Morgenluft, welche uns den schönsten, aber auch einen heißen Tag verhieß. Prächtig waren die Schiffe geflaggt und fröhlich flatterten die stattlichen Fahnen und Banner der einzelnen Sängergenossenschaften im frischen Morgenzuge, der uns von unsern Bergen entgegenwehte. Es war in jeder Hinsicht eine wahre Sängerfahrt. Die stattlichen Schiffe rauschten fröhlich durch die grüne Spiegelfluth des Rheines, auf den Decken selbst herrschte die heiterste Laune, hier begrüßten sich und waren fröhlich zusammen die entferntesten Stämme Deutschlands, Musik und Gesänge wechselten. Aus den einzelnen Dörfern am Rheine schallte den Schiffen freudiger Gruß und Böllerschießen, welches von den Sängern mit lautem Freudenrufe erwiedert wurde. In Bonn angekommen, stellten sich Bannerträger mit ihren Fahnen auf die Ratkasten, und ein schöner Gesang bewillkommte die Sängerschaar, die auf der Eisenbahn von Köln hierher gekommen, auf dem Münsterplatze den Manen Beethoven's durch einige Chöre ihre Huldigung dargebracht hatte und jetzt ebenfalls die Boote bestieg. Als sich die Schiffe kurz nach einander der Wohnung des ächt deutschen Dichters Ernst Moriz Arndt näherten, stimmten die Sänger unter Musikbegleitung sein schönes Lied an: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Und der Nestor unter Deutschlands Dichtern stand mit seiner Familie auf dem Balcon seines Hauses, den begeisterten Sängern, deren Hoch kein Ende nehmen wollte, seine Grüße zuwinkend. Die Grüße, welche die Sänger dem Greise, dem ächten deutschen Manne, der in der Zeit der Noth und Gefahr so Vieles für die heilige Sache Deutschlands durch Wort und Schrift und Lied gethan hat, kamen aus des Herzens tiefstem Grunde. Wir sahen in diesem so schönen Augenblicke — einem der bedeutungsvollsten der ganzen Festfahrt — in manchem Auge Thränen glänzen, die des heiligsten Dankes, den ganz Deutschland in dem Momente dem Vater Arndt darbrachte. Bei der Ankunft in Königswinter wurden die Sänger überrascht durch den freundlich festlichen, mehr als einladenden Anblick des heitern Städtchens. Die Balcone und Veranden der Gasthöfe am Rheine waren mit Menschen überfüllt, und von guter Vorbedeutung dem Feste war der reiche Frauenflor, der den Ankommenden entgegenstrahlte — die deutschen Frauen begrüßten mit ihren Tüchern die Ankommenden — die Böller krachten vom Ufer und von den Schiffen, und hellklingend sandten die Glocken ihren Willkomm den Sängern zu. Schön und recht sinnig war die Landungsbrücke mit Laubwerk, Laubbogen und Flaggen aller Art geschmückt, wie denn auch das ganze Städtchen auf die freundlichste Weise in allen Straßen mit Maien, Triumphbogen und einzelne Häuser sogar recht poetisch schön mit Blumengewinden, Laubwerken und Teppichen verziert waren. Das ganze Städtchen bot an allen Enden den freundlichsten Anblick und machte den wohlthuendsten Eindruck auf die unter Begleitung der Schützengilde einziehenden Sänger. Wir können den städtischen Behörden und allen Bürgern Königswinters für diese Aufmerksamkeit nicht genug Dank wissen; der freundliche Empfang in ihren Mauern wird allen unsern Gästen eine stets angenehme Erinnerung seyn, denn er gab der heiteren Stimmung, in welcher sich Alle befanden, einen noch freudigeren Aufschwung. Im vollsten Sonnenglanze winkte den Heranziehenden die Kuppe des Drachenfels entgegen, während auf den Fernungen eine Art von Nebel ruhte. Ringsher wehte aus den Weingeländen der liebliche Duft der Rebenblüthe, und von den Höhen und aus dem Waldesdunkel, das sie umgränzt, erschallte der Willkommruf. Mit hochwehenden Bannern, um welche sich die einzelnen Genossenschaften geschaart, zog nun der gesammte Sängerbund zu Berg. Ungeachtet der drückenden Hitze belebte muntere Rede und Lied den Weg, der an manchen Stellen mit riesenhaften Laubbogen verziert und rings in den Büschen zur Seite mit einzelnen hier lagernden Frauen und Männern belebt war. Auf des Berges Plattform angekommen, zog eine Schaar mit ihren Fahnen nach den Ruinen, die Uebrigen lagerten sich auf der großen Terrasse, wo Tische und Bänke aufgeschlagen und Alles mit Laubwerk ausgeschmückt war. Von allen Seiten erschallten kräftige Männerchöre und Freudengeschrei — das Ganze bildete einen herrlichen, malerisch-großartigen Anblick und ein erhebendes Bild, denn Umgebung, Himmel und Menschen standen zu einander in der schönsten Harmonie. Unbeschreiblich war der Eindruck, welchen dies bunte und reichbelebte Panorama auf Alle und besonders auf die deutschen Brüder machten, die noch nie von dieser Höhe hinabgeschaut in dies Rheinparadies. Tief empfunden war das von Dr. Weyden gedichtete Festlied, dessen Schlußstrophe:

„Doch wer kann hier wohl singen oder sagen,
Was ihn auf diesen Höhen still entzückt?
Dem Herzen bleibt's, wenn in der Zukunft Tagen
Uns schaffend die Erinnerung beglückt.
Hoch, Brüder, laßt uns unsrer Berge preisen,
So fest wie sie, sey unser Eintracht Band.
Wir jauchzen, wenn die Becher schäumend kreisen:
Wie schön bist du, o Deutschland — Vaterland!"

eine Wahrheit aussprach, die in Aller Herzen den hellsten Wiederklang fand.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Steinheim, 16. Juni.) Die protestantischen Einwohner von Steinheim, welche sich gestern nach Seligenstadt begeben hatten, um der Gedenksteinlegung an der evangelischen Kirche beizu-

Digitized by Google

wohnen, wurden durch ein Geschenk freudig überrascht, das ein Bewohner der Provinz Rheinhessen auf die bloße Nachricht, daß auch zu Steinheim eine evangelische Kirchengemeinde sich bilden würde, und noch ehe die Konstituirung dieser Gemeinde wirklich erfolgt ist, ihnen dahin zu schicken sich beeilt hatte. Dieses Geschenk besteht in den bei der Taufe gebräuchlichen Geräthen.

Am 6. d. M., Nachmittags gegen 2 Uhr, wurde zu Niederwillingen im Schwarzburg-Sondershäusischen ein 20jähriges Mädchen vom Blitze getödtet. Sie war auf dem Felde mit dem Aufhäufen des Klees beschäftigt, als sie das schnell herbeikommende Gewitter zum Nachhausegehen nöthigte. Bei dem Ueberschreiten eines Grabens ereilte sie ein gewaltiger Blitzstrahl und schlug sie zu Boden. Man fand sie von allen Kleidungsstücken entblößt, diese in tausend kleinen Stückchen um sie herum zerstreut, und den Haarzopf 40 Schritte weit von ihr entfernt liegen. Auch den Rechen und die Düngergabel fand man theilweise zerschmettert. — Eine neue Warnung, dergleichen Electricitätsleiter bei drohenden Gewittern von sich zu entfernen.

In dem alten, noch nicht entschiedenen Streit, ob der jetzt wieder häufige Höhenrauch oder Moorrauch von dem Verbrennen der Moore im Weppen'schen und in Ostfriesland komme, oder von aufgelöst'ten Gewittern herrühre, dürfte eine Nachricht aus dem Lande Hadeln im Bremischen entscheidend seyn. Bei Cuxhafen, Otterndorf und Neuhaus, unmittelbar an der See, liegt seit 14 Tagen dichter Höhenrauch, der mit Nordwestwind von der See herkommt. Da nun zwischen jenen Orten und der See keine Gegend ist, wo Moor gebaut wird, und der Moorrauch daher kommt, wo man nur Seewasser sieht, so ist es klar, daß derselbe nicht von gebranntem Moor kommen kann. Der Himmel ist übrigens dort wie hier wolkenlos, die Sonne oft trübe scheinend, und die Trockenheit ungemein stark.

* (Gelnhausen, 18 Juni.) Den 15. Juni d. J. hat der Bäckermeister Riel dahier für einen Bürger von der Wintergerste, die noch einige Tage zuvor auf dem Felde stand, das erste Brod gebacken, welches vorzüglich gut von Geschmack ist.

(Aus der Pfalz, 17. Juni.) Unsere Reben versprechen einen reichlichern Ertrag als seit vielen Jahren. Die „Scheine" sind überall in ungewöhnlicher Menge hervorgekommen. Selbst die Stöcke, welche durch den Spätfrost gelitten, haben sich meistens wieder erholt. Die Traubenblüthe geht bei dem anhaltend trocknen und heißen Wetter auf's günstigste voran. Für die übrigen Producte wäre zwar ein Regen erwünscht, doch hat noch keines derselben durch die Trockene Schaden gelitten. Das Korn wird zwar keine reiche Ernte geben, hat sich aber doch weit besser gestellt, als man befürchtet hatte. Das übrige Getraide dagegen steht durchgehends sehr gut. Das Gleiche gilt von den Kartoffeln. Die Reppsernte hat bereits begonnen.

(Innsbruck.) Am 9. Juni wurde das erste große Freischießen in unserer Hauptstadt beendet; 508 Schützen hatten sich an dem Haupt-Landesschießstande eingefunden. Ueberall herrschte die herzlichste Geselligkeit.

(Hannover, 15. Juni.) Gestern ist die erste in der Maschinenfabrik des Hrn. Egestorf in der hiesigen Vorstadt Linden erbaute Locomotive, welche mit Allerhöchster Genehmigung den Namen Seiner Majestät des Königs führt, auf dem hiesigen Eisenbahnhofe fertig abgeliefert worden.

Korrespondenz.

■ Rüdesheim, im Juni.

Am 4. d. Mts. war unsere sonst so friedliebende und ruhige Stadt der Schauplatz eines Actes der Volksrohheit, wie ihn die finstersten Zeiten des Mittelalters kaum grasser aufzuweisen haben, und der einen traurigen Beweis dafür liefert, daß, trotz den hochheerigen Bestrebungen unserer erleuchteten deutschen Regierungen, das Volk durch vortreffliche Schulanstalten für Humanität, Duldsamkeit und gegenseitige Liebe heranzuziehen, der wohlgehegte und gepflegte Fanatismus dennoch mächtiger wirkt und im Namen Gottes alle Humanität, alle Liebe, alle Ordnung und jedes Gesetz über den Haufen wirft. Doch zur Sache! Die mächtigen Schwingen des Zeitgeistes haben auch in unsere gesegneten rheinischen Gauen den Saamen der religiösen Emancipation getragen. Durch die geistvollen Kanzelvorträge des deutschkatholischen Geistlichen Kettmann zu Wiesbaden, die, für Herz und Verstand gleich wohlthuend und bildend, stets von einer Masse von Zuhörern aus den umliegenden Städten und Dörfern besucht sind, haben viele Zweifelnde Belehrung, Vertrauen in die gute Sache und Stärke zu entschiedenem selbstständigem Handeln gefunden, und die Bildung mehrerer deutschkatholischen Gemeinden in der näheren Umgebung Wiesbadens war die unmittelbare Folge davon. So auch in unserem Rüdesheim. Wie sehr aber eine freiere, duldsamere Religionsrichtung den Wünschen der Ultramontanen widerstrebt und wie sehr Letztere alle möglichen Mittel anwenden, um das Volk zu fanatisiren und dadurch der mühsamen Geistesemancipation entgegen zu wirken, davon haben auch wir schon bei dem ersten Gottesdienst, welchen Pfarrer Keilmann der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde hielt, Beispiele erlebt. Unsere Behörde wußte aber durch ihr kräftiges Einschreiten die damals ohne Zweifel beabsichtigte Störung und Verhinderung des Gottesdienstes zu verhüten. Der aufgetauchte Straßenunfug wurde durch Einziehung der Hauptschreier im Keime erstickt und die hehre gottesdienstliche Feier konnte ohne fernere Störung in ruhiger, würdiger Weise stattfinden. Bei einem nicht lange darnach stattgehabten zweiten Gottesdienst war die Ruhe auch nicht für einen Augenblick gestört. Wir glaubten uns deshalb schon der schönen Hoffnung hingeben zu dürfen, daß der gesunde Sinn unserer römischkatholischen Mitbürger den Sieg davon getragen hätte über etwaige ultramontane Einflüsterungen und Aufreizungen, daß sie erkannt hätten, wie viel mehr es doch einem Bekenner der erhabenen Christuslehre gezieme, Friede, Duldsamkeit und Liebe zu üben, denn Verfolgung und Haß. Leider sind wir aber nur zu bald überzeugt worden, daß unsere Hoffnung nur Täuschung gewesen. Nachdem nämlich Pfarrer Keilmann am 9. April ein krankes, der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde angehörendes Mädchen auf ihr ausdrückliches Verlangen besucht hatte, kam der Bruder der Kranken am 2. Juni nach Wiesbaden, um das Dahinscheiden seiner Schwester dem Hrn. Pfarrer Keilmann anzuzeigen und ihn zur Beerdigung derselben einzuladen. Pfarrer Keilmann hat auch sogleich, wie dies seine Pflicht war, auf's Bereitwilligste die Zusage für die Beerdigung gegeben. Aber schon an demselben Tage hörte derselbe von verschiedenen Seiten in Wiesbaden, daß die Beerdigung in Rüdesheim nicht ganz ruhig abgehen dürfte, da die römischkatholische Einwohnerschaft in großer Aufregung sey und man überall die Losungsworte hören könnte: „Es darf kein Deutschkatholischer auf unseren Kirchhof." Um die Gemüther noch mehr aufzureizen, habe man auch die Lüge verbreitet: die Mutter hätte ihre verstorbene Tochter zum Deutschkatholicismus gezwungen und als Letztere während ihres Krankseyns den römischkatholischen Geistlichen verlangt habe, sogar geschlagen. Pfarrer Keilmann ließ sich durch alle diese Gerüchte nicht abschrecken und begab sich am 4. d. im Vertrauen auf Gott und die gute Sache nach Rüdesheim, um die Beerdigung zu vollziehen, diesmal ausnahmsweise ohne Begleitung irgend eines Vorstandsgliedes der deutschkatholischen Gemeinde zu Wiesbaden. In Rüdesheim angekommen, wurde der deutschkatholische Geistliche von dem Vorsteher der hiesigen Gemeinde empfangen und unbelästigt in dessen Wohnung geleitet, von wo sich diese Herren etwas später in das Sterbhaus verfügten. Es fanden sich daselbst nach und nach eine große Anzahl der angesehensten Einwohner ein, um der in der Blüthe der Jahre dahingeschiedenen Schwester das Geleit auf die letzte Ruhestätte zu geben. Aber eine bei weitem größere Volksmenge schaarte sich tumultuarisch vor dem Sterbehause zusammen, füllte nach und nach die ganze Straße und empfing den sich in würdiger Haltung aus dem Sterbhause bewegenden Leichenzug mit Gebrüll, mit Hohnlachen, mit Spott und Schimpfworten aller Art. Und so zog die große Menge, die Pfeifen im Munde, die Mützen auf dem Kopfe, neben dem Leichenzug einher, an den Heiligenbildern und Crucifixen vorüber, mit auf die geheiligte Stätte des Todes, und schaarten sich ganz in derselben Weise um das Grab!! — Aber welche Menschennatur wäre so sehr entartet, welches Menschenherz wäre so roh und so sehr

Digitized by Google

verstockt, daß es bei dem Anblick der Gräber seiner dahingegangenen Lieben nicht wenigstens für einige Augenblicke allen Haß vergessen, daß es auf der Friedensstätte des Todes nicht wenigstens für einige Augenblicke Frieden halten sollte? So war es auch hier. Die Ehrfurcht vor der geheiligten Ruhestätte, auf der sie sich befanden, legte den fanatisirten Tumultuanten Schweigen auf, und zur Ehre des Menschengeschlechts wollen wir glauben, daß vielleicht mit Ausnahme weniger Ruchlosen Niemand mehr an eine Entweihung des Todtengartens und der sich darauf vorbereitenden heiligen Handlung gedacht hat. Die eingetretene Ruhe war leider aber nur von kurzem Bestand. Denn kaum daß der Geistliche etwa fünf Minuten gesprochen hatte, mochte man sich wohl erinnern, daß eine Störung der Begräbnißfeier durchaus herbeigeführt werden müsse, und in Mitte des Volkshaufens rief eine Stimme: „Herr Pfarrer! seyen Sie jetzt still, wir wollen heim gehen!" — und im Moment brüllte, jubelte und hohnlachte die Menge durcheinander. Pfarrer Keilmann ließ sich aber auch durch diesen tumultuarischen Beweis christlicher Duldsamkeit und Liebe nicht abschrecken und sprach mit starker, vernehmbarer Stimme etwa folgende Worte: „Fluch und Verdammung, Hohn und Verachtung, die uns in hundert und hundert Stimmen entgegen rufen, wir nehmen sie ruhig hin und legen sie vertrauensvoll vor Gott, daß er Richter sey zwischen uns und Jenen, die uns verfluchen und verfolgen. Wie wir Wenige nur jetzt hier an dem Grabe unserer Schwester stehen, so werden an unserem Grabe, wir glauben es fest, einst gewiß mehr der Versöhnten und Vereinigten stehen, und die Zeit wird kommen, wo keine Verdammung und kein Glaubenshaß mehr ist, sondern wo wir Alle uns die Hände reichen und reuig bekennen werden, daß wir Alle schwache, irrende Kinder waren, und daß Gott ein Vater aller seiner Kinder ist." — Wahrscheinlich auf das Wort: „irrend" sich stützend, trat nun Einer mit geballter Faust und erhobenem Arm dicht vor den Geistlichen hin und hätte die Drohworte gegen Letzteren: „O, ich haue ihm Eins!" gewiß zur empörenden That werden lassen, wenn dies nicht der anwesende Amtssecretär durch sein energisches Einschreiten verhütet hätte. An eine ruhige und würdige Fortsetzung der Begräbnißfeier war nicht mehr zu denken. Der Tumult und Scandal wurde immer ärger und ärger und unter Hohngelächter, unter Schimpfworten und Steinwürfen mußten die irdischen Reste der Todten der Erde übergeben werden. Das war das Gebet der sich römischkatholische Christen nennenden Menge für die Seelenruhe ihrer heimgegangenen Mitchristin deutschkatholischen Bekenntnisses! Der Geistliche und die Leichenbegleitung gelangten, von der lärmenden und schimpfenden Menge umschwärmt, nach Hause, froh, mit gesunden Gliedern davon gekommen zu seyn, aber tiefes Weh im Herzen ob der entsetzlichen Rohheit und Entartung der „Gebildeten im Glauben." — Wir wollen uns nicht weiter in Reflexionen über diesen, gewiß jeden fühlenden Menschen empörenden Act ergehen, müssen aber zum Schluß noch unser inniges Bedauern darüber aussprechen, daß unser Hr. Amtmann, dem die mißliche Stimmung der römischkatholischen Einwohnerschaft gar wohl bekannt war und der am Abend zuvor noch die Befürchtung ausgesprochen haben soll, daß bei dem Begräbnisse Störungen eintreten möchten, gerade am Morgen des Begräbnißtages in sehr dringenden Amtsgeschäften verreisen mußte; denn bei der Anwesenheit unseres Amtmanns in der Stadt hätte es gewiß Niemand gewagt, sich zu solch verabscheuungswürdigen Excessen herzugeben.

Wiesbaden, im Juni.

Das nächste Fest der Turner und Sänger auf dem Feldberg, welchem die Vereine von Mainz, Frankfurt und Hanau ihre Kräfte widmen werden und welches bereits auf Sonntag den 12. Juli festgesetzt worden, verspricht nicht allein in deutsch-nationaler Hinsicht, sondern auch in Beziehung auf die nächste Umgegend sehr interessant zu werden. Von dem Erfolge der Sammlungen für das Felddergdaus, welche bei dieser passenden Gelegenheit vorgenommen werden sollen, scheint uns das Schicksal des Baues abzuhängen. Es lebt zwar ein Sprüchwort im Munde des Volks: „Alles, was Frankfurt beginnt, wird auch vollendet", aber dennoch will es mir scheinen, daß wenn dieses ehrenvolle Zeugniß der vox populi nicht Lügen gestraft werden soll, andere Saiten aufgezogen und andere Hebel angesetzt werden müssen. Wenn der Bau großartig werden soll, wie doch die Meisten wünschen, so müssen die Beiträge organisirt werden, oder es muß ein „Verein der Taunusfreunde" mit Director und Vorstehern errichtet werden, wie es einen Kölner Dombauverein gibt, der durch Entfaltung großartiger Thatkraft den Glauben an die Vollendung des mittelalterlichen Riesenwerkes in immer weiteren Kreisen befestigt. Wir leben in der Zeit der Vereine, wo Alles durch die Massen geschieht und geschehen muß, und die Erfahrung lehrt, daß, wer sich der Richtung der Zeit zu bemeistern versteht, seiner Sache gewiß ist. Man weiß, welcher einflußreicher Gönner das Unternehmen sich in hiesiger Stadt erfreut und wie leicht es ist, das nur scheinbar erkaltete Interesse wieder zu beleben. Aber ein Verein, wie der oben angedeutete müßte gegründet und so weithin als möglich verbreitet werden, alsdann würden auch Konzerte und vielleicht Theatervorstellungen und andere unerwartete Unterstützungen nicht ausbleiben. Das bevorstehende Felddergfest, welchem Tausende froher Menschen zueilen werden, ist der passendste Moment, um durch einige begeisternde Worte eines berufenen Redners wieder Leben in die Sache zu bringen, aber ich möchte den Repräsentanten des Unternehmens zurufen: „Versäumet nicht die schnell herannahende Gelegenheit! Denket an Becker's Rheinlied und Ronge's Brief, welche nur deshalb so unermeßlichen Erfolg hatten, weil sie zur rechten Stunde die stillen Gedanken aller Gleichgesinnten in glücklicher Weise aussprachen."

Mainz, 12. Juni.

Gesundheit ist das edelste aller Güter. Niemand hat die Wahrheit dieser alten Regel besser erprobt, als wer an den jetzt so häufig verbreiteten rheumatischen Schmerzen gelitten und sich davon endlich, nach langen Schwankungen, vollkommen befreit gefunden. In einem solchen Falle befindet sich denn auch der Einsender dieser Zeilen. Und welchem Mittel verdankt er die absolute Befreiung von jenem peinigenden Uebel? Weder warmen Bädern, noch Douchen, noch Schröpfen, noch Dämpfen und ähnlichen sehr angreifenden Kuren. Er verdankt sie einzig und allein den eben so angenehmen, als überaus stärkenden kalten Rheinbädern, welche er vom 15 Mai d. J. bis zum heutigen Tage täglich in der Badeanstalt von G. Ohaus zu Mainz genommen. Sollen die kalten Rheinbäder vorzüglich gegen rheumatische Schmerzen heilend wirken, so ist es unumgänglich nothwendig, daß man sich einer weichen Bürste bedient und die leidenden Theile im Wasser fortwährend damit reibt, wonach man sie mit Werg umwickelt und dieses erst eine oder zwei Stunden später wieder abnimmt. Eine dreiwöchentliche Kur ist hinreichend, um von jenem quälenden Uebel sich auf immer zu befreien.

Mainz, 17. Juni.

Die Mitglieder unseres Theaterorchesters, welche während der Sommermonate unfreiwillige Ferien genießen, sind auf die jedenfalls ganz gute Idee verfallen, im Laufe des Sommers in unserer reizenden Anlage eine Reihe von zwölf Konzerten zu veranstalten, wozu eine Subscription eröffnet wurde, welche von allen Seiten den lebhaftesten Anklang fand. So wie von den Musikcorps der k. k. österreichischen und k. preußischen Garnison alternirend alle Freitage Instrumental-Konzerte gegeben werden, welche bereits einen schönen Ruf erlangt haben und stets eine große Anzahl Fremder aus unsern Nachbarstädten, so wie die Kurgäste aus Wiesbaden uns zuführen, so wird unser Theaterorchester an derselben Stelle alle Dienstage spielen, worauf wir hiermit aufmerksam zu machen nicht ermangeln wollen. Gestern fand nun die erste Production statt, und wir freuen uns, sagen zu können, daß die Anwesenden allgemein befriedigt wurden; ganz besonders gefielen die Ouverture aus Oberon, die Waffenweihe aus den Hugenotten und der bekannte Sieges- und Festmarsch von Spontini, welche mit seltener Präcision executirt wurden. Hr. Heinefetter hat sich bei dieser Veranlassung als tüchtiger Dirigent bewährt und wir stellen demselben ein günstiges Prognostikum für die Zukunft.

Main-Wasserwärme: 20. Juni, Morgens, 8 Uhr: 18½ Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 20. Juni. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. (Gastrollen) Susanna: Mad. Fischer-Achten, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig. Figaro: Hr. Fischer, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig. Cherubin: Fräul. Steinebach.

Sonntag, 21. Juni. Die Marquise von Villette, Original-Schauspiel in 5 Abth., von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Bolingbroke: Hr. Häser, vom Hoftheater zu Oldenburg.

Redacteur: J. L. Hesser. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 170. Montag, den 22. Juni 1846.

Die Veteranenfamilie.

Von J. Theodor.

(Fortsetzung.)

Mehrere große Kupfermünzen kamen aus der Tasche auf der kleinen Hand des Kindes zum Vorschein. — „Ein Frank," sagte der Knabe, die Münzen zählend, „und hier ½ Frank, sind ein und einen halben Franken in zwei Stunden. — Was wird der Vater und Josephinchen dazu sagen, wenn ich bis zum Abend fünf Franken hätte? — Himmel! fünf Franken, dann können wir leben."

Seine Silbermünzen auf die andere Seite der Weste, entgegengesetzt derjenigen, in welcher die Kupfermünzen sich befanden, steckend, sah er nach neuen Kunden blickend in die Höhe, als sein Auge zwei Offiziere wahrnahm, welche die Straße herab kamen und sich zum Thore hin wandten.

Sie waren so nahe herangekommen, daß sie der Knabe anreden konnte. — Das finstere Antlitz des einen der beiden Militäre war auf das Kind im Vorbeigehen gerichtet, die strengen, ernsten, wie Achtung gebietenden Züge hatten etwas Wohlwollendes und Freundliches für sich, daß der Knabe ermuthigt in die Höhe sich richtete, bescheiden sein Mützchen abnahm und die Fremden ansprach.

„Meine Herren Offiziere, ich erlaube mir, Ihnen zu bemerken," sagte Karl, ein kurzes Kompliment hinter seinem Stühlchen machend, „daß Ihre Stiefeln bestaubt und schmutzig sind."

„Der junge Bursche ist sehr gütig, uns auf etwas aufmerksam zu machen," sagte der Militär mit den düsteren Zügen lächelnd zu seinem Gefährten, „an das wir schwerlich gedacht haben würden."

„Und Du willst uns den Staub wegbürsten," fuhr er zu dem Knaben gewandt fort, „nicht wahr, das meinst Du doch?"

„Ich werde mich glücklich schätzen, Ihr Diener zu seyn," versetzte Karl, seine Bürste zur Hand nehmend, sein Stühlchen näher rückend und den Offizier einladend, seinen Fuß auf den Schemel zu stellen.

Mit freudiger Miene willfahrte der Offizier dem Wunsche Karls, der, nachdem er einige Male über den Stiefel hinfuhr, anfing, mit dem Pinsel seine Einwichse aufzutragen, und mit der geläufigen Zunge eines Franzosen, außer seiner Einwichse auch den Stiefel mit seinem Lobe übergoß.

„Monsieur," begann Karl, während er im Anstreichen begriffen war, „Monsieur haben ein kleines, ein nettes Füßchen. In der That, manche Dame wäre bezaubert, würde sie einen Fuß wie diesen mein nennen können und ihn besitzen."

„Was das mein und besitzen anbelangt, Bürschchen," entgegnete der Offizier heiter, „da hast Du nicht ganz Unrecht."

„Monsieur," erwiederte Karl ermuthigt, „können auf Ihren schönen Fuß stolz seyn, ich selbst kann es bezeugen, nie einen schöneren Fuß gewichst zu haben."

Der Offizier brach in ein Gelächter aus; Karl sah, ohne in Verlegenheit zu gerathen, in die Höh', und bedeutete, daß der eine Stiefel vollendet sey.

„Nein," sagte der Offizier fortlachend, „Deine Komplimente, Bursche, und Deine Autorität für Schönheit ist also das sicherste Zeugniß, daß ich einen ausgezeichnet schönen Fuß habe?"

„Das ist es, Monsieur," entgegnete bestimmt und unerschrocken Karl.

„Nun, mein Bursche," sagte der Offizier, „möchte ich aber auch wissen, wie viel schöne und häßliche Füße schon unter Deinen Händen waren, namentlich von reizenden Damen, die doch sicher kleine Füße haben?"

Diese Frage hatte der Knabe nicht vermuthet, und er sah verlegen zum Offizier auf.

„Siehst Du, Schelm," fuhr dieser scherzend fort, „wie weit ich mit Deiner Autorität gekommen wäre. — Es mag wahr seyn, daß ich einen kleinen Fuß habe, möglich auch, daß es der schönste und kleinste Fuß ist, über den je Deine Bürsten wegrutschten, aber dies Alles ist noch nicht genügend, ihn in gleiche Linie mit einem Damenfüßchen zu setzen. — Wie lange, Monsieur Lobredner, versiehst Du schon dieses Amt?" fragte der Offizier, als er auch den zweiten Fuß zurückzog.

Karl sah den Frager an und wurde bis zur Stirne roth; — sagte dann kaum hörbar:

„Heute zum Erstenmale."

„Heute zum Erstenmale," wiederholte der Offizier forschend; „vielleicht war ich auch Dein erster Kunde; nun wenigstens mit Wahrheit hast Du dann gelobt, nie einen niedlicheren Fuß, mit Ausnahme Deiner Mutter allenfalls, unter die Wichse bekommen zu haben. — Wie eitel hätte er mich beinahe gemacht;" diese Worte scherzend an seinen Begleiter richtend, „hätte ich sein glattes Lob ohne weiteres Fragen hingenommen."

Karlchen, der, während der Offizier sprach, beschämt den Kopf hängen ließ, richtete bei dem Worte „Mutter" die Augen in die Höhe, die sich nach und nach mit Thränen füllten, und jetzt reichlich, als der Offizier zu sprechen aufhörte, die Wangen herabflossen.

„Du wirst doch nicht weinen wollen?" fragte begütigend der Offizier.

Aber Karlchen kam nun erst in ein Schluchzen, und vom Schluchzen zum Weinen.

„Was in meinen Worten konnte Dich weinen machen?"

„Meine Mutter," sagte der Knabe, mit den vorderen Theilen der Aermel seine Thränen wegwischend.

„Ist sie gestorben?" fragte theilnehmend der Offizier.

„Kürzlich," entgegnete der Knabe fortschluchzend.

„Hast Du noch Geschwister, mein Kind?"

Digitized by Google

„Meinen Vater und eine Schwester," antwortete ruhiger werdend Karl.

„Ist Dein Vater krank, oder was fehlt ihm, da Du in diesem zarten Alter ein derartiges Geschäft führst?"

„Mein Vater ist ein Invalide der kaiserlichen Garde, und meine Schwester ist ein Kind wie ich. Durch die Krankheit unserer Mutter wurden wir arm, und um meinen fast blinden Vater und Schwester zu unterstützen, ließ ich mir gestern ihren letzten Franken geben, dieses Schuhputzzeug hier zu kaufen."

„Ist Dein Vater schon lange Invalide?" fragte der Offizier weiter.

„Einige Jahren mögen es wohl seyn," entgegnete das Kind, „er sagt, es sey eine Krankheit, die viele seiner Kameraden mit aus Egypten gebracht hätten."

„In Egypten, sagtest Du, wäre er gewesen?"

„Ja, Monsieur."

Karl glaubte, da der Offizier nachdenkend vor sich hinsah, die Unterredung sey zu Ende, und bat den Zweiten, seinen Fuß auf den Schemel zu stellen.

„Ist nicht nöthig," sagte der Erstere in gebietendem Tone, — „packe Deine Sachen zusammen, mein Kind, und führe uns in die Wohnung Deines Vaters."

Karl gehorchte mit einigem Widerstreben dieser Aufforderung. Der Verdienst der zweiten Paar Stiefel bedauernd, nahm er seinen Schemel und Bürste unter den Arm, und vor den Offizieren hereilend, gelangten sie bald in den ärmsten und schmutzigsten Theil der Stadt.

„Messieurs!" wandte er sich zu den beiden Besuchern, an der Thüre des Hauses angekommen; „hier ist die Wohnung meines Vaters, wollten Sie gefälligst eintreten;" sprang dann vor in das Zimmer, rufend: „Schnell, zwei Herren Offiziere kommen zum Besuche."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsch-vlaemisches Sängerfest.

(Schluß.)

Roderich Benedix trat jetzt auf die Stelle, wo das Denkmal an die Jahre des Befreiungskampfes gestanden, und bot den deutschen Brüdern aller Stämme den Gruß, wie sie hier versammelt durch das heiligste Band der reinsten Sympathieen, durch die Kunst des Gesanges. Mit frohem Jubel wurde seine Rede aufgenommen. Dr. Weyden trat dann als Mitglied des festordnenden Comité's auf und sprach ungefähr folgende Worte: „Wackere Genossen des deutsch-vlaemischen Sängerbundes! Hier, wo die Natur eine so gewaltige Sprache zu uns redet, wo uns Alles, das bedeutungsvolle Fest, selbst unser trauliches Beisammenweilen an diesem erhaben schönen Punkte des deutschen Vaterlandes so mächtig ergreifen muß, ist auch das Wort der Begeisterung zu schwach, um die Gefühle kund zu geben, die das Herz in diesem feierlichen, ich sage: in diesem heiligen Augenblicke bewegen. Unsere Gefühle werden hier zur stummen Andacht. Hier unter Gottes ewigem Dome, im Angesicht des deutschen Stromes, des Rheines, wollen wir uns aber in dieser großen Stunde als Söhne Eines Vaterlandes, um welche das deutsche Lied ein neues Band geschlungen, fest und treu das Gelöbniß steter Eintracht leisten, die eine neue lebensfrische Wurzel treibe in dem deutsch-vlaemischen Sängerbunde. Hoch unserem Sängerbunde, auf daß er so herrlich fortblühe und gedeihe, wie er begonnen, und drei Mal hoch dem einigen deutschen Vaterlande und Allen, die es wohl um dasselbe meinen." Rings von den Bergen schallte der Jubelruf, mit dem diese Worte aufgenommen wurden, fröhlich wieder. Jetzt bestieg Herr Direktor Baudiß aus Rendsburg an der Eider die Rednerstelle und bot den Anwesenden einen Gruß aus den deutschen Gauen Schleswig-Holsteins, die man in diesem Augenblicke gegen den Willen seiner in Wort und Gesinnung wackeren, ganz und gar deutschen Bewohner dem deutschen Vaterlande entfremden will. Des Redners Worte, mit jugendlicher Begeisterung, die seine grauen Haare Lügen strafte, gesprochen, mußten nothwendig in Aller Herzen Anklang finden, denn Alle fühlten mit den Schmerz des Ehrenmannes über die Schmach, welche seiner Heimath Gauen droht. Manchmal wurde er durch Beifall unterbrochen, und unter dem Jubel der dicht ihn umdrängenden Schaaren bot ihm ein Mann im Namen einer Jungfrau als Anerkennung seiner ächt deutschen Mannes-Gesinnung einen frischen Eichenkranz, den er mit wenigen herzlichen Dankeswoten annahm. Im vollsten Chore, in wahrer Begeisterung brauſ'te jetzt das Arndt'sche Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" über Berg und Thal. Hr. Roderich Benedix brachte am Schlusse den kräftigen Sängern desselben einen schönen, gesinnungsvollen Trinkspruch, der unter lauten Fanfaren und Böllersalven, welche den Gruß weit in die Lande hinein verkündeten, mit begeistertem Jubel aufgenommen wurde. So wechselte mit dem Liede, das aus dem Gebüsche und von den Höhen schallte und wiederhallte, manch sinnige Rede und mancher Trinkspruch, wie sie das Fest und dessen Bedeutung und die allgemeine Stimmung hervorriefen. Ohne viele Anordnung und bestimmtes Programm machte sich das Ganze von selbst, weil Aller Herzen hier in der seligsten Harmonie zusammen stimmten. Die Stunden auf dem Drachenfelsen werden gewiß noch lange zu den seligsten Erinnerungen der Theilnehmer des Festes gehören. Es wurde jetzt zum Aufbruche geblasen, und unter Sang und Klang zog die ganze fröhlich aufgeregte Schaar bergab nach Königswinter, wo ihrer ein Dampfschiff harrte, um sie nach Plittersdorf zu bringen. Da das Schiff nicht Alle auf ein Mal fassen konnte, machte es die Fahrt zwei Mal, und von beiden Ufern schallte jetzt heller Gesang. Als sich alle Sänger mit ihren Bannern eingefunden hatten, schlugen sie den Weg durch Plittersdorf nach Godesberg ein. Das Dorf war eben so festlich mit Laub und Grün geziert, wie Königswinter, so auch Godesberg selbst, an dessen Eingang ein stattlicher Triumphbogen erbaut war, über dem Rhein und Schelde in friedlicher Umarmung ruhten. Am Orte des gemeinsamen Mahles, in Godesberg, angekommen, wurden die Sänger in der That überrascht von den hier getroffenen Vorbereitungen. Im Freien waren die Tische gedeckt in mehreren Gängen längs der ganzen Reihe der Gasthöfe. Man nahm Platz, und munter klangen alsbald die Gläser von allen Seiten, und mit dem Gläserklange vereinigten sich an allen Enden fröhliche Tischlieder. Nachdem die ersten Gänge vorüber waren, trat Hr. R. Baum aus Lahr im Breisgau auf den Altan des Blinzler'schen Hotels und sprach über die Macht des Gesanges und die Bedeutsamkeit des Festes, und jubelnd klang sein Trinkspruch durch alle Reihen wieder. Hr. Dr. Weyden nahm dann das Wort und sprach den Wunsch aus, daß freundliche Erinnerung an das Fest Alle in die Heimath begleiten, daß Alle eben so gern an die schönen, bedeutungsvollen Stunden, welche sie am Rheine unter uns verlebt, denken möchten, wie wir unserer lieben Gäste stets eingedenk seyn würden. „Das ganze Vaterland schaut in diesem Augenblicke auf Euch, seine Vertreter beim gemeinsamen deutsch-vlaemischen Liederfeste", so sprach der Redner am Schlusse; „Pflicht sey es Euch, eine heilige Pflicht, nach allen Kräften dahin zu wirken, daß die Eintracht, welche die Tonkunst, das Lied, unter Euch hervorgerufen, auch in allen Dingen zur lebendigsten That werde; ist dies der Fall, dann dürfen wir auch auf eine schöne Zukunft des Vaterlandes mit zuversichtlicher Hoffnung trinken und in dieser Hoffnung auch auf das nächste Sängerfest des deutsch-vlaemischen Sängerbundes." Mit einem weit schallenden, sich mehrmals wiederholenden Hoch wurde die Rede aufgenommen. Ein Schleswig-Holsteiner trat jetzt auf und bot den deutschen Brüdern den deutschen Gruß aus den Gemarken seiner Heimath. Seine Rede wurde an mehreren Stellen durch Beifall unterbrochen, besonders da, wo er die Verhältnisse seiner Heimath zu Däne-

Digitized by Google

mark berührte; man fühlte, daß sein Schmerz, seine patriotischen Befürchtungen, in Aller Herzen Anklang und Wiederhall fanden, der sich im stürmischen Beifalle aussprach. Der auf diesen folgende Redner war Hr. P. van Duyse, der, als der eigentliche Gründer des deutsch-vlaemischen Sängerbundes, im Namen seiner Landsleute ungefähr Folgendes in vlaemischer Sprache sagte: „Ich bin ein Vlaeminge; Ihr seyd Deutsche, aber wir sind Brüder gemeinsamen Ursprungs. Als Brüder habt Ihr uns gerufen, als solche sind wir gekommen. Unsee Erwarten wuede nicht getäuscht; Eure Aufnahme, Eure Gastfreundlichkeit haben uns bewaheheitet, daß Ihr unsere Brüder seyd und Kinder derselben alten Germanen wie wir. Im Dome zu Köln haben wie gebetet; möchten wir oder unsere Kinder in dem vollendeten Dome in deutscher und vlaemischer Sprache zu unserem Gott, dem Herrn, beten können füe die Zukunft des Vaterlandes!" Zu wiederholten Malen unterbrach ihn stürmisches Beifallrufen, das sich bis zum Schlusse seiner Rede, in welcher er die Vereine nach Beüssel einlud, noch immer mehr steigerte, als er dem Vaterlande ein Hoch brachte. Direktor Baudiß trat dann auf und brachte, eingedenk des Ehren-Kranzes, welchen ihm auf dem Drachenfelsen eine Frauenhand gewunden, einen schönen Toast auf den lutherischen Sinnspruch: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang", woran er den Brudergruß aus der Heimath knüpfte und bemerkte, wie ihrer zwae nur Wenige gekommen, daß aber in Schleswig-Holstein Aller Herzen dem gemeinsamen deutschen Vaterlande eben so kräftig wie die ihrigen entgegen schlügen." Mit Jubel wurde die herzderbe Rede aufgenommen, wie auch der Gruß des Hrn. Evers aus Lübeck, welchen dieser voll gemüthlicher Herzlichkeit im Namen seiner Vaterstadt und der Hansestädte überhaupt ausspeach. Aus Magnussen in dem Angellande war sogar ein Gutsbesitzer zu dem Feste gekommen, denn in dem alten Lande der Friesen und Dithmarsen hatte dee deutsch-vlaemische Sängerbund den lebendigsten Anklang gefunden; die Männer wollten bekunden vor der gesammten deutschen Stammgenossenschaft, daß sie von ganzer Seele Deutsche sind und auch bleiben wollen. Hr. Rollet de Brauwere brachte jetzt einen Toast auf das Wohl unsers Königs, und Hr. von Wittgenstein, mit wenigen kräftigen Worten die vlaemischen Brüder begrüßend, schloß hieran ein Hoch dem Könige der Belgier, das mit vielem Jubel aufgenommen wuede. Der Odenwald und das schöne hessische Frankenland wurde durch Hen. Dr. Vogel aus Erbach vertreten; er überreichte dem deutsch-vlaemischen Sängerbunde auch den kunstreichen Ehrenbecher im Namen der Odenwälder und des Protektors des Erbacher Männergesang-Vereins, des Grafen Eberhard von Erbach-Erbach. Es hatten sich noch mehree Redner angemeldet und unter diesen auch der vlaemische Schriftsteller Hendrik Conscience, den wir leider nicht gehört haben, da nach den eingetretenen Pausen die einzelnen Gesellschaften sich an ihren Tischen in Gruppen zusammenschaarten oder den Godesberg bestiegen, von dessen Warte das deutsche Banner weit hinaus in das Land wehte. Allenthalben herrschte nun die lebendigste Lust, und manch' ernste, wichtige Worte wechselten die Männer aus dem Norden und Süden des deutschen Landes, Lieder und Trinksprüche erklangen von allen Seiten. Nach acht Uhe beachen die Gäste in wohlgeordnetem Zuge, die Musik voran, nach Plittersdorf auf und wurden von hier aus mit zwei Schiffen nach Köln gebracht. Als sich das letzte Schiff dem Werfte nährte, ward es mit Feuerwerk begrüßt, und der Freudenruf der Sänger wurde von den am Ufer stehenden Bürgern laut und herzlich erwiedert. So endigte dieser Festtag, in allen seinen Erscheinungen ein wahrer, ein herrlicher Feiertag, und wir dürfen behaupten, daß wir am Niederrheine noch keinen ähnlichen feierten, dessen Erinnerung uns und den Sängergästen stets eine schöne, eine heilige seyn wird. (Köln. Z.)

Das eidgenössische Sängerfest in Schaffhausen

ist beendigt und die Sänger sind wieder heimwärts gezogen. Dieses schöne Fest hat uns die oftgemachte Wahrnehmung wieder neuerdings bestätigt, daß alle größeren Volksfeste, namentlich in der Schweiz, ein mächtiges Förderungsmittel der gemeinsamen Verständigung und der Belebung des vaterländischen Geistes sind. Und so wie die Verhältnisse sich im Allgemeinen gestalten, wie nämlich die bewäheten Vaterlandsfreunde eine Abrundung der Schäefen zu Stande zu bringen suchen, welche sich gegenseitig verletzen, und wie man untergeordnete Meinungsdreeschiedenheiten auszugleichen versucht, wo nur redlicher Wille und republikanische Gesinnung, d. h. die Bestrebung nach Volksfreiheit zu Grunde liegen, dagegen mit entschiedener Rücksichtslosigkeit gegen die gemeinsamen Feinde jedes ehrenvollen Verhältnisses im privaten und öffentlichen Leben auftrat; so haben wir bei'm Sängerfeste in Schaffhausen bemeekt, daß die minder erheblichen Schattirungen in den Ansichten kein Hinderniß gegen freundschaftliche Annäherung waren, hingegen der Jesuitismus und die Ueberläufer als die gemeinschaftlichen Feinde Aller betrachtet und behandelt wurden. Auch für die gegenseitige Verständigung der Deutschen und der Schweizer werden diese Volksfeste alljährlich bedeutungsvoller; mehr und mehr schwinden die Mißverständnisse, welche in Folge früherer politischer und religiöser Verhältnisse sich häufig entspannen bei persönlicher Begegnung und der gegenseitige Händedruck vermittelt zum Herzen die Gefühle der Achtung und Freundschaft. Die Ueberzeugung nimmt bei allen Verständigen allmählig überhand, daß die Interessen der Völker nur in gegenseitiger Annäherung ihee Befriedigung finden, und daß die Unterhaltung gegenseitiger Feindschaft ein verbrauchter Kunstgriff der Unterdrücker sey. Insbesondere aber erfreut es uns, wahrzunehmen, daß das Bewußtseyn gemeinsamen Ursprunges unter Schweizern und Deutschen immer lebendiger wird, und die Wahrheit mehr und mehr Anerkennung findet, daß ungeachtet verschiedener politischer Staatsformen, die Sprache das gemeinsame Erkennungszeichen eines Volkes ist. Der Zuzug vieler deutschen Singvereine zu dem Schweizerfeste, die Freundlichkeit und Auszeichnung, womit dieselben aufgenommen und behandelt wurden, legen ein sprechendes Zeugniß von der Richtigkeit unserer vorstehend geäußerten Ansicht ab. Die wackeen Schweizernachbarn haben auch ihre freundliche Gesinnung sowohl als ihren feinen Takt dadurch an den Tag gelegt, daß sie neben den Gaben füe die Wettgesänge der Schweizervereine auch Preise für die deutschen Liedeekränze aussetzten, von welchen die Sängerrunde „Bodan", unter der gediegenen Leitung ihres verdienstvollen Direktors, Hrn. Schmalholz, den ersten errang.

Mannichfaltigkeiten.

Der „Stuttgarter Beobachter" theilt von Zeit zu Zeit „Pröbchen veralteter und wieder aufgewärmter geistlicher Poesie" mit, denen wir nachstehende Stellen aus dem „Geistlichen Liederkästlein, bestehend aus 732 Oden von Philipp Friedrich Hillee" entnehmen, das im Jahee 1840 in einer neuen Auflage bei Kalbfell in Reutlingen erschienen ist. Es heißt dort unter Anderm: „Außer ihm muß (?) Gott verdammen, außer ihm sind Schwefelflammen, eigene Gerechtigkeit ist vor Gott ein scheußlich Kleid. — Dich beten alle Mächte (Mächte) im Himmel selber an. — Christus ist der Kirche Haupt, die an seinen Namen glaubt, sie hält ihn für ihren Mann, ist ihm herzlich unterthan, er erkennt sie als sein Weib, liebt sie als den eignen Leib ꝛc. und ihr herrlich Hochzeitkleid ist des Herrn Gerechtigkeit ꝛc. Jesu ich bin auch ein Glied, das aus Dir sein Leben zieht, schmücke mich mit

Digitized by Google

Blute schön, an dem Brauttag mitzugehn." — „Weh dem der mitgeloffen, und Babels Wein gesoffen, daß er im Rausch hinrennet, wo ewger Schwefel brennet." — „Daß kein Engel mich zum Brennen in das Feu'r der Hölle schmeißt. — Lämmlein das mit Blut getaufet an dem Holz sich schlachten ließ, Lämmlein das uns theu'r erkaufet und sein Blut zur Zahlung wieß; alle göttlichen Geschöpfe sind von Gott dir zugewandt und wir mürben Leimentöpfe! stehen auch in deiner Hand." — „Ihr Erben der Seligkeit seyd ja in Gnaden, euch werden Bediente vom Hofe geschickt, wenn Welt und der Satan euch hasset und drückt. Bring uns dahin, o großer Jah (!) wo deine Ehre wohnt."

(Darmstadt, 15. Juni. — Hess. Ztg.) In der heutigen Zeitung berichtet man aus Ludwigsburg, wie es vortheilhaft sey, blos mehrere Tage altes Brod auszugeben, da dies gesunder und nahrhafter sey. — Schon bei der Theurung im J. 1817 fand ich dies bewahrheitet und ließ deßwegen das von mir in Hunderten von Laiben täglich in herabgesetzten Preisen abgegebene Brod immer drei Tage alt werden, was nach der Versicherung der Abnehmer ihnen eben so viel nützte, als der Nachlaß von 6 kr. auf den Laib. Möchten daher die Gemeinden dafür sorgen, daß blos trockenes Brod abgegeben würde. Ernst Emil Hoffmann.

(München, 17. Juni.) Zu dem oberbaierischen Sängerfest, welches gegen die Mitte künftigen Monats in Landshut abgehalten werden wird, haben sich bereits gegen 1200 Sänger gemeldet; außer unseren drei Gesangvereinen werden sich sämmtliche Liedertafeln der Umgegend dort einfinden. Die Landshuter haben für dieses Fest eigens eine kostbare Fahne sticken lassen, auf deren Spitze sich ein aus Erz gegossener Barde befindet. — Unsere Bäcker erhalten noch fortwährend Getraide zu billigen Preisen aus den ärarialischen Speichern.

Die „Typographen" (wie sie sich jetzt nennen) dürfen sich bald eines vornehmen Collegen erfreuen! Die französischen Prinzen pflegen bekanntlich neben ihren Studien noch irgend ein Handwerk oder eine Kunst zu erlernen; der künftige Thronerbe, der Graf von Paris, wird Buchdrucker, und eine kleine Druckerei soll, wie man hört, für ihn eingerichtet seyn.

Literatur.

Der Patriot. Eine schweizerische Erzählung aus dem Jahre 1830, von Eulogius Ernst. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag. 1846.

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus!

Die Schweiz ist ein Land, dessen Bewohner dem Himmel näher stehen, als wir Creaturen des Flachlandes, dessen Geschichte größer dasteht als der Riesenculm seiner Berge, ein Land, mit welchem deutsche Nationalität so gerne großthun möchte, — aber kennt ihr denn die jetzigen Schweizer? Ein Drittel sind Söldlinge unter fremden Fahnen; ein Drittel Cretins oder Bergkröpfe; ein Drittel Jesuiten. Ihre Religion ist abhängig von der Windfahne ihres Cantönligeistes und wird von Pharisäern an's Banner des Verraths geheftet. Ihre neueste Geschichte besteht aus Putschen, die denselben Charakter tragen, als wenn sich bei uns zu Lande betrunkene Bauern mit Wirthsstühlen prügeln. Ihre Literatur — vacat! Wahrhaftig, Apollo mit den neun Musen in Europa's Geistesschaar, in Luzern, mit den Urkantonen müßte sich gar traurig ausnehmen, und nun gar in Basel, dem Zufluchtsort der Perrücken und Zöpfe, wo's noch bestritten wird, ob am Sonntag ein guter Christ in's Theater gehen könne? — In einem Zeitraum von Jahrhunderten kaum Bodmer, Salomen Geßner und Salis! Fürchten Sie nicht etwa, ich wolle Ihnen sagen, was diese drei waren, und was sie hätten seyn können; nein! meine eigentliche Aufgabe ist, Sie auf den neuesten schweizerischen Roman aufmerksam zu machen: der Patriot ꝛc. — Es ist wahr, der Roman muß gelesen werden; denn er erreicht, was man heute von einem Roman verlangen kann. Er ist rein gehalten; die Sprache ist angenehm; die Charaktere sind vielseitig und sämmtlich gut durchgeführt. Außerdem sind die schweizerischen Zustände, resp. der Cantönligeist, recht treu geschildert, und wer bis jetzt noch keinen Begriff davon hatte, kann's hier erfahren, welche Krämerseele die Schweizer-Politik hat, wie lächerlich sich daneben der Stolz des Schweizers auf sein Bischen Nationalität ausnimmt und wie er sich vor fremden Elementen verwahrt, ängstlicher, als ein Schwindsüchtiger vor der Zugluft; mit einem Worte, einen Begriff von dem Cantönligeist, den der Verfasser verfolgt, von dem er sich aber leider selbst nicht frei zu machen weiß. Wie ich Ihnen sage, der Roman als solcher gefällt mir; aber eins setze ich aus: ein Schweizer hat nicht nothwendig, im weinerlichen Elemente nach Pseudo-Werthern zu fischen und sich zum Helden einen sentimentalen Blondin zu wählen; denn man durfte mit Recht bei ihm Empfindungen erwarten, abgehärtet wie Gemsenjäger, wild wie Lawinen und wie Stutzer den Fleck des Herzens treffend. Freilich, Herr Ernst, wo soll man dorgen? Die Gemsenjäger sterben mit den Gemsen aus und die Stutzer stehen nicht mehr im Dienst von Freiheit und Vaterland; wohl aber sind sie in der Hand des Ehrgeizes und Verrathes eine gefährliche Waffe worden. — Wenn die Arbeit, wie wir vermuthen, die erste des Hrn Ernst ist, so ist sie ohne Widerrede als eine durchaus vielversprechende zu bezeichnen. Auch sehen wir mit größter Spannung der versprochenen Fortsetzung entgegen, aber dann, will's Gott, keinen Blondin und keinen Cantönligeist, sondern Naturen, deren Amme das Gletscher-Eis-Klima der Rhenus-Quellen war!!

L D.

Korrespondenz.

Aus Rheinhessen, im Juni.

Die kirchliche Reform wurde seit Kurzem in ein etwas verändertes, doch dem Fortkommen der Sache nützliches Stadium vorerst dadurch geführt, daß die jungen deutsch-katholischen Gemeinden, zumal jene bei uns am Rhein, nach ihren früheren, anfänglichen Bekenntnissen mit Ernst zurückblickten und nach allen Richtungen hin laut werden ließen, daß sie noch Katholiken seyn und bleiben wollten und würden. Dies freimüthige, warme Bekenntniß, welches namentlich die Mannheimer Gemeinde öffentlich wieder ablegte, führte ehrende Regungen auch in der Nachbarschaft herbei, und es ist gewiß erfreulich, zu sehen, wie endlich den vorbereitenden Synoden gutes Material aus jeder Quelle des Wissens und der Erkenntniß geliefert werden will. Es geschah bisher von den Kanzeln herunter Alles, um mit Freimüthigkeit darzuthun, was die Führer der Deutschkatholiken wollen, und in dem Maße, als dadurch endlich bekannt und klar wurde, daß das kurze Leipziger Glaubensbekenntniß, gerade in dieser Form, nur dem Indifferentismus freundlich begegnen wollte, um Alle wieder zur Kirche zu führen, entfalten und erschließen sich nun auch in aufrichtigen Wünschen die Herzen der Mühseligen und Gedrückten. Und so reicht man jetzt mit Freudigkeit Uhlich's „9 Predigten vom vorigen Jahre", und besonders und fleißig auch Krause's: „Wer ist uns Christus?" um und erbaut sich sehr an diesen ächt-christlichen Vorträgen. „Seltsam ist es, (sagt man unter uns), „daß diese tüchtigen Männer seiner Zeit im Norden für extreme Rationalisten verschrieen werden konnten; wir halten sie in dieser Sprache für ganz positive Christen." Bei Krause's Christus, der ein untrügliches, weil biblisches, Fundament hat, fühlt man sich besonders wohl, und da der ganze Vortrag mit einer so christlichen Wärme begleitet ist, so möchten viele unserer katholischen Reformfreunde es mit den Ansichten des wackeren Pfarrers halten.

Main-Wasserwärmer 21. Juni, Morgens, 8 Uhr: 18½ Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 21. Juni. Die Marquise von Villette, Original-Schauspiel in 5 Abth., von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Belingbrock: Hr. Häser, vom Hoftheater zu Oldenburg.

Dienstag, 23. Juni. Das Urbild des Tartüffe, Originallustspiel in 5 Abth., von C. Gutzkow. (Gastrolle) Ludwig XIV.: Hr. Häser.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 171. Dienstag, den 23. Juni 1846.

Der Regenbogen.

(Von Ludwig Hub.)

Wer hat den siebenfarb'nen Bogen
Am Firmamente aufgebaut,
Den, von dem Nachtgewölk umzogen,
Das Auge voll Entzücken schaut?
Ihr, meines Lebens erste Tage,
Kehrt wieder, holde Kinderzeit!
Verkünde mir, du alte Sage:
Was soll der Strahl am Himmelszelt?

Einst glich, von Wasserfluth umflossen,
Die Erde einem großen Meer;
Die Wolken hatten sich ergossen,
Des Himmels Schleußen waren leer;
Aufthaten sich der Tiefe Bronnen,
Es währte vierzig Tage lang.
Nur Noah war allein entronnen
Dem allgemeinen Untergang.

Er brachte freudig mit den Seinen
Des Dankes schönes Opfer dar,
Als an dem Himmel, an dem reinen,
Die Sonne wieder sichtbar war.
Und Gott der Herr sah gnädig nieder,
Erhörend Das, was Noah bat;
Er sprach: „Von heute an soll wieder
Die Ernte folgen stets der Saat!

„Hinfort soll um der Menschen willen
Nicht mehr auf Erden Mangel seyn;
Ich werde eu'ren Hunger stillen
Und gold'ne Aehren euch verleih'n;
Was ihr bedürft, will ich euch reichen,
Nicht mangeln soll es selbst dem Thier;
Den Bogen richt' ich auf zum Zeichen
Des Friedens zwischen euch und mir!"

So meldet uns die alte Sage! —
Auch heut' stand über Berg und Thal,
Beschwichtigend der Menschen Klage,
Des Bogens siebenfacher Strahl,
Ein Freudenzeichen für die Erde,
Ein Zuruf, daß nun bald zum Spott
Der Plan des schlauen Wuchers werde:
Noch immer lebt der alte Gott!

Frankfurt a. M., 21. Juni 1846.

Die Veteranenfamilie.

Von J. Theodor.

(Fortsetzung.)

Josephine war, als Karl in das Zimmer stürmte, mit dem Ausbessern der Uniform des Sergeanten, aus welcher ein Aermel herausgetrennt war, beschäftigt. — Der Invalide saß an seinem gewöhnlichen Orte am Fenster.

„Geschwind, Josephinchen," sagte der Sergeant, „gieb mir den Rock."

„Papa, Du wirst doch nicht in diesem Anzuge Deine Honneurs machen wollen," entgegnete seine Tochter, „die Uniform hat nur einen Arm." —

„Gewiß, Josephinchen, nur schnell, sie sind schon an der Thüre."

Kaum hatte der Invalide diese Worte gesprochen, als raschen Schrittes der Kleinere der beiden Offiziere mit den gewichsten Stiefeln in's Zimmer trat. — Ein flüchtiger Blick auf die ganze Wohnung, und er stand vor dem eifrig mit dem Anzuge der einarmigen Uniform sich abmühenden Invaliden. Die Kinder hatten sich an das hinterste Ende des Zimmers zurückgezogen. Karl nahm aus seiner Weste die großen Sousstücke und die kleine Silbermünze, legte sie geräuschlos in die Hand seiner staunenden Schwester, mit der leisen Bemerkung, daß der Herr Offizier noch zu zahlen habe.

„Sie sind Invalide?" begann der Militär mit den gewichsten Stiefeln, die Hände auf den Rücken geschlagen.

„Ja," entgegnete der Sergeant in einer militärischen Stellung.

„Haben Sie lange gedient?"

„Seit dem Jahre 1793."

„Haben Sie mehrere Feldzüge mitgemacht?"

„In Frankreich, in Egypten, in Deutschland und in Spanien. Noch könnte ich dienen," fügte traurig der Sergeant hinzu, „hätte nicht Egypten das Licht meiner Augen."

„Veteran!" entgegnete der Offizier, sich auf seinen Zehen und Absätzen wiegend. „Die Wunden wie das Kriegsglück sind verschieden;" fuhr dann in seinem ursprünglich düsteren Tone fort: „Sie haben den Orden, Sie haben in vielen Schlachten gefochten, wie kommt es, daß Sie nicht weiter avancirten?"

„Ich glaube, daß ich es zu einer höheren Charge gebracht haben würde, wäre ich länger tauglich zum Dienste gewesen."

„Ein braver Glaube," entgegnete der Frager, „gestützt auf die Ueberzeugung, daß Frankreich seine Tapfern lohnt. — Welches ist das Land Ihrer Geburt?"

„Mainz."

„Ah! . . Und Sie waren verheirathet?"

„Ja," entgegnete der Invalide bewegt. „Dort sind meine Kleinen," mit den Fingern vor sich hindeutend. — „Doch," fuhr er, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fort, „wir

Digitized by Google

ist es, als hörte ich Ihre Stimme heute nicht zum Erstenmale, mir kommt es vor, sie öfters schon vernommen zu haben." Während er diese Vermuthung aussprach, nahm er den Papierschirm weg, beschattete mit der Hand die geschwächten Augen, und nach einigen Sekunden stieren Ansehens fiel er zur Erde, die Füße des Fragers mit beiden Händen unter dem Rufe: „Mein Kaiser! Mein Kaiser!" umschlingend.

Josephinchen fing bei dem Rufe ihres Vaters an zu zittern, und ihrer Hand entfielen die Kupfermünzen. Der Knabe drängte sich hervor, seinen kaiserlichen Kunden anschauend; der Invalide lag zu Boden und schien zu weinen; — so war die Gruppe, als Napoleon sich herabbog und zum Invaliden sagte:

„Veteran, steh' auf."

Der Invalide richtete sich in die Höhe, er wollte sprechen, sein Herz vor dem Kaiser ausschütten, sey es aber, daß seine Gefühle ihn überwältigt halten, oder sey es, daß er keine Worte finden konnte, sich ihrer zu entledigen, genug, die Sprache versagte, und nur die zwei Worte:

„Sire! welche Gnade," entwandten sich seiner gepreßten Brust.

„Veteran!" entgegnete Napoleon mit vieler Freundlichkeit, „dieser Knabe und dieses Mädchen sich Deine Kinder?"

„Ja, Sire."

„Kinder eines Soldaten sind Schätze," sagte der Kaiser, und sich an die Kleinen wendend, fuhr er mit jenem huldvollen Lächeln, das stets wie ein Zauber wirkte, fort.

„Kommt näher zu eurem zweiten Vater, zu euerm Kaiser, meine Lieben."

Josephinchen trat feierlich, das Köpfchen gesenkt, vor den Kaiser hin.

„Ein schönes Mädchen," sagte Napoleon, „auch Du giebst ein Mal für einen braven Krieger einen Schatz," küßte dann die Wangen des hocherröthenden und zitternden Mädchens.

„Und Du, kleiner Meister Stiefelwichser und Lobredner," Karlchen an die andere Hand nehmend, „Du kommst in das Lice."

Die Kinder ließen sich auf's Knie nieder, Worte konnten sie keine geben, jedes hatte eine Hand des Kaisers an die Brust gezogen, die sie abwechselnd mit Küssen und Thränen benetzten.

Das Einfache und Prunklose, das diese ganze Handlung umgab, verfehlte selbst einen Eindruck auf das Gemüth Napoleons nicht, er war tief gerührt.

„Kinder," sprach er, „laßt es gut seyn. — Weine nicht so viel, meine Liebe, Deine schönen Augen könnten an Schönheit verlieren. Denn siehst Du, Herr Lobredner," zu Karlchen sprechend, „ich kann schon sagen, daß Deine Schwester schön und liebenswürdig ist und Wenige ihres Gleichen giebt."

„Dein Name, meine Liebe?" fragte der Kaiser.

„Josephinchen," erwiederte sie schüchtern, Napoleon mit ihren schwarzen Augen anblickend.

„Josephinchen!" sagte er rasch. — „Nein, dann muß ich Dich nochmals küssen, erlaubst Du mir es?"

Die Kleine hielt ihm den Mund ohne alle Antwort zum Küßchen zugespitzt hin. — Napoleon neigte sich, schloß ihr Lockenköpfchen in seine Arme, und ein langer Kuß in mehreren Absätzen wurde Josephinchen oder dem Kaiser zu Theil.

„Veteran!" sprach Napoleon zum Invaliden, „ich glaube, wir haben uns in Egypten irgendwo ein Mal gesehen und unterhalten; ist es nicht so?"

„Ja, Sire."

„Und wenn ich nicht irre," fuhr Napoleon fort, „war ich als Euer Gast von dem unsterblichen Kochkünstler zu Eurer Tafel geladen."

„Richtig, Sire," versetzte fröhlich der Sergeant, „auf Ihrem Geburtsfest habe ich den Schwank meiner Familie erzählt."

„Nun," bemerkte der Kaiser, „eine Ehre ist die andere werth, denn damals war ich Euer Gast. Die Fleischschnittchen hätte ich nicht für Geld und Juwelen gegeben, und da unser unsterblicher Kochkünstler doch gestorben ist, so will ich Euch, der Ihr noch übrig seyd, ein Geschenk als Honorar dagegen machen."

Der Kaiser drückte bei diesen Worten dem überglücklichen Veteranen eine Rolle in die Hand und verließ mit seinem Begleiter das Zimmer. Als die Familie sich von dem neuen Wunder erholt hatte, war der Kaiser verschwunden.

„Papa," sagte Josephinchen, „was hat Dir der Kaiser gegeben, laß sehen."

„Gold wird es seyn," entgegnete der Invalide, seiner Tochter die Rolle gebend, und hundert Goldstücke rollten auf den Tisch hin. — Das Staunen Aller brach in ein Freudengeschrei und Jubel aus; „wie reich, wie unendlich reich sind wir," rief ein Mund nach dem andern.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsch-vlaemisches Sängerfest.

(Nachträglicher Schlagschatten zu den Lichtbildern desselben.)

Während wir nun die glänzenden Schilderungen über dies allerdings in nationaler und künstlerischer Beziehung denkwürdige Fest sowohl aus dem „Rheinischen Beobachter" *) als auch aus der „Kölnischen Zeitung" unseren Lesern mitgetheilt haben; während uns letztgenanntes Blatt in seiner Nummer vom 19. d. noch einen vierten, wiederum überaus enthusiastisch geschriebenen Bericht in seinen langen Spalten bringt, in vielen Wiederholungen auch darin von dem „großartigen", „glänzenden Feste" spricht, und am Ende ausruft: „So viel ist gewiß, daß die vier Feiertage rothe Tage (?) in dem Lebenskalender eines jeden der Mitwirkenden sind und bleiben werden, an die man mit Freude nicht allein, sondern mit einer innigen Genugthuung zurückdenkt": — läßt sie gleich darauf folgende Bemerkungen (quasi Entschuldigungen) einfließen:

„Kleine Inconvenienzen, wie sie bei solchen Gelegenheiten mit dem besten Willen nicht ganz zu vermeiden sind, werden, wir sind deß gewiß, Keinem die Erinnerungen an das erste Sängerfest des deutsch-vlaemischen Sängerbundes auch nur im geringsten zu trüben im Stande seyn. Aller Anfang ist schwer; Erfahrungen mußten gemacht werden. Diese sind jetzt gemacht, und wenn wir die Sänger noch einmal in unsern Mauern willkommen heißen, wird man die gemachten Erfahrungen zu ihrem und des ganzen Festes Frommen schon zu benutzen wissen. Wir dürfen die Ueberzeugung aussprechen, daß keiner unserer biederen Sängergäste ohne Befriedigung, was das Fest selbst betrifft, unsere Mauern verlassen hat. Man hatte von Einigen die Klage vernommen, es sey nicht genug dafür gesorgt, daß sich die Sänger unter einander näher kennen lernen, in allgemeiner Vereinigung unter sich ihre Meinungen und Gefühle, ihre Freude austauschen können. Wer aber Kölns Verhältnisse und Lokalitäten kennt, wird sich auch bald überzeugt haben, daß dies hier in der großen, weit ausgedehnten Stadt fast eine Unmöglichkeit ist, wie leicht, angenehm und herzlich sich derartige Zusammenkünfte auch in kleinern Städten, die in dieser Beziehung immer gemüthlicher sind, veranstalten lassen. Bei uns hätte nur ein allgemeines Bankett auf dem Gürzenich da aushelfen können; doch hat den noch Anwesenden das Fest in Brühl zweifelsohne den reichsten Ersatz geboten für Alles, was sie in dieser Beziehung vielleicht vermißt haben könnten."

Den Commentar zu vorstehenden Worten der Entschuldigung der „Kölnischen Zeitung" gibt uns das nachstehende Schreiben eines der vielen aus der Maingegend dort gewesenen Sänger, das

*) Der „Rheinische Beobachter" brachte nur über die beiden ersten Festtage Bericht.

Digitized by Google

mit folgender Zuschrift an die Redaktion der „Didaskalia" begleitet war:

„P. P.

„Einliegend finden Sie einen Bericht über das Kölner Fest, den ich Sie recht sehr bitte, baldigst in Ihr Blatt aufzunehmen. Wir Alle, die wir schreiben für die verschiedenen Vereine Deutschlands, haben uns in Köln selbst dahin vereinigt, die Wahrheit zu berichten in möglichst gelinder Weise; aber die Wahrheit vor Allem! — Wenn es Ihnen recht ist, will ich ein Bild des ganzen Festes entwerfen und ich kann Sie versichern, daß, wenn Sie hierin der Wahrheit Stimmen leihen, Sie sich im ganzen südlichen Deutschland, Belgien, ja vielleicht überall, wo Sänger wohnen, welche Theil genommen an dem Feste, nur Freunde erwerben werden, denn Alle, ohne Ausnahme (?) schieden voll Unmuth und Entrüstung von Köln. — Ja, in Köln selbst ist ein großer Theil Gesinnungstüchtiger, denen es wohlthuend seyn wird, nun einmal ihnen gesagt zu finden, was ihnen gebührt. — Ich hoffe gewiß, daß Sie diese Zeilen, die hier beigefügt, recht bald erscheinen lassen."

Der Sänger vom Maine (dessen Wunsch, wenn auch sehr ungerne, wir hiermit nachkommen, der jedoch nicht aus unserem Frankfurt ist, wie man leicht vermuthen könnte) läßt sich nun in nachstehenden Worten über das Kölner Fest aus, wobei wir bemerken, daß von unserer Seite noch mancher darin vorgekommene harte Ausdruck weggelassen wurde:

„Vom Main, 19. Juni.

„Voll Begeisterung, voll Liebe, hoffnungsselig, zogen wir aus, wir Sänger vom Maine, um den alten deutschen Rhein, mit Jubelgesang und Jubelruf zu begrüßen, — den deutschen Strom, dem wir schon so manches Lied gesungen, an den wir so fest und innig gekettet sind, daß die frevelnde Hand, die ihn uns nehmen wollte, dem ganzen Deutschland an's Leben greifen würde. Köln, die alte Hansestadt, hat zum zweiten Male ihre Stimme durch's Vaterland ergehen lassen, um Deutsch-Nationales zu unternehmen. Diesmal galt es aber nicht einem Denkmal, einem Dome von Stein; denn wir denken: Steine mögen reden, wo die Herzen schweigen müssen! Es galt einem geistigen Dome, wozu in Köln der Grundstein gelegt werden sollte, und die alte heilige Stadt am Rheine rief Baumeister herbei aus allen Gauen Deutschlands; Baumeister, deren Herzschlag die Steine zurichten sollte zu einem Dome, in dem alle Völker beten können, über dem der Himmel, voll unendlicher Liebe, seine Kuppel wölbt! Wie mag Kölns Bevölkerung sich freuen auf den Tag, der ihr die geladenen Gäste zuführen soll! Wie mag die Bevölkerung Kölns begeistert seyn bei dem Gedanken: Deutschlands Söhne in Liebe zu umschlingen; aus allen Gauen des Vaterlandes Abgesandte in seinen Mauern zu sehen! Wie mag Kölns Bevölkerung wetteifern, sich solcher Ehre würdig zu zeigen! Wie mögen Kölns Frauen und Jungfrauen wetteifern, ihre Häuser zu bekränzen und der ganzen Stadt ein freudiges, festliches Aussehen zu geben! — Weit entfernt! Kein Mensch schien die hohe Bedeutung eines solchen Festes zu verstehen!

Gegen 5 Uhr des 13. Juni, Nachmittags, kam unser, von Sängern angefülltes Dampfboot in Köln an. Alle Fahnen der verschiedenen Vereine waren entfaltet im Sonnenglanze, und vom Schiffe begrüßte ein freudiges „Hurrah!" das Land, von dem aber kein Echo zurücktönte. Bei der Landung trat ein Sänger auf dem Schiffe vor, der an die anwesenden drei Comité-Mitglieder eine Anrede hielt, welche aber nicht erwiedert wurde. Diese drei Comité-Mitglieder und einige Schüsse waren unser Empfang! Lautlos verhielt sich die gaffende Menge, wie sich überhaupt das ganze Kölner Publikum während der Dauer des Festes in überwiegender Mehrzahl nur neugierig, statt theilnehmend bezeigte, und die Sänger wie Merkwürdigkeiten betrachtete. Dabei that sich aber, in den Kreisen, in denen Fremde sich bewegen müssen, eine industrielle ritterliche Tugend kund, die manchmal erstaunenswerth in Anwendung gebracht wurde! Alle Taxen schienen für diese Festtage über das Doppelte erhöht zu seyn. Die Wirthe der ersten Gasthöfe Kölns nahmen das Doppelte der gewöhnlichen Taxen für Essen und Trinken; und um nur ein Beispiel von den Hunderten anzuführen: Drei meiner Freunde logirten in einem Zimmer mit zwei Betten und mußten 3 preuß. Thaler per Tag dafür zahlen. Dieses Zimmer lag in einem Nebenhause des Gasthofs, über dem Pferdestall! — Einige Sänger fuhren vom Schiffe zum Rathhause in einem einspännigen Fiaker mit ihren kleinen Reisesäcken und mußten à Person 5 Sgr. zahlen; das war der Fiaker Nro. 60! Wären dies einzelne Fälle, wer würde davon reden? Aber es hat sich dieses Prellsystem durch das ganze Fest hindurch gesponnen und aus allen Theilen Deutschlands wird nur Eine Stimme sich kundgeben, eine Stimme, die da rufen wird: „Nein! Ihr Kölner, nein, Ihr wißt nicht, was das heißt: ein Sängerfest!" Weit entfernt, dem Comité dieses gänzliche Mißlingen eines großartig angekündigten Festes zuzuschreiben, wollen wir alle deutschen Vereine fragen, ob sie denn eigentlich nur mit einem Einzigen der Kölner Sänger bekannt und vertraut geworden sind? ja nur mit einem Comité-Mitglied des Festes? Wo Sänger waren, sah man gewiß keinen Kölner, wenigstens gingen sie an den Sängern vorüber, ohne sie zu grüßen.

O, Freunde in Köln, legt es ab, Euer starres Wesen! Wahrlich, wir sagen Euch: Ihr steht noch lange nicht auf der Höhe unserer Zeit! und Ihr hättet wohlgethan, noch einige Jahre lang weitere Erfahrungen zu sammeln, bevor Ihr es wagen durftet, ein so heiliges Fest leichtsinnig zu arrangiren. Zwei Drittheile der Comité-Mitglieder waren ganz unthätig bei dem Feste, das andere Drittheil zur Hälfte lau und flau, und kurz und gut zu reden: es war ein ganz verfehltes Unternehmen in seiner ganzen inneren Einrichtung und Gestaltung. Die eifrigen, die guten Comité-Mitglieder mögen sich aber damit trösten, daß wir Alle recht gut wissen, wo der Fehler steckt! Wir stehen dafür ein, daß alle Augenzeugen des Kölner Festes diesen Bericht geltend finden! Eine Festbeschreibung folgt vielleicht diesem Berichte nach, der die leeren Worte der Kölner Zeitungen Lügen strafen wird."

Mannichfaltigkeiten.

(Ulm, 19. Juni.) Heute Vormittag bemerkte man um die Sonne einen großen, ganz deutlich ausgedrückten Reif, dessen Rand violett-roth gefärbt war. Die Entstehung dieses Phänomens ist bis jetzt von den Physikern noch keineswegs genügend erklärt. Mit Sicherheit hat man nur die Bemerkung gemacht, daß solche Ringe, welche den Namen Höfe führen, am Winter und in kalten Gegenden sich am häufigsten zeigen, und hierin einen Grund gefunden, sie der Brechung des Sonnenlichts an Eisnadeln zuzuschreiben. Diese Erklärung bei der gegenwärtig so drükkenden Hitze klingt freilich etwas sonderbar. — Viele schreiben sie dem Vorhandenseyn kleiner Dunstbläschen zu. Sie erreichen in der Regel eine Größe von 20 — 22 Grad im Halbmesser; der Halbmesser des heute beobachteten mochte aber wohl 27 Grad betragen

(Ein Friedensbund) Aus dem Bergischen, 7. Mai. In Westphalen, im Kreise Lübbeke, in Preußisch-Oldendorf hat sich ein Verein gebildet, dessen Zweck es ist, streitige Sachen zu schlichten, Processe zu verhüten, Frieden zu stiften und somit eine der vorzüglichsten jener unseligen Quellen der Verarmung und Zerrüttung in einer Gemeinde zu verstopfen. Es führt dieser Verein den schönen Namen „Friedensbund." Die Statuten desselben sind so einfach, daß jede Landgemeinde sie ohne Weiteres sich aneignen

Digitized by Google

kann. Aus den sechs Ortschaften, die zu dem Kirchspiele gehören, wählen die Verbundenen aus j: einer einen Schiedsrichter; diese sechs versammeln sich monatlich in einem kirchlichen Local (Katechisirstube) unter dem Vorsitze eines der beiden Pfarrer, welcher aber durchaus an keiner Abstimmung Theil nimmt. Die Bundesglieder verpflichten sich, alle Streitigkeiten unter einander, bevor sie dieselben vor die ordentlichen Gerichte bringen, diesem Schiedsgerichte vorzulegen, dürfen aber, falls ihnen das Urtheil derselben nicht genügt, den Rechtsweg immer später noch einschlagen. Die Zeugen werden durch Handschlag verpflichtet, Kosten nicht bezahlt; die Abladungen (?) geschehen von Dem, der zu klagen hat; Schuldforderungen, welche der Schuldner als richtig eingesteht, sind von diesem Schiedsgerichte ausgeschlossen, eben so Klagen eines Nichtmitgliedes gegen ein Glied; das Nichtmitglied muß zuvor selbst dem Bunde beitreten. So einfach dieser Bund dasteht, so glänzend sind seine Resultate: alle seit einem Jahre vorgetragenen Streitigkeiten sind friedlich geschlichtet. Unter ihnen waren bittere Injurienklagen, verwickelte Streitigkeiten über Mein und Dein, die durch gegenseitigen Eigensinn vor Gericht zu jahrelanger Processerei geführt haben würden, u. dergl. (Weiß. Krbl.)

(Frankfurt, 20. Juni.) Bei der Versammlung süddeutscher Buchhändler hier waren 77 Buchhandlungen durch ihre Besitzer oder Bevollmächtigte repräsentirt, und zwar aus Frankfurt 22, aus Coblenz 1, Constanz 1, Stuttgart 13, Friedberg 1 Karlsruhe 2, München 1, Heilbronn 2, Hanau 1, Erlangen 1, Augsburg 4, Zürich 1, Neustadt a. d. H. 1, Reutlingen 1, Mannheim 1, Heidelberg 4. Landau 1. Rastatt 1, Wiesbaden 2, Speyer 2, Mainz 3, Darmstadt 1, Fulda 1, Dillenburg 1, Aschaffenburg 1, Zweibrücken 1, Siegen 1, Aarau 1, Worms 1, Ulm 2, Kaiserslautern 1. (H. Z.)

(Gießen, 9. Juni.) In dem hiesigen chemischen Laboratorium ist die merkwürdige Entdeckung gemacht worden, daß das Chinoidin (die in den Chinin-Mutterlaugen zurückbleibende harzähnliche Substanz) eine dem Chinin gleiche Zusammensetzung besitzt, und daß beide in einer ähnlichen Beziehung zu einander stehen wie der krystallisirbare Zucker zu dem unkrystallisirbaren oder zu dem sogenannten Fruchtzucker. Das Chinoidin ist wie das Chinin, eine starke organische Basis, es sättigt genau so viel Säure, wie ein gleiches Gewicht Chinin, und zerfällt wie dieses durch kaustische Alkalien in Chinolein, Wasserstoffgas und Kohlensäure. Dieses Resultat ist wichtig genug, um die Aufmerksamkeit der praktischen Aerzte darauf zu lenken, besonders in dem gegenwärtigen Augenblick, wo der hohe Preis des schwefelsauern Chinins (das Pfund kostet 70 fl) seine Anwendung in einer Menge von Fällen, namentlich in der Armenpraxis, beschränkt.

Korrespondenz.

Brühl, im Juni.

Maler Wegelin, welcher sich hier aufgehalten und in königlichem Auftrage die vorzüglichsten Räume des hiesigen Residenzschlosses gemalt hat, die vermuthlich zu einem Erinnerungsalbum für eine auswärtige Herrscherin benutzt werden sollen, hat in den letzten Tagen den großen Saal aufgenommen, in welchem nach königl. Auftrage durch Maler Kretschmer ein großes Bild ausgeführt werden soll, das die vorjährigen Feste hier für alle Besucher verewigen hilft und alle Celebritäten, welche sich hier bewegten, im Portrait wiedergibt.

Köln, 18. Juni.

Unsere gesammte Damenwelt ist fortwährend bezaubert durch die Bariton-Stimme des Münsterländers, welcher am zweiten Musikfeste die spanische Liebesklage so innig vortrug. Auch die Männer erkennen dem jungen Manne den Preis im Sologesange zu und finden in seinem Vortrage beinahe das Rührende und Ergreifende, was den Gesang der vielgefeierten Fräul. Lind so auszeichnet. Der anerkannte Sänger, preußischer Kriegsbediensteter, erfreut sich übrigens mit demselben Liebe schon einer Gattin. Er liebte eine junge, reiche, westphälische Dame, von welcher er wieder geliebt wurde; die Eltern trennten nichtsdestoweniger den Bund. Da sie aber zufällig kurz darauf das Konzert in Münster besuchten, wo der Sänger gerade die spanische Canzonette sang, wurden sie gerührt; sie ließen den jungen Mann zu sich rufen und gaben ihm die Geliebte.

Selmhausen, im Juni.

Beinahe jedes Städtchen schreitet mit dem Zeitgeiste vorwärts. So ist bei uns durch einen Lithographen, Namens Scrida, der im Geschäfte des Hrn. Janda arbeitet, eine Turngemeinde seit einem Jahre entstanden. Es sind wackere junge Leute und ihre Kunstübungen werden mit größter Thätigkeit recht schön ausgeführt. Von unserer Stadtbehörde ist der Turngemeinde ein freier Platz nebst dem dazu nothwendigen Holze angewiesen worden; man möchte wünschen, daß dieser bald geebnet wäre und die Turngemeinde ernsthaftere Maßregeln träfe, um ihre Turnübungen im Freien fortsetzen zu können. Vor einiger Zeit haben diese, aus Veranlassung des Turnfestes zu Mainz eine Fahne, größtentheils durch eigene Kunstfertigkeit, angefertigt. Der zuvorkommende Eifer, mit welchem ein Theil hiesiger Damen an der Turngemeinde wetteifern, haben eine Sammlung von Geldbeiträgen zu einer zu stickenden Fahne unter dem Vorsitze einer achtbaren Frau veranstaltet, welche, gegen alles Erwarten, zur vollkommensten Zufriedenheit ausgefallen ist. So werden die für die Turngemeinde sich interessirenden Damen unserer Stadt eine Fahne liefern, die an Schönheit und Größe ihres Gleichen sucht und nach Vollendung der Turngemeinde mit großer Festlichkeit und Ceremonie überreicht werden wird. Ein alter Turn-Invalide.

Charade.

(Dreisylbig.)

Traun! des Frostes starre Bande
Schwanden, Alles athmet frei;
Horch! im neu erwachten Lande
Schwirren froh die ersten Zwei.

Von der Dritten blinkt entgegen,
Wie durch eine Zaubermacht,
Gottes reicher Himmelssegen,
Augenweide, Lust und Pracht.

Doch vereinigt erst vollenden
Alle Drei ein herrlich Bild,
Unter Baierns hohen Ständen
Glänzt das Ganze hehr und mild.

Seine Rede so entzückend
Durch des Freimuths Zauberklang,
Christ und Jude gleich erquickend
Aus des Theistenherzens Drang.

„Ihm ist ganz der Wurf gelungen
Unter Männern Mann zu seyn!“
Sey zum Preis ihm jetzt gesungen,
Nachwelt wird ihm Nachruhm weih'n.

Ebenkoben, im Mai. Elsasser.

Main-Wasserwärme: 22. Juni, Morgens, 8 Uhr: 18½ Grad.
W. Seelach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 23. Juni. Das Urbild des Tartüffe, Originallustspiel in 5 Abth., von E. Gutzkow. (Gastrolle) Ludwig XIV.: Hr. Häsee.

Mittwoch, 24 Juni. (Zum Vortheil für Hrn. und Mad. Fischer): Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrollen) Donna Anna: Mad. Fischer-Achten, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig. Leporello: Hr. Fischer, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 172. Mittwoch, den 24. Juni 1846.

Die Veteranenfamilie.

Von J. Theodor.

(Fortsetzung.)

IV.

Mehrere Jahre später.

Die Zeit, welche so flüchtig über unser Daseyn hinstreicht und den Menschen zuweilen in seinen Gefühlen wie in seinem ganzen Wesen umschafft, hatte auch große Umwälzungen in der Familie des Veteranen hervorgebracht; — Jahre waren vorübergegangen, und mit ihnen kehrte eine neue Umgestaltung der Dinge in dem Hause des Sergeanten ein. — Josephine wurde zur blühenden Jungfrau, und Karl hatte schon als Tambour einen Feldzug mitgemacht, als durch die Bewerbung eines jungen Offiziers um die Hand der Tochter des Sergeanten abermals eine neue Veränderung in der Familie stattfand. St. Morely war der Glückliche, der die Hand eines reizenden, eines liebevollen Geschöpfes, durch die Schulen der Leiden gebildet, erhielt, und sie als seine Frau, fern aus der Umgebung ihres Vaters, in seine Heimath führte. Die Entfernung aus dem Kreise seiner Lieben, die Verlassenheit eines alten Mannes, der mit blinder Vorliebe seinem Kaiser anhing, mögen wohl nicht wenig dazu beigetragen haben, ihn in einen Gemüthszustand nach und nach zu versetzen, der an eine Art von Tiefsinn gränzte und endlich zu Wahnsinn überging.

Kurz nach der Abdankung Napoleons hielt eines Tages ein Wagen vor dem Hause des ehemaligen französischen Sergeanten, aus welchem ein Herr und eine Dame stiegen, die in größter Eile sich einer der Thüren zuwandten.

Ehe übrigens der junge Mann die Thüre erreichen konnte, um sie zu öffnen, hielt ihn die Dame mit den Worten zurück:

„Julius, hier kann mein Vater wohl nicht mehr wohnen, man trommelt ja in diesem Zimmer."

„Ja, Josephine, doch hat er hier gewohnt. Wir müssen fragen."

Hiermit öffnete St. Morely die Thüre, aus welcher der Trommellärm kam, und beide traten nun in ein Zimmer, das ihren Augen ein Gemälde darbot, welches Josephine und Morely mit Entsetzen erfüllte. Wie an den Boden geschraubt, blieben beide stehen, unvermögend, Worte zu finden, da ein Blick hinreichte, ihnen das Fürchterliche der Lage zu zeigen, in welcher sich ihr Vater befand. — Vor den Augen Josephinens wurde es immer finsterer, ihre Lippen bebten, sie zitterten krampfhaft, keiner Sprache mächtig. — Das Blut der Wangen, durch ein zartes Weiß nach und nach verdrängt, schien im ganzen Körper, dessen elastische Bewegung schwand, zu stocken, mit unsicherem starren Blick sank sie in den Arm Morely's, der sie fest umschlungen an seine Brust drückte und ihr Zurücktreten zum Leben unter den heißesten Aufrufungen beschwor. — All' sein Flehen und Bitten an den Sergeanten blieb unerhört. — Es wurde ihm klar, daß die frühere Melancholie des Veteranen zu Wahnsinn übergegangen, jetzt das Herz der Tochter zu brechen drohte.

Der Veteran, der nicht im entferntesten auf seine Umgebung einen Werth zu legen schien, befand sich in der Paradeuniform seines Ranges als französischer Unteroffizier; einer Trommel umhangen, auf welcher er falsche Takte schlug, und dazu aus aller Lungenkraft einen Marsch unter Nachahmung verschiedener Instrumente, als Trompeten, Fagotten, Klarinetten und Pfeifen begleitete, zuweilen auch eine Strophe dazu sang. — In dieser Weise durchwandelte er einen Kreis im Zimmer, in welchem ausgeschnittene, auf kleine viereckige Hölzchen befestigte und gemalte Soldaten aller Waffengattungen der früheren kaiserlichen Armee sich befanden, zum Parademarsch wie Sturmschritt kommandirend.

„Mein Gott! mein Gott! Theurer Vater," rief Morely aus, als Josephine mit Verlassung aller körperlichen wie Seelenkräfte in seinen Armen lag. — „Sergeant, Ihre Kinder, ach, haben Sie Mitleid!"

„Auf, Söhne des Vaterlands, greift zu den Waffen!"

„Tri la tom, tri la tom, tom, tom," sang Jacques, auf seine Trommel schlagend, daß man Todte hätte erwecken können.

„Ihre Tochter, Sergeant. — Ihre Tochter will Sie umarmen," — rief Morely, als Jacques, um den Kreis biegend, in seine Nähe kam; — „tri la tom, tom, tom," — sang abermals der Veteran, ohne sich stören zu lassen; flocht dann zum Schrecken Morely's Klarinetten-Stimmen bei, und pfiff den Rest der Melodie mit einer Stärke, daß sich dieser die Ohren mit den Händen zuhielt.

„Himmel! welches Elend, welcher Jammer," sagte Morely, indem er Josephine, die wie eine Leiche aussah, in eine Ecke des Zimmers niederlegte, trat dann auf den Sergeanten zu, in der Hoffnung, daß ein Wort oder Befehl im Namen Napoleons einige Wirkung auf den Irrsinn desselben äußern und ihn eher seinen geistigen Kräften zurückführen würde.

„Ein Offizier der Armee des Kaisers," sprach er, militärisch grüßend vor Jacques, „Herr —"

Der Veteran ließ ihn aber nicht aussprechen, schrie, eine militärische Stelle annehmend und sich an die Spitze seiner papiernen Soldaten stellend:

„Gardez-vous, presantez vos armes! — Eine Ordonnanz des Kaisers. — Der Kaiser kommt."

„Auf, Söhne des Vaterlands, greift zu den Waffen!"

„Tri la tom, tri la tom, tom, tom!" schrie Jacques, im Militärschritt marschirend und die Trommel wieder rührend.

„Mein Vater!"

„Tri la tom, tom, tom," sang Jacques fort.

„Vater!" rief Morely, ihn mit beiden Armen umschlingend, „ach, Vater, hören Sie mich!"

Digitized by Google

„Halt, Front," kommandirte Jacques. Wandte sich dann aus den Armen Morely's.

„Der Kaiser kommt," versetzte er. „Herr Marschall, der Kaiser liebt es nicht, wenn man sich wie Mädchen umarmt ... Ich hatte auch eins ... Ja ... eine Josephine und einen Sohn, der für den Kaiser fiel ..... ehrenvoll den Tod eines Franzosen, das Kind eines Kriegers ... Hier sehen Sie ... Hier steht er als Tambour ... Karl," wandte er sich, „Dein Kaiser ... rühre die Trommel, damit die Feinde verstummen."

„Auf, Söhne des Vaterlands, greift zu den Waffen!" brüllte wieder der Sergeant, und schlug abermals auf das Fell, daß Morely Hören und Sehen verging. — Nach einer Weile, während welcher alles Zureden vergebens gewesen, kehrte er zu Josephinen mit dem Vorsatze zurück, sie aus der Wohnung zu entfernen. Als er sah, daß sie von dem mächtigen Lärm aus ihrer Ohnmacht erweckt, die Augen aufschlug, beeilte er sich, sie zu unterstützen. — Der Invalide hielt mit seinem Getöse vermuthlich in dem Wahne inne, der Kaiser werde Heerschau halten; denn er legte die Trommel ab, nahm Posto an der Spitze seiner Soldaten und verharrte in der Stellung, die man „Ruhe" in einer Linie nennt. — Morely wie Josephine benutzten diesen günstigen Augenblick, um so mehr, da Jacques unverwandten Blickes zu ihnen hinsah.

(Schluß folgt.)

Die von Mergenbaum'sche Gallerie von Oelgemälden auf dem Hofgute Nilkheim bei Aschaffenburg.

Wenn man gegenwärtig, wo nicht nur die Natur in ihrer reichsten Fülle prangt, sondern auch ein stets heiterer und tiefblauer Himmel lacht, in allen Blättern mehr oder minder von Reisen und ländlichen Festen lies't, so ist dies ganz in der Ordnung, denn man muß jeder Jahreszeit wie jedem Lebensalter sein Recht angedeihen lassen. Auch ich wollte die schönen Tage benutzen und durchwanderte das romantische Waldgebirg, den Spessart, seine üppig grünenden Thäler und schattigen Gehege, erstieg seine Höhen und folgte dem einsamen Laufe seiner rauschenden Bäche. Eine Beschreibung dieser anziehenden Wanderung will ich einer geübteren Feder überlassen und hier nur bei einem Gegenstande verweilen, der gerade jetzt von besonderem Interesse seyn dürfte. Bei meiner Rückkehr aus dem Spessart und während eines mehrtägigen Aufenthalts in Aschaffenburg, welches ich nebst seinen Umgebungen näher kennen zu lernen wünschte, wurde ich durch einen Freund auf die ausgezeichnete Kunstsammlung des unlängst verstorbenen königl. bayr. Kammerherrn Freiherrn Carl von Mergenbaum aufmerksam gemacht. Diese Sammlung befindet sich auf dem drei Viertelstunden von Aschaffenburg gelegenen Nilkheimer Hof. Hier wird bei einem sehr schönen Viehstand eine rationelle Landwirthschaft betrieben. Die landwirthschaftlich-technischen Nebengewerbe — Brauerei, Branntweinbrennerei und Essigsiederei, letztere besonders — sind erwähnungs- und die Einrichtungen sehenswerth, namentlich die zur Essigsiedung und Destillation mit einem Dampfapparate sehr zweckmäßigen Vorrichtungen. Während sich die Intelligenz des kenntnißreichen Besitzers, des wie gesagt verstorbenen Freiherrn von Mergenbaum, welchem dies Hofgut in Erbpacht gegeben worden, von seinem erfahrenen Verwalter Stock unterstützt, im Betriebe dieses großen Landgutes ausprägte, unterließ er nicht, mit dem Nützlichen das Schöne zu verbinden. Der Garten ist eben so schön angelegt als trefflich gehalten und wird jeden Naturfreund gewiß ansprechen. Der Kunstfreund dagegen findet in den höchst eleganten Sälen des Wohnhauses Befriedigung in Meisterwerken des Pinsels aus allen Schulen, welche hier in geschmackvoller Anordnung aufgestellt sind. Ihrer Betrachtung widmete ich in Gesellschaft meines Begleiters um so mehr Theilnahme, als ich ein Liebhaber von Werken der bildenden Kunst bin und dem Umgang mit ihnen Genüsse verdanke, die zu den angenehmsten meines Lebens gehören. Der Uebergang von der Betrachtung der Natur zu den Werken der Kunst ist kein schroffer, denn beide stehen in inniger Verbindung und ergänzen einander. Jene muß dieser zur Grundlage dienen und diese vergeistigt jene. Der Naturfreund gewinnt einen klaren Blick in das Wesen und die Gebilde der Kunst, und dem Kunstfreunde haben die Anschauungen der Natur ein doppeltes Interesse. Es würde zu weit führen, wenn ich hier in die Einzelnheiten dieser aus 493 Oelgemälden bestehenden Gallerie, sowie der nicht unbedeutenden Anzahl alter Glasmalereien eingehen wollte. Die von Mergenbaum'sche Sammlung wird in allen Hand- und Hülfsbüchern für Mainreisende rühmlichst erwähnt, vielfältig besucht und umfaßt höchst werthvolle und auch viele ganz ausgezeichnete und seltene Kunstwerke. Diese gehören zu allen Schulen und Gattungen, sowohl zur historischen als zur landschaftlichen, sowohl zur älteren als zur neueren Periode der Malerei. Eine herrliche Landschaft von Wynants ist eine Zierde der Gallerie. Sie ist geistvoll, in der diesem vortrefflichen Künstler eigenen Weise behandelt, voll Wärme und Poesie. Von einer mit hohen Bäumen bepflanzten Anhöhe aus gesehen, öffnet sich dem Blicke eine von sanften Gebirgen begränzte Ebene, von Hügeln, Fruchtbäumen und dazwischen liegenden Dörfern durchzogen. Die Abendsonne wirft Streiflichter zwischen den auf der Anhöhe stehenden Bäumen durch. Ein seichtes, sumpfartiges Wasser am Fuße eines entlaubten, herrlichen Baumstammes mit Gebüsch, Schling- und Wasserpflanzen umwachsen, bildet den Vorgrund. In dem Wasser stehende Mädchen machen die Staffage. Ferner bewunderte ich ein Bild von Philipp Wouwermann, Geistreich aufgefaßt und von der klarsten und durchsichtigsten Färbung, nirgends nachgedunkelt und aus der Blüthezeit seines berühmten Meisters stammend. Es zeigt eine Landstraße längs eines Kanales, und die darauf erscheinenden Personen sind mit überraschender Naturwahrheit gehalten, besonders der hinter einem Schimmel stehende Knabe. Ein drittes Bild, dessen Schöpfer, wie man mir sagte, mit Bestimmtheit nicht anzugeben ist, gehört jedenfalls der niederländischen Schule an und ist den Leistungen der berühmtesten Genremaler an die Seite zu stellen. Seine Beschauung fesselte mich lange, und es war mir, als sey ich in das Innere dieses Bauernhofes getreten. Eine Frau steht in der Nähe eines Ziehbrunnens, mit Waschen beschäftigt vor einer Bütte; um sie herum liegen Melonen, Kohlköpfe u. s. w. Zwei Kinder kommen mit einer Ziege zur Hofthüre herein, während ein Mann im Begriff ist, mit den Kühen auf die Weide zu ziehen. Küchen- und Garten-Geräthschaften, herumlaufende Hühner und ein Taubenschlag und im Hintergrund eine Kirche sind meisterhaft, und das Ganze macht einen wahrhaft poetischen Eindruck. Doch ich darf die Gränzen einer flüchtigen Andeutung nicht überschreiten, und anstatt daher eine weitere Aehrenlese zu halten, will ich nur noch die Namen eines Rubens, Tenier, Solemacker, Jakob Ruysdael, A. van Dyk, Gerh. Seegers, Cranach, Morgenstern, Roos, de Witt, Ostade u. A. nennen. Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß ich die meisten Gemälde dieser reichen Sammlung mit größter Sorgfalt gehalten fand und daß dies nur einem Liebhaber, wie der Verstorbene es war, der hier weder Mühen noch Kosten scheute, gelingen konnte. Was die im sogenannten gothischen Sälchen befindlichen Glasmalereien anbelangt, so enthalten diese nicht nur viel Ausgezeichnetes, sondern sie sind auch meisterhaft gefaßt; dagegen aber muß man bedauern, daß sie mehr nach Größe und Form als nach System und Alter der einzelnen Stücke geordnet und und zusammengesetzt sind.

Diese reichhaltige Gallerie von werthvollen Oelgemälden und Glasmalereien soll nun demnächst, und zwar vom 13. Juli an und die folgenden Tage, versteigert werden und sind die gedruckten Kataloge bereits aller Orten verbreitet und auf Verlangen gratis zu

Digitized by Google

erhalten. Es scheint mir sehr zweckmäßig, daß diese Versteigerung auf dem schönen Hofgute Nilkheim abgehalten wird, weil nicht leicht anderwärts ein bessres und bequemeres Lokal mit fünf großen Sälen gefunden werden dürfte, in welchem alle Bilder im gehörigen Lichte besehen werden können, und weil zugleich mit dieser Kunstbeschauung ein für Jeden gewiß anziehender Reise-Ausflug in die Maingegenden und nach dem schönen Frankenland verbunden werden kann. Ich habe übrigens bei Abfassung der gegenwärtigen Zeilen keine andere Absicht gehabt, als die, das Stattfinden der bevorstehenden Versteigerung noch bekannter zu machen. Was den Werth der Gemälde betrifft, so bin ich weit davon entfernt, solchen anpreisen oder dem freien Urtheil der Sachverständigen vorgreifen zu wollen. Auch weiß ich wohl, daß Kunstkenner und Diejenigen, welche Gemälde ankaufen, sich weder durch ein lobendes noch durch ein tadelndes Zeitungsreferat bestechen lassen. Als ich die Beschauung der von Mergenbaum'schen Kunstsammlung beendigt hatte und mit meinen Freunde nach Aschaffenburg zurückkehrte, sprach mir dieser sein lebhaftes Bedauern aus, die hiesige Gegend bald eines Museums beraubt zu sehen, welches den einheimischen Freunden des Schönen so manchen erheiternden und bildenden Genuß bereitet und seit einer Reihe von Jahren so manchen kunstsinnigen Touristen hierhergeführt hat. So ist Alles dem Wechsel der Zeit unterworfen, welche heute zerstreut und nach allen Weltgegenden verweht, was gestern der Fleiß und die liebevolle Sorgfalt eines Sterblichen gesammelt und geordnet hat. Aber die edeln Erzeugnisse der Kunst werden, wenn auch hinfort zerstreut und andern Orten überwiesen, fortfahren, den Verehrern des Schönen Vergnügen zu bereiten und Geist und Gemüth für Das warm und empfänglich zu erhalten, was den Wechsel und die Stürme der Zeit überdauert, für das Gute und Schöne und für die Ideale der Kunst und der Poesie, dieser edelsten Blüthen und freundlichsten Verschönerinnen des Erdens. L.... B....

Mannichfaltigkeiten.

Neben manchem Betrübenden und Niederschlagenden, das die Zeit bringt, gedeiht doch auch manches Erfreuliche, zu schönen Hoffnungen Berechtigende. Der Haupthebel eines neuen Völkerlebens, geistige Bildung, bricht sich mehr und mehr in allen Ständen und unter allen Verhältnissen Bahn und dürfte die Ueberreste des alten Regime, den handwerksmäßigen Schlendrian, das Philisterthum bald überwunden haben. Wir erinnern nur an die Vereine der Handwerksgesellen in mehreren größeren deutschen Städten, die während der kurzen Zeit ihres Bestehens schon manche schöne Frucht getragen haben. In gleichem Sinne hat sich jetzt in Leipzig ein Verein von Buchdruckergehülfen gebildet, der unter der Aegide „Gutenbergs" die geistige Fortbildung seiner Mitglieder, und nicht allein in Handwerkssachen, bezweckt. Einsender hatte Gelegenheit, einer Sitzung dieses „Gutenberg" beizuwohnen und erfreute sich wahrhaft an dem frischen, geistesregen Leben, das er sich unter den jungen Leuten entfalten sah und an manchem gesunden und freien Blick in Gegenstände und Verhältnisse, selbst die den Sprechenden ferner liegen mußten. Dem Vernehmen nach findet der Verein diejenige Unterstützung, die ihm für seinen guten Zweck nur zu wünschen ist, indem sich selbst mehrere Universitätsprofessoren zu Vorträgen erboten haben.]

Man klagt an vielen Orten über Wassermangel, bei Dresden ist das Elbwasser so gering, daß die Dampfschiffe theilweise ihre Fahrten aussetzen müssen.

(Gräuelthat.) Aus Zittau, 16. Juni, meldet die Leipziger Zeitung: Gestern Abend gegen 4½ Uhr ist hier an dem Kaufmann Bergmann auf die frechste Weise ein gräßlicher Raubmord verübt worden. Nach dem Schlusse des am Markte befindlichen Gewölbes mit seiner Frau im zweiten Stocke desselben Hauses am Tische sitzend, wird Bergmann durch das Verlangen einer fremden Mannsperson nach einer Büchse Senf, zu deren Verabreichung er anfänglich wenig Lust bezeigt, endlich doch veranlaßt, das Gewölbe noch ein Mal zu öffnen, und empfängt da, wahrscheinlich vorher zu Boden geworfen, durch einen tiefen Einschnitt in den Hals die Todeswunde. Die Gattin des Gemordeten, über dessen längeres Außenbleiben beunruhigt, eilt hinunter nach dem Eingang des Gewölbes in der Hausflur, wird aber mit der Thür wieder zurückgedrückt; dadurch geängstiget, sucht sie sogleich Hülfe, während es dem Mörder gelingt, zu entkommen. Noch ist er nicht eingebracht. Außer der Uhr des Getödteten sollen an Geld nur geringe Beträge in kleineren Münzen vermißt werden.

(Karlsruhe, 4. Juni.) Unsere Zeitung enthielt vor Kurzem einen Aufruf zur Begründung eines Vereins um Bezweckung religiöser Duldsamkeit, und schlägt als Mittel vor, die Predigten drucken und verbreiten zu lassen; von denen, welche im Geiste der Duldsamkeit reden! Ein besseres Mittel wäre unseres Erachtens Ueberwachung der Predigten durch die Kirchenvorstände und Bestrafung der Geistlichen, welche gegen die Satzung der Religion Unduldsamkeit reden und lehren. So lange es aber hier, wie es wenigstens vor einiger Zeit noch in einer hiesigen Kirche geschah, unter den Augen und Ohren der Regierung selber Priester giebt, welche ihre Kirche auf Rechnung Anderer allein selig preisen, erwarten wir von dem Lesen der Predigten wenig Abhülfe. (Mannh. Journ.)

(Hanau, 21. Juni.) Der Empfang mit Musik, welcher dem Dampfboote in Köln zu Theil wurde, welches die Sänger des Obermains, Würzburg, Aschaffenburg, Hanau, Offenbach, Frankfurt ꝛc. brachte, war keineswegs von dem Comité ausgegangen, sondern hatte lediglich seine Veranstaltung einem jungen Hanauer, Namens Hallein, zu danken, welcher in der Kölner Börse Windschiftsunternehmer ist; derselbe hatte erfahren, daß der Gesangverein Frohsinn aus seiner Vaterstadt auch zum Sängerfeste kommen würde; er hatte daher einige seiner Freunde zum Empfang seiner Landsleute eingeladen, und die Instrumentalmusik, welche gewöhnlich in seinem Hotel spielt, mitgenommen; aus diesem Grunde die nicht vorbereitete kurze Erwiderung der Anrede des Hrn. Wolf aus Frankfurt, welcher im Namen aller angekommenen Vereine gesprochen hatte. (Hanauer Ztg.)

(Bonn, 14 Juni.) Im Rheinland geht's jetzt lustig und hoch her. Tonfest in der alten Kaiserstadt Aachen, deutschvlämisches Sängerfest im glaubenseifrigen Köln, Heiligthumsfahrt — lauter Volksfeste! — Zwar die armen Leute an der Ahr, die, glaub' ich, auch zum Volk gehören, meinen, das sey nicht so. Wenn Das Volksfeste seyen, so müßten sie doch eigentlich auch Etwas davon genießen; sie wohnten ja so nahe dabei. Bei diesen Volksfesten stürben sie ja aber Hungers, und da könne man doch nicht recht lustig seyn, wie sich's für ein Volksfest paßt. (M. A.)

(Adam componirt die Eva.) Der Musikdirektor Adam erhielt vor kurzem einen Operntext, betitelt „Eva". Adam hat ihn zur Composition angenommen.

Korrespondenz.

Aus dem Osten Preußens, im Juni.

So eben komme ich aus dem ferngelegenen Königsberg und kann Ihnen versichern, daß die äußere Physiognomie dieser siebenhügligen

Digitized by Google

Nordens-Stadt, die zu durchmessen man Siebenmeilenstiefeln braucht, in kurzer Zeit sich total verändern wird. Die Kultur unserer modernen Neuzeit, die ja alle Welt beleckt, hat sich nun bereits auch hieher erstreckt. Der Bangeist zunächst ist's, der diese Metamorphosen hervorzaubert, durch Eisenbahnen, Dampfschiffe, Festungswerke, Kirchen- und Universitäts-Bauten, wie durch Aufführung neuer eleganter Privatgebäude, an denen Königsberg bisher arm war. Früher drängte sich alles Leben im Centrum der Stadt, in dem Kneiphofe und der Altstadt, zusammen. Kam man in Gegenden, die näher nach den Thoren liegen, da war es (mit Ausnahme des Steindammer Thores) unheimlich einsam, etwa so wie in Darmstadt oder Karlsruhe; es sah aus, als ob die Einwohnerschaft hier ausgestorben wäre. Jetzt wird's ganz anders. Die Eisenbahnen, die an den äußersten Enden der weiten Stadt, am Brandenburger und Sackheimer Thore, angelegt werden, so wie die Festungswerke rund um der Stadt, die Kasernen und Magazine in den entlegeneren Stadttheilen ziehen die Menschenmasse nun mehr durch alle Straßen hin, so daß sich überall Leben und Bewegung zeigen wird. Selbst die Laden, die sonst sich auf den Mittelpunkt der Stadt beschränkten, fangen an, sich auch in die entfernteren Gegenden hineinzuwagen. Auch das Straßenpflaster, das nicht leicht schlechter seyn konnte, als in Königsberg, verbessert sich wesentlich. In den Hauptstraßen wird eine gewölbte Pflasterung eingeführt, die viel zur Reinlichkeit beiträgt, und nebenbei gibt's Trottoirs aus schönen Quadersteinen, ein wahrer Schmuck der Straßen. Wahrhaft reizend sind die Umgebungen des malerisch gelegenen Schloßteiches mit seinen Lustgondeln, wie die der sogenannten Hufen, des besuchtesten Spazierganges der Königsberger: eine lange Reihe der geschmackvollsten Landhäuser und freundlichsten Gärten schließt die Kunststraße von beiden Seiten ein. Auch hat der von dem berühmten v. Hippel angelegte Philosophengang (neben der Festung Friedrichsburg) sich bedeutend verschönert und zieht trotz seiner Abgelegenheit zu jeder Tageszeit eine Menge von Lustwandlern an sich. Und eine neue Hauptzierde der Stadt steht Königsberg in dem auf Königsgarten zu errichtenden Standbilde Friedrich Wilhelm III. bevor. Ob aber dasselbe ein in der That wahrhaft großes Kunstwerk werden wird, würdig, den großen Namen des Verewigten, wie den des Künstlers auf die Nachwelt zu übertragen? — Ich zweifle. Es liegt in unserer Zeit, daß nicht leicht etwas Großes geschaffen wird, weil die Kräfte sich zersplittern und dem Künstler durch ökonomische Rücksichten die Hände gebunden werden. Jede Stadt will, bei der modernen Denkmalwuth, ihre Bildsäule haben, und demnach wird man denn auch nicht nur in Königsberg, sondern auch in Berlin, Stettin, Breslau und Gott weiß, wo noch, Monumente für den verewigten König errichten. Wenn all diese Städte zusammengetreten wären, um an irgend einem Orte der Monarchie oder geradezu in Königsberg, das in vielfacher Hinsicht dies Standbild verdient, diesen Denkmalsglanz auszuführen, so könnte viel mehr geleistet worden. Statt dessen setzt sich jede Stadt ihr Miniaturdenkmal, das überdies oft wirklich ziemlich unbekannten Größen gilt. Geht das so fort, so wird Deutschland mit der Zeit einem großen Kirchhofe gleichen, der voll von Denkmälern und Standbildern ist, die größtentheils wieder in sich verfallen, weil glücklicherweise das Kleinliche den Keim der schnellen Vernichtung in sich trägt, während große Namen und große Thaten fortleben, auch ohne Denkmal. Die Denkmalwuth der Städte ist eine unvernünftige Eitelkeit, die scheinbar den verstorbenen großen Männern, eigentlich aber sich selbst zuwendet, was den Lebenden nützen sollte. Den verstorbenen Gelehrten und Künstlern setzen sie Denkmale, und die lebenden lassen sie oft genug darben und unbeachtet sterben. Man sollte glauben, der Todte sey ihnen lieber, als der Lebende. Ludwig Walesrode sagt mit Recht bei ähnlichem Anlaß: „Wir verbrauchen so viel Land für Ehrendenkmale; der Kartoffelacker wird theuer werden in Deutschland."

(Schluß folgt.)

Köln, 17. Juni.

L. Rahles, welcher durch eine vernünftige Kritik musikalischer Aufführungen, die in hiesigen Blättern so nothwendig, als selten waren, sich bereits große Verdienste erworben, hat dieselben durch seine Vorträge über die Geschichte der Oper bedeutend vermehrt. Schon im vorigen Jahre trug er hierselbst eine Geschichte der Musik im Allgemeinen vor, knüpfte in diesem Frühjahre an diese Geschichte die Geschichte des meist ausgebildeten Zweiges, des Singspieles, an, wofür ihm das singspieldurstige Publikum nicht genug Dank sagen kann. Nach der Ansicht manches Musikers ist die neue Oper in Italien entstanden, aus Italien zu uns herübergewandert und hierseits der Alpen heimisch geworden; Rahles beweist aber aus guten Quellen, daß der blühende Kunstzweig schon früher gepflegt wurde und seine erste Pflege, wie alle neuere (germanische) Tonkunst, am Rheine und im Niederlande erhielt. Das deutsche Volkslied drängte sich allmälig in die bühnliche Aufführung und wuchs zum Liederspiele heran. Das Liederspiel war unter dem Flamländer Adam von Hall nahe daran, sich höher und höher aufzuschwingen, als die Lust am Klassischen in Italien die antikmoderne Auffassung, das Recitativ, aufbrachte, das für ein Jahrhundert die junge Opee wieder niederdrückte, bis sich in der jüngeren Zeit neben dem langweiligen Recitativ das volksthümliche Lied Bahn brach, in Mehrstimmigkeit ausbildete und zu der Pracht der neuesten Oper entfaltete. Der Vortrag des Hrn. Rahles war um so belehrender, als er jede Behauptung mit Zeugnissen belegte und Gesang und Liederproben aus jedem Jahrhundert mittheilte, welche von vorzüglichen Kräften, meistens von Konzertsänger Koch, mit Auszeichnung gesungen wurden.

Aus dem Elsaß, 18. Juni.

Die deutsche Operngesellschaft hat gestern Straßburg verlassen. Sie hatte sich unter der tüchtigen Leitung ihres Direktors, Hrn. Löwe, die Achtung und Zufriedenheit des Publikums und der Behörden erworben. Sie zog ehrenvoll ab und läßt in dieser Beziehung keine unangenehme Erinnerung zurück, wie das bei dem verunglückten Unternehmen in Paris unter Hrn. Schumann der Fall war. Von hier hat sich die Truppe nach Gent begeben. — Gestern wurden bei den Wallbauten an dem Bahnhofe der Paris-Straßburger Eisenbahn zu Straßburg zwei Arbeiter durch einen Erdsturz verschüttet. Die Unglücklichen hinterlassen Frauen und Kinder. Es ist eine Untersuchung eingeleitet, um zu ermitteln, ob von Seite der den Bau leitenden Ingenieure auch alle üblichen Vorsichtsmaßregeln in Anwendung gebracht wurden.

Aus dem Herzogthum Nassau, 19 Juni.

Der 18. Juni, als Jahrestag der Schlacht bei Waterloo, vereinigte auch in diesem Jahre die nassauischen Invaliden dieses glorreichen Kampfes an mehreren Orten im Herzogthum, um, wie in früheren Jahren, die Feier dieses Tages in brüderlicher Eintracht zu begehen. Jeden Vaterlandsfreund mußte der ächt deutsche Sinn erfreuen, den dieser Tag auf's neue beurkundete, welcher die Theilnehmer des Festes aus verschiedenen, oft entlegenen, zu gemeinsamen Orten zusammenführte, um in trauten und heiteren Kreisen des schönen Siegstages zu gedenken, an dem auch sie für Freiheit und Vaterland das Leben muthig in die Schanzen geschlagen hatten. Ein süßes Bewußtseyn mußte auf's neue in der Brust eines jeden Theilnehmenden erwachen, auch sein Körnlein zu dem nach langen Stürmen endlich fröhlich aufgewachsenen Baume der deutschen Freiheit gegeben zu haben, welcher reiche Früchte für Gegenwart und Zukunft getragen und in dessen heiligen Schatten Deutschland den länger als dreißigjährigen segensreichen Frieden gefunden hat. Möchte die Feier dieses Tages noch oftmals wiederkehren, und von der (mit jedem Jahr enger zusammenschmelzenden) Zahl der Veteranen bis zu dem letzten übrig bleibenden Häuflein festlich begangen, und, je enger der Kreis der Theilnehmenden, um so inniger und brüderlicher von den ergrauten Wenigen gefeiert werden, und so das Beispiel der Väter die Herzen der Söhne und Enkel zu ächt deutschem Sinne entflammen, um, wenn es gilt, mit kühnem Muth das von den Vätern errungene kostbare Kleinod der Freiheit und Ehre des Vaterlandes mit Gut und Blut zu wahren! Möchte, wie das Waterloofest zunächst die schöne Bestimmung hat, die übrig bleibenden ehemaligen Genossen des Kampfes alljährlich zusammen zu führen und ihre Herzen inniger zu verbrüdern, diesen Jahrestag zugleich die schönere Weihe krönen, den Einheitssinn unter allen deutschen Brüdern neu auf's Engste und Innigste zu beleben! Möchte auch dann, wenn dieser Tag nicht mehr gefeiert werden kann, wenn diese wenigen Invaliden nicht mehr sind, der Baum der deutschen Freiheit und Einheit immer herrlicher blühen und immer segensreichere Früchte tragen!

Main-Wasserwärme: 23. Juni, Morgens, 8 Uhr: 18½ Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 23. Juni. Das Urbild des Tartüffe, Originallustspiel in 5 Abth., von C. Gutzkow. (Gastrolle) Ludwig XIV.: He. Häser.

Mittwoch, 24. Juni. (Zum Vortheil für Hrn. und Mad. Fischer): Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrollen) Donna Anna: Mad. Fischer-Achten, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig. Leporello: He. Fischer, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 173. Donnerstag, den 25. Juni 1846.

Die Veteranenfamilie.

Von J. Theodor.

(Schluß.)

Nachdem Josephine die Kräfte einigermaßen wieder zurückkehren fühlte, bereitete sie den Rest ihrer Stärke vor, um mit allen kindlichen Gefühlen in die Arme ihres Vaters zu eilen.

„Mein Vater! mein geliebter Vater! In Deinen Armen liegt Dein Kind," rief die Tochter, auf ihn zueilend, wobei sie sich an seinen Hals hing und seinen Mund mit Küssen bedeckte.

„Hohe Kaiserin!" sagte Jacques, seinen Degen niederwerfend, „ich schütze Sie . . . Diese Macht . . ." auf seine Soldaten deutend . . . „sie folgen mir unbedingt. — Ihres wie mein eigenes Leben gehört meinem Kaiser . . . Wir wollen Sie schützen und Sie vertheidigen . . . . . Soldaten!" rief er, „vertheidigt euren Kaiser, die Kaiserin und das Vaterland!"

„D'rum auf, Söhne des Vaterlands! Auf, zum Sturme, greift zu den Waffen!"

„O, Gott! Vater! theurer Vater! Dein Kind, Deine Tochter, Deine Josephine, kennst Du sie nicht mehr!" — rief oder schrie unter gepreßten Ausrufungen an dem Halse des Sergeanten die junge Frau.

„Josephine . . . Josephine . . ." sprach der Invalide, sich besinnend, während der erloschene Blick seiner Augen zu leuchten begann. — „Diesen Namen . . . Josephine . . . ich kenne ihn . . . Josephine; — hieß meine Tochter . . . Ja, ja, es ist so . . ."

Er hielt hier inne, fuhr über die Stirne, gleichsam als erwache er aus einem Traume.

„Vater, Dein Kind! Deine Dich ewig liebende Josephine küßt Dich! — Es küßt Deinen Vatermund Deine Tochter, der ihren Namen so oft mit Zärtlichkeit nannte. — Fühle, geliebter Vater, daß Deine Josephine Dich umarmt, daß sie an Deiner Brust, in Deinem väterlichen Arme, der sie in der Kindheit getragen, liegt O, Vater! brich Deiner Josephine nicht das Herz, die ja Deine Thränen, Deinen Kummer wie Deine Leiden wegküßt."

„Josephine! — Du mein Kind!" — rief der Veteran, sie umschlingend, mit einem Tone, der die Seele bebend machte.

„Dein Kind! Deine Tochter!" — weinte sie, an seinen Hals sich klammernd und ihn fast mit Küssen erstickend.

„Mein Kind! . . . Mein Engel! . . . Meine Josephine! . . ." und ein Strom von Thränen floß über den weißen Bart des Veteranen hin. — „Gott! . . . wie wird mir . . . Schließ Dich fester an meine Brust, Josepine . . . Josephinchen . . ." sprach der Veteran zum zweiten Male mit matter Stimme und sank in ihre Arme.

„Er sinkt! . . . Vater, mein Vater!"

Morely, der bisher mit feuchten Augen der Scene sprachlos zugesehen, sprang herbei, um in seinen Armen den Invaliden und seine Tochter zu umfangen.

Als der Veteran die Augen wieder aufschlug, kehrte er allmälig aus seinem Irrsinne, der ihm wie ein Traum vorkam, zurück. In den Armen seiner Tochter erkannte er seinen Schwiegersohn, und beide hingen jetzt an seiner Seite — Jedes küßte ihn und zog ihn in seine Umarmung, so oft auch der Sergeant sagen mochte, „daß er aus Freude seinen Verstand verloren, und der böse Traum zurückkehren würde." — Wie er aus den Umarmungen eilend auf die Erde blickte und dort sah, welche Rolle er bisher gespielt, neigte er sein Haupt auf die Schulter des jungen Offiziers und weinte.

„Kinder," sprach der Veteran, einige Fassung gewinnend: „Harte Prüfungen des Lebens haben mich heimgesucht. Der Tod Deiner Mutter, Josephine, hat mich tief erschüttert . . . Sie war sanft und gut, sie war ein englisches Wesen, sey auch Du nicht weniger, mein Kind; — dann sieht der Himmel mit Wohlgefallen auf Dich nieder, er segnet Deine Schritte wie Deinen Wandel. — Du weißt, mein Kind, wie groß unser Elend, unser Jammer und Kummer war, und warst Zeuge, wie sich der Himmel unserer durch den Kaiser erbarmte. — Keine Wolke trübte von da an die Seligkeit unseres Glückes, als daß mein Sohn . . . Dein Bruder, Josephinchen . . ." Der Veteran hielt inne.

„Vater!" rief Josephine.

„Für die Ehre Frankreichs fiel," schluchzte der Invalide.

„Mein Karl!" schrie entsetzt Josephine.

„Ist gefallen für seinen Kaiser . . . Mein Kind! . . . Mein armes Kind! . . . Ach, hätte ich den letzten Blick seiner Augen sehen können; . . . der arme Knabe . . ." weinte der Veteran. „Dies und das traurige Schicksal meines Kaisers . . . meines Wohlthäters, und ohne Deine tröstende Gegenwart, meine Leiden zu mildern, mögen wohl hingereicht haben . . ."

Der Invalide hielt abermals mit einem Blick auf die Zimmerverzierungen inne, verbarg dann seinen Kopf schluchzend an den Busen seiner Tochter.

Nachdem der Schmerz sich einigermaßen gelegt, erzählte Josephine das glückliche Loos ihrer Ehe, und als Morely dem Veteranen erklärte, daß er aus dem Dienste getreten sey, um nicht gegen den Kaiser zu dienen, daß sie ihr Leben gemeinschaftlich in seinem Vaterlande in Ruhe und Zurückgezogenheit, der früheren Tage gedenkend, beschließen wollten, . . . da leuchteten die Blicke des alten Veteranen, er schloß seinen jungen Freund wie Josephine in die Arme, und sie bildeten die seligste Gruppe, die je eines Glückes sich erfreuen konnten.

Digitized by Google

Die künftigen Wege zu Ausflügen längst der Main-Neckar-Eisenbahn.

Da nächster Tage diese Eisenbahn eröffnet werden wird, so mag es gut seyn, einem Orte, wie Frankfurt, einige Fingerzeige in die Bergstraße zu geben. Man hat in unserer Zeit, wo Alles drängt und treibt, selten viel Zeit auf Ausflüge zu verwenden. Ein, zwei Tage, und das Joch wird wieder angeschirrt; man muß also die Zeit, die Kürze des Wegs, die Entfernung genau bemessen. Dazu soll nachstehender Artikel dienen. — Von Frankfurt nach Zwingenberg (10 Stunden) wird man sicher in $1^3/_4$ Stunden auf der Bahn fahren. Will man nicht weiter, so kann man eine herrliche Partie machen, wenn man über das am Abhang des Malschen (Melibokus) verborgene Alsbacher Schloß des Malschen Gipfel besteigt, auf seine dreizehn um ihn herumliegende Bergkinder, zum Odenwald, Spessart, Taunus, Hunsrück, Haardt, Vogesen und Kaiserstuhl schaut. Man macht hinauf und hinab diesen Weg bequem in drei Stunden. Will man mehr, so geht man dann nach dem lieblichen Fürstensitz Jugenheim, einem Juwel der Bergstraße in jeder Hinsicht. Hin und zurück von Alsbach $2^1/_2$ Stunden. Will man weiter, so geht man nach dem $^1/_2$ Stunde von Jugenheim entfernten Seeheim, dem schönen Landessitze des Landesfürsten. Von da sind $1^1/_2$ Stunden nach der Frankensteiner Burgruine, wo man sich erquicken kann, von da $1^1/_2$ Stunde an den Eberstädter Bahnhof, der in einer Stunde die Gäste nach Frankfurt zurückgeleitet. Kein Fürstenhaus hat einen schönern, großartigeren, Jedem zugänglichen Park als das hessische von Auerbach bis Darmstadt, das wird Jeder erkennen, der diese Reise macht.

Fährt man bis Auerbach, $^1/_2$ Stunde von Zwingenberg, so sind von da folgende kleine Ausflüge möglich: Man besteigt, durch die Wälder schreitend, die Auerbacher Burg (bequem in 2 Stunden), eilt durch das Hofstetter Wiesenthal und betrachtet das Fürstenlager, den Altenberg ($1^1/_2$ Stunde), und kann denn, vorzüglich wenn man diesen Weg verkehrt macht, entweder durch einen sehr angenehmen Weg zum Alsbacher Schloß (von Schloß Auerbach $^3/_4$ Stunde) oder über den Malschen ($^1/_2$ Stunde bis zum Gipfel, $^1/_2$ herab) nach Alsbach und Zwingenberg gehen.

Durch das Fürstenlager führt auch der schönste und nächste und bequemste Weg zum Felsberg (Riesensäule und Felsenmeer). Von Auerbach kann man bequem in $1^1/_2$ Stunde dahin gehen. Man geht dann über Reichenbach, vom Gipfel in 25 Minuten erreichbar, Forellen, guten Wein und bayerisches Bier genießend, binnen $1^1/_2$ Stunde nach Bensheim zurück. Bensheim liegt 20 Minuten von Auerbach. Von ihm gibt es folgende Ausflüge: Auf den nahen Kirchberg, worauf die Gemeinde und Einwohner jetzt ein Tempelchen bauen. Dieser Hügel, am weitesten in der Ebene vorliegend, theilt die Bergstraße in zwei ungleiche Halbkreise, von ihm bis Zwingenberg und bis Schriesheim. Sehr malerisch sind alle Aussichten von diesem Berge, da er weniger hoch ist. Man kann den Weg hin und zurück in $^3/_4$ Stunden zurücklegen. Der zweite Ausflug ist nach dem $^1/_2$ Stunde entfernten Orte Schönberg mit gräflich Erbachischem Schlosse und Garten. Am Weg schöne Gartenhäuschen, der Falkenhof mit Anlagen mit sehr malerischen Aussichten. Das Thal selbst ist wild-romantisch. Will Jemand von hier zurück nach Auerbach, so ist ihm der Weg durch die gräfl. Ovenischen Anlagen zu rathen, der sehr schöne Fernsichten bietet. Eine weitere Tour bietet der Hügel auf dem Fahrwege von Schönberg nach Gronau, der unbewaldet ist und vielleicht die schönste Aussicht an der Bergstraße besitzt. Einige heißen ihn den Krakenberg, welcher Name den Alterthumsforschern schon viele Sorgen gemacht hat. Er ist 20 Minuten von Schönberg entfernt. Eine sehr schöne Tour ist das 2 Stunden von Bensheim entfernte Knoden mit seinen jungfräulichen Wäldern. Die Perle der Reise der Bergstraße ist der Weg von Bensheim nach dem $3^1/_2$ Stunden von ihm entfernten Lindenfels. Niemand versäume diesen Weg. Will man $1^1/_2$ Stunden weiter gehen, so kann man in Reichelsheim die Gelterburg Rodenstein im tiefen nördlichen Schatten aufsuchen. $2^1/_2$ Stunden von Lindenfels, tief im Walde über Weschnitz, Hammelbach, Grasellenbach, liegt auf dem Speßhardterkopf der Siegfriedsbrunnen. Forstökonomie hat diesen Nibelungenhorst modernisirt, und statt Hagens Schwertgriff haben die Bauern treuherzig dem „Ritter Siegfried" ein Kreuz gesetzt. Das Zeller Thal bis Gronau und über Schönberg zurück ist ein anderer romantischer Weg, der in 2 Stunden zurückzulegen ist. Das eine Stunde entfernte Heppenheim ist schon durch sein treffliches Gasthaus „zum halben Mond", durch die Starkenburg (hin und zurück in $1^1/_4$ Stunde), mit herrlichen Aussichten, das Hembacher Thal, das sehr romantische Kirschhäuser Thal, durch welches man in $3^1/_2$ Stunden nach Fürth, in $4^1/_4$ bis Lindenfels, in $8^1/_2$ bis Erbach gelangen kann, ausgezeichnet. Ein anderes Thal ist ebenfalls hübsch und überall sind sehr schöne Buchenwälder. Es kann daher eine Gesellschaft in einem Tage die Tour bis zum Rodenstein und über Fürth nach Heppenheim zurücklegen, so daß sie von Bensheim das Reichenbacher Thal verfolgend, Lindenfels, Reichelsheim, Fürth und Heppenheim auf der schönsten Kunststraße sich besehen kann.

Wir haben überall die Stunden für Fußgänger gerechnet; Fahrende legen jede Stunde dort, wo Chausseen sind, ganz bequem in 22—24 Minuten zurück. Außer den genannten Punkten gibt es einzelne Orte, die noch recht hübsche Reisebildchen bieten, welche wir auf spätere Zeit versparen, hoffend, ein badischer Bergsträßer möge auch die obere Bergstraße auf diese Art beschreiben.

Hoffmann von Fallersleben

Wie die „A. Allgemeine" und viele andere Blätter bereits gethan, gab auch die „Didaskalia" in Nro. 164 aus der Trierer Zeitung „das Urtheil" eines liberalen Hamburger Korrespondenten über Hoffmann von Fallersleben wieder, und die Blätter der guten Presse werden nun gewiß nicht versäumen, ihren Lesern der Reihe nach die gleiche Labung zu gewähren. — Es mag dahin gestellt bleiben, ob H. durch die besondere Art seines Auftretens vielleicht wirklich hier und da gegründete Veranlassung zu einem Theil solcher Ausstellungen gegeben hat; dennoch muß man „das Urtheil" seines Kritikers eben so ungerecht, als lieblos nennen. Es stammt auch wohl von einem jener Sektirer in der Freiheit, welche nur sich, die sie allein wahre Götter sind, anerkennen und alle Andersgesinnten je nach Laune oft mit widerlicher Schonungslosigkeit herunterreißen. — Der Korrespondent wirft Hoffmann den Gebrauch vor, den er von den Geldgeschenken mache, die ihm von allen Seiten zuflössen und den Armen, Unglücklichen entzogen würden (wie zart!); es kann aber auf's bestimmteste versichert werden, daß H. von diesen Unterstützungen, die als Nothpfennig bei Hrn. v. Ibstein aufbewahrt sind, noch keinen Kreuzer in Anspruch genommen hat, sondern sich bis jetzt mit dem Buchhändler-Honorar äußerst ökonomisch behalf. Er braucht nämlich sehr wenig für seine Person, da er gewohnt ist, höchst einfach und mäßig zu leben; will man jedoch mit ihm zusammen seyn und Champagner auftischen, so wird ihm wohl Niemand verargen, wenn er als munterer Gesellschafter sich auch den Wein gut schmecken läßt. — Der andere Hauptvorwurf gilt seiner angeblichen Unthätigkeit, da es ihm bei'm Genusse einer unverwüstlichen Gesundheit nicht schwer fallen könne, angemessene Beschäftigung zu finden. Dergleichen schreibt sich aber leichter in den Tag hinein, als es für den Betreffenden auszuführen ist. Wird man ihn etwa in einem der 36 deutschen Bundes-Länder als Professor oder Bibliothekar anstellen? Oder soll er auf's Gradewohl in

Digitized by Google

die Schweiz gehen und sein Vaterland verlassen, an dem er mit Leib und Seele hängt? Er beschäftigt sich gegenwärtig in Holldorf bei Beuel in Meklenburg, wo er ansässig und Bürger ist, außer mit einem größern literarischen Werk mit seiner zahlreichen Sammlung altdeutscher Manuscripte. Vielleicht aber weiß dieser Hamburger Korrespondent eine Hauslehrerstelle für den weiland Professor in Breslau, der nun bald 50 Jahr alt, allerdings groß und stark, jedoch nicht ohne hypochondrische Leiden ist: in Folge seines anhaltenten Fleißes und der mannichfaltigen Widerwärtigkeiten seines Lebens. Er steht jetzt fast ganz allein in der Welt, die liebsten Angehörigen starben ihm früh; bis zur letzten Zeit hat er indeß, trotz seiner beschränkten Mittel, Opfer für Verwandte gebracht und z. B. noch einen Theil der verhältnißmäßig unbedeutenden Summe, die Hoffmann und Kampe für die „unpolitischen Lieder" zahlten (indem sie selbst ein Kapital damit verdienten) auf Unterstützungen seiner Familie verwendet.

Hoffmann's vorzüglichste Eigenschaften wird man erst bei näherer Bekanntschaft gewahr, während seine Fehler und Schwächen leicht Jedem in die Augen springen; dessen unerachtet finden sich aber — und wohl nicht allein am Rhein — noch Leute genug, die, von Talent und Schriftstellerverdienst abgesehen, in ihm fortwährend einen Mann zu ehren wissen, der seiner politischen Ueberzeugung zu lieb auf Vortheil und Ruhm im Alter Verzicht that; und solche Charaktere gehören zu den Seltenheiten und verdienen außer unserer Hochachtung auch mehr Rücksicht, als der liberale Hamburger Korrespondent der „Trierer Zeitung" bewiesen.

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 18. Juni.) Seit zwei Tagen ist auch das erste Bändchen des neuen Romans von Eugen Sue: „Martin, der Findling, oder Memoiren eines Kammerdieners", in deutscher Uebersetzung hier ausgegeben worden. Diese im Kollmann'schen Verlage erschienene Ausgabe nennt sich, wie jene des „Ewigen Juden", abermals „deutsche Originalausgabe unter Mitwirkung von Wesche von Eugen Sue" und kann allerdings in so fern auf diese Bezeichnung Anspruch machen, als sie diesmal um mindestens 14 Tage früher erscheint, als der erste Buchstabe des neuen Werkes in französischer Sprache zu Paris gedruckt wird. Wahrscheinlich erfolgt auch die Ausgabe des zweiten Bändchens, die wohl zusammen den vollständigen ersten Band bilden werden, noch vor dem 25. Juni, an welchem Tage der „Constitutionnel" das erste Capitel in französischer Sprache dem Pariser Publikum bringen wird, so daß also diesmal Deutschland in der That einen ganzen halben Monat früher als Frankreich im Besitz des Sue'schen Romans wäre. Den verschiedenen Concurrenten wird die erwähnte Buchhandlung auf solche Weise den Debit ihrer später erscheinenden Uebersetzungen wohl bedeutend erschweren. — Von deutschen Originalromanen ist seit Ostern nichts der Rede Werthes hier am Orte erschienen. „Der Regulator" von Gerstäcker, der amerikanisches Leben im Westen der Vereinigten Staaten schildert, dürfte von den neuesten der bemerkenswertheste seyn.

(Potsdam, 16. Juli.) Gestern Abend, vom herrlichsten Wetter begünstigt, hatten wir hier das eben so prächtige Schauspiel eines venetianischen Gondel-Corso zu Wasser. Der Schauplatz konnte nicht glücklicher gewählt seyn. Etwa hundert Gondeln, Ruder- und Segelböte mit geschmückten Wimpeln und Flaggen und costümirten Matrosen besetzt, in welchen Damen und Herren vom Hofe, vom Adel und aus dem Bürgerstande fuhren, hielten von 7 bis 9 Uhr ihre Rundfahrt in den weißen wunderschönen Havelbassins, dem Babertsberge gegenüber, so wie auch zwischen dem Park Sr. königl. Hoh. des Prinzen Carl, dem K. Neuen Garten und Sacrow. Der Mittelpunkt der Bewegungen war die schöne Glienicker Brücke, die wie alle Uferstellen dicht gedrängt stand von Menschen. JJ. MM. der König und die Königin befanden sich auf der königl. Fregatte. Die anwesenden k. Prinzen sah man auf den zierlichen Segel- und Ruderböten, die man zahlreich vor beiden Parks liegen sah. Drei Garde-Musikchöre belebten noch die Scene und Blumenwerfen hin und her gab derselben die anmuthigste Heiterkeit. Da sich das Festspiel noch drei Mal wiederholen wird und kein Stand davon ausgeschlossen ist, so läßt sich nicht zweifeln, daß der nächste Corso noch weit großartiger und noch reicher geschmückt ausfallen wird.

Die Wiener Sonntagsblätter von Frankl bringen jetzt ihre Nachrichten aus Deutschland unter der Ueberschrift: Aus deutscher Ferne. Die Noth macht erfinderisch. Die meisten österreichischen Blätter schreiben: Draußen in Deutschland, draußen im Ausland, als wenn Oesterreich nicht deutsch wäre. Und doch gibt es tausend Fälle, wo es allerdings falsch wäre, wenn man in Oesterreich sagen würde: bei uns in Deutschland. Die Sonntagsblätter fühlen, welch' ein trennender Schritt in dem Ausdrucke „draußen" liegt und suchen ihn soweit als möglich zu umgehen.

(Dresden, 12. Juni.) Gestern wurde der diesjährige Wollmarkt beendigt. Von den anher gebrachten 20,791 Stein Wolle sind 19,492 Stein verkauft worden. Die Preise stellten sich um 2 bis 5 Thlr. pr. Stein niedriger als im vorigen Jahr, dergestalt, daß die feineren Qualitäten mehr als die geringern verloren. Im Allgemeinen wurde für hochfeine Wolle 18 bis 20 Thlr., für feine 15 bis 17 Thlr., für mittelfeine 12 bis 14 Thlr., für ordinäre 9 bis 11 Thlr. pr. Stein bezahlt. Den höchsten Preis erhielt eine hochfeine Post von vorzüglicher Güte mit 22½ Thlr. pr. Stein.

Fräul. Jenny Lind wird nächstens wieder in Berlin erwartet und zwar wird sie von hier in Gesellschaft des Bildhauers Prof. Wichmann und seiner Frau eine Reise nach der Schweiz und Italien antreten.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 21. Juni.

Hr. Chrudimsky, vom Frankfurter Stadttheater, begann gestern sein Opern-Gastspiel auf hiesiger Bühne als Alamir in „Belisar" von Donizetti. Die vorzüglichen Leistungen dieses trefflichen dramatischen Sängers sind zu allgemein bekannt, um weiteren Lobes zu bedürfen. Seine gestrige Leistung in Gesang und Spiel war eine ganz ausgezeichnete. Daher stürmischer Beifall und Hervorruf. Hr. C. ist dem Vernehmen nach auf einen Cyclus von zehn Gastrollen für die hiesige Bühne gewonnen, was mit Rücksicht auf die gegenwärtig sehr zahlreich eintreffenden Fremden für die Theaterkasse nur Vortheil bringend seyn kann. Dem Gaste würdig zur Seite stand Hr. Meinhardt (Belisar), ein reich begabter Sänger, früher dem Würzburger, seit kurzem dem hiesigen Theater angehörend; seine bisherigen Leistungen zeugen sämmtlich das Gepräge der Gediegenheit. Ausgezeichnetes leisteten ferner: Fräul. Rummel (Irene) und Mad. Schmidtgen (Antonina); Letztere darf diese Partie ihren vorzüglichsten Leistungen beizählen. Den drei Genannten zollte das Publikum seinen Dank durch wiederholten Beifall und Hervorruf. Was Ensemble und die Durchführung der secundären Rollen der Oper anlangt, so kann nicht gesagt werden, daß die gestrige Aufführung irgend einem Vorzug vor früheren verdient, ungeachtet der öfteren Wiederholung dieser, wie anderer Opern, welche das seit Jahresfrist von Novitäten entblößte Opernrepertoire bietet. Für das Entrée zahlende einheimische Publikum ist dieser Stand der Dinge nicht besonders angenehm und die geringen Einnahmen der Theaterkasse müssen davon Zeugniß geben.

Aus dem Osten Preußens, im Juni.
(Schluß.)

Noch ein anderer Geist hat Königsberg bekanntlich in neuerer Zeit zu seiner Residenz erwählt. Ich meine den Geist der Politik, der sei

Digitized by Google

nen Thron hier auf das Fundament der Intelligenz gründet. Freilich hat man diesen lächerlich zu machen versucht. Man hat die Minister dieses Thrones in Don quixots Kleider gesteckt und ihre Bestrebungen mit Windmühlenkämpfen verglichen, und doch — trotz aller Annullirungs-Operationen — lebt der Geist und setzt still und ruhig seinen Weg fort. Es ist in der That viel politischer Geist in der alten Albertusstadt. Man sieht's an der Theilnahme der Massen für die Ereignisse des Tages; man sieht's an den Bestrebungen, welche diesem Geiste entgegenarbeiten. Der rege Bürgersinn der Einwohner hat längst dem sonst gewöhnlichen Zweck engherziger Selbstsucht entsagt und betheiligt sich an höheren Interessen des Gemeinlebens; er zeigt seine gesunde Kraft von neuem in der Constituirung einer zweiten städtischen Bürger-Ressource, deren Vorsteheramt von Männern verwaltet wird, denen wohl unbedingtes Vertrauen geschenkt werden kann. — Eben so verfolgt die freie evangelische Gemeinde, ungeachtet aller Anfeindungen und Verdächtigungen, mit ruhiger Consequenz die einmal betretene Bahn. Alle von dem Konsistorium gemachten Versuche zur Ausgleichung scheiterten an der Ruhe und Schärfe, mit welcher Dr. Rupp seinen Widersachern entgegentritt. Ueberdies mehrt sich der Anhang und auch andere Städte Preußens bezeigen ihre wärmste Theilnahme, so Thorn und Elbing. Uebrigens sind der neuen Gemeinde vom Kultusminister nur Freitags-Versammlungen gestattet. Auch zweifelt man daran, daß Rupp seine Bestätigung — trotz der neuen Wahl — als Prediger erhalten werde, und eben so ungewiß dürfte es seyn, ob die Gemeinde überhaupt Anerkennung vom Staate finden wird. Wozu aber derlei Beschränkungen? — „In meinem Lande kann Jeder nach eigener Weise selig werden", sagte der große Friedrich vor mehr als 100 Jahren und regierte nach diesem Grundsatze, und sein Volk erhob sich vor allen übrigen Deutschlands. Auch der unvergeßliche Joseph II. handelte nach demselben Principe. Und nun sollte kein anderer Fürst diese Ansicht theilen und jenen Grundsatz zur Beruhigung der geängsteten Gewissen freimüthig aufrecht halten wollen gegen priesterliche Anmaßung, die die Seligkeit allein an gewisse Formeln festgebannt hält? — Unmöglich! — Gerade unsere edelsten Fürsten gaben selbst den Beweis und das schöne Beispiel, daß sie nicht auf die Form, sondern auf das Wesen des Christenthums hielten und den Charakter des Menschen höher achteten, als den seiner Confession. Wenn nur der Geist des Christenthums uns bleibt! Dieser aber ist kein anderer, als der der Wahrheit und Liebe, Liebe gegen Gott und Liebe gegen die Menschen, und diese letztere predigt Rupp wahrhaftig mehr als die Kirchenzeitung eines Hengstenberg und Leo. — Die Aussage, nach welcher die Regierung unseren Auswanderungslustigen hemmend entgegentreten soll, scheint sich mehr und mehr zu bestätigen. Wahr ist's, Ostpreußen könnte mehr bebaut und besser cultivirt seyn, gleichwohl aber lasse der Staat doch nur immerhin alle jene europamüden, unruhigen Geister, die es irgend nur wünschen, hinauswandern in jene, wie man meint, glücklicheren Länder, wo die Menschen sich nicht drängen und stoßen und wo die Geburt eines Kindes für das allgemeine Beste kein Unglück, sondern ein Vortheil ist. Gibt es mehr Raum bei uns, dann gibt es auch mehr Ehrenhaftigkeit und Tugend im Lande. Noth macht zwar erfinderisch, aber auch nur zu häufig schlecht. Der Mensch will leben, und zwar von Arbeit und Brod und nicht von Worten. Sehr wahr sagt Shillany in unseres Freundes Malten Weltkunde: „Wem hat der Nothschrei verhungernder Weber in Schlesien nicht das Herz durchschnitten? Ist ihnen wesentlich geholfen worden? — Seit 30 Friedensjahren verschlingen die stehenden Heere Deutschland's Hunderte von Millionen. Wenn man sie auch nur um ein Drittel reducirte und für dieses ersparte Drittel Schiffe baute, Ländereien in Amerika ankaufte, jährlich eine Anzahl Armer, die es wünschten, hinüberbrächte, sie mit Vieh und Ackergeräth versähe, mit den Jahren einen Theil ihrer Producte als Rückzahlung der Auslagen entgegennähme; wie viel Segen könnte auf diese Weise für die Fortziehenden und Zurückbleibenden gestiftet werden! — Das Wohl der Nationen besteht doch wahrlich nicht in der größeren Masse von Steuerzahlenden und in der Möglichkeit, im Falle eines Krieges 10,000 Mann mehr auszuheben und bei der Abrechnung der Zollgefälle eine höhere Einwohnerzahl nachzuweisen! Das mag wohl von Oben herab sich schöner ausnehmen; der einzelne Bürger aber verlangt vor Allem bei einer redlichen Anwendung seiner Kräfte auch seines Fortkommens gesichert zu seyn. Nach der bisherigen Regierungsweise haben sich die Regierungen der Armen zu wenig angenommen; sie haben von dem Einzelnen die Steuern erhoben, so lange es ging; hatte er nichts mehr, mußte die Gemeinde ihn weiter unterhalten, mochte sie auch unter Armentaxen erliegen. So geht's freilich leicht, aber es wird für die Zukunft nicht gut thun. Wir sind aus den Zeiten, wo der Einwohner Nebensache war und nur insofern einen Werth hatte, als er Steuern zahlen und Soldaten stellen konnte, und wo die obersten Bestrebungen der Regierung einzig dahin zielten, durch Krieg und Frieden der Dynastie Vortheile zu gewähren." — Schließlich noch ein Wort in Betreff des köstlichen Klima's, dessen sich Ostpreußen zu erfreuen hat. Während in Palermo seit Anfang April schon die Leute sich mit einer Wärme von 20 Grad plagen mußten, während der Rheinländer und selbst der Sachse schon wochenlang in leichten Sommerkleidern herumspazierten, erfreute man hier sich noch einer Kälte, die einen gut geheizten Ofen und den gemüthlichen Pelz zum nothwendigsten Bedürfniß machte. Es jammerte Einem nur um die vorlauten Blüthen, die so keck mit erfrorenen Nasen in die schöne Winter-, — wollte sagen Frühlingsluft hinausguckten; sie sollten ihr Frühlingsvergnügen nur auch in Pelzen oder in Paletot's genießen können. — Man merkt in Ostpreußen, daß man sich in der Nähe der russischen Pelzkosaken befindet. M. R.

Bad Homburg, 23. Juni.

Man kann unsere Badesaison in drei Theile theilen, in die Vorsaison, die eigentliche hohe Saison und die Nachsaison. Jetzt stehen wir in der ersten Periode und wir müssen gestehen, daß es seit Jahren nicht so ungewöhnlich lebhaft hier war, als in dieser Saison. Und wahrlich, wer nur ein wenig die Anmuth der hiesigen Gegend kennt, so wie die Heilkraft unserer trefflichen Quelle, die oft wahre Wunder zu wirken scheint, der wird nicht darüber erstaunen, daß Homburg in jedem Jahre an Frequenz zunimmt. Unsere heutige Kurliste nennt schon 1100 Fremde, ungefähr 200 mehr als im vorigen Jahre um diese Zeit, dazu kommen noch ungefähr 20,000 Passanten und man hat einen Begriff von dem lebhaften Treiben, das hier herrscht. Unsere Reunions und Bälle sind schon zahlreich besucht, und Nachmittags drängt es sich im Garten und auf der Terrasse des Conversationshauses von Menschen aus allen Ländern und von den verschiedensten Nationen, die sich hier Rendezvous gegeben zu haben scheinen. Gestern waren alle Gasthöfe überfüllt und im Kursaale, so wie in den verschiedenen Gasthöfen die Table d'hotes ungewöhnlich stark besetzt. Auch für die nächsten Monate, wo die hohe Kur beginnt, sind zahlreiche Bestellungen namentlich von Russen aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft eingelaufen. Wir glauben, mit Recht sagen zu dürfen, daß die Kur dieses Jahres bereits jetzt schon, sowohl durch die Auswahl der feinsten Gesellschaft, wie an Zahl die der früheren Jahre übertrifft, was natürlich ist, da Homburg täglich verschönert wird und wohl in wenig Bädern solcher Comfort herrscht, als hier. Unter den Gästen aus der Crême der Badegesellschaft nenne ich Ihnen den Fürsten Wittgenstein, den Prinzen Albert von Schwarzburg Rudolstadt, den Fürsten von Löwenstein-Wertheim rc. Ih. k. H. die Prinzessin von Preußen wird am 6. Juli hier zur Kur eintreffen.

Bockenheim, im Juni.

Den hiesigen Badefreunden ist durch die seit Kurzem neu hergerichtete und vergrößerte Badeanstalt des Hrn. Rein in dem benachbarten Rödelheim eine erwünschte Gelegenheit geboten, sich einen erfrischenden Genuß zu verschaffen, auf den sie sonst in unserer flußarmen Gegend verzichten müßten, wenn sie anders nicht an den unbeschützten Ufern der Nidda sich den Blicken der Vorübergehenden und den Sonnenstrahlen bloßstellen wollen. Die genannte, mehrere bequem eingerichtete Zimmer enthaltende Badeanstalt befindet sich im Schloßgarten, dessen schattige Gänge die nöthige Abkühlung bieten, welche vollständig zu bewirken wohl kein Wasser geeigneter seyn möchte als das der quellenreichen Nidda, das seine Frische und Reinheit noch besonders empfiehlt. Aus diesem Grunde schon dürfte dem strebsamen Unternehmer, der keine Kosten gespart hat, dem Publikum diese Annehmlichkeit zu verschaffen, die verdiente Anerkennung durch recht zahlreichen Besuch zu Theil werden.

Main-Wasserwärme: 24. Juni, Morgens, 8 Uhr: 18½ Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 24. Juni. (Zum Vortheil für Hrn. und Mad. Fischer): Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrollen) Donna Anna: Mad. Fischer-Achten, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig. Leporello: Hr. Fischer, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig.

Redacteur: J. L. Hoffer. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 174. Freitag, den 26. Juni 1846.

Der versteinerte Herzog. *)

(Berthold V. von Zähringen.)

Es wüthet der Herzog; er rauft sich das Haar,
Zerfleischt sich die Lippen mit Bissen;
Da liegen die Söhne, das blühende Paar,
Das ihm noch die erste Gemahlin gebar,
Durch Gift aus dem Leben gerissen.

Wer hat sie gemordet? — Sein zweites Gemahl!
Gern lieh den burgundischen Grafen,
Die Berthold gezüchtigt mit siegendem Stahl,
Stiefmütterlich sie sich zum rächenden Strahl,
Zu knicken die fürstlichen Rosen.

Zwar fehlt's an Beweis; doch der Rasende glaubt
Allein dem burgundischen Hasse;
Sein Stamm ist entlaubt und der Sprossen beraubt; —
Drum fällt auf dem Blocke der Herzogin Haupt,
Mag's Volk sich empören in Masse.

Wohl flieht ihn die Ruh' von derselbigen Stund';
Doch nähret sein Herz nur noch Tücke,
Statt Reuegefühl, in dem innersten Grund;
So zieht er, verfluchend das falsche Burgund,
Auf Zähringens Burg sich zurücke.

Doch lockt ihn zuweilen das schmetternde Horn,
Im lustigen Forste zu jagen,
Kein Schweiß doch erstickt ihm den glühenden Zorn,
Und heller noch schürt ihn der goldene Born
In zechender Gäste Gelagen.

Die Adern der Stirne von grimmigem Drang
Stets bleiben sie drohend geschwollen;
Sie ehret kein Scherzen, kein Spiel und Gesang,
Im Kreis seiner Augen wird Jedem es bang
Vor ihrem entsetzlichen Rollen.

Bald fliehen die letzten der Gäste sein Haus;
Doch aus der unheimlichen Stille
Dehnt weit in die Runde sein Wüthen sich aus,
Es füllet das Breisgau mit Jammer und Graus
Des Herrschers tyrannischer Wille.

Von gierigem Geize nun wird er verzehrt
Nach edlen Gesteinen und Erzen;
Bald hat er von Allem, was irgend von Werth,
Die Häuser und Hütten des Landes geleert,
„Der Mann mit dem steinernen Herzen."

Wer etwas ihm weigert, der muß mit dem Tod,
Wer murrt, mit dem Kerker es büßen;
Mag schreien zum Himmel die wachsende Noth
Des hungernden Volkes — der finst're Despot
Tritt alle Gesetze mit Füßen.

Auch fehlt's an den tollsten Gelüsten ihm nicht:
„Koch, schlachte mir heut' einen Knaben
Und setz' ihn gebraten mir vor als Gericht,
Auf menschliches Fleisch war ich längst schon erpicht,
Und will mich nun einmal d'ran laben!"

Schon sitzt er bei Tafel, da plötzlich erfaßt
Ihn Ekel und fieberlich Schauern;
Um stößt er die Tische mit rasender Hast,
Die Hallen durchrennt er im öden Palast,
Wo höllische Geister nur lauern.

Bald sinkt er gebrochen auf's Lager dahin,
Ihm nahet die tödtliche Hippe;
Doch wendet er nimmer zur Reue den Sinn,
Er träumt noch und stammelt von neuem Gewinn,
Bis endlich erstarret die Lippe.

Die Flüche des Volkes nur folgen ihm nach
Zur Gruft und es jubelt die Runde,
Doch schrecklich zu büßen für was er verbrach,
Bannt Gott ihn hinab in ein Felsengemach
In des Berges tiefinnerstem Grunde.

Dort sitzt der Tyrann bis zum jüngsten Gericht
Mit versteinerter irdischer Hülle;
Des Inneren Gier nur versieget ihm nicht,
Denn rings im Gewölbe mit blendendem Licht
Strahlt Golds und Juwelen die Fülle.

Alljährlich nur einmal der Herzog erwacht
Aus seinem granitenen Schlafe;
Da lockt ihn der Schätze unendliche Pracht,
Da vergißt er des Bannes erstarrende Macht
Und seiner entsetzlichen Strafe.

*) Als Probe aus dem im Verlag von Creuzbauer und Hasper in Karlsruhe erscheinenden Werke: „Badisches Sagenbuch, aus dem Munde des Volkes und der Dichter", herausgegeben von August Schnezler.

Digitized by Google

Doch wie er sich wühlet in's Edelgestein
Und schwelgt in dem goldenen Erzen,
Fühlt neu sich versteinern er Mark und Gebein
Und: „Fluch!“ noch donnert's in's Ohr ihm hinein,
„Den Fürsten mit steinernen Herzen!“

A. Schnezler.

Ein Ausflug nach Weilburg a. d. L.

(Von Hans von Steinborn.)

Wenn der Reisende Frankfurt verlassen hat und die Straße nach Homburg einschlägt, so kommt er bald an einen alterthümlichen Wartthurm, der dem Reisenden auffallen muß, weil er mit seinem grauen verwitterten Aeußeren so sehr gegen seine Umgebungen absticht. — Einst mögen da, wo jetzt die Equipagen reicher Kaufleute und Banquiers schnell über die Heerstraße dahin eilen, muntere Haufen stahlbedeckter Krieger mit ihren in den Lüften flatternden Fähnleins, oder reichbeladene Lastthiere in den Bann der reichen Stadt Frankfurt gezogen seyn, und aufmerksam mag ein Söldner der freien Reichsstadt aus dem Thurme die Gegend beschaut haben. — Jetzt ist der Thurm öde, außer dem Erheber des Chaussee-Geldes, vielleicht nur von Eulen, Fledermäusen und Thurmfalken bewohnt, ein Denkmal alter, längst dahin gegangener Zeit, gleichsam den Vorüberwandelnden mahnend, daß hienieden Alles vergänglich ist.

Von hieraus gelangt man bald in ein wahres Staaten-Labyrinth, indem der Weg abwechselnd durch die drei Hessen und das Gebiet der Stadt Frankfurt führt, ehe man dauernd erst hinter Homburg sich auf nassauischem Gebiet befindet. — Es prägt sich also hier der Charakter des alten wie des neuen Deutschlands aus. Wenn man Homburg mit seinen Anlagen, seinen vielen neuen Gebäuden verlassen, so steigt die Straße theils durch Waldungen, theils durch Felder führend, fortwährend bis zur nassauischen Gränzsäule hinauf. Bis hierher bot die Gegend dem Reisenden ein bewegtes Bild, auf welcher Landleute, dahineilende Karossen, Reiter und Fußgänger eine angenehme Staffage ausmachen. Jetzt wird die Gegend einsamer, und das Auge findet nur einen angenehmen Ruhepunkt am fernen Horizont, der begränzt wird von Hügelreihen, die in schönen sanften Linien gleichsam am Himmel hingezeichnet sind.

Nachdem der Eilwagen Wehrheim passirt hat, gelangt man bald nach Usingen, einer Stadt, der man es auch ansieht, daß sie viel verloren hat. Einen traurigen Eindruck macht das Schloß auf den Beschauer. Einst die Residenz einer blühenden fürstlichen Familie, erbaut gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, ist es jetzt der Sitz verschiedener Behörden, und sieht öde und verlassen aus. Das Laub der Bäume im Schloßgarten, wenn es im Winde rauscht, mag oft die einzige Unterbrechung der Stille im sonst durch heitere Spiele belebten Garten ausmachen.

Der Weg von Usingen nach Weilburg führt zum größten Theil durch Wald, und nur selten hat man eine freiere Aussicht. Am sogenannten grauen Stein, zwei Stunden von Weilburg, sieht man in der Ferne, hoch oben auf einem Berge thronend, das Schloß Braunfels. Auf der andern Seite des Weges hat man stellenweise eine weite Fernsicht, ohne daß dem Auge sich jedoch etwas Besonders bemerklich macht. Am herzoglichen Thiergarten vorbei, führt jetzt der Weg in mehreren Krümmungen nach Weilburg. Vorgedachter Thiergarten ist mit Damwild und wilden Schweinen besetzt, auch befinden sich in neuerer Zeit sogenannte Mouflons dort, eine Thierart, die hier zu Lande bisher fremd war. Die Thiere leben in einer Umzäunung, und machen gar possirliche Sprünge. Jedenfalls muß die Jagd auf dieselben sehr interessant seyn.

Gegen Untergang der Sonne wird das Schwarzwild gefüttert, und es ist recht unterhaltend, die Thiere beobachten zu können. Außerdem breiten schöne hundertjährige Eichen und Buchen hier ihre grünen Zweige aus, und der Besuch dieses Gartens ist Jedem anzurathen.

Vom Thiergarten an wird die Aussicht angenehmer, die Gegend belebter. Schon in der Nähe der rechts vom Wege liegenden Oberförsterei Windhof kann man Weilburg liegen sehen. — Die Chaussee ist mit schattigen Bäumen bepflanzt, und rechts und links von derselben sind Gartenanlagen angebracht, ehe man die sogenannte Frankfurter-Vorstadt betritt.

Das Landthor ist in reinem antiken Styl gebaut, leider hat man demselben eine seiner Hauptzierden genommen. Es war theils bemoost, theils mit Strauchwerk bewachsen. Moos und Sträuche hat man entfernt, und seit der Zeit sieht dieses Thor so nüchtern, so kahl aus, daß Schreiber dieses fest überzeugt ist, hätte man es mehr überlegt, man würde dem Thor seinen Schmuck gelassen haben. — Wahrscheinlich zur Verschönerung desselben hat man an einem im Zopfstyl gefertigten eisernen Gestell eine Laterne vor dasselbe gehängt!

Weilburg liegt auf einer Halbinsel, welche ziemlich hoch ist, die meisten Straßen der Stadt steigen bald, bald führen sie bergabwärts, den tiefer gelegenen Stadttheilen zu.

(Weilburg (Wilinaburg) war im 9. Jahrhundert schon der Sitz des salisch conradinischen Geschlechts, jenes Geschlechts, aus welchem ein Konrad I., gest. 918, hervorging, der sterbend einen seiner früheren Widersacher, Heinrich von Sachsen, Sohn Otto des Erlauchten, zum Könige empfahl. Konrad liegt hier zu Weilburg begraben, das wo ist ungewiß (Regino, Jahr. 900. Pag. 99.) Die Politik des seligen Geschlechts war, die deutsche Königsmacht möglichst zu vergrößern und die der Reichsfürsten aber in möglichst enge Gränzen zurückzuweisen.

Was wäre aus Deutschland wohl geworden, wenn diese Pläne des salischen Geschlechts gelungen wären?! — Rom trat hindernd in den Weg, und hierdurch sowohl, als durch eigene Schuld gelangen sie nicht.

Die hiesige Gegend hat einen eigenen Charakter, sie ist bald romantisch, bald wild, oft beides zugleich. Die Krümmungen der Lahn sind bedeutend, und der Fluß schängelt sich nicht in jenen sanften Linien, wie z. B. der Neckar. Felsen und wilde Waldpartien treten dem Auge des Beschauers hier näher, eigentliche Fernsichten hat man nicht. Es drängt sich Alles, und die Thäler, eng zusammen gedrückt, haben nicht gerade ein liebliches, wohl aber ein melancholisches Aeußere. Es liegt dies auch im Bewohner der hiesigen Gegend, der lange nicht das fröhliche Heitere hat, was uns am Schwaben so angenehm berührt. Er ist mehr ernst und derb. So ist auch die Mundart in hiesiger Gegend, die, wenn auch nicht gerade schön, dennoch etwas gutmüthig Derbes hat. — So sagt der alte Hannickel (Hans Daniel) auf der Treibjagd, mehrere Hunde am Seil haltend, seinen kurzen Stummel rauchend: „Herr Oberförster, mer losse se all e nin, es laat schinner.“ (Herr Oberförster, wir lassen sie all' hinein, es lautet schöner).

Schöne Aussichten hat man nach Kirchhofen und dem romantisch gelegenen Löhmberg hin, vom Schloß aus, auf dem sogenannten Canapé, vom Basaltbruch, vom Karlsberg u. s. f. — Fährt man bei Nachtzeit von dem untern Wehre an auf der Lahn nach der Lahnbrücke, also um die Stadt herum, so kann man sich einen Genuß eigener Art gewähren. Zuerst gelangt man an die sogenante Hauselei, jene seltsam gebildete Felsmasse, die namentlich bei Nachtzeit vom Monde beleuchtet, einen eigenen Eindruck auf den Vorüberfahrenden macht. Die Lahn fließt ruhig, auf ihrer rechten Seite von bewaldeten Felsen umgeben, dahin. Diese werfen ihre dunkeln Schatten auf das Wasser, und nur dann und wann hinter einer Schlucht hervorbrechend, versilbert der Mond die leise spielenden Wellen. So gelangt man, umgeben von den Schatten der Nacht, durch kein Geräusch gestört, nur angenehm

Digitized by Google

berührt von dem aus dem Gebüsch ertönenden Lied der Nachtigall, die ihren schmachtenden Glück und Qual athmenden Gesang dem aufmerksam Lauschenden zusingt, (ich möchte die Nachtigall mit dem Veilchen vergleichen, wie dieses, verbirgt sie sich bescheiden, und entzückt um so mehr) oder von dem melodischen Ton des an des Schiffes Seiten plätschernden Wassers, bis unter das Schloß, welches, vom Monde beleuchtet, erhaben in seinen Formen dasteht.

Dieses Schloß, auf Felsen erbaut, noch aus den Zeiten der Salier herrührend, erregt es sonderbare Gefühle in dem Beschauer.

Im Innern sind schöne Gewölbe, und aus den verschiedenen Erkern desselben Schlosses hat man eine entzückende Aussicht

Die Templer sollen hier ihren Sitz gehabt haben. Damals, als alles in dieser Gegend noch wild und öde war, mag es einen eigenen Reiz gehabt haben, hier oben zu hausen. Die Zimmer sind meist gut und fürstlich eingerichtet. Mehrere Gemälde, so wie andere Sachen von Werth, enthält das Schloß, namentlich sehr schöne Gobelins, mit einer Farbenpracht, die das Auge des Beschauers entzückt.

Die Kirche, welche im Lustgarten steht, hat eine schöne Kanzel und Orgel; und namentlich ist die hölzerne Decken-Wölbung, die nur von den Mauern der Kirche getragen wird, bemerkenswerth. — Sie ist ganz nach der Kirche zu Kirchheim-Bolanden gebaut.

Der Lustgarten wird gut unterhalten, und jeden Donnerstag hat man das Vergnügen, die Musik des hier garnisonirenden ersten Regiments zu hören, welche auf der Platiform der Orangerie spielt. — Diese Musik besteht zum größten Theil aus sehr tüchtigen Musikern, die unter der Leitung des wackern Weigandt noch ferner zu schönen Hoffnungen berechtigt.

In der Nähe von Weilburg liegt die Ruine von Mehrenberg, die Fernsicht von dieser alten Burg, die auf einem Hügel von Basaltsteinen steht, ist sehr schön. Die von Freienfels und Philippstein sind wild romantisch gelegen.

Ferner ist Schloß Braunfels, welches in der neuern Zeit auch in seinen ganz alten Theilen wieder hergestellt wird, zwei Stunden von Weilburg entfernt. Im Innern des Haupteingangs zum Schloß ist eine Tafel angebracht, auf dieser ist eine Hand gemalt, welche von einem Beile abgehauen ist, mit der Umschrift: „Wer diesen Burgfrieden bricht, dem also geschicht. 15 . .“

Diese Tafel hat mich immer seltsam berührt; in diesem schlichten Bilde liegt so unendlich viel, das ganze Mittelalter geht an der Seele des Beschauers vorüber. — Im Schloß ist eine schöne Waffensammlung, so wie ein reicher Schatz von Gemälden.

In Braunfels wird nächstens der Bund der Lahnsänger zu einer größeren Aufführung zusammentreten. Die Sänger haben einen schönen Punkt gewählt, und es ist zu wünschen, daß dieses Fest recht belebt seyn möge.

So bietet Weilburg und Umgegend dem Fremden Mancherlei dar, und es ist zu verwundern, daß die hiesige Gegend so wenig besucht wird.

Es wird dem Verfasser dieser Zeilen ein angenehmer Lohn seyn, wenn das bisher hier so stille Thal der Lahn häufiger von Fremden besucht wird und diese nur befriedigt aus unserer Gegend scheiden.

Nassauische Eisenbahnen.

** (Von der Lahn, 11. Juni. — Eingef.) Die Didaskalia von gestern enthält einen Aufsatz unter obiger Aufschrift, der in Beziehung der wahren Eisenbahn-Interessen des Herzogthums einer nähern Würdigung bedarf. — Der Referent gibt sich zuerst im Namen des größten Theils des Landes, und zumal der Stadt Wiesbaden, der Hoffnung hin, daß das von der Regierung gefaßte Project einer Lahn-Eisenbahn kein unwiderrufliches sey, indem zu viele und gewichtige Gründe dagegen sprechen würden. Diese Gründe sollen nun seyn, daß die preußische Regierung die Fortsetzung der Cöln-Bonner Bahn bisher abgeschlagen hat und daß demnach die Bahn ohne alle Verbindung mit andern Bahnen bliebe. Außerdem sieht der Referent noch davon ab, daß die preuß. und großh. hess. Regierung den Anschluß an die Main-Weserbahn ablehnen könnten, da deren Haupt-Interesse dadurch beeinträchtigt würde. Wir müssen gestehen, daß es uns schwer fällt, die trüben Vorstellungen des Referenten zu theilen, denn, wenn eines der gewerbsamsten, wohlhabensten und volkreichsten Flußgebiete Deutschlands, das $^2/_3$ des Großherzogthums Nassau, den preußischen Kreis Wetzlar und schöne Theile der beiden Hessen ꝛc. ꝛc. umfaßt, keiner Eisenbahn würdig erkannt werden sollte, dann würden überhaupt keine Schienenwege mehr zu Stande kommen. Das Einzige, was zu bedauern ist, ist der Umstand, daß diese Lebensfrage für das Herzogthum Nassau nicht früher zur Entscheidung gekommen ist und der Bau nicht schon längst begonnen hat. Was der Referent von der Verweigerung des Anschlusses an die Main-Weserbahn sagt, bestätigt nur die Wichtigkeit der Lahnbahn für den Theil ihres Gebietes außerhalb des Herzogthums, und werden die Regierungen der betreffenden Länder dem Anschluß im wohlverstandenen Interesse dieser Gebietstheile auf die Dauer gewiß nicht entgegen seyn, da sie durch die Lahnbahn in eine viel natürlichere und kürzere Verbindung mit dem Rhein — der zwar keine Eisenbahn, aber der Rhein ist — kommen, als mittelst des großen Umwegs über die Main-Weserbahn von Gießen nach Frankfurt. — Außerdem ist es noch lange nicht gesagt, daß längs des Rheines auf dem rechten oder linken Ufer keine Eisenbahn gebaut wird, denn es gehört wenig Scharfsinn dazu, zu begreifen, daß die Hindernisse, die der Anlage einer Bahn im Rheinthale gegenwärtig noch entgegenstehen, bald besiegt seyn werden, und daß diese Bahn überhaupt für die Folge eine unabweisbare Nothwendigkeit werden wird. Und wo soll denn das gepriesene Project einer Eisenbahn von Wiesbaden über Limburg, den Westerwald nach Köln seine Rechnung finden? Ist die auf dieser Route bestehende Landstraße nicht ein unumstößlicher Beweis dafür, daß es diese nicht finden kann?! So lange nämlich keine Straße längs des Rheines gebaut war, war dieselbe belebt, seit dieser Zeit aber ist sie öde und verlassen. Wird es einer Eisenbahn über den Westerwald, — deren Betrieb im Winter mit großer Ungunst der Elemente zu kämpfen hätte, während sie doch hauptsächlich darauf rechnen müßte, in dieser Jahreszeit die Stelle des Verkehrs auf dem Rhein zu vertreten — neben einer Rheinbahn bestehen können? Die Gründe für das Gegentheil liegen zu nahe, als daß sie einer Erörterung hier bedürften. — Ueberhaupt ist gar nicht zu begreifen, wie der Referent im Interesse seines Projectes die Lahnbahn anfeinden kann, die in ihren Wirkungen keinerlei Gemeinschaft damit hat, als daß sie demselben nur allein einige Wichtigkeit verleihen kann, denn es werden dann erst Zweigbahnen von Limburg nach Wiesbaden und von da nach dem Westerwald in das Braunkohlen-Revier ꝛc. ꝛc. von Bedeutung werden, und es ist gewiß nicht der Wille des hohen Gouvernements und der Landes-Vertreter, daß die Eisenbahnen im Herzogthum keine weitere Ausdehnung erhalten sollen. Eben so ist es nicht zu begreifen, wie die Nichtausführung seines beschützten Projects die Ausführung einer Deutz-Siegen Weser-Mainbahn begünstigen soll. Denn hat dieses Project — das ein ganz anderes Gebiet beherrscht und dessen Anführung zu ganz seltsamen Gedanken über die Begriffe des Referenten von der Wirkungsart der Eisenbahnen führt — Vorzüge, so wird sich die preußische Regierung bei der Frage der Concession wenig um die Interessen der Westerwaldbahn grämen, hat es aber keine, so kommt diese letzte Bahn immer noch frühe genug zur Concurrenz. Wir wollen demnach das ungünstige Prognostikon des Referenten als nicht sehr bedenklich ansehen und mit Freund Nante denken: „Bange machen gilt nich!!“

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Trier, 15. Juni.) Am 9. hat die archäologische Gesellschaft Frankreichs in einer Sitzung im hiesigen großen Casino ihre diesjährige Versammlung geschlossen. Im Ganzen waren 62 französische Archäologen hier. Sie haben für die Aufnahme, die sie gefunden, mehrfach ihren Dank abgestattet und an Medaillen in Gold und Silber, Kupferwerken und Geldbeiträgen für die Herstellung einiger Alterthümer Beträchtliches zurückgelassen.

Die Kosten des bei den Papstwahlen zu veranstaltenden Konklave sind sehr bedeutend; ein römischer Korrespondent der Deutschen Allg. Ztg. schätzt sie auf 400,000 Skudi oder eine Million Gulden. Als Beleg führt er an, daß der Fürst Chigi als Marschall des Konklave allein 12,000 Skudi, der Schweizeroffizier jedesmal, wenn er zu Pferde steigt, 100 Skudi erhalte.

Hr. Jules Janin hatte bei den Festen zu Lille seine Decoration des türkischen Nischar-Iftidar-Ordens verloren. Da dieselbe mit Edelsteinen besetzt war, so glaubte man, daß irgend ein geschickter Dieb sie genommen hätte, allein sie hat sich am 17. Juni in einer Spalte des Fußbodens im Zelte der Prinzen wiedergefunden.

(Berlin, 14. Juni.) Der wichtigste Streit, welcher gegenwärtig öffentlich bei uns geführt wird, ist der über unser Unterrichtswesen. Der geheime Medizinalrath Dieffenbach, dieser Arzt von europäischem Rufe, hat die von seinem Kollegen Lorinser zuerst angeregte Frage wieder aufgenommen und in eindringlicher Sprache zu allgemeiner Erhebung gegen das Unterrichtssystem, womit die Jugend in den Schulen entnervt wird, aufgefordert. Selbst der einsichtsvollere Theil der Pädagogen pflichtet diesem bei, und hilft das Uebel, das sie für sich nicht ändern können, noch mehr erkennen durch Mittheilung ihrer Erfahrungen. Wir zweifeln nicht, daß die wohlwollende Regierung diesen Klagen Gehör geben, den argen Mißbräuchen in den Schulen möglichst abhelfen und eine weise Reform eintreten lassen wird.

Korrespondenz.

Baden-Baden, 22. Juni.

Die Saison dieses Jahres ist unter den glänzendsten Auspicien eröffnet worden und wenn man die hiesige Kurliste liest, so sieht man deutlich, wie Baden stets seinen alten, auf soliden Basen fundirten Standpunkt zu behaupten sucht. Unter den zahlreichen russischen Gästen, die hier in größter Potenz in diesem Jahre vertreten sind, nenne ich Ihnen den Fürsten Lantakujeeo, den Fürsten Gagarin, die beiden Galizin, den Grafen Demidoff, die Gräfin Jaraswaska, Gourieff, den Geneeal Sodloukoff ꝛc. Gestern war die erste Reunion im schönen Blumensaale des Conversationshauses, der festlich decorirt war. Die heutige Kueliste nennt 8000 Personen und die Gasthöfe sind daher natürlich sehr voll. Für den nächsten Monat erwartet man Se. Maj. den König von Würtemberg und Se. k. Hoh. den Kurfürsten von Hessen. — Man hat vor einigen Tagen die alte Antiquitätenhalle an der Hauptquelle abgerissen, um ein großes Dampfbad auf der Hauptquelle selbst zu errichten. Beim Abbruch stieß man auf ein großes, sehr schönes Römerbad, was um so interessanter ist, da es auf's Neue den Beweis liefert, wie sehr die Römer schon die Heilkraft der hiesigen Quellen zu schätzen wußten, und es ist factisch, daß von denselben reizenden Bergesabhängen, wo jezt die Lions von Paris und Petersburg wandeln, die Lucrezien und Julien der Weltbeherrscher einst ihre Sommerspaziergänge machten. — Einen erfreulichen Anblick gewährt auch die neue Beleuchtung unseeer Stadt durch Gas und es ist bemerkenswerth, daß wir hierin sogar der Residenz vorangeeilt sind.

Darmstadt, 23. Juni.

In Beziehung auf den in der Didaskalia vom 28. Juni enthaltenen Artikel der A. Allg. Ztg. aus Gießen bemerke ich Ihnen, daß die Identität des Chinoidins mit dem Chinin keineswegs zuerst in dem chemischen Laboratorium zu Gießen, sondern etwa vor 2½ Jahren von Hofapotheker Dr. Winkler dahier mit Bestimmtheit erwiesen worden ist, wie sich dieses aus einer ausführlichen Abhandlung, welche vor 2 Jahren im Jahrbuch der Pharmacie abgedruckt wurde, zur Genüge ergibt.

Braunfels, 20. Juni

Die zum Lahnsängerbunde zusammengetretenen Gesangvereine von Gießen, Wezlar, Weilburg und Braunfels werden, der durch das Loos bestimmten Reihefolge nach, ihr zweites Jahresfest am 5. k. M. dahier in Braunfels begehen. Je näher dieser Zeitpunkt heranrückt, um so emsiger werden die Vorbereitungen zue würdigen Feier dieses Festes betrieben, um so lebhafter entfaltet sich die Theilnahme dee Bewohner unseres Städtchens an einem Unternehmen, dessen Hauptaufgabe es ist, durch die Kraft des Liedes und der Tonkunst nahe und entfernte Brüdee in gemeinsamee Gesangsunterhaltung zu vereinigen und zu erfreuen. Aus den oben gedachten Städten haben bereits 6 Vereine ihre Mitwirkung, mehrere andere, durch besondere Verhältnisse abgehalten, wenigstens ihee Betheiligung durch Entsendung einzelner Mitglieder zugesagt. Ganz besonders günstig gestalten sich überdies die äußeren Verhältnisse für unser Fest durch die erhabene Theilnahme, welche unser ergierender Fürst dee Förderung und dem Gedeihen desselben zugewendet hat. Denn nicht zu erwähnen, daß wir uns auf diesem Wege der Mitwiekung eines ausgezeichneten Musikchors von 30 Stimmen versichert halten dürfen, so hat insbesondere der zum Festlocale eingeräumte umfangreiche benachbarte fürstliche Park, untee persönlicher Anordnung und Leitung des Fürsten, eine Einrichtung erhalten, welche für den fraglichen Zweck allen Bedürfnissen entsprechen und als Feeudenhalle nichts zu wünschen übrig lassen möchte. Mit Zuversicht glauden wir hiernach die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß auch dieses zweite Fest des Lahnsängerbundes seines Zwecks nicht verfehlen und das Band unter den Vereinsgenossen nicht nue immee fester knüpfen, sondern auch die allem Anscheine nach sehr zahlreiche Versammlung von Freunden des Gesanges und des geselligen Vergnügens in ihren Erwaetungen nicht undefeiedigt lassen weede. Möge nun der Herr, ohne welchen nichts Menschliches gedeihen kann, dem Feste einen heiteren Tag gewähren! —

Neu-Isenburg, im Juni.

Dee nicht zu berechnende Nutzen, den die Kleinkinderschulen überall ausüben, hat sich auch hier in Neu-Isenbueg fühlbar gemacht. Seit ohngefähr zwei Jaheen, seitdem diese Schule errichtet, erkennt man hier, namentlich hier, wo so viele Eltern ihren Erwerb nicht zu Hause betreiben können, deren Wichtigkeit. Allein wie überall, so auch hier, bedarf diese Anstalt der Unterstützung, nnd deshalb hat sich der Gesangoeerein „Oepheus" aus Frankfurt, der so gerne und bereitwillig mit seinen Kräften das Edle und Gute unterstützt, entschlossen, zum Besten dieser Kleinkinderschule Sonntag den 28. d., Mittags 5 Uhe, im Saale des Isenbueger Hofes dahier ein Konzert zu veranstalten. Obgleich man oft und vielfach zu Unteestützungen humaner Zwecke aufgefordert wird, so ist man doch überzeugt, daß gerade hier, wo es vielen unschuldigen Kleinen gilt, die Theilnahme nicht versagt werden wied. Dee hereliche Spaziergang unter dem kühlen Lauddache des Waldes macht den Besuch dieses Konzerts gewiß um so anziehender. Eintrittskarten à 24 kr. sind bei Hrn. Büchsel, Friedbeegergasse, und am Tage des Konzerts an der Kasse zu haben.

Main-Wasserwärme: 25. Juni, Morgens, 8 Uhr: 16 Grad.
W. Seelach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 25. Juni. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen des Scribe von C. Gollmick, Musik von Audee.

Samstag, 27. Juni. Die Nachtwandlerin, Opee in 3 Abth., Musik von Bellini. (Letzte Gastrolle) Amine: Mad. Fischee-Achten, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig. Rudolf: Hr. André.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rotzm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 175. Samstag den 27. Juni 1846.

Marie Taglioni unter Räubern in Schweden.

Von Max Rosenheyn.

1. Die Visiten-Karte.

Die weltberühmte Tänzerin hatte in Stockholm elf Vorstellungen gegeben, und verließ nun Schweden, um bald auch Rußland zu ihren Füßen zu sehen. Ihr schwerbepackter Reisewagen rollte langsam die Ufer des Mälar-Sees entlang. Eine Menge nordischer Möven streifte über der Spiegelfläche des Gewässers hin. Der grünschnäblige Fischreiher stand unbeweglich auf der Spitze eines vereinzelt aus dem See ragenden Felsens, während ein Haufe wilder Gänse schreiend durch die Luft zog, um unter dem Geschilfe des jenseitigen Ufers Rast zu halten. Dort bildeten hohe, mit schwarzen Tannen bedeckte Berge den Hintergrund der Landschaft, schneebeladen.

Marie Taglioni, welche sich, um das schöne Natur-Panorama zu bewundern, an das Wagenfenster vorgebogen hatte, zog sich wieder zurück, nachdem sie den beiden Bedienten, welche, in Pelz vermummt, sich auf dem hintern Wagensitze breit machten, anempfohlen, die Postillone anzutreiben und die Trinkgelder nicht zu sparen. Darauf hüllte sie sich in ihren Pelzmantel von Rosa-Atlas, steckte die kleinen Händchen sorgsam in dessen seidene Täschchen, und kauerte sich, schmollend über die nordische Luft, auf ihre Kissen hin, wie eine Lerche, die vom Morgenreif bethaut wurde.

„Clementine, willst Du mir die Korrespondenz lesen?" rief sie ihrer Kammerfrau zu. Diese aber hütete sich wohl zu antworten, denn sie war in tiefen Schlaf versunken.

Die schlafende Kammerfrau war ein dickes rundes Mädchen, deren Vater vor Zeiten Balletmeister gewesen. Sie hatte sich leider veranlaßt gesehen, selbst auf die Entrechats zu verzichten, weil die Natur sie mit einer Wohlbeleibtheit begabt, die sie sonst den Sylphiden verweigert. Sich gegen die Kälte zu schützen, hatte Clementine den größten Theil ihrer Garderobe über sich ausgebreitet; dazu hüllte ein Shawl ihrer Herrin noch ihren Kopf ein und gab ihr das Ansehen einer verabschiedeten Odaliske. Uebrigens schlief sie so fest, daß Taglioni sich ein Gewissen daraus gemacht haben würde, sie aufzuwecken.

„Ich werde mich heute wohl ohne Geheimsekretär behelfen müssen," sagte sie lächelnd und zog aus einer der Wagentaschen ein elegantes Kästchen von Ebenholz, welches reich mit Gold eingelegt war. Sie nahm daraus eine Anzahl Briefe mit noch unerbrochenem Siegel, die sie am vorhergehenden Abende mit Blumensträußen zu ihren Füßen regnen gesehen, welche sie nun aber erst öffnete, zum Unglück ihrer hinterlassenen Anbeter.

„Wahrhaftig!" rief sie, nachdem sie den ersten Brief, der ihr in die Hände fiel, flüchtig durchgelesen, „wahrhaftig, diese russischen Großen sind entzückend! wie lockend er mir seine Villa in Sibirien schildert! — Ach," fuhr sie fort, nachdem sie den zweiten Brief durchflogen, „Durchlaucht, 1000 deutsche Gulden? — wenn das Euer Herr Vater wüßte, mein süßer Prinz! —" Sie legte den Brief zurück, und fuhr mit ihrer spöttischen Untersuchung fort. —

Plötzlich ward Clementine von einem durchdringenden Geschrei ihrer Gebieterin erweckt, Taglioni reichte ihr bleich und zitternd einen Brief und wies mit dem Finger auf die Unterschrift.

„Christian Wasa?" sagte die Kammerfrau mit noch schlaftrunkenem zerstörten Blick.

„Ja, dieser berüchtigte Räuber —" fiel Marie ein.

„Von dem man noch gestern sprach —"

„Der Schreck Schwedens!"

„Großer Gott!" rief die Kammerfrau.

„Lies seinen Brief!", gebot Taglioni.

Die Kammerfrau beeilte sich zu gehorchen und las Folgendes:

„Ich werde mich auf dem Wege, welche die erste Tänzerin Europa's nehmen wird, morgen einfinden, um ihr meine besondere Hochachtung zu bezeugen und sie um eine Gnade zu bitten, welche sie mir hoffentlich nicht verweigern wird.

Christian Wasa."

„O himmlische Güte!" rief die zitternde Clementine, „er will Ihre Börse oder unser Leben, der Bösewicht!"

„Ich fürchte es nur zu sehr," entgegnete Taglioni. „Morgen, schreibt er mir? — Hilf, Himmel, das ist ja heute! Wir müssen sofort nach Stockholm zurück, um bewaffnete Begleitung zu holen."

Die Kammerfrau hütete sich wohl, ihrer Gebieterin das Gegentheil anzurathen. Hastig öffnete sie das Fenster und rief aus Leibeskräften: „Zurück, zurück! denselben Weg! — Madame befiehlt's! Doppelte Trinkgelder, wenn wir in einer Stunde in Stockholm sind."

In diesem Augenblick jedoch, als der Postillon dem Befehle Folge leisten wollte, gebot ihm plötzlich eine Riesenstimme, still zu stehen, und aus dem nahen Gehölz waren gegen zwanzig Flintenläufe auf ihn gerichtet. Schon seit längerer Zeit fuhr der Wagen in einem Gebirgsweg dahin. Ein dunkler Tannenwald säumte die Straße zu beiden Seiten. Ein Waldbach, der sich brausend in eine tiefe Schlucht stürzte, betäubte das Geschrei der Schreienden. Der erschrockene Postillon saß wie angenagelt, und die beiden Bedienten hinten krochen ängstlich unter ihren Sitz.

2. Christian Wasa.

Ein Reiter von edler Gestalt, auf einem Fuchshengst, ritt jetzt an den Kutschenschlag heran und grüßte die Künstlerin ehrerbietigst. Es war Christian Wasa, der Geächtete, welchem die Polizei von Schweden schon seit drei Jahren vergebens nachstellte. Er trug einen Filzhut, unter dessen Rande ein dicker Haarlocke hervorquoll. Sein Kinnbart, zierlich gestutzt, reichte bis auf den Bu-

Digitized by Google

senstreif von Brüsseler Spitzen. Seine Hände waren mit Handschuhen bedeckt und seine hohen Jagdstiefeln sorgfältig geflinnißt.

Außerdem trug er einen Mantel von Zobelfell und einen Leibgurt von Büffelleder, woran zwei doppelläufige Pistolen befestigt waren. Er hätte sich mit Erfolg auf einem eleganten Maskenballe zeigen können.

Zwei Banditen schlugen, auf ein Zeichen ihres Meisters, alsbald den Kutschenschlag nieder; vier andere näherten sich mit einer geschmückten Tragbahre, die sorgsam mit weichen Marderfellen belegt war, und Christian bat auf eine höchst verbindliche Weise die Damen, gefälligst aussteigen zu wollen.

„Sie sehen, meine Schöne," sagte er zu Taglioni, die ihn mit Schrecken anstarrte: „Sie sehen, ich kam zur rechten Zeit zum Rendezvous; ich bin Ihnen sehr verpflichtet, daß Sie mir kein Mißtrauen zeigten. Ihr Postillon ist die einzige Ursache der Wachsamkeit meiner Leute. Man wollte nicht leiden, daß er sie unserer Bewunderung entführe."

„Aber was verlangen Sie denn eigentlich von mir!" fragte die Sylphyde, zitternd vor Furcht.

„Gott bewahre mich, Etwas zu verlangen, schöne Dame! Ich bitte Sie nur, mir auf einige Zeit die Ehre Ihres Besuches in meinem Gebiete zu schenken. Da indeß der Weg dorthin für Ihren Wagen unfahrbar ist, so habe ich Sorge getragen, Sie auf eine bequeme Art hinzubringen. —" Er bezeichnete bei diesen Worten die Tragbahre, welche bereit war, die Reisenden aufzunehmen.

„Mein Herr," sagte Taglioni, durch die Höflichkeit des Räubers ein wenig ermuthigt; „Ihre Bitte ist zu sehr von Bajonetten unterstützt, als daß man sie abschlagen könnte." — „Waffen nieder!" rief der Räuber mit Donnerstimme. „Nehmt die Koffer der Taglioni auf Eure Schultern! Und Diejenigen welche die Tragbahre tragen, mögen Acht haben, bei'm Hinuntersteigen in die Felsschlucht festen Fuß zu fassen."

„Einer von Euch wird uns folgen," sprach er weiter, sich zu den Dienern wendend, „der Andere mag hier die Rückkehr seiner Herrin erwarten. Ich lasse zehn meiner Leute zur Bewachung, mit dem Auftrage, bei dem geringsten Versuche zur Flucht Euch niederzuschießen."

Nach diesen Worten gab Christian Wasa das Signal zum Aufbruch. Die Tragbahre, von vier starken Räubern getragen, verlor sich bald in dem finstersten Fußpfad des Waldes, die beiden Frauen zitterten an allen Gliedern, da durch den Befehl, die Koffer mitzunehmen, ihre früheren Befürchtungen sich erneuerten. —

(Schluß folgt.)

Eine Turnfahrt.

Was ist das doch für eine sonderbare Fahrt, eine Turnfahrt, und doch wieder keine Fahrt, denn die jüngeren Leser wissen ja längst, daß die Beine das Beste dabei thun müssen. Es gibt allerdings Fälle in jüngster Zeit, wo, wie am Neckar, ganze Turnvereine die Sache allzu Ernstes buchstäblich zu nehmen scheinen und wo dann allerdings die Eisenbahn das Beste thut. Die eingeturnte Jugend am Main faßt die Sache jedoch in alt hergebrachter Weise auf und befindet sich wohl dabei. So geschehen denn Turnfahrten oder Turngänge besonders von Frankfurt aus, wo unter einem jüngst gebildeten Vereine für körperliche Ausbildung der Jugend die Theilnahme an den Leibesübungen immer mehr wächst, bald nach den bewaldeten Höhen des Taunus hin, bald nach dem befreundeten Hanau, bald nach dem ferneren Vater Rhein und der lieblichen Lahn, bald über die weiten Sand- und Heideflächen zur Rechten und Linken von Darmstadt. Ein fester Plan, richtiger Abgang, überall richtiges Eintreffen, Unterordnung unter gewählte Führer, gemeinschaftliche, gleichmäßige Verköstigung, Zusammenhalten bis zum Ende, dies sind die wesentlichen Merkmale, wodurch ein solcher Turngang sich von einem gewöhnlichen Spaziergang unterscheidet. Dabei herrscht aber genugsame Freiheit bei ernster und heiterer wie belehrender Unterhaltung, bei Sang und Klang, und die Turner wissen gar viel zu erzählen von ihren Fahrten mit ihrer Lust und reinen Freude.

So setzten sich denn jüngst an einem jener heiteren Sonntage, wo die Königin des Tages in unbeschränkter Herrschaft vom Aufbis zum Niedergang am blauen Himmelszelte erglänzte, gegen 90 Turner aus Frankfurt in Bewegung. Es waren drei Züge: Kinder, Knaben und Jungen, jeder Zug mit Fahnen und Führern, Letztere theils ältere Turner, theils selbst Familienväter. Das Ziel der Kinder war der Staufen; die Knaben zogen auf die Spitze des Rossert, nachdem sie zuvor das Loesbacher Thal und die Eppsteiner Burg besucht; die Jungen aber (die Fahrt auf der Eisenbahn bis Höchst und Hattersheim verschmähend) hatten sich den Feldberg als Ziel gesetzt, dem sie über Homburg zueilten. Um die Mittagsstunden flatterten auf den drei schönsten Bergeshöhen unseres Taunus zu gleicher Zeit die Fahnen der Turner und in Gottes freier Natur waren die tüchtigen Schaaren bei einem selbst mitgebrachten kalten Mahle gelagert; ihr Jubel vereinigte sich mit dem Lobgesang der Vögel des Waldes, und rasch flogen die Stunden dahin. Dann Aufbruch der Züge, ein jeder nach seiner Weise und Richtung und um den Schlag der dritten Nachmittagsstunde trafen die Schaaren in dem freundlichen Soden in dem Gasthofe zum Nassauer Hof ein, wo sich Alt und Jung an köstlicher Milch und reichlichem Butterbrode erquickte. Nur die Jungen vom Feldberge hatten sich etwas verspätet; ihr Weg war aber auch der weiteste und anstrengendste gewesen. Unter Gespräch und mit Gesang flogen drei Stunden eilig dahin; dann aber blies das Horn zum Abmarsch. Die Turner ächter Art sind Feinde jeder Uebertreibung; sie verlangen naturgemäße Anstrengung und hassen die Faulheit; aber den Muth der Verzweiflung begehren sie wenigstens auf einer Turnfahrt nicht. Deßhalb ließ man eine Schaar Ermüdeter den kürzeren Weg nach Höchst einschlagen (von wo aus sie mit Dampf zum häuslichen Heerd zurückkehrten), während der Kern des Heeres zu Fuß nach der Stadt zurück wandelte. Allerdings gibt es auf solchem Rückmarsch hier und da einen Müden und Matten; es gibt aber auch Starke und Treue, und solche nehmen die Schwächeren in den Arm oder auf die Schultern. Das Heer läßt keinen seiner Mannen im Stich, es sey denn ganz in der Nähe der Stadt, wo man Jeden seinem Schicksale überläßt. Man hat noch nicht gehört, daß Einer den Heerd verfehlt haben sollte, und die Ruhe nach solcher Anstrengung schmeckt dann gar trefflich.

Seht, ihr freundlichen Leser und Leserinnen dieser Blätter, so ist es auf einer Turnfahrt; wir wollten euch ein Bild davon entwerfen, um euch aufzumuntern, der Jugend, auf die sich euer Einfluß erstreckt, das tüchtige, kräftige Leben auf dem Turnplatze zu gönnen. Wir wollten euch aber auch sagen, daß der Turnplatz und die Turnfahrt mehr ist, als eine flüchtige Unterhaltung und Zerstreuung. Sie beide sind wahre Vorschulen für das Leben, darum denket Dem ernstlich nach, und wenn ihr dann am 12. Juli die Fahnen der jungen Turner auf dem Feldberge flattern sehet, so wisset, daß sie wehen gleich sehr zur Lust der Jugend, sowie zum Frommen des theuren Vaterlandes, damit ihm wieder kräftige Söhne erzogen werden. Wo es aber dies gilt, wer möchte da nicht freudig helfen und mitwirken!

Mannichfaltigkeiten.

(Feuerkugel.) Am nordwestlichen Himmel, vom Kopfe des großen Bären, dem Perseus zu, stürzte den 21. Juni, Abends 9

Digitized by Google

Uhr 34 Minuten, eine Feuerkugel von violett-rosen-röthlichem Lichte herab, deren Kern einen raketenartigen Funkenschweif aufwärts hinterließ, indem er abwärts unter einem Winkel von 40 Grad von Nord-West gegen Nord herabschoß. Nach meinem Standpunkte konnte ich den Aërolith von seinem Ausgangspunkte in 29 Grad Höhe nur bis zu 18 Grad Höhe mit dem Auge verfolgen, wo er eine scheinbare Größe von $^1/_{10}$ des Monddurchmessers erreicht hatte. Kaum $1^1/_2$ Sekunden leuchtete das wirkliche Meteor, hinterließ aber etwa dreißig Sekunden lang einen Phosphorkranz seines Weges mit einem hellen, kurzdauernden Punkte und der helleren einem Kometenschweif ähnlichen Ausgangsstelle, die eine Viertelstunde abnehmend leuchtete, jedoch ihren Ort ein wenig von N.O. nach S.W. veränderte. Auch im Fernrohr erschien sie nur als ein Lichtnebel. Sternschnuppen und Feuerkugeln sind in einem Verbrennungs- und Schmelzprozeß begriffene Meteorsteine (Aërolithen), die in den Bereich unserer Atmosphäre getreten sind, und dieselbe entweder nur durchstreifen oder auch auf die Erde herabfallen, wobei sie vorher noch mit knallähnlichem Getöse zerplatzen. Das Meteor fällt aber am seltensten da zu Boden, wo es dem Beobachter hinzufallen schien. Mit den meteorologischen Vorgängen in unserer Atmosphäre haben diese Feuerkugeln und Sternschnuppen keine Verbindung, also auch nicht mit dem in der Ebene seltenen Nebel, welcher an demselben Tage (des Solstitiums) in der Frühe zwischen 5 und halb 7 Uhr eingetreten war. Dieser hatte sich ohne Zweifel in den durch Gewitter abgekühlten und nassen Gegenden und Thälern ostwärts gebildet, und war, von Nordostwind fortgetrieben, durch seine Mächtigkeit eine Zeit lang im Stande, der auflösenden Kraft der schon hochstehenden Sonne zu widerstehen. Die Blätter der großblätterigen Linde, von Honigthau überzogen, den die Blattläuse auf ihrer Kehrseite herabfallen lassen, hatten das Vermögen, den Nebel niederzuschlagen, der dann in klebrigen Tropfen von einzelnen dieser Bäume herabfiel.

(Stiebel in Karlsruhe.)

(München, 19. Juni.) Unsere „Münchener Blätter für Kunst" sollen nun auch, wie die „Fliegenden Blätter", außer ihren artistischen Beilagen mit Illustrationen, und zwar in ganz eigenthümlichen Style, geschmückt werden.

(Baden, 21. Juni.) Die diesjährige Saison verspricht eine sehr lebhafte zu werden, und das Badeleben entfaltet für die frühe Jahreszeit eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit. Die heutige Fremdenliste zählt bereits über 7000 Personen, wovon noch gegenwärtig ein beträchtlicher Theil hier anwesend ist. Auch der Anwesenheit Sr. k. Hoh. des Großherzogs erfreuen wir uns noch immer; er weilt bereits seit längerer Zeit auf seinem herrlichen hiesigen Fürstensitze.

Ein Wickelkind ist vor einigen Tagen auf dem Glacis von Wien, dessen frische Rasenplätze im Sommer häufig von den Ammen besucht zu werden pflegen, das Opfer einer seltsamen Todesart geworden, indem dasselbe an einer Maus erstickte, welche ihm in den Mund kroch, als es einige Augenblicke unbewacht im Grase lag.

Mad. Birch-Pfeiffer hat bei ihrem Gastspiel im Theater an der Wien eine köstliche Denkrede an das Publikum gehalten, in welcher sie ihre hohen Verdienste um die deutsche Dramatik nicht genug anpreisen konnte.

(London, 10. Juni.) Gestern Nachmittag nahm die Todtenschau-Jury die Besichtigung eines an den Folgen der Wasserkur verstorbenen Mannes vor. Der Saal war gedrängt voll. Der Verstorbene hatte sich in die Wasserheil-Anstalt eines Dr. Ellis aufnehmen lassen und endete dort nach einigen Tagen. Die Todtenschau-Geschwornen entschieden, daß der Mann „durch die ihm in der Wasserheilanstalt zu Theil gewordene ungeeignete Behandlung das Leben verloren habe" und sprachen einstimmig das Verdikt des Mordes gegen den Dr. Ellis aus, welcher Letztere demnächst vor das Central-Kriminalgericht, unter der Anklage des Mordes, gestellt werden wird.

Das Dorf Lichtenwörth, einige Meilen von Wien, ist ein Raub der Flammen geworden, und wie man hört, sind dieser traurigen Katastrophe eigenthümliche Vorgänge vorausgegangen. Bei der Wahl des Ortsrichters bildeten sich nämlich zwei Parteien, wovon die eine auf den von dem reichern Theil der Gemeinde gehaltenen Kandidaten einen bittern Haß geworfen hatte, und unverholen die Drohung laut ward, sich an ihm, im Falle seines Obsieges, fürchterlich zu rächen. Als nun doch der erwähnte Kandidat durch den Einfluß seiner Anhänger gewählt wurde, wirbelte noch am Abende desselben Tages eine schwarze Rauchsäule aus dem Dache des neuen Ortsrichters, allein die Hand der Nemesis schleuderte den Brand von diesem Hause auf die übrigen und in wenigen Stunden lag das ganze Dorf in Asche, als lebendiges Bild von dem gewöhnlichen Ausgang eines mit Erbitterung geführten Prozesses.

(Stuttgart, 21. Juni.) Der heutige „Beobachter" schreibt zum Feierabend: In Freudenstadt sind zur Linderung des gegenwärtigen Nothstandes im Mai l. J. 35,000 fl. unter die Altbürger und Wittwen nach Köpfen vertheilt worden. Diese Maßregel, sagt der Schwäbische Merkur, habe unter der gesammten Bürgerschaft sehr wohlthätig gewirkt, zumal jetzt auch noch auf Kosten der Stadt eine Speiseanstalt errichtet sey, welche täglich zwischen 200 und 500 Portionen abgebe. Wir sind nicht im Stande, die Maßregel jener Geldvertheilung unter die Bürger näher zu beurtheilen, da wir die dabei obwaltenden ohne Zweifel ganz eigenthümlichen Umstände nicht kennen: müssen aber gestehen, daß derlei Vorgänge sehr gefährlicher Natur sind, und daß derlei Operationen, welche die Gesammtkraft zersplittern und zunichtemachen, im Allgemeinen (wir sprechen nicht von Freudenstadt, da wir — wie gesagt — die besondern Verhältnisse dort nicht kennen) nur dazu dienen können, den Wohlstand der Gemeinden, welche ohnehin kaum sich aufrecht halten können, vollends zu untergraben.

Wie das Wochenblatt der „Deutschen Schnellpost" vom 14. Mai meldet, waren in zwei Tagen, den 7. und 8. Mai, nicht weniger als 3000 europäische Einwanderer im Hafen von New-York gelandet; davon ein guter Theil Deutsche. Deutsch-Amerika scheint in der That lustig emporzublühen, und die Landsleute siedeln im neuen Vaterlande ihre alten Liebhabereien an; hoffentlich nicht alle. So sollte am 1. Juni in Philadelphia ein großes deutsches Musikfest statt finden, unter Zusammenwirken der deutschen Liedertafeln von Baltimore und andern Nachbarstädten, mit dem „Männerchor" und der „Haemonie" (dem Sängerinnenverein) der großen Stadt der Bruderliebe. Am 2. Juni sollte dann ein allgemeiner Ausflug erfolgen nach einem lieblichen Eichenhain am Ufer des Schuylkill, um „in amerikanisches Wald- und Wogenrauschen die heimathlichen Lieder zu singen, welche Arndt und Körner, Uhland und Schenkendorf unter deutschen Eichen und an deutschen Strömen gedichtet."

Am 18. Juni feierte in Berlin Webers Freischütz sein 25jähriges Jubelfest. Am 18. Juni 1819 wurde die Oper zum ersten Mal hier gegeben, und hat seitdem 239 Vorstellungen erlebt. Nach einem Mitteldurchschnitt wurde der Componist, wäre damals die jetzt übliche Tantième schon im Gebrauch gewesen, von dem Berliner Theater allein eine Einnahme von etwa 10,000 Thalern, der Dichter eine von 5000 gehabt haben.

Digitized by Google

(Düsseldorf, 22. Juni.) Unsere Kunstausstellung, die wie gewöhnlich auch in diesem Jahre sehr klein begann, fängt nun an reichhaltiger zu werden. Die Wände sind bereits zum größten Theile mit sehr tüchtigen Bildern bedeckt und der Saal füllt sich in demselben Verhältniß mit Besuchern. Diese gruppiren sich mit besonderem Interesse vor den Bildnissen, welche die Ausstellung von den Meisterhänden Sohn's und Hildebrandt's besitzt. Aber auch der Historien- und Genre-Gemälde sind sehr ausgezeichnete da, welche die Namen Steinbrück, Volkhart, Mücke, Ihlee, Hübner, Camphausen und Lideman würdig vertreten. Die Zahl der guten Landschaften überwiegt auch bei uns, wie überall, die der übrigen Bilder. Schirmer, Andr. Achenbach, Weber, Heunert, Hilgers, Schulten, Scheins, Portmann und andere bekannte Meister haben jeder in seiner Weise Gelungenes geliefert. Eine immer poetischere Richtung, ernstere und tüchtigere Durchführung macht sich in den Landschaften von Weber bemerkbar und verspricht diesem Künstler sehr bald einen Platz neben den ersten seines Fachs.

Korrespondenz.

Köln, 18. Juni.

Bei Gelegenheit des Sängerfestes hat Antiquar Tonger hierselbst an recht gelegener Stelle, in der Nähe des Domes, eine Gemäldeausstellung veranstaltet, die in kurzer Zeit einen bedeutenden Reichthum an alten, wie an frischen Bildern entfaltete und jetzt, wie verlautet, für permanent bestehen soll. Ihr Fortbestehen ist auch in jeder Hinsicht wünschenswerth, da sie dem Kunstfreunde, gegen sehr billiges Eintrittsgeld, die Anschauung von wichtigen Kunstgegenständen, die sonst zersplittert und verborgen hingen, darbietet, da sie einen Markt eröffnet für Altes, wie für Frisches, der der halben Welt zugänglich ist. Die Aufhebung der Klöster, so vieler Klosterkirchen und Kapellen in der alten Reichsstadt, wie in deren Umgebung, hat eine Unzahl von Bildwerken in deren Nachbarschaft verzettelt, die durch diese Anstalt an's Tageslicht treten können und theilweise schon getreten sind, so daß neue Aufschlüsse über mittelalterliche Kunst und Künstler zu erwarten stehen. Die Nachbarschaft von der Akademiestadt Düsseldorf bietet dagegen einen Vorrath junger deutschgedachter Bilder, der hier, an der Mündung der Pariser, der belgischen Bahnen, den anwandernden Flämingern und Franzosen ein Gegenstand der größten Aufmerksamkeit geworden. Unter den ausgestellten alten Bildern befindet sich gegenwärtig: ein großer Titian, ein Vandyk (Portrait der Maria von Medizi, ein Moor (Bild Karl des Kühnen), ein kleiner Titian (Grablegung), eine Rubens'sche Skizze (die Zeit rettet die Wahrheit), viele altdeutsche Bilder von Frank und altniederländische von Palamedes und Mabugse von Daw, Architecturbilder von Canaletto, wie neuere Leistungen von Eckardt von Kleinbroich, von Vennemann, Bianden, von Ruden (dem Direktor der Prager Kunstakademie), dann ausgezeichnetes Landschaftliche von Adolf, von Hilgers und eine ganze Gallerie Rheinlandschaften von der Hand des fleißigen Dietzler, nebst andern Kunstgegenständen, welche dem Käufer zu setzen, äußerst billigen Preisen zu Gebote stehen.

Wiesbaden, 23. Juni.

Uebereinstimmend treten auch die in Köln gewesenen Mitglieder des hiesigen Männergesangvereins Ihren in Nro. 170 und 171 Ihres geehrten Blattes gegebenen Schilderungen des sogenannten deutsch-vlämisch-kölner Sängerfestes bei. Ja, des Ausdruckes Sängerfest kann man sich nur in Ironie bedienen, da diese Tage gewiß nur für wenige der zugeströmten Sänger ein Fest der Freude waren, was es, in Verbindung mit dem höherrn Zwecke der Vereinigung deutsch-vlämischer Gesangsfreunde, seyn sollte. Die Details dieser Tage auseinanderzusetzen, würde theilweise eine Wiederholung eines früheren Berichts Ihrer Didaskalia seyn. Wie es schien, war es der alleinige Absicht der Kölner, in den Maurrn ihrer Stadt zum Besten der dortigen Gasthalter, Restaurateurs ꝛc. und nebenbei des Dombauvereins ein großes Konzert zu arrangiren, wobei die eingeladenen Sängerbrüder, von welchen man aus Anerkennung dieser großen Ehre etwa große Dankadressen erwartete, blos als Hülfsmaschinen betrachtet und nicht anders behandelt wurden. Nein, da lobe ich mir doch die Humanität der Mainzer und Frankfurter! Hier seht her, ihr liedrn Gesangsfreunde von Köln, welches grandiöse Sängerfest wurde nicht vor wenigen Jahren bei Gelegenheit der Enthüllung des Gutenbergmonuments zu Mainz gehalten? Welche herrliche Tage werden wir bei dem auf das Jahr 1848 projectirten deutschen Gesangfeste zu Frankfurt a. M. erleben, deren Einwohner Galanterie, schonende Behandlung, deren Uneigennützigkeit durch vielfach sich dargebotene Gelegenheit den deutschen Mitbrüdern bekannt ist, wodurch den fremden Gesangsfreunden der dortige Aufenthalt durch Annehmlichkeiten aller Art gewiß ein dauernder, als der in Köln, seyn wird. Ihr Sängerfreunde von Köln könnt wohl den Gulden- und Thalerfuß, nicht aber deutsche Brüder mit Bruderliebe behandeln!

Von der Nahe, 28. Juni.

Wenn die Reaction jetzt öfters die Gebrechen katholischer Geistlichen rügt, so ist es Pflicht, auch deren Tugenden nicht zu verschweigen. Vor kurzem starb nämlich in einem Städtchen an der Nahe der erste Beamte, welcher viele Jahre mit Talent und Erfolg die allgemeinen Interessen vertreten und volle Anerkennung selbst der höheren Behörden sich erworben hatte. Dieser wackere Mann, immer rastlos in seinem Berufe thätig und in gutem Glauben, damit seine Christenpflichten besser zu erfüllen, als mit Ausübung antiquirter geistloser Gebräuche und Formen, ward im letzten Winter krank und kam an die Gränzen des Lebens. Nunmehr glaubten die geistlichen Herren, die letzten Gnadenmittel der katholischen Kirche mehrmal anbieten und selbst erklären zu müssen: „daß sie bei fortdauernder Verweigerung durch hohe Vorschrift verhindert wären, die Leiche zum Grabe zu begleiten." — Der Kranke hatte aber nur noch wenige helle Stunden, war in diesen, so wie in seinem Leben, mit Gott ganz im Reinen, fühlte kein Verlangen zu den angegebenen Gnadenmitteln und schlummerte endlich ohne diese sanft hinüber. Anstatt daß nun der eifrige erste Geistliche die angeführte hohe Vorschrift in Vollzug setzte, hat dieser, nicht, wie die arge Welt behauptet, aus Sorge, eine allgemeine Indignation zu erregen, oder gar von einem Geistlichen anderer Confession die Beerdigung vollziehen zu sehen, sondern aus angeborner Pastoralmilde von dem hochwürdigsten Bischofe Erlaubniß erwirkt, die Leiche zu begleiten, vollzog dieses auch wirklich im großen Ornate, begleitet von beiden Herren Kaplänen, und hielt am Grabe vor einem großen Publikum sogar theilweise noch eine Lobrede von besonderer dialectischer Feinheit, die als ächtes Muster des Geistes seiner Kirche betrachtet werden muß. Diesen Act katholischer Humanität glauben wir ebenfalls veröffentlichen zu müssen.

Zweisylbiges Logogryph.

Dort, wo sich das Bächlein windet,
Murmelnd durch die dunten Au'n,
Wo der Frohsinn sich verkündet,
Dort kannst du mein Ganzes schau'n.
Grüne Au mit Weiß bezogen,
Leicht geschürzter Nymphen Zahl,
Waffnend sich mit Wasserwogen,
Kämpfend mit der Sonne Strahl.
Doch der Frohsinn wird entweichen,
Dich durchzuckt des Todes Schau'r,
Raubst du mir das erste Zeichen.
Welch' ein Bild der tiefsten Trau'r!
Drum hinweg mit diesem Bilde!
Schnell nimm noch ein Zeichen mir,
Und was dich mit Schmerz erfüllte,
Schaust du nun in Waldeszier,
Ein Symbol der Kraft und Stärke,
Das im Sturme kaum erbebt,
Das im großen Reich der Werke
Lange Jahre steht und lebt.

Dietz, im Juni 1846. Kühn.

Main-Wasserwärme: 26. Juni, Morgens, 8 Uhr: 15 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 27. Juni. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Letzte Gastrolle) Amine: Mad. Fischer-Achten, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig. Rudolf: Hr. André.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 176 Sonntag, den 28. Juni 1846.

Die spielenden Kinder.

(Von Wilh. Wagner.)

Das Abendroth blinkt durch der Bäume Grün
Und immer länger dehnen sich die Schatten;
Die Thäler dampfen und die Höhen glüh'n,
Balsam'scher Thau erfrischt die welken Matten;
Das Mühlrad badet sich im Wellenschaum
Und Rosen duften an des Gartens Saum.

Wie schön ist's rings! Dort auf dem grünen Plan
Seh' ich der Kinder froh bewegte Spiele.
Sie haschen sich, sie fliehen und sie nahen,
Sie eilen nach dem vorgesteckten Ziele;
Hier kämpfen sie, erprobend ihre Kraft,
Und rasten dort, ermattet und erschlafft.

O störet nicht ihr fröhliches Geschrei,
Stört ihren Jubel nicht und ihre Wonne!
Sie fühlen sich so glücklich und so frei
Im milden Strahl der abendlichen Sonne;
Voll Glanz und Lust ist ihre kleine Welt,
Von Seligkeit ihr junges Herz geschwellt.

O Kindeslust, die noch den Augenblick
Genießt, sich wenig kümmernd um das Morgen,
Die noch nicht kennt das feindliche Geschick
Und nicht das Heer der ernsten Lebenssorgen,
Die sich mit bangen Zweifeln noch nicht quält,
Nur selten prüft und doch das Rechte wählt!

O Kindeslust, mit Wenigem beglückt,
Mit einem Blüthenzweig, mit einer Blume,
Die noch ein bunter Schmetterling entzückt,
Die noch nicht hascht nach trügerischem Ruhme,
Die noch kein Freund mit falschem Schwur bethört,
Die noch des Hasses Schmähung nicht gehört!

O Kindeslust, zu der im holden Traum
Auf gold'ner Leiter Engel niedersteigen,
Du reizend Eiland mit begrüntem Saum,
Mit Gold und Perlen aus den Feenreichen,
Du Maienmond, du ungetrübter Quell,
Wie ist dein Lenz so schön, dein Tag so hell!

Die Sonne sinkt und in dem Waldesdom
Verstummen schon der Vögel Abendlieder;
Durch hohe Tannen rauscht der Lüfte Strom,
Die ersten Sterne blinken schon hernieder,
Und heimwärts eilt der Kinder munt're Schaar,
Die hier so froh bei heitern Spielen war.

Genießet sie, des Lebens schönste Zeit!
Wer weiß es, was die spätere kann bringen?
Vielleicht ein frühes Grab und bitt'res Leid,
Vielleicht viel Kampf und mühevolles Ringen.
Erinnerung ist eine Trost'rin dann,
Die, wenn auch heilen nicht, doch lindern kann.

Marie Taglioni unter Räubern in Schweden.

Von Max Rosenheyn.

(Schluß.)

3. Die seltsame Räuberhöhle.

„Wir sind verloren, meine arme Gebieterin," rief laut weinend Clementine. „Was werden sie aus uns machen?"

Marie Taglioni antwortete nicht, denn sie erlag fast dem Eindrucke, den eine große Gefahr hervorzubringen pflegt. Der Fußpfad zog sich nach mehrmaligen Krümmungen unter dunkeln Kiefern am Rande des Walddaches hin, und mit Grauen sah die Tänzerin in einen fast bodenlosen Abgrund, in welchen sich tosend die ungeheure Wassermasse stürzte. Man sah das Wasser wildschäumend von Fels zu Fels herabfallen und Wurzeln und Fichtenzweige mit sich fortreißen.

Marie hielt, um sich vor Schwindel zu schützen, die kleine Hand vor die Augen und befahl ihre Seele dem Himmel. Der Weg, welchen die Träger verfolgten, entfernte sich jedoch allmählig vom Abgrunde, und bald traten sie in eine weite Halle, eine Art von großer Höhle, die vielleicht schon manches Opfer zurückgehalten. —

Das laute Weinen der Kammerfrau berührte das Ohr des Räubers; er ließ Fackeln anzünden und näherte sich der Tragbahre, um mit zuvorkommender Güte nach der Ursache der Verzweiflung des dienstbaren Geistes sich zu erkundigen. Dann aber zu Taglioni sich wendend, sagte er: „Meine schöne Besucherin wird ohne Zweifel mir den Schreck vergeben, den sie so eben empfunden; leider giebt es keinen andern Weg, zu mir zu gelangen. Uebrigens hatten Sie nichts zu fürchten, da ich über Ihre Sicherheit wachte. Wir sind am Ziel," fügte Christian hinzu, indem er über das Erstaunen der Sylphide lächelte. „Sie sehen, ich wohne eben nicht schlechter, als andere Leute."

Digitized by Google

In der That, ein wunderbares Schauspiel zeigte sich den Blicken der erstaunten Tänzerin. Man war in eine zweite ungeheure Grotte getreten, deren Wände von buntem Gestein und glänzendem Bergkrystall strahlten. Zwanzig hohe Armleuchter mit Wachskerzen erhellten die Diamantmauern und die phantastischen Säulen dieses Feen-Palastes. Die Augen wurden geblendet durch den Glanz dieser tausend Lichtstrahlen, und keines Königs Palast hätte wohl je einen größern Eindruck von Glanz und Pracht hervorbringen können.

In einer Ecke dieser magischen Säulen-Halle war eine prächtige Mahlzeit angerichtet. Was aber am meisten die Tänzerin in Erstaunen setzte, war, daß sie im Grunde der Höhle ein geräumiges Theater mit Dekorationen und vollständigem Orchester gewahrte. Eine prächtige Ouvertüre von Rossini begrüßte bei'm Eintreten die Tänzerin der Welt, und Christian Wasa sprach, das Knie vor ihr beugend, mit vor Bewegung zitternder Stimme: „In früheren Jahren habe ich das Glück gehabt, Sie in Frankreich zu bewundern; ich wollte Sie noch ein Mal bewundern, dies ist meine einzige Bitte".

Marie war zu sehr erfreut über diese Art der Auflösung des Abenteuers, um nicht von Herzen gern sogleich zu willfahren. Man hatte ihre Koffer herbeigebracht, ein Zelt war eigens zum Ankleidezimmer zurechtgemacht, und bald tanzte sie wie eine Sylphide unter den stürmischen Beifallsbezeugungen der Räuber und ihres Anführers.

Nach der Vorstellung machte Christian die Honneurs der Mahlzeit mit der Sicherheit und den ausgezeichneten Manieren eines feinen Weltmannes, und bat schließlich die Tänzerin, ein prächtiges Schmuckkästchen zur Erinnerung anzunehmen. „Sie dürfen es ohne Furcht annehmen," sagte er, „denn das ist ein Ueberbleibsel meines früheren Vermögens. Ich besaß es, ehe unglückliche Umstände und die Undankbarkeit eines Königs mich darauf anwiesen, das Handwerk eines Räubers zu treiben.

Er begleitete alsdann Mademoiselle Taglioni selbst bis zu ihrem Wagen, dessen Postillon sie nie wieder zu erblicken geglaubt hatte.

Bei'm Herauskaheen aus dem verhängnißvollen Walde flüsterte Clementine zu ihrer Gebieterin: „Das wäre nun glücklich überstanden; aber ich bitte Sie, öffnen Sie künftig doch die Briefe unmittelbar bei'm Empfange."

Das Meteor vom 21. Juni.

Darmstadt, 25. Juni.

Die Erscheinung der am hellen Sternhimmel in der zehnten Abendstunde vom 21. d. hier, in Worms und in Mannheim beobachteten großen Feuerkugel, hat die bei dergleichen auffallenden Naturereignissen gewöhnlich sich äußernde Wißbegierde auch dieses Mal die wichtige Frage nach der Ursache jener interessanten Erscheinung am Abendhimmel aufwerfen lassen. Es wäre nicht unmöglich, daß das Phänomen vom 21. d. zu jener Gattung von Feuerkugeln gehörte, welche bisweilen in den höheren Gegenden des Luftkreises mit hell leuchtendem Glanze erscheinen, mit großer Geschwindigkeit sich bewegen und nach wenigen Augenblicken mit einem donnerähnlichen Gekrache zerplatzen, ohne eine andere Spur ihrer Erscheinung zurückzulassen als kleine oder größere Steine, sogenannte Meteorsteine, welche sie fallen lassen und welche, nach allen bis jetzt gemachten Beobachtungen, eine auffallende Uebereinstimmung hinsichtlich ihrer festen Bestandtheile gezeigt haben. Dieselben sind: Eisenkiesel, Nickel, Schwefel, Magnesia, Mangan und Chrom. Nur dem Zusammentreffen von äußerst günstigen Umständen dürfte es zuzuschreiben seyn, wenn die chemischen Erzeugnisse von in der Atmosphäre zerplatzenden Feuerkugeln früh oder spät glücklich aufgefunden werden. Ueber den Grund ihrer Erscheinung, nach dem auch jetzt wieder mit edler Wißbegierde gefragt wird, hat die Naturforschung sich schon viel Mühe gegeben, ohne jedoch, was diesen speciellen Punkt betrifft, sich anders als in bloßen Vermuthungen aussprechen zu können. Die Naturforschung hat darin, so viel uns bekannt, in den letzten dreißig Jahren wenig oder gar keine Fortschritte gemacht; wenigstens zeigt eine Vergleichung der darauf Bezug habenden physikalischen Lehren vom Jahr 1815 mit Dem, was die heutige Naturkunde darüber sagt, keine bemerkbaren Verschiedenheiten oder näheren Aufschlüsse. Man läßt nämlich jetzt wie damals die Feuerkugeln in dreifacher Weise entstehen: 1) indem man mit dem berühmten Chladni annimmt, daß kleinere, in dem Weltraume sich bewegende Körper bei Beschreibung ihrer Bahn unserem Planeten nahe kommen, von ihm mit überwiegender Kraft angezogen werden und — indem sie, mit außerordentlicher Geschwindigkeit, sich fortbewegen — durch die fortwährende Berührung mit der Luft in jenen Zustand von Glühhitze gerathen, in dem wir sie sehen, und der mit einer Explosion zu endigen pflegt: 2) sucht man ihren Ursprung im Monde und läßt sie, nach der von dem berühmten Laplace geäußerten Ansicht, als Produkte vulkanischer Thätigkeiten dieses Weltkörpers erscheinen, welche mit so großer Kraft aus den Kratern der Mondvulkane in die Höhe geschleudert würden, daß sie in den Anziehungskreis der Erde tretend, von dieser angezogen würden; 3) betrachtet man sie als bloße Erzeugnisse der in dem Luftkreise waltenden Kräfte, wonach sie also rein atmosphärischen Ursprungs seyn sollen. Gegen die erste dieser drei gewagten Meinungen spricht der erhebliche Umstand, daß alle jetzt beobachteten und untersuchten Aerolithen oder Meteorsteine in ihrer Zusammensetzung eine auffallende Uebereinstimmung der Bestandtheile zeigten, welche Thatsache schon allein Chladnis Ansicht als unhaltbar erscheinen läßt, da nicht abzusehen ist, warum die von ihm angenommenen, im Weltraume sich bewegenden kleineren Massen alle einerlei Beschaffenheit haben sollen. Gegen die zweite, von Laplace geäußerte Ansicht spricht zunächst vor Allem die rein willkürliche Annahme von Mondvulkanen, deren Existenz bis jetzt noch durch Nichts bewiesen worden ist. Uebrigens wäre die vorausgesetzte Thatsache an und für sich nichts Unmögliches, da ein aus dem Monde emporgeschleuderter Körper, einer von Laplace angestellten Berechnung zufolge, nur $5^1/_2$ Mal geschwinder als eine Kanonenkugel sich zu bewegen brauchte, um in den Anziehungskreis unserer Erde zu gelangen. Es bliebe nun zuletzt noch die Prüfung der unter 3) erwähnten Meinung übrig, welche den Feuerkugeln und dem ganzen Gefolge ihrer Erscheinungen einen rein atmosphärischen Ursprung gibt. Wenn auch diese Ansicht als die wahrscheinlichste erscheint, da es immer sehr gewagt ist, bei Erklärung von Erscheinungen in der Atmosphäre fremde Weltkörper zu Hülfe zu rufen, so ist sie doch keineswegs gewiß, und dies um so weniger, als alle bis jetzt angestellten Untersuchungen noch keinen der festen mineralischen Bestandtheile in der Luft haben entdecken lassen, welche man in den Aerolithen oder Meteorsteinen zu finden gewohnt ist. Es sind also bloß Vermuthungen, welche von der Naturforschung über die Entstehung und Natur der Feuerkugeln bis jetzt ausgegangen sind, eben so wie bei andern feurigen Lufterscheinungen, den Sternschnuppen und dem Zodiakallicht, worüber, so viel uns bekannt, noch keineswegs etwas Gewisses ermittelt worden ist. Arago ist ein vortrefflicher Rathgeber in astronomischen und naturwissenschaftlichen Dingen; allein, was den vorbemerkten Gegenstand anlangt, so sagt er in seinen neueren naturwissenschaftlichen Abhandlungen ungefähr darüber dasselbe, was die Physik schon vor länger als dreißig Jahren bekannt war. Dieser berühmte Astronom erwähnt in seinen Werken auch einer vor mehreren Jahren in Frankreich niedergefallenen Feuerkugel, welche auf ein Gebäude stürzte und dasselbe in Brand steckte. In ihrer Wirkung war diese Feuerkugel

einer Bombe ähnlich, welche, von der unsichtbaren himmlischen Artillerie geschleudert, ihr Ziel und ihren Zweck nicht verfehlte.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Mannichfaltigkeiten.

Das Album der Lutherfeier der Gesellschaft „Jris" zu Frankfurt a. M. ist im Georg Friedr. Heyer'schen Verlag in Gießen im Druck erschienen und in den Buchhandel gelangt. Die Verspätung des Erscheinens wird dem Debit des Albums eben nicht förderlich seyn, da jetzt der rechte Moment vorüber ist. Hiervon abgesehen, enthält übrigens das genannte Album mehrere sehr werthvolle und anziehende Abhandlungen, welche ihm, abgesehen von dem Interesse der Tagesbeziehung, einen dauernden Werth zu geben im Stande seyn dürften.

(London.) Der „Globe" meldet den Tod des bekannten Naturforschers und Reisenden Bonpland in folgender Weise: So eben ist die Nachricht von dem Hinscheiden dieses berühmten Gefährten des großen Humboldt, mit welchem er von 1799 bis 1804 einen großen Theil der Erde bereiste und gemeinschaftlich das bekannte wichtige Reisewerk schrieb, in England angelangt. Nach einem kurzen Aufenthalt in seinem Geburtslande Frankreich schiffte er sich zum zweiten Male nach Buenos-Ayres ein und siedelte sich für einige Zeit zu Candelaria auf der Südseite des Parana in Entrerios an, wo er sich emsig mit dem Anbau von Pflanzungen am Paraguay-See beschäftigte. Zu Ende des Jahres 1821 wurde sein Etablissement zerstört und er selbst vom Dictator Francia gefangen genommen, der ihn 10 Jahre lang gefangen hielt, endlich aber ihm verstattete, sich in Corrientes anzusiedeln, wo er nunmehr gestorben ist.

(Nürnberg, 24. Juni.) Bezüglich der Festsetzung des Tages, an welchem die feierliche Enthüllung des Kanalmonuments bei Erlangen vor sich gehen soll, wird noch die allerhöchste Bestimmung erwartet. — Wir beklagen, einen Akt des Vandalismus der öffentlichen Verachtung preisgeben zu müssen. In der Nacht vom 19. auf den 20. Juni wurde das Epitophium Scharrer's mit Schwefelsäure begossen. Muß eine solche Barbarei, wo immer verübt, die größte Indignation erregen, so ist sie doppelt verdammungswürdig, wenn sie gegen das Denkmal eines Mannes in der nämlichen Stadt verübt wurde, um welche sich derselbe unzweifelhaft große Verdienste erworben hat.

Der Oberhofprediger von Ammon in Dresden hatte für seine Predigt zum Schlusse des Landtags den Text (Pred. Sal. Kap. 7, V. 9) gewählt: „Das Ende eines Dinges ist besser als sein Anfang. Ein geduldiger Geist ist besser denn ein hoher Geist."

Einem der besten Daguerreotypisten Leipzigs, Hrn. Wehnert, ist es gelungen, treffliche Lichtbilder auf Papier herzustellen. In der Leipziger Modenzeitung gibt er eine ausführliche Schilderung seiner Prozedur.

(Zweckmäßige polizeiliche Verordnung in Betreff herumlaufender Hunde.) Man lies't im Constitutionel vom 8. d. Mts.: „Heute wurde in Paris eine polizeiliche Verordnung wegen herumlaufender Hunde angeschlagen, nach deren Bestimmungen 1) es verboten ist, in den Wohnungen Hunde in solcher Anzahl aufzuziehen und zu halten, daß dadurch die Sicherheit der Nachbarschaft in Sanitätsbeziehung gefährdet wird; 2) es verboten ist, Hunde ohne Maulkorb herumlaufen zu lassen und ohne sie mit einem Halsbande sammt Schildchen zu versehen, auf welchem Namen und Wohnung des Eigenthümers zu lesen ist; 3) die Hunde in den Kaufläden, Magazinen und Werkstätten ebenfalls mit Maulkörben versehen und angebunden werden müssen; 4) es auf's Ausdrücklichste verboten ist, Hunde, selbst wenn sie mit Maulkörben versehen sind und an einem Seile geführt werden, in einen öffentlichen Wagen zu nehmen; 5) Fuhrleute die zur Bewachung ihrer Wagen bestimmten Hunde an Ketten kurz angebunden halten müssen; 6) was die Bull-Doggen und Bastarde davon betrifft, solchen Straßen und öffentliche Wege gänzlich und durchaus verboten sind, und sie in Höfen und Werkstätten angebunden bleiben müssen. 7) Jeder Hund, der ohne die vorbemerkten Verkehrungen auf Straßen und öffentlichen Wegen angetroffen, ohne weiteres auf übliche Weise getödtet wird." — Unter dieser Verordnung befindet sich nachfolgende Ermahnung für Personen, welche von Hunden gebissen werden: „Die Sanitäts-Kommission empfiehlt Denjenigen, die von Hunden gebissen werden, auf das allerdringendste: 1) die Wunde stark auszudrücken; 2) die Wunde mit flüchtigem Alkali, Lauge, Seifenbrühe, Kalkwasser, Salzwasser, Urin, oder auch nur unvermischtem Wasser zu waschen; 3) die Wunde mit einem stark geglühten Eisen auszubrennen; 4) sich unverzüglich an einen Arzt oder Wundarzt zu wenden.

(Naturhistorisches Curiosum.) Originalien-Sammlung von 272 Stücken jener künstlich nachgebildeten Versteinerungen von Thieren, Pflanzen u. A., welche Dr. J. B. A. Beringer, Professor der Medizin an der Universität zu Würzburg, in seinem 1726 in Folio im Drucke herausgegebenen Lithographiae Wirceburgensis ducentis lapidum figuratorum a poliori insectiformium prodigiosis imaginibus exornatae specimen primum beschrieben und abgebildet hat. Dr. J. J. Rodriguez a. J., Professor der Mathematik zu Würzburg, hatte, um seinen leichtgläubigen Kollegen Beringer zu täuschen, die wunderlichsten Figuren von Thieren und Pflanzen, ja sogar von Himmelskörpern und Schriftzügen, in großer Anzahl, mit vieler Mühe und Kunstfertigkeit auf einzelnen Kalksteinen nachgebildet und dieselben hin und wieder in den Steinbrüchen nächst Eibelstadt zerstreut, woher sie der eifrige Sammler von den Arbeitern erkaufte. Die Täuschung gelang so vollkommen, daß Beringer diese Funde in der oben angeführten, mit großer Gelehrsamkeit verfaßten Beschreibung, einer mit 21 Kupfertafeln gezierten akademischen Gelegenheitsschrift bei der Promotion des Dr. G. L. Hueber im Drucke herausgab. Bald darauf aber von dem ihm gespielten Betruge unterrichtet, suchte Beringer sein verunglücktes literarisches Produkt möglichst zu unterdrücken und erkaufte deßhalb alle ihm zugänglichen Exemplare der Lithographia, welche nach des Verfassers Tode im Jahre 1767 zu Leipzig wieder in einem jedoch weniger als die Originalausgabe gesuchten Nachdrucke erschien. Eine Sammlung von 272 solchen Beringerischen Petrefakten-Originalien nebst zwei Exemplaren der ersten seltenen Ausgabe der Lithographia ist zu verkaufen bei A. Rösner, Buchbinder in Würzburg, Augustinerstraße Dist. III. Nro. 207.

(Berlin, 19. Juni.) Bei unserm Gardekorps machen jetzt zwei reiche Heirathen, welche zwei Offiziere einzugehen beabsichtigen, viel Aufsehen und werden eifrig besprochen. Eine reiche Türkin, die sich schon in Berlin befindet, hat sich in den Einen in Konstantinopel verliebt, und nur die Lesarten sind darüber verschieden, ob er Muselmann oder sie Christin werden wird. Die Thatsache selbst steht aber im Allgemeinen fest. Eben so, daß ein anderer Kamerad mit einer Holländerin verlobt ist, die nicht weniger als 9 Mill. Gulden erben wird. Das wäre ja ein ganz neues und unerwartetes Mittel, um aus unserer Geldkrisis zu kommen. Man brauchte nur unsere Offiziere, da sie die Sache so gut verstehen, auf reiche Heirathen auszuschicken und dazu förmlich zu kommandiren. (Z. N.)

Digitized by Google

(Für Auswanderer.) In der Oberrheinischen Zeitung wird ein Auszug aus brieflichen Mittheilungen von badischen Auswanderern veröffentlicht, der Andeutungen enthält, welche Beachtung verdienen. Einer dieser Auswanderer warnt von Havre aus davor, es wie sie zu machen: sie hätten bei einem Straßburger Agenten einen Kontrakt abgeschlossen, wornach sie „mit dem ersten oder folgenden Schiffe" ihre Seereise von Havre hätten antreten sollen; jetzt seyen aber schon zehn Schiffe in See gegangen und sie säßen immer noch fest: in ihrem Kontrakte, der französisch geschrieben sey und den sie deßhalb nicht verständen, müsse wohl etwas verfehlt seyn! Deßhalb sey zu rathen, sich lieber an deutsche Agenten am Rhein zu wenden und nur auf deutsche Kontrakte einzugehen. „Um indeß", heißt es in der Oberrhein. Ztg. dann weiter, „nicht länger hingehalten zu werden und für die lange Verzögerung eine Entschädigung zu erhalten, wandten sich die in Rede stehenden Leute mit einer Klage an den badischen Konsul; dieser aber — wir wollen Stelle des Briefes wörtlich anführen — „statt daß er uns anhörte, was wir zu klagen haben, kam auf uns zu und stieß uns zur Thüre hinaus und schloß zu." Mehrere Andere sollen auf ähnliche Weise von demselben behandelt worden seyn. Die so schnöde Abgewiesenen wandten sich hierauf an den hessischen Konsul, der sich denn auch nachdrücklich ihrer annahm und dessen Leutseligkeit und Humanität sie nicht genug rühmen können."

In Saale bei Manchester trägt ein Rosenstock gegenwärtig nicht weniger als 8000 Rosen einer seltenen Art. Der Strauch, obgleich erst 1841 gepflanzt, ist ein Baum von 38 Fuß Höhe und einem Kronenumfang vor 69 Fuß geworden.

Frankfurter Theater.

Wir haben seit einiger Zeit unsern Lesern über die hiesige Bühne keine Mittheilungen gemacht. Während des Maimonates hatten wir nichts zu berichten, weil zum Behufe von Reparaturen und neuen Einrichtungen im Innern des Schauspielhauses dasselbe geschlossen blieb. Die meisten Mitglieder der Anstalt hatten Frankfurt verlassen, um durch kleine Ausflüge oder Reisen sich zu erholen und zu erneuerter Thätigkeit zu stärken, oder um durch Gastspiele ihren Künstlerruf zu erweitern und sich Anerkennung zu gewinnen. Der Monat Juni war für den Theaterbesuch wenig günstig, weil das herrlichste Wetter und ein stets ungetrübter Himmel hinaus in's Freie riefen und weil man im Wald und Flur so reiche Naturgenüsse fand, daß man sich wenig veranlaßt fühlte, den Musen im engen Tempel der Kunst Huldigung zu bringen. Man muß jeder Jahreszeit ihr Recht lassen und die Saison der Theatervergnügungen wird schon wieder zu dem ihrigen gelangen. Uebrigens hat es an mancherlei Stoff der Unterhaltung und des Interesses in unseren Blättern wohl nicht gefehlt und wir glauben, daß nur wenige Leser die Theaterberichte vermißt haben. Diese werden auch wieder an die Reihe kommen, sich aber hinfort mehr mit dem Literarischen und Aesthetischen der Kunst, mit der Erörterung von Novitäten und von anziehenden Vorstellungen älterer und gediegener Werke, als mit specieller Besprechung der Leistungen der Bühnenmitglieder oder der Gastspiele beschäftigen. Die Erfahrung hat genugsam bewiesen, daß dergleichen Referate über darstellende Individuen der Kunst selber nur wenig Vorschub leisten und dem Kritiker Verdrießlichkeiten bereiten, welchen er sich bei aller Sorgfalt zu entziehen nicht im Stande seyn wird; denn seinem Lobe, wie seinem Tadel pflegt man gehässige Motive zu unterschieben, oder ihn irgendwie zu verdächtigen. Seitdem das Publikum angefangen hat, sich für noch wichtigere und ernstere Gegenstände zu interessiren, als für eine Theatervorstellung, seitdem die Journalistik jeden Tag Beachtungswerthes vorzuführen vermag, kann es nicht mehr so wesentlich erscheinen, Bülletins über das Leben und Treiben der Schauspieler oder Sängerinnen zu erhalten, oder gedruckt zu lesen, ob Hr. N. im Sinne seiner Rolle gewesen, ob Mad. B nichts zu wünschen übrig gelassen und ob Fräul. C. im vierten Tacte der dritten Arie des zweiten Actes rein intonirt habe. Die Zeiten, wo das Publikum noch Geduld hatte, ellenlange und mit bewunderungswürdiger Genauigkeit detaillirte Theaterreferate und Declamationen über Kunst und Künstler zu lesen, wo im Salon, wie an der Wirthstafel die Schauspieler und Sängerinnen den Hauptstoff der Unterhaltung bildeten, diese Zeiten sind vorüber und von jener Ueberschätzung einer an sich zwar ganz guten Sache ist man zur rechten Würdigung derselben gekommen. — Nachträglich haben wir zu berichten, daß unlängst Fräul. Capitain. von einer längeren Krankheit genesen, als Emmeline in der „Schweizerfamilie" wieder aufgetreten und mit jenem Beifall aufgenommen worden ist, zu welchem sie ihre wirklich verdienstliche Leistung, ihr edler, seelenvoller Gesang und ihr ausdrucksvolles Spiel berechtigen. Ferner gaben Hr. und Mad. Fischer, vom braunschweiger Hoftheater, eine Reihe von Gastdarstellungen, in denen beide sich als wackere Künstler bekundeten und genügende Beweise erhielten, daß man sowohl ihre Gesangsleistungen würdigte, als auch ihre frühere Wirksamkeit bei der hiesigen Bühne noch immer in freundlichster Erinnerung trägt. — Da uns mehrere Schauspiel-Novitäten in Aussicht stehen, so werden wir nicht unterlassen, unsere Leser mit denselben bekannt zu machen. B.

Korrespondenz.

Wiesbaden, im Juni.

Es freut mich, Ihrem großen Leserkreise die Nachricht bringen zu können, daß die „Texas-Literatur" durch eine bei Chr. Wilhelm Kreidel erschienene, sehr belehrende Schrift einen dankenswerthen Beitrag erhalten hat. Der Titel derselben ist: „Texas, Rathgeber für Auswanderer, mit besonderer Unterstützung des Vereins zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas, von Kuno Damian Freiherrn von Schütz, Vereinsbeamten zu Neu-Braunfels", und der billige Preis ist 1 fl. 12 kr. Dem Werke ist eine sehr genaue, im Jahr 1845 aufgenommene Karte und eine Anzahl Briefe deutscher Auswanderer hinzugefügt. Dieses Buch verdankt sein Entstehen keiner Buchhändlerspeculation, sondern nur der Absicht des Verfassers, die öffentliche Meinung in Deutschland über die allgemeinen und speciellen Verhältnisse der neuen Adelscolonie aufzuklären. Hier erfährt der Leser nur wirklich Wissenswerthes über die Geschichte, Geographie, Hydrographie, politische Eintheilung, Klima, Producte, Gewerbe und Handel, wobei zu bemerken ist, daß alle Mittheilungen aus authentischen und sichersten Quellen geschöpft sind. Sodann wird es unseren Bauern besonders erwünscht seyn, nicht allein die Verfassung von Texas, sondern einen genauen Abdruck der Statuten des Adelsvereins zu erhalten und in Stand gesetzt zu seyn, über Münzen, Maße und Gewichte, über den Preis der Natur- und Kunstproducte und über den Flor der verschiedenen Gewerbe genaue Auskunft zu erhalten. Da nichts bedauerlicher seyn kann, als Menschen mit ganz falschen, oder doch wenigstens sehr unklaren Begriffen die Auswanderung antreten zu sehen, so dürfen wir diesem Buche eine recht günstige Aufnahme bei Allen wünschen, welche sich für diesen, Deutschland so nahe berührenden Gegenstand interessiren und darauf aufmerksam machen, daß dasselbe sehr verdient, in allen Lesevereinen kleiner Landstädte und in allen Leihbibliotheken Zugang zu finden.

Auflösung der Charade in Nro. 171:
Lerchenfeld.

Main-Wasserwärme: 27. Juni, Morgens, 8 Uhr: 15 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 27. Juni. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Letzte Gastrolle) Amine: Mad. Fischer-Achten, vom herzogl. Hoftheater zu Braunschweig. Rudolf: Hr. André.

Sonntag, 28. Juni. (Neu einstudirt): Die Schwäbin, Lustspiel in 1 Act, von J. F. Castelli. Hierauf: Fritz, Ziethen und Schwerin, dramatische Scene in 1 Act, von L. Schneider. Zum Schluß (zum Erstenmale): Reich an Liebe, oder: Nur fünf Gulden, Lustspiel in 1 Act; nach dem Französischen: „Riche d'amour" der Herren Xavier, Duvert und Lauzanne, von Heinrich Börnstein.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 177. Montag, den 29. Juni 1846.

Liebe Abd-el-Kaders und der Lella Kheira.

(Aus der bei Fr. Weiß in Gruenberg in Schlesien erscheinenden Uebersetzung der Geschichte Abd-el-Kaders von A. de Lacroix.)

Abd-el-Kader, kaum in das erste Jünglingsalter getreten, wurde von seinem Vater zu dem Marabut der Gharaber Sidi Aly-Ben-Taleb, dem Bruder Mahhi-Eldins geschickt, um mit ihm eine für beide Stämme wichtige Angelegenheit zu verhandeln.

Beide Gebiete waren eine Tagreise von einander entfernt, und noch vor Ende des Tages befand sich Abd-el-Kader dem Ziele seiner Reise nahe. Als ihn von der Guatna des Marabuts nur eine sehr kurze Strecke trennte, und er im Schritte längs einem mit Johannisbrodbäumen umschatteten Flüßchen ritt, befand er sich bei einer Krümmung desselben plötzlich zwei Frauen gegenüber, welche, bei seinem Anblicke erschrocken, einen Schrei ausstießen und eilig ihren Haik (eine Art Mantel) über sich warfen. Wie schnell das aber auch geschah, so konnten ihre Züge Abd-el-Kaders Blicken doch nicht völlig entzogen werden. Die eine der beiden Frauen, die in schon vorgerücktem Alter stand, schien die Mutter der andern zu seyn, eines jungen Mädchens von ausgezeichneter Schönheit. Obgleich in die Falten ihres Haiks völlig gehüllt, stach doch ihr hoher zierlicher Wuchs hervor, und ihr Gang voll Adel und anmuthiger Bewegung verrieth die köstlichen Formen. Abd-el-Kader, durch ihren Anblick verwirrt, wandte sich nach ihr um, und begegnete zwei Mal ihren großen, schwarzen Augen, die durch die Oeffnung ihres Haiks ihn anblickten.

Abd-el-Kader wurde in das Zelt des Marabuts geführt und mit aller Achtung aufgenommen, die er beanspruchen konnte. Es wurde sogleich ein Mahl von kalten Speisen, von Cuscussu, Oliven, Feigen und Mandeln aufgetragen, woran sein Wirth, um den Sohn seines Bruders zu ehren, Theil nahm. Darauf erörterte Abd-el-Kader die Veranlassung seines Besuchs, und als die Sache von beiden Seiten besprochen und zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen war, zog sich Abd-el-Kader in das einige Schritte von dem des Marabuts für ihn aufgeschlagene Zelt zurück.

Dort hörte er von dem jenem zunächst gelegenen Theile aus ersticktes Schluchzen hervordringen. Erstaunt blieb er stehen; das Schluchzen verlor sich, und eine sanfte Stimme sang mit ganz leisem Tone diesen Gesang jenes Landes:

Ich bin die Tochter eines mächt'gen Haupts und schön;
Doch wein' ich, weil ein Mann mein Antlitz hat geseh'n.
Nun wird mich nimmer die Hochzeit erfreu'n;
Denn wenn das Mädchen
Im Brautgemache
Den Schleier mir lüftend:
„Sieh deine Gattin!"
Zum Gatten sagte,
Würd' sich das Bild mir des Fremden erneu'n,
Des schönen Manns's, der meinen Blick zuerst geseh'n,
Und ich voll Scham und Beben vor dem Gatten steh'n.

Die Stimme verklang und wieder begann das Schluchzen; so daß Abd-el-Kader bewegt näher trat und sprach:

Bist Du das junge Mädchen, das ich gegen Ende des Tages an dem Flusse bemerkt habe?

Ich bin es.

Wie ist Dein Name?

Man nennt mich Kheira (Glückseligkeit).

Abd-el-Kader schwieg einen Augenblick und sprach dann mit zitternder Stimme:

Kheira, Dein Name verspricht Glück und meine Augen haben Dich schön gefunden; ich werde meinen Vater Mahhi-Eldin bitten, um Dich bei Deinem Vater für mich anzuhalten.

Möchte es so seyn, antwortete Kheira.

Abd-el-Kader entfernte sich darauf und kehrte in sein Zelt zurück, ohne jedoch schlafen zu können: Kheira's Bild schwebte beständig vor seinen Blicken.

Gegen Mitternacht erschien eine alte Frau in seinem Zelte, welche sich ihm näherte, und zum Zeichen des Schweigens und des Geheimnisses den erhobenen Zeigefinger senkrecht auf seine Lippen legte, während sie mit verschmitztem Lächeln ihre grauen, noch sehr lebhaften Augen fest auf ihn richtete. Ihre Füße waren ganz bloß, und die eckigen Formen ihres Körpers wurden kaum durch ein Stück unsauberer Leinwand verborgen, womit sie umhüllt war. Ihr über die Schultern zurückgeschlagener Haik ließ ihre trockene, runzliche Gestalt, eben so wie ihre Brust und ihren Hals, unbedeckt, deren zahlreiche Falten einer mehrreihigen Ambrakette glichen. Sie stand unbeweglich vor ihm, während Abd-el-Kader sie mit Erstaunen betrachtete.

Wer bist Du? fragte er endlich. Bist Du der böse Geist dieser Gegend? Bist Du's, die in der Nacht, wenn Muley-Abd-el-Kaders hülfreiches Auge ermattet sich geschlossen hat, den Wanderer auf den Pfaden der Berge irre führt und ihn in die Tiefe der Waldstrudel stürzet. Führst Du die Fehlgeburten herbei und quälst die jungen Mädchen, die im Verborgenen sich den Küssen eines Geliebten überlassen haben? Sprich — was willst Du?

Die Alte antwortete mit leiser Stimme:

Ich bin nicht der böse Geist dieser Gegend und habe nie Jemand irre geführt, noch getödtet. Ich bin nur ein armes, gutmüthiges Weib, welches das Glück Anderer will. Weit entfernt, Fehlgeburten herbeizuführen und die jungen Mädchen zu quälen, sorge ich vielmehr für die Mütter und für die Töchter; denn ich führe heimlich den in die Arme des jungen Mädchens, den sie verstohlen gesehen hat, und den sie vergeblich in der Nacht auf ihrem glühenden Lager ruft.

O, sey gesegnet, Beschützerin der heimlichen Liebe! rief Abd-el-Kader. Führe mich der schönen Kheira zu.

Bei diesen Worten erhob er sich erregt und zitternd von seiner Schlafmatte, um dem geheimnißvollen Boten zu folgen. Diese

Digitized by Google

aber machte ihm ein Zeichen, sich nicht zu erheben, bog sich zu ihm und sprach:

Die Stunde ist noch nicht gekommen, denn Lella Kheira kann nicht mitten in der Nacht aus dem Zelte ihres Vaters gehen. Aber mit Anbruch des Tages wird sie mit einer ihrer Frauen hinausgehn, um, wie gewöhnlich, in der nahen Quelle zu baden.

Und ein Blumen-Bouquet dem glücklichen Abd-el-Kader überreichend, fügte sie hinzu:

Hier sind drei Blumen, welche Lella Kheira an dem Flusse, wo sie Dir gestern begegnete, für Dich gepflückt hat. Die eine ist weiß, und bedeutet ihre Reinheit, die andere ist rosig, wie das Vergnügen, dessen Sinnbild sie vorstellt, und die dritte dunkel, wie die Nacht, als Zeichen des Geheimnisses.

Und ich werde meiner innig Geliebten eine Korallenperle, ein Stückchen Aloe und etwas Ambra anbieten, als Zeichen meiner Liebe, meiner Hoffnung und meines Glückes.

Und was wirst Du mir anbieten? sagte die Alte.

Abd-el-Kader griff in seinen Haik, warf ihr ein Goldstück zu und sagte:

Dir gebe ich dies, um Dir für die gute Nachricht zu danken, die Du mir überbracht hast, und Dich zur Verschwiegenheit aufzumuntern; denn wenn Du je die Worte wiederholtest, die Du von meiner künftigen Gattin hier ausgesprochen hast, so würde ich Deine Zunge hiermit verschließen.

Dabei zeigte er ihr den Stahl seines Dolches, der über dem Bette hing.

Die Alte nahm das Goldstück auf, und zog sich schweigend zurück, immer lächelnd und als Zeichen der Ehrerbietung rückwärts gehend.

Sogleich bei Anbruch des Tages begab sich Abd-el-Kader zur Quelle, wohin zu kommen Kheira nicht säumte. Sie war von einer Frau begleitet, welche sie in einiger Entfernung zurückließ. Als sie Abd-el-Kader bemerkte, schien sie einen Augenblick zu zögern; doch sogleich wieder entschlossen, gab sie ihm ein Zeichen, aus dem Dickicht von Johannisbrod-Bäumen, worin er sich versteckt, nicht heraus zu kommen, und näherte sich diesem Orte, während sie, wie aus angeborner Scham, sorgfältig ihren Haik völlig über sich zusammenzog. Als sie unter die Bäume getreten war, ergriff Abd-el-Kader begierig eine ihrer Hände und zog sie an seine Lippen. Sie wurde ihm ohne Widerstand von ihr überlassen, während sie ganz zitternd zu seinen Füßen niederkniete.

Sidi, sprach sie zu ihm, ich vertraue Dir mein Glück und mein Leben an. Denn wenn Du mich verstößest, nachdem ich Dich kennen gelernt, und es verschmähest, mich zur Gattin zu nehmen, so würde ich meine Schande nicht überleben können, und vielleicht würden meine Brüder die Schmach unserer Familie an Dir rächen.

Abd-el-Kader erwiederte lächelnd:

Fürchte Nichts, schöne Kheira, weder für Dich, noch für mich, denn ich liebe Dich; und ob meine Blicke gleich nur Deine Augen gesehen haben, so sagt mir doch mein Herz, daß Du schön bist.

Und wenn Dein Herz Dich getäuscht hätte, fragte Kheira furchtsam.

So mache mich sicher, Kheira.

Mit diesen Worten hatte Abd-el-Kader den Haik des jungen Mädchens zurückgeschoben, dessen vor Scham und Furcht erblaßtes Antlitz völlig sich zeigte.

Bei diesem Anblicke rief Abd-el-Kader:

Allah! Mahomet ist ein großer Prophet, und Du, Kheira, bist das schönste Mädchen der Erde.

Darauf schloß er sie in seine Arme und fügte hinzu:

Erhebe Dich, göttliche Huri, und laß in Deinem Anblick mich berauschen.

(Schluß folgt.)

Die beiden Parthenien.

Bei wandernden Bühnen kommen nicht selten höchst ergötzliche Ereignisse vor. So geschah ganz neuerlich bei einer solchen Folgendes, was wir hier ohne alle Ausschmückung wahrheitsgemäß erzählen. Es wurde nämlich Halm's „Sohn der Wildniß" gegeben und zwar zum Benefiz einer gastirenden Schauspielerin, der Madame C. Im dritten Akt, Scene 5, hat der Arctolage Samo die Worte zu sagen: „Das Weib hat ihn verhext." Sey es nun aus Malice oder aus Zufall, der diese Worte sprechende Künstler sagte: „Das alte Weib hat ihn verhext." Ueber diesen Zusatz, welcher von vielen Anwesenden im raschen Fluß der Vorstellung überhört wurde und wahrscheinlich unbeachtet geblieben wäre, gerieth Mad. C. in heftige Entrüstung, und da sie nicht gerade eine Erwiederung improvisiren konnte oder wollte, so machte sie ihrem Ingrimm durch ein krampfhaftes, ironisches und gar nicht enden wollendes Gelächter Luft, zog sich einen Augenblick hinter die Coulissen zurück, trat wieder hervor, lachte wieder, machte dabei allerlei unangenehme Mienen und Gebärden und trieb es so weit, daß die Vorstellung gestört war und man den Vorhang herunterlassen mußte. Unterdessen war auch das verehrungswürdige Publikum in Allarm gerathen und hatte sich, wie dies zu gehen pflegt, in Parteien gespalten, die schon mit einander zu kämpfen begannen. Da hob sich die Gardine wieder und hervortrat, mit hohem Ernste und feierlicher Miene, der Herr Direktor der wandernden Gesellschaft, im Costüm des Timarchen von Massalia, welche Rolle er selber an diesem Abend zu spielen hatte. Er hielt eine einfach schlichte aber inhaltsschwere Rede, worin er hervorhob, daß er durchaus nicht dulden werde, daß der Schauspieler die Achtung, die er dem verehrten Publikum schuldig sey, außer Acht lasse, daß Mad. C. ihre Rolle nicht weiter spielen dürfe, und daß schon alle Vorbereitungen getroffen seyen, um eine andere Parthenia das Stück zu Ende spielen zu lassen. Mit donnerndem Applaus wurde Hr. Direktor N. entlassen und Alles schien beruhigt. Bald aber gährte es von neuem, indem einige Verehrer der Mad. C. nur diese und keine andere sehen wollten, und indem sie laut riefen, sich an den Theaterzettel, auf welchen der Herr Direktor verpflichtet sey, halten zu müssen: „fortspielen, fortspielen!" — Der Direktor kehrte sich an diesen Ruf nicht und ließ Mad. R., die neue Parthenia, auftreten, welche nur mit Mühe dazu gelangte, einige Worte zu sprechen. Die Benefiziantin, Mad. C., erhaschte unterdessen einen günstigen Moment, drängte sich zwischen den Coulissen hervor, erhob ihre mächtige Stimme, behauptete sich ritterlich und führte in dieser Weise eine eben so rührende als ergreifende Scene herbei, die an's Hochtragische gränzte und bei der man gestehen mußte, daß Mad. C. und die sämmtlichen Mitwirkenden vielleicht noch nie mit so viel Natur und Wahrheit gespielt hatten. Endlich siegte die Macht des Gesetzes und der imponirende Einfluß des Herrn Direktors. Die Anhänger der Mad. C. mußten das Schlachtfeld räumen, und nachdem dies geschehen war, ging das Trauerspiel ruhig zu Ende, und Mad. R. blieb im ungestörten Besitz ihrer Parthenia. Lebhafter Applaus und Hervorrufung zum Schluß versteht sich ja von selbst. — Solche Intermezzo's ist man bei größeren Bühnen nicht gewöhnt und hält sie sogar für unmöglich, aber bei wandernden Truppen kommen sie öfters vor und machen die Darstellungen derselben pikant und kurzweilig.

Mannichfaltigkeiten.

(Esel und Eisenbahnpassagiere.) Der Verfasser der Reise-Erinnerungen in der Hamb. N. Ztg. erzählt folgenden schiedsrichterlichen Spruch eines Eckensitzers: Ein Gutsbesitzer in Ecke

Digitized by Google

wollte seiner kranken Schwägerin in Berlin eine Eselin franco auf der Eisenbahn schicken; aber die Offizianten hatten für dergleichen Fracht keine Taxe und wollten deßhalb besagten Esel nur unfrancirt mitnehmen, damit der Fahrpreis in Berlin bestimmt würde. Der Versender gab seine Einwilligung dazu. In Berlin angekommen, weiß man dort ebenfalls nicht, was die Eselin bezahlen soll, und folgt endlich dem Rathe eines Eckenstehers, der, zum weiteren Transport des Thieres ausersehen, die Verhandlungen mit angehört hatte und nun meinte: „I, der muß bezahlen, was die erste Klasse kostet, denn man sagt ja, wer in die ersten Klasse fährt, der ist ein Esel."

Ein preußischer Kommissarius mit einem Gensd'arm hatte einen Polen arretirt und sollte ihn auf der anhalt'schen Eisenbahn nach Magdeburg bringen. Auf einer Station steigt der Kommissarius aus und befiehlt dem Gensd'armen gemessenst, an der Thüre des Wagens Wache zu halten, aber nicht zu dem Herrn einzusteigen. Der Gensd'arm befolgt Das ganz genau. Die Pfeife tönt, der Wagen mit dem Gefangenen fliegt fort, der Gensd'arm steht unwandelbar fest und sieht dem Zuge nach. Zu spät stürzt der Kommissär herbei und bietet Summen für einen Extrazug; es ist keine Lokomotive zu haben. Im Wagen wird für den freien Polen gesammelt, und wahrscheinlich sitzt dieser jetzt in London und wartet auf seinen Kommissarius.

„Der malerische Rheingau und seine Umgebungen. Eine historisch-geographische Beschreibung von Adelheit von Stolterfoth. Mainz, bei C. G. Kunze." — Tausende von Reisenden pilgern jährlich an den Rhein. Die Schweiz und Italien ausgenommen, gibt es vielleicht keine Gegend, die häufiger besucht wird, als das prächtige Thal, welches der schönste europäische Strom von Mainz bis an das Siebengebirg durchzieht. Einem Theile dieser herrlichen Gegenden, dem Rheingau und dessen nächsten Umgebungen, ist die genannte Schrift gewidmet, und der Beschreibung seiner Naturschönheiten ist die seiner Geschichte, seiner Sagen und Denkmäler beigegeben. Die in der literarischen Welt rühmlichst bekannte Verfasserin weiß lebendig zu erzählen und anziehend zu schildern. Der reichhaltige Text ist mit vielen Stahlstichen geziert, wodurch das Werk zu einem werthvollen Album für den Reisenden wird, und es hat um so größere Verbreitung gefunden, als der wirklich äußerst billige Preis von 18 kr. per Lieferung die Anschaffung erleichtert. Das Ganze ist vollständig in zehn Heften erschienen und kostet mit Inbegriff einer topographischen Karte nur fl. 3. 18 kr. Wir glauben daher dem reisenden Publikum einen Dienst zu erweisen, wenn wir es auf dies interessante, gegen dreißig Stahlstiche einschließende und sehr geschmackvoll ausgestattete Werk aufmerksam machen.

(Wittenberg, 20. Juni.) Die schöne und würdige Feier des dreihundertjährigen Sterbetags unsers Doktor Martin Luther, am 18. Febr. d. J., rief auch unter Anderm den Wunsch hervor, diesem großen Gottesmann zu Ehren eine wohlthätige Anstalt zu errichten. Es hat sich zu diesem Zwecke ein Comité gebildet, welches in Wittenberg ein Waisenhaus, verbunden mit einer Armenschule unter der Benennung Luther-Stiftung, aus zu sammelnden milden Beiträgen zu gründen beabsichtigt. Se. Maj. der König hat bei seiner Anwesenheit zue gedachten Feier sich über dies Unternehmen höchst beifällig zu äußern geruht. Der Anfang ist bereits gemacht, denn außerdem, daß der Magistrat von Wittenberg eine namhafte Summe zu diesem Zweck zur Disposition gestellt hat, sind auch von auswärts bereits milde Beiträge eingegangen. Die zu begründende Anstalt soll sich nicht allein auf Wittenberg beschränken, sondern soweit als möglich ausgedehnt werden, und wäre es daher wohl zu wünschen, daß derselben von allen Seiten her der Segen reichlich zufließe.

(Weimar, 22. Juni.) Die hier unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters Hase errichtete Vorschußkasse, aus welcher unbemittelte Gewerbtreibende für ihr Geschäft bei angeblicher Verlegenheit Geld anleihen können, scheint sehr zu gedeihen und nützlich zu werden.

(Stuttgart.) Wie behauptet wird, sollen sich die auf unserer kleinen Eisenbahn angewendeten amerikanischen Locomotive sehr wenig gut halten, vielmehr meistens jetzt schon in einem ziemlich schadhaften Zustande seyn.

Die Oeffentlichkeit ist gegen die Wucherpest das beste Mittel. Würden nur alle Fälle so rund heraus erzählt, wie folgender, den die Ulmer Schnellpost mit der Bürgschaft veröffentlicht, sie woße die Namen der Betreffenden im Nothfall vor Gericht nennen: „Die unbemittelte Frau eines hiesigen Maurers hat zu Martini v. J. in großer Noth von einer Nachbarin gegen Versatz 47 fl. erborgt und sich dagegen verbindlich machen müssen, alle 14 Tage 3 fl. Zins zu zahlen. Einmal, als es ihr unmöglich war, den hohen Wucherzins erschwingen zu können und sie ihrer Gläubigerin nur $2\frac{1}{2}$ fl. sandte, verweigerte letztere die Annahme und bestand auf Ergänzung der noch fehlenden 30 kr. Bis jetzt hat die Frau 26 fl. Zins bezahlt, sieht sich aber bei der großen Theuerung außer Stand, für die Folge den Zahltag noch einhalten zu können, und sieht somit in Gefahr, am Ende auch noch ihr Versatzstück zu verlieren, wenn die Behörde nicht einschreitet."

(München, 23. Juni.) Gestern veranstaltete unsere Liedertafel im Vereine mit mehreren Musikern und Musikfreunden eine Sängerfahrt nach dem romantischen Starnberg. Der Anblick der mit Flaggen geschmückten Boote, welche die Sänger mit ihren Standarten und den bunten Fähnlein der Zugführer auf einer Spazierfahrt über den See trugen, war überaus malerisch und erigend; eben so die Evolutionen, welche die kleine musikalische Flotte mit navigatorischer Meisterschaft ausführte. In deren Mitte befand sich das große Admiralboot mit dem gewählten Kommandanten, welcher die Evolutionen leitete, und die Banner der Liedertafel, an deren oberen Spitze ein kleines Kanonenboot, aus welchem mit Böllern gefeuert wurde und ein anderes, auf welchem das Musikkorps der hier garnisonirenden Artillerie abwechselnd mit den kräftigen Gesängen der Liedertafel Musikstücke vortrug. Am Abend wurde die Rückreise eben so fröhlich angetreten, als sie am Morgen ausgezogen war.

Die „Kasseler Ztg." schreibt aus Fulda, 22. Juni: Die große Hitze, wie wir sie auf unserer Hochebene haben, bringt allerlei Krankheitserscheinungen und zuweilen schnelle Auflösung. Ein Fall der Art ereignete sich in diesen Tagen. Ein österreichischer Offizier machte die weite Reise hierher, um auf dem nächsten Orte einen Verwandten zu besuchen. Am Bestimmungsorte ausgestiegen, fiel er entseelt zu Boden. Die Leiche wurde hier unter allen Ehren zur Erde bestattet.

(Aus Oesterreich, 16. Juni.) Wir hören, daß der höhern Orts nach England abgeordnete und von dort zurückgekehrte österreichische Ingenieur sich für die Ausführbarkeit und die Zweckmäßigkeit einer athmosphärischen Eisenbahn über den Sömmering ausgesprochen habe, und man auch bald Hand an's Werk legen wolle; wenn sie [illegible] wird eine solche wohl auch über den [illegible]

terbrochen vom äußersten Süden bis zu den nördlichsten deutschen Häfen mit Dampf fahren können. Jetzt kann man dies schon von Cilly einerseits über Wien, Prag und von dort, mit Dampfboot über Dresden, Leipzig, Berlin nach Stettin, und andrerseits über Potsdam oder Magdeburg nach Hamburg. Einstweilen genießen wir schon jetzt in mannichfaltiger Beziehung die Vortheile dieser sich immer enger anschließenden Linien. Die Fahrt von Wien nach Prag (61 Meilen) wird jetzt von Morgens 6 bis Abends 9 Uhr zurückgelegt, und bald über Brünn noch schneller bewerkstelligt werden. Von Wien nach Triest, wozu man vor einem Monat noch 60 Stunden brauchte, gelangt man jetzt in kaum 40 Stunden, und bald dürfte noch kürzere Zeit erforderlich seyn, sobald die projectirte Courierpost von Cilly bis Triest im Gange seyn wird. Auf diese Weise erhält man jetzt schon die Briefe in Wien aus Triest, der Levante, Griechenland, Alexandria, Ostindien ꝛc. um einen Tag früher als vor vier Wochen, und wie viel ist nicht oft durch einen Tag gewonnen! Sowie nach Triest, ist auch der Curs in der Richtung nach Italien und Süddeutschland abgekürzt. Schade nur, daß nicht auch die Briefsendungen vom nördlichen Deutschland gleichen Schritt mit dieser Communicationsbeschleunigung halten.

Korrespondenz.

Fulda, 26. Juni.

Vor kurzem erzählte eine Nummer des Frankf. Journals ein Beispiel von Heldenmuth und Geistesgegenwart, die sich auch beim weiblichen Geschlechte finden. Ein Dienstmädchen nämlich habe in einem Hause zu Frankfurt einen berüchtigten Dieb, welcher daselbst einen bedeutenden Werth an Kostbarkeiten zu sich gesteckt hatte und eben damit entfliehen wollte, durch schnelle Verschließung des Zimmers gefangen. Die Vollbringerin dieser That ist ein Glied einer achtbaren Familie, die Tochter eines nunmehr verstorbenen kurf. hess. Revierförsters der Forstinspection Fulda, der durch seine Treue und Redlichkeit im Dienste sich die Zufriedenheit und Achtung seiner Vorgesetzten erworben hatte. Die Liebe, die ihm von Allen, die ihn kannten, im Leben erzeigt wurde, ist nach seinem Tode auch dessen hinterlassener zahlreicher Familie zugewendet worden, um so mehr, als sich die Kinder des Verstorbenen, welche seitdem zum Theil unter fremden Leuten Dienst nehmen mußten, sich in diesem ihrem Verhältnisse das Zutrauen ihrer Herrschaften zu erwerben strebten. Aus diesem Streben ging auch die That des in Rede stehenden Frauenzimmers hervor, welches, seinem Pflichtgefühle folgend, für das Eigenthum seiner Herrschaft selbst sein Leben so großmüthig in Gefahr setzte. Denn nach den auch bei den Verhören zu Protokoll gegebenen Erklärungen hat der Dieb, als ihn das beherzte Frauenzimmer ergriffen hatte und nicht loslassen wollte, dasselbe mehrmal an der Kehle gefaßt, um es zu erdrosseln, und nur der, ich möchte sagen, übermenschlichen Anstrengung des Mädchens gelang es, sich aus dieser Gefahr zu befreien und den Bösewicht den inzwischen herbeigerufenen Gensd'armen zu übergeben. — Jeder Herrschaft wäre wohl ein solches Frauenzimmer im Dienste zu wünschen, und jede erkenntliche Herrschaft würde es als ihre Pflicht ansehen, die Person, die ihr solche Dienste geleistet, nach Gebühr zu belohnen, nicht mit Geld, denn dieses reicht für eine That, bei welcher man sein Leben für Andere wagt, nicht aus, sondern mit anständiger Behandlung, die Kindern von guter Erziehung immer das Liebste bleibt und besonders geeignet ist, ein durch frühe Schicksalsschläge niedergebeugtes weibliches Gemüth zu erheben.

Kastel (gegenüber Mainz), 26. Juni.

In dieser Zeit der Vereine gibt es weder Stadt, noch Städtchen, das nicht zu guten Zwecken die früher zersplitterten Kräfte in einen wirksamen Brennpunkt sammelt. Auch unser gutes Städtchen ist nicht hinter dem Zeitgeiste zurückgeblieben. So besteht schon seit einigen Jahren hier ein Gesangverein, dessen Leistungen ausgezeichnet sind und auch bei dem jüngsten Sängerfeste die rühmendste Anerkennung gefunden haben. — Vor kurzer Zeit faßte ein schlichter Bürger zu Kastel den Gedanken, zur Unterstützung der Bedürftigen einen Kranken- und Steedeverein zu bilden. Dieser gemeinnützige Plan ist nun, besonders durch die Bemühungen des Hrn. Dr. med. Kloder, in die Wirklichkeit getreten, und ohne Zweifel wird der Verein unter Leitung seines wackern Vorstehenden, des Hrn. M. Busch, sich segensreich bewähren und gedeihliche Früchte bringen. Bei dieser Gelegenheit muß nicht unerwähnt bleiben, daß die edlen und thätigen Männer, die sich hierbei durch ihre Wirksamkeit auszeichneten, mit vielfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten; indessen ließen sie sich nicht durch die Hindernisse abschrecken, die ihnen Mancher bereitete, Mancher, der es nicht leiden mag, daß ein Vogel über Kastel fliegt, ohne daß ihm eine Feder davon zu Theil werde. Um so größeren Dank verdienen die Männer, deren edles Streben nur auf das Beste der ganzen Bürgerschaft gerichtet ist, und deren aufopfernde Thätigkeit niemals persönliche Zwecke im Hinterhalte hat.

Hanau, 23. Juni.

Der große neue Friedhof vor dem Nürnberger Thore hat nun bereits seine Vollendung erreicht und ist in der That recht geschmackvoll und befriedigend ausgefallen; besonders verdient die von dem Kunstgärtner Jäger bearbeitete Anlage allgemeines Lob. Dagegen sieht man aber zu dem Baue eines Leichenhauses keine Vorkehrungen treffen, obschon die Veraccordirung frühzeitig von dem Magistrate zur öffentlichen Concurrenz ausgeschrieben worden war, welche Verzögerung wohl ihren Grund in der noch nicht erfolgten Genehmigung höheren Orts haben mag. Wie nun die allgemeine Rede war, so sollte diese neue Ruhestätte schon mit dem Anfange Jun. d. J. der Bestimmung übergeben und durch eine feierliche Einweihung verherrlicht werden. Leider gingen aber diese Wünsche, welche das Publikum so gern gesehen hätte, nicht in Erfüllung, indem die nöthigen Einweihungsanstalten noch nicht vorbereitet waren, die durch die Negligenz mehrerer Personen abhingen. Jetzt ist aber der definitive Beschluß gefaßt, mit dem Anfange Juli d. J. die beiden alten Friedhöfe zu schließen und den neuen auf eine solenne Weise einzuweihen.

Y....

Offenbach, 26. Juni.

Als die erste Schiffsladung Bausteine für die deutschkatholische Kirche an den Ort ihrer Bestimmung gebracht wurde, wollte es der Zufall, daß zwei hiesige achtbare Bürger, welche seit mehreren Jahren in gespanntem Verhältniß zu einander standen, in der Dunkelheit einen Stein erfaßten, um ihn auf den Wagen zu laden. Ein Dritter bemerkte dies, trat hinzu und forderte sie auf, bei diesem gemeinschaftlichen Werk der Liebe allem Zwist zu entsagen und sich in Liebe zu vereinigen. Dieser Aufforderung wurde sofort durch eine herzliche Umarmung entsprochen. Ein Fuhrmann, der seiner Zeit den ersten Wagen Steine bei dem Bau der römischkatholischen Kirche gefahren, ließ es sich nicht nehmen, auch hier der erste zu seyn, der den gleichen Dienst leistete.

Charade.

(Dreisylbig.)

Man sieht so Viele eifrig ringen
Und oft die schwersten Opfer bringen
Dem ersten schönen Sylbenpaar,
Und doch nicht immer gibt's hienieden
Des Lebens Glück, des Lebens Frieden,
Es stellt sich oft sehr saumig dar.
Die letzte Sylb' bestimmt den Werth der Dinge,
Dem viel zu hoch, dem Andern zu geringe;
Doch wer mit Müh' und Fleiß sie hat errungen,
Dem ist die Arbeit wohl gelungen.
Heilsame Kräfte hat das Ganze,
Es blüht im dunklen Wald als Pflanze.

Crumbach. Schr.

Main-Wasserwärme: 28. Juni, Morgens, 8 Uhr: 15 Grad.
W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 28. Juni. (Neu einstudirt): Die Schwäbin, Lustspiel in 1 Act, von J. F. Castelli. Hierauf: Fritz, Ziethen und Schwerein, dramatische Scene in 1 Act, von L. Schneider. Zum Schluß (zum Erstenmale): Reich an Liebe, oder: Nur fünf Gulden, Lustspiel in 1 Act; nach dem Französischen: „Riche d'amour" der Herren Xavier, Duvert und Lauzanne, von Heinrich Börnstein.

Montag, 29. Juni. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Abth., Musik von Weigl.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 178. Dienstag, den 30. Juni 1846.

Liebe Abd-el-Kaders und der Lella Kheira.

(Aus der bei Fr. Weiß in Gruenberg in Schlesien erscheinenden Uebersetzung der Geschichte Abd-el-Kaders von A. de Lacroix.)

(Schluß.)

Die leidenschaftliche Bewunderung Abd-el-Kaders war nicht übertrieben und völlig gerechtfertigt durch Kheira's strahlende Schönheit. Die Blässe ihres Gesichts war plötzlich einer reizenden Röthe gewichen, welche die Freude und die glühenden Worte des jungen Arabers hervorgerufen hatte. Sie lächelte voller Liebe, und in ihren großen schwarzen Augen spiegelte sich das Entzücken ihrer Seele wieder. Sie hing fest an dem Halse ihres Geliebten, der sie trunken betrachtete, während ihr schöner Körper unter dem Gewichte ihres Glückes zu brechen schien. Ein Theil ihrer Brust war unbedeckt, und ihr geschlossenes Gewand verrieth die köstlichen Formen. Ihre Stirn strahlte vor Stolz, und von ihrem anmuthig zurückgebogenen Haupte flossen, wie die herabhängenden Zweige einer Trauerweide, die Fluthen ihres schwarzen Haupthaars bis zur Erde.

Nachdem sie sich mit einer Art stummer Entzückung lange betrachtet hatten, ließ Abd-el-Kader sie auf eine Rasenbank sich neben ihn setzen. Zu ihren Füßen rollte sanft der Fluß, und die aufgegangene Sonne senkte von dem Gipfel des Atlas tausende goldner Strahlen durch die Zweige des Dickichts, worin sie verborgen.

O, mein Gebieter, sagte endlich Kheira, ich bin stolz und glücklich über Dich, da jetzt Dein Blick, der mit Gefallen auf mir ruht, mich sicher gemacht hat; und mein Vater und meine Brüder werden auch auf mich stolz seyn, wenn sie erfahren, daß Du von den Töchtern der mächtigern Marabuts mich ausgewählt hast.

Sobald ich nach der Guatna zurückgekehrt bin, werde ich die Hand meines Vaters küssen, damit er um Dich bei Deinem Vater für mich anhalte; und wenn Beide den Preis für Deinen Besitz festgestellt haben, werde ich den Tag beschleunigen, wo ich Dir die goldene Kolkal anlegen darf, als Zeichen des Bandes, welches Dich für immer mit mir vereinigt.

Und ich werde von meiner Familie Abschied nehmen, um in Dein Zelt Dir zu folgen; und doch werde ich dann nicht weinen, denn den Gebieter, den mein Vater mir giebt, hatte mein Herz schon zum Gatten erwählt.

Deine Worte thun mir wohl, meine innig geliebte Kheira, und Deine Stimme ist süßer als der Morgenhauch, der von dem Rohr dort an der Quelle herüber lispelt.

Ich kenne Gesänge, welche die Traurigkeit verscheuchen und die Seele in süße Träumereien wiegen; ich werde sie singen für Dich . . .

Für Dich werde ich täglich in den Bergen jagen, und Deine Haare mit Strauß- und Bengalen-Federn schmücken.

Nein, bleibe lieber bei mir, um beständig mir zu sagen, daß Du mich liebst, während ich zu Deinen Füßen die Wolle unserer Heerden spinne, um Dir Burnus anzufertigen, weißer, als die Lilien, die in unsern Thälern wachsen.

Nein, Du sollst dreißig Frauen zu Deiner Bedienung haben, und auf Deinen weißen und rosigen Fingern soll das Hanna, das sie färbt, nie verwischt werden. Keine Arbeit soll Deine Hände härten oder unrein machen, täglich sollst Du Deine Schönheit in wohlriechendem Wasser baden, mit zierlichen Arabesken sollen Deine Arme immer bemahlt werden und Deine Seidenhaare in Locken auf Deine runden Schultern fallen, so daß sie eine duftende Wolke bilden, wenn ich an Deinem Busen ruhe und Deine Arme als ein Gürtel mich umfangen, glänzender und weicher, als die feinsten Gewebe. Aus Deinen Augen aber werde ich, wie aus zwei Quellen, Trunkenheit in langen Zügen ziehen, und wenn Deine Korallen-Lippen sich öffnen, fließen unsere Seelen in einander.

Mit diesen Worten drückte Abd-el-Kader Kheira stürmisch an seine Brust.

Bei einem leichten Geräusche, welches sich aus dem Dickicht vernehmen ließ, sahen sie sich zugleich um, und Kheira, welche schnell einen laubigen Zweig zurückbog, bemerkte in einiger Entfernung den weißen Saum eines Haiks, der von dem grünen Grunde der Blätter abstach.

Wir sind verloren, schrie sie erbleichend, man hat uns gesehen! Kehre schnell zu der Dich begleitenden Dienerin zurück, antwortete Abd-el-Kader, und sey nicht unruhig. Dann fügte er mit einem Lächeln, welches Kheira nicht begriff, hinzu: Wenn uns der Blick eines Menschen gesehen hat, so wird es doch seine Sprache nicht sagen können.

Kheira entfernte sich mit eiligen Schritten; Abd-el-Kader warf seinen Haik ab, nahm ihn unter den Arm und zog aus seinem Gürtel einen Dolch, welchen er zwischen die Zähne nahm, und schwang sich in das Dickicht. Sogleich entstand ein Geknister von Blättern und trockenen Zweigen, wie bei der Flucht eines durch eine Koppel aufgescheuchten Ebers. Abd-el-Kadel stürzte sich wie ein Pfeil nach dem Orte, wo das Geräusch der Blätter die Spur des unverschämten Zeugen verrieth, der seine Zusammenkunft mit Kheira belauscht hatte. Klein und schmächtig und eines Theiles seiner Kleidung entblößt, schlüpfte er leicht, wie ein Dammhirsch, durch die Zweige und durch das Gesträuch. — Eine mit Heidekraut bewachsene Steppe lag zwischen dem Dickichte und einem Gehölze, welches an dem Flusse hinauf sich erstreckte. Als Abd-el-Kader das Ende des Dickichts erreichte, sah er einen Mann eilig dem Gehölze zufliehen, welchen er nach seinem Gewande als einen Bewohner des Stammes Gharaba erkannte. Der Sohn des Marabuts der Haschem sprang auf, wie ein junger Tiger, und stieß ein drohendes Geschrei aus, so daß der Gharaber erschrocken sich umwandte. Aber vergeblich verdoppelte dieser seine Schnelligkeit. Durch seine Kleidung behindert, die abzuwerfen

Digitized by Google

ihm nicht Zeit geblieben war, hörte er immer näher den schnellen Fuß seines Feindes auf dem knirschenden Sande oder auf dem dürren Heidekraut, das knisternd zusammenbrach. Endlich unterschied er, als der Morgenwind schwieg, schaudernd den schnaufenden Athem des jungen Haschem, der ihn mehrere Male vergeblich stille zu stehn aufgefordert hatte.

Am Saume des Gehölzes wandte der Gharaber sich plötzlich in dem Augenblicke um, als Abd-el-Kader ihn mit einem heftigen Sprunge erreichte. Es war ihm endlich gelungen, sich seines Haiks zu entledigen, und er warf ihn über Abd-el-Kader, der mit erhobenem Arme nach ihm schlug. Der Schlag wurde von den Falten des Haiks aufgehalten, und Abd-el-Kader, den das Gewand am Sehen hinderte, wankte und fiel zur Erde. Der Gharaber erneuerte darauf seinen Lauf, und stieß ein Freudengeschrei aus. Aber Abd-el-Kader sprang schnell auf und setzte seine Verfolgung fort; mehr vor Zorn und Scham, als aus Ermattung bleich, zeigte er dem erschreckenen Gharaber den Dolch, den er in seiner Hand hielt. Dieser, von neuem gedrängt, schlug eine andere Richtung ein und eilte nach dem Flusse, wo hinein er sich stürzte, in der Hoffnung, daß sein Feind ihn dort zu verfolgen nicht wagen würde. Aber Abd-el-Kader warf sich nach ihm hinein, auf die Gefahr, an den spitzen Felsen sich zu zerschellen, die auf der Oberfläche des Wassers hervortauchten. Der Gharaber schwamm gut, doch verminderte die Furcht seine Kräfte, während die Abd-el-Kaders durch Zorn und Rache verdoppelt wurden. Schon wurde die von dem Gharaber getheilte Wasserfläche unmittelbar darauf von dem Haschem eingenommen, als jener in Verzweiflung und auf dem Punkte, erreicht zu werden, sich umwandte, und plötzlich unter dem erhobenen Arme seines Feindes untertauchte und verschwand. In demselben Augenblicke wurde Abd-el-Kader von dem Gegner von hinten gefaßt und sank unter. Einen Augenblick war das Wasser in Bewegung, dann wurde es nach und nach ruhiger, seine Oberfläche färbte sich mit schwachem Purpur — und Abd-el-Kader tauchte allein aus dem Strudel hervor. Sein Blick irrte einen Augenblick um sich herum, gleichsam um sich zu überzeugen, daß sein Feind nicht mit ihm heraufgekommen wäre. Dieser aber tauchte noch ein Mal auf und schwamm eine Zeitlang auf dem Wasser; doch war es nur noch ein Leichnam, der von der Fluth getragen und willkürlich fortgerissen wurde. Dann tauchte er für immer unter. Darauf gewann Abd-el-Kader, um dessen blasse Lippen ein thriumphirendes Lächeln spielte, mit Mühe das Ufer wieder.

Er nahm wieder denselben Weg, den er eben zurückgelegt, hob seinen Haik auf, welchen er beim Fallen verloren hatte, hüllte sich sorgfältig hinein und gelangte auf einem Seitenpfade wieder an sein Zelt.

Nachdem er eilig seine Kleider gewechselt hatte, bereitete er zu seiner Abreise Alles vor und nahm von Aly-Ben-Taleb Abschied. Als er aus dem Duare hinaustritt, traf er das Weib, welches Kheira zur Quelle begleitet hatte. Sie schien sich an den Weg gesetzt zu haben, um ihn zu erwarten, und Abd-el-Kader neigte sich gegen sie, ohne anzuhalten, und sprach: Verkünde Deiner Herrin, daß sie in ihrem Zelte, an mich denkend, ruhig schlafen kann. Die Augen, welche uns vereint gesehen haben, sind für immer geschlossen, und die Zunge, welche uns verrathen könnte, ist verstummt.

Nach diesen Worten spornte er sein Pferd an, das ihn mit Schnelligkeit forttrug.

Bei seiner Rückkehr nach der Guatna der Haschem stattete Abd-el-Kader seinem Vater von dem Erfolge der ihm anvertrauten Sendung Rechenschaft ab, und erzählte dann seiner Schwester seine Liebe zu Kheira. Er bat sie, die Zustimmung Zaharas zu seiner Verbindung mit der Tochter des Marabuts der Gharabas nachzusuchen, und diese gab nicht nur ihre Einwilligung, sondern erhielt auch die Mahhi-Eldins, der deshalb sogleich mit mehreren Dienern abreis'te um Kheira's Hand zu bitten.

Mistreß Aston.

(Magdeburg, 24. Juni.) Die während der letzten Zeit häufig in öffentlichen Blättern genannte Mistreß Aston, die vertraute Freundin des jungen Dichters Gottschall sowie des jetzt in Paris mit vielem Beifall aufgenommenen Pianisten und Componisten Franz Kroll, befindet sich seit kurzem nach ihrer erfolgten Verweisung von Berlin auf dem Schlosse Köpenick, zwei kleine Meilen von Berlin, bei einer ihr befreundeten Familie, also auf demselben Schlosse, das in den Jahren 1825 und 1826 eine Anzahl als Demagogen verhafteter Personen aus allen Ständen beherbergte. Diese junge Dame, die von ihren Freunden und Verehrern häufig, wenn auch sehr uneigentlich, die „deutsche George Sand" genannt wurde, ist die jüngste Tochter eines durch Charakter und Rang gleich ausgezeichneten protestantischen Geistlichen im Halberstädtischen. In fast ländlicher Stille und Zurückgezogenheit erzogen, zeigte sich bei ihr der Hang zum Excentrischen, Romanesken und Abenteuerlichen erst, als sie in ihrem 19. Lebensjahre dem wohlhabenden Besitzer einer Maschinenfabrik in Magdeburg, Samuel Aston, einem Engländer, die Hand reichte. Durch ihre Schönheit, ihren natürlichen Verstand, ihren Witz und den Luxus, den sie, und mit Geschmack, um sich zu verbreiten wußte, zog sie nicht nur in Magdeburg, sondern auch in den größten Städten Deutschlands und in den Bädern, die sie in Begleitung ihres Gatten besuchte, die Augen der Männerwelt auf sich, und zwar zu des Gatten nicht geringem Verdrusse. Es erfolgten durch die Eifersucht desselben manche heftige häusliche Scenen, die endlich durch gerichtliche Trennung des Paares ihren Schluß fanden. Doch nach zweijährigem Getrenntseyn wurde zuerst eine Versöhnung und dann sogar eine Wiederverheirathung der Geschiedenen eingeleitet, aber nur, um nach kurzem Zusammenleben eine abermalige gerichtliche Trennung herbeizuführen.

Reich an den mannichfachsten Erlebnissen und Abenteuern waren für Mistreß Aston die Jahre der Ehe wie der Trennung, und gewiß wird sie das Publikum einst mit einer Schilderung dieser Periode ihres vielbewegten Lebens beschenken. Nach ihrer zweiten Scheidung von Hrn. Aston verweilte sie nebst ihrer kleinen, aus der zweiten Ehe mit demselben entsprossenen Tochter zuvörderst an mehreren kleinen Orten im Dessauischen und Preußischen, und endlich kam sie nach Berlin, wo sie bald in den bekannten Kreisen Zutritt erhielt, wo jene suboersiven Tendenzen, jene krankhafte Richtung der Ansichten von Emancipation der Frauen, jene Ideen von Schädlichkeit, ja Unmoralität der Ehe, wo Deismus, Atheismus, Communismus und wie alle die traurigen Auswüchse einer Art moderner, sogenannter Philosophie heißen mögen, sich Geltung verschafft hatten. Hier in Berlin war es, wo nach den Berichten öffentlicher Blätter Mistreß Aston, ganz consequent mit ihren Ansichten, in Begleitung einiger gleichgesinnter Damen und deren Freunde in den bayrischen Bierstuben Grog und Bier trank und, Cigarren rauchend, in wilder Lieder Chorus einstimmte; wo der damals in Berlin lebende junge Dichter Gottschall seine Gedichte unter dem Titel: „Madonna und Magdalena, zwei Liebes-Dithyramben", an sie richtete und ihr widmete; wo sie durch die Hauptstraßen der Residenz in Männerkleidern, Sporen an den Stiefeln, die Reitpeitsche in der Hand, die brennende Cigarre im Munde und einen Hut mit einer Straußfeder auf dem Kopfe, promenirte.

Es konnte nicht fehlen, daß man von Seiten der Polizei auf diese eben so seltene als seltsame Erscheinung aufmerksam wurde.

Digitized by Google

Ihre Verhältnisse, ihre politischen, religiösen und socialen Ansichten wurden Gegenstände näherer Nachforschung, deren endliches Resultat eine förmliche Verweisung der Mistreß Aston aus der Residenz war, weil sie, wie es in dem Rescripte heißt, im Atheismus befangen sey und ihre freien Ansichten über Ehe die bürgerliche Ordnung in der Residenz gefährdeten. Daß die Verweisung durch anonyme, an den Polizeipräsidenten von Puttkammer und, als diese fruchtlos blieben, selbst an den König gerichtete Briefe unmittelbar hervorgerufen sey, ist eine Behauptung, die Mistreß Aston schwerlich würde beweisen können; doch steht fest, daß sie mehrere Unterredungen mit Hrn. von Puttkammer hatte, in denen sie ihre Ideen über Religion, Ehe und namentlich über Emantipation der Frauen mit seltener Naivetät zu Protokoll gab. In Folge dieser Unterredung nun erhielt sie am 1. März die Weisung, Berlin zu verlassen und nie dorthin zurückzukehren. Hierauf kam sie bei dem Minister von Bodelschwingh um Widerrufung dieser Verfügung ein und hatte sogar eine persönliche Audienz bei demselben, erhielt aber am 25. März aus dem Ministerium des Innern die Verfügung, es müsse bei der Verweisung bleiben, indem es im Interesse des Staats liege, den Emantipationsideen der Frauen Einhalt zu thun. Endlich wendete sich Mistreß Aston direkt an den König, aber, wie vorauszusehen war, mit gleich ungünstigem Erfolg. Ihre Verweisung aus Berlin wurde nicht nur bestätigt, sondern das Polizeipräsidium wendete sich auch im Auftrage des Ministers des Innern an das Vormundschaftsgericht zu Burg, dem jetzigen Aufenthaltsort ihres geschiedenen Gatten, und trug darauf an, ihr die Erziehung ihrer Tochter zu nehmen und das Kind dem Vater anzuvertrauen, weil anzunehmen sey, sie werde dasselbe in ihren irreligiösen ꝛc. Ansichten erziehen. In der That hat das Vormundschaftsgericht jetzt Mistreß Aston aufgefordert, ihre Tochter dem Vater gütlich zu überliefern, ein Verlangen, dem sie aber nicht entsprochen hat, weßhalb ein Prozeß gegen sie eingeleitet ist.

Was die literarische Thätigkeit der Mistreß Aston betrifft, so hat sie, unterstützt, ja, mit thätigster Beihülfe ihrer literarischen Freunde — denn ihr mangeln die Grundlagen einer wissenschaftlichen Bildung — einen Band Gedichte unter dem Titel: „Wilde Rosen" drucken lassen. Es erhielten diese Gedichte die Druckerlaubniß im Manuscripte von Seiten eines Berliner Censors, wurden aber, als 700 Exemplare bereits gedruckt waren, mit Beschlag belegt und in Preußen verboten. Beendet hat sie ferner im Manuscript einen komischen Roman: „Der schwarze Prinz", und einen ernsten: „Drei Tage aus dem Leben einer Frau." Gegenwärtig schreibt sie eine Broschüre über ihre Verweisung aus Berlin, die sie vor dem Publikum rechtfertigen soll und die demnächst erscheinen wird.

Es ist wahrlich betrübend, daß das Leben dieser talentvollen, geistreichen, für alle äußern Eindrücke — schlimme wie gute — so ungemein empfänglichen jungen Frau durch ganz eigenthümliche, traurige, aber von ihr weniger verschuldete Verhältnisse eine Richtung erhielt, die sie bereits unglücklich gemacht hat, obgleich sie äußerlich Frohsinn und Unbefangenheit heuchelt, und die sie voraussichtlich später noch viel unglücklicher machen wird. Ohne jene Verhältnisse wäre sie sicherlich der Stolz ihrer geachteten Familie, ja die Zierde ihres Geschlechts geworden, dessen Sphäre sie jetzt verlassen hat, um in maßlosen excentrischen Ideen und romanesken, verkehrten und überspannten Lebensansichten sich zu ergehen, die ihr jetzt bereits ihre Existenz verleiden und einst wohl gar sie einem rettungslosen Untergange zuführen. (D. A. Z.)

Mannichfaltigkeiten

(Lübeck, 20. Juni.) Unsere Liedertafel beabsichtigt im nächsten Jahre nicht ein hanseatisches, auch nicht ein deutsch-skandinavisches, sondern ein allgemein deutsches Sängerfest in unsern Mauern zu veranstalten. Sie hat einen darauf bezüglichen Antrag an den sogenannten norddeutschen Sängerbund, welchem außer ihr die holsteinischen, hamburgischen und hannoverschen Liedertafeln an der Niederelbe angehören, erlassen. Auf dem diesjährigen Harburger Liederfeste, das Mitte Juli gefeiert wird, soll über den Antrag entschieden werden.

Hatte sich die Kölner Zeitung in ihren Festberichten gelinde blamirt, so blamirt sie sich jetzt derb. Sie ist über „die bittersten Bemängelungen" (ein schönes Wort!), die allenthalben laut werden, sehr ungehalten, nennt die Klagen die unwahrsten und ungerechtesten und erklärt vornehm: „Wir werden uns mit diesen durchaus kleinlichen Tadlern in einen kleinlichen Streit gewiß nicht einlassen." Sehr brav! Schweigen ist Gold in gewissen Fällen. (Mainz. Unterhaltungsbl.)

(Erklärung.) Die zweite Replik aus M — ch kann keine Aufnahme finden; eben so werden weitere Berichte über das deutsch-vlaemische Sängerfest in Köln nicht beachtet, da diese Angelegenheit in unserem Blatte bereits von beiden Seiten ausführlich besprochen wurde und ein dritter vermittelnder Bericht zur Insertion noch vorliegt.

Korrespondenz.

Vom Taunus, 16. Juni.

Die außerordentliche Thätigkeit, welche gegenwärtig in Preußen den religiösen Angelegenheiten gewidmet wird, der Standpunkt, von welchem aus man die Bildung der deutsch katholischen Gemeinden betrachtet, überhaupt die Richtung, welche theilweise in Glaubenssachen befolgt wird, gibt der Frage, welches Interesse der Staat an den religiösen Angelegenheiten nehmen müsse, eine zwar nicht neue, aber gerade jetzt überaus große practische Bedeutung. Es ist nicht zu verkennen, daß das allgemeine Urtheil entschieden für gänzliche Gleichstellung wenigstens aller Bekenner des christlichen Glaubens in allen Rechten, für gänzliche Scheidung der Glaubenssachen von dem staatsbürgerlichen Verhältniß, gegen die Einmischung des Staats sowohl, als gegen ein überwiegendes Kirchenregiment sich ausspricht. Wenn auch die jetzt über die Beschlüsse, die nach Abhaltung der preußischen Reichssynode erfolgen möchten, schwerlich auch nur eine Vermuthung mit Grund sich äußern läßt, so hat doch schon die Weise der Zusammensetzung vielfach ungünstige Stimmen laut werden lassen, ja es erfährt sogar der Eifer überhaupt, welcher den kirchlichen Dingen gewidmet wird, eine billigende Anerkennung nicht. Neben der Befürchtung, daß eine die Glaubensfreiheit beeinträchtigende Richtung eingeschlagen werden könne, beklagt man die Ausschließung der Gemeinden von der Berathung, vorzüglich, da auch das Dogma zur Sprache kommen solle und von einem Dogma die Rede sey, welchem schon die ausgesprochene Ueberzeugung Vieler und die innere Ueberzeugung noch weit Mehrerer nicht mehr entspreche. Entschieden äußert sich die Meinung, daß es am wenigsten an der Zeit sey, Normen über die Auslegung der christlichen Lehre aufzustellen, welche die freie Forschung derselben. Man erklärt es für einen Widerspruch, daß, während der Justizminister v. Savigny bis zur heutigen Stunde den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung in bürgerlichen Rechtssachen bestreite, der Cultusminister eine Synode versammle, auf welcher unter Anderm Bestimmungen über die Auslegung unserer Religionsquellen, also eine Religionsgesetzgebung erfolgen solle, die doch so erhaben über jener stehe, daß wie über die Wahrheiten der Religion, außer der Vernunft eines Jeden, keine menschliche, sondern nur eine göttliche Offenbarung anerkannten. So kamen die Berufenen, begleitet von täglich sich mehrenden Verwahrungen gegen die Geltung derselben als Vertreter der Gemeinden, von Bittern um freiere Gestaltung der Kirche, um Freilassung der Forschung nach den Quellen, die wir haben. — Die deutsch-katholischen Gemeinden, Tausende von Bürgern, welchen der Staat als Unterthanen keinen Vorwurf macht, wollen Gott nach christlicher Weise verehren. Noch ist ihnen das Recht, in Kirchen ihren Gottesdienst zu halten, nicht eingeräumt, noch gerathen sie nicht überall die bürgerlichen Rechte ungeschmälert. Was kann es, fragt man, für ein Nachtheil für den Staat seyn, daß sie den Papst nicht als Oberhaupt die Ohrenbeichte und die Fasten nicht für ein Gebot halten und nicht zu Reliquien wallfahrten? — Um dir Glau-

Digitized by Google

densfreiheit wird auf dem Feld der Wissenschaft nicht mehr gestritten, dort tritt kein Gegner mehr auf. Auch die civilisirten Staaten zwingen direct nicht mehr zu einem Glauben oder zu dem Vorgeben eines Glaubens. Aber noch haben Glaubensbekenntnisse, denen man die Eigenschaft als christlicher Glaube nicht abspricht, die man auch nicht für dem Staate gefährlich erklärt, eine Schmälerung der Staatsbürgerrechte zur Folge; noch erklärt man eine Kirche für die Staatskirche, noch hält man die Verschlingung des Glaubens, der Unterschiede unter christlichen Religionsbekenntnissen mit dem Staatsbürgerverbande fest. Und dennoch kann nur nach Lösung dieser Verschlingung der Staat auf seinem eigenen Boden gegen die Erschütterungen festgestellt werden, die die Verbindung der beiden von Grund aus verschiedenen Elemente verursacht. Der Schutz des Rechts kann nur, und ewig nur, von dem Staate gewährt werden. Die geringste Verletzung des Rechts verletzt den Staat und ist von ihm aufzuheben. Die Erziehung des Einzelnen liegt dem Staat nach der Periode der entwickelten rechtlichen und individuellen Freiheit nicht mehr ob; hier tritt er zurück und schützt nur Recht und Sitte; die Erziehungsmittel, die er bietet, können benutzt oder mit selbst gewählten vertauscht werden. Das Recht, das Element des Staates, ist stätig; was heute recht ist, ist es in Ewigkeit. Die Geistesentwickelung und ihr Höchstes, die Gestaltung der religiösen Ideen, ist ein Wandelbares; stätig ist nur ihre Veränderung. Diese Ideen sind von Anbeginn der Menschheit am weitesten auseinander gegangen, und nicht nur im Lauf der Zeiten haben hier unendliche Umwandlungen stattgefunden, sondern auch unter den Lebenden herrscht gleiche Verschiedenheit. Es geht diese Entwicklung nur allmälig und nur nach längeren Zeiträumen erkennbar vor sich; gerade dieses macht es möglich, diesen Gang sich selbst zu überlassen. Die Einmischung des Staates bringt es im Gegentheil mit sich, daß die Einzelnen, auch wenn von ihrem bisherigen Glaubensbekenntniß ihre Ueberzeugung sich trennt, dennoch zögern, es äußerlich aufzugeben, bis in geschlossenern Massen ein Austreten aus dem kirchlichen Verbande entsteht, was natürlich nicht ohne Aufregung geschieht. Dazu trägt noch eine andere, derselben Quelle entspringende Ursache bei. Das Zurückdrängen der Einzelnen in ihre Kirche, deren Bekenntniß nicht mehr das ihrige ist, häuft in dieser eine ungleiche Masse an; solche, die dem Glauben aufrichtig anhängen, solche, deren Ueberzeugung eine andere geworden, solche endlich, die gar nicht das Bewußtseyn eines Glaubens haben, sind in den Kreis derselben Gemeinde gebannt. Ist der Fortschritt dahin gediehen, daß ein Theil auch äußerlich heraustritt, so findet dieser Gegner hinter sich und Hindernisse vor sich, und der Kampf beginnt. Wenn die Hindernisse, welche die Austretenden bei dem Schritt über die Gränze anterffen, wegfallen, der Staat, wie er soll, auf den Schutz des Rechts und der Sitte sich beschränkt, so ist dem Streit zwischen den Bleibenden und Fortziehenden seine Gefahr benommen. Der weltliche Arm mit seinen Waffen brachte von jeher die Gefahr in den Streit, immer zugleich eine Gefahr für den Staat. Welche Wunden sind ihm in solchen Kämpfen geschlagen worden, Wunden, an denen er Jahrhunderte lang siechte! Welche Erschütterungen haben die Staaten auf sich selbst geleitet, wenn sie in das ihnen fremde Getümmel sich mischten, wenn sie eindrechende Gebäude auf fremdem Boden halten wollten! — Wir sehen seit Jahren in einem großen Staate die Glaubensfreiheit zur vollen Geltung gelangt; die Erfahrung hat ihm Recht gegeben. Es hätte Deutschland geziemt, sich den Vorrang nicht nehmen zu lassen; hoffen wir, daß in dem Vaterlande der Reformatoren die Weisheit der Staatenlenker bald der Unduldsamkeit ein Ziel setzen werde, der so manches Opfer schuldlos und nutzlos gefallen ist. Das Voraussagen zukünftiger Dinge ist schwer, aber wenn irgendwo, so ist hier der Fall, „wo die Schatten, welche die Gegenwart in die Zukunft wirft, die Dinge erkennen lassen, die kommen werden." Kommen wird sicher die Glaubensfreiheit und die Zeit, wo Friede seyn wird und einerlei Recht allen Bürgern, die des Staates Gesetze achten, und wo dieser die Gränze ehren und wahren wird, die sein Recht und seine Macht scheiden von dem Gebiet des Glaubens, über den nur Der richtet, der das Innere prüft.

Gießen, 27. Juni.

In der Didaskalia vom 20. Juni theilte ein Korrespondent aus Darmstadt mit, daß die Identität des Chinoidins mit dem Chinin keineswegs zuerst in dem chemischen Laboratorium zu Gießen, sondern schon vor etwa zwei und einem halben Jahr von dem Hofapotheker Dr. Winkler in Darmstadt mit Bestimmtheit erwiesen worden sey, wie sich dieses aus einer vor zwei Jahren im Lehrbuch der Pharmacie gedruckten Abhandlung zur Genüge ergebe. Erlauben Sie mir, diese irrige Behauptung auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Es dürfte wohl Jedermann, auch ohne chemische Kenntnisse zu besitzen, sich die Ueberzeugung verschaffen können, daß der Zucker aus dem Zuckerrohr und der aus Runkelrüben, oder der reine Weingeist aus Wein und der aus Kartoffeln dargestellte identisch in ihren Eigenschaften sind, und die Folgerung, daß diese Substanzen eine identische Zusammensetzung besitzen, bedarf in Fällen einer so vollkommenen Uebereinstimmung auch in der Chemie keiner weiteren Beweise mehr. Schwerlich dürfte aber Jemand durch die bloße Vergleichung der Eigenschaften des arabischen Gummi's und des Rohrzuckers zu dem Schlusse gelangen können, daß auch diese beiden Körper, die sich so sehr von einander unterscheiden, eine identische Zusammensetzung besitzen, und doch ist dies ganz zweifellos bewiesen worden. Es versteht sich ganz von selbst, daß dieser Beweis nur durch die feinste und genauste Analyse geführt werden konnte, und demjenigen Chemiker gehört die Entdeckung dieser Identitäten, welcher zuerst mit der Wage in der Hand gezeigt hat, daß gleiche Gewichte Zucker und Gummi die nämlichen Elemente in denselben Gewichtsverhältnissen enthalten. Eine Entdeckung dieser Art kann ihrer Natur nach durch einen Vernunftschluß nicht gemacht werden, eben weil es eine durch die Experimentirkunst festgestellte Thatsache ist, die auf keinem andern Weg wie auf dem der Analyse erworben werden kann. — Das Chinoidin steht, was seine Zusammensetzung anbelangt, zum Chinin in einer ganz ähnlichen Beziehung wie das Gummi zum Zucker, oder wie der letztere zu dem unkrystallisirten oder Fruchtzucker; ihre Eigenschaften und Verbindungen sind einander sehr unähnlich und nur durch die chemische Analyse konnte der Beweis geführt und die Behauptung begründet werden, daß ihre Zusammensetzung vollkommen gleich ist. Dieses Letztere ist in dem hiesigen chemischen Laboratorium geschehen, während aus der von Dr. Winkler zu seinen Gunsten citirten Abhandlung sich auf das Ueberzeugendste ergibt, daß er sich mit der chemischen Annalyse des Chinoidins gar nicht beschäftigt hat. Man wird hiernach die Ansprüche des Hrn. Dr. W. in Beziehung auf seine Beweisführung der Identität des Chinoidins mit Chinins beurtheilen können.

Literatur.

Drei und zwanzig Predigten beim deutsch-katholischen Gottesdienste zu Leipzig, Dresden, Dahlen, Chemnitz, Annaberg und Glauchau gehalten von Dr. Eduin Bauer, Pfarrer in Dresden. Meißen, bei Klinkicht und Sohn, 24 Ngr.

Wir glauben, den Freunden des Fortschritts einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie durch folgenden kurzen Bericht auf die obgenannten Predigten aufmerksam machen. Sie sind sämmtlich auf das geläuterte, vernünftige Christenthum basirt, wie es von dem Verfasser des „Urchristenthums" nicht anders zu erwarten steht — Wenn diesen Predigten schon eine seltene Kürze und Deutlichkeit zur Empfehlung dient, so hoffen wir auch, daß ihnen Geist, Leben, Kraft und Wahrheit, im Gegensatze zu den häufig langweiligen kirchlichen Vorträgen, nachgerühmt werden wird. Den Freunden der Finsterniß werden sie freilich ein Greuel seyn, und die Anhänger des sächsischen Volksblattes werden mit Schrecken gewahr werden, daß ihr Beten, Dr. Bauer möge seinen Unglauben erkennen und sich bekehren, wozu das Volksblatt aufforderte, bis jetzt nichts gefruchtet hat.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 175.

Bleiche, Leiche, Eiche.

Main-Wasserwärme: 29. Juni, Morgens, 8 Uhr: 16 Grad.

W. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 29. Juni. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Abth., Musik von Weigl.

Dienstag, 30. Juni. Das bemooste Haupt, oder: der lange Israel, Lustspiel in 4 Abth., von R. Benedix. (Gastrolle) Aldorf: Hr. Guntau, vom Stadttheater zu Augsburg.

Redacteur: J. F. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google